
Princeton University Library
32101 064062159




Dei
Sub Numine
Viget



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND X · 1916



VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.

II. Abhandlungen und Mitteilungen.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 1 1. OKTOBER 1915

Der Kampf um die Dardanellen.

Von Karl Bahn.

Mit einer Karte.

(Z) Der Kampf um die Dardanellen ist sowohl militärisch wie politisch einer der spannendsten Vorgänge dieses Krieges.

Militärisch, weil sein Ausgang die Entscheidung darüber bringen wird, ob eine von Natur so außerordentlich begünstigte Küstenbefestigung, wenn sie gut verteidigt wird, dem Angriff einer großen modernen Flotte zu widerstehen vermag; politisch, weil keine der Erwartungen und Berechnungen, die an dieses Unternehmen geknüpft worden sind, in Erfüllung gegangen ist, und weil man sich nicht vorstellen kann, wie der Jahrzehnte alte Gegensatz der Verbündeten wegen Beherrschung der Dardanellen überbrückt und die widerstrebenden Interessen ausgeglichen werden könnten.

Anlaß zu diesem militärisch höchst gewagten Unternehmen war die Notwendigkeit, die Dardanellen für den Verkehr des Dreiverbandes zu öffnen, um das russische Getreide, das für eine englische Anleihe verpfändet war, auszuführen, und um Rußland mit Waffen und Munition zu versorgen, die es so dringend benötigt, aber auf anderem Wege kaum oder nur unter sehr großen Schwierigkeiten und Zeitverlusten erlangen kann. Die Öffnung der Dardanellen ist auch für die Verwertung der rumänischen Ernte von entscheidender Bedeutung. Wäre sie durch die Dardanellen zu verschiffen, so fiel sie dem Dreiverbande zu und war den Zentralmächten entzogen. Jetzt kann sie nur diesen zufallen, weil sie auf dem Landwege ausgeführt werden muß.

Neben diesem Anlaß war ein Hauptzweck, die noch immer zögernden neutralen Staaten, Rumänien, Bulgarien, Griechenland und Italien, die alle an dem zukünftigen Besitz von Konstantinopel und den Meerengen hervorragend interessiert sind und zum Teil selbst diesen Besitz erstreben, an die Seite des Dreiverbandes zu zwingen. Auf die Erfüllung dieser Erwartung war das ganze Unternehmen augenscheinlich aufgebaut, denn sonst wäre es unverständlich, wie es mit so völlig unzulänglichen Mitteln hätte begonnen werden können. In erster Linie war auf die Unterstützung der Flotte und eines Landungsheeres Griechenlands gerechnet, die auch gewährt worden wäre, wenn nicht der König im letzten Augenblick eingegriffen hätte. Daneben war der Vormarsch der Bulgaren von Westen her über die stark befestigte Linie von Adrianopel—Enos unmittelbar auf Konstantinopel gedacht. Dadurch wären bedeutende türkische Kräfte gefesselt und dem Kampfe auf Gallipoli entzogen worden.

Alle diese politischen Hoffnungen und

Geschlossen am 15. August.

Berechnungen sind bis jetzt, sechs Monate nach Beginn des Kampfes, unerfüllt geblieben. Die Dardanellen sind dem Dreiverband verschlossen, und jegliche militärische Hilfe ist bisher ausgeblieben. Denn die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn kann als eine Folge des Kampfes um die Dardanellen nicht aufgefaßt werden. Sie war lange vorher geplant und vorbereitet. Den Verbündeten war sogar ihr Zeitpunkt im voraus bekannt. Eine unmittelbare Unterstützung des Kampfes um die Dardanellen könnte Italien wegen der ungeheuren Schwierigkeiten, die es an der italienisch-österreichischen Grenze gefunden und nach seinen schweren Verlusten, nach rein militärischen Grundsätzen beurteilt, jetzt weniger denn je gewähren. Wenn es anscheinend nun doch seinem militärischen Interesse zuwider in diesen Kampf eingreifen wird, so weicht es dem goldenen Druck Englands.

Politisch ganz besonders interessant ist der Gegensatz zwischen Rußland und England, wem die tatsächliche Herrschaft über die Dardanellen zufallen soll.

Rußland will unter allen Umständen den Besitz von Konstantinopel und die völlig uneingeschränkte Herrschaft über das Schwarze und das Marmarameer und über Bosporus und die Dardanellen als Siegespreis heimbringen, um seiner Ausfuhr eine das ganze Jahr offene Durchfahrt zu gewinnen. Die russischen Zeitungen erklären offen, daß nach den bisherigen Niederlagen die Fortsetzung des Krieges nur noch den Sinn und einzigen Zweck habe, Konstantinopel zu gewinnen. Durch die Erfüllung seiner Forderungen wird Rußland Mittelmeermacht und Gegner Englands im Mittelmeer, das dort die Oberherrschaft seiner Kolonien wegen behalten will. Deshalb sucht England schon jetzt das spätere Auftreten Rußlands im Mittelmeer mit allen Mitteln zu verhindern oder wenigstens zu beschränken. Zu seiner Sicherung hat es zuerst die drei bzw. etwa 13 — 80 — 23 Kilometer von der Dardanelleneinfahrt entfernt liegenden Inseln Imbros, Lemnos und Tenedos besetzt, die wegen dieser ihrer Lage ein unentbehrlicher Stützpunkt für das Dardanellenunternehmen sind, obwohl sie ihrer Größe und Beschaffenheit nach — es fehlt an ausreichendem Trinkwasser — für eine große Flotte und ein großes Landungsheer nicht ausreichen. Imbros und Tenedos sind noch türkisches Eigentum, Lemnos ist aber Griechenland zugesprochen und stand unter griechischer Verwaltung. Trotz der Neutralität Griechenlands hat England, das angeblich für den Schutz der Neutralität kleiner Staaten den Krieg begonnen hat, diese Insel besetzt und den Einspruch Griechenlands abgewiesen. England wird diese drei Inseln ohne starken militärischen Zwang nie und nimmer wieder herausgeben, denn sie beherrschen durch ihre Lage die Dardanellenausfahrt so vollständig, daß der Besitz von Konstantinopel für die Russen völlig wertlos ist, wenn diese Inseln sich in Englands Hand befinden, weil es die Aus- und Einfahrt undurchdringlich sperren kann. Sie haben für die Dardanellen dieselbe Bedeutung wie Helgoland für die Elbe. Später hat England dann noch, den Einspruch Griechenlands ebenfalls nicht achtend, die griechischen Inseln Mytilene und Chios besetzt. Es hat sich also im östlichen Mittelmeer so zweckmäßig festgesetzt, daß auch Konstantinopel und die Dardanellen in russischer Hand seiner Oberherrschaft daselbst nicht gefährlich werden können.

Nun wird zwar über den dauernden Besitz von Konstantinopel nach dem Kriege nicht dort an Ort und Stelle, sondern auf den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen entschieden. Immerhin könnte die Bezwingung der Dardanellen und die Eroberung Konstantinopels durch den Dreiverband die Friedensverhandlungen recht erheblich erschweren. Ohne Einfluß auf dieselben würde ein solcher Erfolg keinesfalls bleiben. Deshalb ist von ganz besonderem Interesse, an der Hand der vorhandenen Kampfmittel die Aussichten dieses Erfolges abzuwägen, ohne dabei zu vergessen, daß der schließliche Ausgang des Kampfes nicht allein von den Kampfmitteln, sondern vielmehr von dem Geiste der Truppe und von der Führung bedingt wird. Beide sind nach den bisherigen Ergebnissen und Erfahrungen vorzüglich. Die Kampfmittel aber verleihen dem Verteidiger ein entschiedenes Übergewicht über den Angreifer.

I.

Der englische Admiral Lord Fisher, bisher erster Lord der Admiralität, hat vor Jahren in einer Denkschrift die Dardanellen wegen ihrer einzigartigen Gestaltung als fast uneinnehmbar bezeichnet, weil in der ganzen Meeresstraße jede Entwicklung einer feindlichen Flotte ausgeschlossen sei. Nichtsdestoweniger sollte er jetzt seine Zustimmung zu dem Angriff auf die Dardanellen gegeben haben, wie Churchill auf eine Anfrage im Unterhause versicherte. Nicht lange nach dieser Erklärung Churchills wurde das Zerwürfnis zwischen beiden, das zu der Krisis des Kabinetts führte, offenkundig. Erst spätere Tage werden es klar werden lassen, ob und inwieweit dieser Widerspruch der Anlaß dazu gewesen ist. Es ist schwer verständlich, wie ein umsichtiger Admiral, der als bedeutender Fachmann gepriesen wird, zu einem so mangelhaft vorbereiteten und mit so unzureichenden Kräften begonnenen Angriff auf eine Befestigung, die er selbst für fast uneinnehmbar bezeichnet hat, sein Einverständnis erklärt haben sollte.

An den Dardanellen haben wirklich Natur und Kriegskunst sich vereinigt, um eine Verteidigungsstellung sondergleichen zu schaffen.

Die von Nordosten nach Südwesten streichende Dardanellenstraße hat in ihrem Laufe zwei scharfe Biegungen, zwischen Kilid Bahr und Tschanak und zwischen Nagara und Boghali Tabia.

Dadurch entstehen zwei Verengungen der Fahrstraße. Die schmalste Stelle, bei Kilid Bahr-Tschanak ist nur 1,7 km, die bei Nagara 2,1 km breit. Diese Verengungen sind für die Durchfahrt, Entwicklung und Verwendung selbst kleiner Geschwader recht hinderlich, bieten andererseits dem Verteidiger die denkbar beste Möglichkeit, die Fahrstraße unter Feuer zu halten. Die Einfahrt in die Dardanellen vom Ägäischen Meere aus ist nur 3,5—4 km breit; die breiteste Stelle der Meerenge übersteigt 7 km nicht. Die Entfernung von der Einfahrt bei Sedd-ul Bahr-Kum Kale bis Kap Kefes ist nur 17 km, von dort bis Kilid Bahr nur 5 und von diesem bis Nagara auch nur 6 km lang. Das sind gegenüber der Tragweite moderner Geschütze sowohl in der Länge wie in der Breite nur sehr geringe Entfernungen, die die Unterfeuerhaltung jedes einzelnen Armes mit Geschützen selbst mittleren Kalibers zulassen.

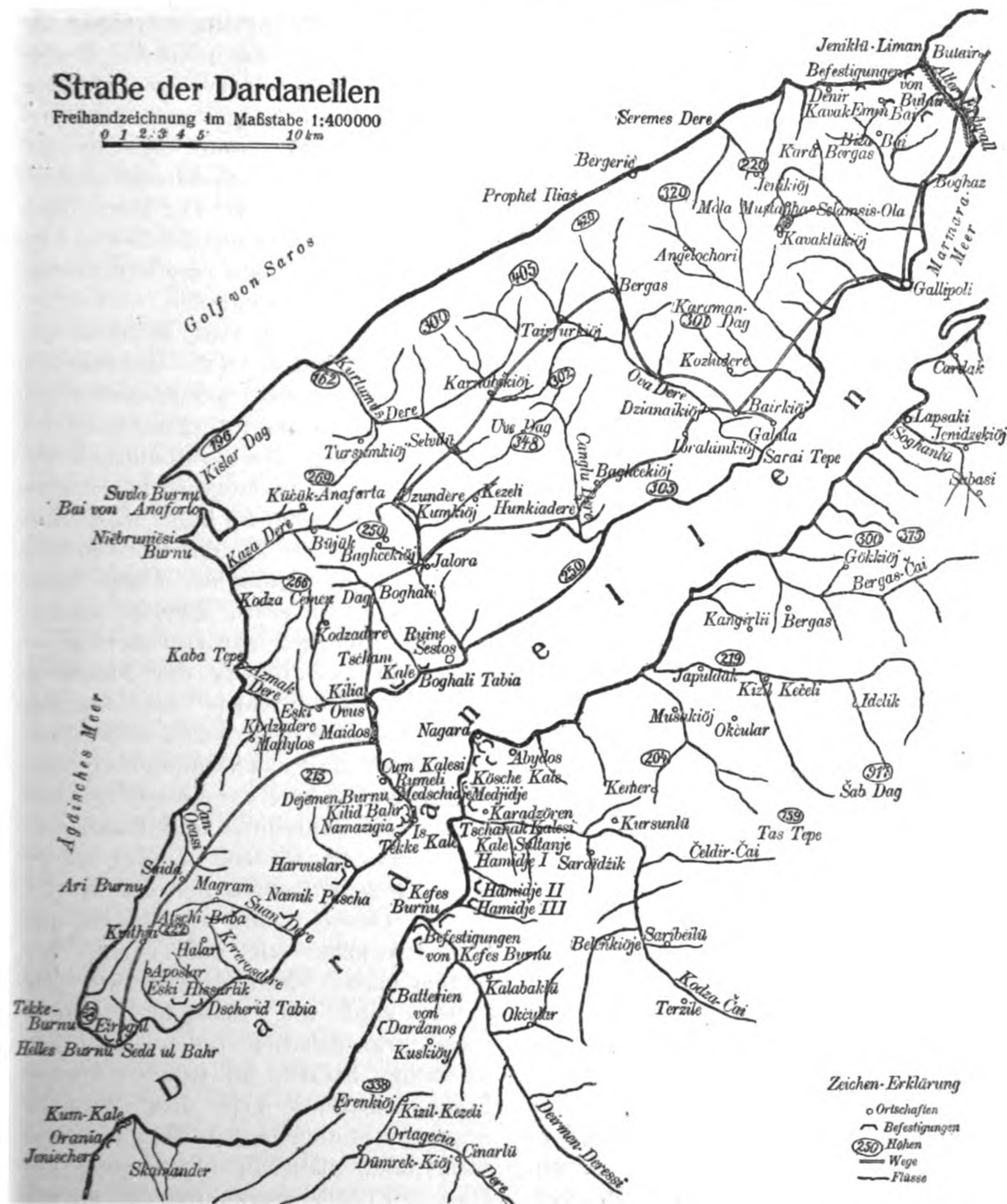
Die Oberströmung in den Dardanellen geht vom Marmarameer nach dem Ägäischen, die Unterströmung entgegengesetzt. Das Gelände beider Ufer ist

bergig und von zahlreichen Quertälern durchschnitten, die in die Dardanellen und auf der Halbinsel Gallipoli auch in das Ägäische Meer und in den Golf von Saros münden. Diese starke Zerklüftung des Berglandes durch Täler, Mulden und Schluchten ist so recht geeignet, die ständigen Verteidigungswerke, noch mehr aber die vor und während des Krieges zu errichtenden beweglichen Batterien vor feindlicher Sicht und feindlichem Feuer verdeckt anzulegen. Das nordwestliche Ufer, also die Halbinsel Gallipoli, steigt steiler aus dem Wasserspiegel empor als das gegenüberliegende asiatische und überhöht letzteres namentlich in der Nähe der Wasserstraße. Wer also im Besitz der Halbinsel Gallipoli ist, kann sich des asiatischen Ufers bald und leicht bemächtigen. Darum richten sich die Angriffe der Verbündeten fast ausschließlich auf Gallipoli.

Durch die Windungen des Wasserlaufes und die dadurch hervorgerufenen Engen bilden sich drei Gruppen von Verteidigungsanlagen.

Die erste um die Einfahrt. Die beiden hier sich gegenüberliegenden alten Dardanellenschlösser selbst, Kum Kale, d. i. Sandschloß, und Sedd-ul Bahr, d. i. Schloß am Meeresdamm, sind veraltet und haben für die Verteidigung keinen Wert mehr, doch sind unmittelbar neben ihnen neue Werke angelegt, die mit weittragenden Geschützen das offene Meer vor der Einfahrt bestreichen können und schon die Annäherung der Schiffe verhindern sollen. Die Einfahrt selbst kann wegen ihrer geringen Breite schon mit gezogenen Geschützen mittleren Kalibers verteidigt werden. Sehr wirksam unterstützt wird ihre Verteidigung durch die nordöstlich von Sedd-ul Bahr auf einer Landzunge liegenden Werke Eski Hissarlik und Dscherid Tabia, die mit etwa 50 gezogenen Geschützen ausgerüstet sein sollen. Die Front von Eski Hissarlik und die rechte Flanke von Dscherid Tabia liegen schräg seitwärts vor der Einfahrt, so daß ihr Feuer einfahrende Schiffe fassen kann. Die anderen Fronten bestreichen die buchtartige Erweiterung des Fahrwassers auf asiatischer Seite.

Die zweite Gruppe kann man abgrenzen von Kap Kefes, beginnend mit den beiden südlich der Hauptbefestigung liegenden Batterien von Dardanos bis zur Enge von Nagara und Boghali Tabia. Diese zweite Befestigungsgruppe hielt der bekannte belgische Ingenieurgeneral Brialmont, von dem anläßlich der Einnahme Lüttichs viel die Rede war, und der auch einzelne Dardanellenforts erbaut hat, für den wichtigsten Teil in der Verteidigung der Dardanellen. Bezeichnenderweise ist das an der engsten Stelle der Meerenge liegende Fort „Kilid Bahr", d. i. Schlüssel des Meeres, benannt. Die beiderseitigen Ufer sind mit Forts und Batterien dicht besät, deren Namen einzeln anzugeben, zu weit führen würde. Die wesentlichsten sind in der Handzeichnung zu finden. Sie sind mit zahlreichen gezogenen Geschützen von 12 bis 35 cm Kaliber, zum Teil also mit den schwersten Kalibern ausgerüstet, die den Werken eine weitreichende Feuerwirkung ermöglichen. Weittragende Flachbahngeschütze der Anlagen bei und um Kap Kefes können den Meeresarm bis Eski Hissarlik bestreichen. Je weiter feindliche Schiffe in die Dardanellen eindringen, um so mehr geraten sie in das Feuer der zahlreichen Forts und Batterien bis Kilid Bahr und Tschanak. Auch die hochgelegenen Forts bei Nagara können schon in diesen Kampf eingreifen. Der sich hinter Kilid Bahr anschließende, nur



6 km lange Arm wird von Boghali Tabia aus sogar schon mit mittleren Kalibern der Länge nach bestrichen. In diesem zweiten, wichtigsten Verteidigungsabschnitt können die Schiffe des Angreifers von allen Seiten unter Kreuzfeuer genommen werden. Deshalb ist ein Vordringen in den Dardanellen von der regelrechten Niederkämpfung jedes Forts und jeder Batterie abhängig. Erst wenn dies geschehen, ist es möglich, gegen die dritte Verteidigungsgruppe,

die die Einfahrt in das Marmarameer sperrt, vorzugehen. Der etwa 30 km lange Arm von Nagara bis Gallipoli ist ohne ständige Befestigung. Erst Gallipoli selbst ist Festung, die die etwa 4 km breite Einfahrt unter Mitwirkung der Flotte im Marmarameer verteidigt. Die zahlreichen Anlagen bei Bulair, nördlich von Gallipoli, dienen zur Bekämpfung von Landungsversuchen aus dem Golf von Saros und stellen sich an der schmalsten Stelle der Halbinsel dem Vormarsch eines Landheeres gegen Konstantinopel entgegen.

Panzerforts, wie neuere wichtige Küstenbefestigungen haben die Dardanellen nicht. Es hat an Geld gefehlt, das oft zu noch wichtigeren Dingen nicht ausreichte, es hat aber auch von seiten Englands, in dessen Händen See- und Küstenverteidigung lag, an gutem Willen gefehlt, die Verteidigung der Meerenge so stark wie möglich zu machen. Alle Festungswerke, auch die schon im Frieden hergestellten ständigen, sind offene Erdwerke, die durch eiserne Träger, Mauerwerk, Beton u. a. m. verstärkt sind.

Neben diesen ständigen Anlagen haben bei der artilleristischen Verteidigung der Meerenge bewegliche Batterien eine sehr bedeutende und geradezu ausschlaggebende Rolle gespielt. Solche Batterien werden bei Ausbruch des Krieges und noch während des Kampfes je nach Bedarf hergestellt. Sie haben den großen Vorzug der Beweglichkeit, sind in wenigen Stunden erbaut und ausgerüstet, können deshalb überraschend auftreten und ihre Lage schnell wechseln, wenn der Feind sie erkannt und sich eingeschlossen hat. Natürlich handelt es sich hierbei nur um fahrbare Geschütze mittleren Kalibers. Solche genügen aber bei den geringen Entfernungen in der Meerenge. Nach dem Urteil des Feldmarschalls v. d. Goltz hat sich in den ersten Kämpfen das 15-cm-Kaliber ganz besonders bewährt. Außerdem ist das Wegenetz verbessert und vervollständigt, um diese Batterien an jeden Punkt schnell hinschaffen zu können. Seit dem 18. März, dem Beginn des Kampfes um die zweite Verteidigungsgruppe, haben die Türken eine große Anzahl beweglicher Geschütze aus Konstantinopel und anderen Festungen des Reiches an die Dardanellen geschafft. Besonders geeignet für diesen Zweck sind Steilfeuergeschütze, d. h. im Gegensatz zu den Flachbahngeschützen solche, die vermöge ihrer Einrichtung befähigt sind, im hohen Bogen zu schießen. Das ist für die Verwendung bei der Verteidigung der Dardanellen von doppeltem Wert. Einmal können die Steilfeuergeschütze von ihrer höheren Lage aus die in der Meerenge schwimmenden Schiffe als liegende Ziele beschießen. Ihr Feuer richtet sich also gegen die Panzerkuppel des Kommandoturmes und der Geschütztürme, gegen alle Aufbauten und namentlich gegen das Panzerdeck. Dieses ist bei allen Kriegsschiffen wegen der Ersparnis an Gewicht und Kosten wesentlich schwächer als die Turm- und Seitenpanzer. Nach öffentlichen Angaben sind die Deckpanzer englischer, französischer, italienischer und deutscher Schiffe an ihrer stärksten Stelle höchstens 8 cm dick. Für die neuesten Bauten liegen Angaben noch nicht oder vielleicht nicht mehr vor. Man wird die Stärke im günstigsten Falle aber nicht über 12 cm schätzen dürfen. Dagegen sind die Seitenpanzer bei den neuesten Schiffen bis zu 33 cm stark. Es ist also viel leichter, die Schiffe durch Beschießung der Deckpanzer als der Seitenpanzer zu zerstören; für höherliegende Geschütze um

so mehr, als die senkrechten Seitenpanzer nur schwer und unter zu spitzen Winkeln zu treffen sind. Der zweite Vorteil liegt darin, daß die Steilfeuergeschütze vermöge ihrer Eigenart befähigt sind, über hohe Deckungen und Masken, die schon ziemlich nahe vor den Geschützen liegen dürfen, hinweg zu schießen. Die Besatzung sieht zwar von ihrer Stelle aus das Ziel nicht. Dennoch läßt sich mit den heutigen genauen Zieleinrichtungen Einschießen und Wirkungsfeuer sehr gut regeln. Dazu bedarf es vor allen Dingen vorgeschobener Beobachtungsposten, die durch Fernsprecher mit der Batterie verbunden sind. Die Verwendung von Fliegern zum Beobachten beim Einschießen hat das sogenannte „indirekte" Schießen sehr wesentlich erleichtert, seine Treffsicherheit erhöht und folglich seine Wirkung sehr vergrößert. Das zerklüftete und mit Tälern, Mulden und Schluchten reich durchsetzte Gelände zu beiden Seiten der Fahrstraße bietet zahlreiche ganz vorzügliche Gelegenheiten, solche Steilfeuerbatterien so verdeckt anzulegen, daß der Angreifer selbst durch Flieger ihre Lage nicht zu ermitteln vermag. Gerade dieses Gelände ermöglicht es, die Geschütze ohne Erddeckungen aufzustellen. In solchen Fällen werden Schildgeschütze verwendet, die durch die Schilde gegen Infanterie- und Schrapnellfeuer gedeckt sind. In den bisherigen Kämpfen sind eine große Anzahl solcher Batterien in den Abhängen zu beiden Seiten der Meerenge und auch weiter rückwärts im Gelände verborgen gewesen, die die feindlichen Flieger nicht entdeckt haben. Die Türken gebrauchten noch die Vorsicht, das Feuer einzustellen, sobald sich ein Flieger näherte, um die Lage der Batterie nicht durch Mündungsfeuer zu verraten. Wie bekannt, sind in den Kämpfen Ende Februar die Verteidigungswerke der ersten Gruppe an der Einfahrt zusammengeschossen und damit die Einfahrt in die Dardanellen geöffnet worden. Nichtsdestoweniger haben die Türken jetzt gegen die gelandeten Truppen bei Sedd-ul Bahr von neuem Batterien im Feuer. Das sind solche beweglichen Batterien, und zwar je nach ihrer Lage und Bestimmung Steilfeuer- und Flachbahngeschütze.

Die artilleristische Verteidigung empfängt eine sehr wertvolle Unterstützung durch Minen, Torpedoboote und Unterseeboote. Seeminen sind Hohlkörper von birnenförmiger Gestalt mit Sprengladungen bis 150 kg. Man unterscheidet je nach der Art der Entzündung zwischen Stoß- oder Berührungsminen und Beobachtungsminen. Erstere werden dadurch entzündet, daß beim Anfahren der Mine durch ein Schiff die aus dem Kopf der Mine hervorragenden Röhrchen abbrechen. Diese Röhrchen sind mit Säure gefüllt, die sich bei Zertrümmerung der Röhren auf Salze ergießt. Dadurch wird ein elektrischer Strom erzeugt, der die Mine zur Explosion bringt. Beobachtungsminen werden ebenfalls elektrisch entzündet, aber durch Schließen des Stromes in einer Beobachtungsstation am Lande, sobald ein feindliches Schiff die Mine überfährt. Die Entzündung der Minen durch Stoß oder Berührung ist natürlich die sicherste, weil sie selbsttätig wirkt und unabhängig von der Beobachtung und dem Wetter ist. Die Seeminen sind ein vorzügliches Mittel, die Benutzung des Fahrwassers zu verhindern oder wenigstens zu erschweren. Sie zwingen die Schiffe, langsamer und vorsichtiger zu fahren, und halten sie dadurch länger im feindlichen Feuer. Enge Durchfahrten, wie die Dardanel-

len viele haben, können durch Minen vollständig gesperrt werden. Es werden von Ufer zu Ufer zwei oder mehrere Reihen Stoßminen schachbrettförmig hintereinandergelegt, so daß ein Schiff beim Durchfahren einer solchen Sperre eine Mine berühren muß. Zur größeren Sicherheit können zwei und mehr solcher Sperren hintereinandergelegt werden. Muß für die eigene Schifffahrt die Möglichkeit des Verkehrs aufrechterhalten bleiben, so müssen die Sperren Lücken haben. Deren Benutzung durch feindliche Schiffe muß allerdings verhindert werden. Das geschieht entweder, indem sie durch Beobachtungsminen geschlossen oder durch seitlich angeordnete Torpedobatterien bestrichen werden. Die Benutzung offenen Fahrwassers durch feindliche Schiffe kann verhindert oder erschwert werden durch Streuminen. Wenn diese hinsichtlich ihrer Lage auch nicht so gebunden sind, daß sie eine regelrechte Sperre bilden, so werden sie doch nicht planlos über Bord geworfen, so daß sie frei im Wasser umhertreiben. Streuminen werden geradeso wie die Sperrminen regelrecht verankert, so daß sie bestimmte Plätze innehalten. Alle Ankerminen werden mit aufgerolltem Ankertau von einem Minenlegeschiff in das Wasser gelassen. Vermöge der Schwere des Ankers sinken sie auf den Grund und verankern sich dort. Die Ankertauwinde ist gesperrt. Die Sperrung besteht aus einem Salz. Sobald dieses im Meerwasser geschmolzen, die Mine also von dem Gewicht des Ankers befreit ist, steigt sie vermöge ihres Auftriebes in die Höhe, dabei das Ankertau abrollend. Dieses ist so eingestellt, daß die Minen 3—4 m unter dem Wasserspiegel stehen. Der großen Gefahr wegen muß der Angreifer, bevor er ein durch Minen verseuchtes Wasser benutzen kann, die Minen suchen und auffischen lassen. Nach der Niederzwingung der Eingangsforts haben die Verbündeten Wochen gebraucht, um in dem der Einfahrt zunächstliegendem Dardanellenarm die Minen zu fischen und unschädlich zu machen. Das geschieht durch Minensucher. Je zwei möglichst flachgehende Schiffe schleppen eine Stahlleine, die an zwei Stellen so beschwert ist, daß sie im Wasser unterhalb der Minen bleibt. Mit dieser Leine wird das Ankertau der Mine gefangen und die Mine, wenn möglich, losgerissen. Ist dies nicht zu erreichen, so wird die Mine zur Explosion gebracht z. B. durch Gewehrschüsse. Das Minensuchen ist eine zeitraubende und gefahrvolle Arbeit. Aber auch gegen sie hat der Verteidiger seine Waffen. Um das Minensuchen zu verhindern, werden alle Minensperren unter bestreichendes Artilleriefeuer gehalten. Vorwärts der Minenfelder oder Minensperren liegen Strandbatterien mit Schnellfeuergeschützen mit flacher Flugbahn. Um dem feindlichen Artilleriefeuer zu entgehen, wird der Angreifer die Minen nachts suchen lassen. Deshalb wird die Meerenge durch Scheinwerfer beleuchtet und von zahlreichen Beobachtungsstationen auf hochgelegenen Küstenpunkten beobachtet. Scheinwerfer, Beobachtungsstationen und Batterien stehen untereinander in Nachrichtenverbindung. Diese Kette von Einrichtungen zum Schutze der Dardanellen durch Minen erschweren bei einer aufmerksamen Besatzung das Vordringen einer feindlichen Flotte in außerordentlichem Maße.

Eine weitere sehr wesentliche Unterstützung der Verteidigung sind Treibminen. Diese werden ohne Anker dem Wasser übergeben, vom Strome mitgenommen und gegen die feindlichen Schiffe getrieben. Für die Verwendung

von Treibminen seitens des Verteidigers ist die Strömung in den Dardanellen günstig, denn die Oberströmung geht, worauf oben bereits aufmerksam gemacht ist, von dem Marmarameer in das Ägäische, also den einfahrenden Schiffen entgegen. Im Bosporus liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt. Die Strömung geht dort aus dem Schwarzen Meer in das Marmarameer, so daß dort die Russen für die Verwendung von Treibminen den Vorteil haben. Die Treibminen werden um so größere Wirkung haben, je mehr man treiben lassen kann, und je dichter das Fahrwasser mit feindlichen Schiffen besetzt ist. Nach den Angaben unserer Feinde ist das französische Linienschiff Bouvet durch eine Mine vernichtet worden, vermutlich durch eine Treibmine. Gegen Treibminen helfen die Minensuchschiffe nichts. Der Torpedo, von dem oben bereits kurz die Rede war, ist seit seiner Erfindung sowohl in seiner Reichweite wie in seiner Sprengwirkung erheblich verbessert worden. Der Luftdruck im Luftkessel ist von 90 Atm. auf 150 Atm. und der Durchmesser des Torpedos allmählich auf 53 cm gewachsen. Dadurch ist die Laufweite von ursprünglich nur 400 m auf 6000 m und die Sprengladung auf 120 kg gesteigert worden. Die erstere ist danach so groß, daß die Torpedos von Strandbatterien aus die Meerenge an fast jeder Stelle völlig durchqueren können. Von Torpedobooten bzw. Zerstörern und Unterseebooten, die in den Buchten der Meerenge und hinter den Verteidigungswerken vorzügliche Schlupfwinkel finden, aus denen sie überraschend hervorbrechen können, wirken die Torpedos in empfindlichster Weise gegen die verbündete Flotte. Die Türkei besaß bei Ausbruch des Krieges 12 Zerstörer, 10 Torpedoboote neueren Baues und 21 ältere Torpedoboote. Die in oder vor den Dardanellen befindlichen Unterseeboote sind vermutlich alle deutsche. Wie viele zurzeit dort tätig sind, ist genau nicht bekannt.

II.

Das sind die wesentlichsten Hilfsmittel der Verteidigung. Sie sind zahlreich und wirkungsvoll. Demgegenüber sind die Mittel des Angreifers beschränkter. Zwar verfügt auch er über Unterseeboote, Torpedoboote und Zerstörer; man hat auch von Verlusten an solchen Fahrzeugen gelesen, wenig aber von ihren Erfolgen, bis vor kurzem „Barbaross Hairedin", d. i. unser alter „Kurfürst Friedrich Wilhelm", durch ein Unterseeboot torpediert worden ist. Der Angreifer ist hinsichtlich der gesicherten Unterschlupfe seiner Torpedo- und Unterseeboote dem Verteidiger gegenüber im Nachteil. Zum Niederkämpfen der Forts ist er in der Hauptsache auf seine Schiffsartillerie angewiesen. Die Schiffsgeschütze haben die Bestimmung, in offener Seeschlacht gegen Schiffe, also gegen aufrechte Ziele, und zwar auf möglichst große Entfernung zu wirken. Dazu sind aber nur Flachbahngeschütze geeignet. Deshalb haben die Kriegsschiffe aller Flotten auch nur solche Steilfeuergeschütze, die höhergelegene Forts und Batterien als liegende Ziele selbst aus der Nähe beschießen können, sind auf den Kriegsschiffen nicht vorhanden. Um solche Ziele mit Flachbahngeschützen erfolgreich fassen zu können, müssen die Schiffe weit vom Ziel bleiben, damit mit großen Erhöhungs- und Einfallwinkeln geschossen werden kann, um in das Innere der Werke zu gelangen. Mit zunehmender Entfernung läßt aber die Treffsicherheit der Flachbahngeschütze namentlich gegen wagerechte Ziele sehr merklich nach. In dem

Fehlen der Steilfeuergeschütze liegt ein großer Nachteil der Schiffsartillerie gegenüber der Verteidigungsartillerie in dem Kampf um die Dardanellen. Die letztere hat, wie oben näher ausgeführt ist, einen ausgiebigen und wirkungsvollen Gebrauch von Steilfeuergeschützen gegen die Schiffe gemacht.

Aber nicht nur hinsichtlich der Art der Geschütze ist der Angreifer gegen den Verteidiger im Nachteil, sondern auch in der Zahl der Geschütze, die in den Kampf eingreifen können. Letzterer vermag eine fast unbegrenzte Menge aus seinem Vorrat aufzustellen, an Raum und Örtlichkeiten dazu fehlt es nicht. Und die Türken haben nach Zeitungsnachrichten seit Mitte März noch eine große Zahl herangeschafft. Der Angreifer ist dagegen abhängig von der Zahl der Schiffe, die er zur Verwendung bringen kann. An der Beschießung der mittleren Verteidigungsgruppe am 18. März haben 16 Großkampfschiffe, 12 Torpedobootszerstörer und mehrere Unterseeboote teilgenommen. Das ist auch wohl die größte Zahl, die in dem engen Fahrwasser zu verwenden möglich war. Nach den schweren Verlusten der Flotte in diesem Kampfe zu urteilen, war sie vielleicht schon zu groß. Die größte Zahl seiner Geschütze vermag ein Schiff zur Geltung zu bringen nur, wenn es dem Ziel seine Breitseite zukehrt. Das hängt mit der Aufstellung der Geschütze auf den Schiffen zusammen. Die schwere Artillerie, die den Ausschlag gibt, ist überall in Türmen untergebracht, die neuerdings allgemein in der Mittellinie des Schiffes aufgestellt sind, so daß alle Geschütze nach beiden Breitseiten, nach Bug oder Heck aber höchstens die Hälfte wirken können. Bei dem englischen Linienschiff „Königin Elisabeth" feuern z. B. 8 38,1-cm-Geschütze nach den Breitseiten, aber nur je 4 nach Bug bzw. Heck. Bei älteren Schiffen mit seitwärtsstehenden Türmen ist das Verhältnis weniger ungünstig, aber auf jeden Fall ist die Feuerwirkung von Bug und Heck geringer als von der Breitseite. Um aber dem Ziele stets die Breitseite zukehren zu können, dazu gehört freies Fahrwasser für die Bewegung der Schiffe und für die Entwicklung der Flotte, wie es wohl im offenen Meer, nicht aber in der Meerenge vorhanden ist.

Ebenso ist der Munitionsvorrat auf den Schiffen begrenzt und der Ersatz der Munition schwieriger als bei den Küstenwerken. Das Schwanken der Schiffe, wodurch das Abkommen der Geschütze erschwert wird, verringert ihre Treffähigkeit. Die Küstengeschütze stehen auf festem Untergrund. Alle Entfernungen sind dem Verteidiger bekannt, und er verfügt über zahlreiche, gut ausgerüstete Beobachtungsstationen. Die Schiffsartillerie ist auf die Beobachtung von den Schiffen beschränkt, die höchstens durch Flieger ergänzt werden. Zum Abfliegen und Landen stehen diesen nur die drei vorgenannten Inseln — Imbros, Lemnos und Tenedos — zur Verfügung oder sogenannte Flugzeugmutterschiffe, das sind Kriegsschiffe, die durch den Aufbau einer Gleitbahn über den hinteren Turm hinweg zum Abfliegen von Wasserflugzeugen eingerichtet sind. Die Engländer haben schon seit Jahren Versuche mit solchen Schiffen gemacht und sind mit einigen versehen. Neuerdings auch Frankreich. Die Verwendung von Flugzeugen seitens des Verteidigers ist wesentlich leichter und einfacher, da die Flugzeuge vom Lande aufsteigen und dort niedergehen können.

Die Küstenbefestigungen und namentlich die beweglichen Batterien sind

bei richtiger Lage und guter Anpassung an das Gelände schwer erkennbare, unter Umständen vom Schiff aus überhaupt nicht und vielfach auch durch Flieger nicht erkennbare Ziele, während die Schiffe bei sichtigem Wetter sich auf der ebenen Wasserfläche auch auf weite Entfernungen vorzüglich abheben und ohne jegliche Deckung sind, so daß das Einschießen der Küstengeschütze leichter und ihr Wirkungsschießen erfolgreicher sein muß als bei den Schiffsgeschützen.

Die schweren Flachbahngeschütze haben nur eine sehr geringe Lebensdauer. Man spricht davon, daß die neuen englischen 38,1-cm-Geschütze nicht einmal die bisher als Durchschnitt angenommenen 100 Schuß, sondern nur 80 aushalten und dann ausgewechselt werden müssen. Das ist für die Schiffe der Verbündeten eine schwierige und umständliche Sache, da die Schiffe zurückgezogen werden müssen. Die „Königin Elisabeth", die wegen ihrer weittragenden Geschütze vor den Dardanellen verwendet wurde, hat vor kurzem einen Geschützunfall dadurch gehabt, daß das Verschlußstück eines Rohres abgesprungen sein soll. Jetzt soll sie sich nach dem Bericht eines Augenzeugen zum Auswechseln der Rohre in einem englischen Hafen befinden. Bei den Türken kommen überhaupt nur sehr wenig schwere Flachbahngeschütze in Frage, und diese können ohne Schwierigkeit ausgewechselt werden, soweit Ersatzstücke vorhanden sind. Auch können sie, als Verteidiger, wesentlich sparsamer mit dem Gebrauch dieser schweren Rohre sein.

Alle diese in Vorstehendem angedeuteten Verhältnisse, die für die endgültige Entscheidung von sehr erheblicher Bedeutung sind, geben für die Verteidigung weit günstigere Kampfbedingungen als für den Angriff. Für die Dardanellen hat mithin die artilleristische Erfahrung, daß Küstenwerke, die gut angelegt und von einer tatkräftigen, kampfesfreudigen und gut geschulten Artillerie verteidigt werden, durch die Schiffsartillerie nicht niedergekämpft werden können, ihre volle Geltung; denn die dafür notwendigen Voraussetzungen sind bei den Dardanellenverteidigern in diesem Kriege reichlich vorhanden. Jeder Versuch, die Dardanellen *lediglich* durch einen Flottenangriff bezwingen zu wollen, wird nutzlos ungeheure Verluste kosten, wie die verbündeten Flotten bereits erfahren haben. Verluste, die sie zur Änderung ihres Angriffsverfahrens zwangen.

III.

Die Engländer eröffneten den Angriff auf die Dardanellen durch Beschießung der Außenforts am 3. November 1914. Mit unzureichenden Mitteln begonnen und ohne Nachdruck fortgesetzt, kann diesem Angriff irgendwelche ernstliche militärische Absicht nicht beigemessen werden. Am 13. Dezember drang dann ein englisches Unterseeboot in die Meerenge ein, später dann auch das französische „Saphir", das von den Türken versenkt wurde. Da diesen Vorstößen keine weiteren militärischen Handlungen folgten, so waren auch sie bedeutungs- und nutzlos.

Erst am 19. Februar begann eine größere Flotte englischer und französischer Kampfschiffe eine ernsthafte und nachdrückliche Beschießung der Außenforts, die zunächst allerdings erfolglos blieb. Am 25. Februar wurde die Beschießung von neuem aufgenommen und dadurch die Artillerie der Außenbefestigungen zum Schweigen gebracht. Wie schon oben erwähnt, waren die beiden alten Schlösser Kum Kale und Sedd-ul Bahr nicht als mo-

derne Forts ausgebaut, und die in ihrer Nähe angelegten Batterien waren nur Erdwerke, deren artilleristische Ausrüstung zu jener Zeit nicht stark gewesen sein soll. Bei dieser Beschießung war die Schiffsartillerie der Angreifer der Küstenartillerie an Zahl und Kaliber überlegen, und erstere zog aus der Geländegestaltung erheblichen Nutzen. Die Flotte hatte im Ägäischen Meere freies Fahrwasser, so daß sie sich ungehindert entfalten, die Befestigungswerke umfassen und von allen Seiten, selbst über die schmale Spitze der Halbinsel Gallipoli hinweg, unter Feuer nehmen konnte. Dabei schoß sie auf Entfernungen, auf denen die schwächeren Küstengeschütze nicht antworten konnten. Die Schiffe konnten dauernd in Fahrt bleiben und den Zielen immer ihre Breitseite, also ihre feuerkräftigste, zukehren. Die artilleristische Überlegenheit der Schiffe war so erdrückend, daß die Küstenartillerie unterliegen mußte.

Wäre zu jener Zeit der Angriff auf die Meerenge so vorbereitet gewesen, daß sofort nach Niederkämpfung der feindlichen Artillerie ausreichende Truppenmassen hätten gelandet werden können, sö hätte eine Festsetzung und Ausbreitung auf dem südlichen Teile von Gallipoli, vielleicht auch die Besetzung der beherrschenden Berge — des Atschi Baba u. a. — größere Aussicht auf Erfolg gehabt als später, nachdem die Türken diese erste Verteidigungsgruppe erheblich verstärkt hatten. Statt dessen unternahmen die Verbündeten erst am 1. März einen Landungsversuch mit völlig unzureichenden Kräften, der infolgedessen mißlang. Gleichzeitig wurden nachts Minensucher in die Meerenge vorgeschickt, um die Minen aufzufischen, damit die feindliche Flotte ungefährdet einfahren konnte, um die Beschießung der zweiten Befestigungsgruppe zu beginnen, die unterstützt wurde durch das Feuer der 38,1-cm-Geschütze der „Königin Elisabeth" quer über die Halbinsel hinweg. 38,1 cm ist zurzeit das größte Kaliber, das auf Schiffen verwendet wird. Am 18. März wurde die Beschießung durch Linienschiffe auf die Dauer von sieben Stunden durchgeführt. Dank der geschickten Aufstellung der türkischen Batterien und der ausgiebigen Verwendung von Steilfeuer war es den Feinden nicht möglich, die Lage der Batterien zu finden. Demgemäß war das Ergebnis dieser schweren Beschießung höchst unbefriedigend. Nach derselben waren noch sämtliche Werke unbeschädigt, und nur ein einziges türkisches Geschütz war zerstört. Für die Verbündeten war diese ergebnislose Beschießung sehr verlustreich. 3 Linienschiffe, 1 Torpedoboot und 1 Minensucher sanken; 1 Kreuzer, 2 oder 3 Linienschiffe wurden so schwer beschädigt, daß sie für längere Zeit kampfunfähig waren; kein einziges Schiff war ohne Treffer. Die Verluste werden auf 134 Geschütze und 1200 Tote angegeben. Dieser unter so schweren Verlusten mißglückte Angriff lehrte die Verbündeten, daß sie die Widerstandskraft ihres Gegners sehr unterschätzt hatten, und daß trotz ihrer genauen Kenntnis des Fahrwassers, des Geländes und der Befestigungsanlagen eine Bezwingung dieser letzteren ohne Landung sehr bedeutender Truppenmassen nicht möglich sei. Nach dieser Erkenntnis wurden die Angriffe auf die Dardanellen bis auf weiteres aufgegeben. Dadurch verloren die Verbündeten die, wenn auch geringen, Früchte ihrer bisherigen Angriffe und gewährten der Türkei Zeit, ihre Verteidigung zu ergänzen und sich auf ernstere Landungsversuche vorzubereiten.

Nach mehrwöchiger Vorbereitung begann der Landungsversuch der Ver-

bündeten in der Nacht zum 25. April unter gleichzeitiger heftiger Beschießung der Eingangsforts durch die Flotte. 40 Kriegsschiffe wirkten gegen Sedd-ul Bahr und Kum Kale. Den Franzosen war die Aufgabe zugefallen, etwa 25000 Mann auf der asiatischen Seite bei Kum Kale zu landen. Die Engländer landeten, vermutlich zunächst nur 60000 Mann, auf der Südspitze der Halbinsel bei Sedd-ul Bahr und Tekke Burnu, bei Sighindere, dem Tal, das nördlich Sedd-ul Bahr in die tiefe Bucht des Ägäischen Meeres mündet, an der Westseite der Halbinsel Ari Burnu (d. i. Bienen-Vorgebirge) und bei Kaba Tepe (d. i. dicker Kopf).

Die Landung gelang unter dem mörderischen Feuer der Schiffsgeschütze an allen vier Stellen. Die Franzosen — vorwiegend Senegalneger und zum kleineren Teil Kolonialtruppen — vermochten sich jedoch nicht zu halten, sie wurden unter Verlust von 700 Toten und der Hälfte der gelandeten Maschinengewehre nebst reichlicher Munition in das Meer getrieben. Die geretteten Truppen wurden dann auf Gallipoli bei Sedd-ul Bahr verwendet. Damit endete der Landungsversuch auf der asiatischen Seite. Ein englischer Minister nannte diesen Hergang: „eine freiwillige Räumung nach erfülltem Auftrag!"

Die Engländer haben ihre drei Landungsplätze bisher behauptet. Sie haben aber nur einen schmalen Küstenstrich — von etwa 800 m Breite — in Besitz, nur so breit, als ihre schweren Schiffsgeschütze das Land von hoher See aus beherrschen. Nur unter deren Schutz sind sie in der Lage, diese Striche zu halten. Zweck der Landung ist aber nicht, einen Küstenstrich zu halten, sondern den Angriff der Flotte auf die Befestigungswerke durch einen Landangriff von der Kehlseite her zu unterstützen. Diese ist meist schwächer befestigt als die Frontseiten und daher leichter zu stürmen. Es scheint auch die Absicht gewesen zu sein, in dieser Weise die Werke bei Sedd-ul Bahr und Eski Hissarlik zu nehmen, also die Befestigungen, die am westlichen Dardanelleneingang und den Landungsstellen am nächsten liegen. Zu diesem Zwecke wurden namentlich in den Tagen vom 6. bis 8. Mai äußerst heftige und nachdrückliche Angriffe auf den Ort Krithia und den Berg Atschi Baba unternommen. Krithia liegt am Fuße dieses Berges, der 222 (oder nach anderen Angaben 216) Meter hoch ist. Dieser Ort mußte als Stützpunkt für den ferneren Angriff zuerst eingenommen werden. Der umfassende Angriff wurde von Süden und Westen, von Sedd-ul Bahr und Ari Burnu, gleichzeitig ausgeführt. Aber alle Versuche, außerhalb des Feuers der Schiffsgeschütze dauernd festen Fuß zu fassen, scheiterten. Die Verbündeten sind wieder auf den schmalen Küstenstrich zurückgeworfen worden. Hier hat sich der Kampf zu einem Stellungskampf — zu einem Schützengrabenkrieg wie in Frankreich — entwickelt. Die türkischen Infanteriestellungen und ihre Batterien sind so geschickt und versteckt angelegt, daß es nicht möglich gewesen ist, ihre Lage trotz Fliegererkundung festzustellen. Die Türken befolgen die überaus kluge Taktik, trotz des heftigsten feindlichen Feuers nicht zu schießen, sondern geduldig in den Schützengräben auszuharren, bis der Feind angreift und auf wirksame Schußweite herangekommen ist. Dadurch wird vorgebeugt, daß die Stellungen vorzeitig verraten und zusammengeschossen werden. Nebenher wird auch der Munitionsverschwendung vorgebeugt. Das Ergebnis der vielen und verlustreichen Kämpfe ist, daß die Verbündeten nach dreimo-

natigen Kämpfen auch nicht einen Schritt außerhalb des Feuers ihrer Schiffsgeschütze vorwärtsgekommen sind. Die Türken sind allerdings auch nicht in der Lage, die Landungstruppen auf die Schiffe oder in das Meer zu treiben, weil sie bei einem Vorbrechen bis an die feindlichen Stellungen durch das Feuer der Schiffsgeschütze vernichtet werden würden. Die türkische Artillerie vermag wegen der geringeren Tragweite ihrer Geschütze nicht, die Schiffe zu vertreiben.

Für die Verbündeten ist durch das Auftreten mehrerer deutscher Unterseeboote an den Dardanellen eine Verschlimmerung der Lage eingetreten. Ende Mai wurden kurz nacheinander die Linienschiffe Majestic vor Sedd-ul Bahr, Agamemnon bei Sighindere und Triumph im Golf von Saros durch Unterseeboote torpediert und sanken. Die Aufregung über diese Verluste war in England ungeheuer. Um weiteren Verlusten vorzubeugen, wurden die Kampfschiffe in die Buchten des Ägäischen Meeres zurückgezogen und wagen sich nur zu überraschenden und kurzen Unternehmungen hervor. Über die Linie Sedd-ul Bahr—Kum Kale hinaus sind sie seitdem nicht mehr in die Dardanellen eingefahren.

Auch die Transport- und Depotschiffe, von denen ebenfalls einige vernichtet sind, wurden weiter zurückgenommen. Im ganzen ist der Schutz der Landungstruppen durch die Flotte und der Verkehr zwischen ihnen und der Operationsbasis auf den Inseln außerordentlich erschwert worden. Der Unterhalt großer Truppenmengen, die bei dem gänzlichen Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln auf Gallipoli mit ihren sämtlichen Bedürfnissen auf ihre Transportschiffe angewiesen sind, muß dadurch empfindlich leiden.

Das Ergebnis der mehrmonatigen Kämpfe war, daß die Verbündeten trotz der ungeheuren Verluste an Menschen — man spricht von 35—45 000 Mann monatlich — und an Schiffen nicht einen Schritt vorwärtsgekommen sind, und die Einnahme von Konstantinopel noch genau so fern war wie bei Beginn des Unternehmens. Deshalb versuchten sie durch eine überraschende Landung bei Kap Suwla an der Bai von Anaforta den rechten Flügel der Türkei zu umgehen, die beherrschenden Höhen bei Anaforta zu gewinnen und von dort auf Maidos zu marschieren. Die Landung von angeblich 100 000 Mann gelang. Die Wachsamkeit der Türken und ihre zweckmäßigen Vorbereitungen ermöglichten es, diesem überraschenden Angriff in kurzer Zeit genügende Truppenmassen entgegenzustellen. Nach erbittertem Kampfe — die Engländer sollen an einem Tage 10 000 Tote gehabt haben — wurde der Feind zurückgetrieben und konnte die beherrschenden Höhen nicht nehmen. Was nicht einmal durch Überraschung gelang, wird in der Folge, nachdem die Türken ihre Abwehrmaßnahmen in vollem Umfang getroffen haben werden, noch weniger zu erreichen sein. Die Verbündeten haben durch diese neue Unternehmung unter ungeheuren Opfern wohl ihre Stellung nach Norden sehr bedeutend verlängert, ihrem Endziele sind sie aber nicht nähergekommen. Es läßt sich auch nicht absehen, wodurch hierin eine Änderung eintreten sollte, solange nicht sehr bedeutende Truppenmengen Bulgariens und Italiens gleichzeitig an verschiedenen Stellen eingreifen, wodurch die Kräfte der Türkei zersplittert würden. Vorläufig ist das aber wohl kaum zu erwarten. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß auf ein Eingreifen der Bulgaren in den Kampf um die Dardanellen an Seite der Verbün-

deten nicht mehr zu rechnen ist. Und ob die erzwungene Landung Italiens in Kleinasien allein eine entscheidende Wendung herbeiführen wird, ist fraglich. Nach allem Bisherigen muß der Angriff auf die Dardanellen politisch wie militärisch als ein Mißgriff angesehen werden. Diese Tatsache wird auch dadurch nicht widerlegt, daß ein englischer Minister im Unterhause großsprecherisch sagt: „Von Konstantinopel trennen uns nur noch einige Kilometer und geringe Hügel." Das ist die ganze und volle Wahrheit. Aber die Hügel wollen genommen und die Kilometer zurückgelegt sein.

Das Schicksal des Deutschtums in den baltischen Provinzen.

Von J. Haller.

Der große Krieg hat den meisten unter uns neben vielem anderen eine bedeutende Erweiterung ihres politisch-geographischen und ethnographischen Gesichtskreises gebracht. Noch vor Jahresfrist konnte man sagen, daß sowohl die Kenntnisse wie die Teilnahme des Gebildeten im allgemeinen an den Ostgrenzen des Deutschen Reiches und Deutschösterreichs haltmachten. Was jenseits davon lag, war den allermeisten in Geschichte und Gegenwart ebenso fremd wie gleichgültig. Das ist mit einem Schlage anders geworden, und man erinnert sich nun, da die Probleme, die dort berghoch getürmt liegen, gebieterisch nach Lösung rufen, auch wieder mehr dessen, was man eigentlich längst hätte wissen können und sollen. Polen, Litauen, Ukraine, bisher leere Namen, werden lebendige Größen und fangen an, in unserer Vorstellungswelt den ihnen gebührenden Platz einzunehmen, von dem sie durch Ostasien, Mesopotamien und Südafrika allzulange verdrängt waren.

Am meisten ist das den russischen Ostseeprovinzen zugute gekommen. Von ihnen zu sprechen, war jahrelang geradezu peinlich. Tat man es doch, so begegnete man verlegener Abwendung oder schroffer Ablehnung. Daß dieses Land den Deutschen politisch gar nichts anging — „innere Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates" lautete die bequeme Formel —, war ausgemachte Sache, und folglich hielt man sich berechtigt, nichts von ihm zu wissen. Darüber ist denn ein gut Stück reicher, dramatisch bewegter deutscher Vergangenheit einfach der Vergessenheit anheimgefallen. Das großartige Kolonisationswerk, das die deutsche Kirche und der Deutsche Ritterorden in Livland vollführt hatten, die gebieterische Stellung, die das deutsche Bürgertum dort einst besaß, der heldenmütige Dreifrontenkampf, in dem die Kolonie durch Jahrhunderte ihr Dasein lediglich aus eigenen Kräften zu behaupten verstand, bilden wahrlich ein Kapitel der deutschen Geschichte, das nicht zu den schlechtesten gehört. Aber wie konnte man vom Gebildeten verlangen, daß er es in seiner Bedeutung zu würdigen verstehe, wenn selbst Historiker von Fach nichts davon wußten? Ich habe ihrer mehr als einen gekannt, die mir geradezu widersprachen, wenn ich erwähnte, was doch von Rechts wegen in jedem Schulbuch stehen sollte, daß Livland bis 1561 zum Deutschen Reich gehört hat. Und ich

habe einen Atlas der deutschen Geschichte für Lehrzwecke gesehen, auf dem dieselbe Unkenntnis in unzweideutigen Farben ausgedrückt war.

Aber nicht von der Vergangenheit soll hier die Rede sein, sondern von Gegenwart und Zukunft. Gar zu mächtig drängen sich die Fragen, mit denen das Schicksal der Ostseeprovinzen verknüpft ist, in den Vordergrund, als daß es möglich wäre, sie zu übersehen. Man übertreibt nicht, wenn man ihnen geradezu weltgeschichtliche Bedeutung zuerkennt. Ob in Europa europäische oder asiatische Art vorherrschen soll, das wird am Rigischen und Finnischen Meerbusen nicht weniger entschieden werden müssen als an den Karpathen und Dardanellen. Die Erfahrungen des Krieges haben es ja mit einer nicht zu überbietenden Handgreiflichkeit auch den Widerstrebenden klargemacht, daß zwischen unserer Kulturwelt und dem Russischen Reich trotz zweihundertjähriger Einwirkungen noch immer ein Abgrund sich auftut. Als echter Nachkomme der mongolischen „Goldenen Horde" hat sich der russische Staat dargestellt. Wer wagt da noch auf eine wirkliche Europäisierung Rußlands in absehbarer Zeit zu hoffen? Nur darum kann es sich handeln, wo die Grenze, eine feste, dauernde, womöglich unüberschreitbare Grenze zwischen Rußland und dem Westen gezogen werden soll. Die deutschen Waffen werden sie ziehen, geleitet — wir hoffen es — vom deutschen Gedanken. Vorgezeichnet ist sie längst von der Geschichte.

Nur wer sich sein Urteil von den Farben der Landkarte oder von amtlichen Benennungen vorschreiben ließ, konnte in den Ostseeprovinzen nichts weiter sehen als die drei russischen Gouvernements Estland, Livland, Kurland, mit einer in der Masse estnischen oder lettischen, zu einem kleinen Bruchteil (8 %) deutschen Bevölkerung. Wer die Wirklichkeit kennt und ihr gerecht werden will, der weiß, daß dieses Land niemals russisch, und daß es kulturell niemals etwas anderes als deutsch gewesen ist. Daß es die Anfänge seiner Gesittung von Deutschland empfangen hat, ist unbestritten; weniger bekannt ist die hohe Stufe, die es am Ende seiner reindeutschen Zeit erreicht hatte. Man kann sich eine Ahnung davon noch jetzt verschaffen auf einer Fahrt quer durch das offene Land und einem Gange durch die Straßen einer seiner alten Städte: Burgruinen, Stadtmauern, die an Massigkeit und Weite, Kirchtürme, die an Höhe alles übertreffen, was wir in Deutschland aus alter Zeit besitzen, vornehme Patrizierhäuser, geräumige Kaufhallen, ein künstlerisches Erbteil des ausgehenden Mittelalters, das noch jeden Kenner entzückt hat. Das sind sichtbare Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, um so beredter, wenn man weiß, daß sie nur einen geringen Teil des einstigen Reichtums darstellen, Trümmer, die der zweimalige Kampf der benachbarten Großmächte Schweden, Polen und Moskau (1561—1629 und 1700—1710) mit allen Schrecken russischer Verwüstungskunst übriggelassen hat. Und schon meldet sich die bange Frage, wieviel davon vielleicht in einigen Wochen noch aufrechtstehen wird? Gleichsam um den abendländischen, den deutschen Charakter des Landes recht sichtbar zu machen, hat in neuerer Zeit der russische Staat die Kontrastfarbe in dicken Flecken darüber hin gespritzt: russische Kirchen mit grünen Zwiebeltürmen, etwa gar mit vergoldeter Kuppel. Man wird nicht behaupten wollen, daß ihre Formen an sich häßlich seien. In ihrer

natürlichen Umwelt sind sie sogar von wirklichem Reiz. Aber in der baltischen Landschaft wirken sie als greller Mißton, unerträglich. Eine scheußlichere Entstellung eines schönen Stadtbildes kann man sich nicht denken, als die massive, goldstrotzende griechische Kathedrale auf dem Domberg zu Reval zwischen dem schlanken Bergfried der alten Ordensburg, der malerischen, barocken Spätgotik des Domes, der Stadtkirchen, des Rathauses und der himmelan ragenden Turmnadel von St. Olai.

So legen die Steine mit tausend Zungen Zeugnis ab von deutscher Vergangenheit. Die Literaturgeschichte kennt redende Zeugen in Menge: die Titelblätter der Schriften von Kant und Hamann mit dem Vermerk „bey Georg Hartknoch in Riga"; Johann Gottfried Herder, der bekannte, seine glücklichste Zeit habe er als Domprediger in Riga verlebt; Michael Reinhold Lenz, den livländischen Pfarrerssohn und Jugendgenossen Goethes; Tellheim, den Kurländer, in Lessings Minna von Barnhelm — man könnte noch lange so fortfahren und käme dabei unversehens bis in die Gegenwart: Karl Ernst v. Baer, Johann Eduard Erdmann, Adolf Harnack, Eduard v. Keyserling sind nur Gipfel in einer langen Kette. Aber das ist doch wohl vergangen? Ein Gang durch die Geschäftsviertel von Riga und Reval, bei dem wir uns im Geiste in die letzten Julitage des vorigen Jahres versetzen, bevor die Schmutzflut des Krieges hereinbrach, mag die Antwort geben. Die Ladenschilder zeigen weit überwiegend, ja fast ausschließlich deutsche Namen, die Schaufenster würden in Hamburg oder Stuttgart nicht wesentlich anders aussehen. Abseits, in besonderem Stadtteil, am „Russischen Markt" oder in der „Petersburger Vorstadt" lebt die russische Geschäftswelt: es sind in der Hauptsache Kleinkrämer und Gemüsehändler, schon von weitem als Fremdlinge inmitten der deutschen Umgebung kenntlich. Den sichersten Maßstab bieten wohl die Buchhandlungen. Sie führen zu neun Zehnteln deutsche Literatur, die gute alte neben der jungen und jüngsten. Da liegen der neueste Chamberlain und Dehmel neben Goethe und Kant; die wenigen „Russen" — meist Schulbücher — drücken sich verlegen in so vornehmer Gesellschaft. Und die deutschen Bücher liegen keineswegs fest, sie werden gekauft und stets neu ergänzt. Das Lager ist reich, fast überreich, es übertrifft an Umfang alles, was in Deutschland üblich ist. Erst kürzlich bekannte ein deutscher Buchhändler, der für Deutschland, was Reichtum des Vorrates betrifft, den Hamburger Geschäften die Palme reicht („Börsenblatt" vom 17. August 1915): „An Jonck, Deubner, Kymmel, Bruhns in Riga und an Kluge und Ströhm in Reval mit ihren Riesenlagern an deutscher Literatur konnten auch die Hamburger nicht heran." Die besseren deutschen Verleger und Kommissionäre wissen recht wohl, wieviel das Geschäft mit den Ostseeprovinzen wert war.

So sah es aus noch am Vorabend des Krieges; und doch war das Land seit 1885 angeblich „russifiziert" worden. Die deutschen öffentlichen Schulen waren geschlossen, Privatschulen mit deutscher Sprache verboten; die Verwaltung, auch die städtische Selbstverwaltung, sprach und schrieb nur russisch, und vor Gericht mußte sich eines Dolmetschers bedienen, wer die Reichssprache nicht beherrschte. An der Universität „Jurjew" hielt nur noch die theologische Fakultät mit ihrer deutschen Lehrsprache eine schattenhafte Erinnerung an das alte deutsche Dorpat wach. Die Russi-

fizierung schien so vollständig wie nur möglich. Und doch war das alles nur Anstrich; das Holz war das alte geblieben. Die Kenntnisse mochten bei dem Unterricht in der fremden Sprache gelitten haben — übrigens auch nicht allzusehr —, die Gesinnung war unverändert. Und dann hatten die Erfahrungen der sozialistischen Revolution von 1905 den allerhöchsten Stellen etwas die Augen geöffnet über die wahren Erfolge der Russifizierungsarbeit. Kaum hatte sich Nikolaus II. dazu herbeigelassen, deutsche Privatschulen wieder zu gestatten, da taten die alten Landesanstalten in Birkenruh, Goldingen, Mitau und die älteste von allen, die Revaler Domschule, wieder ihre Pforten auf; und die Arbeit der systematischen Pflege und Schenkungen brachten sie jährlich eifriger, bewußter und erfolgreicher als zuvor. Eigene Vereine wurden dazu gegründet, einer in jeder der drei Provinzen. Aus privaten Mitgliedsbeiträgen und Schenkungen brachten sie jährlich Hunderttausende von Rubeln auf — der Livländische Verein allein besaß 1913 ein Vermögen von 578200 Rubeln (1243130 Mark) und verfügte über 81757 Rubel (175777 Mark) an jährlichen Mitgliedsbeiträgen. Die Tätigkeit dieser Vereine spannte ihren Rahmen so weit wie möglich: Kinderhorte, Lehrlingsheime, praktische Kurse für Haushalt und Geschäft jeder Art; Schülerwerkstätten, Volksvorstellungen, Wanderfahrten; Büchereien, Lesehallen; Stellenvermittlung, Obdach und Beschäftigung für Arbeitslose — es gab wohl keine soziale Veranstaltung, die hier nicht in den Bereich der nationalen Verteidigung gezogen worden wäre, um namentlich die wirtschaftlich schwächeren, unteren Schichten der städtischen Bevölkerung bei dem Bewußtsein ihres Deutschtums festzuhalten. In diesen Vereinen und ihren Zweigveranstaltungen ist im Laufe weniger Jahre (sie konnten erst 1907 ins Leben treten) eine Unsumme selbstloser, bescheidener Arbeit im Gefühle höchster Pflichten geleistet worden, von der man außerhalb der Grenzen des Landes sicherlich keine Ahnung hat. Nicht einmal vor dem Kühnsten ist der unternehmende Sinn der Führer zurückgeschreckt: sie dachten an die Gründung einer Art von privater Hochschule. Der Anfang dazu wurde ein Jahr vor dem Kriege gemacht in Gestalt von Ferienkursen, die von angesehenen deutschen Gelehrten in dem Badeort Dubbeln bei Riga unter starkem Zudrang gehalten wurden. Es kann wohl nicht bestritten werden: das Deutschtum in den Ostseeprovinzen lebte und atmete nach wie vor, an seinem unbeugsamen Lebenswillen war die Russifizierung gescheitert.

Aber seine Stellung im Lande war doch eine andere geworden. Es hatte die Herrschaft verloren. Nicht durch die Russifizierung von oben her, sondern durch Revolutionierung von unten.

Die Ostseeprovinzen gehören zu der Gruppe östlicher Länder, in denen die soziale Schichtung mit nationalen Unterschieden zusammenfällt. Wie in Ostgalizien und Litauen der polnische Herr dem ukrainischen und litauischen Bauern gegenübersteht, so stand auch an der Ostsee der Deutsche als der Herr schlechtweg — „Saks" (d. h. Sachse) bedeutet im Estnischen den Deutschen und zugleich den Herrn — über dem Esten oder Letten. Es war eine Herrschaft zugleich des Besitzes und der Bildung, da sowohl der Grundbesitz auf dem Lande wie das Kapital in der Stadt in deutschen Händen und alle mittleren und höheren Schulen deutsch waren. Wer sozial aufsteigen wollte,

mußte sich von der deutschen Gesellschaft aufnehmen lassen. Das ist keineswegs so selten geschehen, wie man glauben möchte, aber doch nicht oft genug, um den deutschen Bildungs- und Stammescharakter der Gesellschaft zu gefährden. Und solange es so war, wurde die deutsche Herrschaft auch keineswegs unwillig von den Beherrschten hingenommen, zumal sie sich in durchaus patriarchalischen und humanen Formen bewegte. Eine Änderung trat erst sehr langsam ein infolge der wirtschaftlichen Befreiung des Bauernstands. Diese bedeutsamste Tat des baltischen Adels — bekanntlich aus freiem Entschluß schon sehr früh (1807—1819) durchgeführt, in jeder Hinsicht eine großartige Leistung — hat die Stellung des Deutschtums im Lande mit der Zeit verändert. Aus dem freien, grundbesitzlichen Bauernstande estnischer und lettischer Nationalität, der sich infolge der höchst liberalen Agrarpolitik des Adels bildete, ging allmählich ein immer größerer Überschuß an Nachwuchs hervor, der seine Betätigung in den akademischen Berufen suchte und bei dem rasch wachsenden Reichtum der bäuerlichen Klasse auch die Mittel dazu hatte. Diese emporsteigende junge Generation zu assimilieren wäre bei ihrer steigenden Masse unter allen Umständen schwierig gewesen. Es wurde unmöglich gemacht durch feindseliges Eingreifen von russischer Seite. Von Petersburg und Moskau her entzündet und geschürt, bildete sich eine national-lettische und eine national-estnische Bewegung, die erklärtermaßen darauf ausgingen, das Deutschtum aus dem Lande zu verdrängen und selbst seine Stelle einzunehmen. Im Zeichen dieses nationalen Kampfes, der mit immer zunehmender Erbitterung, zuletzt auch mit Mordwaffen und dennoch unter wohlwollendem Schutz der staatlichen Organe von den Angreifern geführt wurde, haben die Ostseeprovinzen seit Anfang der sechziger Jahre gestanden, und es ist nicht zu leugnen, daß dabei das Deutschtum nach mancher Richtung an Boden verloren hat. Es hat sich in der Tat eine Schicht gebildet, die den Anspruch erhebt, zu den Intellektuellen zu gehören, ohne deutsch zu sein: Pfarrer, Ärzte, Anwälte, hie und da auch Rittergutsbesitzer und Kaufleute, die alles Deutsche entschieden ablehnen und in jedem Deutschen ihren Feind sehen. In zahlreichen Städten besitzen sie — dank einer von der Regierung begünstigten oder gar betriebenen skrupellosen Wahlmache — die Mehrheit in der Selbstverwaltung, wiewohl ihnen immer noch einige der größten und wichtigsten, voran Riga und Mitau, nicht gehören. Von dieser Seite — darüber kann man sich nicht täuschen — drohte dem Deutschtum die wirkliche Gefahr. Die Frage war nur, ob der deutsche Großgrundbesitz auf dem Lande, das deutsche Großkapital in den Städten stark genug sein würden, sich wenigstens neben der lettisch-estnischen Konkurrenz zu behaupten.

Unter dem Gesichtspunkt der Kultur betrachtet, war dieser Kampf ein reiner Bruderkrieg: verschiedene Nationalitäten von gleichartiger Gesittung standen einander gegenüber. Man dürfte ihn auch mit der Auflehnung der Söhne gegen den Vater vergleichen. Es ist eine Tatsache, die im Ausland gewöhnlich übersehen wird, und die doch für die Beurteilung dieser Dinge von entscheidender Bedeutung ist, daß alles, was Letten und Esten an geistiger und sittlicher Bildung besitzen, deutsche Bildung ist. Wer die Verhältnisse kennt, kann darum nur lachen, wenn er in

der europäischen Presse gelegentlichen Kundgebungen über die „hohe lettische Kultur“ begegnet. Eine lettische oder estnische Kultur gibt es gar nicht, kann es auch nicht geben, wo die Völker, das eine etwas über eine Million, das andere weniger als eine Million Köpfe zählen und weder eine eigene Geschichte noch Zusammenhang mit einem der größeren Kulturvölker haben. Was man lettische oder estnische Kultur zu nennen beliebt, ist lediglich deutsche Kultur in lettischem oder estnischem Gewande. Alles, aber auch buchstäblich alles an ihr stammt aus dem Deutschen und ist zuerst von deutschen Händen dem Volke gebracht worden. Deutsche Pfarrer und Lehrer haben die Sprache des Landvolks erforscht, sie zur Schriftsprache erhoben, die ersten Anfänge der Literatur geschaffen — Bibel, Gesangbuch, Dichtung, zuletzt auch Tageszeitungen; deutsche Wissenschaft hat seine Vergangenheit aufgehellt —, in der Geschichts- und Altertumsforschung des Landes haben die Deutschen alles, Letten und Esten nichts geleistet, wohl aber haben die lettischen Revolutionäre im Jahre 1905 die wundervollen Sammlungen des Vaters der lettischen Geschichte, Pastor Bielenstein, zerstört. Was heute als lettische oder estnische Literatur auftritt, ist von einem Ende bis zum andern nichts weiter als Nachahmung deutscher Muster, wenn nicht einfach Übersetzung aus dem Deutschen. Was aber die Hauptsache ist, die religiös-sittliche Bildung des Volkes ist deutsch-evangelisch. Evangelischer Gottesdienst und Seelsorge, evangelische Volksschule, in den Formen und mit den Mitteln, die im protestantischen Norddeutschland ausgebildet waren, haben die eingeborenen Völker in mehr als drei Jahrhunderten erzogen; Bibel, Gesangbuch und lutherischer Katechismus sind auch hier wie in Sachsen oder Hannover die Fundamente des persönlichen Innenlebens für den schlichten Mann aus dem Volke. So nahe die Bildungsstufe des Landvolks dem deutschen Vorbild kommt, so hoch erhebt sie sich über den russischen Durchschnitt. Daß es in den Ostseeprovinzen keine Analphabeten gab, bis die Russifizierung ihre Zahl in wenigen Jahren auf 20 Prozent emporschnellen ließ, ist wohl für sich allein das beredteste Zeugnis für Art und Höhe ihrer Gesittung. Ein anderes, nicht minder klassisches Zeugnis legen die Offiziere der russischen Armee ab, die den weiten Vorsprung der estnischen und lettischen Rekruten vor allen anderen Elementen stets anerkannt haben.

Verschiedenen Bluts, aber eines Geistes, hätten die streitenden Nationalitäten sich verständigen müssen und können, wäre ihr Zwist nicht durch russische Aufhetzung geflissentlich genährt worden. Die Absicht war, die Parteien einander aufreiben zu lassen. Letten und Esten sollten die Herrschaft der Deutschen zerstören, um nachher, wehrlos, machtlos, rückhaltlos, wie sie waren, selbst vom russischen Wesen aufgesogen zu werden. Der erste Teil dieses Werkes war noch in langsamem Fortschreiten, und schon wurden die Vorfrüchte ums Jahr 1900 bemerkbar: zunehmende Verrohung des Volkes, Sinken der Schulbildung, Anwachsen der Kriminalität,— sie hatte sich in 20 Jahren genau verdoppelt, und die junge Generation stellte den größten Prozentsatz dazu. Handgreiflich trat auch hier hervor, was man überall beobachten kann, wo russisches Wesen nach Westen vordringt: daß seine Herrschaft gleichbedeutend ist mit Kulturvernichtung. Die Sache des Deutsch-

tums war zugleich die Sache der europäischen Gesittung an ihrer äußersten Grenze im Nordosten.

Niemand vermag zu sagen, wie lange dieser Prozeß der Unterhöhlung etwa gedauert haben würde, ob es dem Deutschtum nicht doch gelungen wäre, sich, wenn auch in eingeengten Grenzen, als lebendiger Kulturfaktor zu behaupten. Bei der erstaunlichen Zähigheit, die es bisher bewiesen, darf man das nicht für unmöglich halten. Wie immer, den Russen ging die Sache zu langsam. Sie schritten zu einer radikalen Lösung des Problems. Da es nicht gelingen wollte, die Menschen zu russifizieren, so sollte das Land russifiziert werden. Die Agrarreform des Ministers Stolypin, die an die Stelle des bäuerlichen Kommunismus den bäuerlichen Grundeigner setzen wollte, hatte die ganze ungeheure Masse des russischen Landvolks in Bewegung gebracht. Ein grandioses Werk innerer Kolonisation war in Angriff genommen. Man brauchte Land und immer neues Land, um die Massen bäuerlicher Ansiedler mit Grundeigentum auszustatten. Man nahm es, wo man es fand, und griff auch nach den Ostseeprovinzen. Rittergüter wurden zu glänzenden Preisen aufgekauft und zu Bauernhöfen parzelliert. Die ausgedehnten Staatsdomänen in Kurland sollten samt und sonders zerschlagen und an russische Bauern aus dem Innern des Reiches ausgeteilt werden. Schon war im Frühjahr 1914 die Arbeit auf dem Papier und auf der Karte fertig: 300000 russische Bauern erwarteten demnächst ihre Verpflanzung nach Kurland. Zweifellos wäre man mit der Zeit weitergegangen. Man hätte, wenn der freie Verkauf der deutschen Rittergüter zu langsam oder gar nicht fortschritt, zur Zwangsenteignung gegriffen, und im Lauf eines Menschenalters hätte sich an die Stelle des deutschen Großgrundbesitzes eine dichte Masse echt russischer Bauern gesetzt, die nun auch ihre estnischen und lettischen Nachbarn rasch aufgesogen oder verdrängt haben würden. Das Land des deutschen Ordens und der deutschen Hansa, in dem sich deutsche Kultur auch unter polnischer, schwedischer, russischer Herrschaft dreieinhalb Jahrhunderte behauptet hatte, wäre kompakt russisches Volksgebiet geworden, die Grenze zwischen Asien und Europa wäre von der Narwa und dem Peipus bis an die Küste der Ostsee und an die Tore von Memel vorgeschoben worden.

Da kam der Krieg. Er störte zunächst das begonnene Werk, aber eröffnete zugleich, wenn er für Rußland erfolgreich war, die Möglichkeit, es sehr zu beschleunigen. Nun konnte man in dem Taumel des Volkshasses, der das ganze Reich ergriffen hatte, unter dem Titel der Selbstverteidigung im Kampfe gegen das Deutschtum zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung in den Ostseeprovinzen schreiten. Die Anfänge sind sofort gemacht worden, und es bleibt nur verwunderlich, daß sie nicht rascher gefördert wurden. Wie auch immer, das Schicksal des Deutschtums schien besiegelt und war es, wenn die russischen Waffen nur so weit glücklich waren, daß der Besitz der Provinzen dem Reich erhalten blieb. Es ist anders gekommen. Deutsche Heere haben die Grenze überschritten, das Land zu besetzen begonnen, und aus dem Munde des deutschen Reichskanzlers ist das Wort gefallen von der Befreiung Kurlands. Noch wissen wir nicht, wie weit die siegreichen deutschen Waffen getragen werden, wie weit das Werk der Befreiung gehen wird. Aber die Möglichkeit ist gewonnen, den

Spieß umzukehren, zu hindern, daß Asien dem Herzen Deutschlands und Europas zu nahe rücke, die Grenze zu behaupten, die von der Geschichte in langen, blutigen Kämpfen und zäher Friedensarbeit von Jahrhunderten gezogen worden ist, und sie zu befestigen und zu sichern gegen künftiges Vordringen der asiatischen Flut. Die Sicherheit Deutschlands erheischt es, daß diese Möglichkeit nicht ungenutzt bleibe, die Sicherheit Deutschlands und der europäischen Kultur. Die Gefahr, von der schon Napoleon I. gesprochen hat, daß Europa kosakisch werde, ist vor einem Jahr näher gewesen, als die Menge geahnt hat. Soll sie für die Dauer beschworen werden, so muß verhindert werden, daß das Kosakentum einen Platz erobere, von dem aus es zu gelegener Zeit wieder nach Westen vorbrechen könnte. Dann wird auch die Leidensgeschichte des Deutschtums im baltischen Lande ihren versöhnenden Abschluß finden und sein Kreuzesweg zur Auferstehung führen. Dann hat es nicht umsonst gekämpft und gelitten für deutsches Volkstum und abendländische Kultur.

Deutschland und der Weltkrieg.

Von Friedrich Thimme.

Vierzehn Monate lang dauert schon der Deutschland aufgezwungene Weltkrieg, und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Das aber tritt je länger je mehr in helles Sonnenlicht: es steht gut um Deutschlands Sache, gut im Westen, wo wir uns als Herren der im raschen Siegeslauf eroberten weiten belgischen und französischen Gebiete behaupten, besser noch im Osten, wo wir die dezimierten Bestandteile des russischen Millionenheeres gemeinsam mit unseren treuen Verbündeten immer weiter vor uns hertreiben, ohne daß die englisch-französische Diversion auf der Halbinsel Gallipoli das einzige von den Russen noch festgehaltene Kriegsziel in greifbare Nähe rückt; es steht wundervoll auch daheim, wo die geschlossene Einigkeit unseres Volkes und die glänzende Organisation unserer finanziellen, wirtschaftlichen und technischen Kräfte alle Hoffnungen und Anschläge unserer Gegner zuschanden werden lassen. Schon wird von Tag zu Tag deutlicher, daß die Zeit, in der unsere so viel mächtigeren und dennoch angstvoll nach immer neuen Verbündeten ausschauenden Gegner nachgerade ihren stärksten Alliierten zu sehen vermeinten, zu unseren Gunsten in die Wagschale fällt. Nur in einem einzigen Punkte haben die Vierverbandsstaaten noch die Oberhand über uns behalten, in dem Lügen- und Verleumdungsfeldzug, den sie mit Hilfe ihres wohlorganisierten Nachrichtendienstes von Anfang an gegen uns entfesselt und weit in die neutralen Lande hineingetragen haben. Nicht genug, daß man uns vor aller Welt als Friedensbrecher, als weltherrschaftslüsterne Eroberer, als greuelvolle Barbaren hinstellte, man hat auch deutsche Art, deutsche Kultur und Wissenschaft völlig in den Staub zu ziehen gesucht. Triumphierend hat es noch jüngst eine russische Zeitung ausgesprochen: Die Deutschen vermöchten zwar mit ihren 42-cm-Mörsern Festungen in Trümmer zu legen, es werde ihnen aber nicht gelingen, damit die feste Burg der gegen Deutschland mobilisierten öffentlichen

Meinung zusammenzuschießen. Das war in der Tat die schwache Stelle unserer sonst unverwundbaren Siegfriedrüstung; sie konnte uns, zumal wir in unserem geistigen Verkehr mit dem Ausland infolge unserer geographischen Lage so schwer behindert sind, gefährlich werden, wenn wir uns nicht auch hier, ohne uns die niedrigen Methoden unserer Feinde anzueignen, unserer Haut zu wehren lernten. Keineswegs aber kann es aussichtslos sein, den großen Vorsprung, den die Gegner uns in der Beeinflussung der Neutralen voraus haben, wieder einzuholen; denn Lügen haben nach einem deutschen Sprichwort, das auch heutigentags auf universale Geltung Anspruch hat, noch immer kurze Beine gehabt.

Längst ist Deutschland ja auch auf den geistigen Kampfplatz getreten. Unsere Regierung, unsere Staatsmänner, unsere Presse, die große Mehrzahl unserer Literaten und Gelehrten, alle stehen sie in dem schweren Kampf gegen Neid, Haß und Verleumdung, für Wahrheit, Billigkeit und Gerechtigkeit. Nicht überall sind auf unserer Seite gleich die tauglichen Mittel im Streite gefunden worden. Von der erstaunlichen Fülle von Aufsätzen und Einzeluntersuchungen, die in der periodischen Literatur und im Buchhandel über den Krieg und Deutschlands gute Sache erschienen, vermochte sich im Auslande nicht allzuviel durchzusetzen; was der Tag brachte, hat meist auch der Tag wieder verweht. Es galt schwereres Geschütz aufzufahren. Da war es ein ausgezeichneter Gedanke, der, irren wir nicht, von dem bekannten Bonner Nationalökonomen Hermann Schumacher angeregt und von maßgebender Seite alsbald ins Werk gesetzt wurde, eine größere Anzahl deutscher Gelehrten und Sachkenner, deren Namen und deren Wort auf dem weiten Erdenrund schwer in die Wagschale fallen, zu einem monumentalen Sammelwerk über Deutschlands Stellung im Weltkrieg zu vereinigen. Ein solches standard work, das darauf ausgeht, gerade dem Auslande, das uns heute nur in einem häßlichen Zerrbild zu erblikken vermag, in eindringender, ruhigster und sachlichster Beweisführung über deutsche Art, deutsche Kultur und deutsche Politik aufzuklären, wird sich, zumal wenn es erst in englischer und französischer Ausgabe vorliegt, die ernste Beachtung der Neutralen und selbst unserer Gegner erringen. Auch für uns Deutsche ist eine zusammenfassende, leidenschaftslose Darstellung der vielfach schwierigen und verwickelten Fragen, die mit dem Kriege zusammenhängen, keineswegs überflüssig, entspricht vielmehr einem in weiten Kreisen stark gefühlten Bedürfnis. Nur auf die drängende Fülle der Ereignisse, die von einem Tage zum anderen zu verzeichnen und zu erörtern sind, kann es zurückgeführt werden, wenn unsere Tagespresse, die jenem Bedürfnis so oft Ausdruck gegeben hat, sich mit dem nach gründlicher Vorbereitung im August erschienenen Werk „Deutschland und der Weltkrieg"[1]) bisher noch wenig befaßt hat; freilich hält es auch schwer, die ganze Fülle von Tatsachenmaterial und Geist, die in dem starken

1) Deutschland und der Weltkrieg. In Verbindung mit Carl H. Becker, Paul Darmstädter, Hans Delbrück, Otto Franke, Karl Hampe, Hans Luther, Erich Marcks, Gustav von Schmoller, Walter Schoenborn, Wilhelm Solf, Friedrich Tezner, Ernst Troeltsch, Hans Übersberger, Ottocar Weber, Adolf Wermuth, Ernst Zitelmann. Herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1915. IV u. 686 S. gr. 8. Preis 7 M., in Leinwand geb. 9 M.

Bande von fast 700 Seiten niedergelegt ist, anschaulich zu machen. Um so nachdrücklicher sollten unsere Zeitschriften Ausland und Inland auf das Werk aufmerksam machen, das in dem Geisteskampfe Deutschlands eine neue Epoche einleitet. Keine Zeitschrift kann es lieber tun als die „Internationale Monatsschrift", die selbst von je gleichermaßen auf Ausland und Inland zu wirken bemüht gewesen ist, die in ihren eigenen Spalten vom Beginn des Krieges an den geistig hochstehenden und auch vom Auslande hochgestellten Männern der deutschen Geisteskultur einen weit geöffneten Sprechsaal im Kampfe für Recht und Gesittung eingeräumt hat, und die nun in den Mitarbeitern von „Deutschland und der Weltkrieg" zum guten Teil ihre eigenen Mitarbeiter begrüßt.

Es sind im ganzen 21 Autoren, die uns in dem Buche mit ausnahmslos gehaltvollen, großenteils bedeutenden und glänzend geschriebenen Abhandlungen entgegentreten. Wie natürlich überwiegen unter ihnen die Universitätslehrer, in der Hauptsache Historiker, Juristen und Nationalökonomen; zu den deutschen Professoren treten, ein Symbol der treuen Bundesbrüderschaft, die uns mit der Donaumonarchie eint, einige Österreicher hinzu. Als Herausgeber zeichnen drei unserer bekanntesten Historiker, Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, mit dem geistigen Urheber Hermann Schumacher. Das Buch baut sich nach einer klaren und einleuchtenden Disposition in fünf Abschnitten auf. Die ersten drei Abschnitte, welche nacheinander „Deutschlands Stellung in der Welt", „Deutschlands Bundesgenossen" und die „Machtpolitik unserer Gegner" behandeln, legen eine breite und solide Grundlage für die beiden folgenden, die als der Höhepunkt des Werkes gedacht sind und „Vorgeschichte und Ausbruch des Krieges" sowie den „Geist des Krieges" umfassen. Die Mehrzahl der Beiträge, die sich so zu einem gut geschlossenen Ganzen vereinigen, sind schon im März d. J. in Druck gegeben worden; so erklärt es sich auch, daß Italien gleich den anderen neutralen Staaten, die absichtlich aus der Debatte ausgeschlossen sind, unberücksichtigt geblieben ist, ein Mangel, der in einer späteren Auflage beseitigt werden mag.

Um nun wenigstens mit einigen Worten auf die einzelnen Beiträge einzugehen, so eröffnet den Reigen Otto Hintze von der Berliner Universität mit einer ganz ausgezeichneten Untersuchung über Deutschland und das Weltstaatensystem. Anschaulich setzt Hintze auseinander, wie unsere geographische Lage inmitten der stärksten Militärmächte der Welt unser historisch-politisches Schicksal sei und nicht nur den monarchisch-militärischen Grundzug in der Struktur unseres Staats- und Volkskörpers, sondern auch die ebenso unumstößliche wie oft verkannte oder verdrehte Tatsache erkläre, daß die bei uns angesammelte kriegerische Kraft immer nur zur Verteidigung, nicht zum Angriff in volle Wirksamkeit gesetzt werden könne. Denen, die aus den Formen unseres Staatslebens den Vorwurf mangelnder politischer Freiheit und damit einen Grund für die sich so oft breitmachende innere Abneigung gegen uns ableiten wollen, hält Hintze mit Glück das Wort des englischen Historikers Seeley entgegen, daß die Form einer Regierung nun einmal den politischen Existenzbedingungen des Staates (und also auch dem militärisch-politischen Druck, der auf den Grenzen des Staates lastet!) angepaßt sein müsse. So sucht Hintze die Einrichtungen und Zustände unseres Vater-

landes dem Auslande aus den allgemeinen Bedingungen unseres Daseins verständlich zu machen. Weiter wird der Charakter der deutschen Weltpolitik, die im wesentlichen nur darauf auslief, unsere wirtschaftlichen Interessen zu verfolgen und einen Platz an der Sonne neben den anderen Weltmächten zu gewinnen, gegenüber dem sehr viel expansiveren und unduldsameren Imperialismus unserer Feinde dargelegt. Klar und scharf arbeitet Hintze dabei heraus, wie England unter der so heuchlerisch aufgesetzten Maske des europäischen Gleichgewichts nur das Streben nach der maritimen Alleinherrschaft, und damit nach der Weltherrschaft verberge. Nicht uns wohnen, das tritt aus Hintzes Ausführungen mit voller Deutlichkeit hervor, die aggressiven Tendenzen inne, die den Weltfrieden bedrohten, wohl aber jedem einzelnen von unseren Gegnern, Frankreich, das sich seit 1871 nie von der Hypnose des Revanchegedankens freizumachen vermochte, dem panslawistischen Rußland, und vor allem England, dessen Einkreisungspolitik gegen uns langsam, aber sicher dem Weltbrande näher trieb. So ergibt schon eine nüchterne Betrachtung der natürlichen und historisch erwachsenen Daseinsbedingungen, unter denen Deutschland lebt, die Nichtigkeit eines guten Teils der Vorwürfe, die unsere Gegner auf uns häufen.

Die kritische Aufräumungsarbeit, die Hintze in seinem einleitenden Aufsatze begonnen hat, setzt der Berliner Religionsphilosoph Ernst Troeltsch in einer wundervollen Abhandlung über den Geist der deutschen Kultur fort. Sein Aufsatz ist eine wirkungsvolle Philippika gegen den „Kulturkrieg", den unsere Gegner gegen uns entfesselt haben, und auf den sie sich so viel zugute tun. Er gipfelt in einer glänzenden, tief eindringenden Analyse des deutschen Geistes und der deutschen Kultur. Mit besonderer Feinheit entwickelt Troeltsch die deutsche Idee von der Freiheit, die so gar keinen Drang zur Weltherrschaft, weder zur materiellen noch zur geistigen in sich schließt, vielmehr die Freiheit der Völkerindividualitäten nebeneinander bedeutet. Wirkungsvoll klingt der Aufsatz aus in das Postulat der „Freiheit der verschiedenen Nationalgeister ohne englische Kontrolle über die politisch-sittliche Weltordnung und über die Meere". „In diesem Sinne glauben wir, daß wir es sind, die für den wahren und echten Fortschritt der Menschheit kämpfen, der niemand vergewaltigt und jedem Freiheit gibt."

Auch Hermann Schumachers lehrreicher Aufsatz „Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft" erhärtet es von neuem, daß wir Deutsche in Wahrheit nicht nach Weltherrschaft, sondern nach Freiheit streben. „Nur freie Bahn für die Betätigung der Kräfte, die Gott ihm verliehen hat zum eigenen Nutzen wie zum Nutzen der Menschheit, ist das Streben des deutschen Volks." Eingehend legt Schumacher dar, daß die erstaunliche Entwicklung in Produktion und Handel, die er in großen Zügen in einer den spröden Stoff künstlerisch meisternden Form schildert, nicht aus Leichtfertigkeit und Willkür oder gar aus Engländerfeindschaft erwachsen ist, sondern mit Notwendigkeit aus Naturkräften hervorquillt, die überhaupt nicht zu beseitigen sind. Um so schärfer zeigen sich die aggressiven Tendenzen gegen Deutschland bei England entwikkelt. England hat auch den Kriegsgedanken in alle Zweige des Wirtschaftslebens mit einer rohen Brutalität hineingetragen, wie sie die Menschheit noch nicht gesehen hat! Aber schon tritt zutage, daß alle Gewaltmaßregeln

Englands ihr Ziel verfehlen. Deutschlands einzigartige Organisationskunst, der Schumacher ein hohes Loblied singt, hat ein „Wunderwerk wirtschaftlicher Anpassung“ vollbracht. Nur Deutschland hat es vermocht, sich aus der Weltwirtschaft, so mannigfach es auch mit ihr verwachsen war, als ungemindert lebensvolles Gebilde loszulösen. Nur Deutschland ist imstande, die Rolle eines isolierten Staates nach allen Seiten erfolgreich durchzuführen: eine Tatsache, aus der es noch wichtige Folgerungen zu ziehen haben wird.

Zu unserer Weltwirtschaft stehen unsere Kolonien in engster Beziehung, denen der Staatssekretär Wilhelm Solf ein eigenes Kapitel widmet. Mit Recht hebt der Leiter unserer Kolonialpolitik hervor, daß nur die Sorge und Verantwortung für die Zukunft des an Kopfzahl wie an wirtschaftlicher Kraft mächtig anwachsenden deutschen Volks, nicht aber der Wunsch nach Machtentfaltung die Reichsleitung dazu geführt habe, mit der Erwerbung von Kolonien vorzugehen. Aus Englands Kolonialpolitik würde wahrhaftig ein Streben nach öder Weltherrschaft weit eher abzuleiten sein als aus der unseren. Auch der Vergleich, den Solf hinsichtlich der kolonialen Wirtschaftspolitik zwischen uns und unseren Gegnern zieht, fällt ganz zu unseren Gunsten aus: Wir allein haben durchweg an den Grundsätzen des freien Handels und der offenen Tür des internationalen Wettbewerbs auf gleichem Fuße und der Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit in den Schutzgebieten festgehalten; wir behandeln überhaupt unsere Kolonien nach den freiesten und humansten Grundsätzen! Wenn freilich Solf in dem freieren Geist, den wir in den Kolonien entfaltet haben, den eigentlichen Geist der deutschen Art und Politik sehen will, „wie er ohne äußere Feinde, ohne kriegsbereite Nachbarn, ohne die „heilige Not“, sich durchsetzt und, wenn es möglich wäre, überall und allgemein durchsetzen würde“, so erscheint das doch etwas gewagt. Daß unsere innerpolitischen Verhältnisse, im Reiche wie in den einzelnen Bundesstaaten, schon dasjenige Maß von Freiheit aufweisen, das mit der „heiligen Not“ noch vereinbar wäre, möchten wir wenigstens nicht unterschreiben.

Wie Solf unser Kolonialsystem mit dem unserer Gegner, so vergleicht Hans Delbrück das deutsche militärische System mit dem französischen, russischen und englischen. Auch er mit dem Ergebnis, daß der Vorwurf des „Militarismus“, in dem unsere Feinde geradezu schwelgen, just Deutschland am wenigsten treffen könne. In Frankreich, wo die allgemeine Wehrpflicht nicht nur ein Prinzip, sondern eine Realität sei, wo die Dienstzeit auch für die Gebildeten auf drei Jahre ausgedehnt sei, in Rußland, das von seiner durchschnittlich vierjährigen Dienstzeit bei allgemeiner Wehrpflicht finanziell so in Anspruch genommen werde, daß nichts für Kulturzwecke übrigbleibe, meint Delbrück, könne man allerdings von einem kulturfeindlichen Militarismus reden, nicht aber in Deutschland, das nur zwei Jahre Dienstzeit für die Massen und bloß ein Jahr für die Gebildeten kennt und dabei den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht noch keineswegs durchgeführt hat. Auch England findet Delbrück — unsere Vettern jenseits des Kanals werden diese geistvolle Zuspitzung freilich mit Verwunderung lesen — insofern besonders militaristisch, als ein Söldnerheer das brauchbarste Instrument für eine Eroberungspolitik sei, während ein Volksheer wie das deutsche — hier kehrt ein Motiv des Hintzeschen Aufsatzes wieder —

nur stark in der politischen Defensive sei, wenn es gelte, das Sein und die Ehre des Reiches gegen fremde Angriffe zu verteidigen.

Den deutschen Institutionen und dem Geist des öffentlichen Lebens haben Gustav von Schmoller und der Berliner Stadtrat Hans Luther zwei besondere Aufsätze gewidmet. Während der letztere sich über das deutsche Staatsbürgertum und seine hoch eingeschätzten Leistungen in der Selbstverwaltung ausläßt: Ausführungen, die durch ein schwungvolles Nachwort des Berliner Oberbürgermeisters Wermuth als eines klassischen Zeugen für die Blüte des deutschen Städtewesens noch unterstrichen werden, untersucht Schmoller in weitausgreifenden Darlegungen Herkunft und Wesen der deutschen Institutionen. Das Resultat ist, daß die heute in so maßlos übertriebener Weise hauptsächlich in England und Frankreich, aber auch in den Vereinigten Staaten gegen die Art, wie Deutschland regiert wird, erhobenen Vorwürfe ganz überwiegend nur auf Unkenntnis sowie auf der Schwierigkeit beruhen, deutsche Zustände zu verstehen. Seinerseits bemüht sich Schmoller mit der ihm eigenen Klarheit, dem Auslande das Verständnis für unsere Institutionen zu erschließen; freilich meint er resigniert, die Wahrheit über das Wesen der deutschen Zustände werde sich mit der Zeit mehr durch die Logik der Tatsachen als durch die deutschen Gelehrten geltend machen.

Der zweite Hauptabschnitt der Werkes gilt, wie wir sahen, unseren Bundesgenossen. Über den komplizierten inneren Aufbau der österreichischen Monarchie, der nicht nur unseren Gegnern, sondern auch uns selbst vielfach undurchsichtig geblieben war, orientiert der Wiener Staatsrechtslehrer Friedrich Tezner, über die auswärtige Politik Österreich-Ungarns der Prager Historiker Ottocar Weber. Muß es erst noch gesagt werden, daß auch von der Politik der Donaumonarchie alle Vorwürfe angeblicher Eroberungssucht abprallen? Wirkungsvoll ist bei Weber insbesondere der Nachweis, daß der Erwerb von Bosnien und der Herzegowina, auf den sich solche Anwürfe zu stützen pflegen, unseren Verbündeten von Rußland angeboten, von Europa schier aufgedrängt worden war. Weber hat nur zu recht: man kann der österreichisch-ungarischen Politik manchmal allzu kühle Reserve und Vorsicht, nie aber Kriegslust und Raufbegierde schuld geben. Vollends von der Türkei, deren Stellung zum Weltkriege uns der tüchtige Orientkenner Carl H. Becker in Bonn schildert, liegt es klar zutage, daß sie nur einen Defensivkrieg im wahrsten Sinne des Wortes führt.

Wie steht es mit unseren Gegnern in dieser Beziehung? Die Frage wird in dem dritten Hauptabschnitte des Werkes mit aller Ausführlichkeit beantwortet. Seine sechs Kapitel, in denen sich Erich Marcks über die „Machtpolitik Englands", Paul Darmstädter über diejenige „Frankreichs", KarlHampe über „Belgien und die großen Mächte", Hans Übersberger über „Rußland und der Panslawismus" sowie über „Serbien" und schließlich Otto Franke über „Die Großmächte in Ostasien" verbreiten, gestalten sich zu einer wuchtigen und erdrückenden Anklage gegen unsere Feinde, namentlich gegen das heuchlerische England: alle Vorwürfe und Beschuldigungen, die sie gegen uns schleudern, der Vorwurf des Weltmachtstrebens so gut wie der des Friedensstörers, fallen mit doppelter und dreifacher Schwere auf sie zurück. Wie lamentiert doch Gretchen im Faust:

„Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war.
Und segnet' mich und tat so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!"

Schonungslos wird vor allem die Blöße Englands aufgedeckt. Klarer, bestimmter und schneidender hat Marcks, der sonst die milden, irenischen Formulierungen liebt, sein Urteil wohl noch nie abgegeben, an stählerne Sporen erinnert heute seine wie immer prachtvolle, mit Vorliebe sich in geistvollen Antithesen bewegende Schreibweise. „Die Ansprüche Deutschlands", heißt es bei ihm einmal, „sind niemals universal gewesen wie die Napoleons I. oder auch nur Ludwigs XIV.; nie hat es eine europäische Hegemonie in Wahrheit geübt oder auch nur erstrebt, nicht einmal gegen England selber war es offensiv. Es ist immer nur Nation unter Nationen gewesen und hat sein Stück Luft und Licht erstrebt für sich selbst. Das universale Streben ist ganz bei England und gar nicht bei uns.... England behauptet, das Bestehende und das Recht zu verteidigen: es verteidigt seine alte Vorherrschaft. Ihr opfert es gleich unbedenklich alte und neue Gewalten, das historische Österreich, die letzten Staaten des Islam, die jung emporgestiegene Kraft unseres Reiches.... Die Geschichte von Englands Vergangenheit, an die es sich heute klammert, ist eine Geschichte von Eroberungskriegen, von Angriffskriegen, die sein Wachstum in die Welt hinein zu dekken und jeden europäischen Nebenbuhler niederzuwerfen hatten; es ist eine Geschichte von Kriegen, von aggressiver Politik, von aggressiver Weltpolitik, immer und überall. ... Es kämpft für sich und für eine veraltete Weltherrschaft, deren Ansprüche das nationale Leben von Gegenwart und Zukunft sprengen muß; es kämpft für eine universale Geltung, die in Wahrheit das partikularste und selbstischeste ist, das die heutige Welt kennt." Und das sagt derselbe Marcks, der so oft die Großartigkeit der englischen Weltpolitik aufgezeigt hat, der noch heute bereitwillig die Zusammenhänge dieses Weltvolkes als groß empfindet.

Eines näheren Eingehens ist auch der ausgezeichnete Aufsatz von Karl Hampe wert. Wichtig ist vornehmlich, was er über die Umwandlung der Natur des belgischen Staatswesens durch die Ausdehnung des belgischen Kolonialbesitzes ausführt. „Das Belgien von 1908, das über ein riesenhaftes Kolonialreich von dem achtzigfachen Umfange seiner selbst gebot, war nicht mehr jener Kleinstaat, der einst als europäisches Bollwerk gegen Frankreich geschaffen war, und der später in dem Gleichgewichtssystem der Mächte sich mühsam in der Schwebe hielt. Mit der kolonialen Erwerbung war die Grundlage des Neutralitätsvertrages von 1839 erheblich verschoben. Dauernd verbürgte Neutralität erfordert als Gegenleistung entsagendes Beharren in den gegebenen Grenzen.... Durch die Verbindung mit dem afrikanischen Riesenstaate wurde seine — Belgiens — Neutralität, immer schon ein zartes und gebrechliches Gebilde, einer Belastungsprobe ausgesetzt, der sie schwerlich auf die Dauer standhalten konnte." Meisterhaft schildert Hampe dann, wie die belgische Neutralität in der Tat immer mehr ins Wanken geriet, lange vor 1914. Wo die wahren Feinde dieser Neutralität saßen, zeigt schon Kitcheners Wort „Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht der Ärmelkanal, sondern die Maaslinie", zeigt Frankreichs systematisch betriebene

„friedliche Durchdringung", seine „Marokkanisierung" des Landes, zeigen schließlich die Abmachungen der belgischen mit den englischen und französischen Militärbehörden. Die belgische Regierung hat sich denn auch kaum noch Mühe gegeben, die Hinfälligkeit ihrer Neutralität im Kriegsfalle zu verheimlichen; hat doch am 9. Oktober 1912 das halbamtliche belgische Blatt Métropole es offen ausgesprochen: „Die Regierung weiß, daß selbst diejenigen unter den Garanten unserer Neutralität, auf die wir bis jetzt immer am meisten rechnen zu können glaubten, unsere Verteidigung nur als sehr relativ ausreichend betrachten und es keineswegs verbergen, im Gegenteil: es haben wissen lassen, daß im Falle eines internationalen Konflikts, wo Belgien das Schlachtfeld werden könnte, ausländische Truppenkörper bei uns einmarschieren würden, um die Unzulänglichkeit unserer Verteidigung zu ergänzen." Kann man sich noch wundern, wenn der preußische Generalstab aus einer solchen Sachlage seine Konsequenzen zog?

Daß der Vorwurf willkürlichen Völkerrechtsbruchs, begangen durch die Verletzung der Neutralität Belgiens, auf uns nicht haften bleiben kann, zeigt noch deutlicher ein besonderer Aufsatz des Heidelberger Professors Walter Schoenborn, der als Anhang in den folgenden Hauptabschnitt eingeschoben ist. Auch Schoenborn legt das Hauptgewicht auf die zweifellose Tatsache, daß die belgische Regierung längst schon, ehe das deutsche Ultimatum erging, zuungunsten Deutschlands ihre Neutralitätspflichten verletzt und damit selbst die Schranken des Vertrags niedergerissen, Deutschland ein Recht zu rücksichtsloser Selbsthilfe gegeben habe. Darüber hinaus beruft er sich auf das Notstandsrecht, das nicht bloß für Private, sondern, nach allgemeiner Auffassung des Inlandes wie des Auslandes, auch für staatliche Individuen gilt. Und in unseren Augen wenigstens kann die Anwendbarkeit des Notstandsrechts auf den belgischen Fall nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, da eine Besetzung des belgischen Gebiets durch englische und französische Truppen, mit der wir als einer Gewißheit rechnen mußten, uns schweren und kaum abwendbaren Gefahren ausgesetzt hätte.

Der Aufsatz von Schoenborn leitet uns zu dem vierten Hauptabschnitte des Werkes über, der von der Vorgeschichte und dem Ausbruch des Krieges handelt. Er ist das eigentliche Hauptstück des ganzen Werkes. Da Vorgeschichte und Ausbruch des großen Weltbrandes auf das engste miteinander verknüpft sind, dieser ohne jene gar nicht zu verstehen ist, so war eine einheitliche Behandlung beider Teilabschnitte durch e i n e Persönlichkeit geboten, sie ist Hermann Oncken, dem Heidelberger Historiker, zugefallen. Er hat seinen alten Ruf virtuoser Behandlung schwieriger Probleme vollauf gerechtfertigt; namentlich der Abschnitt über die Vorgeschichte des Krieges ist ein glänzendes Beispiel tiefeindringender, scharfsinniger Untersuchung im Sinne Rankeschen Universalismus und großzügiger, lichtvoller Darstellungskunst. Was Onckens Abhandlungen aus der unübersehbaren Kontroversliteratur über die Ursachen des Weltkrieges heraushebt, ist, daß er nicht bei der Betrachtung der „nächstliegenden und mit den Händen zu greifenden Ursachenkomplexe" stehen bleibt, nicht sich in kleinmeisterlicher Art mit dem emsigen Studium der verschiedenen Blau- und sonstigen Farbbücher zu sehr aufhält,

sondern bemüht ist, den letzten Ursachen und Zusammenhängen des Weltbrandes nachzuspüren. Mit Recht hebt er im Eingang zu seinen Betrachtungen hervor: „In Wirklichkeit reichen die Fäden, die sich zur Entfesselung des Weltkrieges verschlungen haben, sehr weit zurück, und je tiefer man in ihr Gewebe eindringt, desto mehr überzeugt man sich, daß große weltgeschichtliche Triebkräfte sich von langer Hand her in Bewegung setzen mußten, um diesen Ausgang wie ein unausweichliches Schicksal heraufzubeschwören." So greift Oncken bis auf die beiden ursprünglichsten Tatsachen zurück, auf die der Ursprung des Weltkrieges zurückgeht: den Bestand des im Jahre 1870/71 geschaffenen Reiches auf der einen Seite, und das Unvermögen des französischen Revanchegeistes, sich mit der damals begründeten Ordnung der Dinge in Europa abzufinden. Er untersucht dann die Anfänge der deutsch-englischen Rivalität, die weniger in Reibungen und Gegensätzlichkeiten auf kolonialem Gebiete als in der sich immer mehr herausbildenden Handelskonkurrenz begründet war, die einzelnen Stufen der englischen Einkreisungspolitik, die Entstehung des Dreiverbandes und seine ersten Machtproben, die mehrfach nebenherlaufenden Entspannungs- und Verständigungsversuche und die schließliche Offensive des Panslawismus und der Revanche, die das kaum noch Widerstand leistende, im Grunde die große Konstellation begierig ergreifende England in den Strudel des Weltkampfes riß. Keineswegs sieht Oncken die Schuld bei England allein; er prägt einmal die Formel: „Die Verantwortung der Anstiftung fällt auf mehr als eine Macht des gegnerischen Lagers: die Verantwortung der Tat selbst — d. h. des Entschlusses der völligen Mobilmachung, der die Welt in Brand setzen sollte — hat Rußland allein zu tragen, das, um mit Helfferich zu sprechen, in dieser Stunde der Brandstifter in einer friedlichen Welt geworden ist." Oncken, der die Pflichten des objektiven Historikers sehr ernst nimmt, ist auch gerecht genug, um anzuerkennen, daß aus der Einkreisungspolitik Eduards VII. noch nicht der Entschluß, die Dinge zum Weltkriege zu treiben, abgeleitet werden darf; sehr möglich, daß die Absichten des Königs zunächst nur darauf hinausliefen, Deutschland mit unblutigen Mitteln lahmzulegen, seine geringsten Aktionen zu stören, die Positionen seiner Bündnisse zu lösen oder zu schwächen, seine Zukunftschancen zu beschneiden und es so durch dauernden schärfsten Druck zu nötigen, daß es seine Flottenrüstungen einstelle und sich bescheide, ein so anspruchsloses Glied des Weltstaatensystems zu werden, wie es die englische Zukunftsrechnung forderte. Aber es liegt doch klar zutage, daß eine solche weltpolitische Erdrosselungspolitik schließlich den Krieg nicht bloß unvermeidlich machen konnte, sondern notgedrungen machen mußte, sobald nur die Kräfte, die sie in ihren Dienst stellte, die französische Revanche und die russische Offensive, wie Oncken es ausdrückt, sich ungezügelt auf sich selbst besannen. Es ist auch nicht an dem, daß England, als dies wirklich geschah, nur die Rolle des täppischen Zauberlehrlings gespielt habe, der die Geister, die er beschworen, nicht wieder los werden konnte. Und am allerwenigsten liegt die Sache so, daß die Frage der belgischen Neutralität England wider seinen eigensten Wunsch genötigt habe, in den Kampf einzutreten. Unwiderleglich stellt Oncken fest, daß dieser

Kriegsgrund nur eine Kulisse für einen anderen war, daß vielmehr im entscheidenden Momente der Grundgedanke der ganzen Einkreisungspolitik wieder in sein Recht trat und alle Hemmungen hinwegfegte. In dem Wunsch und Willen, „in dieser scheinbar günstigsten Konstellation die eigene hegemonische Stellung auf den Trümmern der deutschen Weltbestrebungen zu befestigen", ist England schließlich entschlossen mit beiden Füßen in die Situation hineingesprungen. Wir aber meinen, es naht sich ihm schon die Erkenntnis, daß es in einen Abgrund gesprungen ist!

Es war ein glücklicher Gedanke, auf den Hauptabschnitt über die Vorgeschichte und den Ursprung des Krieges noch einen fünften über den Geist des Krieges folgen zu lassen; in welchem Geiste der Krieg verstanden und geführt wird, das läßt ja tausendfache Rückschlüsse auf die in den früheren Abschnitten beantwortete Frage zu, ob uns oder unseren Gegnern die Verantwortung für den Krieg zufällt. Und diese Rückschlüsse können es nur aufs neue erhärten, wie wenig unsere Feinde, vorab England, zu der Pharisäerrolle berechtigt sind, in der sie sich brüsten. Überzeugend führt in dem Aufsatze „Krieg und Menschlichkeit" A. Miethe den Nachweis, wie wenig die Vorwürfe, die gegen unsere Kriegführung erhoben werden, stichhaltig sind, wie groß hingegen die Verfehlungen unserer Gegner, und nicht zuletzt Englands, des Erfinders der Dum-Dumgeschosse, der Konzentrationslager und des Hungerkrieges. Auch die feinsinnige Abhandlung von Ernst Zitelmann „Der Krieg und das Völkerrecht" stellt fest, daß kein Land sich so sehr gegen Geist und Buchstaben des Völkerrechts vergangen habe wie England. Bedeutungsvoll sind die Auslassungen Zitelmanns über die Ausfuhr von Waffen und Munition, die hoffentlich in Amerika beherzigt werden. Für Zitelmann steht es fest, daß es für Amerika rechtliche Pflicht sei, die Lieferungen von Kriegsmaterial trotz der Bestimmung des Haager Abkommens, die eine solche Ausfuhr an sich zuläßt, zu verhindern, eben weil durch die alleinige Lieferung an unsere Gegner das rechtliche Wesen der Neutralität durchbrochen wird. „Gesetze müssen im Geist und in der Wahrheit, nicht mit reinen Wortgründen ausgelegt werden." In freiem und großem Sinne möchte Zitelmann auch das Völkerrecht nach dem Kriege aufgebaut sehen. „Alles Völkerrecht ist aufgebaut auf dem Gedanken an die Gleichberechtigung aller Völker. Deutschland hat niemals die Weltherrschaft erstrebt und erstrebt sie auch für die Zukunft nicht. Deutschland will Licht und Luft für sich, aber es will dabei jedes Volk in seiner Eigenheit leben und gedeihen lassen. Wir sind überzeugt davon, daß die Erde Raum für alle hat, und daß das Glück und Wohlergehen des einen Volkes dem des anderen nicht widerstrebt, sondern im Gegenteil es vermehrt."

In dem gleichen Sinne ist auch der Aufsatz von Friedrich Meinecke über „Kultur, Machtpolitik und Militarismus" gehalten, den man fast als den schönsten und durchgeistigtsten der ganzen Sammlung ansprechen möchte. Hinreißend ist die in ihm zutage tretende verhaltene und beherrschte Glut und Leidenschaft der Gesinnung, die doch ein objektives und gerechtes Urteil nicht hindert. Bereitwillig gibt Meinecke die Mängel unserer Kultur zu, die er wesentlich darauf zurückführt, daß wir erst ganz spät zu politischer Einheit, Macht und Selbstbewußtsein gekommen sind. Nachdrücklich aber verwahrt er

uns gegen die Verzerrung und Entstellung unserer Meinungen und Ideale, gegen die wahrhaft lächerliche Identifizierung des neuen deutschen Geistes mit den noch dazu unverstandenen Lehren der Trias Treitschke, Nietzsche und Bernhardi, gegen die nicht minder törichte Unterstellung, als ob List und Gewalt das Wesen der neudeutschen Machtpolitik seien, und als ob wir gar ein Weltreich im Stile des römischen aufrichten und unsere Kultur den besiegten Völkern aufdrängen wollten. Demgegenüber umschreibt Meinecke in prächtiger Weise denjenigen Typus unseres Wesens, der „von den Besten unseres Volkes vertreten wird und, wie wir glauben, sich auch der stärksten Verbreitung in unseren gebildeten Schichten erfreut". In den Mittelpunkt tritt dabei die deutsche Auffassung von dem wahren Verhältnis von Staat und Kultur, das in der Verbindung von Freiheit und persönlicher Hingabe beruht. Wir haben nicht jene enge Auffassung der Engländer, die die Kultur einer Nation bloß in Wissenschaft und Kunst, Religion und Bildung suchen, unser viel universalerer Begriff schließt auch das Verhältnis von Staat und Individuum ein.[1]) „Das gehört zum Wesen echter Kultur, daß sie immer wieder spontan und selbständig aus den verschiedenartigen Trieben und Bedürfnissen des menschlichen Geistes hervorbricht, daß Kunst, Wissenschaft und Religion jede sich selbst ihr Gesetz geben und jedes ihr von anderen Gewalten auferlegte Gesetz als Tyrannei empfinden. Und doch sind sie nur in dem, was sie erstreben, selbständig; aber die Kraft, mit der sie es erstreben, stammt im letzten Grunde aus dem Boden ihrer Volksgemeinschaft, und in dieser wiederum wirken, wie wir sagten, alle Fähigkeiten und Einrichtungen, des staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zusammen. Wer nicht dieses Nebeneinander von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in den einzelnen Zweigen des geschichtlichen Lebens sich klar zu machen versteht, wird niemals das wahre Verhältnis von Kultur und Staat zueinander erkennen. Echte und ganze Kultur will nicht nur eine einzelne Provinz des menschlichen Lebens bleiben, sie will deshalb auch den Staat mit sich erfüllen und zu einem Kulturwert erheben. Und wiederum ist sich der wahre Staat bewußt, daß seine Macht letzten Endes auf geistigen Grundlagen beruht." Weiter zeigt Meinecke auch, wie unser Kulturideal und unser geschichtliches Denken in der Anschauung der Mannigfaltigkeit und des Nebeneinanders freier starker Staaten, Nationen und Kulturen lebe und webe. Ein lebensvoller Reichtum starker Nationen, die sich aufbäumen gegen jeden Versuch zur Universalmonarchie: dahin führt nach Meinecke überhaupt Sinn und Gang der neueren europäischen Geschichte. Und so wendet er sich in seinen Forderungen für die Zukunft mit aller Entschiedenheit im Namen Deutschlands, im Namen Europas gegen das englische Machtstreben. „Auch eine universale Seeherrschaft ist eine Universalmonarchie, die nicht geduldet werden kann, die früher oder später doch fallen muß. England kämpft gegen den Geist der modernen Entwicklung, indem es seinen Anspruch auf alleinige Beherrschung der großen Meere mit Gewalt aufrechterhalten will. Seine Bedeutung als Welt- und Kulturvolk, die wir ehren und anerkennen, wird nicht leiden, wenn das Gleich-

1) Hierauf weist auch Troeltsch (S. 58) hin, mit dessen Ausführungen sich Meinecke mannigfach berührt.

gewicht der Mächte, das es bisher künstlich auf Europa beschränken wollte, auch zur See und in der ganzen Welt durchgesetzt wird. Erst dann wird jedes Volk den freien Atemraum haben, den es braucht."

England, der eigentlich, der innerlich und moralisch Schuldige an dem großen Weltbrande, England mit seinem Anspruch auf universale Seeherrschaft, der wahre Feind aller Nationen, das ist der Sinn und der Inhalt des Geisterchors, der sich in dem Buch „Deutschland und der Weltkrieg" zu brausendem Klang erhebt, und der von Hintze in einem Schlußwort „Der Sinn des Krieges" noch einmal zu kraftvollem Schlußakkord zusammengefaßt wird. Es ist kein Haßgesang, kein *Dies irae*, der so laut erschallt; nein, was die einzelnen Mitarbeiter mit den Herausgebern sich vornahmen: „mit den Mitteln der Wissenschaft, mit deren Handhabung wir durch lange Friedensarbeit vertraut sind, in der ruhigen und objektiven Art, welche diese Kriegszeit überhaupt gestattet, die umstrittenen Hauptfragen des Krieges zu behandeln", das haben sie nach besten Kräften als ernste und sachliche Männer der Wissenschaft durchgeführt. Gerade dieser Ernst und diese Sachlichkeit, die so in der gegnerischen Literatur nirgends anzutreffen sind, verbunden mit der vollen Einmütigkeit, die nicht etwa Folge einer gemeinsamen Abrede ist, sondern sich aus der inneren Übereinstimmung des deutschen Denkens und Fühlens ergeben hat, muß dem Buche eine starke und bleibende Wirkung verleihen, ganz gewiß in Deutschland selbst, sicherlich auch bei den Neutralen, die hier endlich einmal in einen klaren und reinen Spiegel deutschen Geistes schauen können, und vielleicht selbst bei unseren Gegnern.

England in Treitschkes Darstellung und Urteil.

Von Max Cornicelius.

I.

„Welcher deutsche Liberale hätte nicht einmal in jungen Tagen den holden Traum geträumt von der natürlichen Bundesgenossenschaft des freien Englands mit dem freien Deutschland! Es bedurfte einer langen Reihe schmerzlicher Enttäuschungen, bis wir endlich lernten, daß die auswärtige Politik der Staaten nicht allein und nicht vorwiegend durch ihre inneren Verfassungsverhältnisse bestimmt wird. Denke man noch so hoch von britischer Freiheit, in der Völkergesellschaft ist das heutige England unzweifelhaft eine Macht der Reaktion. Seine Machtstellung ist ein offenbarer Anachronismus. Sie ward geschaffen in jener guten alten Zeit, da Weltkriege noch durch Seeschlachten und gemietete Söldnerscharen entschieden wurden und es für staatsklug galt in aller Herren Ländern, ohne jede Rücksicht auf Natur und Geschichte, wohlgelegene Seefestungen und Flottenstationen zusammenzurauben. In dem Jahrhundert der nationalen Staaten und der großen Volksheere läßt sich eine solche kosmopolitische Handelsmacht auf die Dauer nicht mehr behaupten; die Zeit wird und muß kommen, da Gibraltar den Spaniern, Malta den Italienern, Helgoland den Deutschen und das Mittelmeer den Völkern der mediterranischen Lande gehören wird."

So schrieb Treitschke im Juni 1876 in seiner großen Abhandlung über die

Stellung der europäischen Mächte zu den Balkanwirren damals, die den russisch-türkischen Krieg des folgenden Jahres einleiteten. Eigenste Erfahrung war es, was er hier aussprach; auch er hatte in seinen jungen Tagen hoch von Englands Staatswesen gedacht und sich um die Kenntnis der englischen Institutionen bemüht. Dahlmann, der auf ihn, den sechzehnjährig im Frühjahr 1851 nach Bonn gekommenen, unter allen Lehrern dort sogleich am tiefsten wirkte, sah in dem englischen Staat das Musterbild für den Kontinent, eine Anschauung, die ihm in seinem ganzen politischen Denken eine entscheidende Richtung gegeben hatte. So stellte sich auch Treitschke schon im zweiten Semester, als er Dahlmanns Vorlesung über Politik hörte, eine Geschichte der englischen Verfassung zusammen, weil der Lehrer eine solche Arbeit „als für die Kenntnis des Staats wie der Geschichte gleich vorteilhaft" seinen Hörern empfohlen hatte. „Sie gewährt mir großes Vergnügen," schreibt Treitschke seinem Vater im Februar 1852, „weil es ein Stoff ist, der notwendig Bewunderung und Begeisterung erweckt." Zudem freut es ihn, zu bemerken, wie er die Russel, Blackstone und andere zu diesem Studium nötige wissenschaftliche Autoren ohne alle Beihilfe des Wörterbuchs schon lesen kann. Auch für die Lektüre unterhaltender und poetischer Werke in englischer Sprache weiß er dann in den nächsten Jahren, während er in Göttingen und Leipzig langwierig seine Habilitationsschrift ausarbeitet, Zeit zu finden, und empfiehlt warm seinem Freunde Nokk Hettners kurz zuvor erschienenen Band über die englische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Dickens, Thackeray begegnen in seinen Briefen aus jener Zeit, vor allem aber Shakespeare, seine „poetische Bibel", wie er Januar 1856 an Wilhelm Nokk schreibt, an der er sich täglich erbaue oder berausche. Und so liest Treitschke wieder zwei Jahre später fast nur Shakespeare, will erst danach Goethe und Homer gründlich studieren; „ich lerne mehr daraus als aus der ausgebreitetsten Lektüre", heißt es in einem Brief an denselben Freund, Januar 1858. Den Achtzehnjährigen reißt auch Macaulay hin; „ein wunderbarer Gedankenreichtum" erscheint ihm im ersten Band der „Geschichte Englands" aufgespeichert. Doch diese Begeisterung kühlt sich mehr und mehr. Nachdem er den anfangs derart Bewunderten gründlicher und vielseitiger kennen gelernt hat und im Begriff, seinen eigenen Aufsatz über Milton neben den vielgenannten Essay Macaulays zu stellen, nennt er diesen einen z u d r i n g l i c h e n Schriftsteller, der vom Leser ein ganz passives Verhalten verlange. (An Haym 26. Oktober 1860.)

Um eins aber beneidet Treitschke Macaulay auch zu dieser Zeit noch: daß er der Bürger eines Staates mit längst gefestetem öffentlichen Recht ist, ja, daß er den verfassungsmäßigen Gehorsam, das Recht des Widerstands, als „den letzten Hort der englischen Freiheit" preisen kann.[1]) Gneists epochemachende Studien, zuerst 1857 und 1859 in die beiden Bände über „das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht" zusammengefaßt, hatten inzwischen Treitschkes Kenntnis und Auffassung des englischen Staates und seiner Entwicklung mit dauernder Wirkung bestimmt. Die Besprechung des

1) Histor. u. Polit. Aufs., Bd. 4, S. 10 und Briefe, Bd. 1, S. 339 (Februar 1856). Daß Treitschke indes schon in jenen Jahren auch hier zu Macaulay in Widerspruch kam, zeigt Politik, Bd. 1, S. 196 (3. Aufl.). Vgl. dort Bd. 2, S. 360 das letzte Urteil über denselben.

ersten Bandes unter dem Titel: „Die Grundlagen der englischen Freiheit", schon zu Ende 1857 niedergeschrieben, ein Jahr bevor er sich habilitierte, ist sein erster Beitrag zu den damals soeben begründeten Preußischen Jahrbüchern. Wie biographisch, so ist auch für den hier von uns ins Auge zu fassenden Gesichtspunkt das wesentliche, in dieser wie in der den zweiten Band ausschöpfenden Abhandlung „Das Selfgovernment"[2]) der von Treitschke lebhaft empfundene und ausgesprochene Gegensatz von englischer und deutscher, d. h. vor allem preußischer Staatsauffassung und innerer Staatstätigkeit. Seine Briefe, besonders aus der ersten Zeit der preußischen „Landratskammer", zeigen, mit welcher zuweilen fast verzweifelnden Empörung er die Jahre des Westphalenschen Verwaltungsregiments durchlebte. Und so sagt er auch in seiner Besprechung des ersten Gneistschen Bandes und weist es im einzelnen nach, daß man von der Sicherung des öffentlichen Rechts in Preußen nur mit tiefer Beschämung reden könne. Auf so dunkler Folie hebt England, Staat und Volk, sich leuchtend ab. Hier sind die Grundsätze der politischen Freiheit aus erster Hand zu holen, bei diesem Volke, dem so früh gelang, sich „die Vorbedingung des modernen Staatslebens, die nationale Einheit", zu schaffen. Und zumal die von Treitschke nicht minder als von Gneist bewunderte Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, begründet schon in dem durch seine legislative Fruchtbarkeit berühmten Jahrhundert der drei ersten Eduards, und dann durch ununterbrochene königliche Gesetzgebung ausgebildet, verdankt ihr wirksames Leben doch nur — und das findet Treitschke von Gneist bei weitem nicht laut genug betont — dem englischen Volke selber. Ohne staatlichen Zwang schafften hier die Gutsbesitzer die Fronden ab, und schon unter Elisabeth hörte die Leibeigenschaft gänzlich auf. Immer von neuem daher, auch in seiner Habilitationsschrift 1858, rühmt Treitschke die unvergleichliche Erbweisheit dieser tüchtigen, selbständigen und streng disziplinierten Nation, dieses Römervolkes der Neuzeit. „Durch ihre ganze Geschichte zieht sich neben dem zähesten Rechtssinn und der kecksten Unabhängigkeit eine tief bescheidene Mäßigung, ein Zurücktreten der sozialen Klasseninteressen vor den gemeinsamen staatlichen Pflichten. Welch ein Gegensatz gegen die deutschen Landstände mit ihrem Pochen auf das Recht des Besitzes, ihrem selbstischen Trotz, der nur Rechte statt des Rechts, nur Ansprüche statt der Pflichten kannte! Welcher Gegensatz auch gegen diejenigen, welche bei uns noch heutzutage (1859) diesen landständischen Geist wieder heraufbeschwören!" Der lebendige Gemeinsinn des englischen Volkes dagegen, die beste sittliche Stütze des britischen Staatswesens, habe in frühester Zeit schon den Grundsatz festgestellt und durchgeführt: Gleiches Recht für alle, größere Macht für die, welche die größeren Pflichten übernehmen.

So rühmenswert wie das alte agrarische Selfgovernment in England erschien die seit der ersten Wahlreformbill 1832 mehr und mehr in bureaukratische Formen eingehende Verwaltung des modernen Handels- und Industriestaates Treitschke allerdings nicht mehr. Das führt er in seinem zweiten Aufsatze auf Grund von Gneists Darstellung aus. „In der technischen Form, der Schnelligkeit und Ordnung der Verwaltung sind viele der neuen Einrichtungen dem alten Selfgovernment

2) Hist. u. Polit. Aufs., Bd. 4, S. 38—69.

entschieden überlegen. Aber der Geist der neuen Fabrikgentry ist in ihnen herrschend und hat auf verhängnisvolle Abwege geführt — jener Geist der souveränen Nationalökonomie, der in aller Gemütsruhe die Frage aufwirft, wie es mit der Freiheit der Baumwollproduktion stehen werde, wenn die Franzosen das Vaterland erobert haben — jener materialistische Sinn, der nicht begreift, wozu die zeitraubende, dem Gesetze der Arbeitsteilung hohnsprechende persönliche Dienstpflicht der Bürger in der Gemeinde nütze, da doch besoldete Beamte technisch tüchtiger administrieren können. Auch Deutschland kennt Apostel dieser Denkart, aber noch immer hat das Pflichtgefühl und der tiefwurzelnde Idealismus unseres Volkes die Mehrheit selbst der Fabrikstädte davor bewahrt." In der älteren englischen Gentry dagegen fand Treitschke seine eigene politische Auffassung verkörpert, die schon damals das Charakteristische des Staats „als eines Lebendigen, als einer sittlichen Institution" darin sah, daß er „mit den materiellen Leistungen seiner Bürger sich nicht begnügen kann, sondern auf ihre persönlichen Dienste, auf sittliche Faktoren rechnen muß". Darum wollte Treitschke auch nicht, wie er seinem ehemaligen Lehrer Klee, dem Rektor der Dresdener Kreuzschule, im August 1860 schreibt, daß die Nationalökonomie in Deutschland je so populär würde wie in England. Die Gefahr der Mammonsanbetung, einer materialistischen Auffassung aller ethischen und besonders der politischen Dinge liege gar zu nahe. Überhaupt fand er jetzt, daß Deutschlands Staatswesen, das preußische wenigstens, mit seinen, wenn auch anders und auf anderen Gebieten, hier aber gleich tüchtig wirkenden politischen Organen neben dem englischen nicht zurückstände. Auf die Vernachlässigung der unteren Klassen in England, auf die nur dem Reichen zugänglichen Zivilgerichte, die barbarischen Strafgesetze hatte er schon 1857 hingewiesen; 1860 hob er Krone, Beamtentum und Heer, die Verwaltung der Ortsgemeinden, die Verhältnisse von Schule und Kirche heraus, was alles in England weit minder glücklich als in dem deutschen Großstaat geordnet sei.

Mit Beginn der sechziger Jahre wandte Treitschke seine wissenschaftliche und literarische Arbeit England noch ausgiebiger zu, in überschauendem Studium von Verfassung und Geschichte sowohl wie in näherer biographischer Betrachtung. Die Äußerungen seiner Briefe aus jener Zeit sind teils anerkennend, ja bewundernd (allerdings bisweilen fühlbar durch Rücksicht auf den Adressaten bestimmt), dann wieder voll scharfer Kritik unter dem Eindruck der jeweiligen Politik Englands und besonders englischer Anmaßung Deutschland gegenüber. An seine Freundin Gustava von Haselberg, die er England und zumal Macaulay geneigt wußte, schreibt er im Februar 1860: „Irgendein hingeworfenes Wort hat Sie auf die Meinung gebracht, ich teilte den heute so beliebten Britenhaß. Das tut mir aufrichtig leid. Ich meine allerdings, Englands Staat und Sitte stehen jetzt vor einer furchtbar ernsten Krisis. Aber wenn wir unserer eignen Zukunft denken, so haben wir wenig Grund, herablassend von England zu reden. Ich müßte jedes Gefühls für menschliche Größe bar sein, wollte ich diese gewaltige Nation nicht bewundern." Als aber im Herbst desselben Jahres ein Kapitän der englischen Leibgarde, des Namens Macdonald, auf der rheinischen Bahn sich brutal gegen eine Dame betragen und

einen Bahnbeamten tätlich beleidigt hatte — ein Vorgang, der nach der Bestrafung dieses englischen Offiziers eine wüste Preßhetze in seinem Lande gegen Deutschland aufregte —, da schrieb Treitschke an seinen Vater: „Von den Zeitungsnachrichten frappiert mich augenblicklich nichts so sehr als die pöbelhaften Ausfälle der englischen Presse gegen Deutschland — weil wir unsere Frauen von diesen Beefs nicht wollen boxen lassen. Diese schlotternde Angst vor Bonaparte, und dabei diese geldstolze Anmaßung gegen andere Völker — das könnte einen irremachen an der ganzen Nation, wenn ich nicht wüßte, daß Englands gesamte Geschichte ein unbegreifliches Gemisch von Gemeinheit und Größe bildet."

Die sicherste Unterlage für die Beurteilung der Stellung Treitschkes zu England in jenen Jahren geben bei einem so durch und durch wahrhaftigen Schriftsteller wie er war, und den es jederzeit und überall zu rückhaltloser Aussprache seiner Meinung drängte, die Zeugnisse seiner Druckschriften. Das zweite Kolleg, das er in Leipzig las, später eins der am meisten besuchten: die Geschichte der politischen Theorien von Plato bis zur Gegenwart, hatte ihn zur Beschäftigung mit Milton, dem Publizisten, geführt und ihn hierbei auf eine nähere Kenntnis auch der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Miltons „sehr begierig" gemacht. Nach eingehendem sorgfältigsten Studium brachte er diese Arbeit im nächsten Jahre zum Abschluß.[3]) Ihr folgte, durch die für England so bedeutungsvolle Abhandlung John Stuart Mills „On Liberty" angeregt, bald danach der Aufsatz über „die Freiheit", und nachdem Treitschke im Wintersemester 1862/63 zum Gegenstand seines ersten Privatkollegs die englische Geschichte gewählt hatte, im Sommer 1863 der Essay über Byron. Mills Auffassung des Staates als eines Gegners der persönlichen Freiheit teilte Treitschke nicht. Für ihn sind politische und persönliche Freiheit unlösbar verbunden, einander bedingende Träger eines „fest zusammenhängenden Systems edler Rechte", als welches die Freiheit überhaupt ihm erscheint. „Wie wunderlich," ruft er aus, „daß wir Deutschen aus unserer Kleinstaaterei heraus einen Franzosen — Laboulaye ist gemeint — und einen Engländer mahnen müssen, größer zu denken vom Staate! ... Uns Deutschen ist durch schmerzliche Entbehrung der Blick geschärft worden für die Würde des Staats."[4]) Treitschkes vollen Beifall dagegen findet, was Mill über das die freie Persönlichkeit erdrückende „Joch der öffentlichen Meinung" sagt, das ihr in England vielleicht schwerer aufliege als in den meisten Ländern Europas. Im Hinblick hierauf nennt er Mills Buch nicht nur einen Schatz guter und tiefer Gedanken, es ist ihm auch „eine Tat hohen sittlichen Mutes, denn es reißt unbarmherzig den Schleier hinweg von dem Grundgebrechen der englischen Gesittung, von jener konventionellen Heuchelei, welche den Deutschen im Innersten empört. Aber auch wir, obwohl uns manche von Mills Ideen als

3) Sie erschien im Novemberheft 1860 der Preuß. Jahrb., ein Artikel für das Deutsche Staatswörterbuch (Bd. 6, S. 639—644) 1861.

4) Diese Sätze sind in der, ebenso wie „Milton" und „Byron", für die erste Sammlung der Histor. u. Polit. Aufsätze 1864 neu durchgearbeiteten und besonders durch theoretische politische Betrachtung erweiterten Ausgabe der Abhandlung neu hinzugefügt. Treitschke hatte inzwischen in Freiburg im Wintersemester 1863/64 zum erstenmal sein Kolleg über Politik gelesen.

längst abgetan erscheinen mögen, haben unendlich viel zu lernen aus dieser warmen und folgerichtigen Verteidigung der Duldung im weitesten Sinne".[5])

Diese für die Beurteilung Treitschkes wichtige Abhandlung über die Freiheit steht nicht nur, wie bemerkt, äußerlich in der Mitte zwischen den Aufsätzen über Milton und Byron, auch mit ihrer wesentlichen Tendenz gehören diese in denselben Gedankenbereich. Den mehr oder weniger reinen, heroischen Kampf selbständiger Geistes- und Willenskraft gegen tyrannische öffentliche Mächte im England des neunzehnten wie des siebzehnten Jahrhunderts wollen sie anschaulich machen. „Wir haben", schreibt Treitschke, an Haym das vollendete Miltonmanuskript übersendend (3. Oktober 1860), „in politischen Dingen unendlich viel von den Briten zu lernen, doch nimmermehr sollen wir unseren Vorzug größerer geistiger Freiheit verkennen." Und so sagt noch ein Brief an Nokk im Februar 1863, wie Treitschke sich dem Ende seiner Vorlesung über die englische Geschichte nähert: „Ein unendlich großes Volk, je näher man es kennen lernt; und doch möchte ich unser deutsches Unglück nicht gegen die englische Glorie vertauschen. Ich sehe immer klarer: wenn es je einen wahrhaft freien Staat, einen Staat innerlich freier Menschen, geben wird, kein anderer kann es sein als der deutsche." Als solche in Anlage und Streben innerlich Freien sah und verstand Treitschke Milton und Byron. Zu Miltons näherer Kenntnis zog ihn vor allem, daß der Verfasser der „Defensio pro populo anglicano" und der „Areopagitica" der schönsten Verteidigung der Preßfreiheit, die je geschrieben worden ist[6]), zugleich der Schöpfer des „Verlorenen Paradieses" zu werden vermochte, diese „einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend" in demselben Manne. Wohl sah Treitschke auch die Schranken und zeigte sie, die Milton beengten: seine theologische Verbildung, sein jüdisch hartes Puritanertum, das „uns Söhnen eines geistig freieren Volks" so oft seine Werke entfremdet; wenn er Luther neben Milton stellt, scheint ihm deutsche Freiheit verkörpert englischer Befangenheit des Geistes gegenüberzustehen. Aber in Miltons Staatsideal, nach Cromwells Tode entworfen (in der Abhandlung „Der sichere und leichte Weg zur Begründung eines freien Gemeinwesens") wurde doch vor allem auch unbedingte Freiheit des Glaubens, des Wissens, des Verkehrs gefordert. Daß für diesen großen Independenten die einzige Ketzerei war, in Sachen des Glaubens menschlichem Ansehen blindlings zu folgen, das mußte ihm Treitschkes Herz gewinnen. Und dazu dann, daß Milton in seinen Schriften immer von neuem „der ewigen Wahrheit" Worte gibt, nach der das Fundament aller höheren Kultur eines Volkes die sittliche Tüchtigkeit ist. Darüber will sich Treitschke gern Miltons verwegenen Idealismus gefallen

5) Anderer Meinung zeigte sich Sir Philip Francis, englischer Generalkonsul in Konstantinopel, als Eduard Meyer, der anderthalb Jahrzehnte später als blutjunger Doktor Hauslehrer bei ihm war, seine Absicht aussprach, jene Abhandlung zu lesen. „Das haben Sie nicht nötig", antwortete ihm der durch eigenen Studienaufenthalt mit deutscher Bildung wohlvertraute Mann; „für England ist die Schrift von großer Bedeutung gewesen und stellt Forderungen auf, die sich durchsetzen müssen, aber Ihnen bietet sie nichts; was sie für England erstrebt, haben Sie in Deutschland schon seit hundert Jahren." E. Meyer, England, S. 28.

6) Politik, Bd. 1, S. 173.

lassen, wenn er „an unabweislichen Tatsachen der Wirklichkeit mit einer in dieser Nation von Baconianern unerhörten Gleichgültigkeit" vorübergeht. Er sieht in Milton vor allem den treuen Sohn Englands, der nach der Revolution immer wieder seine Volksgenossen mahnt, die ungeheure Umwälzung sittlich zu rechtfertigen, alles abzuweisen, was „klein und niedrig" ist, all ihr „Denken und Tun auf das Große und Erhabene" zu richten.

Der Essay über Byron erschien im Juli 1863 in den Grenzboten und wurde, wie der „Milton", das Jahr darauf in die erste Sammlung der Historischen und Politischen Aufsätze gestellt. „Niemand", so heißt es in einem der wiederum reichlichen ergänzenden Zusätze dieser neuen Ausgabe, „wird den unreinen modernen Helden der fleckenlosen Größe des Puritaners zu vergleichen wagen, und doch fochten beide verwandte Kriege für das Recht des Demos, nur daß der eine mit dem heiligen Ernst bibelfester Tugend die Sündhaftigkeit der Höfe, der andere mit frechem Spott die Heuchelei der Mächtigen bekämpfte."

Wie weit die radikale Opposition Byrons zunächst gegen Heuchelei und tyrannischen Zwang in der heimischen Gesellschaft, dann gegen die Politik der Restauration in Europa historisch zu rechtfertigen ist, das nachzuweisen war für Treitschke eine wesentliche Aufgabe seiner biographischen Studie. Die Heilige Allianz galt auch ihm damals noch kurzweg als „das System der politischen Heuchelei". Nicht so unbedingt zu verurteilen scheint ihm zunächst das Verhalten der englischen Gesellschaft gegen Byron. „Gewiß, käme je die Zeit, da man in England sich harmlos an der Schönheit des Don Juan erfreute oder dem Größten aller Beherrscher des Landes, dem Protektor, das gebührende Denkmal errichtete: so würden die Briten an unbefangen menschlicher Bildung gewonnen und einige jener nationalen Vorurteile abgestreift haben, die den Fremden verletzen. Aber vermutlich würden mit solchen Vorurteilen auch mehrere der Tugenden verlorengehen, denen England seine Größe dankt, vornehmlich jene großartige Einseitigkeit, die unbeirrt und sicher geradeaus zum Ziele schreitet und die Willkür des einzelnen durch die Macht fester alterprobter Überlieferungen in Staat und Sitte bändigt." Zwar erinnert Treitschke im Verlaufe seiner Arbeit an das Wort Lord Eldons, der niedrigste Engländer sei besser als der trefflichste Fremde, auch der englischen Preßhetze aus Anlaß des Macdonaldhandels muß er wieder gedenken, dieser Ausbrüche „schnöder, verlogener Ungerechtigkeit", zu denen das deutsche Volk doch seltener als andere Nationen durch die Erregung des Augenblicks sich fortreißen lasse. Aber er findet zugleich, daß von allen Aufgaben des Historikers das „Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste" sei.[7]) „Wir sind also weit davon entfernt, einzustimmen in den üblichen selbstgefälligen Tadel der englischen ‚Heuchelei', wenn wir einfach aussprechen, was uns Deutsche an dem englischen Wesen am meisten befremdet: daß nämlich die religiösen und die sittlichen Begriffe in England sich nicht gleichmäßig entwickelt haben." Und Treitschke zeigt, wie seit

7) Man vergleiche Burckhardts Einleitung in den 6. Abschnitt („Sitte und Religion") der „Kultur der Renaissance." Auch noch Treitschkes Histor. u. Polit. Aufs., Bd. 3, S. 222 f.

Baco sich eine doppelte Moral in England immer deutlicher ausgeprägt hat, nach der „die Mehrheit der Nation im praktischen Wirken einer ganz weltlichen Nützlichkeitsmoral huldigt, aber, weil sie die Unsicherheit dieses Leitsterns im stillen empfindet, um so zäher festhält an dem Buchstaben der Dogmatik und an gewissen konventionellen Sittenbegriffen". Kein schärferer Gegensatz lasse sich denken „zu der deutschen Weise, zu uns, die wir in allen moralischen Fragen bewußt oder unbewußt der strengen Kantischen Pflichtenlehre folgen und auf dem Gebiete des Glaubens einer schrankenlosen Selbständigkeit, der *German infidelity*, uns rühmen. Doch glücklicherweise leben die Völker nach einem höheren Gesetze als nach dem des Nichtwiderspruchs. Trotz ihrer materialistischen Sittenlehre ist die Sittlichkeit der englischen Nation eine sehr reine geblieben, weil ein gesunder praktischer Sinn, ein unbeugsames Rechtsgefühl und vor allem die unvergleichliche Schule der politischen Freiheit und politischen Pflichterfüllung sie vor den letzten Ergebnissen ihrer Moralbegriffe bewahrt hat."

So hatte sich Treitschke in den Grenzboten in der ersten Fassung seines Byron-Essays über das bis auf den heutigen Tag immer von neuem auch in England selber erörterte Thema der englischen Wahrheitsempfindung, Wahrheitsauffassung und ihrer Moralität vernehmen lassen. Aber wie seit 1871 in dem Druck der gesammelten Aufsätze an der eben angezogenen Stelle die Sittlichkeit der englischen Nation nur noch eine „lange sehr rein gebliebene" heißt, so ist schon in einem der Zusätze von 1864 zustimmend auf Byrons Wort im Don Juan hingewiesen, er wünsche sich Vierzig-Pfarrerkraft, das Lob der Heuchelei zu singen, und Treitschke selber nennt jetzt wieder die Heuchelei die häßlichste Sünde Englands, die in ihrem salbungsvollen Behaben so üppig nur dort gedeihe, und darum auch dort ihre zutreffende Bezeichnung, *cant*, erhalten habe. Auch auf eine andere „alte Sünde dieses Staats, die Ausbeutung der niederen Stände", weist er jetzt nicht mehr bloß im Vorübergehen wie in der ersten Gneistbesprechung; und er erweitert diese Ausführung in der Buchausgabe noch, um die gegen solche Ausbeutung sich wendenden satirischen Angriffe Byrons zu rechtfertigen.

Immerhin bleibt in dem ganzen Aufsatze des anerkennenden, ja bewundernden Urteils über England genug. Wie er die Treue und Reinheit des englischen häuslichen Lebens rühmt, „das pflichtenreiche, festgeordnete Dasein des Mittelstandes" hervorhebt, auf den als *shop-keepers* Byron „mit souveräner Verachtung" herabgesehen habe, so denkt Treitschke mit sympathischer Anerkennung (die ja auch sein Palmerstonporträt im vierten Bande der Deutschen Geschichte noch verrät) der kraftstrotzenden, lebensfrohen Männer aus dem Whigadel des achtzehnten Jahrhunderts, die nach durchschwelgtem Tage mit weingerötetem Gesicht im Parlamente ihre großen Reden sprachen. Und vor allem doch, selbst an Byron, „an diesem zuchtlosen Menschen" erkennt er „nicht ohne Neid", wie die sittliche Haltung des Mannes gesichert und gehoben wird, wenn er der Sohn ist eines großen, stolzen, mächtigen Volkes. Niemals kann ein Brite in den Schmutz des heimatlosen Literatentums versinken, darin unser Heine und Börne sich wohlgefällig wälzten ... Auch dem verbannten Engländer bleibt sein Volk das erste der Erde."

Etwa anderthalb Jahre später, im November 1864, ließ Treitschke die erste Sammlung seiner Aufsätze dem englischen Generalkonsul in Leipzig, Sir Archer Crowe, zugehen, dem bekannten Kunstforscher, dem er im vertrauten Kreise der Freytag, Mathy, Hirzel im Leipziger Kitzing nähergetreten war. „Sie werden hoffentlich anerkennen," schreibt er dazu aus Freiburg, „daß ich für Ihre Nation die aufrichtige Bewunderung hege, die jeder Freund echter und maßvoller Freiheit hegen soll. Unter den vielen bitteren Erfahrungen, welche uns dies ernste Jahr gebracht hat, scheint mir eine der traurigsten die Entfremdung zwischen England und Deutschland. Ich finde es gerechtfertigt, daß meine Landsleute sich zur Wehr setzten gegen die, wie ich glaube, ungerechte Haltung Englands in der schleswig-holsteinischen Frage. Aber ich meine, man ist auch auf deutscher Seite in den Anschuldigungen oft zu weit gegangen. Gegenseitige Schmähungen sind nicht der Ton, in dem zwei große zivilisierte Völker miteinander verkehren sollen." Als Wölfe, die in eine friedliche Herde eingebrochen, als die Mörder Polens, die an dem kleinen tapferen Dänenvolk ihr Handwerk fortsetzten, erschienen zumal die Preußen in der englischen Presse damals, und Palmerston, der solche Zeitungen gern inspirierte, erdreistete sich, dem preußischen Gesandten ins Gesicht die Eroberung des Danewerks als die ungerechteste Aggression und die frevelhafteste Tat, welche die Geschichte kenne, zu bezeichnen. Indessen zu energischem Eingreifen mochten sich die englischen Regierungen, liberale wie konservative, weder 1864 noch 1866 und 1870 aufschwingen; es waren die Jahre, da die Heimat Cobdens, einzig der ungestörten Förderung ihrer Handelsinteressen hingegeben, auf eine tätige Beteiligung an den entscheidenden Kriegen des Kontinents, gleich der früheren besonders seit Ludwig XIV. bis 1815, gänzlich verzichtet zu haben schien. Karl Hillebrand, der im Sommer und Herbst 1873, kurz vor Ablauf dieser „kleinenglischen" Zeit, in der politischen und literarischen Gesellschaft drüben sich umsah, traf auf bedeutende und geistreiche Männer, die jene Kriege ihres Landes für „reine Don Quixotiaden" erklärten.

So bringt auch Treitschkes historische und politische Publizistik der nächsten Jahre nach 1864 eingehende Hinweise auf England seltener. In dem 1868/69 niedergeschriebenen großen Aufsatz über Cavour beurteilt er Englands Anteil an der italienischen Einheitsbewegung ruhiger, das Verdienstliche daran williger hervorhebend als 1876 in der schon zitierten Abhandlung der Preußischen Jahrbücher, und rühmt dem englischen Volke nach, es sei „immer bereit, die Bedeutung vollendeter Tatsachen verständig anzuerkennen". Auch die auf diese Arbeit unmittelbar folgende über die Republik der Vereinigten Niederlande wird deren erdrückendem Nebenbuhler und Nachfolger in der Meeresherrschaft durchaus gerecht: „Ein starker Seemannsstolz lebte von jeher in dem Inselvolke, auch als die Macht den Wünschen nicht entsprach. Schon Eduard III. ließ sich von seinen Gemeinen den König der Meere nennen; selbst in Karls I. unfähiger Staatskunst tauchte einmal der Gedanke auf, England und Niederland zu einer großen Seemacht zu vereinigen. . . . In Cromwell erschien endlich dem maritimen Ehrgeiz der Nation der schöpferische Genius." Und Treitschke zeigt kurz, warum England seit jener Zeit zum „Weltorgan der

germanischen Völker" aufstieg. Wo er aber auf den englischen Staat der Gegenwart zu sprechen kommt, wie 1869 in seiner Abhandlung über das konstitutionelle Königtum in Deutschland, da hebt er bedauernd hervor: „Das Ansehen des Reichs im Auslande ist durch eine tatenscheue Politik tief herabgebracht, alle Freunde der Freiheit vermissen Englands Stimme im Rate der Völker." Viel schärfer wird bald darauf seine Stimme angesichts solcher Enthaltsamkeit selbst im Deutsch-Französischen Kriege, und wie Bismarck weist er darauf hin (auch später, 1876 noch), daß England diesen Kampf hätte verhindern können. „Wo einst England lag, da klafft heute eine ungeheure Lücke im Völkerleben. Wir hatten gehofft — und wer denn nicht, der ein Herz hat für die Freiheit? — daß dies Geburtsland des parlamentarischen Lebens sich bewahren werde vor dem Schicksal aller Handelsvölker. Wir meinten, die großen Erinnerungen einer glorreichen Geschichte, die Weisheit eines staatskundigen Adels, der Rechtssinn eines freien Volkes würden einen festen Damm bilden gegen die Wasserfluten jener Lehre von Manchester, die jeden Glauben an die sittlichen Güter des Lebens hinwegzuschwemmen drohen. Die Hoffnung scheint zu trügen, das Inselreich scheint wirklich schon hinabgeglitten auf jenen abschüssigen Weg, den einst Karthago und Holland gingen. Die Pläne, welche man heute in den Tuilerien im Schilde führt, sind nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Unmöglichkeit, denn mit dem deutschen linken Rheinufer wäre auch Belgien unrettbar verloren. Sieht denn keiner unter den britischen Staatsmännern, welch eine höhnische Geringschätzung gegen England darin liegt, daß der Napoleonide einen solchen Krieg auch nur zu beginnen wagte — einen Raubzug, den selbst Palmerstons leichter Sinn nie geduldet hätte? Sie sehen es wohl, doch die Lust am Mammon hat den Sinn der Ehre, das Gefühl für Recht und Unrecht ganz ertötet; die Feigheit und die Sinnlichkeit versteckt sich hinter jener salbungsvollen theologischen Schönrednerei, die uns freien deutschen Ketzern unter allen Sünden des englischen Wesens die widerlichste bleibt." So der erste Ausbruch von Treitschkes Unwillen zu Beginn des Krieges. Wenige Wochen später sah er, daß diese „unwürdige Haltung" der englischen Regierung „nicht bloß der trägen Friedenslust, sondern auch dem stillen Argwohn gegen die unberechenbare Macht des neuen Deutschlands" entsprang. Als die Sympathie auch des Volkes in England, die zunächst uns gehört hatte — denn man glaubte anfangs allgemein an Frankreichs Sieg —, sich immer mehr dem Gegner zuwendete, da fand Deutschland unter den hervorragenden Männern jenseits des Kanals nur einen, allerdings mächtigen öffentlichen Anwalt: Thomas Carlyle. Treitschke hat sich Carlyle nicht so bald genähert, wie man bei der vielfachen geistigen Verwandtschaft beider Männer, auch ihrer starken sozialpolitischen Übereinstimmung hätte erwarten können. Noch 1865 erscheint er gar nicht unbedingt einverstanden mit Carlyles Lehre vom *hero-worship;* er fürchtet, daß in schwacher Zeit daraus eine krankhafte „blinde" Heroenverehrung entspringen möchte. Und obwohl auch er die zweite Reformbill, von 1867, wenngleich nicht wie Carlyle einen Sturz den Niagara hinab, so doch einen „Sprung ins Finstere" nennt, rügt er doch noch 1886, wie schon vor 1870, daß Carlyle mit anderen „starken Geistern" und „Heißspornen" das Reprä-

sentativsystem und überhaupt die Freiheitsideale unserer Zeit nur als „eine Art Hautabschürfung des neunzehnten Jahrhunderts" betrachte.[7a]) Die Verdienste des schottischen Historikers um die Erkenntnis Cromwells schätzt Treitschke natürlich nach ihrer vollen Bedeutung, zugleich aber (1864) wendet er sich doch gegen Scherrs unbedingte Verehrung Carlyles und spricht von dessen zweifelhaftem Ruhm, den er gutenteils seinem geistvollen Witze verdanke.[7b]) Auch Scherrs Lob der „Französischen Revolution" als des schönsten historischen Epos' zitiert Treitschke hier noch ziemlich ironisch. Aber nach Jahren, im vierten Bande seiner Deutschen Geschichte 7[c]) rühmt er selber dem „tiefsinnigen Buche" nach, daß in ihm Carlyle bereits Ende der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Frankreichs Verfall und das stille Erstarken des preußischen Deutschland vorausgesehen habe. Viel früher schon hatte er dem Verfasser der Geschichte Friedrichs des Großen und des Briefes an die Times öffentlich seinen Dank gesagt. Als eine Anzahl deutscher Historiker und Politiker, Ranke an ihrer Spitze, im Dezember 1875 Carlyle zu seinem achtzigsten Geburtstage eine Gratulation schickten, da wurde mit der Fassung ihrer Adresse Treitschke beauftragt. „Dankbaren Gruß und warmen Glückwunsch" brachte sie „dem tapferen Vorkämpfer germanischer Gedankenfreiheit und Sittenstrenge, dem treuen Freunde unseres Vaterlandes, der durch die Arbeit eines langen, reichen Lebens das herzliche Verständnis zwischen dem englischen und dem deutschen Volke beständig gefördert hat".

7a) Histor. u. Polit. Aufs., Bd. 3, S. 310, 632. 7b) Bd. 4, S. 619. 7c) S. 423.

II.

In demselben Dezember 1875, da Treitschke diese Worte für Carlyle niederschrieb, erschien in den Preußischen Jahrbüchern der erste Teil seiner großen Abhandlung „Preußen auf dem Wiener Kongreß", die Bismarck einige Jahre später mit lebendigstem Anteil las[8]), und mit der sich Treitschkes eigene Anschauung von Englands politischer Haltung zu Preußen und Deutschland seit den napoleonischen Kriegen durch eingehende archivalische Studien deutlicher zu bestimmen und demgemäß auch sein Urteil ganz festzustellen begann. Für Englands Politik im eigenen Lande, den tapferen Rechtssinn sowohl wie das soziale Pflichtgefühl der höheren Stände, das friedliche Einvernehmen zwischen *gentlemen* und *workingmen*, für die menschenfreundliche englische Fabrikgesetzgebung, „die wir alle in unserem Vaterlande frei nachzubilden hoffen", hatte er erst das Jahr zuvor noch Worte gläubiger Anerkennung geäußert[9]); auch in seinen Vorlesungen über Politik[10]) pflegte er „den starken und edlen Rechtssinn" zu rühmen, „den die Engländer innerhalb ihres eigenen Landes stets bewiesen haben". Ganz verschieden hiervon zeigt sich ihm aber ihr politisches Verhalten zu anderen Völkern. „Die glückliche Insel", heißt es in den Preußischen Jahrbüchern 1875[11]), die allein unter allen

8) In dem noch unveröffentlichten Dankesbrief an Treitschke für die Übersendung des ersten Bandes der Deutschen Geschichte spricht er davon. Krank, in schlaflosen Nächten sei er durch diese Darstellung so gefesselt worden, daß er „Schlaf und Krankheit darüber vergessen" habe.

9) In der Abhandlung „Der Sozialismus und seine Gönner"; s. Zehn Jahre Deutscher Kämpfe, S. 462. 552 (2. Aufl.).

10) Bd. 2, S. 435.

11) Bd. 36, S. 674 und gleichlautend Deut-

Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit." Wie diese Politik „die jedem Staate eingeborene Selbstsucht" bald „mit einer zynischen Unbefangenheit, die sich keine Regierung des Festlandes erlauben durfte", zur Schau trug, meistens aber (und ganz mit der gewünschten Wirkung, bei der „betörten liberalen Welt") in den Reden ihrer Staatsmänner hinter den großen Worten von dem europäischen Gleichgewicht oder der Freiheit der Völker verbarg, darauf weist Treitschke dann in seiner Deutschen Geschichte immer von neuem hin, sooft er von England zu sprechen hat. „Über England und seine gegen Deutschland stets feindselige Politik", schreibt er im Juli 1876 an Theodor Nöldeke, „komme ich mit jedem Fortschritte meiner historischen Studien mehr ins klare".[12]) „Einen Meisterstreich" der britischen Handelspolitik zu führen, gelang den englischen Diplomaten bereits auf dem Kongreß zu Châtillon im Februar 1814. „War irgendeiner von Napoleons Plänen berechtigt gewesen, so doch sicherlich sein Kampf für die Freiheit der Meere. Jenes Gleichgewicht der Mächte, wonach die ermüdete Welt verlangte, war nicht gesichert, solange ein einziger Staat auf allen Meeren nach Willkür und Laune schaltete und der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch den Charakter des privilegierten Raubes trug. Preußen und Rußland hatten seit dem Bunde der bewaffneten Neutralität allezeit die Grundsätze eines menschlichen, dem Handel der Neutralen unbeschwerlichen Seerechtes vertreten; sie hofften jetzt diese Gedanken Friedrichs und Katharinas durch einen Beschluß des gesamten Europas anerkannt zu sehen. England aber fühlte sich dadurch in den Grundfesten seiner Macht bedroht. Lord Cathcart erklärte rund heraus: Hätten wir je die Grundsätze der bewaffneten Neutralität anerkannt, so wäre der französische Handel nicht zerstört worden, und Napoleon regierte noch heute über die Welt." Auch ein französischer Forscher, der Historiker Arthur Girault, hat noch 1904 betont, daß die sieben großen Kriege, die England in der Zeit von 1688 bis 1815 gegen Frankreich geführt, allesamt *guerres d'affaires* gewesen seien, „deren Zweck war, die See- und Kolonialmacht Frankreichs zu zerstören. England schürte alle Bündnisse, die in Europa gegen uns geschlossen wurden, und während unsere Truppen auf dem Festlande beschäftigt waren, zerstörte es unsere Marine und bemächtigte sich unserer Kolonien".[13])

Nachdem diese Arbeit an Frankreich getan war, sehen wir in Treitschkes Deutscher Geschichte die Engländer auch weiterhin, in den folgenden Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts stets vor allem rücksichtslos den Interessen ihres Handels nachgehen und hierdurch allein in ihrer Stellungnahme zu Deutschland wie in ihrer auswärtigen Politik überhaupt bestimmt. Aber in Europa jetzt

---

sche Geschichte, Bd. 1, S. 444. Die Abhandlung ist fast ganz und auch in der Form fast unverändert diesem Bande eingefügt.

12) Dieses wie einige Zitate im folgenden sind noch ungedruckten Briefen Treitschkes entnommen.

13) Principes de colonisation, 2e éd. 1904, Bd. 1, S. 98; s. G. v. Schulze-Gaevernitz, Freie Meere! Jäckhs Flugschriften „Der Deutsche Krieg", H. 32, S. 9.

nicht mehr, wie bis 1815, auch in kriegerischer Aktion, sondern durch eine konsequente Diplomatie der Friedensstörung, als deren bedenkenfreiester und zähester Förderer unter den englischen Ministern des neunzehnten Jahrhunderts Lord Palmerston hervortritt. Er besonders hat für Treitschke „die alte Wahrheit, daß Kaufmannspolitik die unsittlichste von allen ist“, aufs neue in das grellste Licht gestellt. Daß man dem deutschen Zollverein von England her mit allen Mitteln entgegenzuwirken suchte, ist selbstverständlich. Im Parlament rief man kurzweg den preußischen Staatsmännern zu: „Ihr habt nicht das Recht, mit anderen deutschen Staaten Verträge zu schließen, die dem englischen Handel zum Nachteil gereichen“, und am Hofe ließ Palmerston das „herzinnige englische Geständnis“ hören, kein Minister des Landes „könne jemals zugeben, daß Hannover und die Hansestädte dem Zollverein beiträten; diese westdeutsche Freihandelsküste biete ja den Briten das einzige Mittel, um ihre Fabrikwaren nach Deutschland hinüberzuschmuggeln“.[14]) Dem englischen Handel auf dem Balkan sein altes einträgliches Marktgebiet zu erhalten, das war für die englische Politik schon unter Canning 1827 das entscheidende Motiv gewesen, um mit Rußland und Frankreich den Londoner Vertrag zu schließen, dessen nächste Frucht die Schlacht von Navarin war; „die Sache der Griechen stand ihr erst in zweiter Linie“. Einige Jahre darauf, der polnischen Revolution gegenüber handelte Cannings Schüler Palmerston „nur im Geiste des Meisters, als er Polen jede Hilfe abschlug; denn ein Zerwürfnis mit Rußland war der Untergang des einträglichen Ostseehandels.[15]) Der niederländische Gesamtstaat Holland-Belgien, die Schöpfung des Wiener Kongresses und „das Schoßkind der englischen Politik“ wurde von seiner Mutter nach der Erhebung der Belgier 1830 gleichmütig preisgegeben, da die britische Handelspolitik durch die Zölle und Rheinschiffahrtsgesetze des Vereinigten Königreiches empfindlich enttäuscht worden war.[16])

In die Thronfolgewirren Portugals und Spaniens in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts griff als Stifter und Führer der Quadrupelallianz Palmerston unbedenklich ein, in Portugal die legitime, in Spanien die illegitime Nachfolge stützend; der einst von ihm der Interventionspolitik der konservativen Ostmächte entgegengestellte Grundsatz der Nichteinmischung hemmte ihn nicht im geringsten. Portugal war seit dem Methuenvertrage (1703) „das Jagdgebiet der Fabrikanten von Glasgow und Manchester“, das der Prätendent Don Miguel zu sperren drohte, und von Spanien erlangte Palmerston durch seine mehr oder weniger offen geleistete Hilfe wiederholt „vorteilhafte Handelsverträge zum Schaden der jungen katalanischen Industrie“. Während er die sogenannte spanische Legion zur Unterstützung der Königin-Regentin Christine in den roten Röcken des königlichen Heeres und mit eng-

14) Deutsche Geschichte, Bd. 4, S. 381; 5, S. 692.

15) Aus demselben Grunde hatte England schon im Siebenjährigen Kriege „die einzige für Preußen wertvolle Bundeshilfe, die Absendung einer starken Flotte in die Ostsee“, verweigert. Deutsche Geschichte, Bd. 1, S. 110. Vgl. Koser, Geschichte Friedrichs d. Gr., Bd. 2, S. 514 (4. u. 5. Aufl.). „Wir müssen den Krieg als Kaufleute führen“, erklärte damals der Minister Graf Holdernesse.

16) Deutsche Geschichte, Bd. 4, S. 43 f.; 5, S. 65.

lischen Fahnen ungehindert ausziehen ließ, versicherte er öffentlich, das britische Heer nehme an dem spanischen Kriege durchaus keinen Anteil; vergebens warnte Wellington unter den Lords: „England darf seine Ehre nicht beflecken." [17]) Ebenso erfolglos verurteilte noch heftiger einige Jahre später im Unterhause der jugendliche Gladstone den verrufensten aller modernen Handelskriege, Englands Opiumkrieg gegen China: „Einen ungerechteren Krieg seinem Ursprunge nach," so erklärte er, „einen Krieg, der mehr darauf angelegt ist, in seinem Fortgange unser Land mit Schande zu bedecken, kenne ich nicht und habe nie davon gelesen." [18]) Für Treitschke ist es „der scheußlichste von allen, welchen jemals ein christliches Volk geführt hat; die Chinesen wurden gezwungen, den Opiumschmuggel aus Ostindien zu dulden, und während England ihre Leiber vergiftete, suchte es ihre Seelen durch die Bekehrungspredigten seiner Missionäre zu retten." [19]) Im Jahre 1846 fielen die englischen Kornzölle. In der zuversichtlichen Hoffnung, den Weltmarkt für immer beherrschen zu können, ging England zum Freihandel über, aus demselben einfachen Grunde, so sagt Kjellén mit einem ganz in die Auffassung Treitschkes gehörigen Vergleich, der den Löwen für sein Wildbret die Befreiung von jeder Einfriedigung wünschen läßt.[20]) Auch der englische Adel begann jetzt, „da der Grundbesitz nicht mehr genug abwarf, an Eisenbahnen, Banken, industriellen Unternehmungen aller Art teilzunehmen, und nicht lange, so betrieb der Sohn des Herzogs von Argyll, ohne Ärgernis zu erregen, eine einträgliche Weinhandlung. Die alten Ehrbegriffe und Vorurteile des Standes zerstoben vor der Übermacht des Geldes, derweil der deutsche Adel arm, aber ritterlich blieb. Kaufmännische Luft durchwehte das gesamte Leben der Nation... Demgemäß wurde fortan auch die Haltung des Inselreichs in der Staatengesellschaft noch mehr als bisher durch die Berechnungen der Handelspolitik bestimmt".[21]) Das einst von Treitschke gepriesene moderne Rom war zu einem modernen Karthago gewandelt. England war der einzige Staat Europas, der beständig, häufiger sogar als Rußland, Kriege führte, allerdings Kriege in anderen Weltteilen und solche, „in denen das Gold noch mehr bedeutete als das Eisen".[22])

Weil die skrupellos selbstsüchtige englische Handelspolitik in Palmerston ihren repräsentativen diplomatischen Führer gehabt hat, ist unter den Porträts englischer Staatsmänner in der Deutschen Geschichte das seine breiter behandelt als irgendein anderes. Schon Palmerstons Meister, Canning, erscheint hier, nach näherem Zusehen Treitschkes, ohne den gewohnten Nimbus „des weitherzigen, immer neue Welten zur Freiheit aufrufenden Kosmopoliten", vielmehr wird seine nüchterne englische Interessenpolitik hell beleuchtet [23]); auch seine Schuld an dem Bombardement Kopenhagens ist ebensowenig vergessen wie Palmerstons Rechtfertigung dieser Tat [24]), und an beiden ist das gleich hochmütige Unverständnis deut-

17) Deutsche Geschichte, Bd. 4, S. 506.
18) Tönnies, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung, S. 47.
19) Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 63.
20) Die Großmächte der Gegenwart, S. 109.

21) Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 479 f.
22) Bd. 5, S. 129.
23) Deutsche Geschichte, Bd. 3, S. 276, 356.
24) „In diesem Falle", sagte Palmerston, „sei das Naturrecht stärker als das Völkerrecht." Deutsche Geschichte, Bd. 4, S. 26.

scher Bildung gerügt. Aber die soviel edlere Form, in der sich in Canning „der schroffe, in seiner Einseitigkeit großartige Nationalstolz" verkörperte [25]), weckt in Treitschke ein starkes Mitfühlen, während Palmerston mit humoristisch gestimmter Geringschätzung als der immer bereite Virtuos des politischen *expedient* geschildert ist, als der unermüdliche Diener zugleich und Lenker der öffentlichen Meinung. Im Sommer 1813 pries er im Gegensatz zur preußischen allgemeinen Wehrpflicht „die unvergleichlichen Vorzüge des englischen Söldnerwesens und versicherte den befriedigten Gemeinen: auf ein solches Heer von geworbenen Freiwilligen könne der Feldherr sicherer zählen als auf eine Bande von Sklaven, die mit Gewalt aus ihren Häusern gerissen werden". Neben der Politik der Quadrupelallianz und der spanischen Heiraten erscheint Cannings staatsmänisches Wirken in Südamerika und auf der Balkanhalbinsel doch vornehm und groß. „Entzückt lauschte die liberale Welt, wenn der schöne Mann mit den begeisterten, leuchtenden Augen und der breiten kahlen Stirn eine seiner schwungvollen, gedankenreichen Reden hielt und die scharfsinnige Erörterung des englischen Handelsvorteils immer zur rechten Zeit durch einen wohlberechneten Ausfall auf die verhaßte heilige Allianz oder durch einen feierlichen Anruf der Selbständigkeit der Nationen oder durch ein Freiheit atmendes klassisches Zitat unterbrach." So steht Canning im dritten Band der Deutschen Geschichte.[26]) Und als Gegenstück hierzu ist im nächsten Palmerston von Treitschke mit voller Beherrschung aller Kunstmittel des literarischen Porträts dem Leser lebendig vor Augen gestellt [27]): „Wenn er in tiefer Nacht elastischen Schrittes aus einer langen Sitzung des Unterhauses heimwanderte, immer mit einer Blume im Munde oder im Knopfloch, den Regenschirm geschultert, den hohen Hut auf den Hinterkopf hinaufgeschoben, dann freuten sich seine Landsleute dieses Bildes altenglischer Lebensfrische. Sein ganzes Wesen atmete fröhliches Behagen; der starke viereckige angelsächsische Kopf mit den verschmitzten, weit vom Nasenbein abstehenden Augen erinnerte zugleich an die Kraft der Dogge und an die List des Fuchses."

Im Gegensatz zu Palmerston wird unter den englischen Staatsmännern besonders achtungsvoll, mit moralischem Wohlwollen Robert Peel von Treitschke beurteilt, der sich hier wie dort mit Carlyle begegnet. Peel ist ihm „ein Staatsmann, der die Zeit nicht mit schöpferischen Gedanken beherrschte, sondern gewissenhaft von ihr lernte, auch als Redner nicht glänzend, aber stark durch Rechtschaffenheit, Offenheit und durch den Mut, das Notwendige zu wollen". Und doch, selbst Peels Auftreten gelegentlich beweist, „daß auch ehrliche Engländer, wenn sie mit Ausländern reden, ihren heimatlichen *cant* schwer aufgeben". In seiner Antwort auf eine Glückwunschadresse, die die Elbinger Kaufmannschaft dem Überwinder der Kornzölle geschickt hatte, pries er den Handel als das Mittel, „die Zivilisation zu befördern, Eifersucht und nationale Vorurteile zu beschwichtigen und einen allgemeinen Frieden herbeizuführen

25) Deutsche Geschichte, Bd. 4, S. 733.
26) S. 263 ff.

27) Bd. 4, S. 26—31. „Ich gehe eben daran", schreibt er im Juli 1887 an eine Freundin, „den alten Fuchs Lord Palmerston in seiner Naturschönheit zu schildern, was noch nie mit Unbefangenheit und Einsicht versucht worden ist."

aus nationalem Interesse sowohl wie aus christlicher Pflicht".[28])

Als Peel 1850 einem tödlichen Unfall erlegen war, rühmte ihm Wellington im Oberhaus nach, daß er ihn nie eine beabsichtigte Unwahrheit habe aussprechen hören, ein Zeugnis, das, einem englischen Staatsmann als charakteristisches Lob erteilt, Froude (in seinem Leben Carlyles) sehr bezeichnend für das derzeitige politische Leben findet. Und in der Tat, was Treitschke vor allem der englischen Politik jener Jahrzehnte, im besonderen der Diplomatie Palmerstons vorwirft, das ist ihre ständige Treulosigkeit[29]): „Längst betrachtete es die Welt als ein politisches Naturgesetz, daß alle Bundesgenossen des treulosen Albion unfehlbar betrogen wurden." So schreibt Treitschke schon von der Zeit um 1820, und er fügt hinzu: „Schließlich kam doch selbst für diese unangreifbare Insel der Tag, da sie erfahren mußte, daß auch im Völkerverkehr sittliche Mächte wirken und jeder Staat durch das Übermaß der Untreue sein eigenes Ansehen zerstört."[30]) Aber mit Canning seit 1822 hob sich das politische Ansehen Englands auf dem Kontinent wieder und kam erst, wenn nicht durch, doch unter Palmerston, der „gerade die frischeste Kraft des neuen Völkerlebens, das erstarkende Deutschland" zu verstehen unfähig war, in lange Mißachtung. Eine seinerzeit ganz Europa erregende Episode dieser Politik, das „ekelhafte Schauspiel" der spanischen Heiraten, bei denen der heiligste Grundsatz aller Briten, der Satz, „daß nur England berechtigt ist, andere Mächte zu belügen", durch die abgefeimten Pariser Spieler (Guizot und Louis Philipp) gar zu gröblich verletzt worden war, ist von Treitschke besonders wirksam geschildert.[31]) „Als Palmerston starb — kurz bevor die Sieger von Königgrätz die ganze Rechnung seines Lebens mit einem blutroten Zuge durchstrichen —, da war sein England kaum mehr eine europäische Großmacht; der Staat war hinausgewachsen aus dem alten Weltteil, er wahrte nur noch seine orientalischen und transatlantischen Interessen, in den Händeln des Festlandes zählte seine Stimme nicht mit."[32])

III.

Wie die historischen Studien für sein großes Werk Treitschkes Auffassung der entscheidenden Züge in Englands Politik bis an die Zeit der deutschen Einheitskämpfe heran immer fester begründeten, so auch weiterhin nach 1870 die von ihm mitdurchlebten Ereignisse der Geschichte Europas; Gegenwart und Vergangenheit Englands erläuterten sich gegenseitig vor seiner kritischen Betrachtung, und immer schärfer wurde sein Urteil. Im Märzheft 1876 der Preußischen Jahrbücher hatte er den Schluß jener umfassenden, schon der Deutschen Geschichte gehörigen Arbeit über die Gebietsverhandlungen auf dem Wiener Kongresse veröffentlicht; im Juni folgte die mitten aus dem aufgeregten Flusse gegenwärtiger Geschichte heraus geschriebene historisch-politische Abhandlung „Die Türkei und die Großmächte". Ihre Absicht war, in den seit Jahresfrist immer gefährlicher wachsenden Balkanwirren

28) Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 478, 481. Vgl. auch noch Aufsätze, Bd. 3, S. 396 und Deutsche Kämpfe S. 458.

29) Vgl. Emersons summarisches Urteil über England: Truth in private life, untruth in public. Intern. Monatsschr., Bd. 9, Sp. 1293.

30) Deutsche Geschichte, Bd. 3, S. 146.

31) Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 702 ff.

32) Bd. 4, S. 31.

gegen die deutschen „Anglomanen“ und ihre neuerweckten „Krimkriegsphrasen“, denen besonders die Kölnische Zeitung Raum gab, Bismarck in seiner Rußland freundlichen Politik zu unterstützen. In einem Briefe vom 5. August 1876 an den siebenbürgischen Bischof Teutsch in Hermannstadt bezeichnet Treitschke als einen seiner beiden Hauptgedanken, die der Leser hoffentlich zwischen den Zeilen dieser Abhandlung finden werde: „daß, sobald wir uns von Rußland trennen, die russisch-französische Allianz, und damit der Weltkrieg zustande kommt“. Solcher Tendenz entsprechend wird zunächst der englischen Politik der letzten Jahrzehnte ein gedrängtes Sündenregister ausgefertigt mit dem eben erst, in dem Aufsatz über den Wiener Kongreß, aus ihrer damaligen Haltung schon gezogenen Fazit: „Nach allen solchen gehäuften Proben von der Unfähigkeit und den beschränkten Vorurteilen der britischen Staatskunst sollten wir Deutschen diesen Staat als den hochherzigen Verteidiger der Völkerfreiheit und des europäischen Gleichgewichts bewundern?“ Auch an der Politik des seit 1874 unter Disraelis Führung eingetretenen Torykabinetts kann Treitschke zunächst nur das Bestreben erkennen, durch lärmende Demonstrationen der Weltgeschichte ein Halt zuzurufen; noch zu Beginn des Jahres 1878, also gegen Ende des Russisch-Türkischen Krieges, scheint sie ihm in einem Zustande ratloser Verwirrung. Der Erfolg Rußlands ist in Treitschkes Augen eine wohlverdiente Demütigung der englischen Politik. „Die trügerische Sicherheit des insularischen Lebens hat in Englands Staat und Volk eine hochmütige Rücksichtslosigkeit gegen das Ausland erzeugt, welche keine Nation des Kontinents sich gestattet. Der Ton der englischen Presse, wenn sie über festländische Angelegenheiten redet, zeigt eine unheimliche Ähnlichkeit mit jener anmaßenden Sprache, worin sich die Zeitschriften der sinkenden Niederlande am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gefielen; dort wie hier sucht man sich über die verlorene Macht durch ein krankhaft gesteigertes Selbstgefühl zu trösten. Man scheint auf der stillvergnügten Insel gar nicht zu bemerken, wie die grundsätzliche Verhöhnung aller Fortschritte des Völkerrechts, wie die gewerbmäßige Parteilichkeit der britischen Behörden gegen alle ausländischen Schiffer allmählich auf die öffentliche Meinung Europas gewirkt, wieviel Haß und Geringschätzung gegen England sich nach und nach auf dem Festlande angesammelt hat.“ Schon war Treitschke von der Hoffnung erfüllt, daß nach diesem Erfolge Rußlands alsbald eine fortschreitende Einschränkung der englischen Seeherrschaft beginnen werde. „Ohne jeden Zweifel wird der Friedensschluß der russischen Flagge die freie Durchfahrt durch die Dardanellen bringen. Damit eröffnet sich die Aussicht auf die Herstellung eines Gleichgewichts der Mächte im Mittelmeere; und währenddem wächst in den nordischen Meeren die deutsche Flotte stetig und rüstig heran. Wir nähern uns mit raschen Schritten der Zeit, da auch auf der See die vernünftigen Regeln eines gesitteten Völkerrechts gelten werden und keine einzelne Macht sich mehr erdreisten darf *to rule the waves*.“

Mit alledem, was Treitschke so gegen die englische Politik auf dem Herzen hat, ist er für Verdienste Englands wo er sie sieht, voll Anerkennung; ein siegreicher Aufstand in Indien, schreibt er im Frühjahre 1876, würde „der menschlichen Gesittung einen schweren

Verlust bereiten". Und so urteilt er wieder im Dezember 1877 über die britische Verwaltung dort, sie habe seit der Empörung der Sepoys Bedeutendes geleistet, und niemals früher, seit die Europäer ihren Fuß an den Strand gesetzt, sei für Indiens materielle Wohlfahrt besser gesorgt gewesen.[33]) Aber auch, daß die alte Tatkraft, die in dem sozialen Leben der englischen Nation noch immer gewaltig sich zeige, ihr ebenso in der äußeren Politik in Europa wieder erwachsen könne, sagt er schon 1876 voraus: „es kann leicht geschehen, daß sie noch einmal, wenn sie sich in den Lebensinteressen ihres Handels verletzt glaubt, die Welt in Erstaunen setzt durch entschlossene Kühnheit". Schneller aber, als er damals gedacht, zwei Jahre darauf schon, schien dieses Einmal sich vorzubereiten. Noch in seiner Betrachtung zum Jahresanfang 1878 und dann wieder „zur Lage" im März darauf, acht Tage nach dem Frieden von San Stefano spricht er ironisch von der tatenfrohen, in kühnen Entwürfen schwelgenden Seele Benjamin Disraelis, stellt ihm und seiner, die unhaltbare „osmanische Tyrannei" stützenden Balkanpolitik die „Klarheit und Hochherzigkeit", des auch in Treitschkes Augen damals noch reinen Griechenfreundes Canning gegenüber. Nur ein Vierteljahr später aber hatte England, mit Österreich an seiner Seite, Rußland zu dem Berliner Kongreß genötigt, dort die tief einschneidende Revision jenes Friedensvertrages, und für sich selber die Insel Zypern erlangt. Rückblickend, im November 1879, verzeichnet und erläutert Treitschke das Geschehene: Rußlands ausgreifenden Übermut, Englands und Österreichs kriegdrohenden Einspruch. „England raffte sich plötzlich auf zu einer Entschlossenheit, die man ihm in Petersburg nach so vielen Beweisen kläglicher Schwäche offenbar nicht mehr zugetraut hatte; und wie heuchlerisch auch die hohlen Worte von Völkerrecht und europäischer Freiheit klangen, womit die britische Kaufmannspolitik die Pläne ihrer handfesten Eroberungspolitik bemäntelte, die Tatsache stand doch fest, daß die britische Staatskunst sich in ihren Lebensinteressen bedroht fühlte und bereit war, mit den Waffen dafür einzustehen." Auf den Ankauf fast der Hälfte aller Suezkanalaktien 1875 durch Disraeli hatte Treitschke schon 1876 hingewiesen, aber darin nur einen Beweis der widerspruchsvollen Politik dieses, wie er wieder ironisch sagt, fruchtbaren Geistes erblickt: „Der treue Freund der Türken hält sich bereit, den Schlüssel des Suezkanals an seinen Gürtel zu hängen, falls das Haus des kranken Mannes zusammenstürzen sollte, und also die britische Mittelmeerherrschaft für immer zu befestigen." Noch Anfang 1878 aber wollte Treitschke an eine England so günstige Entwicklung hier keineswegs glauben: „Es würde allerdings den alten Gewohnheiten der britischen Politik nicht widersprechen, wenn sie die Not ihres Bundesgenossen benutzte, um ihn zu berauben und sich in Ägypten einzunisten oder in Gallipoli ein neues Gibraltar zu gründen. Doch zum Glück sind die Völker des Mittelmeeres längst zu der Einsicht gelangt, daß die durch die Schlacht von Abukir begründeten Zustände sich überlebt haben. Weder Frankreich noch Italien noch irgendeine andere Großmacht kann eine Erweiterung der britischen Seeherrschaft dulden." Jetzt aber (November 1879) sah er durch die Niederlassung der

33) Vgl. auch Politik, Bd. 1, S. 106 f.

Engländer auf Zypern „die unnatürliche Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeere" bedenklich vollzogen: England, „der alte Beschützer der Pforte, hat seine orientalische Politik von Grund aus geändert; es rechnet jetzt auf den Untergang der Türkei und bereitet sich vor, die weiten Lande, welche den Verkehr mit Indien beherrschen, unter seine eigene Botmäßigkeit zu bringen. Das Zeitalter der Eisenbahnen sieht die Gedanken und Bestrebungen der Epoche der Kreuzzüge wieder aufleben; die Küsten Syriens und Kleinasiens gewinnen von neuem einen unschätzbaren Wert für Europa, da der Bau der großen Euphratbahn doch nur noch eine Frage der Zeit ist. Wird es der rastlos wühlenden Politik Lord Beaconsfields gelingen, sich der Ausgangspunkte des künftigen Welthandelsweges zu bemächtigen? Mit geblähten Segeln fährt sie daher, und ihrem unglücklichen Schützling beginnt dieser sonderbare Gönner, der sich so unverblümt nach Römerart mit seinem Imperatorenberufe brüstet, bereits sehr unheimlich zu werden. ... Das unendliche Ränkespiel am Bosporus beginnt von neuem mit vertauschten Rollen."

IV.

Es war zu Ende des für Deutschlands innere und äußere Politik gleich bedeutungsvollen Jahres 1879, als Treitschke diese Betrachtungen anstellte. Auch für seine eigene Biographie ist dieser Zeitabschnitt ein wichtiges Datum, 1866 vergleichbar; Treitschke begann jetzt zugunsten von Bismarcks Wirtschaftspolitik von der dogmatischen Auffassung des Freihandels sich zu lösen. So hatte er 1866 zu Bismarck sich bekehrend den Boden des parlamentarisch konstitutionellen Dogmas verlassen, auf den bis dahin nach englischem Vorbild auch er die Verfassung Preußens und Deutschlands großenteils hatte gestellt sehen wollen. In Erörterungen der Preußischen Jahrbücher seit dem Sommer 1866 vorbereitet, erschien Anfang 1870 seine große Abhandlung „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland", die aus naher Überzeugungsverwandtschaft heraus geschriebene positive Ergänzung zu Baumgartens „Selbstkritik des Liberalismus". Und wieder ein Jahr später ergänzte Treitschke die hier gegebene Kritik in seinem Aufsatz „Parteien und Fraktionen" und sagte nach der Erfahrung des Krieges 1870/71: „Wir wollen die Macht des monarchischen Beamtentums beschränken durch Parlament und Selbstverwaltung; doch daß wir diese regierende Klasse nicht entbehren können, wird durch den gegenwärtigen Krieg abermals erwiesen, denn niemals hätte die englische Verwaltung geleistet, was die deutsche in den jüngsten Monaten geleistet hat." [33a])

Viel entschiedener noch als den Wandel in der innern Politik seit 1878 und mit heller Freude begrüßte Treitschke fünf Jahre darauf ein wiederum, durch seine indirekten Wirkungen zumal, historisch einschneidendes Ereignis: Bismarcks Schutz und Förderung der „ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik". [34]) „Nur die seegewaltigen Staaten, die Gebieter überseeischer Lande", so hatte er schon 1864 in „Bundesstaat und Einheitsstaat" ausgerufen, „sind heute die Großmächte der Erde"; für Deutschland aber schien ihm damals eine solche Machterweiterung in absehbarer Zeit unmöglich zu sein. Und auch 1884 noch, wie bescheiden, ja resigniert klingt, was Treitschke über Deutschlands „gebüh-

33a) Histor. u. Polit. Aufs., 3, 599.

34) Deutsche Kämpfe, Neue Folge, S. 334 ff.

renden Anteil" unter den Staaten Europas „an der großen Arbeit der expansiven Zivilisation" sagt, neben den Ausführungen in Seeleys *Expansion of England* (1883 veröffentlicht) und in Froudes *Oceana* (1885 niedergeschrieben), zwischen denen die seinen zeitlich mitteninne stehen. Daran, daß Deutschland je eine Kolonialmacht nach Englands Vorbild werden könnte, denkt Treitschke nicht von fern: „Ein Staat, der an drei Großmächte angrenzt, einer vierten seine offenen Küsten zukehrt, wird der Regel nach nur große Nationalkriege führen können und seine Hauptmacht in Europa sorgsam gesammelt halten müssen. Die Beschützung eines weit gelegenen, leicht zu bedrohenden Kolonialreichs würde ihm nur Verlegenheiten bereiten, nicht seine Macht verstärken." Den Widerstand Englands gegen Deutschland auf der Bahn einer selbständigen Kolonialpolitik sieht er natürlich voraus; von ihm spricht er zum Abschluß seiner noch nicht zwanzig Seiten umfassenden, auch durch besonders sorgfältige, schöne Form bemerkenswerten Darstellung. Zum Teil wiederholt er alte Anklagen: „Niemals gebrach es Englands Staatsmännern an menschenfreundlichen Schlagworten, um die Rechnungen ihrer Handelspolitik zu verdecken; bald nahmen sie das europäische Gleichgewicht, bald die Abschaffung des Sklavenhandels, bald die konstitutionelle Freiheit zum Vorwand; und doch rechnete ihre Staatskunst, wie jede Politik, welche nach dem vernunftwidrigen Ziele der Weltherrschaft trachtet, stets grundsätzlich auf das Unglück aller anderen Völker."

Es ergibt sich aus diesen Worten beiläufig, daß Treitschke an eine deutsche Weltherrschaft nach Englands Vorbild ebenfalls nicht von fern gedacht hat.[35]) Alles, was ihm von solchem Imperialismus neuerdings in England und Amerika nachgesagt wird in den mancherlei Bündeln leichtfertiger Vorwürfe, die man hastig gegen ihn zusammenrafft, Pamphleten, die zumeist subjektiv, für ihre Verfasser, durchaus bezeichnender sind als für das von ihnen behandelte Objekt — alles das ist unwahr, bewußt oder unbewußt, oder von jener aufrichtigen Unwahrhaftigkeit (*sincere cant* mit Carlyles Wort), die eine so unergründliche psychologische Spezialität der englischen Seele zu sein scheint.[35a])

Über den Einfluß der englischen Politik in Europa ist Treitschkes Urteil 1884 noch immer so geringschätzig wie in den siebziger Jahren, wie es ja auch Bismarcks Urteil noch war; besonders „der biedere Gladstone" ist beiden gleich verächtlich. Ebenso ist ihnen Unwille und Sorge gemein in der Zeit anscheinend starker Hinneigung der deutschen Politik zu England 1890 bis 1894. —

Spät, zu spät lernte Treitschke England aus eigener Anschauung kennen. Unablässig hatte er auf Ferienreisen seine Kenntnis europäischer Länder gemehrt, von Portugal und den baskischen Provinzen bis Griechenland und Konstantinopel. Aber erst im Sommer 1895, kaum dreiviertel Jahr vor seinem Tode, sah er das Volk, das trotz vielem, was ihm früh mißfallen, ihm doch in seiner starken Staatsgesinnung bewundernswert schien. Das *right or wrong, my country* war ihm, der seinem eigenen Lande mit so ein-

---

35) Vgl. auch die im Register zur „Politik" unter „Weltreich" angeführten Stellen.

35a) „O Heaven, when a man doing his sincerest is still but canting!" „False with consciousness of being sincere!" Latter-Day Pamphlets. Jesuitism.

ziger Hingebung gelebt hat, wohl verständlich. Zur Zeit seines publizistischen Kampfes um die schleswig-holsteinischen Herzogtümer zitiert er es und fügt hinzu: „Wir sind nicht leichtsinnig genug, um zu hoffen, die politische Zuchtlosigkeit der Deutschen werde sich jemals zu so schneidiger Einseitigkeit des Patriotismus erheben."[36]) Zum ersten Male hatte Treitschke eine Reise nach England schon 1876 in feste Aussicht genommen; weil der landeskundige Freund, der ihn begleiten sollte, in letzter Stunde verhindert wurde, gab auch er sie auf und ging statt dessen von neuem nach Frankreich. Frankreich gegenüber, ganz entgegengesetzt seinem Verhältnis zu England, steigerte sich Treitschkes Neigung mit den Jahren. Im Sommer 1881 bedankte sich ein Franzose, der das Kolleg über französische Geschichte gehört hatte, brieflich bei ihm, und auf jener Reise im Herbst 1876 durch Südfrankreich schreibt Treitschke seiner Frau aus Orange am 22. September: „Heute geschah es sogar, daß ein Eisenbahnbeamter, dem ich mich als *Allemand* zu erkennen gab, ganz außerordentlich freundlich wurde; der Mann war vermutlich bei uns gefangen gewesen und wußte von uns mehr als die nichtswürdigen Pariser Zeitungen." Auch 1890, als Treitschke wieder einige Wochen in Frankreich war, lobt er von neuem „die Liebenswürdigkeit der Franzosen". Wie freundlich der Verfasser des „Cavour" stets zu Italien stand, dem politischen Schicksalsgenossen Deutschlands bis 1870, ist zur Genüge bekannt. Im Januarheft 1867 der Preußischen Jahrbücher fesselten ihn vor allem W. Langs „Tagebuchblätter aus Oberitalien". „Ich weiß wahrhaftig nicht, ob mit Recht," schreibt er an seine Braut; „denn wenn ich solche Erzählungen lese, wie die von dem preußischen Banner, das die Italiener küssen, so werde ich so aufgeregt, daß ich alle Kritik verliere".[36a]) Die „feindliche Insel"[37]) jenseits des Kanals aber fand Treitschke anziehend wohl nur in Oxford und Cambridge. Auch die Schotten gefielen ihm; „sie sind schon beinahe Menschen", schreibt er nach der Rückkehr an seine ältere Tochter, „sie lachen sogar zuweilen.... Als Historiker hab' ich viel gelernt, aber wie kann sich ein Deutscher wohl fühlen in einem steinreichen Lande ohne Bauern! Wie hab' ich mich gefreut, als ich mein schönes, heiteres, menschliches Vaterland wiedersah! Menschlich — darin liegt der Unterschied." —

Überblickt man Treitschkes Stellung zu England im ganzen, so scheint zur Stunde vor allem bemerkenswert, wie bestimmt vor Jahren schon er Urteile über die englische Politik gefällt hat, die seinerzeit für einseitig und befangen gehalten, heute — und begreiflich in noch viel schärferem, leidenschaftlicherem Ausdruck — als Wahrheit unter uns gelten und von gewichtigen Stimmen wiederholt werden. Andererseits aber glauben wir zu erfahren, daß als Vor-

36) Deutsche Kämpfe, S. 36.

36a) Lang berichtet aus Venedig im Herbst 1866, wie dort in den beflaggten Straßen beim Anblick einer großen, fast bis zur Erde niederhängenden preußischen Fahne von zwei vor ihm gehenden Italienern der eine stutzend auf den Adler zeigte, ihn für den österreichischen haltend. „Vom andern aber rasch über seinen Irrtum aufgeklärt, rief er aus: *la bandiera di Prussia! o sia beata questa bandiera!* und küßte sie mit dem Ausdruck ehrfürchtiger Andacht."

37) So sagt Treitschke scherzend in einem Brief an seinen jungen Verleger Georg Hirzel, wie er die englische Reise antreten will.

bild für ein alle Schichten des Volkes durchdringendes, zu jedem persönlichen Opfer entschlossenes Staatsgefühl England von Treitschke überschätzt worden ist[38]), daß jedenfalls wir hier keines fremden Lehrers mehr bedürfen. Wie hätte vor allem Treitschke aus voller Seele diese Erhebung unseres Volkes miterlebt, die umfassend wie keine je zuvor in Deutschland alle Stände und Klassen, die einst in ihren bösesten Tagen von ihm bitter befehdeten Sozialdemokraten so gut wie die anderen, ergriffen hat. Und an unsere Kraft, den schwersten Kampf gegen das Ausland siegreich zu bestehen, hat nie ein Deutscher zuversichtlicher geglaubt. Einen noch in tiefer Verstimmung über die Politik der Caprivijahre zu Anfang 1895 geschriebenen Brief schließen die Worte: „Daß einmal doch eine Wendung eintreten und das alte waffengewaltige Deutschland sich wieder in seiner Herrlichkeit erheben wird, ist außer allem Zweifel."

38) Doch sieht auch er hier schon 1871 „das alte freudige politische Pflichtgefühl so ganz verkümmert, daß die Nation durch das Zerrbild einer Volksbewaffnung der Verteidigung des Landes zu genügen glaubt" (Histor. u. Polit. Aufs., Bd. 3, S. 602).

Cramb über Deutschland und England.

Von Rudolf Imelmann.

Der im Herbst 1913 verstorbene englische Historiker Cramb hat im vorangehenden Frühjahr vier Vorlesungen über Deutschland und England gehalten, die im Juni 1914 als Buch erschienen sind.[1]) Sie haben seitdem eine außerordentliche Verbreitung gefunden, nicht zum wenigsten dank einer warmen Empfehlung durch den früheren Botschafter der Vereinigten Staaten in London, Joseph Choate, und ihre Wirkung ist weithin spürbar geworden durch die Zirkulation des politischen Märchens von Nietzsche, Treitschke und Bernhardi als Exponenten deutscher Gegenwartsideale, das wesentlich auf Cramb zurückgeht.

Man kann dem im übrigen parteiisch-dilettantischen Lobe des Amerikaners beistimmen, soweit es der haltungsvollen Beredsamkeit des Engländers gilt, denn dieser sprach zu einer Zeit, wo die bezahlte oder unbezahlte Kriegspsychose noch nicht in ihre Rechte getreten war, und er hatte den besten Willen, durch die Kraft sachlicher Gründe zu überzeugen. Dagegen vermag eine neutrale wissenschaftliche Kritik der Einsicht und den Kenntnissen des Verfassers kein so rühmendes Zeugnis auszustellen, wie Choate es tut, der vielleicht auch nicht der berufenste Beurteiler war. Es stimmt doch einigermaßen bedenklich, auf der ersten Seite seiner Einleitung zu lesen, der Krieg zwischen Österreich und Serbien sei ein Rassenkampf zwischen Slawen und Serben!

Ich habe an anderer Stelle ausführlicher über das Crambsche Buch gehandelt und will den Lesern dieser Zeitschrift, die durch Oncken[2]) und Meinecke[3]) schon einiges über den eng-

1) Germany and England. By J. A. Cramb, M. A., Professor of Modern History, Queen's College, London. With a Preface by A. C. Bradley, LL. D. London 1914, John Murray. — Ich benutze die zwölfte Ausgabe mit der vom 8. Oktober datierten Introduction von Choate, die der amerikanischen Ausgabe entnommen ist. Auf dem Titelblatt und im Inhaltsverzeichnis der englischen wird sie nicht erwähnt.

2) Siehe Heft 7 vom 15. Februar 1915, Sp. 545 f.

3) Siehe Heft 9 vom 1. April 1915, Sp. 848 f.

lischen Historiker gehört haben, nur in aller Kürze dessen Argumente sowie deren Widerlegung, die er fast durchgängig selber, ohne es zu merken, liefert, vorführen. Man wird daraus ersehen, mit was für eigentümlichen Vorstellungen der Verfasser an das deutsch-englische Problem herangegangen ist und wie geduldig schon sein erstes Publikum gewesen sein muß.

I.

Cramb will die deutsche Gegenwart aus der deutschen Vergangenheit verstehen und geht bei seinen Betrachtungen aus von Bernhardis Werk über Deutschland und den nächsten Krieg. Diese Wahl begründet er fragwürdig damit, daß die Engländer von der ganzen einschlägigen Literatur — „von Treitschke zu Delbrück, Schmoller und Maurenbrecher" — sonst nichts kennen. Bekanntlich rührt die britische Ansicht, Bernhardi sei ein deutscher Klassiker, daher, daß drüben sein Hauptwerk viel gekauft und zitiert worden ist.

Von der Voraussetzung aus, Bernhardi erblicke das Wesen Deutschlands im Kampf, fragt nun Cramb nach einem vernünftigen Grunde für einen deutschen Krieg gegen England, das sich ja immer ganz passiv verhalten habe, während Preußen stets aktiv war (S. 18—19). Daß die Dinge in Wirklichkeit umgekehrt liegen, sagt Cramb später (S. 93), indem er Treitschkes Auffassung zustimmt, England habe durch zwei Jahrhunderte unablässig danach gestrebt, Preußen niederzuhalten. Daraus würde folgen, daß Deutschland wohl einen vernünftigen Grund zum Kriege gehabt hätte — wenn Motive der Rachsucht es je geleitet hätten, wie Cramb in bezug auf den Krieg 1870 mit Billigung annimmt.

Cramb findet aber einen anderen Grund für uns. Deutschland soll beherrscht sein durch sentimentale Erinnerungen an ein einst besessenes Weltreich, das es wiedergewinnen möchte (S. 12). Diese Behauptung tut er später (S. 111) mit der Bemerkung ab, kein vernünftiger Mensch in Deutschland mache sich Gedanken über Deutschlands Vergangenheit.

Das Reich, das Deutschland erstreben soll, stellt Cramb sich vor als einen starken, zentraleuropäischen Staat mit England und Irland als eroberten Provinzen (S. 38[2]). Er hat also von kolonialen Bedürfnissen Deutschlands nichts gehört, d.h. entweder Bernhardi nicht gelesen oder doch nicht für so maßgebend gehalten, wie er vorgibt. Aus zwei Gründen begehrt Deutschland nach Cramb ein Weltreich: erstens aus angeborener Begabung für das Imperium (S. 41). Aber diese Begabung spricht er uns späterhin (S. 110) gänzlich ab. Zweitens verliere Deutschland durch Auswanderung dauernd seine besten Bürger (S. 12). Cramb weiß also nicht, daß seit 1893 die Auswanderung ständig zurückgegangen und heute nicht mehr der Rede wert ist; fraglich kann auch wohl sein, ob tatsächlich immer gerade die Besten auswandern.

Das deutsche Streben nach der Weltherrschaft erweist Cramb einmal aus deutschen Anklagen gegen England, woraus die Ungeduld spreche, daß „solche Rasse", die nicht einmal mit den Suffragetten fertig werde, noch die Welt beherrsche. Diese Anklagen sind aber nicht nur aus Deutschland, sondern unter anderem auch aus England gekommen. Cramb selber sagt, wie wir noch hören werden, seinem England die schlimmsten Dinge und fordert dafür doch die Weltherrschaft. Sodann die Hauptsache: Bernhardis Kapitelüber-

schrift „Weltmacht oder Niedergang" soll beweisen, daß wir die Welt beherrschen wollen (S. 35, 107). Cramb mißversteht hier den Ausdruck Weltmacht — womit nichts Exklusives gemeint ist, vielmehr gleiches Recht der einen Macht neben allen anderen — und übersetzt ihn world-dominion. Natürlich wäre world-power das allein richtige gewesen. Cramb führt weiter als Bekräftigung dieser Auffassung die Maxime an „Selbst ist der Mann", er hat also nicht gemerkt, daß sie nur Selbständigkeit impliziert, und mehr hat Deutschland ja nie gewollt.

So weit kommt wesentlich eine umfassende Unkenntnis des Deutschen und deutscher Dinge als Erklärung für die konfusen Äußerungen unseres Historikers in Betracht, der danach allerdings kein sehr klarer Kopf gewesen sein kann. Auf eine bewußte Fälschung dürfte es aber hinauslaufen, wenn in diesem Zusammenhange Goethe — als Vertreter der jüngeren Poeten Deutschlands! — mit dem Euphorionspruch herangezogen wird vom Friedenstag und vom Krieg als Losungswort, was Cramb wiedergibt mit peaceful sway und empire's word (S. 65). Auch zitiert er Faust, der nach dem höchsten Dasein (der Weltherrschaft) strebe, er weiß aber nicht, daß diese stolzen Worte nicht im Anblick der Sonne und des Regenbogens gesprochen werden, sondern vor Sonnenaufgang liegen und einen Monolog der Resignation einleiten (S. 109). Weiter fälscht er (S. 42[2]) Friedrichs des Großen Wort an Pitt, daß ein vernünftiger Mensch seinen Gegnern nicht Zeit lasse, ruhig die Vorbereitungen zu seiner Vernichtung zu vollenden; Cramb sagt dafür, ein Narr, wer seinen Feind nicht unversehens und möglichst tödlich schlägt. Schließlich wird unser Kaiser als Vertreter des Machiavellismus im 19. Jahrhundert bezeichnet, wohl auch nicht nur aus naiver Unwissenheit.

Angesichts dieser Unkenntnis des Verfassers, der auch zweimal (S. 14, 41) die Donau und den Rhein Deutschlands Grenzen nennt (vielleicht aus Tacitus entnommen), macht es sich seltsam, daß er beweglich klagt, wie wenig die Engländer von Deutschland wissen, wie wenige Männer und Frauen Kants Kritik der reinen Vernunft und Hegels Logik studiert haben, und die Hoffnung wagt, in einigen Jahrzehnten werde englische Kultur weit genug fortgeschritten sein, um zu verhindern, daß Männer des öffentlichen Lebens dort sich ungestraft lächerlich machen dürfen durch Entgleisungen des Urteils derart, wie wir es bei Gladstone in bezug auf Goethe und die deutsche Literatur finden (S. 4—6)! Aber von solchen Widersprüchen lebt das Buch unseres Historikers.

II.

Er betrachtet in der zweiten Vorlesung das Problem des Pazifismus. Mit Sorge nimmt er den wachsenden Einfluß der Friedensfreunde in England wahr, während er die Möglichkeit eines solchen Einflusses in Deutschland leugnet (S. 63 ff.). Persönlich sieht er den Krieg in genau dem rosigen Lichte wie angeblich das zeitgenössische Deutschland, aber bei Bernhardi finden wir zu unserm Staunen die gleiche Klage über die Macht der Friedensidee in Deutschland! Tatsächlich hat Deutschland ja auch 43 Jahre lang den Frieden bewahrt, während England laut Cramb 500 Jahre lang eigentlich ohne Unterbrechung Krieg geführt hat (S. 61) — wozu allerdings nicht recht stimmt, daß England nach demselben Cramb seit 1867 nichts mehr von Kriegen gewußt

hat (S. 135). Er fürchtet unseren Angriff, weil wir uns so außerordentlich viel in wissenschaftlicher Weise mit dem Krieg beschäftigen, er scheint also die „Bernhardische" Literatur Englands oder die monomanische Revanchelitetatur Frankreichs gar nicht zu kennen, und er hat natürlich nicht sagen dürfen, daß das deutsche Volk, von Feinden umgeben, seine Verteidigung gegen eine polychrome Welt von Feinden mit allen Mitteln betreiben mußte und sein wissenschaftliches Interesse kaum auf einen würdigeren Gegenstand richten konnte als die nationale Selbsterhaltung.

Das hauptsächliche moderne Friedensargument ist, daß ein Krieg Handel und Industrie bedrohen, vielleicht zerstören würde. Bernhardi wendet dagegen ein, daß ein erfolgreicher Krieg im Gegenteil das Gedeihen von Handel und Industrie sichere, indem er die dazu nötige politische Macht schaffe. Natürlich soll das kein Vorwand sein für einen deutschen Angriff auf England. Bernhardi meint nur, niemand könne sicher sein, daß das feindliche Ausland uns auch weiterhin gestatten werde, in ehrlichem Wettbewerb zu arbeiten und nicht vielmehr diesen Wettbewerb gewaltsam auszuschalten suchen werde. Wie recht er damit hatte, zeigt nicht erst der gegenwärtige Krieg, sondern schon Crambs Äußerung (S. 131), daß „freundliche Rivalität, edler Wettstreit" sinnloses Gerede sei. Also mußte der deutsche Wettbewerb niedergerungen werden. Indes bemüht sich unser Historiker, die englischen Kriege der Vergangenheit nicht in dem Lichte von Geschäftsunternehmungen, die der Neid geboren, erscheinen zu lassen: Transzendentale Ideen, der Gedanke des Imperiums soll sie heraufgeführt haben (S. 57 ff.). Doch ist er bescheiden und ehrlich genug, zuzugeben, daß „viele der souveränsten Geister Englands" die Geschichte des Landes dargestellt haben als eine Kette systematischen Raubes und Zufalls! (S. 106.) Zeugnisse dafür sind so reichlich vorhanden, daß es keiner Aufzählung bedarf.[4]) Auch die deutschen Kriege sieht Cramb in einem idealen Lichte, und das ist ja richtig: um Gold und Silber wurden sie nie geführt. Vielleicht sind wir zu „transzendental" veranlagt. Bernhardi hatte mit seiner Klage nicht so unrecht, daß wir, erfüllt von dem Wunsch, den Frieden der Welt zu wahren, fremden Friedensbeteuerungen allzuwillig Glauben geschenkt haben. Er hat uns gezeigt, wie es mit dem Friedensgeist innerhalb der Multiple-Entente aussah, und der englische Historiker hätte sein Volk mit besseren Gründen zu den Waffen rufen sollen als seiner widerspruchsvollen Untersuchung über den Pazifismus.

III.

Die dritte Vorlesung gilt Treitschke als Verkörperer deutscher Ideale der Gegenwart, der unsere Seele ganz in Banden halte und mit „glühender Neugierde" (S. 6) erfülle, wie auch jeder Deutsche, der nicht in Trägheit versunken oder an Selbstsucht gekettet sei, von der schattenhaften Größe des verlorenen Ottonen- und Hohenstaufen-Reiches beherrscht sein soll (S. 7). Cramb schreibt hier, ohne es zu wissen, als ob er im Jahre 1860 lebte, wo das Deutsche Reich noch ein Traum war und Treitschke mit anderen für die glückliche Erfüllung wirkte. Daß England solchen Träumen damals unfreundlich gegenübertrat, hat Treitschke ihm nicht verzeihen können. So wurde

4) Man findet sie jetzt bequem bei F. Tönnies, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Berlin 1915, Julius Springer.

er, der das Land anfänglich liebte, sein bitterer Hasser, doch hat er bekanntlich nicht ganz Deutschland mit sich fortgerissen, hat die Notwendigkeit des Konflikts beklagt und niemals zum Kriege gehetzt, wie Cramb es tut, der geradezu schwärmt vom Kriege (S. 57, 72). Der englische Historiker verkennt die heutige Stellung Treitschkes, der doch längst keine Führerrolle mehr bei uns spielt. Mit den Ereignissen von 1870 war sein Traum, ein einiges Deutschland unter preußischer Führung, Wirklichkeit geworden. Daß er von einer Vorherrschaft der deutschen Kultur in der Welt gesprochen hat, ist ihm nicht zu verdenken: Cramb tut dasselbe in bezug auf England. Aber wenn Deutschland dergleichen anstrebt, dann ist das eben ganz etwas anderes. Wie schön waren doch die Zeiten, wo es noch keinen deutschen Patriotismus gab! (S. 96.)

Am Schlusse dieser Vorlesung begegnet Cramb etwas sehr Merkwürdiges. Er hat vorher als Treitschkes Zentralidee angeführt „den Ruhm eines Heeres, das ein Volk ist und eines Volkes, das ein Heer ist" (S. 89), mit andern Worten, den deutschen Militarismus. Er nennt dann aber (S. 97) den deutschen Militarismus einen vorübergehenden Nebel. Wenn das so ist, scheint es Kraftverschwendung, wenn die halbe Welt gegen unseren Militarismus die Waffen ergriffen hat, und jedenfalls hätte dann Treitschke vergeblich gepredigt!

IV.

Die letzte Vorlesung kündigt baldigen Krieg zwischen beiden Ländern an, weil Deutschlands Gelüste in harten Widerspruch geraten zu Englands Notwendigkeiten. S i c h a u s z u d e h n e n erscheint als Englands Bedürfnis, denn ein Reich, dessen Ausdehnung aufgehört hat, verfällt (S. 105—106). S i c h n i c h t a u s z u d e h n e n erscheint als Englands Bedürfnis, denn im 20. Jahrhundert ist innerer Ausbau seine endgültige Politik (S. 128—129). Man sieht, die Meinungen des Autors sind einander auf das schroffste entgegengesetzt. Natürlich ist Deutschland verantwortlich dafür, daß England sich weder ausdehnen noch nicht ausdehnen kann!

Deutschland will nicht nur die Welt beherrschen, wie Cramb in den vorangehenden Vorlesungen behauptet, sondern auch eine neue Weltreligion einführen. In diesem Zusammenhange kommt der Historiker auf Nietzsche zu sprechen, der das Christentum zerstört hat und auch ein politischer Führer des heutigen Deutschlands ist!! Gelesen hat Cramb kaum etwas von dem Philosophen, wie die gänzliche Verkennung seiner Ziele und seiner Stellung bei uns andeutet. Er ist wohl darauf verfallen, überhaupt von Nietzsche zu sprechen, zunächst, weil Bernhardi auf dem Titelblatt ein Motto aus dem Zarathustra hat, und sodann, weil ganz neuerdings, durch Dr. Oscar Levys große und verdienstliche Unternehmung, die Werke des Philosophen in englischer Sprache gedruckt und von manchen drüben für das letzte Wort deutscher Philosophie gehalten worden sind.

Wären die deutschen politischen und kulturellen Ziele in der Welt so geartet, wie Cramb vermeint, dann würden sie sich allerdings nicht mit den Zielen des englischen Imperialismus vertragen können. Für diesen tritt der Historiker beredt ein; die ganze Welt, nicht nur die Welt des britischen Reiches, soll einen englischen Geist haben (S. 128). Aber die Wohltaten, die dieser Imperialismus der Welt bisher gebracht hat, hält er offenbar für ziemlich anfechtbar

oder unvollkommen. Auf die Erfüllung Indiens mit englischem Geiste verzichtet man, wie Cramb selber sagt (S. 127 f.). 250 Jahre lang sind Gerechtigkeit und Freiheit das Ideal des englischen Imperialismus gewesen (S. 125), aber doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fängt dies Ideal an, sich langsam zu verwirklichen (S. 126[1]). Gerecht und frei ist überhaupt der englische Geist nur, wo die Rasse sicher herrscht (S. 126). Das politische Leben Englands ist zunehmend gemein und schmutzig (S. 93), englische Staatskunst nicht einmal zweiten Ranges, korrupt und korrumpierend (S. 67 f.), Kräfte des Verfalls geben sich kund (S. 64). England verläßt sich nicht auf die eigene Kraft, sondern auf das unnatürliche Bündnis mit Frankreich und Rußland (S. 134). England, das der Welt den Stempel seines Geistes und seiner Kultur geben will, England, mit seinem alten Traum der höheren Freiheit, der größeren Gerechtigkeit — es ruft die Hilfe Rußlands an (S. 133)... Mit solchen Ansichten von England ruft der Historiker sein Volk zu den Waffen gegen imaginäre deutsche Gelüste!

Zusammenfassend wäre über das Buch zu sagen, daß Nietzsche, Treitschke und Bernhardi, wie Cramb sie auffaßt, mit größerem Rechte Exponenten seines Landes genannt werden könnten als Deutschlands. Er hat sie alle drei mißverstanden, hat bei Bernhardi ein Streben nach Weltherrschaft gefunden, das doch nur englisch ist, bei Treitschke einen Imperialismus, der seine Ziele vor einem halben Jahrhundert erreicht hat; bei Nietzsche läßt sich in Kürze nicht sagen, wie vollständig im Unklaren Cramb über ihn ist.

So ist es also um das Buch bestellt, das Choate als einen Klassiker, als ein Juwel gerühmt hat. Es ist eher romantisch zu nennen, und die einzige Rechtfertigung dürfte in dem nicht ausgesprochenen, aber unverkennbaren Zweck liegen, für die allgemeine Wehrpflicht in England zu wirken. Deshalb hat sich wohl auch nur der angesehene Verlag bestimmen lassen, diese vier Vorlesungen, von denen kein Manuskript des Verfassers vorlag, in Buchform zu bringen: eine Arbeit, die zwar in der Vorrede als skilful bezeichnet wird, aber doch für normale Leser ganz vergeblich geleistet worden ist.

Nachrichten und Mitteilungen.

Kriegskrankheiten und ihre Bekämpfung. Während in früheren Kriegen, sogar noch im Feldzuge 1866, die größte Zahl der Todesfälle nicht durch feindliche Geschosse, sondern durch Krankheiten verschuldet war, lassen diesbezügliche Nachforschungen aus den Verlustlisten des deutsch-französischen Krieges 1870/71 erkennen, daß eine Umkehr der Verhältnisse eingetreten war: es fielen im ganzen durch Waffen 28 278 Mann, und die Zahl der durch Krankheit Verstorbenen betrug 14 904. Wenn diese Zahl immerhin noch recht hoch erscheinen mag, so beweist sie doch, daß die allgemeinen gesundheitlichen Verhältnisse sehr viel besser geworden waren, wohl in erster Linie dank der Fortschritte der medizinischen Wissenschaft. Denn daß für unsere Truppen die hygienischen Vorbedingungen im Kriege 70/71 günstiger gewesen wären als im Jahre 1866, kann, selbst unter Berücksichtigung der damals ausbrechenden Choleraepidemie, nicht behauptet werden.

Immerhin aber ist die durch Krankheiten bedingte Verlustzahl hoch genug, um als dringende Mahnung gelten zu müssen, gerade im Kriege alles zu tun, alle Errungenschaften der Neuzeit heranzuziehen, um Krankheiten innerhalb der Armee nach Möglichkeit vorzubeugen und deren Verbreitung zu verhindern.

Freilich kann nicht geleugnet werden,

daß der Krieg in mancher Hinsicht Zustände schaffen muß, die den Ansichten über Gesundheitspflege durchaus zuwiderlaufen, Verhältnisse, die im Frieden ausgeschlossen wären und doch im Kriege nicht zu vermeiden sind. Die Lage kann es mit sich bringen, daß die Soldaten, durchnäßt bis auf die Haut, tagelang Wind und Wetter im Freien ertragen müssen, oder daß es beim Auftreten vereinzelter ansteckender Krankheiten nicht möglich ist, durch sofortige Maßnahmen die Übertragung auf andere Personen zu verhindern. Im Kriege müssen eben unter allen Umständen zunächst die strategischen Verhältnisse gewahrt bleiben.

Und das sind die Gründe, weswegen auch im jetzigen Feldzuge nicht erwartet werden darf, daß ansteckende, seuchenhafte Krankheiten, denen ja die Hauptzahl der Opfer zur Last fällt, ganz fehlen werden, aber es ist zu hoffen — und dies wird eine sehr interessante, wertvolle Probe sein —, daß die Zahl der durch Krankheit bedingten Verluste verhältnismäßig noch erheblich geringer werden wird als im Kriege 1870/71, vorausgesetzt, daß nicht aus unvorherzusehenden Gründen ganz besonders ungünstige Bedingungen geschaffen werden, wie sie durch die Einschleppung schwerer Seuchen (Cholera, Pest) gegeben sein würden. Denn daß diese Gefahr in hohem Grade besteht, liegt auf der Hand. Aus allen Teilen der Welt, zum Teil aus Ländern, zu denen bisher kaum ein Schimmer europäischer Kultur vorgedrungen ist, hat man die Armeen zusammengestellt, die uns Barbaren vernichten sollen. So ist es durchaus nicht unmöglich, daß die Inder, in deren Heimat die Cholera ständig vorhanden ist, diese mitbringen und den westlichen Kriegsschauplatz mit einer Krankheit verseuchen, die ja bereits durch die Russen in einigen Grenzgebieten Österreich-Ungarns eingeschleppt worden war. Und die gleiche Gefahr besteht hinsichtlich der Verbreitung verschiedener anderer epidemischer Krankheiten, die in Ländern, mit denen wir jetzt im Kriege liegen, heimisch sind.

Aber nicht nur der Umstand, daß auf unsere Soldaten durch direkte Berührung mit Erkrankten, durch die Notwendigkeit, Quartiere und Stellungen zu beziehen, in denen vorher fremde Truppen gelegen haben, derartige Seuchen übertragen werden, ist zu befürchten; es muß vielmehr mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß auch durch die zahlreichen Kriegsgefangenen eine Einschleppung in das Land selbst stattfindet, und daß somit auch die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Daß zur Abwehr dieser Gefahr alle nur möglichen Gegenmaßnahmen getroffen sind, braucht nicht betont zu werden, und es liegen zahlreiche Beweise vor, daß diese sich bereits hervorragend bewährt haben.

Selbstverständlich sind die seuchenartigen Erkrankungen nicht die einzigen, die im Kriege größere Opfer erfordern, sie sind aber wegen ihrer Verbreitungsfähigkeit so besonders gefürchtet. Glücklicherweise sind wir aber in der Lage, gerade ihnen mit einer Anzahl erfolgversprechender Hilfsmittel entgegentreten zu können. Die eigentlichen Kriegsseuchen und die Krankheiten, die mit den dem Kriege eigentümlichen Verhältnissen in unmittelbarem Zusammenhang stehen, sowie die Bekämpfungsmaßnahmen gegen diese sollen im folgenden einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Ehe wir den übertragbaren Krankheiten im einzelnen nähertreten, ist es zweckmäßig, mit einigen Worten auf die Art ihrer Entstehung und Verbreitung einzugehen. Ich kann mich hierbei um so kürzer fassen, als ich bereits früher in dieser Monatsschrift[1]) ausführlicher auf diesen Gegenstand eingegangen bin.

Unter Seuchen, wie überhaupt unter Infektionskrankheiten versteht man solche Gesundheitsstörungen, die durch in das Gebiet der Kleinlebewesen gehörende Krankheitskeime erzeugt werden. Jede derartige Erkrankung wird durch einen bestimmten, für sie spezifischen Erreger hervorgerufen. So erkrankt der Mensch durch Aufnahme des Typhusbazillus an Typhus, während die Cholera nur durch den Cholerabazillus verursacht werden kann.

Mannigfach sind aber die Eingangspforten in den Organismus. Bei den häufigsten Kriegsseuchen, den infektiösen Darmerkrankungen (Ruhr, Typhus, Cholera) gelangt der Erreger ausnahmslos durch den Mund in den menschlichen Organismus, sei es, daß er in den aufgenommenen Nahrungsmitteln (rohes Fleisch und Gemüse, Obst, Milch, Wasser) enthalten war, sei es, daß er infolge mangelnder Sauber-

1) März 1914, Sp. 761 ff. („Die Bakterien").

keit von erkrankten Personen oder, was noch gefährlicher ist, von gesunden Bazillenträgern an gemeinsamen Gebrauchsgegenständen irgendwelcher Art übertragen wurde.

Andere Erreger werden durch die den Kranken umgebende Luft verbreitet. Ein an Lungenpest erkrankter Mensch hustet z. B. Pestbazillen aus, die, an feinsten den Lungen entstammenden Wassertröpfchen haftend, sich viele Stunden schwebend erhalten können. Durch Einatmung gelangen sie in die Luftwege anderer Personen und bedingen deren Erkrankung an Pest. Diese Art der Verbreitung (Tröpfcheninfektion) kommt für eine Reihe weiterer Infektionskrankheiten in Betracht (Pocken, Genickstarre, Tuberkulose u. a.).

Eine andere Übertragungsmöglichkeit besteht darin, daß durch Ungeziefer (Flöhe, Läuse, Stechmücken) eine Verschleppung der Krankheitskeime stattfindet in der Weise, daß diese Insekten mit dem Blute erkrankter Menschen oder Tiere die in ihm enthaltenen Erreger aufnehmen und durch Stechen anderen Menschen einimpfen. So werden vor allem die Malaria, die Pest, der Flecktyphus und das Rückfallfieber verbreitet.

Endlich kann der Fall eintreten, daß infolge von Verletzungen der äußeren Haut, wie sie ja im Kriege an der Tagesordnung sind, Mikroorganismen in den Körper gelangen und dort ihre unheilvolle Wirkung entfalten. So erfolgen die Infektionen mit Eitererregern (Wundrose), dem Milzbrandbazillus, vor allem aber mit dem Erreger des Starrkrampfes. Im weiteren Sinne gehören hierher auch die geschlechtlichen Ansteckungen, bei denen indes auch eine Infektion durch die unversehrte Schleimhaut möglich ist.

Wenden wir uns zunächst der Gruppe der übertragbaren Darmerkrankungen zu.

Die Ruhr oder Dysenterie ist eine Krankheit, die auf einer katarrhalischen Entzündung der Dickdarmschleimhaut beruht. Die früher übliche scharfe Trennung in zwei Gruppen, die (tropische) Amöbenruhr und die Bazillenruhr, kann in dieser Form heute nicht mehr aufrechterhalten werden, da einmal die ursprünglich als rein tropische Art angesprochene Amöbenruhr sicher auch durch eine bei uns heimische Amöbe hervorgerufen werden kann, und weiterhin als Erreger der Bazillenruhr vier verschiedene, mehr oder minder gefährliche und untereinander sich nahestehende Bazillen in Frage kommen. So wird z. B. eine meist sehr leicht verlaufende Form, die auch im Feldzuge recht häufig zu beobachten war, durch den sogenannten Y.-Bazillus hervorgerufen. Die Y.-Ruhr geht ohne schwere Störungen des Allgemeinbefindens und ohne erhebliche Temperatursteigerung in wenigen Tagen in völlige Genesung über, vielfach sogar, ohne daß sich die Leute krank melden.

Bisweilen bieten die erkrankten Personen jedoch ein sehr schweres Krankheitsbild, leiden an heftigen, zeitweise nur aus Blut und Schleim bestehenden Durchfällen (bis zu 20—30 Stühle täglich) und haben hohes Fieber. Das gilt besonders von den Erkrankungen, die auf den auch in Deutschland häufiger vorkommenden Bazillus Shiga-Kruse zurückzuführen sind.

Die Ruhrbazillen finden sich fast ausschließlich im Dickdarm der erkrankten Person und gelangen bis in die zugehörigen Lymphdrüsen, gehen indes nicht in das Blut über und kommen auch nicht im Urin vor. Wohl aber werden sie mit dem Stuhle in großen Massen ausgeschieden. Gegen äußere Einflüsse, wie Licht, Trockenheit, Erhitzung, haben sie nur geringe Widerstandskraft. Die Verbreitung der Ruhr geschieht lediglich durch Einwanderung der Erreger vom Munde aus, und man kann mit völliger Bestimmtheit behaupten, daß eine Ansteckung bei peinlichster Sauberkeit unbedingt vermieden werden kann; denn sie kommt dadurch zustande, daß Ruhrkranke oder auch gesunde Bazillenträger die von ihnen ausgeschiedenen Erreger durch zufällige Beschmutzung der Finger, Kleider und Schuhe in der Umgebung verstreuen oder auch auf Gebrauchsgegenstände oder Eßwaren übertragen. Eine Infektion mit etwa verunreinigtem Wasser ist kaum zu befürchten. Unbedingt erforderlich ist es, Leute, bei denen Ruhr festgestellt worden ist, von anderen Kranken abzusondern.

Ähnlich wie bei der Ruhr liegen die Verhältnisse beim Typhus. Er wird durch Einwanderung des Typhusbazillus in den Organismus hervorgerufen. Die Krankheit verläuft in der Mehrzahl der Fälle unter schweren Erscheinungen, die Patienten haben anhaltend hohes Fieber und sind zeitweise benommen (Nervenfieber). Fast stets

bestehen heftige Durchfälle, für die ein erbsenbreiartiges Aussehen des Stuhles charakteristisch ist. Der Verlauf ist sehr hartnäckig und kann eine Reihe von anderen Erkrankungen nach sich ziehen. Die Typhusbazillen werden durch den Kot und durch den Urin ausgeschieden, sie sind, besonders im Beginn der Krankheit, auch im Blute nachweisbar. Die befallenen Darmabschnitte zeigen schwerste geschwürige Prozesse, die zu einer Durchbohrung der Darmwand führen können.

Für die Verbreitung kommen dieselben Möglichkeiten in Betracht, wie wir sie bei der Ruhr kennen gelernt haben, nur wird die Ansteckungsgefahr dadurch noch bedeutend erhöht, daß der Typhusbazillus in der Außenwelt unter nur einigermaßen günstigen Bedingungen, also im Brunnen- und Flußwasser, am Gemüse, in der Milch u. a. sich unter Umständen monatelang lebensfähig erhalten kann. Auch für seine Verbreitung müssen vielfach gesunde Bazillenträger verantwortlich gemacht werden.

Vom Typhus zu trennen ist der sogenannte Paratyphus, der durch einen dem Typhus sehr nahestehenden Keim hervorgerufen wird. Der Paratyphus verläuft unter ähnlichem, aber durchweg leichterem Krankheitsbilde als der Typhus. Es ist eine Erkrankung, die häufig im Anschluß an den Genuß „verdorbener" Nahrungsmittel auftritt, und das gefährliche dabei ist, daß derartige Speisen äußerlich einen durchaus einwandfreien Eindruck machen können. Über die Verbreitung und das Vorkommen der Bazillen in der Außenwelt gilt sonst das gleiche wie vom Typhus.

Eine der gefürchtetsten Seuchen ist die in Deutschland glücklicherweise nicht heimische Cholera, aber die Schrecken, die die große Epidemie in Hamburg (1892) hervorgerufen hat, sind noch in genügend frischer Erinnerung. Gerade als Kriegsseuche kann die Cholera infolge der für eine Verbreitung so ungemein günstigen Vorbedingungen besonders furchtbar werden. Im gegenwärtigen Feldzuge ist die Gefahr der Einschleppung durch russische und indische Truppen, vor allem aber auch durch Kriegsgefangene nicht zu unterschätzen. Der Cholera- oder Kommabazillus siedelt sich ebenfalls im Darme an und führt dort zu schwersten entzündlichen Veränderungen, die durch heftige, reiswasserartige Durchfälle charakterisiert werden. Die Kranken bieten fast ausnahmslos ein sehr schweres Bild, und die eigentliche asiatische Cholera führt in weitaus den meisten Fällen zum Tode. Auch die Cholerabazillen werden mit dem Stuhle des Erkrankten in der Außenwelt verbreitet, sie können sich, besonders im Wasser, lange Zeit ansteckungsfähig erhalten.

Wenig bekannt waren vor dem Kriege in Deutschland das Fleckfieber und das Rückfallfieber, Krankheiten, die wegen der Beteiligung der Sinnesorgane und wegen des stets vorhandenen hohen Fiebers früher irrtümlicherweise mit den typhösen Erkrankungen in Verbindung gebracht wurden. Als Kriegsseuchen spielen beide eine große Rolle, und sie haben in den letzten Balkankriegen noch eine außerordentlich große Zahl von Opfern gefordert.

Das Fleckfieber oder der Flecktyphus ist eine Krankheit, die endemisch vorkommt in Irland, Rußland, in gewissen Gebieten Österreich-Ungarns, in der Türkei und den anderen Balkanstaaten. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Seuche auf den östlichen Kriegsschauplätzen wiederholt beobachtet und durch Kriegsgefangene auch in einzelne im Reiche gelegene Lager eingeschleppt worden ist. Höchst bedauerlich ist es, daß infolgedessen auch Erkrankungen unter dem Personal aufgetreten sind, und daß auch Ärzte, u. a. die namhaften Forscher Jochmann und v. Prowazek, der Krankheit zum Opfer gefallen sind. Eine Ausbreitung außerhalb der Gefangenenlager hat aber bisher überall vermieden werden können.

Beinahe immer tritt die Seuche in Form von größeren und kleineren Epidemien auf. Das fast stets sehr schwere Krankheitsbild wird durch hohes Fieber, Schüttelfrost, Kopf- und Gliederschmerzen, Benommenheit und Delirien eingeleitet. Am 3.—6. Tage tritt ein aus stecknadelkopf- bis linsengroßen roten Flecken bestehender Ausschlag auf, der am Rumpf beginnt und auf die Gliedmaßen, selten aber auf das Gesicht übergeht. Durch feinste Blutaustritte inmitten der Flecken können diese im Zentrum eine bläulichrote Farbe annehmen. Nach Verlauf einer Woche verschwindet der Ausschlag, nur die durch Blutaustritte dunkler gefärbten Stellen bleiben längere Zeit sichtbar. Der Verlauf der Krankheit ist sehr verschieden; es gibt gut- und bösartige Epidemien. Die Sterblichkeit schwankt zwischen 5 und 50%. Eine Reihe

mehr oder minder schwerer Nachkrankheiten kann die Krankheitsdauer wesentlich beeinflussen.

Der Flecktyphus ist eine Erkrankung, die fast ausschließlich Hand in Hand geht mit schlechten äußeren Lebensbedingungen, und der unverkennbare Zusammenhang mit ungünstigen Ernährungsverhältnissen hat ihm die Bezeichnung „Hungertyphus" verschafft. Dichte Anhäufung von großen Menschenmassen in hygienisch bedenklichen Räumen, vor allem aber das Vorhandensein von Läusen begünstigen die Verbreitung ungemein: die bisherigen Beobachtungen scheinen zu erweisen, daß für die Übertragung des noch unbekannten Erregers nur die Läuse, besonders die Kleiderläuse, verantwortlich gemacht werden müssen.

Das Rückfallfieber, hervorgerufen durch eine im Blute der Erkrankten nachweisbare Spirochäte, steht hinsichtlich seines geographischen Vorkommens dem Flecktyphus außerordentlich nahe. Auch dieses tritt meist in epidemischer Form auf und wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland mehrfach beobachtet.

Die Krankheit beginnt mit Schüttelfrost und hohem Fieber, heftigen Kopf-, Glieder- und Muskelschmerzen. Es treten Leber- und Milzschwellung ein, häufig auch heftiges Nasenbluten. Die Gesichtsfarbe nimmt vielfach einen bläulichen und gelblichen Farbton an. Bewußtseinstrübungen sind meist nicht vorhanden. Die Dauer beträgt 5 bis 8 Tage. Charakteristisch sind die wiederholten Rückfälle, denen die Krankheit ihren Namen verdankt. Diese werden indes unter Vergrößerung der Zwischenpausen in ihrer Dauer immer kürzer.

Auch der Verlauf des Rückfallfiebers kann durch Nachkrankheiten, besonders durch Lungen- und Nierenentzündungen, in die Länge gezogen werden.

Wie beim Flecktyphus geschieht auch bei dieser Krankheit die Übertragung durch Vermittlung von Läusen.

Eine in früheren Zeiten überaus gefürchtete Krankheit, die oft genug als Kriegsseuche schreckliche Verheerungen angerichtet hat, sind die Pocken. Berichten aus vergangenen Jahrhunderten zufolge, und, in Ländern ohne gesetzliche Schutzimpfung, noch aus unseren Tagen, kann man entnehmen, wie dieses Gespenst in regelmäßigen Seuchenzügen die Erdteile durchwanderte und ganze Länder entvölkerte. Wer erkrankte, starb, oder war nach einem furchtbaren Krankenlager für sein ganzes Leben entstellt, wer aber verschont blieb, hatte desto mehr Aussicht von der innerhalb einiger Jahre mit Sicherheit zu erwartenden neuen Epidemie befallen zu werden. Dank der in der Geschichte der Medizin einzig dastehenden Entdeckung des englischen Arztes Jenner ist es gelungen, durch die Schutzimpfung die Schrecken dieser Seuche zu brechen.

Seitdem das für das Deutsche Reich erlassene Impfgesetz seine Segnungen entfalten konnte, ist diese Krankheit bei uns verschwunden, denn die wenigen Fälle, die im Reiche noch zu beobachten sind, können ausnahmslos auf Einschleppung vom Auslande, besonders von Polen her (landwirtschaftliche Arbeiter) zurückgeführt werden. Daß es trotzdem noch Leute gibt, die am Nutzen der Impfung zweifeln, und daß sogar Ärzte sich impfgegnerischen Bewegungen anschließen, ist einfach unverständlich.

Die Krankheit beginnt gewöhnlich mit Schüttelfrost und hohem Fieber. Als erste subjektive Beschwerden stellen sich bald heftige Kopf- und Rückenschmerzen und häufiges Erbrechen ein. Im Gesicht und an den Streckseiten der Gliedmaßen entwickelt sich ein kleinfleckiger Ausschlag, der indes bald wieder verschwindet. Nach einer mit Temperaturabfall verbundenen Besserung des Allgemeinbefindens tritt aber ungefähr am vierten Krankheitstage ein neuer Ausschlag hervor, der ebenfalls zunächst aus kleinen roten Fleckchen besteht, die, im Gesicht beginnend, schließlich den ganzen Körper einschließlich der behaarten Kopfhaut überziehen und auch an den Schleimhäuten des Mundes und Rachens nicht fehlen. Die Flecken gehen allmählich in Knötchen bis zu linsengroßen über, in denen sich dann eine zunächst klare Flüssigkeit ansammelt. Am Beginn der zweiten Krankheitswoche trübt sich der Inhalt dieser aus mehreren Kammern bestehenden und meist mit einer Delle versehenen Pockenpusteln durch Einwanderung von weißen Blutzellen. Dieser Übergang in das eitrige Stadium ist stets mit starkem Temperaturanstieg verbunden und leitet den schwersten Abschnitt der Krankheit ein, in dem viele Patienten sterben: die Pusteln platzen, der höchst ansteckungsfähige Eiter läuft heraus und verbreitet einen sehr wider-

wärtigen Geruch. Schwärzliche Borken und Schorfe treten an Stelle der zerstörten Hautpartien und bieten ein Bild, das bei der gedunsenen Haut noch viel entstellender wirkt. Unter Fieberabfall stoßen sich am Ende der dritten Woche die Borken ab und lassen die, je nach der Tiefe des vorhergegangenen geschwürigen Prozesses verschieden lange, meist aber lebenslänglich bestehenden, charakteristischen Pockennarben zurück. Eine Reihe schwerer Komplikationskrankheiten kann den ohnehin schon sehr ernsten Verlauf noch ungünstiger gestalten.

Die Ansteckung mit Pocken erfolgt entweder direkt durch den erkrankten Menschen oder auch durch die von ihm benutzten Gebrauchsgegenstände, Kleider u. dgl., die nicht einer gehörigen Desinfektion unterzogen worden waren. Vielfach werden die Pocken auch durch aus Pockenländern stammende leblose Gegenstände, alte Lumpen, Felle und Federn, denen der eingetrocknete und dann sehr lange haltbare Ansteckungsstoff anhaftet, bei uns eingeschleppt. Die Infektion erfolgt wahrscheinlich in der Hauptsache durch Aufnahme des trotz eifrigster Forschung übrigens noch unbekannten Erregers von der Schleimhaut der Atmungsorgane aus.

Eine Krankheit, die in gehäuftem Auftreten in den meisten Ländern Europas glücklicherweise nur sehr selten beobachtet wird, ist die Pest. Desto häufiger kommt sie aber vor unter den unzivilisierten Völkern, besonders Asiens. Aber auch alle größeren Hafenplätze sind einer Einschleppung dieser Seuche durch Schiffe, insonderheit durch pestkranke Ratten, in hohem Grade ausgesetzt. Man unterscheidet zwei durch ein und denselben Bazillus bedingte Formen: die Lungenpest und die Beulen- oder Bubonenpest. Die letztere, bei der die Bazillen durch irgendeine feinste Hautverletzung, nach Ansicht anderer Forscher sogar durch die unverletzte Haut eindringen, beginnt mit einer höchst schmerzhaften entzündlichen Anschwellung der in der Nähe der Eingangspforte befindlichen Lymphdrüsen. Die darüberliegende Haut verdickt sich, wird prall gespannt und nimmt schließlich eine dunkle, gerötete Färbung an. Mit der dann folgenden Erweichung und Einschmelzung der Drüse kann eine völlige Zerstörung der benachbarten Hautteile verbunden sein. Dieser Prozeß, der an irgendeiner Drüse beginnt, befällt nach und nach das gesamte Lymphgefäßsystem, so daß am Rumpf, am Hals und an den Gliedmaßen, überall da, wo in der Tiefe drüsige Organe sind, die gleichen Erscheinungen auftreten.

Die Lungenpest wird verursacht durch die Ansiedlung der Bazillen in den Lungen. Sie bietet ein Bild, das dem der Lungenentzündung in hohem Maße ähnelt und eigentlich nur durch einen reichlicheren blutigen Auswurf, eine bedeutend stärkere Blaufärbung des Gesichts und größere Atmungsbeschleunigung von ihr abweicht. Ein grundsätzlicher Unterschied beider Pestformen besteht nicht, und es kann stets die eine in die andere übergehen, oder es sind auch gleichzeitig beide Arten bei ein und derselben Person zu beobachten. Stets ist die Krankheit mit hohem Fieber verbunden, das, namentlich bei der Lungenpest, durch einen heftigen Schüttelfrost eingeleitet wird. Da die vom Pestbazillus ausgeschiedenen Stoffe intensivste Gifte für die gesamten Kreislauforgane sind, ist eine schwere Schädigung des Herzens immer zu erwarten. Ebenso wird das Nervensystem regelmäßig in Mitleidenschaft gezogen. Die Kranken haben heftige Kopfschmerzen, sind benommen, delirieren und machen vielfach den Eindruck Betrunkener.

Der Verlauf der Erkrankung ist in den meisten Fällen tödlich, ja es gibt Formen, bei denen der vorher scheinbar völlig gesunde Mensch innerhalb weniger Stunden zugrunde geht.

Die Verbreitung der Seuche wird vor allem durch Flöhe gefördert, die von pestkranken Ratten auf den Menschen übergehen. Selbstverständlich spielt auch die Übertragung von Mensch zu Mensch eine große Rolle. Der aus den Pestbeulen austretende Eiter ist in höchstem Grade ansteckungsfähig, aber auch die Luft in der Umgebung an Lungenpest erkrankter Personen ist mit Bazillen geschwängert, die durch Einatmung die Erkrankung anderer Personen bedingen. Endlich werden die Keime auch mit dem Stuhl und dem Urin der Kranken ausgeschieden.

(Schluß folgt.)

Stabsarzt Dr. Erich Hesse,
Hygieniker beim Korpsarzt . . . . . .

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 2 1. NOVEMBER 1915

Die mittelalterlichen und die modernen Balkanstaaten in ihrem historischen Zusammenhang.

Von Karl Dieterich.

Der Wiederausbruch des politisch-nationalen Wirrwarrs auf der Balkanhalbinsel, den man durch die Diktatur des Bukarester Friedens wenn auch nicht für immer beendet, so doch für stark vermindert hielt, muß uns an diesen Kämpfen jetzt mehr als je interessierten Deutschen den Wunsch nahelegen nach einem Führer durch dieses dornige Gestrüpp scheinbar unergründlicher politischer Möglichkeiten, die aller historischen Gesetze zu spotten scheinen. In Wirklichkeit gibt es aber einen solchen Führer, ein Orientierungsmittel, zu dem wir von historischer Bildung fast bis zum Übermaß Gesättigte auch in Fällen zu greifen pflegen, wo es oft versagt, das wir aber gerade im vorliegenden Falle, wo es untrügliche Gewißheit verheißt, achtlos beiseite liegen lassen, weil wir es nicht kennen oder doch nicht zu nützen wissen. Dieses Mittel gibt uns die alte Geschichte der Balkanvölker in vortürkischer Zeit, eine Geschichte, die man mit Unrecht für abgeschlossen hält, die vielmehr die unentbehrliche Voraussetzung bildet für das Verständnis auch der heutigen politischen Konstellation auf dem Balkan. Denn alles, was sich dort seit dem Wiedererstarken der christlichen Völker gegenüber der Macht des Islams vollzieht, ist nur eine Wiederaufnahme, ein Fortspinnen der Fäden, die seit der türkischen Eroberung abgerissen waren oder doch schienen. Mit der vor drei Jahren erfolgten Wiederherstellung des mittelalterlichen Staatenbildes auf dem Balkan sind auch dieselben Bestrebungen, dieselben Machtgelüste, dieselben Grenzstreitigkeiten unter den neuen Nachbarn wieder neu erwacht, die lange glimmenden Funken der Leidenschaften neu entfacht. Was liegt da näher, als eine Gegenüberstellung der brennendsten Fragen zu versuchen, die damals wie heute die Balkanwelt in Flammen setzten? —

Die Grundvoraussetzung für die Schaffung eines Parallelzustandes im Mittelalter und in der Gegenwart des Balkans ist die Tatsache, daß trotz aller krampfhaften Versuche in dieser Richtung nie ein Volk ein so starkes Übergewicht über die anderen dort ansässigen Völker erlangte, daß es ihm gelingen konnte, d a u e r n d einen festgefügten nationalen Großstaat zu begründen: Keins der Völker, die nacheinander die Balkanhalbinsel seit der Zeit des sinkenden Altertums beherrscht haben — Römer, Byzantiner, Bulgaren, Türken —, war imstande, sein Volkstum zur Alleinherrschaft, d. h. Staatsgebiet und Sprachgebiet in Einklang zu bringen. Der Dualismus zwischen staatlicher Einheit und sprachlich-ethnischer Vielheit ist am Balkan niemals überwunden worden, wie er z. B. in Italien überwunden wurde, wo Goten, Langobarden und Normannen weder politische noch sprachliche Spu-

ren hinterlassen haben, und das Romanentum siegreich über alle fremden Eindringlinge triumphierte. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Gründe für das verschiedene Verhältnis aufzusuchen, das sich auf den beiden Halbinseln zwischen Eingeborenen und Eingewanderten herausgebildet hat, es muß uns der Hinweis darauf genügen, daß sich das Slawentum auf der Balkanhalbinsel dauernd festgesetzt und die heimische Restbevölkerung zurückgedrängt hat und auch politisch ein Machtfaktor wurde, den die alten Herren der Halbinsel günstigstenfalls niederzuhalten, nicht aber dauernd niederzuwerfen vermochten. Man kann vielmehr sagen: trotz des jahrhundertelang unentschieden hin- und herwogenden Kampfes zwischen dem alten, aber sich immer wieder erneuernden Byzanz und den jugendlichen Slawenstaaten Bulgarien und Serbien ist das Resultat schließlich immer wieder dasselbe: Byzanz gelingt es nicht, die slawischen Staatsgebilde dauernd aus dem nördlichen breiten Massiv der Halbinsel zu verdrängen, und diesen gelingt es nicht, dauernd Byzanz aus dem südlichen Ansatz- und dem mittleren Küstengebiet zu verdrängen, und die Folge ist eine Art in Permanenz erklärten Stellungskampfes zwischen den beiden slawischen und dem griechisch-römischen Reiche; dieser Stellungskampf bildet den eigentlichen Inhalt der alten wie der neuen Balkangeschichte, deren Verlauf der ist, daß die sich bekämpfenden Staaten ihre Grenzen immer weiter voreinander zurückziehen: während die alten Balkanvölker noch die Hegemonie über die ganze Halbinsel anstrebten, bewegen sich ihre Nachkommen in einem eigentümlichen Widerspruch zwischen imperialistischen und nationalistischen Ansprüchen; die alten historischen Reminiszenzen sind noch nicht ganz überlebt und die modernen völkischen Tendenzen noch nicht ganz zur Herrschaft gelangt, und so mischen sich beide in ihnen und verwirren sich zu einem Knoten, dessen Lösung auch dann noch schwierig ist, wenn man weiß, wie er sich geschürzt hat. Es wird daher vermutlich noch lange dauern, bis die neuen Balkanstaaten in ihre natürlichen Grenzen hineingewachsen sein werden.

Nur der äußere Richtungsverlauf der alten und der neuen Balkangeschichte ist ein entgegengesetzter: jene bewegt sich von Osten nach Westen, diese von Westen nach Osten. Der erste Staat, der sich im frühen Mittelalter dem byzantinischen Weltreich ebenbürtig gegenüberzustellen wagte, war Bulgarien, und das erste Balkanvolk, das sich nach mehr als 400jähriger Knechtschaft gegen die Türkei auflehnte, waren die Serben. Zur Zeit der Machthöhe des byzantinischen Reiches im 10. und 12. und des türkischen Reiches im 15. und 16. Jahrhundert lag der Schwerpunkt des politischen Lebens von Osteuropa noch in Konstantinopel, während er sich im 17. Jahrhundert mit dem Aufstreben des Hauses Habsburg immer mehr nach Wien verschob, das ein neuer Mittelpunkt der südosteuropäischen Welt wurde; diesem Mittelpunkt aber standen von allen Balkanvölkern die Serben am nächsten und wurden daher am frühesten in die politischen Bewegungen hineingezogen. Aber auch der ursprüngliche Rassenunterschied zwischen Bulgaren und Serben hatte seinen Anteil an der früheren Konsolidierung Bulgariens: die Bulgaren verfügten als altes ural-altaisches Wandervolk, das mit Türken und Magyaren stammverwandt war, über eine starke staatsbildende Kraft mit aus-

geprägt zentralistischer Tendenz im Gegensatz zu den in einzelne, kantonartig voneinander getrennte Stämme zerfallenden und demokratischer veranlagten Serben, die erst mit Bulgariens Niedergang als Staat emporkamen.

Mit der Verschiebung des Machtschwerpunktes von Bulgarien nach Serbien vollzog sich nun auch eine solche des Kampfzieles selbst: während in der Zeit der großen Kämpfe zwischen dem griechischen und dem bulgarischen Reiche Konstantinopel das Kampfobjekt bildete, entbrannte mit dem Aufkommen Serbiens der Kampf auch um das Mittel- und Westgebiet der Halbinsel, um das mazedonisch-ägäische und das albanisch-adriatische Küstengebiet. Diese drei Punkte bilden nacheinander die Achse, um die sich das Balkanproblem dreht, sie alle haben schon vor tausend Jahren die schweren Kämpfe entfesselt, die die Welt jetzt wieder in Spannung halten.

I.

Der Kampf um Konstantinopel bildet den ersten Teil des alten Balkandramas. Das Bild der alten Welt- und Wunderstadt am Bosporus, die zwei Erdteile beherrscht und zwei Kulturen in sich aufnahm, hat sich nicht nur den Griechen, sondern auch den slawischen Völkern tief in die Seele geprägt. Noch jetzt nennen Bulgaren, Serben und Russen im Anschluß an die griechische Bezeichnung ἡ βασιλεύουσα übereinstimmend Konstantinopel die Kaiserstadt, Zarigrad, wobei natürlich ein jedes Volk an seinen Zaren denkt. Waren doch die berühmtesten Fürsten des östlichen Mittelalters in Konstantinopel erzogen: der Ostgote Theoderich im 6., der Bulgare Symeon im 9., der Ungar Bela im 12. und noch der Serbe Stefan Duschan im 14. Jahrhundert. Kein Wunder, daß so viele sich sehnten, es zu besitzen. Am heißesten die Bulgaren. Schon eine altbulgarische Volkssage erzählt, wie ein Fürst dieses Volkes seine Mutter fragt, wo er seine Residenz errichten solle, und sie antwortet ihm, an der Stelle, wo eine schwarze und eine weiße Schlange sich vereinigen. So bezeichnete nämlich die Volksphantasie den sich schlangenartig zwischen dem Schwarzen und dem Weißen (d. h. Ägäischen Meere) sich hinziehenden Bosporus, dessen Eingang Konstantinopel beschützt.

Diese Sage ist höchst charakteristisch; sie drückt den tiefen Drang eines ganzen Volkes aus, diese Stadt ihr eigen zu nennen. Und die Politik des altbulgarischen Reiches ist daher auch schon früh darauf gerichtet, diesem Drange zur Verwirklichung zu verhelfen mit jener Zähigkeit und jenem Zielbewußtsein, die noch heute alle bulgarischen Unternehmungen kennzeichnen und die deutlich erkennen lassen, wie sehr den schon damals handeltreibenden Bulgaren darum zu tun war, die Zentrale des Welthandels an sich zu bringen. In drei starken Vorstößen, durch je ein Jahrhundert voneinander getrennt, verfolgten sie dieses Ziel: der erste, zu Anfang des 8. Jahrhunderts, lieferte ihnen das ganze östliche Thrazien aus, der zweite, zu Anfang des 9. Jahrhunderts, setzte sie zum ersten Mal in den Besitz von Adrianopel, der dritte endlich, zu Anfang des 10. Jahrhunderts unter dem gewaltigen Zaren Symeon (893—927), hätte sie fast an das Ziel ihrer Wünsche geführt, wenn nicht die byzantinische Diplomatie sich den bulgarischen Waffen überlegen gezeigt und die drohende Gefahr abgewendet hätte. Immerhin hatte Bulgarien erreicht, daß das byzantinische Reich damals, wie heute die Türkei, auf das östliche Thrazien beschränkt wurde.

Dieser Zustand war jedoch nicht von langer Dauer. Bereits 50 Jahre darauf raffte sich Byzanz zu einem verzweifelten Gegenstoß auf mit dem Erfolge, daß das Bulgarenreich völlig unterworfen und somit von dieser Seite her jede Gefahr für die Hauptstadt fürs erste beseitigt war. Als aber mit dem Niedergang des griechischen Reiches gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Bulgaren im Bunde mit den Walachen sich befreiten und ein zweites Reich, das nach seiner Hauptstadt so genannte Reich von Tirnowo, gründeten (1186), nahmen sie auch gleich wieder das alte Leitmotiv ihrer Politik auf, Thrazien mit Konstantinopel zu erobern; wieder nahmen sie Adrianopel, aber wieder kam ihr Eroberungszug vor der nun lateinischen Hauptstadt zum Stillstand. Als dann die Griechen von Westen und Osten her zugleich in dem europäischen Reichsteile wieder festen Fuß faßten, 1224 Adrianopel, 1261 Konstantinopel eroberten, war die Hoffnung der Bulgaren auf die Gewinnung der byzantinischen Hauptstadt, die sie sogar indirekt für die Griechen mit hatten erobern helfen, abermals zuschanden geworden. Ein letzter Vorstoß endlich unter der Schischmanidendynastie von Widdin, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, trug ihnen zwar nochmals Thrazien bis zur Maritzalinie ein, er gelangte aber nicht einmal bis Adrianopel, und das ersehnte Ziel wurde auch jetzt nicht erreicht, der alte Ehrgeiz der bulgarischen Zaren, sich in der Sophienkirche die byzantinische Kaiserkrone aufzusetzen und damit ihre Bezeichnung als „Zar der Bulgaren und Griechen" erst wahrhaft zu rechtfertigen, blieb ungestillt, die byzantinischen Kaiser hatten die Genugtuung, ihren ältesten und gefährlichsten Nebenbuhler von ihrer Hauptstadt nicht weniger als fünfmal glücklich abgewehrt zu haben. Das wiegt um so schwerer, als dazwischen noch starke Angriffe der alten — varägischen und Kiewer — Russen sich ebenfalls auf die vielbegehrte Bosporusstadt richteten. Der erste dieser Angriffe unter Rurik (860) hatte wohl nur den Charakter eines Beutezuges, die folgenden aber, unter Oleg (907) und Igor (941 und 944), zeigen in ihrer schnellen Aufeinanderfolge schon einen deutlichen Zweck, nämlich den, Vorteile für den russischen Handel herauszuschlagen. Zwar kam es nur einmal (944) zu Kämpfen, und diese endeten mit dem Abzug der russischen Flotte, aber handelspolitisch gelang es den Russen doch, sich in Konstantinopel festzusetzen, nachdem die Byzantiner in ihren Kriegen mit Bulgarien sie zu Hilfe gerufen hatten. Mit diesen Vorteilen aber begnügten sie sich auch und machten in byzantinischer Zeit keine weiteren Versuche mehr, sich Konstantinopels zu bemächtigen.

Nicht viel aber hätte gefehlt, so wäre es nach dem letzten bulgarischen Eroberungsversuch noch zu einem serbischen Angriff auf die byzantinische Hauptstadt gekommen. Als nämlich Stefan Duschan 1346 sich nach der Begründung eines serbischen Großreiches auf der westlichen Balkanhalbinsel zum Zaren der Serben und Griechen hatte krönen lassen, stieg auch in ihm der alte Traum auf, die Kaiserstadt am Bosporus zu erobern, und er machte sich 1353 dorthin auf. In Thrazien aber, bei Demotika, traten ihm die Türken entgegen, die hier ihren ersten Sieg auf europäischem Boden errangen, und bald darauf ereilte ihn der Tod (1355).

So sollte keine der drei beteiligten Slawenmächte die politische Herrschaft über den Bosporus antreten, und Konstantinopel blieb griechisch, bis es — türkisch wurde. Die slawenfeindliche

Tradition aber hat auch der islamische Erbe von Byzanz übernommen und fortgeführt, und heute wieder sind Türken wie Griechen darin einig, daß eine russische Eroberung der „gottbehüteten“ Hauptstadt — wie die Byzantiner sie nannten — für beide ein Unglück wäre.

Bezeichnet also Konstantinopel schon im Mittelalter einen Punkt politischer Stabilität, so ist andererseits die Unruhe und Unsicherheit, die sich in der Gegenwart an den Namen Mazedonien knüpft, ebenfalls schon im Mittelalter hier heimisch gewesen. Die Lage der Landschaft im Herzen der Halbinsel hat zu verschiedenen Zeiten dieselben Schicksale nach sich gezogen, und kein Gebiet auf dem Balkan hat so oft seinen politischen Herrn gewechselt wie die Wiege der einstigen griechischen Weltmacht. Mazedoniens mittelalterliche Geschichte läßt sich in zwei große Phasen scheiden, eine, deren Inhalt der Kampf zwischen Byzanz und Bulgarien bildet, und eine zweite, in der zu den beiden Rivalen noch Serbien hinzutritt, womit die mazedonische Frage ihr heutiges Gesicht erhält.

Bulgariens Vorstöße nach Mazedonien liefen parallel mit denen auf Konstantinopel, ja die letzteren kann man als die Bestätigung dafür ansehen, daß die Bulgaren ihre Herrschaft in das Innere der Halbinsel getragen hatten und ihr jetzt nur noch gleichsam den offiziellen Stempel aufdrücken wollten. Bezeichnet doch der Besitz Mazedoniens die beiden Perioden höchster Machtfülle des alten Bulgarenreiches, erst um die Wende des 9. zum 10., dann, nach seiner Erneuerung, um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert. Das erste Mal war Mazedonien zwar nur das Kernland in dem kurzlebigen bulgarischen Großreiche, das der ehrgeizige Byzantinerzögling Symeon in Windeseile zusammengerafft hatte, das aber ebensoschnell wieder zerflog: Serbien, Albanien, Epirus, Thessalien, also die ganze westliche und ein Teil der südlichen Balkanhalbinsel, wurden damals von Mazedonien aus dem Reiche einverleibt, das Byzanz den Rang ablaufen wollte. Ein wirklicher Bestand des bulgarischen Reiches wurden diese Gebiete jedoch ebensowenig wie vier Jahrhunderte später ein solcher des serbischen Großreiches. Diese Eroberungen waren und blieben bloße Kraftproben jugendlicher Machtanwandlungen nach byzantinischem Muster, nur daß ihnen die Mittel fehlten, über die Byzanz verfügte und durch die es immer wieder die Oberhand über seine jüngeren Rivalen gewann: die überlegene militärische Taktik, die unübertreffliche Diplomatie und der gut organisierte und tadellos funktionierende Verwaltungsapparat. So gelang es Byzanz schon nach der Mitte des 10. und dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts, durch geschickt dirigierte Angriffe auf die Kerngebiete der bulgarischen Macht deren Großmachtstellung im Keime zu ersticken. Denn die drei Kaiser, denen die Vernichtung des ersten Bulgarenreiches glückte, Nikephoros Phokas, Johannes Tzimiskes und Basilios II., waren zugleich die größten Strategen, die das byzantinische Reich jemals hervorgebracht hat, und es wäre eine dankbare Aufgabe für einen mit der Topographie der Balkanhalbinsel gründlich vertrauten Kriegshistoriker, die furchtbaren, 50-jährigen Kämpfe jener drei Kaiser (von 963—1014) gegen die Bulgaren genau zu schildern. Ihre Aufgabe war darum so schwierig, weil sie nicht einem, sondern zwei bulgarischen Reichen galt; denn nach dem Verfall des symeonschen Großreiches bald nach dessen Tode schrumpfte dieses wieder zu dem heutigen Donaubulgarien zusammen, und

der ganze westliche Besitz bröckelte ab bis auf Mazedonien, wo ein mißvergnügter Großer, Schischman, ein neues selbständiges Reich ins Leben rief, das sog. westbulgarische Reich (963). Dieses Nebenreich war bestimmt, das alte Stammreich zu überdauern. Während dieses schon 976 vernichtet wurde, erlebte das mazedonische Westbulgarien unter seinem kraftvollen Zaren Samuel (976—1014) eine kurze Periode der Nachblüte. Es sollte von hier aus ein neues bulgarisches Großreich erstehen. Dieser Gefahr vorzubeugen, holte der gewaltige Kaiser Basilios II., der jetzt auf dem Thron von Byzanz saß (976—1025), zu wuchtigen Schlägen aus: bei den Thermopylen brachte er 996 dem neuen Nebenbuhler eine schwere Niederlage bei, worauf mehrere weitere folgten, bis es endlich den byzantinischen Strategen gelang, die Bulgaren aus den befestigten Plätzen des Rhodopegebirges über die Mesta in das schluchtenreiche Belasitzagebirge im südöstlichen Mazedonien zu drängen, also in das Gebiet, das jetzt wieder die Grenze zwischen Bulgarien und Griechenland bildet; hier kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in der fast das ganze bulgarische Heer vernichtet wurde (1014). Damit war Bulgariens Macht und Selbständigkeit auf $1^3/_4$ Jahrhunderte hinaus gebrochen, und Byzanz war wieder Herr der Halbinsel; Basilios lebt als der „Bulgarentöter" in der Geschichte fort.

Völlige Ruhe kehrte jedoch in Mazedonien auch jetzt nicht ein; neue bulgarische Prätendenten wiegelten die Bevölkerung auf, Bandenkämpfe wüteten wie jetzt, und eine große Armee bulgarischer Freischärler rückte bis vor Saloniki, wo sie ebenfalls geschlagen wurde (ca. 1040). Die berüchtigte mazedonische Frage war, wie man sieht, bereits im 11. Jahrhundert zu heller Glut entfacht, und es tobte dort ein langer, wütender Kleinkrieg, in den auch die — von den Bulgaren herbeigerufenen — Serben eingriffen, und dem erst nach hundert Jahren unter der kraftvollen Komnenendynastie ein Ende gemacht wurde (ca. 1150).

Mit deren Niedergang (seit 1180) aber — schon 1190 brachten die Bulgaren den Griechen bei Verria, 1194 bei Lüle Burgas (Arkadiupoli) eine schwere Niederlage bei — und vollends mit dem Sturz des alten Byzantinerreiches (1204) stieg dann das neue bulgarische Reich an der Stelle des alten abermals empor und verfolgte alsbald die gleichen Ziele, d.h. wie gegen Konstantinopel, so wandte es sich auch wieder gegen Mazedonien. Dieses gehörte damals, zu Anfang des 13. Jahrhunderts, zum lateinischen Königreich Thessalonich unter Bonifatius von Montferrat. Mit dessen frühem Tode dem Zerfall preisgegeben, wurde es eine Beute der Bulgaren, deren neuerlichen Expansionsbestrebungen dadurch der Weg geebnet wurde. Diesen stand jetzt nur das kürzlich (1204) neu errichtete sog. Despotat von Epirus im Wege, eine Art griechisches Pendant zu dem westbulgarischen Reiche Samuels; wie dieses sich von dem niedergehenden alten ostbulgarischen Reiche, so hatte jenes sich von dem von den Lateinern eroberten byzantinischen Stammreich abgespalten und damit einen neuen Kristallisationskern für das Griechentum geschaffen, mit anderen Worten: die lateinische, besser die venetianische Okkupation der ehemals byzantinischen Teile der Halbinsel — denn die sämtlichen Kleinfürsten, die sich in die Beute teilten, waren ja nur die Vasallen Venedigs — hatte es dahin gebracht, daß nach 25 Jahren bereits wieder einheimische Fürsten das Heft in der Hand hielten. Dem Zusammenwirken griechi-

scher Staats- und Kirchenpolitik war es gelungen, den schon bedenklich mit den Lateinern paktierenden Bulgarenfürsten (Johann Asên) diesen zu entfremden und ein griechisch-bulgarisches Schutzbündnis gegen die Lateiner zustande zu bringen. Dieses sollte jedoch, wie sich bald zeigte, nur der Durchführung eines neuen byzantinischen Imperialismus dienen; denn der ehrgeizige, aus dem byzantinischen Kaiserhause stammende Despot von Epirus strebte bald über die engen Grenzen seines neuen, Epirus und Südalbanien umfassenden Staates hinaus nach Mazedonien, ja bis nach Thrazien hinüber. Mit dem lawinenartigen Anwachsen dieses neubyzantinischen Staatsgebildes war die Balkanfrage, zunächst die mazedonische Frage, wieder neu aufgerollt; denn nun stießen der alte byzantinische und der alte bulgarische Imperialismus in zwei neu verjüngten Staatsgebilden aufeinander, deren Kreise sich in Mazedonien schneiden mußten. Bereits war es dem Epiroten gelungen, die Grenzen seines Reiches in der Zeit von 1222—1230 über Saloniki und Kawalla (Christupolis) bis nach Thrazien vorzuschieben, so daß es fast die ganze mittlere Balkanhalbinsel umfaßte, da erfolgte der bulgarische Gegenstoß. Die Schlacht bei Klokotnitza in Westthrazien 1230 lieferte den Bulgaren den Schlüssel zu Mazedonien aus, das sie nun zum dritten Male besetzten bis hin nach Verria und Serres. Sie drangen also damals einerseits bis in das heute wieder griechische, aber von den Bulgaren beanspruchte Südmazedonien vor, andererseits den Wardar hinauf bis nach Ueskūb, dem jetzt serbischen Skopje. Nur Saloniki, das einem mit den Bulgaren verschwägerten Bruder des Epiroten überlassen worden war, konnten sie nicht nehmen, und das wurde ihr Verhängnis. Denn Saloniki wurde nun, wie 1912 für das neue Griechenland, der Eckstein eines neuen Reiches; von hier aus gelang es den Griechen, sich wieder in Mazedonien festzusetzen (1224), indem sie erst die wichtige Vardarlinie, dann, 30 Jahre später, auch das Strumatal, die Hauptader des heute wieder bulgarischen Ostmazedoniens, eroberten. So war um die Mitte des 13. Jahrhunderts Mazedonien abermals griechisch geworden, und bald gelang es den Griechen, von Osten her Adrianopel den Bulgaren wieder abzunehmen (1224), nämlich von Kleinasien aus, wo das Kaisertum Nikaea die Schutzwacht für das Griechentum hielt und die griechische Diplomatie das Werk der Wiederherstellung krönte durch den meisterhaften Handstreich, der endlich auch Konstantinopel wieder den Griechen in die Hände spielte (1261).

Das wichtige Ergebnis dieser Wiederherstellung des griechischen Reiches war ein doppeltes: erstens war damit ein westöstlicher Längsriegel vom Adriatischen zum Ägäischen Meer und an dessen Küste entlang bis zum Bosporus geschoben, der das Slawentum der Halbinsel vom Meere abdrängte, und zweitens schob sich, etwa von der Mitte dieses Längsriegels, von Saloniki aus, im rechten Winkel dazu, ein südnördlicher Querriegel durch Mazedonien, und ihm fiel eine neue wichtige Aufgabe zu, die sich ergab aus dem Emporkommen einer dritten Konkurrenzmacht auf dem Balkan, der serbischen; diese Aufgabe bestand vornehmlich darin, die mit dem Anwachsen dieser neuen Macht gegebene Gefahr eines serbisch-bulgarischen Zusammenschlusses und damit die einer drohenden Erdrückung des Griechentums durch das Slawentum abzuwenden.

II.

Mit dem Aufkommen dieser serbischen Macht tritt die Balkanfrage und ihr Zentralproblem, das mazedonische, in ein völlig neues Stadium. Denn statt der bisherigen zwei stehen sich nun drei Rivalen in dem Kampf um die Vormacht gegenüber, und damit komplizierte sich das Balkanproblem zu seiner heutigen Gestalt.

Zunächst einige Worte über den Ausgangspunkt und die Entwicklung des mittelalterlichen serbischen Staates und die Richtungslinien seiner Politik, soweit es das Verständnis unseres Themas erfordert.

Im Gegensatz zu der schnell errungenen staatlichen Einheit Bulgariens zeigen die Anfänge Serbiens eine starke politische Zerrissenheit, die erst im 12. Jahrhundert überwunden wurde. Das erklärt auch das späte Eingreifen der Serben in die Balkankämpfe. Lage und Beschaffenheit des Landes brachten eine Dreiteilung des Gebietes mit sich; die westlichen serbischen Gebiete, das sog. Kroatien, lösten sich schon früh konfessionell und politisch von den Volksgrenzen ab, die Mittel- und Kerngebiete, Montenegro, die Herzegowina und Bosnien, zerfielen in eine Reihe kantonartig voneinander getrennter, von selbständigen Teilfürsten regierter kleiner Staaten, die östlichen endlich, das sog. Raszien (den späteren Sandschak Novibazar) und das Königreich Serbien unserer Tage umfassend, waren etwa drei Jahrhunderte lang ein Spielball zwischen dem byzantinischen und dem bulgarischen Reich. Für die mazedonische Frage kommt nur das östliche Gebiet in Betracht. Denn bald verschob sich der Schwerpunkt immer mehr in das Gebiet von Raszien, das, von kraftvollen Fürsten regiert, im 12. Jahrhundert die Wiege der serbischen Macht wurde, während die eigentlichen serbischen Kernländer, Montenegro, die Herzegowina und Bosnien, sowie Kroatien seit dem 11. Jahrhundert eine staatliche Sonderentwicklung nahmen. Serbien hatte also bereits einen großen Teil seiner Volkskraft abgegeben, als es sich anschickte, in die Geschichte der mittleren Balkanhalbinsel einzugreifen, und nur ein relativ kleiner Teil war es, der diese imperialistische Entwicklung nahm. Mittel- und Ausgangspunkt des serbischen Imperialismus wird nun das sog. Altserbien mit dem nachmals als Grab der kurzen serbischen Größe berühmt gewordenen Amselfeld, also etwa das Gebiet zwischen Mitrovitza und Ueskūb (Skopje). Wie die Serben dieses Gebiet im Balkankriege der Türkei abgewannen, so hatten sie es schon einmal in schweren, langwierigen und wechselvollen Kämpfen den Byzantinern abgerungen; denn im 11. Jahrhundert gehörte dieses ganze Gebiet noch zu Byzanz. Dieses serbisch-byzantinische Grenzgebiet war seit Beginn der Kreuzzüge — die Kreuzfahrer zogen ja die alte Heerstraße durch das Morawa- und Nischawatal, wo jetzt die Bahn Belgrad—Sofia—Konstantinopel läuft — ein Schauplatz beständiger Aufstände gegen die byzantinische Regierung, offenbar durch starken Steuerdruck hervorgerufen. Im Verlauf dieser Aufstände, die wie in der türkischen Zeit die Form von Kleinkriegen annahmen, gelang es dem vereinigten Vorgehen der serbischen Stammesfürsten, die griechische Reichsgrenze bis Novibazar und Nisch zurückzuschieben (etwa um 1140), und nur durch geschickte Benutzung innerer Fehde und Gewährung von territorialen Zugeständnissen konnte der byzantinische Kaiser die Aufständischen in Schach halten. Inzwischen waren die

ersten schwachen Umrisse eines einheitlichen serbischen Staates immer deutlicher hervorgetreten, als seit 1122 die Usurpatorendynastie der Nemanjiden der herrschenden Klanwirtschaft ein Ende machte. Die Jahre 1180 und 1280 bezeichnen dann zwei weitere wichtige Etappen auf dem Wege zu Serbiens Konsolidierung: 1180 erfolgte, durch den Verfall von Byzanz begünstigt, ein kräftiger Offensivstoß nach Osten, Belgrad, Nisch und Sofia — damals alle byzantinisch — wurden von den Serben genommen, deren Position dann eine weitere Festigung erfuhr durch die Begründung des zweiten bulgarischen Reiches (1186). Dieser so geschaffene und geschützte neue serbische Staat hatte sich inzwischen auch südlich über das Amselfeld hinaus bis gegen Ueskūb hin erweitert und war zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als Widerhall des Falles von Byzanz, sogar zum Königreich emporgestiegen. Die mit 1280 beginnende zweite Etappe bezeichnet die Ausdehnung der serbischen Macht über Mazedonien und damit die Begründung von Serbiens Großmachtstellung auf dem Balkan. Ueskūb, der Schlüssel zum Vardartale, wird 1282 die Residenz der serbischen Zaren, die nun die Südgrenze ihres neuen Großreiches bis zu einer Linie vorgeschoben hatten, die man von Strumitza im Osten bis über Ochrida im Westen hinausziehen kann.

Wäre Serbien auf diesem Punkte seiner südlichen Expansion stehen geblieben, den es in zweimaligem Eroberungsdrange erreicht hatte, so hätte die vortürkische Staatenverteilung der Halbinsel etwa das Bild ergeben, das sie heute wieder darstellt, d. h. Serbien hätte den ganzen westlichen, Bulgarien den östlichen Teil des Rumpfes eingenommen, während Griechenland von Süden her in beide Gebiete hineingriffe. So hätte es auch den ethnographischen Verhältnissen ungefähr entsprochen. Es scheint jedoch, daß das Prinzip der Kraftüberspannung, das mit dem Imperialismus fest verwachsen ist und das schon von Byzanz auf Bulgarien übergegangen war, nun auch an Serbien sich vollziehen sollte: wie Byzanz im 6. und 10., Bulgarien im 9./10. Jahrhundert fast die ganze Halbinsel umspannte, so war auch Serbien im 14. Jahrhundert nahe daran, dieses Ziel zu erreichen; unter Stefan Duschan (1331—1355) fielen die beiden früher bezeichneten griechischen Querriegel, die den Zugang zum Ionischen und Ägäischen Meere versperrten, und die serbische Flut ergoß sich einerseits über Albanien und Epirus (1341) nebst Westgriechenland, Südmazedonien mit der Chalzidize bis östlich dicht an Kawalla heran — das aber selbst griechisch blieb — und über Thessalien (1345); andererseits hatte sich Serbien ostwärts auch über bulgarisches Gebiet ausgebreitet, indem es durch die Schlacht bei Köstendil (1330) das ganze, jetzt bulgarische Strumatal gewann. So war Serbien jetzt etwa um die Hälfte größer als das damalige bulgarische und griechische Reich zusammen, die auf den östlichen Rumpf der Halbinsel beschränkt waren. Dieses Großserbien bestand aber nur etwas über 40 Jahre, dann wurde es von den Türken in der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) vernichtet; es war also nicht nur die jüngste, sondern auch die kurzlebigste der alten, die byzantinische Tradition erneuernden christlichen Großstaatbildungen auf dem Balkan.

Standen im Streit um Konstantinopel die Bulgaren, in dem um Mazedonien die Bulgaren und Serben den Griechen gegenüber, so waren es in dem dritten Kampfgebiet, dem albanisch-adriatischen, in erster Linie die Ser-

ben, die hier mit den Griechen um die Hegemonie rangen, d. h. um den Besitz der strategisch wichtigen Küstenpunkte der Adria, vor allem um Durazzo und die Buchten von Cattaro. Zugleich ist der Kampf um dieses westliche Küstengebiet dadurch charakterisiert, daß hierbei zum erstenmal in den Balkanfragen westliche Staaten eingreifen und den einheimischen Rivalen das Feld streitig machen.

Der Entwicklungsgang ist hier etwa der: die an dieser Küste bis nach Dalmatien hin das ganze Mittelalter hindurch gebietende Vormacht ist Byzanz. An dessen Seeherrschaft rütteln vom Binnenlande her zunächst (vom 10.—11. Jahrhundert) die Bulgaren, dann (seit dem 13. Jahrhundert) die Serben. Die in jahrhundertelangen Kämpfen ermüdeten Gegner müssen schließlich die Vorherrschaft zur See an Venedig abtreten.

Die Beherrschung Albaniens war nur von der See aus und daher auch nur für eine Seemacht möglich. Die Hauptstützpunkte dieser Seemacht waren von jeher die Insel Korfu im Süden, das Gebiet von Durazzo in der Mitte und das Gebiet von Cattaro im Norden. Um diese drei Punkte, besonders um die beiden letzten, entbrannte denn auch früh der Kampf. Zunächst waren es die schon im 10. Jahrhundert nach dem Besitz der Adriaküste strebenden Slawen, die die byzantinische Seeherrschaft beseitigen wollten. Das stark befestigte Durazzo, damals noch Dyrrhachium, der Mittelpunkt der byzantinischen Oberhoheit, und die ebenfalls stark befestigten Eingänge der Buchten von Cattaro, die noch heute in Ortsnamen und Bauwerken viele byzantinische Spuren aufweisen, waren bereits im Jahre 989 und 1002 das Ziel eines großen Bulgareneinfalls unter dem Zaren Samuel, der von seinem westmazedonischen Reiche bis hierher vordrang. Mit dem Sturz des bulgarischen Reiches 1014 war die von hier drohende Gefahr beseitigt, aber bald tauchte eine neue und größere von Serbien her auf. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts bildete Montenegro (damals Duclia genannt), nebst dem Gebiet von Skutari und Cattaro ein unter byzantinischer Hoheit stehendes Königreich, das sich seit der Mitte des 11. Jahrhunderts immer mehr selbständig machte und schließlich in das serbische Königreich der Nemanjas aufging. Nach Stefan Duschans Tode (1355) mehrere Jahre lang ein Spielball zwischen Serben, Ungarn und Venezianern, fiel es 1382 an das Königreich Bosnien, unter dem es bis 1440 verblieb. Mit dem Verlust von Cattaro mußte sich auch die byzantinische Herrschaft in Nordalbanien lockern, und wir sehen diese hier zum erstenmal an einen slawischen Staat übergehen, der damit zugleich den strategisch wichtigsten Punkt der Adria an sich reißt, bis Cattaro schließlich (1687) eine Beute Venedigs wird, das sie bis zu seinem Ende (1797) krampfhaft festhält.

Glücklicher war Byzanz in der Behauptung des Mittelgebietes mit Dyrrhachium. Als Ausgangspunkt der alten, über Saloniki nach Konstantinopel führenden Heer- und Handelsstraße, der berühmten Via Egnatia, mußte es besonders heiß umstritten sein. Der Stein kam hier ins Rollen, als die Normannen seit der Mitte des 11. Jahrhunderts die wichtige Festung von Korfu her, das sie 1057 erobert hatten, zu beunruhigen begannen. Es ist das erste Eingreifen einer westlichen Macht in die Balkanfrage, das wir hier beobachten. Zweimal geht Dyrrhachium an die Normannen verloren, zuerst 1081, dann 1184. Das erstemal fiel es nach vier Jahren, das zweitemal schon nach einem Jahr wieder an Byzanz, für das es eine Le-

bensfrage war, solange der slawische Keil noch nicht den Osten des Reiches von dem Westen trennte. Das geschah aber, wie wir sahen, mit der Neubegründung des Bulgarenreiches (1186); seitdem hat auch Dyrrhachium seine Rolle für den westöstlichen Weltverkehr ausgespielt, seine Bedeutung als Steigbügel Albaniens aber behielt es, wie sich alsbald zeigte; denn nun beginnt (seit dem 13. Jahrhundert) eine serbische Invasion von Norden, von Montenegro, eine griechische von Süden, von Epirus, und eine neue westliche, die der Anjous, von Neapel her, die sich alle über Albanien und seine Küste ausbreiten und es unter verschiedene Staaten aufteilen: die ganze Südhälfte Albaniens mit Durazzo als Hauptstadt fiel an den mächtigen griechischen Despoten von Epirus, der sich durch kluges Paktieren mit Normannen und Serben gegen die aufstrebende Macht der Paläologen geschickt zu behaupten wußte, bis 1272 Dyrrhachium durch Karl von Anjou erobert wurde, der sich schon einige Jahre vorher zum Herrn von Korfu und Valona gemacht hatte. Südalbanien war nun ein neapolitanisches Königreich mit Dyrrhachium als Mittelpunkt, ging aber, durch innere Kämpfe mit den albanischen Häuptlingen erschüttert, schon nach acht Jahren (1280) wieder an Byzanz verloren, das damit abermals Durazzo und Valona an sich gebracht hatte. Eine weitere Verwicklung der albanischen Frage ergab sich aus der inzwischen (um 1290) erfolgten Eroberung Durazzos durch die Serben, deren Festsetzung die Griechen vergebens zu verhindern suchten, bis über beide nochmals die Anjous triumphierten, denen sich die vielumstrittene Stadt 1305 ergab. Nun verbanden sich die Griechen, die noch immer Südalbanien mit Valona behaupteten, mit den Serben gegen die Anjous. Dem Serbenfürsten, der der stärkere war und der sich seit 1319 als König von Albanien und der Meeresküste bezeichnete, gelang es noch einmal, Durazzo den Anjous zu entreißen, er mußte es ihnen jedoch schon nach zwei Jahren (1322) wieder überlassen. Durazzo war jetzt der einzige ruhende Pol in den sich immer mehr verwirrenden Kämpfen um Albanien; denn diese trieben unvermeidlich einer Aufteilung des Landes unter Griechen und Serben entgegen, wobei letztere schon die Oberhand zu gewinnen drohten (sie waren 1340 bis nach Jannina in Epirus vorgedrungen), als die Geschicke Albaniens von innen heraus eine neue Wendung nahmen. Die albanischen Stämme, die bisher immer die bequeme Politik befolgt hatten, sich auf die Seite des stärkeren der jeweiligen Beherrscher ihres Landes zu stellen, waren jetzt zum Teil wenigstens so weit erstarkt, daß einige ihrer vornehmsten Geschlechter die Führerschaft an sich reißen und gegen die im Grunde verhaßten fremden Herrscher sich erheben konnten. Von den nun sich bildenden Stammesdynastien erlangten zwei, die Topia in dem mittleren und die Balodea in dem nördlichen Gebiet, das Übergewicht, und als das Oberhaupt der ersteren, Karl Topia, 1368 den Anjous Durazzo entriß, war der erste Anlauf zu einem selbständigen Albanien gemacht. Die alte Stammeszwietracht verdarb jedoch wieder alles, Durazzo wurde wieder der Zankapfel der beiden Stämme, Topia erkannte, daß er sich ohne fremde Hilfe nicht halten könne, und diese Hilfe fand er nur bei den beiden Mächten, die schon das Schicksal der Halbinsel in der Hand hielten, bei den Türken und bei Venedig. Damit war aber auch die erste kurze Periode von Albaniens Selbständigkeit vorüber, Venedig, das schon gut vorge-

arbeitet hatte, legte, wie einst die Normannen, von Korfu aus seine begehrliche Hand auf Durazzo (1392). Wieder hatte eine westliche Macht den Schlüssel Albaniens in der Hand, wenn auch nur für ein Menschenalter; denn 1425 wurde es türkisch. Das nochmalige kurze Aufleben einer Selbständigkeit in dem großalbanischen Staate des Georg Kastriota, bekannter unter dem Namen Skenderbeg, (1443—67), der ganz Albanien nebst Epirus umfaßte, war wieder nur eine Episode, ein letzter Nachklang der alten durch das Despotat von Epirus vermittelten byzantinischen Großmachtidee auf albanischem Boden, die damit ihren Siegeslauf über die Halbinsel vollendet hatte. Ihre Kraft war immer geringer, die Kreise, die sie gezogen, immer kleiner geworden, je größer die Zahl der Völker wurde, die an dieser Idee teilnahmen, und je schwieriger es daher wurde, sie innerhalb des ihnen gelassenen Spielraums zu verwirklichen.

III.

Aber die Idee des römisch-griechischen Universalreiches an sich war damit auf dem Balkan noch nicht zu Grabe getragen; unter der Herrschaft des Islam lebte sie noch einmal auf: die Geschichte des alttürkischen Reiches ist ja nur das genaue Widerspiel der Geschichte von Byzanz. Stück für Stück sind die von der Türkei verschlungenen christlichen Staaten wieder aus ihrem Schoße neu erstanden, wie einst Bulgarien und Serbien aus dem des byzantinischen Weltreiches, nur um einen vermehrt, nämlich um den in seine nationalen Grenzen zurückverwiesenen Teil des byzantinischen Reiches, den das Königreich Griechenland bildet. Und als nun diese drei jungen Staaten wieder aus eigener Kraft zu ihrer früheren Größe heran- und in ihre alten Grenzen hineingewachsen waren, da zeigte sich's, daß sie auch ihren alten Traditionen noch nicht untreu geworden waren. Wohl haben sie das alte Ideal des Universalismus vertauscht mit dem des Nationalismus, aber dieser neue Nationalismus kommt wiederum an denselben drei Punkten in Konflikt mit dem alten Universalismus, an denen schon vor sechs Jahrhunderten die Entwicklung der alten Balkanstaaten zu vollen Nationalstaaten gescheitert war, nämlich in Konstantinopel, Mazedonien und Albanien.

Denn nicht etwa das ethnisch-nationale Moment allein ist für die Richtung seiner Politik entscheidend gewesen, wenn das neue Bulgarien, wie das alte, immer weiter nach Südosten vorzustoßen sucht, wenn es, wie im letzten Balkankriege, um jeden Preis Konstantinopel erringen wollte; denn wer die ethnographischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel kennt, weiß, daß östlich der Linie Midia—Aenos, von ganz kleinen Enklaven abgesehen, überhaupt kein bulgarisches mehr, sondern nur noch griechisches und türkisches Volkselement zu finden ist. Es hat also hier eine lediglich latente imperialistische Tendenz gewirkt. Und dasselbe gilt von Griechenlands Gravitieren nach Osten: größere, in sich geschlossene griechische Volksgebiete bilden hier nur die Chalzidize und dann erst wieder die südliche Hälfte der thrazischen Halbinsel zwischen der unteren Maritza und den Dardanellen (nebst der Halbinsel Gallipoli) bis Rodosto. Von dem dazwischenliegenden Stück (von Orfano bis Dedeagatsch) ist gerade der östliche, unumstritten griechische Abschnitt (von der Mündung der Mesta bis Dedeagatsch) an Bulgarien gefallen, während der westliche (zwischen Wardar und Mesta), nur zum kleineren Teile von Griechen,

zum größeren von Bulgaren (und Türken) bewohnte Abschnitt dennoch griechisch geworden ist. Der Grund liegt auf der Hand. Es ist erstens ein historischer: denn dieses ganze Küstengebiet bis tief ins Binnenland hinein war ja, wie wir sahen, bis Ende des 14. Jahrhunderts fester griechischer Besitz, und ein Teil des genannten Längsriegels am Ägäischen Meer. Und zweitens ist es ein aus den historischen Verhältnissen sich ergebender politisch-nationaler: Griechenland will über dieses ethnisch unsichere Gebiet hinweg eine Brücke zu schlagen suchen zu seinen bisher isolierten, ca. $^3/_4$ Million umfassenden Volksgenossen in Ost-Thrazien, die ihrerseits wieder die Brücke bilden für sein Hinübergreifen nach Kleinasien, zweifellos die Hauptvorbedingung für das Ziel der großgriechischen Politik, das Ägäische Meer wieder zu einem griechischen Meer zu machen; ein Ziel, zu dem der wichtigste Schritt bereits getan ist mit der Besetzung der großen kleinasiatischen Inseln Lesbos und Chios, die die ganze nördliche Hälfte der Westküste Kleinasiens beherrschen. Ob und wie es der griechischen Politik gelingen wird, ihre Expansionsbestrebungen durchzuführen, ist eine Frage, die uns hier nichts angeht; wir haben es nur zu tun mit den historischen Voraussetzungen und Möglichkeiten dieser Politik. Deren Aufgabe aber ist und muß zweifellos die sein, die verschiedenen im Altertum politisch getrennten, im griechisch-byzantinischen Mittelalter aber politisch vereinigten Gebietsteile griechischer Sprache wieder zu einem Staatsganzen zusammenzufassen, d. h. auf der festen und breiten Basis der südlichen Balkanhalbinsel ein Rechteck zu errichten, dessen beide Breitseiten einerseits Kreta, andererseits das mazedonisch-thrazische Küstengebiet bilden und dessen zweite Längsseite die kleinasiatische Westküste darstellt, also ein Staatsgebilde herzustellen, wie es zur Zeit der byzantinischen Machthöhe vom 10. bis 12. Jahrhundert schon einmal bestanden hat, nur daß damals der Rahmen des Reiches zu weit gespannt war, um dauernd zusammenzuhalten. Denn damals war Konstantinopel die Klammer, die das große, über die Balkanhalbinsel und Kleinasien sich erstreckende Reichsgebiet verband, heute und in Zukunft dagegen sind die drei Punkte Athen, Saloniki und Smyrna die Säulen, auf denen ein starkes griechisches Staatswesen ruhen muß. Daß als Konsequenz dieser westöstlichen griechischen Expansion schließlich auch einmal Konstantinopel ins Auge gefaßt werden wird, wird nicht zu bestreiten sein, ist aber nur insoweit eine Lebensfrage für das Griechentum, als es ein Interesse daran hat, daß diese Beherrscherin von drei Meeren nicht in den Besitz einer Macht gelangt, die den griechischen Durchgangshandel an sich reißen könnte — eine Gefahr, die nur von einer englischen Okkupation drohen würde.

Steht also auch der Kampf um Konstantinopel selbst noch im Hintergrunde der heutigen Balkankämpfe, so ist um so brennender die Frage, wie der Zugang dahin zu erkämpfen sei. Und diese Frage ist wiederum gleichbedeutend mit der weiteren Frage der Küstenherrschaft am Ägäischen Meere. Diese steht also zunächst im Vordergrunde. Im Mittelalter kämpften um diese Herrschaft Byzanz und Bulgarien, jetzt Griechenland und Bulgarien. Im Mittelalter wurde der schützende griechische Riegel vor der Küste der Ägäis erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts von den Bulgaren durchbrochen, jetzt haben Griechenland und Bulgarien einen neuen

Riegel davorgelegt: der griechische reicht über Saloniki und Kawalla bis zur Mesta, der bulgarische von hier bis zur Maritza. Bulgarien hat also dadurch, daß es sich ein Fenster zur Ägäis schlug, Griechenlands Expansion nach Osten einen neuen Riegel vorgeschoben und sucht ihn nach Westen zu verlängern, wie seine jetzt wieder geltend gemachten Ansprüche auf Kawalla beweisen. Umgekehrt ist Griechenlands Politik darauf gerichtet, Bulgarien von der Küste abzudrängen. Der griechisch-bulgarische Kampf um die mazedonisch-thrazische Küste wird also voraussichtlich den Gegenstand der Ereignisse in der nächsten Zukunft bilden.[1]) Ihr Ausgang wird die seit dem Mittelalter schwebende und durch die türkische Eroberung bisher abgebrochene Frage lösen, ob das Griechentum oder das Slawentum an der Nordküste der Ägäis herrschen soll. Es ist begreiflich, daß Griechenland alles daransetzen wird, sein altes Prestige, das es bis ins 12. Jahrhundert behauptet und im 13. wiederhergestellt hat, auch jetzt wiederzuerringen.

Anders steht es um den nord-südlichen Querriegel durch Mazedonien. Hier, wo es sich nicht um ein maritimes, sondern um ein binnenländisches Problem handelt, hat das neue Griechenland als eine wesentlich maritime Macht seine alten Ansprüche nicht aufrechterhalten können. Zwar hat es im zweiten Balkankriege die alte byzantinische Politik, durch das Strumatal aufwärts zu dringen und damit den früheren Riegel zwischen Serben und Bulgaren zu schieben, unverkennbar wieder aufgenommen, sie aber bald wieder aufgeben müssen, weil die notwendige ethnische Stütze versagte. Es konnte aber um so eher hierauf verzichten, als wiederum sowohl die mittelalterliche wie die moderne Geschichte der Balkanslawen gelehrt hat, daß die Gefahr einer serbisch-bulgarischen Verbrüderung nicht leicht zu befürchten ist. Wie vielmehr im Mittelalter Serben und Bulgaren sich nur dann, gleichsam widerwillig, zusammenschlossen, wenn Byzanz übermächtig zu werden drohte, im übrigen aber sich leidenschaftlich bekämpften, genau so auch in der Neuzeit: im 18. Jahrhundert, wo, von der türkischen Regierung begünstigt, die Balkanslawen sich noch als eine kompakte Masse fühlten gegenüber den herrschsüchtigen Übergriffen der griechischen Kirche, besonders seit der Aufhebung des bulgarischen Patriarchates von Ochrida (1767), des letzten geistlichen Ausläufers des alten westbulgarischen Reiches, hören wir nur von Kämpfen zwischen Griechen und Slawen; seitdem aber hundert Jahre später (1870) das bulgarische Exarchat errichtet wurde und damit eine scharfe bulgarische Propaganda in Mazedonien einsetzt, erwachte auch gleich wieder die alte Rivalität zwischen Bulgaren und Serben, die dann, nach der Begründung des Fürstentums Bulgarien (1879), immer mehr zu einem wütenden — offenen oder versteckten — Vernichtungskampfe zwischen den beiden Nationalitäten führte und den Kampf gegen den griechischen und türkischen Erbfeind zeitweilig ganz in den Hintergrund drängte. Das Hauptmittel in diesem Vernichtungskrieg, soweit er nicht mit den Waffen geführt wurde, war die Gründung von Schulen, den Trägern einer nationalen Propaganda. In

1) Den springenden Punkt bildet hier die politische Auseinanderreißung der Stromgebiete der Struma und der Mesta; während der Ober- und Mittellauf beider Flüsse bulgarisch sind, ist ihr Unterlauf griechisch, sie sind also für Bulgarien vom Meere abgesperrt.

diesem nationalen Schulkampf entfaltete die größte Rührigkeit und erntete daher auch den größten Erfolg Bulgarien, das nicht nur den Serben, sondern auch den Griechen in Mazedonien den Boden abzugraben drohte. So setzte nach der bulgarischen auch eine starke griechische Schulpropaganda ein, die zunächst zwar beide gegeneinander, damit aber indirekt auch gegen das Serbentum arbeiteten. Dieses nahm in dem mazedonischen Nationalitätenkampf jedenfalls die ungünstigste Position ein. Nicht nur, daß es die geringste Zahl von Schulen aufzuweisen hatte, auch die von verschiedenen Seiten unternommenen statistischen Nachweise zeigen es bei weitem in der Minderzahl. Nach dem amtlichen Material der Londoner Botschafterkonferenz von 1912 zählte man nämlich in Mazedonien ca. 440 000 Bulgaren, 336 000 Griechen und nur 14 000 Serben. Selbst wenn die letzte Zahl zu niedrig sein sollte, so zeigt doch das starke Schwanken der Quellen gerade hinsichtlich der Zahl der Serben, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Und mit welchen Mitteln die serbische und die bulgarische Statistik selbst arbeiteten, dafür genügt die Tatsache, daß nach einer serbischen Statistik die Zahl der Serben in Mazedonien über $1^1/_2$ Millionen, die der Bulgaren dagegen nur 50 000 betragen soll, umgekehrt nach einer bulgarischen Statistik die Zahl der Bulgaren ca. $1^1/_5$ Millionen, während Serben in Mazedonien überhaupt nicht existieren sollen. Aus solchen Zahlen spricht stärker als aus allen Kämpfen der blinde Haß zwischen Bulgaren und Serben, der darnach noch stärker ist als der zwischen Slawen und Griechen; denn wenn auch die Griechen die Zahl ihrer Volksgenossen in Mazedonien auf 600 000, die Slawen die der Griechen aber nur auf 225 000 angeben, so sind doch die Griechen immerhin so gerecht, daß sie den Bulgaren 350 000, den Serben 250 000 zugestehen, sie also lange nicht so weit herabzudrücken suchen, wie die Slawen es untereinander tun. So viel lehrt jedenfalls auch diese im einzelnen freilich noch sehr fragwürdige Statistik, daß sich in Mazedonien in erster Linie Bulgaren und Serben gegenüberstehen, wie einst im Mittelalter, wo ihre politischen Grenzen in langer Linie zusammenstießen und Nordmazedonien einen stärkeren Streitpunkt beider Völker bildete als das griechische Südmazedonien. Mit der Wiederherstellung der früheren Grenzen durch den zweiten Balkankrieg mußte also auch der Streit mit Serbien wieder kräftiger aufleben, besonders nachdem dieses, ähnlich wie einst nach der Schlacht bei Köstendil (1330), seine Ostgrenze stark in bulgarisches Gebiet hinein vorgeschoben hatte, was Bulgarien jetzt wieder wettzumachen strebt. Die Grenzfrage zwischen Serbien und Bulgarien bildet also jetzt wieder wie im Mittelalter den Hauptgegenstand des innermazedonischen, wie die zwischen Bulgarien und Griechenland den des küstenmazedonischen Problems. Beide Probleme, die die alten Balkanvölker infolge der türkischen Eroberung fallen lassen mußten, drängen jetzt erneut zur Entscheidung.

Auch das dritte der alten ungelösten Balkanprobleme, das albanisch-adriatische, beginnt neuerdings, nach dem Scheitern des albanischen Experimentes, in schnelleren Fluß zu kommen. Wie im Mittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, behaupten hier auch jetzt wieder Griechen und Serben gegenüber den Italienern das Feld. Die Griechen haben sich beeilt, von Epirus aus immer weiter nach Norden vorzustoßen, und haben hier schon dreimal seit dem Balkankriege ihre Grenze erweitert; zuerst

gewannen sie mit der Einnahme von Janina im März 1913 das ganze griechische Epirus, das ihnen jedoch durch den Londoner Vertrag an der Küste nur bis zum Kap Stylos, im Binnenlande nur bis zum Sarandaporos zugesprochen wurde; dann vergrößerten sie im November 1914 dieses Gebiet um einen weiteren breiten Streifen, der am breitesten an der Küste war, wo es den nach Süden einspringenden albanischen Keil beseitigte und außerdem den Oberlauf der Flüsse Devol, Viossa und Dryn sowie den Unterlauf des Mat umfaßt, also schon weit in albanisches Gebiet eingreift; endlich sind sie jetzt im Begriff, den letzten, entscheidenden Schritt zu tun und mit der Einnahme von Valona sich den Zugang zur Adria zu erkämpfen, zu dem Valona den Schlüssel bildet. Wenn sie noch darüber hinaus bis an den Semeni vorzudringen beabsichtigen, so ist das zwar nicht in den heutigen ethnographischen, wohl aber in den historischen und kulturellen Verhältnissen begründet; denn ist dieses Gebiet auch schon rein albanisch, so sind die hier sitzenden Südalbanier, die sog. Tosken, seit den Zeiten des ebenfalls einst bis hierher reichenden epirotischen Despotats, also seit dem 13. Jahrhundert, so stark in die griechisch-byzantinische Sprach- und Kultursphäre hineingeraten, daß sie noch heute zweisprachig sind, dem orthodoxen Glauben angehören und sich der griechischen Schrift bedienen. Auch sind aus diesem toskischen Stamme vorzüglich die Helden hervorgegangen, die im griechischen Freiheitskampfe sich am meisten ausgezeichnet haben.

Wie im Süden von Albanien die Griechen, so haben im Norden die Montenegriner und Serben ihr Gebiet auf Kosten Albaniens erweitert. Mit der Besetzung Skutaris haben die Montenegriner nicht nur ihre damals zurückgewiesenen Ansprüche vom Balkankriege her befriedigt, sondern auch ihren alten, im Mittelalter schon einmal innegehabten Besitzstand wiederhergestellt; denn das Stück von Albanien zwischen der montenegrinischen Grenze und dem Drin war, wie wir wissen, seit dem Jahre 1000 jahrhundertelang im Besitz von Montenegro. Wenn endlich auch die Serben ihren so unerwarteten und anscheinend ganz unmotivierten Vorstoß auf Durazzo unternommen haben, so ist auch das wieder eine Fortsetzung ihrer im Mittelalter begonnenen und seitdem beharrlich festgehaltenen Politik, auch ihrerseits einen Ausgang nach der Adria zu gewinnen. Wie aber einst die begehrlichen Venetianer den Montenegrinern und Serben ihren albanischen Küstenbesitz nicht gönnten, vielmehr seit Beginn des 15. Jahrhunderts bestrebt waren, ihnen denselben abzujagen, so suchen jetzt wieder die Italiener, die Balkanpolitik ihrer Vorfahren zu erneuern und Albaniens Küste zu einem Stützpunkt ihres Dranges nach Osten zu machen. Man braucht nur die auch ins Deutsche übersetzten „Briefe über Albanien" des verstorbenen italienischen Ministerpräsidenten di San Giuliano zu lesen, um sofort zu erkennen, daß sie weiter nichts sind als das Resultat einer systematischen Rekognoszierungsreise, dazu bestimmt, Österreichs Stellung in Albanien zu erspähen, um dessen seit 1642 daselbst bestehenden Einfluß um so erfolgreicher bekämpfen zu können.

Im Grunde steht also auch das albanisch-adriatische Problem noch auf demselben Fleck, auf dem es seit der türkischen Eroberung stehengeblieben war, dieselben Völker wie damals sind an seiner Lösung beteiligt: Serben, Griechen und Italiener, und dieselben Punkte stehen wieder zur politischen Diskussion: Durazzo und das von Serben und Ita-

lienern sicher wieder ebenso heiß ersehnte wie schwer zu erreichende Cattaro.

Bei diesem aber wie bei den übrigen beiden Balkanproblemen ist es wie schon im Mittelalter immer wieder das weitere Problem, das im Hintergrunde steht: der Drang des Slawentums nach der Meeresküste, im Osten nach dem Marmarameere, im Süden nach dem Ägäischen, im Westen nach dem Adriatischen Meere. Und wieder wie im Mittelalter ist es dasselbe Volk, das dem Slawentum diesen Weg ans Meer nach allen drei Seiten zu versperren sucht, die Griechen. Ein wieder stark nach Nordosten wie nach Nordwesten ausgreifendes Griechenland ist also der sicherste Schutzwall gegen das wieder erneut nach Süden und Westen vorbrechende Balkanslawentum, zugleich aber auch gegen die drohenden Übergriffe Italiens nach der Balkanhalbinsel. Der Balkankrieg hat Griechenland diesem seinem alten Kulturziele ein gutes Stück näher gebracht, und die nächste Zukunft wird es ihm voraussichtlich noch näherbringen. Denn der wahre status quo auf der Balkanhalbinsel — das haben die Ereignisse der letzten Jahre immer deutlicher gezeigt — ist nicht der, welchen die opportunistische Politik der europäischen Großmächte vorgeschrieben hatte, sondern der, welcher von der großen und unfehlbaren Lehrmeisterin Geschichte festgelegt ist. Dieser aber wird diktiert durch die neue Entfaltung der Kräfte, die mit der Beseitigung des türkischen Stauwehrs entfesselt sind, und die sich nun wieder in ihr altes, von einer mehr als tausendjährigen Geschichte gegrabenes, aber an vielen Stellen zerstörtes Strombett frei ergießen wollen.

Leipzig, August 1915.

Die Schuld der belgischen Regierung.

Eine Antwort an Professor Waxweiler.

Von Karl Hampe.

I.

Prof. Dr. Emil Waxweiler, Direktor des Solvay-Instituts an der Universität Brüssel und Mitglied der belgischen kgl. Akademie, hat im Anfang dieses Jahres unter dem Titel „Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?“ ein Buch herausgegeben, das in deutscher Übersetzung aus dem französischen Originaltext im Verlage des Art. Instituts Orell Füssli, Zürich (276 S., zum Preise von 2 M.) erschienen ist, und das weiterhin in englischer, russischer, italienischer und spanischer Sprache weiteste Verbreitung in der Welt finden soll. Die für diese Zeitschrift übernommene Pflicht der Anzeige setzt mich in einige Verlegenheit. Soll ich das Buch nehmen als das, was es zu sein vorgibt und auch nach der Ankündigung des Verlages sein soll, nach der es „ohne Leidenschaft und vom strikt wissenschaftlichen Standpunkte die wirklichen Tatsachen im Lichte des Rechts darstellt“? Oder hat es nicht vielmehr Anspruch darauf, daß ich es für das nehme, was es der Absicht und Ausführung nach tatsächlich ist: eine Tendenzschrift zugunsten der belgischen Regierung, von ihr selbst durch Material und Auskünfte gefördert, „der restlosen Verteidigung dieses Landes“, wie der Verfasser selbst im Vorwort sagt, gewidmet und auf Stimmungs-

mache in freundlichen, feindlichen und insbesondere neutralen Ländern berechnet? In ersterem Falle fände ich nur Gelegenheit zu Widerspruch und Tadel; in letzterem würde das unleugbare Geschick des Verfassers nicht ohne Anerkennung bleiben können.

Nun ist das Wesen des Buches als Tendenzschrift bereits klar genug herausgestellt durch ausführliche deutsche Gegenschriften. Ich nenne die sehr wirksame und sicher begründete Broschüre von Richard Grasshoff (Belgiens Schuld, Berlin 1915) und die als Sonderdruck aus der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers erschienenen, auf besonders reiche Belegstellen gestützten Ausführungen von Paul Schumann (Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?). Ist es da nicht eine Unbilligkeit, die Darlegungen Waxweilers noch länger als ernstliche Wahrheitsbemühungen zu betrachten? Nicht ob seine wissenschaftlichere Vergangenheit ihn zur Ermittlung des wirklich Geschehenen befähigte, ist jetzt die Frage, sondern ob sie der neuen Art seiner publizistischen Tätigkeit nicht etwa hindernd im Wege stand. Man darf da indessen beruhigt sein; im Gegenteil, sie diente ja dazu, seinen Behauptungen Relief zu geben, und die ganze scheinbar wissenschaftliche Einkleidung, die leidenschaftslose Ruhe, die nur „Tatsachen vorlegen" will, „jeder Verschleierung bar", „die die Stimme des Herzens oft unterdrückt" hat, und sich an den „maßvollen und unterscheidungsfähigen Geisteszustand" in der neutralen Schweiz wendet, auch das als Motto vergewaltigte Goethezitat: „Man muß die Wahrheit immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse", — war das alles nicht vortrefflich geeignet, die beabsichtigten Wirkungen zu steigern?

Auch die äußere Aufmachung des Buches (klare Einteilung, gefälliger Druck, Schlagwortregister usw.) ist für den Erfolg einer solchen Propagandaschrift nicht nebensächlich. Wir Deutsche könnten da noch manches lernen! Daß es trotz der Herstellung in der Schweiz offenbar nicht gelungen ist, für solche Schrift einen die deutsche Sprache wirklich beherrschenden Übersetzer zu gewinnen (ich notierte mir 37 teilweise sehr grobe Verstöße) ist für uns ein freundlicher Gedanke.

Eine rosenrote Schilderung der deutsch-belgischen Beziehungen vor dem Kriege eröffnet das Buch. Die Empfindung, daß sie besonders tief griffe, wird wohl auch der uneingeweihte Leser nicht haben, wenn er sieht, welches Gewicht hier auf Höflichkeitsphrasen in Bankettreden, bei Monarchenbesuchen usw. gelegt wird. Schwerlich auch wird er sich ganz überzeugen lassen von der vollständigen Gleichheit in den Gesinnungen der offiziellen Kreise Belgiens den beiden großen Nachbarvölkern gegenüber (S. 12) oder von den anschließenden Worten: „Das Vertrauen Belgiens zu jedem von ihnen war so groß, daß viele Politiker glaubten, daß das Land die Gefahr einer Invasion niemals zu befürchten habe." Aber Waxweiler versteht es immerhin so geschickt, die vergiftende Tätigkeit der französisch gesinnten Hetzpresse, die ganz einseitigen franzosenfreundlichen Neigungen, die die höheren Schulen, Theater, Vereine, Kongresse, Heer und Beamtentum pflegten, die wirtschaftspolitische Erbitterung gegen Deutschland und die offen ausgesprochenen wallonischen Anschlußgelüste an Frankreich unter den Tisch fallen zu lassen, daß er trotzdem für schlecht unterrichtete Leser einen recht wirksamen Auftakt gewinnt. „Sollte Deutschland wirklich alles, was

Belgien an treuherziger, wahrer Loyalität gegeben, mit kalter Heuchelei vergolten haben"? (S. 61), das ist die Frage, zu der er jene erfolgreich hinleitet.

II.

Da entsetzt denn um so jäher, wie ein Blitz aus heitrem Himmel, die Forderung des deutschen Ultimatums vom 2. August 1914, die das zweite Kapitel eröffnet.

Es ist das vielleicht der wirksamste Abschnitt des Buches, überschrieben „Sein oder nicht sein", eingerahmt vom deutschen Ultimatum und von Antwort und Hilferuf der belgischen Regierung, im einzelnen dramatisch ausgestaltet. Die Pflicht, welche die fortdauernde Neutralität dem belgischen Staate auferlegte, schrieb ihm die Antwort eindeutig vor. Dieser „Heldenmut der Rechtlichkeit", wie Paul Bourget ihn genannt hat, wird in seiner moralischen Wirkung freilich einigermaßen beeinträchtigt durch die zum gleichen Ziele führenden realpolitischen Erwägungen, die das vom Deutschen Reiche angebotene „Geschäft" als unvorteilhaft erscheinen ließen: wird nicht der belgische Boden bei Duldung des Durchmarsches erst recht Kriegsschauplatz werden (eine Sorge, die bei richtiger Einschätzung der deutschen Wehrmacht und Stoßkraft freilich belanglos gewesen wäre), und wer wird dann für die von den Feinden Deutschlands verübten Kriegsschäden aufkommen? Wird Deutschland auch wirklich siegen, würde man nicht auf die falsche Karte setzen? Wird es selbst als Sieger bei den verwickelten Friedensverhandlungen in der Lage sein, Besitzstand und Unabhängigkeit Belgiens zu verbürgen? Wird es das überhaupt noch wollen und sein Versprechen gegen eigne Begehrlichkeit halten? Und selbst wenn es das tut, wird nicht ein von der Gnade des siegreichen und übermächtigen Nachbarn abhängiges Belgien wirtschaftlich und politisch zu einem Vasallenstaate Deutschlands herabsinken?

Es sind das Erwägungen, die wohl geeignet sind, einen Einblick in die schwierige Lage der belgischen Regierung zumal bei dem Mißtrauen, von dem sie gegen unser Reich erfüllt war, zu eröffnen, eine Lage, die ihr eine Wahl selbst dann nicht leicht gemacht haben würde, wenn sie ihre Haltung für diesen Ernstfall nicht längst vorher festgelegt hätte. Davon sagt Waxweiler, der diese Tatsache weiter unten bestreitet, hier natürlich nichts. Auch die zahlreichen Meinungsverschiedenheiten in der Auslegung der belgischen Neutralität durch Staatsrechtler, Politiker und Militärs (vgl. etwa die neueren Ausführungen von A. Schulte und R. Frank), der Garanten selbst über ihre Verpflichtungen, ihr Geheimvertrag vom 14. Dez. 1831 mit dem preußischen Einmarsch- und Besatzungsrecht bei französischer Bedrohung, die 1887 geäußerte englische Geneigtheit, an einem deutschen Durchmarsch durch Belgien keinen Anstoß nehmen zu wollen (vgl. mein Buch Belgiens Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig 1915), das alles wird klug übergangen, da es nur dazu dienen könnte, die Haltung der belgischen Regierung weniger zweifelsfrei und selbstverständlich erscheinen zu lassen.

Besser wäre es dann wohl auch gewesen, die vielleicht von Waxweilers Gelehrtengewissen angeregte Andeutung auf S. 38: „Es geht nun nicht an zu behaupten, daß der Begriff der fortdauernden Neutralität juristisch heute schon klar festgelegt und umschrieben sei" wegzulassen, da sie doch den einen oder andern Leser in dem Glauben an die vorgetragene Auffassung irremachen

könnte. Ebenso möchte ich für eine etwaige Neuauflage raten, auf S. 56 die wenigen Worte, die er auf die Versicherung des Reichskanzlers, die Notlage Deutschlands habe den Durchmarsch durch Belgien gebieterisch gefordert, zu sagen weiß, lieber ganz zu streichen. „Was den Ausspruch ‚Not kennt kein Gebot' anbetrifft", heißt es da, „so fällt es nicht schwer, die Grundlosigkeit der drohenden Gefahr, die Deutschland vorschützte, zu beweisen. Man kann sich hierbei gewiß in spitzfindige juristische Kontroversen einlassen und gewagte Analogien zwischen Privat- und öffentlichem Rechte aufstellen, wie dies z. B. in verschiedenen Artikeln der ‚Kölnischen Zeitung' (Nr. 995 und 1019) geschehen ist, wo auf von Liszt, Rivier, von Ullmann verwiesen wird. Doch entspricht es der Sachlage besser, die Debatte auf ein ganz anderes Gebiet zu verlegen." Was? Die riesenhafteste Notlage der gesamten Weltgeschichte, wie jeder nur halbwegs Urteilsfähige einsieht, und da „fällt es nicht schwer, die Grundlosigkeit der drohenden Gefahr, die Deutschland vorschützte, zu beweisen?" Und wenn man auf diesen Beweis gespannt ist, so „entspricht es der Sachlage besser, die Debatte auf ein ganz anderes Gebiet zu verlegen"? Nein, Herr Waxweiler, mit so magerem Speck fängt man wirklich keine Mäuse! Haben Sie weiter nichts vorzubringen, so tilgen Sie die Stelle doch so bald wie möglich. Sie ist nur geeignet, bei nachdenklicheren Lesern Gedankengänge anzuregen, die sie hineinführen in den schweren Pflichtenkonflikt der leitenden deutschen Männer, aus dem nur die brennende Sorge um das mit Vernichtung bedrohte Vaterland den von der Not gebotenen Ausweg zeigte. Solche Gedankengänge aber wären Ihren Zwecken nicht förderlich!

Im folgenden wird die heilige Not des Existenzkampfes nicht ungeschickt mit der bloßen Wahrnahme eines strategischen Vorteils vertauscht und aus der Tatsache, daß der deutsche Generalstab nach der ganzen Weltlage sich auch für den äußersten Notfall eines Angriffs auf drei Fronten vorsehen mußte, gefolgert, der Einfall in Belgien habe „so zweifellos zu den Grundlagen des Feldzugsplanes im Kriegsfalle" gehört, „daß der deutsche Staatssekretär in einem Gespräche mit dem englischen Botschafter am 31. Juli denn auch erklären konnte, man könne unmöglich von Deutschlands Verhalten in bezug auf die belgische Neutralität sprechen, ohne seine strategischen Absichten zu enthüllen (Blaubuch Nr. 122)". Daß dies letztere nicht ganz stimmt, war für Waxweilers Zwecke ohne erheblichen Belang, da wohl nur wenige Leser daraufhin das englische Blaubuch nachschlagen werden; es hätte aber nicht zwanzig Seiten weiter unten (S. 80) der richtige Wortlaut jenes Telegramms Goschens an Grey abgedruckt werden sollen, in dem es heißt: „Ich habe den Staatssekretär gesprochen, der mir mitteilt, er könne erst antworten, wenn er den Kaiser und den Kanzler konsultiert habe. Ich bekam den Eindruck, daß seiner Ansicht nach irgendwelche Antwort ihrerseits einen Teil ihres Kriegsplanes enthüllen würde, und daß ihm deshalb die Möglichkeit einer Antwort überhaupt zweifelhaft erschiene." Aus dem bloßen Eindruck des Gesandten ist also oben eine Erklärung des Staatssekretärs geworden, was der aufmerksame Leser doch leicht herausfindet.

Des Staatssekretärs von Jagow letzte Unterredung mit dem belgischen Gesandten Baron Beyens am 3. August 1914 steht übrigens, auf Grund einer inhalt-

lichen Mitteilung des Gesandten, in voller Wiederherstellung als Zwiegespräch im Mittelpunkt dieses Kapitels. Es ist seitdem auch im zweiten Teile des belgischen Graubuchs Nr. 25 in kürzerer, unmittelbarer aufgezeichneter Fassung, und Nr. 51 in ausführlicherer erst vom 21. September stammender Aufzeichnung, die aber im einzelnen wieder von Waxweilers dramatischer Ausgestaltung abweicht, veröffentlicht worden. Daß eine solche Aufzeichnung aus der Erinnerung jenes Gespräch niemals wörtlich wiederherstellen konnte, daß kleine Irrtümer und Färbungen dabei unvermeidlich waren, versteht sich von selbst. Eine erheblichere Einzelheit, die auch Waxweiler bringt, ist bereits von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als irrig erklärt. Auf das Drängen des Gesandten, er müsse doch zugestehen, die Antwort der belgischen Regierung auf das deutsche Ultimatum habe nicht anders als ablehnend lauten können, sollte Herr von Jagow geantwortet haben „Ich gestehe dies als Privatmann, aber als Staatssekretär habe ich keine Meinung auszudrücken." In Wirklichkeit bestritt er nur die voraufgehende Behauptung des Gesandten, daß für den Staat dasselbe gelte, wie für das Individuum, was dieser offenbar mißverstand oder in der Erinnerung vertauschte. So wird man auch sonst nicht jedes Wort auf die Goldwage legen dürfen, und auf die meisten Abweichungen der drei Fassungen kommt es gerade nicht besonders an. Auffällig ist nur, daß Baron Beyens eine wichtige Äußerung des Staatssekretärs, die er im Graubuch beide Male überliefert, gerade an Waxweiler nicht mitgeteilt haben sollte, die Worte nämlich, durch die der Einmarsch in Belgien begründet wird: „daß Frankreich sich anschickte in Belgien einzurücken, daß man ihm habe zuvorkommen müssen, und daß im Hinblick auf Rußland höchste Eile nötig war". Diese Auslassung ist den Zwecken Waxweilers jedenfalls zugute gekommen.

Nach Mitteilung der ablehnenden Antwort Belgiens und der deutschen Grenzüberschreitung schildert der Verfasser, wie der Ministerrat in Brüssel nun zu prüfen hatte, „ob es an der Zeit sei, an die Intervention der Gewährsmächte zu appellieren, oder doch wenigstens der drei Mächte England, Frankreich und Rußland, deren Beistand auf Grund der diplomatischen Lage Europas zu erwarten" war (logisch hätte doch auch Österreich angegangen werden müssen!). „Mit einer Uneigennützigkeit," fährt er fort, „welche jedermann mit nicht vorgefaßten Meinungen zugestehen muß, entschied man, ohne für die Zukunft irgendwelche Pfände (!) zu fordern, zu binden, einfach für eine bejahende Antwort." Da ich hier ebensowenig die Uneigennützigkeit, wie die grammatische Konstruktion des Satzes verstehe, so wird beides wohl auf einer vorgefaßten Meinung beruhen.

III.

Von nun ab verfolgt der Verfasser „den Verlauf der so unvermutet sich entsponnenen (!) Handlung auf einem anderen Schauplatze" und betrachtet im dritten Kapitel die Haltung Europas zur belgischen Neutralität. Natürlich hütet er sich da wohl, sich in die Geschichte des letzten Jahrzehnts zu vertiefen, etwa das Kräftespiel der großen Mächte, Frankreichs neu erwachenden Revanchedurst, Englands zielbewußte Einkreisungspolitik zu schildern, sein Heraustreten aus der neutralen Isolierung, das dann auch Belgiens Neutralität unterhöhlte. Alles das war nicht leicht darzustellen, ohne ungünstige Eindrücke zu erwecken. Darum legt sich Waxweiler

da die äußerste Zurückhaltung auf. „Ich muß es mir versagen, hier über die europäische Politik dieser oder jener Großmacht irgendein Urteil zu äußern" (S. 109). „Ich will es indes unterlassen, mich hier mit der Analyse der englischen Politik zu beschäftigen" (S. 84) usw. Man kann sich denken, mit welcher Sorge er neuerdings die Veröffentlichung der belgischen Gesandtschaftsberichte aus Berlin, London und Paris verfolgt haben wird; denn wer einmal die einstimmigen Verdammungsurteile dieser gewiß unvoreingenommenen und bestunterrichteten Männer über die mit Heuchelei verbrämte Einkreisungspolitik Englands und ihre vielfältige, oft geradezu erstaunte Anerkennung der friedfertigen Langmut Deutschlands in die Hand bekommen hat, der ist für Waxweilers auf die ehrliche Friedensliebe Sir Edward Greys und Deutschlands ruhestörende Feindseligkeit gegründeten Ausführungen nicht mehr zu haben.

Diese nehmen ihren Ausgangspunkt von dem angeblich gleichen diplomatimatischen Verhalten Englands 1870 und 1914 zum Schutze der belgischen Neutralität. Weshalb denn England, wenn es selbst wirklich noch die neutrale Haltung von 1870 bewahrte, nicht wie damals Deutschland und Frankreich ein Kriegsbündnis anbot, das gegen den Verletzer der belgischen Neutralität mit der sie beobachtenden Macht zu schließen gewesen wäre, diese Frage wird natürlich nicht angeschnitten.

Die weitere Darstellung knüpft wesentlich an die Aktenstücke des englischen Blaubuchs und des belgischen Graubuchs an; freilich nicht, ohne manche kleine Verschiebungen, willkürliche Ausdeutungen und Gruppierungen mit ihnen vorzunehmen, und dadurch erstaunliche Ergebnisse zu erzielen. Den Höhepunkt dieser geschickten Machenschaften bildet der Aufbau einer großen Klimax, in der sich der „Feilschhandel" Deutschlands um Belgien vollzogen haben soll.

Die unterste Stufe bildet da die Unterredung des Reichskanzlers mit dem englischen Botschafter am 29. Juli. Der letztere ist es, der den Kanzler ausfragt: „Was wird aus den französischen Kolonien werden?" „Und in bezug auf Holland?" „Und Belgien?" Die Antwort lautet hier: „Von der Handlungsweise Frankreichs wird es abhängen, was für Schritte Deutschland in Belgien wird unternehmen müssen; aber nach dem Kriege wird Belgien seine vollständige Integrität bewahren, falls es nicht gegen Deutschland Partei genommen hat." Aus dieser zurückhaltenden Antwort, die alles von der „Handlungsweise Frankreichs" abhängen läßt, wird sofort (S. 76) das Eingeständnis Deutschlands, „daß das Schicksal des kleinen Staates, dessen Neutralität es garantiert hat, von militärischen Operationen abhänge", späterhin (S. 131) die Erklärung, „daß in einem Konflikt mit Frankreich Deutschland Belgiens Integrität nur wahren werde, wenn dieses, ohne Widerstand entgegenzusetzen, die deutschen Truppen durch sein Gebiet ziehen ließe", oder auch ein Vorschlag des Kanzlers (S. 96) gegebenenfalls zwar die Integrität, nicht aber die Unabhängigkeit Belgiens zu wahren (S. 98), ein Versuch, Belgien zu „verschachern" (S. 99), der übrigens hinterlistigerweise von Deutschland nicht einmal dem bedrohten Staate mitgeteilt wird, „um nicht die auf dem Vertrauen begründete Ruhe, in die es Belgien gewiegt hat, zu stören" (S. 76). Erst am 2. August erfolgt diese Mitteilung in Form des Ultimatums, das Belgien bei Duldung des deutschen Durchmarsches Integrität und Unabhängigkeit gewähr-

leistet, aber bei Widersetzlichkeit das Kriegsschicksal androht. Das ist nach Waxweiler die zweite Stufe des Feilschhandels. Die dritte wird erreicht in der am Morgen des 4. August vom Reichskanzler telegraphisch dem deutschen Botschafter in London übermittelten „Versicherung, daß selbst im Falle eines Waffenkonfliktes mit Belgien, Deutschland unter keinem Vorwande sich irgendeinen Teil belgischen Gebietes aneignen werde", und von dieser Stufe wird dann noch als eine vierte unterschieden die am gleichen Datum nachmittags im Reichstage abgegebene Erklärung des Kanzlers, daß diese Zusicherung erfolgt ist, nämlich „daß wir Belgiens territoriale Integrität und Unabhängigkeit respektieren werden, solange England neutral bleibt". Trotz des abgewandelten Ausdrucks gegenüber dem Telegramm vom Morgen handelt es sich natürlich um die gleiche Versicherung, aber es macht sich immerhin besser, die Klimax des Schachergeschäftes noch um eine Stufe zu bereichern! Tatsächlich enthielt auch diese Eröffnung an England nur insofern eine Steigerung des Angebotes, als in ihr die wirklichen ursprünglichen Absichten der deutschen Politik ausgesprochen wurden, was natürlich Belgien gegenüber nicht ratsam gewesen war, wenn man es von kriegerischem Widerstande zurückhalten wollte, da es ja sonst einen Freibrief für jede Widersetzlichkeit erhalten hätte. Nach dem Falle von Lüttich aber, am 9. August, als sich die Überlegenheit der deutschen Waffen bereits vernehmlich angekündigt hatte, hat die deutsche Regierung bekanntlich der belgischen noch einmal trotz des tatsächlich erfolgten Widerstandes eine goldene Brücke zur Verständigung gebaut, indem sie erklärte, daß ihr die Absicht einer Aneignung belgischen Gebietes durchaus fernliege und daß sie „zu jedem Abkommen mit Belgien" bereit sei, „das sich irgendwie mit Rücksicht auf ihren Konflikt mit Frankreich treffen" lasse. Das ist nun die fünfte Stufe, das „Höchstangebot" im „Feilschgeschäfte" (S. 98), in dem Deutschland dem kleinen Staate „seine Souveränität Stück für Stück entreißen wollte" (S. 102).

Und Waxweiler fährt nun unmittelbar fort: „Sieht man jetzt klar ein, was Deutschland getan hat? Nicht nur hat es unter Mißachtung der von ihm unterzeichneten Verträge die Neutralität Belgiens verletzt: es hat sogar sich gegen die Existenz Belgiens verschworen" (mit wem?); „mit kühler Überlegung hat es gegen das Leben dieser kleinen Nation ein Attentat vorbereitet. Denn der Durchmarsch durch ein unverletzbares Gebiet ist eine Sache, — einem unschuldigen Land aber seine Integrität und seine Unabhängigkeit rauben zu wollen, ist eine andere Sache!" Indem er auf Grund von ein paar wunderlichen Sätzen Maximilian Harden als Kronzeugen aufruft, von dem er freilich schon auf der nächsten Seite bekennen muß, daß dieser deutsche Eroberungsabsichten auf Belgien beim Einmarsch des Heeres gerade bestreitet, fährt Waxweiler fort: „Das ist es also, was in der geheimnisvollen Stille der diplomatischen Verhandlungen schamlos am 29. Juli England gegenüber anvertraut wurde! In seinem höchst raffinierten Eroberungstrieb schafft sich Deutschland die Gelegenheit zur Eroberung, indem es Belgien zum Widerstand zwingt." „Belgien sollte zur Verteidigung gezwungen werden, um es dann als Sühne dafür, daß es seine Pflicht getan hat, sich einzuverleiben. Ange-

sichts dieser Gewißheit tritt die bloße Verletzung der belgischen Neutralität in den Hintergrund, und die Verschwörung gegen Belgien kommt deutlich hervor" (durch Fettdruck gehoben!). Selbstverständlich bedroht sie zugleich auch die andern kleinen Nationen Europas, die „der Eroberung nur durch Unterwerfung entgehen werden" (S. 90). „Empfinden die besten Freunde Deutschlands", heißt es gegen den Schluß (S. 102), „ja die Deutschen selbst, die trotz den bangen Ereignissen der letzten Monate ein mäßiges Urteil bewahrt haben, nicht ein unbeschreibliches Unbehagen und, um es ganz zu sagen, nagende Reue?"

Ihr Geschick zur Verdrehung der Tatsachen in allen Ehren, Herr Waxweiler, aber sollten Sie hier im heiligen Übereifer nicht etwas zu weit gegangen sein? Klingt es überzeugend, dieses Märchen von der deutschen Verschwörung zur Vernichtung Belgiens gerade an die Note vom 9. August anzuschließen, durch die Belgien noch einmal die Hand gereicht wurde, um es, wenn es nur wollte, in völliger staatlicher Unversehrtheit aus dem Weltenbrande hervorgehen zu lassen? Ich fürchte, daß höchstens im feindlichen Auslande die Leser so verblendet sein werden, diesen krassen Widerspruch nicht zu bemerken, und Ihnen liegt doch mehr an den Neutralen! Überdies beschließen Sie den Abschnitt mit der bekannten letzten Unterredung zwischen dem Reichskanzler und dem englischen Botschafter Sir E. Goschen (dem Urenkel des berühmten deutschen Verlegers Göschen, dem das Schicksal diese wenig beneidenswerte Rolle zugewiesen hat) und bemerken sehr richtig (S. 106): „Welch einen Eindruck tragischer Größe hinterläßt diese Skizze! Wie aufrichtig stehen sich da zwei Persönlichkeiten gegenüber! Nichts ist vorbereitet, nichts ist gekünstelt in diesem Zusammentreffen zweier Männer, die vor der furchtbaren Verantwortlichkeit zittern, die sie übernehmen. Die verborgensten Beweggründe, die geheimsten Schwingungen ihrer Gedanken beherrschen sie allein in diesen Augenblicken." Und trotzdem, so wird sich doch mancher Leser fragen, ist nichts von jener ganzen Verschwörung, in der er doch leben und weben mußte, dem Reichskanzler auf die Zunge gekommen?

Die letzten Ausführungen des Kapitels leiten schon zum folgenden hinüber. „Der deutschen Drohung gegenüber traf Belgien seine Entscheidung ganz allein, ohne jemand um Rat zu fragen, ohne weder jemand Erklärungen abzugeben noch jemand gegenüber sich zu rechtfertigen, weil es gegen niemand gebunden war, oder vielmehr, weil es durch die Achtung vor seinen Verpflichtungen sich allen gegenüber in gleichem Maße gebunden fühlte." Wirklich? Konnte es nicht erwarten, daß Frankreich, welches ihm schon am 3. August fünf Armeekorps zur Unterstützung anbot, ohnehin so rasch wie möglich eingreifen würde? Oder war es im Unklaren darüber, auf welcher Seite England stehen würde? Wie seltsam dann, daß die belgische Regierung schon am 28. Juli, also selbst nach Waxweiler noch vor Beginn des ganzen Verschwörungsfeldzuges, als man mit dem Ausbruch des Weltkrieges noch keineswegs sicher rechnen konnte, und England sich noch in der scheinbar neutralen Rolle des Friedensvermittlers gefiel, der Kongostaatverwaltung Befehle gab, die eine V e r e i n i g u n g E n g l a n d s m i t F r a n k r e i c h voraussetzten (vgl. S. 171)! War Belgien selbst damals noch in seinen Ent-

schließungen so frei, wie Waxweiler glauben machen möchte? Das hängt ab von der Untersuchung über die „Anschuldigungen gegen die Neutralität Belgiens“, die das vierte Kapitel des Buches bringt.

IV.

Darüber ist nun in letzter Zeit sehr viel geschrieben. Wo ich daher auf schon Gesagtes verweisen kann, möchte ich mir und dem Leser, soweit tunlich, die Wiederholung sparen. Aber einige Punkte müssen doch genauer erörtert werden.

Die dem deutschen Staatssekretär von Jagow von Baron Beyens in der schon berührten Unterredung am 3. August förmlich abgedrängte Anerkennung der korrekten Haltung Belgiens eröffnet den Abschnitt nicht unwirksam. Daß sie, wenn sie in dieser Form gegeben ist, zu einem Zeitpunkte nicht eben viel besagt, in dem man die Gegenbeweisstücke noch nicht in Händen hatte, versteht sich von selbst, wird aber bei der weidlichen Ausschlachtung der Worte, auch in der Anpreisung der Verlagsbuchhandlung, natürlich verschwiegen.

Zwei allgemeinere Beschuldigungen sucht dann Waxweiler von vornherein kurzerhand aus dem Wege zu räumen (S. 113), indes nur mit geringem Erfolg. Daß die Annexion des Kongostaates tatsächlich eine allzuschwere Belastung der belgischen Neutralität gewesen ist, dafür kann ich auf die Ausführungen meines obengenannten Buches verweisen und wiederhole hier nur noch einmal die Worte des belgischen Deputierten de Brouckère aus der „Neuen Zeit“ vom 31. Juli 1914: „Man hat die Annexion des Kongostaates beschlossen, man glaubte die Kolonie zu beherrschen. Heute merkt man, daß die Kolonie uns beherrscht. Wir sind in den Kreis der ‚Weltmächte‘ eingetreten, ohne unser kleines Gebiet zu vergrößern, das uns lächerlich macht, und die Großen werden uns nicht wieder loslassen. Wir müssen ihren Wünschen gehorchen, wir müssen rüsten und zahlen, wenn sie befehlen. Wir müssen nach ihrer Pfeife tanzen bis zum Tode, wie der Bauer aus dem Märchen, den der Teufel zum Ball führt.“

Daß andererseits die belgischen Kriegsrüstungen, namentlich vor dem Jahre 1913, wirklich ausreichend gewesen, und hier nichts versehen und verzögert wäre, kann doch nur der auf Treu und Glauben hinnehmen, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte mit den wiederholten Ablehnungen notwendiger Militärforderungen durch die zweite Kammer nicht kennt; und wenn S. 116 gesagt wird: „Es klingt geradezu lächerlich, von der militärischen Schwäche eines Landes zu sprechen, dessen heldenmütigen Widerstand gegen bedeutende überlegene Streitkräfte Deutschland offiziell am 9. August anerkennen mußte“, so schließen sich doch Tapferkeit und Schwäche nicht aus. Der Vorwurf früherer Vernachlässigung seiner militärischen Pflichten, die auch die Reformen von 1909 und 1913 nicht mehr rechtzeitig haben gutmachen können, läßt sich also für Belgien so einfach doch nicht abschütteln und als ein „Märchen“ hinstellen.

Indem sich Waxweiler dann seinem eigentlichen Thema in diesem Abschnitte zuwendet: den von deutscher Seite behaupteten Feindseligkeitsakten Belgiens vor dem Kriege, seinen Willfährigkeiten gegenüber Frankreich und England, schwimmt er wieder behaglicher in seinem Element.

In der Aufregung der ersten Kriegszeit sind von deutschen Zeitungen manche Mitteilungen von Einsendern

gebracht worden, die damals als Symptome für eine unneutrale Haltung Belgiens beachtenswert erschienen, die aber natürlich seit dem Funde der eigentlich belastenden Dokumente ihren Wert verloren haben. Wie Waxweiler sie einzeln vornimmt, bei manchen Mißverständnisse und Unwahrscheinlichkeiten aufzeigt, um dadurch auch den Glauben des Lesers an andere ernsthaftere, denen er selbst nichts als die bloße Verneinung entgegensetzen kann, zu erschüttern, das verrät unzweifelhaftes Geschick. In der Tat, wer den deutschen Militärbehörden ohnehin jede Entstellung der Wahrheit zutraut, wird sich, wo sie und der Verfasser sich mit Behauptung und Gegenbehauptung gegenübertreten, freudig auf Herrn Waxweilers Seite schlagen.

Das betrifft namentlich die Hauptfrage, ob schon vor der deutschen Grenzüberschreitung französische Offiziere und Soldaten sich auf belgischem Gebiet befunden haben. Nach Waxweiler handelt es sich da überall bestenfalls um Verwechslungen und Mißverständnisse. Belgische Genieoffiziere, Gardes civiques à cheval, belgische Guiden mit ihren roten Hosen oder gar der französische Militärattaché in Brüssel selbst sind es gewesen, die man gesehen hat. Im belgischen Graubuch (II Nr. 117 vom 6. Februar 1915) ist der belgische Minister des Auswärtigen noch vorsichtiger, indem er auf die zahlreichen französischen Urlauber in Belgien hinweist. So harmlos liegen nun aber die Dinge nicht. Wer von der deutschen Militärverwaltung eine bessere Meinung hat, wird sich leicht denken können, daß sie ihre Behauptungen nicht aufgestellt hat, ohne einiges Beweismaterial zu besitzen und es durch Zeugenvernehmungen noch zu vermehren. Unter diesem Material stehen die eidlichen Aussagen gefangener französischer Soldaten obenan, die Graßhoff in der erwähnten Broschüre S. 14 ff. abgedruckt hat, insbesondere das Zeugnis des Gustave Cochard aus Rimogne vom 28. französischen Dragonerregiment (ebenda S. 17 ff.).

„Die belgisch-französische Grenze", heißt es da, „wurde am 31. Juli 1914 etwa um 9 Uhr abends oder wenige Viertelstunden danach auf der Straße La Chapelle—Bouillon von den beiden französischen Dragonerregimentern (28 und 30) und der französischen Batterie (vom 40. französischen Artillerieregiment in Mézières-Charleville) überschritten. An der Spitze ritt der meinen Zug befehligende Leutnant Malespieux. Bei diesem meldeten sich an der Stelle, wo die Straße La Chapelle—Bouillon die belgische Grenze kreuzt, ein belgischer Brigadier und vier belgische Gendarmen zu Pferde, welche als solche an ihren Uniformen ohne weiteres kenntlich waren. An dieser Stelle warteten bereits der Brigadier und die vier Gendarmen, als wir dort ankamen. Diese fünf Gendarmeriepersonen setzten sich an die Spitze und führten so die Abteilung nach der Stadt Bouillon, welche drei Kilometer von der französischen Grenze entfernt auf belgischem Gebiet liegt. Kurz vor Bouillon trennte sich das 30. Dragonerregiment von der Abteilung, um in der Nähe von Bouillon auf belgischem Gebiet in Quartier zu gehen, so daß nur noch das 28. Dragonerregiment und die Batterie in Bouillon einrückten, und zwar am 31. Juli 1914 gegen 10 Uhr abends. Die Spitze des Regiments hielt in der Stadt vor dem Bürgermeisteramt. In dieses trat der meine Eskadron befehligende Kapitän Lainez. Nach einiger Zeit — es kann eine Stunde gewesen sein — brachte aus dem Bürgermeisteramt ein

Gemeindediener die Quartierzettel für das 28. Dragonerregiment und die Batterie, welche immer noch auf der Straße vor dem Bürgermeisteramt hielten. Mit etwa dreißig andern Dragonern rückte ich darauf sofort in mein Quartier ab, eine in der Stadt liegende Scheune. Die Nacht vom 31. Juli 1914 zum 1. August 1914 verbrachte also das 28. französische Dragonerregiment und die französische Batterie in der belgischen Stadt Bouillon, während das 30. Dragonerregiment in der Nähe gleichfalls auf belgischem Gebiet die Nacht über in Quartier lag. Die Aufnahme seitens der belgischen Bevölkerung war keineswegs feindlich, sondern im Gegenteil eine sehr freundschaftliche."

In ähnlicher Weise wird auch über den folgenden Tag berichtet, an dem die beiden Dragonerregimenter und die Batterie weiter in belgisches Gebiet hineinmarschierten und dabei an dem 3. und 6. französischen Kürassierregiment und dem 4. französischen Husarenregiment vorbeikamen. Am Schlusse heißt es dann: „Jeder Irrtum darüber, daß die beiden Dragonerregimenter und die Batterie am 31. Juli 1914 abends die belgische Grenze überschritten und sich zum mindesten die ganze folgende Woche nur auf belgischem Gebiet ununterbrochen befunden haben, ist ausgeschlossen, und zwar schon aus folgendem Grunde: Ich hatte einen Urlaub von 14 Tagen nach meinem Heimatsort Rimogne etwa am 20. Juli 1914 eingereicht und genehmigt erhalten, welcher am 1. August 1914 beginnen sollte. Noch am 30. Juli 1914 abends war von der Mobilisierung nichts bekannt, und ich der Meinung, daß ich am 1. August 1914 auf 14 Tage würde nach Hause fahren können. Noch für den Vormittag des 31. Juli 1914 war für mich die Gesundheitsbesichtigung angesetzt, der sich jeder französische Soldat unterziehen muß, bevor er in Urlaub geht. Anstatt daß ich dann am 31. Juli 1914 zum Arzt und am 1. August in Urlaub kam, mußte ich am 31. Juli 1914 plötzlich ins Feld rücken. Das hat sich mir unvergeßlich ins Gedächtnis eingeprägt. Ich wiederhole, jeder Irrtum über meine Zeitangaben ist ausgeschlossen."

Mit diesen genauen Angaben stimmen nun andere Aussagen französischer Soldaten, ferner Mitteilungen der belgischen Gazette de Charleroi vom 30. Juli 1914 über französische Truppenbewegungen gegen die Grenze zu (Grasshoff S. 20) vollkommen überein. Sie beleuchten eigenartig die lange vor dem Kriege bekanntgegebene Mitteilung, daß im Mobilisationsfall verschiedenen französischen Kavallerieregimentern ihr Konzentrationspunkt auf belgischem Gebiet angewiesen war (vgl. M. Josson, Frankrijk de eeuwenoude vijand van Vlaanderen en Wallonie, Breda 1913, S. 860).

Faßt man das und andres, wie die Besichtigung der belgischen Maasfestungen durch französische Generalstabsoffiziere unter dem französischen Kriegsminister Picquart im Jahre 1913 (vgl. über diese Punkte W. Schoenborn in „Deutschland und der Weltkrieg" S. 585) zusammen, so darf man wohl ausrufen: „Herr Waxweiler, hic Rhodus, hic salta! Was Sie widerlegen, sind Lappalien, was Sie den ernsthafteren Behauptungen entgegenstellen, sind bloße Verneinungen; hier ist Beweismaterial, üben Sie in der nächsten Auflage auch daran Ihre Kunst!"

Dabei wird sich jeder Einsichtige sagen, daß dies zufällig zutage geförderte Material natürlich nur einen Teileinblick in die wirklichen Vorgänge gewährt, daß ihnen unzweifelhaft gewisse Vereinbarungen zwischen den beider-

seitigen Generalstäben zugrunde liegen mußten, die nur noch nicht in unsere Hände gelangt sind, und daß es für die Feststellung der historischen Wahrheit sicherlich nützlich wäre, in den betreffenden Grenzgebieten selbst, also etwa in Bouillon, weitere Untersuchungen vorzunehmen, um womöglich auch urkundliche Belege, wie Quartierzettel u. dgl., soweit man sie nicht vertilgt hat, zu ermitteln.

England gegenüber liegt die Sache ja einfacher infolge der in Brüssel glücklich entdeckten „Conventions anglo-belges". Bei der schwer belastenden Wucht dieser Aktenstücke ist es begreiflich, daß Waxweiler ganz besondere Sorgfalt darauf verwendet, ihre Bedeutung herabzumindern und, eingedenk der alten Lehre, daß der Hieb die beste Parade ist, die deutsche Regierung womöglich noch gar ins Unrecht zu setzen. Er versucht das auf mehrfache Weise.

Zunächst wird den Verhandlungen der beiden englischen Militärattachés mit dem belgischen Generalstabschef der Charakter rein akademischer Erörterungen unverantwortlicher Personen aufzuprägen gesucht, die die Regierungen der beiden Staaten nichts angingen. Ob das für irgendwelche Leser glaubhaft ist? In der eingehendsten Weise wird die Landung und das Zusammenwirken der englischen mit den belgischen Truppen nicht nur durchgesprochen, sondern geregelt (régler) und festgesetzt (arrêter), indem bald der eine, bald der andere Teil nachdrücklich auf diesem oder jenem Punkte besteht (insister). Das soll keine Vereinbarung sein? Sie wäre es auch, wenn bei dem heiklen Charakter der Verhandlungen gar nichts davon zu Papier gebracht wäre, wie das ja bei etwaigen ähnlichen Besprechungen mit Frankreich, das schon durch die englische Landung in französischen Häfen notwendig mitbeteiligt war, sehr wohl der Fall sein könnte.

Und dann: „Die Regierungen können für die von Militärattachés angeknüpften Beziehungen nicht verantwortlich gemacht werden" (S. 163)? Oder, wie der belgische Minister des Auswärtigen, Herr Davignon, am 4. Dez. 1914 erklärt (Belg. Graubuch II Nr. 99): „die uns als Schuld ausgelegten Unterhaltungen hatten übrigens einen rein militärischen Charakter, sie konnten keine politische Tragweite haben, sie haben niemals den Gegenstand einer Beratung der Regierung gebildet, und sie sind erst viel später dem Département der auswärtigen Angelegenheiten bekannt geworden". Wie steht es damit? Das zweite der beiden Schriftstücke vom 23. April 1912 ist schon dadurch genügend charakterisiert, daß es einen Vermerk von der Hand des Grafen van der Straaten, Direktors im belgischen Ministerium des Äußeren, trägt. Aber auch 1906 waren die Verhandlungen nicht eine ausschließlich militärische Angelegenheit. Auf der einen Seite stand damals hinter dem englischen Militärattaché Oberstleutnant Barnardiston sein Generalstabschef der Generalmajor Grearson, der während der Manöver vom September 1906 in Compiègne (!!) die Besprechung mit dem belgischen Generalstabschef General Ducarne in einem wichtigen Punkte ergänzte.[1]) Außerdem war der

1) In der offiziellen deutschen Übersetzung sind bedauerlicherweise die Worte „in Compiègne", die das Faksimile zeigt, weggefallen. Das aber gibt dieser Besprechung zwischen dem englischen und belgischen Generalstabschef doch erst die rechte Farbe, daß sie während der Manöver in dem französischen Compiègne, also jedenfalls in un-

englische Gesandte in Brüssel eingeweiht, dieser doch keinesfalls ohne Fühlung mit dem Foreign Office! Barnardiston hielt sogar für möglich, daß die Meinung des englischen Königs vorher eingeholt sei, wußte es jedoch nicht; wem aber konnte er zutrauen, sie einzuholen, wenn nicht einer verantwortlichen Persönlichkeit? So konnte er denn auch wohl im Namen seiner Regierung sprechen, „seine Regierung beabsichtige" („que son gouvernement projetait") usw., und wenn er andrerseits betonte, daß die „Unterhaltung" seine Regierung nicht binden solle, so war das angesichts der parlamentarischen Verfassung Englands nur ein selbstverständlicher formaler Vorbehalt, der übrigens gerade zeigt, daß es sich nicht nur um eine akademische Erörterung, sondern um eine Vereinbarung handelte. Auf der andern Seite erklärte der Generalstabschef Ducarne, daß die Interventionsfrage ebensosehr die politischen Behörden angehe („relevait également du pouvoir politique"), und daß es seine Pflicht sei, davon alsbald dem Kriegsminister Mitteilung zu machen. Das ist zunächst mündlich, dann am 10. April schriftlich in dem vorliegenden zusammenfassenden Bericht geschehen. Hat nun der Kriegsminister die wichtige Angelegenheit seinen Kollegen, insbesondere dem nächstbeteiligten Minister des Auswärtigen verschwiegen? Schwerlich, und dieser mußte sie auch von anderer Seite erfahren, denn Herr Barnardiston antwortete, „daß sein Gesandter in Brüssel darüber mit unserem Minister des Auswärtigen sprechen würde". Das ist offenbar alsbald geschehen, und der damalige Minister des Auswärtigen, Baron de Favereau, zog wiederum den belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, ins Vertrauen. Dieser aber konnte schon in seinem Bericht vom 5. April 1906 an Favereau (Belgische Aktenstücke 1905—1914 Nr. 17) darauf mit den Worten anspielen: „Die Einladung des Königs (von England) an Herrn Delcassé während seines Aufenthaltes in Paris kann nur als Herausforderung ausgelegt werden. Konnten noch irgendwelche Zweifel bestehen, so würden sie durch die sonderbare Demarche des Obersten Barnardiston bei General Ducarne zerstreut worden sein." Damit vergleiche man nun die feierliche Versicherung des Herrn Davignon betreffs jener „conversations incriminées": „elles n'ont été connues que beaucoup plus tard au département des affaires étrangères". Diese Versicherung erweist sich danach, wenn man es freundlich ausdrücken will, als eine „Behauptung" mit sehr kurzen Beinen!

mittelbarer Berührung auch mit Angehörigen des französischen Generalstabs stattfand!

Gleichwohl hält sich derselbe Herr Davignon in Übereinstimmung mit Herrn Waxweiler und auf Grund von dessen Ausführungen für befugt, in den stärksten Ausdrücken der deutschen Regierung Lüge und böswillige Entstellung vorzuwerfen und im Hinblick auf jene Aktenstücke auszurufen: „Gibt es eine offenkundigere und ehrlosere Fälschung? (Belg. Graubuch II, Nr. 101 vom 13. Jan. 1915.) Zweierlei Gründe werden dafür vorgebracht.

Erstens ist in der Veröffentlichung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung an einer Stelle das Wort „conversation", das, wie das Faksimile zeigt, durch Verdickung der Tinte dem General Ducarne besonders undeutlich geraten ist, in „convention" verlesen und mit „Abkommen" übersetzt, und zweitens ist die Randbemerkung: „der Einmarsch der Engländer in Belgien würde

erst stattfinden, nachdem unsre Neutralität von Deutschland verletzt worden wäre" nicht in Übersetzung in den Text eingeschoben, sondern ohne ausdrückliche Angabe, daß sie von Ducarne selbst stamme, nur im französischen Wortlaut hinterher mitgeteilt, nach Davignon (Belg. Graub. II Nr. 99 v. 4. Dez. 1914), „damit sie so der Mehrheit der deutschen Leser (denen also keine Kenntnis des Französischen zugetraut wird!) entginge". Für Waxweiler „sind diese Textverdrehungen psychologisch von höchster Bedeutung: sie verraten, daß das Dokument gar keinen Wert hat, und daß man gezwungen ist, es künstlich zu verschlimmern".

Was besagen sie in Wirklichkeit? Nichts weiter, als daß die philologisch genaue Wiedergabe und Übersetzung eines undeutlich geschriebenen fremdsprachlichen Konzepts mit Hinzufügungen, Verbesserungen und Tilgungen gar nicht eine so leichte Aufgabe ist, wie der Laie sich gewöhnlich vorstellt. Die gerügten beiden Ungenauigkeiten sind keineswegs die einzigen. Hier hätte sich Waxweiler ein philologisches Verdienst erwerben können, wenn er sie aufgespürt und in der deutschen Übersetzung seines Buches für ihre Beseitigung gesorgt hätte; aber obwohl der Bericht Ducarnes im Anhang vollständig abgedruckt ist, merkt man davon nicht das mindeste, die Übersetzung folgt einfach den Fehlern und Ungenauigkeiten der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.[2]) Und diese Fehler färben durchaus nicht etwa zugunsten einer deutschen Auffassung! Ich bemerkte oben schon, daß die wichtigen Worte „in Compiègne" unter den Tisch gefallen sind; zwei Zeilen hinter dem Worte „conversation" bedingt Barnardiston sich nicht aus, „daß sein Gesandter, der englische Generalstab, er und ich allein über die Angelegenheit unterrichtet seien", sondern nur daß die Genannten in diesem (kritischen) Moment (en ce moment) allein eingeweiht sein sollten, u. dgl. m. Man sieht, es liegen nur Nachlässigkeiten vor. Aber kann man darüber ehrlicherweise wirklich im Zweifel sein? Vom Moralischen einmal abgesehen, — welche ungeheuerliche Dummheit trauen Herr Waxweiler und Herr Davignon der deutschen Regierung zu! Sie sollte einen Text absichtlich verfälschen, von dem sie zugleich das Faksimile des Originals aller Welt bekannt gibt, damit Gemüter wie Herr Waxweiler es nur ja recht bequem neben die Übersetzung zu legen brauchten, um den angenehmen Triumph einer Entlarvung zu genießen? Nein, solches Maß von Dummheit verträgt sich wirklich nicht recht mit jener raffinierten Bosheit, die uns unsre Feinde, und Herr Waxweiler mit ihnen, sonst vorwerfen.

Sachlich steht es mit jenen beiden Änderungen folgendermaßen:

1. „Conversation" bedeutet zwar wörtlich „Unterredung", wird aber hier in der vorsichtigen Diplomatensprache doch offenbar im Sinne von „mündlicher Abrede", „Vereinbarung" gebraucht, denn sonst könnte nicht der Vorbehalt gemacht sein, daß sie die

2) In der französischen Ausgabe des Waxweilerschen Buches war die Aufgabe des einfachen Abdruckes in französischer Sprache erheblich leichter. Gleichwohl mangelt es auch da nicht ganz an ähnlichen Fehlern. S. 285, Z. 10 ist z. B. das im Original ebenfalls mit verdickter Tinte geschriebene Wort „promit" verlesen in „fournit"; S. 287, Z. 28 irrtümlich das Wort „tous" eingeschoben, der Name „Grearson" (in Übereinstimmung mit der deutschen Übersetzung) zweimal verlesen in „Grierson", wozu nur an der ersten Stelle das undeutliche Original Anlaß geben konnte.

englische Regierung nicht binden soll. Eine bloße akademische „Unterhaltung" könnte doch, wie schon oben bemerkt, niemals eine Regierung binden, der Vorbehalt wäre sinnlos. Daß man aber in der Tat belgischerseits diese Vereinbarungen als „Abkommen" betrachtet hat, beweist zum Überfluß die Aufschrift „Conventions anglo-belges" auf dem Umschlage. An sich kommt es ja natürlich weit mehr auf das Sachliche dieser Verhandlungen an, als auf ihre Benennung. Aber Waxweiler legt nun einmal auf die Benennung so großes Gewicht, daß er die deutsche Regierung darob der Fälschung bezichtigt; da war für ihn jene Aufschrift „Conventions anglo-belges" von besonderer Wichtigkeit. Er war indes klug genug, sie seinen Lesern völlig zu unterschlagen, während Herr Davignon das Auftauchen dieser Aufschrift „assez étrange" findet und die Liebenswürdigkeit hat, auch hier zwischen den Zeilen eine Fälschung der deutschen Regierung anzudeuten (Belg. Graubuch II, Nr. 101 vom 13. Jan. 1915).

2. Die obengenannte Randbemerkung ist zweifellos nachträglich von Ducarne hinzugefügt, und es ist völlig unverständlich, wenn Waxweiler betont, sie sei jenem beim Abfassen des Berichts „ganz natürlich in die Feder" gelaufen; dann wäre sie ja eben kein Randvermerk. Sie stört vielmehr den Zusammenhang der beiden Sätze, zwischen die sie sich einschiebt: „Die Landung der englischen Truppen würde an der französischen Küste stattfinden — und zwar würde die Truppenbewegung möglichst beschleunigt werden." [Einschub] „Eine Landung in Antwerpen würde viel mehr Zeit erfordern" usw. Unten kehren diese beiden Sätze mit geringer Abwandlung noch einmal in derselben engen Verbindung wieder. Ein gewissenhafter Herausgeber würde danach den Randvermerk doch wohl besser als Anmerkung abdrucken. — Sachlich war es hier bedeutungslos, daß die Wiedergabe erst weiter unten und in französischer Sprache erfolgte; denn für die Leser der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung waren die französischen Worte doch keine Hieroglyphen, und man wollte ja überdies nicht allein auf deutsche Leser durch jene Veröffentlichung wirken! Es ist denn auch meines Wissens nie bezweifelt, daß die Vereinbarung Barnardistons mit Ducarne von 1906 nur für den Fall einer deutschen Verletzung der belgischen Neutralität geschlossen war.

Anders zu beurteilen ist indessen die bekannte Äußerung des Oberstleutnants Bridges vom April 1912[3]): „Die englische Regierung hätte während der letzten Ereignisse unmittelbar eine Landung bei uns (d. h. in Belgien) vorgenommen", und auf die Einwendung des Generals Jungbluth, „daß dazu unsere Zustimmung notwendig sei", seine Antwort, „daß er das wisse, aber da wir nicht imstande seien, die Deutschen abzuhalten, durch unser Land zu marschieren, so hätte England seine Truppen in Belgien auf jeden Fall gelandet". Waxweiler, der sich hütet, auch dies Aktenstück seinen Lesern in vollem Wortlaut mitzuteilen, bringt die Antwort (S. 162) in einer Form, die ihm in der Tat ein Recht gibt, ex professo mitzureden, wo es sich um Textverdrehungen handelt. „Ja", läßt er den At-

3) Während dies im Schriftstück selbst nicht vermerkte Jahr von belgischer Seite überall zugegeben ist, spricht die Auslassung Sir Edward Greys an die amerikanische Presse vom 27. Januar 1915 (doch wohl irrtümlich?) mehrfach von 1911 als dem Jahr der zweiten Unterredung (so wenigstens in der französischen Übersetzung des belgischen Graubuchs II, Nr. 102).

taché antworten, „aber sie (die Belgier) würden nicht imstande sein, die Deutschen abzuhalten, durch unser Land (Belgien) zu marschieren", und daran knüpft er dann die Bemerkung: „Wie ruft doch dieser Satz, den die deutsche Presse auf keine Weise betont, die Hypothese wach, auf die immer Bezug genommen wurde: Die vorhergehende Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland!" Durch die Unterschlagung des wichtigen Nachsatzes: „so hätte England seine Truppen in Belgien auf jeden Fall (en tout état de cause) gelandet", hat er vermutlich bei vielen seiner Leser die beabsichtigte Täuschung erreicht.

Im folgenden mußte ihm daran gelegen sein, den ostensiblen Beruhigungsbrief Sir Edward Greys vom 7. April 1913 an den englischen Gesandten in Brüssel mitzuteilen, der die Versicherung enthielt, daß die gegenwärtige englische Regierung die Neutralität Belgiens niemals zuerst verletzen werde. Aus diesem Briefe gewinnen wir aber zugleich weitere Aufschlüsse über die Haltung des englischen Militärattachés. Es waren darüber in Belgien Besorgnisse laut geworden. Sie kamen Sir Edward Grey zu Ohren und veranlaßten ihn, den belgischen Gesandten in London, Grafen Lalaing, in ein Gespräch zu ziehen, in dem er auf die in Belgien herrschenden Befürchtungen hinwies, die Engländer könnten als die ersten die Neutralität verletzen. Darauf erklärte der belgische Gesandte, „daß in einem englischen Kreise, den er nicht nennen könne" (der aber höchstwahrscheinlich eben der des Militärattachés war), „von einer Landung englischer Truppen in Belgien, um einem möglichen Durchmarsch deutscher Truppen zuvorzukommen, die Rede gewesen sei, worauf dann Grey jene beruhigende Versicherung, die gegenwärtige Regierung würde niemals zuerst die Neutralität Belgiens verletzen, abgab. Hier ist ganz deutlich die englische Truppenlandung als eine Präventivmaßregel gegen einen nur möglichen Durchmarsch deutscher Truppen gedacht. Diese Briefstelle könnte uns also weiter zur Erläuterung der Worte des Oberstleutnants Bridges dienen, wenn das noch nötig wäre, und zeigt, daß jene keineswegs die vorhergehende Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland voraussetzen, wie Waxweiler dem Leser einreden möchte.

Endlich habe ich schon in der Weserzeitung vom 2. Juni 1915 (Nr. 24658) auf eine weitere Quelle hingewiesen. In der Indépendance belge vom 9. Okt. 1912 wird eine Mitteilung des Korrespondenten des halbamtlichen katholischen Blattes Métropole vom gleichen Tage wiedergegeben, die folgendermaßen lautet: „Die Regierung, wie man ihm (dem Korrespondenten) versichert, weiß, daß selbst diejenigen unter den Garanten unserer Neutralität, auf die wir bis jetzt immer am meisten rechnen zu können glaubten, unsere Verteidigung nur als sehr relativ ausreichend betrachten und es keineswegs verbergen, im Gegenteil: es haben wissen lassen, daß im Falle eines internationalen Konflikts, wo Belgien das Schlachtfeld werden könnte, ausländische Truppenkörper bei uns einmarschieren würden, um die Unzulänglichkeit unserer Verteidigung zu ergänzen." Hier wird durchsichtig genug auf eine englische Kundgebung angespielt, die man auf seiten der belgischen Regierung offenbar nicht nur als Privatmeinung eingeschätzt hat. Dieser halbamtliche Hinweis fällt zeitlich genau in die Mitte

zwischen die Äußerung des Oberstleutnants Bridges und die Beschwichtigungsnote Greys. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auch ursächlich in diesen Zusammenhang gehört. Da ist denn beachtenswert, daß es hier heißt „im Falle eines internationalen Konfliktes" (en cas de conflit international) und nicht „im Falle einer bereits erfolgten deutschen Neutralitätsverletzung". Die Stelle gibt gewissermaßen den Schlußstein für die Richtigkeit der deutschen Auffassung.

Sicherlich war die Ansicht des englischen Militärattachés nicht einfach maßgebend, wenn sie auch die im englischen Heere vorherrschende Meinung widerspiegeln mochte; gewiß hatte Grey nachher für die korrekte Haltung seines Kabinetts gutgesagt. Aber die belgische Regierung wußte doch nun, auf was sie sich von dieser Seite gegebenenfalls gefaßt zu machen hatte. Auch wenn sie selbst ihre Maßnahmen nur für den Fall einer deutschen Grenzüberschreitung berechnete, so ging ihre einseitige militärische Auslieferung eben doch so weit, daß sie das Steuer gar nicht mehr in der Hand behielt und schlechterdings außerstande gewesen wäre, es herumzudrehen, wenn die große „Umfassungsbewegung von Norden her", die nach Baron Greindl „zweifellos zu den Kombinationen der Entente cordiale" gehörte, aufgenommen und Belgien zu einer „Operationsbasis für eine Offensive in der Richtung auf den Niederrhein und Westfalen" gemacht worden wäre. Ich will hier auf die Einzelheiten dieser militärischen Auslieferung nicht eingehen. Waxweiler erklärt das ganze reiche Material, das sich schließlich in englischen Händen befand, kurzerhand als das Ergebnis ihrer ausgedehnten Spionage. Daß das bei der bis ins kleinste gehenden Vollständigkeit der Angaben ohne amtliche belgische Mitwirkung durchaus unglaubhaft ist, hat namentlich W. Schoenborn (a.a.O.) in wohlabgewogenen Ausführungen überzeugend dargetan.

Und über allem Streit um Worte und Auffassungen wird doch das für alle Zeiten unerschütterlich feststehen, daß Belgiens Regierung und Generalstab mit zweierlei Maß gemessen haben. Man hat von den geheimen Besprechungen und Vereinbarungen Deutschland nicht unterrichtet, geschweige denn ein ähnliches Vertrauensverhältnis mit ihm geknüpft. Die von der New York World gebrachte angebliche Äußerung König Alberts, er habe von den militärischen Besprechungen Ducarnes und Barnardistons dem deutschen Militärattaché in Brüssel Mitteilung gemacht, ist von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung auf Grund amtlicher Ermittlungen längst dementiert, und daß Waxweiler sie nicht benutzt, zeigt ihren Unwert. Er weiß hier nur (S. 166) unbestimmten Hintertreppenklatsch ungenannter „indiskreter Leute" darüber vorzubringen, daß vom deutschen Militärattaché und vom deutschen Gesandten in Brüssel über „die" Äußerungen (welche?) „der" englischen Militärattachés (welcher?) gescherzt wurde. Damit wird er wohl nicht einmal bei der Sorte von Lesern, an die er sich wendet, Eindruck machen.

Dagegen gewinnt man von dem Vertrauensverhältnis der belgischen Militärverwaltung zu Deutschland die richtige Vorstellung, wenn man in der Aufzeichnung des Generalstabschefs Ducarne liest, daß ihn der englische Militärattaché über die Ergebnisse der englischen Spionage bei den östlichen Nachbarn, insbesondere über die Verhältnisse der rheinischen Gar-

nisonen und den Stand der Rüstung in Deutschland regelmäßig auf dem laufenden hielt.[4])

Baron Greindl, der treffliche belgische Gesandte in Berlin, hatte wahrlich recht, wenn er die ganzen Eröffnungen des Obersten Barnardiston als „ebenso perfide wie naiv" bezeichnete und wiederholt voller Besorgnis seine warnende Stimme erhob. Seine Kritik des vom Chef der ersten Abteilung des Kriegsministeriums ausgearbeiteten und Greindl vorgelegten völlig einseitigen belgischen Kriegsplanes von 1911 war Waxweiler durch die deutsche Veröffentlichung bekannt, aber er geht, indem er seinen Lesern wiederum die Worte Greindls unterschlägt, mit ein paar nichtssagenden Worten darüber hinweg (S. 161): Greindl hätte nur gemeint, neben der Annahme, Belgiens Neutralität werde von Deutschland verletzt, „gebe es noch andere, und um diese ins Auge zu fassen, gelte es, noch weitere Studien zu machen", damit aber habe er sich in völliger Übereinstimmung mit den Leitern der belgischen Politik befunden. Schoenborn hat hierzu richtig bemerkt, daß es nicht darauf angekommen wäre, etwa noch einen „akademischen" Feldzugsplan gegen die Entente cordiale anzufertigen, um den Anforderungen der Neutralität formal zu genügen, sondern auf eine ehrliche Fühlungnahme mit Deutschland. Dazu aber hat sich die belgische Regierung nie aufgerafft, obwohl sie nicht nur aus Berlin, sondern auch von ihren Gesandten in London und Paris ganz vortreffliche Berichte erhielt, die die denkbar glänzendste Rechtfertigung der deutschen Friedenspolitik im Jahrzehnt vor dem Kriege darstellen. Zur Rechtfertigung auch der belgischen Regierung können sie nicht in gleicher Weise dienen. Möglich, daß diese eben wegen der ihr stets versicherten Friedfertigkeit der deutschen Politik sich über die Gefährlichkeit ihres eigenen neutralitätswidrigen Verhaltens täuschte, möglich auch, daß sie den Einflüssen der eignen ententefreundlichen Armee gegenüber ohnmächtig war, jedenfalls hat sie aus jenen Berichten nicht die entsprechenden Folgerungen gezogen.

4) Ducarne wollte hier seinen Bericht, wie aus dem Faksimile ersichtlich ist, spezialisieren und schrieb: „sur l'état des garnisons rhénanes, sur la situation de l'armement, de la . . ." Dann wurde ihm das zu weitläufig, und er verbesserte summarisch „sur l'état militaire et la situation de nos voisins de l'Est etc." Die durchstrichenen Worte, die in der deutschen Übersetzung natürlich nicht stehen, verdienen immerhin Beachtung.

V.

Ich komme zu dem fünften und letzten Kapitel: „Die deutschen Kriegsregeln und ihre Anwendung in Belgien." Waxweiler sagt selbst über diesen Gegenstand: „Es wäre verfrüht, über diese Sache, die leidenschafts- und vorurteilslos beurteilt werden muß, jetzt schon endgültige Verhandlungen zu eröffnen, da der gute Glaube heute kaum allenthalben vorauszusetzen ist." Nichtsdestoweniger hält er es für „ein Gebot der Pflicht, aus den der öffentlichen Meinung als Grundlage dienenden Angaben gewisse, entschieden falsche Voraussetzungen auszuscheiden".

Ob nach meinen obigen Ausführungen wohl noch jemand gerade Herrn Waxweiler für berufen hält, in dieser Sache in gutem Glauben, leidenschafts- und vorurteilslos das Wort zu ergreifen? Die Abfuhr hat gerade hier R. Graßhoff bereits so ausführlich und gründlich besorgt, daß ich für Einzelheiten und Belege auf ihn verweisen kann. Waxweilers erwähnte Methode,

einzelne belanglosere falsche Angaben, Irrtümer oder Mißgriffe hervorzuziehen und an den Pranger zu stellen, die daraus gewonnenen Schlüsse zu verallgemeinern und zur Entwertung ernsthafterer Belege zu verwenden, offenkundige Tatsachen zu verdrehen, das eigentlich schwere Belastungsmaterial aber in der Versenkung verschwinden zu lassen, feiert hier wahre Orgien und vermag auf den, der, mit den nötigen Scheuklappen gegen wirkliche Aufklärung versehen, sich ihr willig hingibt, wohl einen stark suggestiven Einfluß auszuüben.

Um darzutun, daß die belgische Regierung „weit entfernt" war, an einen „bewaffneten Widerstand der Zivilbevölkerung zu denken", verweist Waxweiler S. 178ff. auf deren langatmiges Rundschreiben vom 4. August 1914 an die Gemeinden des Landes, in dem sie in Anlehnung an die Haager Konvention die Pflichten des kriegführenden und nichtkriegführenden Teils der Bevölkerung nicht gerade eindringlich und eindeutig auseinandersetzt und fügt eine viel klarere, aber wohl zu späte Ermahnung der Zivilbevölkerung aus dem Ministerium des Innern hinzu, deren Datierung er vorsichtigerweise fortläßt, indem er einfach angibt, sie stamme aus dem „Anfang des Krieges". Er verschweigt, daß solche Maßnahmen trügerisch wurden durch den sofortigen Aufruf aller nichtaktiven, grundsätzlich nur für polizeilichen Ordnungsdienst bestimmten Bürgergarden zur Landesverteidigung gegen den Feind, daß man der Hetztätigkeit der Presse alle Zügel schießen ließ und erst nach den traurigen Erfahrungen der ersten Wochen vereinzelt zu bremsen begann, nun auch die ursprünglichen Befehle hinsichtlich der nichtaktiven Bürgergarden wieder aufzuheben suchte, ohne daß es natürlich gelungen wäre, die gerufenen Geister sofort wieder zu bannen.

Er behauptet, allenthalben sei durch die Gemeindeverwaltungen die Ablieferung der Waffen befohlen (S. 181, 192), und schon deswegen sei ein Widerstand der Zivilbevölkerung ausgeschlossen gewesen; jedoch er bringt als Beleg nur einen zaghaften Erlaß des Bürgermeisters von Brüssel, nach welchem diejenigen Mitbürger, die den besonderen Wunsch hätten, sich ihrer Feuerwaffen zu entledigen, sie in den Polizeikommissariaten gegen Quittung abgeben könnten, und erwähnt nicht, daß die nichtaktiven Bürgergarden natürlich von solcher Ablieferung, soweit sie überhaupt angeordnet wurde, allenthalben ausgeschlossen waren.

Diese nichtaktive Bürgerwehr, den weit überwiegenden Teil der die ungedienten Bürger von 20 bis 40 Jahren umfassenden Garde civique, die nur in befestigten Orten mit über 10000 Einwohnern aktiv war, vergleicht nun Waxweiler (S. 185ff.) mit dem deutschen Landsturm und erklärt sie als eine durch Führung, Bewaffnung, Uniformierung und Abzeichen hinlänglich gekennzeichnete reguläre Truppe. Er verschweigt, daß irgendwelche Vorsorge für die Durchführung ihrer Mobilisierung von der belgischen Militärverwaltung nicht getroffen war. Indem die Organisation den Bürgern allein überlassen wurde, die Führung mangelte, Waffen selbst nach Gutdünken beschafft werden sollten und in den seltensten Fällen offen getragen wurden, die vorgeschriebenen Blusen, die man kaufen sollte, vielfach nicht mehr erhältlich waren, deutlich sichtbare Abzeichen nicht angelegt wurden, waren diese von der Regierung zum Widerstand aufgerufenen Massen, die in den

von den deutschen Truppen schon besetzten Orten plötzlich ihre hinterhältigen Angriffe begannen, von unregulären Aufständischen schlechterdings nicht zu unterscheiden und konnten nur als solche behandelt werden. Andererseits gibt der Verfasser die Absicht einer beständigen Beunruhigung des vorrückenden deutschen Feindes durch versteckte Soldaten, eine systematische Irreführung des Gegners und gelegentliche Vertauschung der Uniform mit Zivilkleidung zu (S. 195 ff.), ohne einzugestehen, wie bedenkliche Folgen das notwendig haben mußte.

Er verkündet: die „Zwangsvorstellung“, allenthalben Franktireurs zu wittern, sei den deutschen Soldaten schon während ihrer militärischen Ausbildung beigebracht worden (S. 200), erklärt aber nicht, woher es kam, daß dieselben Soldaten plötzlich von dieser „fixen Idee“ geheilt wurden, sobald sie den belgischen Boden verließen und nordfranzösisches Gebiet betraten, denn von dort hat man in diesem Kriege nichts von ähnlichem Freischärlertum gehört.

Waxweiler ist dann aber doch so streng wissenschaftlich veranlagt, daß er, obwohl Tatsachen, die wirklich auf einen Freischärlerkrieg bezogen werden müßten, „niemals haben festgestellt werden können“ (S. 188), obwohl „Städter und Dorfbewohner“ „an alles dachten, nur nicht daran, einen Franktireurkrieg zu führen“ (S. 192), obwohl die Belgier die Deutschen nie „mit Flintenschüssen hinter Mauern versteckt“ empfangen haben (S. 189), daß er trotzdem noch nach weiteren Gründen forscht, die den „Franktireurwahn“ der deutschen Truppen erklären könnten. Er hat sich zu diesem Zwecke selber von „verläßlichen Freunden“ und „glaubwürdigen Zeugen“ Aussagen gesammelt. Wenn er auch jede deutsche Nachricht unnachsichtlich zurückweist, die nicht durch die bestimmtesten Namen, Orts- und Zeitangaben die Möglichkeit der Nachprüfung bietet, so hat er selbst natürlich das Recht, „aus Diskretion, deren Beweggründe man leicht verstehen wird, gewisse Namen nicht anzuführen“ (S. 193). Wer würde auch Angaben des ihm „persönlich bekannten Herrn X“ (S. 193) oder gar der fünfzigjährigen „Tante eines seiner Kollegen an der Universität in Brüssel, Frau Y“ (S. 197), in ihrem Aussagewert anzuzweifeln wagen!

Auf Grund dieses Materials ist er nun in der Lage, Aufklärung über die auf deutsche Truppen angeblich abgefeuerten Schüsse zu geben, und er beginnt (S. 192): „So haben mir verläßliche Freunde zwei Ortschaften genannt, in denen sich Wilddiebe im Gehölz versteckt oder nachts den Soldaten aufgelauert hatten, um auf sie zu schießen. Ich denke nicht nur nicht daran, dies zu verneinen, sondern ich füge noch hinzu, daß dies auch anderswo vorkommen konnte.“ „Im Laufe des Monats September ging beim Vorbeifahren eines deutschen Zuges in der Nähe von Jurbise, auf der Strecke Brüssel—Mons, ein Knallsignal los. Die im Zuge befindlichen deutschen Soldaten hörten den Knall und dachten sofort, es handle sich um ein Attentat von Franktireurs. Sie ergriffen einige Bauern, die in der Nähe arbeiteten, und schossen sie sofort nieder. Nachträglich gelang es, ihnen über den Ursprung des Knalls Aufklärung zu geben. Die Soldaten drückten ihr Bedauern aus und zogen weiter.“ —

Als ich bei meiner Lektüre bis zu diesem „Knallsignal“ gekommen war, mußte ich einen Moment das Buch zuklappen. Ich hatte mich bis dahin ehrlich in die Gemütsstimmung eines ver-

rannt deutschfeindlichen Lesers versetzt und fand aus ihr heraus die Darlegungen leidlich überzeugend. Nun aber für die massenhaften hinterhältigen Beschießungen in nachweislich weit mehr als zweihundert Ortschaften so lächerlich kleinliche Erklärungsversuche wie dicht hintereinander die „Wilddiebe“ und das „Knallsignal“? Nein, Herr Waxweiler, da hat Sie Ihr Biedermeiersinn doch zu weit geführt, das wirkt grotesk! Das würde ich in Rücksicht auf die bis dahin gar nicht so üble Wirkung in der neuen Auflage streichen! Und wenn Sie schon einmal den Blaustift zur Hand nehmen, so gehen Sie damit auch gleich vier Seiten weiter unten der „Tante Y“ zu Leibe, denn auch sie verdirbt Ihnen das Geschäft mit ihrem einfältigen Geschwätz, daß sie während der Feuersbrunst von Herve „von ihrem Fenster aus“ beobachtet habe, „wie ein deutscher Unteroffizier durch das Fenster des Nachbarhauses Revolverschüsse abfeuert, rasch davoneilt und seinen Soldaten zuruft: Hier ist geschossen worden“. Kann sie etwa auf ihren Eid nehmen, daß jener Unteroffizier keinen Anlaß hatte, in das Haus zu schießen, und daß er es wirklich nur tat, um einen Vorwand für Brandstiftung und Mord zu finden? Wer wird ihr das glauben? Auch der rührselige Aufputz der Geschichte von Linsmeau (S. 229 ff.) ist übrigens auf ein niedrigeres Bildungsniveau berechnet, als Sie es sonst in Ihrem Buche voraussetzen, und wäre daher besser einem billigen Pfennigblättchen zu überlassen. —

Ich bitte die Leser dieser Zeitschrift um Verzeihung, daß ich hier in einen Ton gefallen bin, der zu dem Ernste des Gegenstandes in offenbarem Mißverhältnis steht. Sie mögen aber berücksichtigen, daß derjenige, der die amtlichen deutschen Untersuchungsakten, wie sie vom Auswärtigen Amt in der umfassenden Denkschrift „Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskriegs“ in geradezu vorbildlicher Weise der Öffentlichkeit vorgelegt sind, durchstudiert hat, mit ihren Hunderten von eidlichen Zeugenaussagen sachkundiger Männer und ihren mit äußerster Gewissenhaftigkeit daraus gewonnenen absolut zweifellosen Ergebnissen, daß der über diesen Abschnitt des Waxweilerschen Buches wirklich nur sehr schwer noch mit ernster Miene schreiben kann.

Ein einziger Vergleich mag das noch erhärten. Er betrifft die Vorgänge in Aerschot vom 19. und 20. August 1914. Nach Waxweiler (S. 196) „behauptete ein Zeuge, ein Belgier, vor der Untersuchungskommission, daß am Nachmittag ein Soldat, der in einem Hause versteckt gewesen, dieses Gewehr im Arme verließ, nachdem er die Uniform abgelegt und Zivilkleider angezogen hatte. Angenommen, er sei es gewesen, der den vermuteten Schuß abgefeuert, wegen dem der deutsche Truppenkommandant behauptet, es sei geschossen worden — darf die Tat eines Einzelnen einer ganzen Bevölkerung als Verbrechen zur Last gelegt werden?“ Nach den eidlichen Zeugenaussagen der amtlichen deutschen Untersuchung spielten sich dagegen die Vorgänge folgendermaßen ab: Die Aerschoter Bürger haben flüchtige belgische Soldaten in ihren Häusern verborgen und in Zivilkleider gesteckt; mit ihnen vereinigen sich Angehörige der nichtaktiven Bürgergarde. Der Bürgermeister wird danach gefragt und gewarnt, er leugnet, und die zweimal wiederholte Aufforderung zur Waffenablieferung wird ungenügend befolgt. Um 8 Uhr abends gibt ein einzelner Schuß

das Signal zu drei Gewehrsalven aus einem Hause am Markt, deren Hauptzweck, den deutschen Oberkommandierenden, Oberst Stenger, durch die geöffneten Balkontüren seines Quartiers im Bürgermeisterhause zu töten und die deutschen Truppen führerlos zu machen, wirklich gelingt. Darauf nach kurzer Pause lebhaftes Schnellfeuer aus vielen Häusern, und zwar auch aus dem des Bürgermeisters, meist aus den Dachluken, während Türen und Fenster fest geschlossen sind. Diese Lage zwingt zum Sturm auf die betreffenden Häuser. Die darin ergriffenen männlichen Zivilpersonen werden als Freischärler erschossen. — Dabei wären nun nach Waxweiler (S. 199) die Opfer ungerechterweise „durch das Los bestimmt". Die Sache sei bewiesen, denn „der Gesandtschaftssekretär Herr Orts, dessen Zeugnisaussage niemand, welcher ihn kennt, bezweifeln wird", hat bei einem späteren Besuch die Stätte der Exekution entdeckt und aus „Spuren geschwärzten Blutes" festgestellt, daß die Opfer je zwei Meter voneinander entfernt gestanden haben. Dadurch soll die Richtigkeit von andern Aussagen bestätigt werden, „denen zufolge die Vollstrecker des Todesurteils im letzten Augenblick von drei Männern zwei aus der Reihe treten ließen, so daß in Ermangelung selbst eines Scheines von Untersuchung das Los über die Todgeweihten entschied". Wäre mit diesen nach Kriegsrecht sämtlich als schuldig zu betrachtenden Opfern so verfahren, so läge darin ein Akt der Milde. Tatsächlich sind aber nach den eidlichen Aussagen der deutschen Untersuchung nur sämtliche Frauen und Kinder, drei Krüppel und zu Auskunftszwecken ein Seminarlehrer ausgesondert worden; von einem Auslosen ist keine Rede.

Ähnliche Vergleichungen ließen sich mit demselben Erfolge für die Kämpfe in Andennes, Tamines usw. vornehmen und sind in der Tat von Graßhoff vorgenommen, von den entsetzlichen Vorgängen in Dinant und Löwen, die der Verf. selbst nur vorsichtig streift, ganz zu schweigen. Keinem Urteilsfähigen in Deutschland wird es einfallen, zu bestreiten, daß dabei von seiten des deutschen Militärs vielfach mit furchtbarer Härte verfahren werden mußte, daß in solcher Lage Zufälle und Mißverständnisse niemals ganz auszuschalten sind, daß der ernste Gerechtigkeitswille im Drange der Ereignisse das Mitleiden Unschuldiger nicht immer hat verhindern können, und daß auch für zahlreiche Schuldige als irregeleitete Vaterlandsverteidiger das prachtvolle Bismarckwort von 1870 gilt: „Hut ab vor dem Franktireur bis an den Galgen! Aber hängen muß er."

Das eben ist das grausame Gebot des Krieges, wie es auch das vom deutschen Generalstab 1902 herausgegebene Handbuch über den „Kriegsgebrauch im Landkriege" aufrichtig und kräftig zum Ausdruck bringt. Waxweiler zeigt hier wieder sein altes Geschick; indem er aus diesem Buche einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Abschnitte vorlegt (S. 213 ff.), weiß er dem deutschen Generalstabe einen Strick zu drehen, als ob er systematisch jede Humanität verpöne und eine „nicht zu rechtfertigende Methode der Kriegführung" habe, „die einfach willkürlich, blindlings und brutal durchgeführt wird". Auf dies theoretische Gebiet kann der Verf. sich immer noch zurückziehen, wenn, wie er vielleicht voraussieht, seine früheren Tatsachenbelege durch die Veröffentlichung des amtlichen deutschen Materials hinweggefegt sein sollten.

Es handelt sich hier wesentlich um eine Frage der Ehrlichkeit. Ich kenne die ähnlichen Handbücher der andern großen Nationen nicht. Vielleicht macht man darin den Humanitätsforderungen theoretisch größere Zugeständnisse, um dann in der Praxis mit noch größerer Rücksichtslosigkeit, als die deutsche Armee, zu verfahren, und es gelten wohl auch auf diesem Gebiete die Worte des Amerikaners Robert J. Thompson (vgl. Schumanns Gegenschrift S. 25): „Der Deutsche ist zu naiv, um sich derartiger heuchlerischer Hilfsmittel zu bedienen. Er hat in den diplomatischen Künsten noch viel zu lernen. Die Ehrlichkeit ist aber immerhin auch etwas wert und bewährt sich zuweilen." Daß der oberste Zweck des Krieges über das Maß der Gewaltanwendung letzten Endes entscheidet, während jeder Akt der Zerstörung, der durch ihn nicht gefordert wird, verwerflich ist, daß „der subjektiven Freiheit und Willensentscheidung des Kommandierenden weite Grenzen gesteckt sind", wobei die Gebote der Religion, der Zivilisation und der Ehre, die in der Armee lebenden Traditionen und der allgemeine Kriegsbrauch seine Entscheidungen zu leiten haben, daß aber die Notwendigkeiten des Krieges ein Abweichen von diesem allgemeinen Kriegsbrauch „unter Umständen sogar dem Oberkommandierenden zur Pflicht machen", das wird hier in scharf geprägten Sätzen verkündet. Es ist nicht ersichtlich, was dagegen einzuwenden sein sollte, wenn man den Dingen nur mit männlichem Ernst und Wahrheitssinn ins Gesicht sieht. Bezeichnenderweise kann selbst Waxweiler (S. 223) „die Berechtigung des Kriegsnotstandes nicht in Abrede stellen; nur soll es damit genau genommen werden, und die Berufung darauf soll mit Vorsicht geschehen". Wenn er weiter erklärt: „Dem Ermessen eines Militärführers (so!) anheimstellen, ob die Notwendigkeit vorliegt, heißt sie mit der Zweckmäßigkeit identifizieren", so verrät er leider nicht, wie er selbst sich diese Entscheidungen praktisch vorstellt, ob er es etwa für möglich hält, im Drange kriegerischer Ereignisse von einer Minute zur andern juristische Gutachten einzuholen.

Soll ich zum Schluß auch noch auf die widrige Frage der auf dieser oder jener Seite verübten Greuel eingehen? Man weiß ja, wie eilfertig schon am vierten Kriegstage unter dem Vorsitz des belgischen Justizministers eine Untersuchungskommission gebildet wurde, die das Publikum zur Mitteilung aller von den Deutschen begangenen Völkerrechtsverletzungen aufforderte, wie unverantwortlich leichtsinnig sie ihres Amtes gewaltet und mit ihren schlecht verbürgten Berichten die öffentliche Meinung der Welt erregt hat. Die hier von Graßhoff geäußerte Vermutung, daß dies ganze Werk wesentlich auf englischen Einfluß zurückzuführen sei, hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich; man braucht nur an die Feststellung G. Schumanns zu erinnern, daß unter den Vernehmenden auch der Sohn des britischen Generalkonsuls in Antwerpen war, und die gleichfalls von ihm an anderer Stelle zitierten Worte eines Engländers, des sozialpolitischen Schriftstellers E. Crawley, danebenzuhalten: „Engländer sind stets auf der Suche nach Greueln: bulgarischen Greueln, armenischen Greueln, tripolitanischen Greueln, Kongo-Greueln; jetzt sind es deutsche Greueltaten. Man sieht, die Schändlichkeit der Verüber richtet sich danach, wer uns zurzeit unangenehm ist. — Wir haben vergessen, daß der Belgier der grausamste, der gemeinste, der feigste Hund Europas war,

und daß wir das predigten, bis alles ihn haßte als einen Mörder, Folterknecht, Verstümmler und Kannibalen. Tausendfach haben wir gehört, wie seine Schande in die Welt hinausposaunt wurde. Wir hörten von nichts, als von Gummi in Blut getaucht, rotem Gummi, von Niggern, deren Hände und Füße und alles, was abzuhacken war, abgehackt war, von Schändung, Raub, Mord, Menschenfresserei usw. usw. Und heute ist es das „tapfere kleine Belgien" und „les braves Belges", und man hört so viel von Helden und Märtyrern, daß einem vernünftigen Menschen ganz übel davon wird." Gibt das nicht zu denken?

Wir Deutschen sind nicht gewöhnt, den Krieg mit solch eklen Mitteln der Stimmungsmache zu führen, und wir würden an die tieftraurigen belgischen Vorgänge schon jetzt kaum mehr rühren, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit durch die Anwürfe unsrer Gegner dazu gezwungen würden, die wie etwa Waxweiler es als eine „Vermessenheit" erklären, in angeblichen Freveln der belgischen Bevölkerung „eine Rechtfertigung für die Repressalien der deutschen Truppen zu finden" (S. 233), und behaupten: „Es war ja gar keine Schuld vorhanden" (S. 244) oder: „Milde, Gerechtigkeit und Menschlichkeit" hätten leichter zur Befriedung geführt, denn die Bevölkerung hält in einem solchen Falle, statt von Haß und dem Wunsch nach Rache erfüllt zu werden, von selbst Ruhe" (S. 247). Ach nein, so war es nicht! Erst durch Ströme von Blut konnte die selbst der furchtbaren Gefährdung eines heimlichen Volkskrieges trotzende Mannszucht der deutschen Truppen zu jenem Ziel gelangen, hier war es höhere Humanität, nicht human zu sein.

Und was die bestrittenen Greuel auf der Gegenseite betrifft, die tückischen Überfälle aus dem Hinterhalt nach heuchlerischer Verstellung, die furchtbaren Kampfesmittel und entsetzenerregenden Verstümmelungen Verwundeter und Toter, so gehören sie leider der Wirklichkeit an. Wer sich durch Waxweilers unwahre Behauptung, „in amtlichen Kreisen" Deutschlands würden „die den Belgiern vorgeworfenen Grausamkeiten ausdrücklich dementiert" (S. 207) nicht abhalten läßt, die oben erwähnte amtliche Aktenpublikation vorzunehmen, der kann auch in dieser Hinsicht der Wahrheit der Geschehnisse sehr nahekommen. Wer sich ihr dagegen absichtlich verschließt, dem ist nicht zu helfen. Auch Frauen haben sich in grauenhafter Weise an den Verstümmelungen beteiligt; es gab von je Megären der Kampfstätten, und hier waren alle Leidenschaften aufgepeitscht — kein Gerechtdenkender wird das verallgemeinern und den belgischen Frauen insgesamt darum einen Makel anheften wollen! Nicht einmal über die hinterlistig kämpfenden Volksmassen wird man vorschnell ein Verdammungsurteil fällen; sie waren aufgehetzt, irregeführt und vorwärtsgetrieben von den Behörden, von der Presse, gelegentlich auch von Geistlichen, in guten und schlechten Instinkten aufgestachelt, vielfach nicht auf der Bildungsstufe, um die Dinge vollständig zu überschauen und die Folgen zu bedenken. Sie haben überdies schwer gebüßt!

Wohl aber trifft ein gut Teil der geschichtlichen Verantwortung die leitenden Kreise Belgiens! Sie haben seit Jahren das Staatsschiff in verkehrter Richtung gesteuert, ihre pflichtmäßige Neutralität durch einseitige Hinwendung verletzt und dadurch auch die letzte Gelegenheit verpaßt, bei dem mit histo-

Aus der Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart“ 1915, Heft 1.

Diltheys Studien zur Ideengeschichte.[1])

Von Justus Hashagen.

Als Dilthey im Jahre 1905 drei alte Aufsätze über Lessing, Goethe und Novalis zusammen mit einem neuen über Hölderlin unter dem Titel „Das Erlebnis und die Dichtung“ vereinigt herausgab, da wurde der literarischen und der gelehrten Welt eine Überraschung zuteil. Obschon die Sammlung meistens nur alte in den sechziger und siebziger Jahren ausgearbeitete Stücke enthielt, erschien sie doch wie ein neues Werk. Viel gelesen und viel bewundert, erlebte sie binnen kurzem vier Auflagen.

Dasselbe günstige Schicksal wird auch über allen künftigen Sammlungen walten. Dilthey war ein Fragmentist und ein Essayist im höchsten Sinne des Wortes. Aus dem unerschöpflichen Schatze seiner geistigen Werkstatt spendete er zwar immer wieder Meisterstücke der erlesensten Art. Aber die Fülle der Gesichte, die sich ihm bei seinen unermüdlichen ideengeschichtlichen Wanderungen aufdrängten, war zu groß und reich, als daß er jemals ihre schulmäßige Ordnung in eine systemvolle Gruppe hätte versuchen können. So bleiben uns nur die kleinen und großen disjecta membra. Ihnen gegenüber hat die Nachwelt die Pflicht der Sammlung, im äußeren und im inneren Sinne. Zunächst im äußeren: es ist ein dringendes literarisches und wissenschaftliches Bedürfnis, das geistige Erbe dieses Mannes nicht in der jetzigen äußeren Zersplitterung zu lassen. Eine Diltheysammlung, das zeigt schon „Das Erlebnis und die Dichtung“, ist Notwendigkeit und Pflicht. Sie darf nicht auf eine Stufe gestellt werden mit anderen Sammlungen von Aufsätzen, Vorträgen, Reden usw., deren Existenzberechtigung bisweilen erst durch Reklame erwiesen werden kann. Jedes Wort zur Rechtfertigung einer Diltheysammlung wäre überflüssig. Das gilt nun besonders auch von den Gesammelten Schriften, die in sechs Bänden im Teubnerschen Verlage, in dem auch schon die erste Sammlung über „Das Erlebnis und die Dichtung“ erschien, herausgegeben werden sollen. Vor uns liegt der zuerst veröffentlichte zweite Band: Weltanschauung und Analyse des

1) Eine Übersicht über die „Gesammelten Schriften“ Diltheys ist auf der letzten Seite gegeben.

Menschen seit Renaissance und Reformation. Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie und Religion: Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert. Das natürliche System der Geisteswissenschaften. Die Autonomie des Denkens. Giordano Bruno. Der entwicklungsgeschichtliche Pantheismus. Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes. Die Funktion der Anthropologie in der Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts (IX, 528 Seiten, 1914, Preis geb. 16 M.).

Auch der vorliegende Band setzt sich fast ganz aus alten Zeitschriftenaufsätzen zusammen, deren Erscheinen teilweise mehr als zwanzig Jahre zurückliegt. Aber man möchte wieder beinahe glauben, sie würden erst jetzt aus seinem Nachlasse herausgegeben, so wie einst die größten Werke des Descartes, Spinoza und Leibniz. Und irren wir nicht, so wird die literarische und die gelehrte Welt jetzt wieder dasselbe erleben wie mit Diltheys Studien über Klassiker und Romantiker: sie wird sich in das Werk vertiefen und es genießen, wie man eine köstliche Neuerscheinung genießt, mit fliegendem Atem, mit steigender Ergriffenheit, mit einem bleibenden Gewinn für den inneren Menschen, den geistigen und den wissenschaftlichen. Sie wird es vergessen, daß alte Gaben hier vor ihr ausgebreitet werden, die schon seit lange die Ideengeschichte befruchtet haben, wenn auch nicht so stark und nachhaltig, als man wegen ihres inneren Gehaltes hätte wünschen mögen. Introite, nam et heic dei sunt.

Ideengeschichte: das Ideal des echten Dogmen-, Rechts- und Philosophiehistorikers, das Ideal einer neuen zukunftsreichen Richtung der Literaturgeschichte, das Ideal aber auch, und zwar seit langem, einer kleinen Gruppe von zünftigen Historikern. Ideengeschichte, nicht Geschichtsphilosophie. Dilthey theoretisiert nicht; sondern was Ideengeschichte in der Praxis ist, das zeigt er an einer Wolke von Zeugen. Neben der „Einleitung in die Geisteswissenschaften", die als erster Band der neuen Sammlung erscheinen soll, neben dem ersten und einzigen Bande des Lebens Schleiermachers von 1870, neben dem Aufsatze über „Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt" (Deutsche Rundschau 1901. Will man ihn ebenso wie die Aufsätze über die Akademie, ebenda 1900 f., von der neuen Sammlung ausschließen?) sind gerade die Aufsätze dieses zweiten Bandes der Gesammelten Schriften besonders befähigt, den Ideenhistoriker Dilthey von neuem zu vergegenwärtigen. Sofern aber der moderne Geschichtsunterricht der obersten Stufe von der Oberprima aufwärts zur Universität sich durch die Ideengeschichte fördern lassen muß, darf er an diesem Bande nicht vorübergehen.

Freilich ist es kein leichtes Buch. Man handelt nur im Sinne Diltheys, wenn man das nicht verschweigt. Die Aufsätze stellen einem raschen Verständnisse nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Wenn man versucht, den mannigfachen Wurzeln dieser Schwierigkeiten nachzugehen, so erleichtert man damit nicht nur den Zutritt zu diesem Bande, sondern man liefert auch einen kleinen Beitrag zur Charakteristik dieser Studien.

Die Ideengeschichte gleicht einem uferlosen Meere. Es durch künstliche Veranstaltungen einzudämmen, liegt nicht in der Absicht des Meisters. Grundsätzlich haben für ihn die geistigen Wurzeln all der verschiedenen menschlichen Betätigungen in der Vergangenheit das gleiche Interesse. Einer der gedankenreichsten Philosophiehistoriker des letzten halben Jahrhunderts ist Dilthey gewiß. Aber um die Philosophie im Kreise erscheint ihm der Kranz all der anderen menschlichen Betätigungen in üppiger Fülle. Dilthey behandelt infolgedessen sehr viel, was man in den landläufigen Geschichten der Philosophie, auch in der umfassendsten, vergebens sucht. Freilich bemerkt man in einer bevorzugten Stellung neben der Philosophie, wie der Titel richtig hervorhebt, die Religion. Wenn in diesem Bande auch vorwiegend das sechzehnte und besonders das siebzehnte Jahrhundert behandelt werden, so erscheint doch Schleiermachers Schatten oft genug, und man glaubt bisweilen Prolegomena zum Verständnisse Schleiermachers zu lesen. Allein neben Philosophie und Religion kommen nun weiter zu ihrem Rechte die Theologie bis auf außerhalb der Fachkreise weithin unbekannte Einzeldisziplinen wie die Exegese herunter, ferner Toleranzgeschichte, Geschichtsphilosophie, Staats-, Rechts-, Wirtschafts-, Gesellschaftslehre. Ihre Zusammenhänge mit den redenden und bildenden Künsten werden zwar nur gelegentlich, aber dann besonders tief eindringend hergestellt. Der Universalismus der Renaissance und die Polymathie des siebzehnten Jahrhunderts führen immer wieder auf das uferlose Meer hinaus. Nur ein so allgemeiner, aber auch mit so viel Schwierigkeiten zu verwirklichender Begriff wie der der Ideengeschichte kann auch diesem Diltheybande gerecht werden.

Andere Schwierigkeiten führen von den Stoffen zu der reizvollen, aber selbstgewachsenen, esoterischen Persönlichkeit des Verfassers hinüber, die gerade in dem vorliegenden Bande charakteristische Eigentümlichkeiten ihres geistigen Schaffens hervortreten läßt. Entsprechend der Vielgestaltigkeit des ideengeschichtlichen Stoffes kann Dilthey mit nur einer wissenschaftlichen Kunstform nicht auskommen. Die wegen ihrer Form am meisten in die Augen fallenden Aufsätze sind Essays von höchster

darstellrischer Vollendung: das Charakterbild Machiavellis, der biographische Essay über Giordano Bruno, die allgemein-ideengeschichtlichen Essays über Gründe und über das Wesen der Reformation und über die Entstehung der Aufklärung, eingesprengt zwar in größere Zusammenhänge, weitere essayistisch verklärte Analysen einzelner reformatorischer Schriften, der episodisch gehaltene Essay zur Entwicklung von Goethes Welt- und Lebensanschauung in der Spinoza-Herder-Zeit und viele andere. Aber schon in diesem letzten Falle ist die Kunstform nicht mehr rein, sondern versetzt mit Spezialuntersuchungen. An anderer Stelle, so bei Melanchthon, besonders deutlich aber bei dem Nachweise des stoischen Einflusses in der neueren Geistesgeschichte, dem dieser Band recht eigentlich gewidmet ist, behauptet eine durchaus mikrologische Spezialuntersuchung das Feld, die sich nicht scheut, bis zu bloßer Materialsammlung herabzusteigen. In den fünf größeren Aufsätzen aber, die den Hauptinhalt der Sammlung ausmachen, findet man fortgesetzt einen lebensvollen Wechsel zwischen den beiden formalen Haupttypen des Essays und der Spezialuntersuchung. Das Studium des Werkes wird dadurch zwar ungemein abwechslungsreich, aber es wird nicht erleichtert; es bedarf einer besonderen Arbeit, um das Essayistische von der Spezialuntersuchung zu unterscheiden; erst dann aber, wenn diese Unterscheidung erreicht ist, gewinnt man auch sachlich die richtige Perspektive.

Noch deutlicher tritt in diesem Bande Diltheys Neigung zum Fragment, seine Abneigung zu systematischem Aufbau und Ausbau zutage. Diese Neigung verlangt von jedem, der das Werk studiert, eine Mit- und Weiterarbeit, die weit über das Maß dessen hinausgeht, was ein wissenschaftliches Werk sonst von seinem „Leser" zu verlangen pflegt. Der vierte der glänzenden großen Aufsätze über den „entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus" z. B. ereicht das eigentliche Thema gar nicht mehr: er gelangt nur bis Descartes und mündet aus in eine breite Würdigung Hobbes', die an und für sich gewiß höchst lehrreich ist, im allgemeinen Zusammenhange aber dieses Aufsatzes nur eine Digression bedeutet und vor allem nicht wie jetzt den Eindruck eines Schlußabschnittes erwecken dürfte. Der zweite Aufsatz über „Das natürliche System der Geisteswissenschaften im siebzehnten Jahrhundert" hat einen noch merkwürdigeren Schluß, nämlich eine tiefe kritische Darlegung der reformatorischen Religiosität, wieder nur eine Digression im Zusammenhange des ganzen Aufsatzes und als Schlußabschnitt ungeeignet und das Verständnis erschwerend. Dazu kommt das überaus verwickelte gegenseitige

Verhältnis der fünf Aufsätze. Fünfmal wird hier im wesentlichen dieselbe Periode der neueren Geistesgeschichte von der Renaissance bis Leibniz durchlaufen, unter Rückblicken auf Antike und Mittelalter, denen die überall vorausgesetzte „Einleitung in die Geisteswissenschaften" von 1883 (abgesehen von ihren mehr zurücktretenden systematischen Teilen) gewidmet war, und unter Ausblicken auf die Aufklärung und den neuen deutschen klassischen Idealismus bis zur Romantik. Jeder dieser Aufsätze gewinnt dieser überreichen Periode der europäischen Ideengeschichte wieder neue Seiten ab. Jeder berührt sich aber auch aufs engste mit dem anderen; denn die kritisch zersetzende Geschichte der Metaphysik bleibt doch in allen wie schon in der dafür grundlegenden „Einleitung in die Geisteswissenschaften" das Hauptthema. Noch in der letzten Arbeit über die „Anthropologie" liegt in dem Nachweise ihrer durch die Metaphysik des jeweiligen Denkers bestimmten Gestalt der Hauptnachdruck. So laufen die geistigen Verbindungslinien zwischen den fünf Aufsätzen in verwirrender Fülle herüber und hinüber, und wollte man sie in eine systematische Darstellung hinüberführen, so bedürfte es eines neuen Buches. Diltheys Schaffensart erinnert an die Herders. Von dem Reisejournale seiner Jugend bis zu den Humanitätsbriefen des Alters ist Herders Hauptthema die Geschichtsphilosophie. Immer wieder kommt er in neuen, großartigeren Anläufen darauf zurück, das Alte umschmelzend, Neues hinzufügend. Auch die „Ideen" behandeln dieses Thema nicht vollständig oder systematisch. Was die Geschichtsphilosophie bei Herder, ist die Ideengeschichte bei Dilthey. Sie beschäftigt ihn vom „Leben Schleiermachers", freilich schon dem Werke des gereiften Mannes, bis zu den Arbeiten der Spätzeit in immer neuen, sich gegenseitig berührenden, oft ineinander verflochtenen Wiederholungen, die doch nie bloße Wiederholungen sind. Prolegomena, „Ideen", Fragmente, wie man es nennen will. Unter ihnen nehmen die fünf Aufsätze unseres Bandes einen bevorzugten Platz ein.

Es ist merkwürdig, daß ein so bedeutender Philosoph und Philosophiehistoriker wie Dilthey die Neigung zum Torso, zum Fragment und zum Aphorismus größten Stiles, die Abneigung gegen die Systematik so weit treibt, daß er sie auch auf die Terminologie, besonders an entscheidenden Stellen und in den Überschriften, Einfluß gewinnen läßt. Man findet bei ihm eine Scheu, das Verwickelte des wirklichen ideengeschichtlichen Verlaufes durch allzu bestimmte und landläufige Termini schon in den Überschriften zu vergewaltigen. Die Folge ist, daß man auch bei unseren fünf Aufsätzen von der Überschrift nicht sogleich auf den Inhalt schließen darf.

Wenn man die Überschriften des ersten und des fünften Aufsatzes liest: „Auffassung und Analyse des Menschen" und „Die Funktion der Anthropologie in der Kultur", so sollte man denken, daß man zuerst eine Charakteristik der Psychologie und Ethik etwa im Sinne des auch vom Verfasser sehr hochgeschätzten Jakob Burckhardt erhielte, um dann in dem letzten Aufsatze die „Funktion" dieser geläuterten Psychologie und Ethik „in der Kultur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" beleuchtet zu finden.

Allein in beiden Fällen bestätigt sich diese Erwartung nicht. Zwar wird das, was die Überschriften angeben, in beiden Aufsätzen natürlich berücksichtigt. Aber der ganze umfassende Inhalt der beiden Aufsätze wird durch den Titel nicht zur Anschauung gebracht. Die wertvollen Beiträge zur Geschichte der Psychologie und besonders der Ethik und allgemeinen Lebensanschauung von Renaissance und Reformation, wie sie der erste Aufsatz in besonders farbenprächtigen Bildern vereinigt, wachsen sich nämlich je länger, je mehr zu einer weitgespannten Geschichte der metaphysischen und religiösen Vorstellungen und Strebungen von Renaissance und Reformation aus und erheben sich gerade damit zu der ihnen eigentümlichen Höhe. Im letzten Aufsatze entfaltet sich ein ähnliches und doch auch wieder anders gestelltes Schauspiel. Gewiß ist Diltheys Interesse im Einklange mit der Überschrift jetzt noch deutlicher als im ersten Aufsatze auf die „Anthropologie", d. h. auf Psychologie, Ethik, allgemeine Lebensanschauung als solche gerichtet, wie schon die zahlreichen höchst bemerkenswerten Spezialuntersuchungen in diesem Aufsatze erkennen lassen. Aber der eigentliche Gegenstand der Untersuchung ist doch erst darüber hinaus die Verflechtung dieser „Anthropologie" mit der Metaphysik, was nun Veranlassung gibt, die „Struktur" der großen Systeme von Descartes, Hobbes, Spinoza und Leibniz aufzudecken, so daß man schließlich in diesem letzten Stücke die am meisten rein philosophiegeschichtliche Leistung erblicken darf, die auch für Renaissancegrößen wie Vives, Cardano, Scaliger, Telesio viele neue Aufschlüsse bietet. — Statt der Überschrift des zweiten Aufsatzes: „Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert" möchte man nach Studium des Aufsatzes schreiben: „Die treibenden Kräfte in der Vorgeschichte der Natürlichen Theologie und der Aufklärung seit Melanchthon". Weder die Zeitangabe der Überschrift stimmt, noch wäre es richtig, hinter ihr nur einen wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag zu vermuten. Durch die neue Überschrift des zweiten Aufsatzes wäre dann aber auch schon der wesentliche Inhalt des dritten

Aufsatzes abweichend von seinem jetzigen Titel ausreichend bezeichnet. Günstiger liegen die Verhältnisse beim vierten Aufsatze. Wenn der Titel auch hier nicht stimmt, so hat das seinen Grund nur in der äußeren Tatsache, daß der Verfasser über die Einleitung nicht hinausgekommen ist.

Angesichts dieser hier nur an einigen Beispielen gezeigten Sachlage wäre es natürlich Pflicht des Herausgebers gewesen, ein ausführliches, systematisch gearbeitetes Sachregister, freilich eine Arbeit von Monaten, beizugeben. Mit geringerer Mühe hätte das Inhaltsverzeichnis übersichtlicher, zutreffender und ausführlicher gestaltet werden können. Es wäre ein leichtes gewesen, die vom Verfasser selbst zur Bezeichnung der Unterabteilungen verwandten Ziffern wenigstens im Inhaltsverzeichnisse, versehen mit Überschriften, noch besser im Texte in eckigen Klammern, zu wiederholen. Die Integrität des Diltheyschen Textes würde dadurch in keiner Weise berührt.

Daß man zur Erkenntnis dieser und anderer Schwierigkeiten gelangt, ist eine Hauptvoraussetzung für das nutzbringende Studium dieses Buches. Dann erst wird man reichen Gewinn daraus schöpfen. Es ist vor allem eine Eigenschaft, die den Verfasser (ähnlich wie auf theologischer Seite Troeltsch, dem Dilthey in entscheidender Weise vorgearbeitet hat, und auf philosophischer Seite Windelband) dem empirischen Historiker, der in dem Ideenhistoriker doch nie verschwinden darf, so besonders lieb und lehrreich macht. Das ist sein Gegensatz gegen die konstruktive Ideengeschichte Hegels und seiner Nachfolger sowohl wie der Positivisten im Stile von Comte und Buckle, und im Zusammenhang damit die ernste Achtung vor der Bedeutung des sozialgeschichtlichen Unterbaus für die Ideengeschichte. Dilthey begnügt sich nicht mit eingelegten, übrigens durchweg die Meisterhand verratenden Milieuschilderungen, sondern er benutzt sie, um aus ihnen philosophische Systeme „abzuleiten", so bei Hobbes, bei Entstehung der modernen Naturwissenschaft und bei Behandlung der ganzen Vorgeschichte der Aufklärung. Nichts liegt dem Verfasser ferner, als die Ideengeschichte auf eine automatisch ablaufende Begriffsgeschichte einschrumpfen zu lassen. Er schildert nicht eine isolierte Begriffsgeschichte. Auch die religiöse Entwicklung will er nicht wie Albrecht Ritschl „von dem Zusammenhange der Kultur" isolieren. Ganz allgemeine Gebilde wie „Bewußtseinsstellung", „Willensstellung", „Lebensgefühl", „Erfahrung", „Erlebnis" sind die Träger des ideengeschichtlichen Fortgangs. Ihre Beschreibung und ihr Verständnis sind aber bei jedem einzelnen Denker nur unter Berücksichtigung seiner äußeren, zu-

nächst biographischen und sozialen, dann auch nationalen Umwelt möglich. Auch bedarf es bei jedem einzelnen Denker einer sorgfältigen Aufspürung und Berücksichtigung seiner literarischen Quellen und der literarischen Zusammenhänge überhaupt. Herbert von Cherbury, Hugo Grotius Hobbes, Spinoza u. a. werden besonders in dieser Richtung von Dilthey tiefer als von seinen Vorgängern erforscht. Wie anders werden etwa die holländischen Neostoiker, zugleich die großen Philologen und Staatstheoretiker, begreiflich, wenn sie vor dem vom Verfasser mit wenigen kraftvollen Strichen gezeichneten Hintergrunde der Freien Niederlande erscheinen. „Die große Tatsache, welche die Geschichte mit tausend Zungen predigt, ist, daß die großen Weltansichten nicht das Ergebnis theoretischen Nachsinnens, nicht das Produkt einer Begriffsarbeit sind, sondern in der Tiefe des Herzens wurzelnden Erfahrungen ihren Ursprung und ihren Gehalt verdanken.... Vor allem Denken über das Leben liegt das Leben selbst und die in ihm enthaltenen unaussprechlichen, nie durch Denken auszuschöpfenden Erfahrungen" (M. Frischeisen-Köhler, Wilhelm Dilthey als Philosoph: Logos 3, 1912, S. 30). Der Positivismus z. B. ist bei Dilthey „eine Lebenserscheinung, eine Seelenverfassung, kein bloßes Theorem". Und doch weiß auch Dilthey: „Nichts in der Geschichte läßt sich als ein Ergebnis gegebener Bedingungen ... ableiten. Alles ist in ihr individuell, d. h. lebendig, Menschen und Völker."

Ein anderer hoher Vorzug dieser Aufsätze ist die internationale Weite des Blickes, wie sie für ideengeschichtliche Untersuchungen die einzig berechtigte ist. Das zu betonen, ist nicht überflüssig, wo noch die neueste Geschichte des deutschen Idealismus von Moritz Kronenberg ihre Arbeit durch nationaldeutsche Übertreibungen geschädigt hat. Dilthey hat gewiß volles Verständnis für den Wert der in der Periode zwischen Renaissance und Aufklärung wirksamen Triebkraft des germanischen Geistes. Aber er wird dadurch nicht zu Einseitigkeiten verleitet. Niemals beweist er zu viel. Wie Renaissance und Aufklärung nur als internationale Erscheinungen die Fülle ihres Glanzes entfalten, so auch die zwischen ihnen liegende Entwicklungsperiode. Daher auch die weitschauenden Rückblicke auf Mittelalter und Antike, die den Zusammenhang dieses Bandes mit der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" herstellen.

Denn was das Thema des Bandes ist, drückt der Verfasser mitten in anderen Zusammenhängen mit folgenden Worten aus: „Wir möchten erkennen, wie die Menschheit aus der theologischen Metaphysik des

Mittelalters, so [d. h. durch die Reformation hindurch] dem Werke des siebzehnten Jahrhunderts, der Begründung der Herrschaft des Menschen über die Natur, der Autonomie des erkennenden und handelnden Menschen, der Ausbildung eines natürlichen Systems auf dem Gebiete von Recht und Staat, Kunst, Moral und Theologie entgegenschritt." Daher das dreifache Bemühen: Renaissance und Reformation für sich zu analysieren und ebenso „das Werk des 17. Jahrhunderts", und dies alles mittels des Nachweises der ausnehmend starken und allseitig wirkenden stoischen Einflüsse mit der Antike zu verbinden. Daher das Streben, begreiflich zu machen, wie an die Stelle der erschütterten heteronomen kirchlichen Sätze die neuen scheinbar ebenso sicheren autonomen Sätze der naturalis ratio und der natürlichen Theologie treten.

Auf diesen Wegen erhebt sich Dilthey nicht nur über die Nationen, sondern auch über die Konfessionen. Zwar gehört auch er zu einer „Partei"; aber es ist eine überkonfessionelle Partei; denn er schreibt in diesem Bande auch Prolegomena zu Schleiermacher und zur Theologie des Bewußtseins im Gegensatze zur Theologie der Tatsachen. Ihren Anfängen, die so weit zurückreichen, geht er mit sorgfältiger Aufmerksamkeit nach. Mit dem Herzen steht er auf der Seite der „universalen Theisten", d. h. der Prediger eines interkonfessionellen Gottes. Den italienischen Platonikern und Neuplatonikern der Renaissance, den deutschen Spiritualisten der Reformationszeit und später den reformierten Sekten, die aber keineswegs zu Vätern des Kapitalismus gemacht werden, wie auch schon Zwingli gilt deshalb seine ganze Liebe. Franck ist der Vorläufer der Kantischen Religionsphilosophie. Ihn kennzeichnet eine „totale Umdeutung der Rechtfertigungslehre aus einem objektiv in Gott stattfindenden in einen subjektiven Bewußtseinsvorgang". Und ähnlich folgt er den „transzendentalen" Freigeistern im Zeitalter der Gegenreformation wie Cornheert oder Jean Bodin. „Der Ausdruck Transzendentalphilosophie [als eine der Hauptrichtungen der Theologie schon des sechzehnten Jahrhunderts] umfaßt alle Richtungen, welche auf die schöpferische Natur des Menschen als den Grund der Erkenntnis ... zurückgehen." Transzendentale Theologen sind diejenigen, die „hinter die gegebenen Formeln, Historien und Dogmen zurückzugehen streben auf ein immer und überall wirkendes Menschlich-Göttliches in der Seele, das alle diese Gestalten des religiösen Lebens hervorbringt." Diese Theologie „hat ihren Mittelpunkt außerhalb der Theologie, nämlich in dem großen Bewußtsein von der schöpferischen und mit dem Unsichtbaren ver-

knüpften Menschennatur, welche sich in der Kunst, Religion und Moral wie in der Spekulation manifestiert. Die ganze Geschichte ist ihr Reich". In seinem Dienste arbeitet auch Dilthey. Er schildert einmal, wie es noch in der Gegenwart lebendig ist, und er umfaßt es mit allen Sympathien. — Auch die eigentümliche Beurteilung Luthers ist von solchen Sympathien beeinflußt. Dilthey will zeigen, „was Luther rückwärts mit der [an anderer Stelle liebevoll geschilderten] deutschen Mystik, vorwärts mit unserem transzendentalen Idealismus verbindet". Daher fühlt sich der Verfasser durch die „Freiheit eines Christenmenschen" schon an Fichte und Carlyle erinnert. Wie noch deutlicher bei Melanchthon, so wird doch auch bei Luther das Neue, besonders in seinem antikontemplativen Lebensideal, in helles Licht gerückt. Diese und andere Stellen haben ein um so größeres Gegenwartsinteresse als einerseits der mit Dilthey innig verwandte Troeltsch und andererseits die klerikale Geschichtschreibung das Neue in Luther immer mehr einzuschränken suchen. Die Scheidung des Neuen vom Alten bei jedem Denker — eine Hauptpflicht der Ideengeschichte — wird auch sonst, so bei Bruno, klar vollzogen. — Von besonderer Wärme wird Diltheys Darstellung erfüllt, als sie sich den Vorbereitern des entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus wie Descartes zuwendet. Shaftesbury ist sein besonderer Liebling, „er hört gleichsam beständig den großen Gesang, welcher durch das Universum hindurch überall erklingt". Schon als Vorbereitungen auf Schleiermacher haben interkonfessionelle Gotteslehre und Pantheismus Diltheys ganze Liebe, nicht minder alle Vertreter eines Idealismus im weitesten Sinne. Hobbes' Verwandlung der Bewußtseinszustände in Bewegung erscheint ihm als eine „ungeheure Paradoxie". Es wäre nicht schwer, Diltheys eigenen religiösen und philosophischen Standpunkt aus dem Bande abzulesen. Aber daneben welche Weite und Unbefangenheit des Blickes auch auf diesem Gebiete. Konfessionelle wie Melanchthon und Flacius und ein Materialist wie Hobbes erfahren die gleiche ausführliche, liebevoll eindringende Betrachtung.

Für moderne Konfessionelle, auch für blinde Apologeten des Christentums ist aus Dilthey nichts zu gewinnen. So ist Dilthey wie Troeltsch überzeugt von der sozialen (Troeltsch würde sagen: soziologischen) Unzulänglichkeit des Christentums: „die neue [reformatorische] Formation enthielt so wenig als das Christentum des apostolischen Zeitalters . . . ausreichende Prinzipien zur Gestaltung der Gesellschaft". Eine Mitschuld der Reformation an der sozialen Revolution ist daher für Dilthey

auch durchaus nicht zu leugnen. Deutlich heißt es zu Beginn des lichtvollen Abschnittes über die Entwicklung der Staatslehre von den holländischen Philologen und von den Hugenotten über Bodin zu Grotius: „Nun erwies sich aber, daß die in der Bibel enthaltenen Prinzipien unfähig waren, die erforderliche Neuordnung der Gesellschaft zu leiten“: ein Gedanke, der dann von Troeltsch zu seiner fruchtbaren Anschauung von dem rein religiösen Charakter des Urchristentums weiter ausgebaut worden ist. — So energisch Dilthey auch das Neue an der Reformation kenntlich macht, so scharf ist doch auch sein Blick für ihre Schranken. Es ist hart, wenn Dilthey an die „Methoden der neuen Lutherschen Orthodoxie“ erinnert, „unter milden brüderlichen Worten das in der Kirche eingewohnte Verfolgungsbedürfnis zu befriedigen“. Aber man studiere den reformatorischen Toleranzbegriff, und man wird zu Dilthey hinübertreten. Rechtfertigungslehre und Schriftprinzip machen nach Dilthey nicht das Wesen der reformatorischen Religiosität aus; denn jene ist mittelalterlich, wie Dilthey hier mehr als zwanzig Jahre vor dem weit überschätzten Denifle erklärt, und dieses findet sich so auch bei Erasmus, ohne daß es ihn zum Reformator gemacht hätte.

Ein befriedigendes Referat über diesen Dilthey-Band ist in Kürze unmöglich. Zweck dieser Zeilen war nur, einige Eigentümlichkeiten und einige Schönheiten hervorzuheben, auch den Historiker hinzuleiten zum Studium dieses Werkes, ihn von neuem Interesse zu erfüllen für die geistige Entwicklung der Periode zwischen Renaissance und Aufklärung. Wie gerne hätte man auch hier noch manche Lücke der Diltheyschen Darstellung ausgefüllt gesehen. Von Montaigne und Charron hat Dilthey kurze eindringliche Charakterbilder entworfen. Das gleiche etwa für Gracian, Pascal, Spinoza und Shaftesbury zu leisten, dazu ist er nicht mehr gekommen. Aber manche Frage, die dieser Band noch offen läßt, wird in den weiteren Bänden der Lösung näher geführt werden. Denn Diltheys geistige Bauwerke vertragen es am wenigsten, wenn man einzelne Stücke aus ihnen löst. Hier hängt alles miteinander zusammen und bedingt sich gegenseitig. Wenn aber erst die ganze Sammlung vorliegt, so wird nicht nur die internationale Geistesgeschichte und Geisteswissenschaft durch ein unvergängliches Monumentalwerk bereichert sein, sondern man wird dann vollends den Eindruck haben, den Dilthey gegenüber der Erscheinung der römischen „Willensstellung“ in die Worte faßt: „Es ist, als ob ein neuer Erdteil aus dem Meere auftaucht.“

rischer Notwendigkeit übergewaltig über das Land hereinbrechenden Unwetter in einer den Kräften entsprechenden Weise Schutz zu suchen. Dann haben sie durch Entfesselung und Duldung eines zugleich wilden und unfruchtbaren Volkskampfes den deutschen Vormarsch zugunsten ihrer Verbündeten zu hemmen gesucht und die bitteren Folgen solcher Verhetzung in phantasievoller Steigerung begierig ausgebeutet, um Haß zwischen den Völkern zu schüren und die öffentliche Meinung der Welt zu vergiften. Von dieser Schuld hat auch Waxweilers skrupellose Verteidigungsschrift die belgische Regierung nicht reinigen können!

Die Kulturmission der Schweiz.

Von J. Benrubi.

Unter dem gegenwärtigen Zusammenbruch des europäischen Geistes leidet vielleicht kein Land so sehr wie die Schweiz. Begreiflich erscheint das, wenn man den germanisch-romanischen Grundcharakter dieses Landes berücksichtigt. Der Schweizer, wenn er sich seines innersten Wesens bewußt wird, kann nicht anders, als den gegenwärtigen Krieg für einen wahrhaft brudermörderischen halten. Namentlich den schroffen Gegensatz der deutschen und französischen Intellektuellen muß der Schweizer als eine Verstümmelung seines eigenen Wesens empfinden. Und in der Tat konnte man in den ersten Kriegsmonaten von einer inneren Zerrissenheit und Zwiespältigkeit beim Schweizervolke sprechen. Beweis dafür der furchtbare Ernst, mit dem einige der geistigen Führer der Schweiz für die Rettung der Einheit des Volkes zu kämpfen sich verpflichtet fühlten. Es sind insbesondere die namhaften Vertreter der deutschen Schweiz, die, ohne für oder gegen ein kriegführendes Land Partei zu ergreifen, ihre Landsleute daran erinnerten und bis auf den heutigen Tag zu erinnern nicht aufhören, daß die Zerspaltung des Volkes nach Sprachen- und Rasseneigentümlichkeiten und, was damit eng zusammenhängt, die Herabwürdigung des germanischen Wesens seitens der Welschschweizer und des romanischen seitens der Deutschschweizer fatalerweise den Selbstmord der Schweiz nach sich ziehen würde. So ruft einer der berufensten Vertreter der deutschen Schweiz, Konrad Falke, in seiner Schrift „Der schweizerische Kulturwille“ aus: „Wenn wir nicht den festen Willen haben, in unserem Lande germanisches und romanisches Wesen zur gegenseitigen Bereicherung inniger als sonstwo einander anzunähern, **mit**einander statt nur nebeneinander zu leben, so hat es keinen Zweck, daß ein schweizerischer Staat besteht!“ Da nun aber die Gefahr in dieser Hinsicht, wie die Deutschschweizer nicht mit Unrecht meinen, heute auf seiten der Welschschweiz viel größer ist, so erscheint uns nicht unzeitgemäß, die Tatsache festzustellen, daß diese Auffassung der Schweiz als Vermittlerin der gegenseitigen Durchdringung und Ergänzung deutscher und französischer Eigenart, historisch betrachtet, ihren Ursprung in der Welschschweiz hat. Weder Basel, noch Zürich, noch Bern, sondern Genf ist die Heimat der Vermittlungsbestrebungen zwischen deutschem und französischem Geistesleben und mithin des europäischen Geistes. Ja, man

wird sagen dürfen, so sonderbar das heute klingen mag: die Energie, mit der dieser Wille von den Welschschweizern der Vergangenheit durchgeführt wurde, ist kaum von den Deutschschweizern übertroffen worden.

So steht es zunächst fest, daß J. J. Rousseau, wie auf allen Gebieten des modernen Lebens, auch in dieser Hinsicht bahnbrechend gewirkt hat. In allen seinen Schriften, namentlich aber in dem Briefe an d'Alembert über die Schauspiele ist er energisch für die Unabhängigkeit von Genf Paris gegenüber eingetreten. Mit Stolz hat er sich sein ganzes Leben hindurch Genfer Bürger genannt. Er ist sich des Einflusses bewußt, den deutsches Geistesleben auf ihn ausgeübt hat (namentlich gilt das von dem deutschen Pietismus, Pufendorf, Leibniz usw.), und mit Recht schreibt ihm Frau von Staël das Verdienst zu, einen germanischen Saft in die französische Regelmäßigkeit hineingebracht zu haben. Frau von Staël rechnet bekanntlich außer Rousseau auch Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand zur „germanischen Schule".

Das von Rousseau begonnene Werk ist am erfolgreichsten von seiner Schülerin und Landsmännin Frau von Staël weitergeführt worden. Frau von Staël ist zwar in Paris geboren, aber sie ist die Tochter des Genfers Necker, der bekanntlich germanischer Abstammung ist, und der Waadtländerin Suzanne Curchod. Der alte Genfer, d. h. schweizerisch-europäische Geist durchdringt das ganze Schaffen Frau von Staëls. Sie bekennt sich selber zu mehreren Vaterländern. So spricht sie von „unserer Schweiz", als der Heimat ihrer Eltern. Als eine zweite Heimat betrachtete sie Schweden, das Vaterland ihres Mannes. Andererseits nennt sie England ihre „Wahlheimat", Deutschland die Heimat ihres Geistes, Frankreich die Heimat ihrer Geburt und ihrer Freundschaften. Ihre wahre Heimat aber, „das Vaterland ihrer Seele", entdeckte sie in der Gemeinschaft der ausgezeichneten Männer aller Länder. Sie ist empört über die künstlichen Schranken, über die „chinesische Mauer", die man oft zwischen den Völkern errichtet. Und weil sie eben von diesem Geiste des echten Internationalismus beseelt war, betrachtete sie als eine ihrer größten Lebensaufgaben, zwischen den verschiedenen europäischen Ländern als Vermittlerin und „Botschafterin" zu dienen. Nicht mit Unrecht wurde sie „l'ambassadrice" genannt. Namentlich erstrebte sie die Versöhnung der Kultur des Nordens mit derjenigen des Südens, der lateinischen mit der germanischen Kultur. Und man wird wohl sagen dürfen, daß das, was Frau von Staël für die gegenseitige Durchdringung und Ergänzung von deutschem und französischem Geistesleben geleistet hat, nicht nur von keinem anderen Vermittler übertroffen worden ist, sondern auch in hohem Grade zur Bereicherung des geistigen Lebensinhaltes des modernen Menschen beigetragen hat. Namentlich gebührt ihr das Verdienst, die deutsche Philosophie seit Kant für die Franzosen entdeckt zu haben, obgleich die Leistung ihres Vorgängers in dieser Hinsicht, Charles Villers, nicht geringzuschätzen ist.

Frau von Staëls Vermittlungsbestrebungen sind später hauptsächlich durch Franzosen und Welschschweizer fortgesetzt worden. Von deutscher Seite kommen außer Alexander v. Humboldt und Heinrich Heine kaum andere hervorragende Namen in Betracht. Dagegen kann man in Frankreich und in der romanischen Schweiz von einer Kontinuität der Vermittlungstätigkeit sprechen. So verdienen unter den Franzosen,

die ihre Landsleute mit dem deutschen Geistesleben bekannt zu machen suchten, hervorgehoben zu werden: Charles Villers, V. Cousin, Saint-René Taillandier, Lerminier, Quinet, Michelet, Ampère, Caro, Littré, G. Paris, Renan, Taine und Boutroux. Was namentlich die romanische Schweiz anlangt, so wird man zunächst bemerken dürfen, daß die angesehenste Zeitschrift Frankreichs, die „Revue des Deux Mondes" im Jahre 1831 von dem in der Nähe von Genf geborenen Buloz begründet worden ist, und zwar wesentlich zu dem Zwecke, die Franzosen mit den wichtigsten Erscheinungen des europäischen und insbesondere des deutschen Geistes bekannt zu machen. Und in der Tat hat diese Zeitschrift, so sonderbar das heute klingt, seit ihrer Begründung bis zum Ausbruch des Krieges von 1870, aber auch später, eine große Anzahl von außerordentlich sympathischen Aufsätzen über alle wichtigeren Vertreter des deutschen Geisteslebens veröffentlicht. Von besonderem Interesse aber für die Frage, die uns hier beschäftigt, ist der Eifer, mit dem einige der repräsentativen Geister der romanischen Schweiz des 19. Jahrhunderts nicht nur selbst deutsche Wissenschaft und Literatur getrieben haben, sondern auch dafür sowohl bei ihren Landsleuten als auch in Frankreich Interesse und Sympathie zu erwecken suchten. Man denke etwa an die Bestrebungen von Benjamin Constant, Bonstetten, Barante, Frau Necker von Saussure, Alex. Vinet, Charles Secrétan, Marc Monnier, Victor Cherbuliez, Ed. Rod und Henri-Frédéric Amiel. Unter allen diesen Welschschweizern verdient in dem gegenwärtigen kritischen Moment der europäischen Kultur Henri-Frédéric Amiel besondere Beachtung, nicht nur, weil er neben Charles Secrétan der tiefste Denker der romanischen Schweiz des 19. Jahrhunderts ist, sondern auch weil er den Krieg von 1870 miterlebt hat und insofern sein Verhalten für uns heute belehrend und fördernd sein kann. Natürlich werden wir uns im folgenden auf die Betrachtung seines Wollens unter dem Gesichtswinkel unseres Problems beschränken. Seine Gedankenwelt hoffen wir bei anderer Gelegenheit in dieser Zeitschrift ausführlich zu würdigen.

Amiel war schon durch seine Abstammung gleichsam prädestiniert, die Rolle eines Vermittlers zwischen deutschem und französischem Geistesleben zu spielen und mithin ein Vertreter des europäischen Geistes zu werden. Er ist echter Genfer, d. h. ein Kreuzungsprodukt deutscher und französischer Eigenart. Während sein Vater, Jean-Henri Amiel, aus einer Familie französischer Flüchtlinge stammt, ist seine Mutter, Caroline Brandt, Deutschschweizerin. Auch hinsichtlich seiner geistigen Ausbildung ist Amiel fast in gleichem Grade von französischem und deutschem Denken beeinflußt. In seiner Jugend und in seinen reifen Jahren stand er überwiegend unter deutschem Einfluß. In Paris war er nur ein paar Tage besuchsweise; hingegen hat er in Deutschland (Heidelberg und Berlin) vier Jahre studiert und mit einigen Vertretern der damaligen deutschen Gelehrtenwelt persönlich verkehrt. In den Briefen, die er aus Berlin an seinen Freund Vuy und an die „Bibliothèque Universelle" schickte, spricht er mit Bewunderung und Sympathie von dem deutschen Geistesleben. Allerdings hebt er gewisse Mängel der Deutschen hervor, aber das hindert ihn nicht, die europäische Bedeutung Deutschlands zum Ausdruck zu bringen. Berlin bezeichnet er als Hauptstadt des Geistes, als die Stadt der Gelehrsam-

keit, der Kritik und der Wissenschaft. Indem er die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant mit der großen Französischen Revolution vergleicht, fügt er hinzu: „Dieses tiefe und ideale Leben, das aus einem unstillbaren Wahrheitsdurst hervorgegangen ist und entweder die Seligkeit, oder die heitere Kontemplation, oder die Verzweiflung des Faust hervorbringt, hat die deutsche Wissenschaft, dieses herrliche Denkmal menschlicher Tätigkeit geschaffen. Philosophie und Theologie haben den Mittelpunkt dieses nationalen Lebens gebildet. Aber dieser Mittelpunkt verschiebt sich. Die Praxis entzieht jeden Tag mehr der Kontemplation den Boden. Die Tatsachen verdrängen die Idee. Die Gesellschaft schüttelt den Denker. Man will nicht mehr bloß vernünfteln, sondern leben, nicht bloß wissen, sondern handeln, Pläne nicht bloß machen, sondern verwirklichen. So paßt sich Deutschland dem modernen Streben an. Indessen es verwandelt sich, ohne seinem Wesen untreu zu werden. Die geistige Welt wird stets das Kanaan seiner Seele sein." Man sieht, daß Amiel den deutschen Realismus, nicht als eine Leugnung, sondern vielmehr als eine Ergänzung des deutschen Idealismus betrachtet.

Als Amiel später nach Genf zurückkehrte, war er unermüdlich bestrebt, einerseits seine Landsleute mit dem wahrhaft Fruchtbaren des deutschen Geisteslebens bekanntzumachen, andererseits, dem Beispiele Rousseaus folgend, die Unabhängigkeit der romanischen Schweiz Paris gegenüber zu verteidigen. Das tat er als Schweizer Patriot, frei sowohl von Haß gegen Frankreich als auch von blinder Anbetung Deutschlands. Seine Triebfeder war dabei die Überzeugung von der kulturvermittelnden Mission der Schweiz. Besondere Beachtung in dieser Hinsicht verdient die Abhandlung „Du mouvement littéraire dans la Suisse romane et son avenir", die er bei Anlaß seiner Ernennung zum Professor an der Akademie zu Genf geschrieben und im Jahre 1849 veröffentlicht hat. Aber auch in seinem Hauptwerk, dem „Journal intime", bringt Amiel oft die Überzeugung von der Notwendigkeit einer gegenseitigen Ergänzung des deutschen und französischen Geisteslebens zum Ausdruck.

Und so werden wir uns kaum wundern, daß Amiel infolge des Ausbruchs des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870, gerade weil er „neutral" bleiben wollte, qualvoll gelitten hat. Allerdings stand er, wie übrigens die große Mehrzahl der Welschschweizer, wesentlich auf deutscher Seite, aber dennoch empfand er den Krieg als einen wahrhaft brudermörderischen. Es ist ein Jammer, meint Amiel einmal, daß zwei Völker, die durch ein harmonisches Zusammenleben die Menschheit mächtig vorwärtsbringen könnten, einander zerfleischen. Als eine der traurigsten Folgen der Konflikte zwischen den Völkern betrachtete er das völlige Vergessen der Gerechtigkeit. So schreibt er in seinem Tagebuche am 28. Oktober 1870: „Wie viele unanfechtbare Richter gibt es im gegenwärtigen Kriege? — Recht wenige. Diese Furcht vor der Billigkeit, diese Abneigung gegen die Gerechtigkeit, diese Wut gegen die barmherzige Neutralität ist der Ausbruch der tierischen Leidenschaft im Menschen, einer blindwütigen Leidenschaft, welche sich lächerlicherweise für Vernunft hält, während sie im Grunde nur eine Gewalt ist." Indessen scheint Amiel nicht völlig verzweifelt zu haben. Er hoffte vielmehr aufrichtig, daß aus dem Kriege ein neues Gleichgewicht, ein besseres als das frühere, ein neues Europa hervorgehen würde, wo das Kardinalprinzip der Ge-

sellschaft die Selbständigkeit des einzelnen wäre, also ein echt germanisches Prinzip, wogegen das lateinische Prinzip den einzelnen zum Mittel, zur Sache, zum Werkzeuge der Kirche oder des Staates herabsetzt. Frankreich und Deutschland würden so durch den Krieg einander erziehen. Während das revolutionäre Frankreich die Deutschen, welche von Haus aus hierarchisch sind, zur Gleichheit erziehen würde, würde Deutschland die Franzosen zur Überzeugung führen, daß weder die Rhetorik mit der Wissenschaft noch der Schein mit der Wirklichkeit gleichwertig sind. Die vollkommene Gesellschaft, meint Amiel, soll einem musikalischen Verein gleichen, wo alles organisiert, unterworfen, diszipliniert wird aus Liebe für die Kunst und zwecks der Ausführung eines Meisterstückes. Niemand wird gezwungen, niemand wird ausgenutzt, niemand spielt heuchlerisch eine interessierte Rolle. Jeder spendet seine Begabung und arbeitet bewußt und fröhlichen Herzens an dem gemeinsamen Werke.

Also trotz dem deutsch-französischen Kriege ist Amiel dem Ideale seiner Jugend treu geblieben, und man wird von ihm nicht sagen dürfen, er hätte infolge des Krieges dasjenige verbrannt, was er früher angebetet hatte. Bekennt er doch am 14. Juli 1880, also ein Jahr vor seinem Tode und zehn Jahre nach dem Kriege, daß das Buch, welches er am liebsten geschrieben hätte, Frau von Staëls „De l'Allemagne" wäre. Es gibt in der Tat im „Journal intime" eine Fülle von Stellen, die man in gewisser Hinsicht als eine Fortsetzung von Frau von Staëls warmherziger Würdigung des deutschen Geisteslebens betrachten könnte. So bemerkt Amiel einmal, daß er sich in geistiger Gemeinschaft mit Goethe, Hegel, Schleiermacher, Leibniz fühlt, obgleich diese Männer miteinander im Gegensatz stehen; dagegen lassen ihn die französischen Philosophen kalt, „weil sie eben nicht die Summe des universalen Lebens in sich tragen, weil sie nicht die ganze Wirklichkeit beherrschen". Schiller war Amiels Lieblingsdichter. Amiel hat mehrere deutsche Gedichte ins Französische übersetzt. Besondere Beachtung verdient darunter seine Übertragung von Schillers „Glocke".

Aber Amiel ist nicht ein blinder Anbeter Deutschlands und geschweige denn ein Franzosenhasser. Es gibt nach seinem Dafürhalten kein einziges Volk, bei dem das Böse nicht das Gegengewicht des Guten bildet. Kein Volk ist wert, die anderen zu verdrängen. Vielmehr haben alle von allen zu empfangen. Amiel fühlt keine Sympathie mit Mängeln des Nordens oder des Südens, des Orients oder des Okzidents, und er wäre in Verlegenheit, wenn er über seine Vorliebe etwas sagen sollte. Der einzige Typus, der ihm gefällt, ist die Vollkommenheit, der Mensch, der Idealmensch. Was den nationalen Menschen anbelangt, so duldet er ihn und studiert er ihn, aber er bewundert ihn nicht. Man kann in gewissem Sinne Amiel als den schweizerischen Nietzsche bezeichnen. Wie Nietzsche, so kann auch Amiel nur die schönen Exemplare der Gattung, die großen Männer, die Genies, die erhabenen Charaktere, die edlen Seelen bewundern, und diese Exemplare finden sich in allen ethnographischen Abteilungen. Seine „Wahlheimat" ist, um mit Frau von Staël zu reden, die der auserwählten Individuen. Er fühlt in sich keine Schwäche für die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer, die Engländer, die Polen, die Italiener, ebensowenig wie für die Brasilianer oder die Chinesen. Die engherzig patriotische, chauvinistische, familiale, berufliche Illusion existiert für ihn nicht. Vielmehr würde er die Lücken,

die häßlichen Eigenschaften, die Unvollkommenheiten der Gruppe, zu der er gehört, empfinden. Seine Antipathie geht nicht gegen dieses oder jenes Volk, sondern gegen den Irrtum, die Voreingenommenheit, das Vorurteil, die Dummheit. Er liebt nur die Gerechtigkeit und die Richtigkeit. Innere Freiheit und Streben nach Wahrheit — das allein ist sein Geschmack und sein Vergnügen. In „Il Penseroso" gibt Amiel eine dichterische Definition von seiner Auffassung des europäischen Patriotismus, die stark an das bekannte Wort Fichtes erinnert, daß das Vaterland des gebildeten Europäers dort sei, wo die Kultur am höchsten stehe, ich meine in dem Spruche „Ubi Patria":

„La Patrie est aux lieux où l'existence est pleine,
Où l'on est plus aimé, plus aimant et plus fort;
Où l'on s'élève mieux à la grandeur humaine,
Où, pouvant le mieux vivre, on craint le moins la mort."

Aber wie der gewaltige deutsche Stürmer, so war auch Amiel, trotz seinem europäischen Patriotismus, ja gerade wegen desselben, von einer leidenschaftlichen Liebe für das engschweizerische Vaterland beseelt. Im Jahre 1857, also in einem kritischen Moment der welschschweizerischen Geschichte, hat er sogar ein sehr patriotisches Lied „Roulez, tambours!" verfaßt — die Verse wie die Musik — welches während mehrerer Jahre das bekannteste welschschweizerische Volkslied war. Wie Fichte, so war Amiel eben deshalb ein guter Europäer, weil er den Horizont der Schweiz überhaupt und seiner romanischen Schweiz insbesondere auf ganz Europa ausdehnte. Wie für Fichte das deutsche Volk, so ist für Amiel die Schweiz gleichsam das Salz der Erde, wobei natürlich die Aufgaben beider Völker durchaus nicht identisch sind. Die Schweiz, meint Amiel, ist wie kaum ein zweites Land berufen und auserwählt, germanisches und romanisches Wesen in sich aufzunehmen, es zu verarbeiten und so daraus etwas durch und durch Ursprüngliches zu schaffen, welches am besten geeignet ist, das Werk der Menschenverbrüderung zu fördern, worin eigentlich der Sinn der Geschichte liegt. „Concordia soll ihr Name sein!" darin stimmt der Übersetzer mit dem Dichter der „Glocke" vollkommen überein.

Und so können wir zum Schlusse nicht umhin, der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß es im gegenwärtigen kritischen Moment der Weltgeschichte die heilige Pflicht der Schweiz ist, sich dieser ihrer besonderen europäischen Kulturmission, die einige ihrer tüchtigsten Söhne ihr zugeschrieben haben, bewußt zu werden und mit allen Kräften an deren Realisierung weiterzuarbeiten. Notwendigerweise wird dann ihr Werk auch von denjenigen Vertretern der kriegführenden Länder unterstützt und fortgeführt werden, die, trotz aller Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes, dem europäischen Ideale im obigen Sinne treu geblieben sind.

Die deutsche Volksschule und der Krieg.

Von Eduard Clausnitzer.

Im Januar 1813 kehrte der Reichsfreiherr vom Stein aus Petersburg nach Preußen zurück. Treitschke hat es so wunderbar geschildert, daß jener große Patriot sich gleichsam wie in einem unbekannten Lande vorkam, als er überall nur Treue, Hingebung und Tapferkeit fand, und wie sein ehrliches Gemüt dann dem norddeutschen Volke die ungerechten Vorwürfe vergangener Tage abbat. Ähnliche Gedanken werden viele zu Beginn dieses Krieges gehabt haben, als sie das deutsche Volk mit einer wohl stets erhofften, mitunter aber doch leise angezweifelten Einmütigkeit und Selbstaufopferung zu den Waffen eilen sahen, ganz erfüllt von dem unbedingten Pflichtbewußtsein, das den Kampf um den Bestand des deutschen Volkes als nationaler, staatlicher, kultureller und wirtschaftlicher Macht wie als etwas Selbstverständliches aufnimmt. Daneben kommt noch zweierlei für den Erfolg in Betracht: das ist die Höhe der deutschen Bildung, sowie die Fähigkeit zur Organisation. Wenn in den folgenden Zeilen über die Volksschule gesprochen wird, so sei von vornherein weit abgelehnt, als ob sie glaube, innerhalb des ihr zugewiesenen Wirkungskreises mehr getan zu haben als andere Berufe und Stände in dem ihrigen: sie hat ebenso wie die anderen nur in Reih und Glied gestanden, und hat an ihrem Teil, unbeirrt trotz mancher falschen Beurteilung, rastlos und nie ermüdend beigetragen, daß im Volke jenes unbedingte Pflichtbewußtsein sich gründete, das die Worte Kants verwirklicht: „Du kannst; denn du sollst."

Die Volksschule nach ihrem jetzigen Begriff, d. h. als eine Einrichtung, welche der großen Masse eine religiös-sittliche Erziehung und die Vorbereitung für das spätere nationale, geistige und wirtschaftliche Leben geben will, ist nicht übermäßig alt. Theoretisch wurde sie seit etwa 1600 von den Rechtsphilosophen und Staatsrechtslehrern gefordert. und dann vom absoluten Staate verwirklicht. Eine Reihe fruchtbarer Wurzeln und Ansätze war vorhanden. So im Mittelalter die Dom-, Stifts- und Klosterschulen, die lateinischen Stadt- und deutschen Schreibschulen, dann seit Beginn der Neuzeit die Religions-(Küster)Schulen der Reformation und die weiter ausgebauten Pfarrer- und Küsterschulen der katholischen Kirche, die Winkelschulen, und endlich die Armenschulen, vor allem die des Pietismus. Seit etwa 1700 gründet der Staat in umfassender Weise Garnisonschulen, sowie, teilweise unter Benutzung der alten Küsterschulen, Landschulen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts werden die Unterrichtsziele der Landschulen erhöht und in den Schulen der kleinen und mittleren Städte fällt vielfach der fremdsprachliche Unterricht fort. Dies hat die grundsätzliche Bedeutung, daß schultechnisch durch Angleichung dieser beiden Schularten die Volksschule nach ihrem heutigen Begriffe entstand, die dann im 19. Jahrhundert die Winkel-, Armen- und Garnisonschulen in sich aufnahm. Vollendet wurde die Volksschule indem Pestalozzi zeigte, wie man auf dem Wege der Psychologisierung des Unterrichts das ganze Volk beschulen und die Massen im Klassenunterricht

durch wenige Lehrkräfte unterrichten könnte. Als der Staat Ordnung und Aufsicht des Schulwesens endgültig für sich in Anspruch nahm, — wie es das Preußische Landrecht von 1794 dahin ausdrückt, daß die Schulen Veranstaltungen des Staates sind —, hatte sich in 200 jähriger Entwicklung schultechnisch und organisatorisch vollendet, was den Rechtsphilosophen und Staatsrechtslehrern seit Beginn des 17. Jahrhunderts vorgeschwebt hatte: aus dem ursprünglichen opus charitativum, dem Werk der von christlicher und allgemeinmenschlicher Nächstenliebe getragenen Einrichtungen, war ein opus politicum, eine staatliche Angelegenheit geworden. So ist denn die Volksschule gegenüber den höheren Schulen und den alten Erziehungsmächten Familie, Kirche und Staat ein verhältnismäßig noch junges Unternehmen.

In den Befreiungskriegen vermochte sie, eben erst gegründet, nur wenig ihre Wirkungen geltend zu machen, zumal damals die akademische Jugend und die Angehörigen der höheren Stände im Verhältnis zur gesamten Volkszahl weit mehr in den Kampf zogen als die große Masse. 1870 konnte die Volksschule solche ihrer Söhne ins Feld schicken, in deren Elternhause noch überwiegend Gottesfurcht und Königstreue eine Stätte fand. 1914 sandte sie den letzten Mann, der durch ihre Hände gegangen war, und wo sie nur zu oft mit den Hemmnissen des Elternhauses schwer zu ringen gehabt hatte, das sich seiner Erziehungsaufgabe wohl nicht weniger als früher bewußt war, das sie aber infolge veränderter Zeitumstände nicht oder nur unvollständig erfüllen konnte, das teilweise von Religion und staatlicher Ordnung wenig wissen wollte. So ist es denn die größte und schwerste Belastungsprobe, der sich die Volksschule bisher unterziehen mußte, — es sollte sich zeigen, ob sie an ihrem Teil die Pflichten erfüllt hatte, um ein ganzes Volk zu befähigen, erfolgreich den Kampf um seinen Bestand zu führen.

In Laienkreisen sieht man in der Wissensmitteilung die Hauptaufgabe der Schule; auch das Wort Lehrer bezeichnet dessen Tätigkeit nur einseitig. Wissen kann um des Stoffes willen gepflegt werden, und weil sich an ihm die Geistes- und Willenskräfte des Kindes entwickeln lassen. Zweifellos bestand jahrzehntelang eine große Stofffreudigkeit in der Volksschule, weil man dadurch die großen Massen geistig heben wollte, und weil die vorwärtsstrebende Lehrerschaft sich begeistert in die sich förmlich überstürzenden neuen Erkenntnisse der Geistes-, vor allem der Naturwissenschaften, vertiefte, und sie dies Wissen auf die Volksschule übertrug. Es entstand eine Stoffülle, und die schwere Gefahr der Halbbildung lag nicht fern, die das Reden über unverstandene Dinge, Selbstüberhebung, Unzufriedenheit mit dem eigenen Schicksal zur Folge hat. Niemand wird das Emporsteigen besonders Befähigter hindern wollen, — im Gegenteil, aus dem Volk müssen sich die oberen Schichten immer wieder ergänzen und neue Lebenskraft aufnehmen. Für den Durchschnitt müssen aber bestimmte Grenzen gegeben werden. Pestalozzi, an dessen Liebe gerade zu den Ärmsten und Elendesten nie jemand zweifelte, hat es auf das bestimmteste ausgesprochen, daß sich die Erziehung zunächst innerhalb der durch den Stand gegebenen Richtlinien zu bewegen habe. Man erkannte aber bei der Volksschule noch rechtzeitig, daß namentlich Vielwissen nicht gleichbedeutend mit Bildung ist, d. h. mit der

Kraft und Eigentümlichkeit, womit das Wissen angeeignet und zur Auffassung, Beurteilung und Verarbeitung anderer Dinge weiter verwandt wird. Das Heimischwerden des Bildungsbegriffes, indem an Stelle des reinen Gedächtniswissens geistige Gewandtheit und Fähigkeit in den Vordergrund trat, war so für die Höhe der Volksschulleistungen entscheidend. Indem sich ferner die Volksschule von Fachbildung fernhielt und die geistige Höhe der Schüler so weit förderte, daß sie sich mit dem ihnen gebotenen geistigen Rüstzeug im erwählten Beruf und in der gegebenen Lebenslage zurechtfanden, war eine der Grundlagen für die Möglichkeit gegeben, uns politisch und wirtschaftlich die Stellung als Weltmacht und auf dem Weltmarkt zu erkämpfen und zu sichern. Dadurch war es aber auch unserer Heeresverwaltung möglich, selbst den einfachsten Mann zu verwenden, wie es ihre Zwecke verlangen. Ohne diese von der Volksschule erarbeitete geistige Selbständigkeit wäre die seit einer Reihe von Jahren mit viel Erfolg beim Heeresdienst durchgeführte dringend nötige Selbständigkeit der Unterführer ausgeschlossen gewesen. Jeder einzelne Soldat muß im modernen Heere bis zu einem gewissen Grade in die Absichten der Heeresleitung, soweit sie ihm mitgeteilt werden können, sich hineindenken, und dort, wo keine Vorgesetzten anwesend sind, und wo deren Anordnungen durch die Ereignisse überholt sind, sowie wo nur allgemeine Weisungen gegeben werden (z. B. bei Erkundungen), selbständig, jedoch ohne Willkür, handeln können. Schmoller hat schon vor mehr als zwei Jahrzehnten darauf hingewiesen, daß die sozialen Unterschiede letzterdings durch die Bildungsgegensätze bedingt sind. Die auch von deutscher Seite mitunter blindlings als allein maßgebend gerühmte englische Bildung ist, zumal bei den mittleren und unteren Volksschichten, immer einseitiger auf das englische Macht-, mehr noch Handelsinteresse, zugeschnitten, so daß sie für die durch das Emporkommen Deutschland gegebene veränderte politische und wirtschaftliche Lage nicht mehr ausreichte und sie sich hier nicht mehr zurechtfinden konnte. Die Höhe der Bildung auch des einfachsten Handwerkers und Industriearbeiters, dann aber die Bildung des sich in jeder neuen Lage zurechtfindenden Kaufmanns, oder kurz ausgedrückt, die allseitige Durchbildung in Deutschland und die oft verspöttelte, peinliche wissenschaftliche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des deutschen Gelehrten, der für jene Durchbildung in entsagungsvoller Forschung die Grundlagen schuf, hat der englischen wirtschaftlichen Vormacht den Boden abgegraben: die englische Bildung reichte eben nicht mehr aus, um den deutschen Wettbewerb auf die Dauer erfolgreich aufnehmen zu können. Darum ist für die Volksschule mit die wichtigste Lehre dieses Krieges, den bisherigen Bildungsweg innezuhalten und unter sorgfältiger Beachtung der fortschreitenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Tatsachen die Bildung immer weiter zu heben. Ein bedenklicher Fehler wäre indes eine zu weitgehende Einschränkung des Wissens. Ein Mindestmaß ist hier unbedingt notwendig.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Wissen und Bildung leicht gemißbraucht werden können, daß dies auch geschehen ist, und daß man auch versucht hat, daraus Waffen zu schmieden, die im nationalen und wirtschaftlichen Interesse verhängnisvoll werden können. Alles Wissen und alle Bildung

muß sich in sittliche Werte umsetzen. Die Lehre vom Gesinnungsunterricht und von der Erziehungsschule werden dieser Forderung gerecht. Sie hat gerade jenes vorbildliche Pflichtbewußtsein, die Eingliederungs- und Unterordnungsfähigkeit, und nicht zuletzt jene staunenswerte Verantwortungsfreudigkeit erzeugt. Wie all das im einfachsten Manne steckt, dafür nur die eine Tatsache: auf die staunende Frage eines Zivilisten, ob auch jener furchtbare, überaus blutige Angriff erfolgt sei, gab der wackere Kürassier die trockene, von großer Selbstverständlichkeit zeugende Antwort: „Na ja, — war ja befohlen!" Und wie im Deutschen das Pflichtgefühl steckt, das zeigt das Wort eines gefangenen Deutschrussen, dessen Eltern vor Jahrzehnten nach Südrußland ausgewandert waren, der zu mir sagte: „Auch wenn wir gegen das Land unserer Väter kämpfen müssen, haben wir Deutsche zuviel Pflichtgefühl, als daß wir, wie die anderen, 10 Rubel auf den Tisch legen und uns damit vom Heeresdienst loskaufen!" Aber neben Pflichtbewußtsein und Eingliederungsfähigkeit, die wir Mitarbeiter auf dem Gebiete der Jugendpflege doch so manches Mal bei den Jugendlichen vermißten, ist die Verantwortungsfreudigkeit noch ganz anders zu pflegen. Gerade beim Überholen gegebener Befehle durch neue Tatsachen, bei selbständigen gefahrvollen Aufträgen, beim Gestelltwerden vor Entscheidungen, da brauchen wir nicht bloß Verantwortungsgefühl beim Soldaten, sondern auch Verantwortungsfreudigkeit. Wie aber die sittlichen Pflichten, so Hilfsbereitschaft, Aufopferungsfähigkeit usw. glänzende Proben geliefert haben, das zeigen in erdrückender Menge die Tageszeitungen.

Noch eins sei gestreift. Man hat der bisherigen Schule den Vorwurf gemacht, sie sei eine Lernschule und müsse eine Arbeitsschule werden, wo die Kinder sich alles erarbeiten müßten. Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig, aber mit Recht sagt man, der Gegensatz bestünde nicht zwischen Lern- und Arbeits-, sondern zwischen Autoritäts- und Arbeitsschule. Der Lehrer habe bisher viel zu sehr auf Grund der eigenen Autorität Tatsachen und Überzeugungen gegeben; diese müsse sich das Kind selbst erarbeiten. Nun wohl, gewiß ist das Selbsterarbeiten überzeugender, — und trotzdem stehen entschiedene Bedenken dagegen, der Arbeitsschule zu große Vorrechte einzuräumen. Das Kind muß lernen, ein gut Teil von Tatsachen und Überzeugungen auf Grund der Autorität hinzunehmen. Es soll gerade fühlen, daß einer über ihm steht, zu dem es aufzublicken hat, — und Erfahrungen bei der Jugendpflege ließen zu oft bei den Jugendlichen das nötige Autoritätsgefühl vermissen. So müssen wir die zu Unrecht etwas in Mißachtung gebrachte alte Autoritätsschule mehr pflegen, — ihre Frucht hat sich im Kriege, wie die unbedingte Eingliederung zeigt, doch bewährt, und wir müssen auch im Frieden nicht bloß nach unterrichtstechnisch-psychologischen Gesichtspunkten wie bei der Autoritäts- bzw. Lern- und der Arbeitsschule entscheiden, sondern auch recht stark nach erziehlich-ethischen Gründen!

Wissen und Bildung sollen sich also in sittliche Werte umsetzen. Eine besondere Stelle nehmen dabei die sozialen und nationalen Pflichten ein. Unsere soziale Gesetzgebung steht einzig in der Welt da. Aber der soziale Geist hat doch der großen Masse gegenüber recht stark deren soziale Rechte und die sozialen Pflichten der Besitzenden

betont. Im glühenden Eifer, die soziale Lage der Arbeitnehmer zu bessern und sie der sozialen Segnungen bewußt werden zu lassen, ist die Schule bei Darlegung der hieraus entspringenden Rechte wohl zu weit gegangen. Teils fand sie bei den Widerständen des wirklichen Lebens nicht die rechten Mittel, teils fehlte es ihr wohl anfänglich auch an dem nötigen Nachdruck, den Kindern auch das überzeugende Bewußtsein der gewaltigen Fortschritte und des unermeßlichen Segens der sozialen Reform hinreichend klarzumachen. Teils betonte sie doch nicht stark genug, konnte es auch kaum bei der Gegenarbeit des Elternhauses, daß die wirtschaftlich Abhängigen um des Staatsganzen willen auch Pflichten haben und daß soziale Unterordnung und Eingliederung in das Ganze eigentlich die höchste soziale Pflicht ist. Wer in der Jugendpflege gearbeitet hat, sah mit schwerer Sorge, wie wenig die Jugendlichen gerade von dieser Pflicht wußten. Und doch hat die Volksschule auch hier durchaus erfolgreich gearbeitet, — nur mußte erst der Krieg und die militärische Disziplin alle Widerstände wegfegen. Wer viele Tausende Verwundeter sah, wer sah, wie sie oft bei vollem Bewußtsein mit dem Tode rangen, der weiß, daß kein Murren laut wurde, wohl aber Äußerungen der Befriedigung, daß man seinen Mann gestanden hat! Schwer genug ist es der Volksschule gemacht worden, manchen Spott hat die Lehrerschaft dulden müssen, weil sie sich so fest zum vaterländischen Gedanken bekannte — sie ging unbeirrt weiter, um in die Kinder durch Literatur und heimische Kunst, Geschichte und heimatliches Land, Natur und Technik, körperliche Betätigung und vaterländischen Gesang den nationalen Gedanken unauslöschlich einzupflanzen, ohne den ein erfolgreicher Krieg unmöglich ist.

Noch schwieriger war die Pflege des religiösen Gedankens. Auch hier hat die Volksschule an der wesentlichen Wandlung, die eintrat, bedeutungsvollen Anteil, so sehr auch die Not beten lehrte, und so sehr im Kindergottesdienst und durch die treue Arbeit der Diakonissen in Kleinkinder-, Armen- und Krankenpflege Saat auf Hoffnung ausgesät wurde, — so manche Diakonissin hat auf dem Kriegsschauplatze oder in der Heimat manchen zum Jüngling oder Mann herangereiften Pflegling wiedergesehen, oft auf dem Kranken- und Sterbelager, der ihr dankte, daß sie einst den Glauben an Jesus Christus in ihm zu wecken suchte. Gerade beim Religionsunterrichte war es zu beobachten, wie hier das alte starkgläubige Lehrergeschlecht mit dem Nachwuchs sich die Hand reichte, der seit 15—20 Jahren das Seminar verlassen hat, wo das Glaubensleben neu zu erwachen begann. Und wenn die dazwischenliegende Generation auch teilweise freieren Anschauungen huldigte, an ihrer religiösen Überzeugung und Ehrlichkeit darf man nicht zweifeln, ebensowenig, daß religiöse Wirkungen davon ausgingen, mögen sie auch den allgemeinen christlichen Glaubensanschauungen nähergestanden haben als dem kirchlichen Bekenntnis. Jedenfalls hat die Volksschule ihren wesentlichen Anteil, wenn unsere Kämpfer dort draußen überzeugt sind von der Gerechtigkeit in der göttlichen Weltordnung, die den zu Unrecht Angegriffenen zum Siege führt, die Trost und Hilfe auf dem Schlachtfelde und daheim den Witwen und Waisen spendet.

Hat so die Volksschule mitgeholfen, durch Bildung und sittliche Festigung

ein kampfesfreudiges Geschlecht emporzubilden, so hat sie es auch körperlich zu erziehen gesucht. Eine unmittelbare militärische Vorbereitung ist allerdings sehr jung, — als wir vor 35 Jahren auf dem alten Jahnschen Turnplatz in der Hasenheide Gefechtsbilder übten, wurde es teilweise belächelt! Die stark sportliche Seite der körperlichen Betätigung ist erfreulicherweise unseren Schulen ferngeblieben.

Jedes Werk hängt von der schaffenden Person ab, — und mehr als in vielen anderen Berufen gilt es von der Lehrerarbeit, daß die Persönlichkeit schließlich das Entscheidende ist. Wie die Volksschule selbst, so ist der Volksschullehrerstand noch ein verhältnismäßig junger Stand und kann nicht so wie die anderen Stände auf eine durch die Erfahrung der Jahrhunderte gefestigte und erprobte Überlieferung zurückblicken. Aus wenigen Hunderten ist in etwa 150 Jahren ein Stand von mehreren 100000 geworden. Kann es da wundernehmen, wenn sich bei dieser schnellen Entwicklung manches zeigte, das abstellungsfähig war und längst abgestellt worden ist? Und mußte sich der Volksschullehrerstand nicht auch manches schiefe und lieblose Urteil gefallen lassen, weil er, wie ja auch die anderen Berufe, nach denen beurteilt wurde, die der Würde des Standes nicht entsprachen? Er hat trotzdem sich in seinem Ziel der geistigen und sittlichen Hebung der Massen — 90 bis 95 vom Hundert besuchen die Volksschule — nicht irre machen lassen, weil er wußte, treue Arbeit muß schließlich doch ihre Frucht tragen. Aber so manches Mal stellte sich dem Volksschullehrer, namentlich wenn er auch an der Fortbildungsschule oder in der Jugendpflege tätig war, die bange Frage, ob nicht alles Mühen und Sorgen umsonst sei. Da kam ihm ein Bundesgenosse im Krieg. Der Krieg bringt neue Erziehungswerte für die Schule, die in diesem Umfange nicht viele ahnten. Mag auch manches vom Lehrplan jetzt unerledigt bleiben, so ist es kein Schaden. Die Schule soll erziehen, und solche Erziehungswerte, wie sie ein Krieg im Gefolge hat, kehren nur alle paar Jahrzehnte wieder und wirken dann um so tiefer nach. Dem jungen Geschlecht, selbst im letzten Dorf und auf dem entlegensten Abbau, wird für die Gefahr und die Größe und für die Lebensbedingungen des Vaterlandes das Auge geöffnet, und es fühlt den Krieg mit all seinem Weh, aber auch mit all seinem Großen nachzittern, so Pflichttreue, Opfersinn, nationalem Stolz, Selbstbescheidung, Unterordnung unter den göttlichen Willen, wenngleich auch hier manches Saat auf Hoffnung bleibt.

Eigentümlich berührt es, wenn man an die in der pädagogischen Literatur der letzten Jahre mehrfach unternommenen Versuche denkt, die Schule der sogenannten Friedensbewegung dienstbar zu machen. Die Schule wird stets die Segnungen des Friedens den Kindern verständlich zu machen suchen, aber doch nur „eines die Ehre und die Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Friedens“. Auch wird jetzt hoffentlich das Kokettieren — hier ist das Fremdwort angebracht — mit der außerdeutschen Pädagogik aufhören, vor allem der englischen und der amerikanischen, die deshalb für viele besser war, da sie nicht in der Heimat ihren Ursprung hatte. Und hoffentlich erlebt man es nicht so bald wieder, daß man Trugbildern der Pädagogik, wie sie z. B. von Ellen Key gezeichnet wurden, zujubelt, die einen mehr oder minder klugen und brauchbaren Gedanken zu einem System aus-

bauen, und dabei naturgemäß, je weiter die Folgerungen gezogen werden, den Zusammenhang mit den Tatsachen des Lebens und der Möglichkeit einer Verwirklichung verlieren.

Fällt also dem Volksschullehrer die geistige, sittliche und nationale Mobilmachung der Jugend zu, — ihm selbst ist nicht bloß dadurch, sondern daß gegen 55000 seiner Mitglieder im Felde stehen und über 5000 bereits das Eiserne Kreuz besitzen, die Möglichkeit gegeben, daß alte Vorurteile für immer beseitigt werden. Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten wird ihm die Befähigung erteilt, Offizier des Beurlaubtenstandes zu werden, — jetzt hat er Zeugnis abgelegt, daß er nicht bloß ein Führer der Jugend, sondern auch bärtiger Männer im Maschinengewehr- und Granatfeuer sein kann. Jetzt wird man hoffentlich erkennen, wem man die Jugend Deutschlands anvertraut hat, die das nationale und kulturelle Erbe nicht nur wahren, sondern immer weiter mehren soll. Der Krieg wird das Verständnis wecken, was Deutschland seiner Volksschullehrerschaft verdankt. So kann man es verstehen, wenn ein Gefühl des Stolzes durch sie geht, nicht des Stolzes über die Leistungen der eigenen Person oder des ganzen Standes, oder gar ein Gefühl der Selbstüberhebung, sondern das Bewußtsein, bei der Volksschularbeit doch auf dem rechten Wege gewesen zu sein, wenn auch im einzelnen manchmal geirrt wurde.

So sind durch die Kraft- und Belastungsprobe des Krieges der Volksschule die weiteren Wege gewiesen. Eins aber hat er unwiderleglich gezeigt, die öffentliche Erziehung kann mit der Volksschule unmöglich abgeschlossen sein. Der ursprüngliche Träger der Erziehung war die Familie. Wirtschaftliche und soziale Umstände zwangen sie dazu, ihre erziehliche Tätigkeit immer mehr zu beschränken. Luther hat in seiner Schrift an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte in deutschen Landen so trefflich gezeigt, wie das Elternhaus außerstande sei, seine erzieherischen Pflichten zu erfüllen, und wie hier die Schule wirksam werden müsse. Nach Beendigung der Schulpflicht traten bis vor zwei, drei Jahrzehnten die Knaben in das Elternhaus zurück oder kamen in die Lehre, und wir wollen nicht vergessen, welch segensreicher Einfluß gerade von den wackeren Handwerksmeistern ausgegangen ist, die den Lehrling nicht bloß zur Zucht und Sitte, sondern auch zur Standesehre erzogen. Der Industrialismus und die veränderten sozialen Verhältnisse im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts brachten es mit sich, daß im deutschen Bildungswesen zum zweitenmal die bisherigen Erziehungseinrichtungen nicht ausreichten. So begann infolge des Ministerial-Erlasses vom 18. Januar 1911 die Jugendpflege ihre Tätigkeit. Freudig wurde die Arbeit in Angriff genommen und nicht ohne Erfolg durchgeführt, aber sie begegnete noch viel Verständnislosigkeit, und leider gerade in den Kreisen der geistig und sozial Führenden. Man hielt sie für eins der vielen immerhin erfreulichen Unternehmen, welche der Hebung des Volkes dienen wollten. Den Kern der Sache, daß es sich um den in seiner Entwicklung bedrohten Nachwuchs der Nation handelte, hatte man nur vereinzelt in all seinen Folgerungen erfaßt. Auch hier hat der Krieg einen völligen Umschwung gebracht. Er hat uns hoffentlich endgültig gelehrt, daß die öffentliche Erziehung mit der Arbeit der Volksschule nicht abgeschlossen sein kann, daß diese nur den ersten Teil der öffentlichen Erziehung darstellt. Soll die Volksschularbeit gesichert und er-

weitert werden, so muß nach Beendigung der Schulpflicht die Jugendpflege einsetzen, die damit zum zweiten Teil der öffentlichen Erziehung wird. Wertet man sie so, dann ist nicht bloß ihre Bedeutung für den Staat und ihre Stellung im Erziehungssystem erkannt, sondern sie wird auch eine verständnisvolle und mitarbeitende Teilnahme der geistig und sozial Führenden finden. Der erwähnte Jugendpflegeerlaß sieht für sie viel freiere Formen als für die Schule vor. Der Eigenverwaltung ist ein umfassendes Betätigungsfeld gewährt. Den Gebildeten wird das Gewissen geschärft, daß sie weitgehende Verpflichtungen gegen die Jugend haben und je nach Kraft und Anlage persönlich mitarbeiten sollen. Indem der Ministerialerlaß gerade die moralische Verpflichtung weitester Kreise zur Mithilfe bei Erziehung der schulentlassenen Jugend betont und hierfür Wege weist, sind die von unsern Gebildeten gewöhnlich stiefmütterlich behandelten Erziehungsfragen zu einer nationalen Sache gemacht worden. Der Krieg wird sicherlich die Überzeugung festigen, daß dies Angelegenheiten sind, die ebenso eine ehrenamtliche Betätigung wie eine nachdenkende Betrachtung erfordern. Inwiefern daneben eine berufliche Jugendpflege einzurichten, wie das Verhältnis zur Fortbildungsschule zu regeln ist, das sind Zukunftsfragen. Eins aber lehrt der Krieg überzeugend, daß die Mädchen nicht minder von der Jugendpflege erfaßt werden müssen wie die Knaben. Ein bedeutungsvoller Anfang war ja schon vor dem Kriege gemacht worden. Allerdings kann mit der Jugendpflege die öffentliche Erziehung nicht abgeschlossen sein. Für die männliche Jugendpflege bildet der Heeresdienst den dritten Teil der öffentlichen Erziehung, dessen erziehliche Wirkung der General der Kavallerie, Freiherr von Bissing, so charakteristisch dahin zusammenfaßt, daß der Offizier „die Söhne des Bürgers zu besten Soldaten und alle Soldaten zu besten Bürgern“ erziehen soll. Ob und inwieweit das für die Mädchen vielfach geforderte weibliche Dienstjahr den dritten und abschließenden Teil der öffentlichen Erziehung bildet, ist auch eine Frage der Zukunft, und wohl einer nicht zu nahen. Jedenfalls sind jetzt durch die umfassende Tätigkeit der weiblichen Jugend in Lazaretten und bei der Liebestätigkeit Anfänge gemacht, bei der sich Erfahrungen über diese äußerst schwierige und entscheidungsvolle Frage sammeln lassen, die ja von einschneidendster Bedeutung für das ganze öffentliche und private Leben wäre.

Der Volksschule und der sich auf ihr aufbauenden Jugendpflege gelten obige Ausführungen, — aber vielleicht steigt so mancher Zweifel auf, ob für den Krieg von ihnen wirklich solche Wirkungen ausgehen können. Ein persönliches Erlebnis mag daher diese Betrachtungen abschließen, das zeigt, wie die schlichte Arbeit der Volksschule — hier dazu noch völlig unbeabsichtigt — von tiefstem Eindruck sein kann. Unser Landwehrregiment bezog nach vollendeter Mobilmachung Unterkunft in einigen Ortschaften südlich von Schleswig. Eines Tages machte ich mit meiner Kompagnie einen Übungsmarsch durch die Schleswiger Heide, und als wir durch ein Dorf kamen, tönte uns aus der Schule heller Kindergesang entgegen. Der Lehrer übte gerade aus dem Liede „Nun danket alle Gott“ die Verse:

„unzählig viel zu gut
und noch jetzund getan.“

Und immer, immer wieder übte er gerade diese Stelle, als wolle er sie uns

nachdrücklichst einprägen. Es war totenstill in der Kompagnie geworden, als wir durch die purpurrot blühende, in der Mittagshitze schillernde Heide weiter marschierten. — — In derselben Nacht wurden wir alarmiert, und fort ging es in mehr als sechzigstündiger Bahnfahrt hinein in die Schlacht von Tannenberg! Uns alle aber — viele sollten vor scheidender Sonne den Heldentod sterben — geleitete obiges alte, zur Selbstbesinnung mahnende Wort in den Kampf.

Deutscher und englischer Buchhandel.

Von Hermann Diels.

Kein Zweig der deutschen Gewerbstätigkeit hat unter dem gegenwärtigen Kriege mehr zu leiden als der Buchhandel. Mit sorgenvoller Miene schauen Verleger wie Sortimenter und nicht minder das geistig von ihnen abhängige deutsche Volk auf die gegenwärtige und noch mehr auf die künftige Gestaltung unseres Buchgewerbes hin. Es ist keine Frage, daß die reiche Blüte dieses Zweiges deutscher Kultur, wie ihn 1914 die Leipziger „Bugra" im Wettbewerb aller Kulturnationen zu einem wahrhaft berauschenden Flor entwickelt zeigte, durch die Stürme des unmittelbar darauf einsetzenden Weltkrieges arg zerzaust und geknickt worden ist. Es ist auch kein Zweifel, daß nach dem Kriege, selbst bei den günstigsten Friedensbedingungen, eine Zeit schwerer Not und Arbeit für alle Stände unseres Vaterlandes, vor allem aber auch für die Buchhändler einsetzen wird. Es gilt also, um mit Goethe zu sprechen, „für eine friedlichere Zukunft im stillen manches vorzubereiten". Die Buchhändler selbst sind, wie man sieht, schon selbst rüstig dabei, den schweren Nöten der Zeit und der Zukunft mannhaft zu begegnen, und das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", das ein erfreuliches Zeichen für dieses Streben ablegt, nimmt auch gern die Vorschläge außenstehender, aber teilnehmender Ratgeber in seinen Spalten auf. So hat Prof. A. Schröer, der als Anglist besondere Beziehungen zum englischen Buchhandel und als Lehrer an der Kölner Handelshochschule praktische Ziele im Auge hat, dort[1]) einen Artikel „Bücher als Besitz" erscheinen lassen, der unter vielem, was längst bekannt und anerkannt ist, auch manches Neue richtig ausführt. Wie sollte es auch anders sein? Aber mit seiner Grundauffassung kann ich mich doch nicht einverstanden erklären, nicht bloß vom Standpunkte des deutschen Buchhandels aus, sondern auch von dem der deutschen Bildung und Wissenschaft, die durch die Verwirklichung der dort gegebenen Ratschläge schwer getroffen würde.

Der Verfasser hält uns nämlich den englischen Buchhändler als Muster vor. „Ohne jede Sentimentalität oder außergeschäftliche Nebengedanken schätzt er die tatsächlichen literarischen Bedürfnisse ein; und maßgebend ist nicht, was nach dem Urteil der Weisen gelesen werden sollte, sondern was gelesen wird." Diese Charakteristik des englischen Verlegers trifft zu. Er ist Geschäftsmann, weiter nichts. Daß der Buchhandel noch andere Ziele habe, als möglichst bequem möglichst viel Geld

1) Börsenbl. 1915, 24. September, Nr. 222.

einzubringen, liegt weitab von seinem Horizont. Daher ist jenseits des Kanals die wissenschaftliche Literatur, wenn sie in Verlag genommen sein will, gezwungen, den breiten Schichten des Publikums erhebliche Konzessionen zu machen. Alles atmet dort den Duft eines feineren oder gröberen Dilettantismus, und da der englische Verleger mit diesem breiten Absatz rechnen und durch die größeren Auflagen seine Bücher billiger herausbringen kann, so ist sein Gewinn natürlich größer. Vom rein kaufmännischen Standpunkte aus ist die Methode des Briten, alles dem Erfolge nach Unsichere, alles Reinwissenschaftliche, alles nicht von Autoritäten Kommende abzulehnen, gewiß sehr empfehlenswert. Aber der vornehme deutsche Verleger wollte mehr sein. Er wollte nicht bloß seine Tasche füllen, sondern auch die Kultur fördern. Darum gab er einen beträchtlichen Teil seines Gewinnes wieder hin, um jungen Talenten die Bahn zu eröffnen, um auch weniger lukrative Teile der Wissenschaft zum Lichte zu führen, kurz, er huldigte in seiner geschäftlichen Praxis dem Grundsatz, den Moritz Veit schon 1839 dem deutschen Buchhandel nachrühmte, „einen Teil des Gewinnes, den die Muse dem häuslichen Altar beschieden, der Muse selber zu opfern". Und dieses ideale Streben lebt auch heute noch in den vielen hervorragenden Verlagsfirmen fort, die der Stolz unseres Vaterlandes sind. Nun sollen diese Männer umlernen: Geschäft vor allem und nichts mehr? Nicht mehr die „Weisen" sollen ihre Berater sein, sondern die Unweisen?

Es war eine Genugtuung für uns Deutsche, daß Prof. Wallace seine neuentdeckten Shakespeare-Papiere, die er in seinem Vaterland nicht veröffentlichen konnte, in den Schriften der Deutschen Shakespearegesellschaft 1912 veröffentlichte. Es war ein schöner Triumph, als in demselben Jahre die Pariser Akademie die von den Franzosen gefundenen Inschriften von Delos in dem griechischen Korpus der Berliner Akademie veröffentlichte. Und den Verlag und das Risiko dieser wichtigen, in der Herstellung aber sehr kostspieligen und doch nur auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkten Monumentalausgabe trug ein deutscher Verleger! Wie geht es unsern wissenschaftlichen Kollegen im Ausland, namentlich ehe sie einen berühmten Namen sich erworben haben? Ein Universitätsfreund von mir, der später mit Erfolg deutsche Wissenschaft auf einem französischen Katheder lehrte, hatte als junger Mann ein großes, gelehrtes Werk vollendet, das ihm die Pforten der akademischen Tätigkeit öffnen sollte. Die berühmte Firma Hachette übernahm auch den Verlag, aber nur gegen Zahlung aller Druckkosten (10000 fr.). Das Buch ist dann als epochemachend allenthalben anerkannt worden. Wo wäre dergleichen in Deutschland je vorgekommen? Spencers Werke haben lange Jahre nicht das Licht der Welt erblicken können, bis Freunde ihm die Zahlung der Druckkosten ermöglichten. Und diese Zustände von stumpfsinnigem Mammonismus sollen für den deutschen Buchhandel vorbildlich werden?

Aber behauptet der für die englische Auffassung schwärmende Professor, es wird bei uns viel zu viel geschrieben und gedruckt. Anders in England. „Es hat nicht jeder bescheidene Provinzialschulmeister den Ehrgeiz, seine persönlichen Ansichten z. B. über Shakespeare oder über die Abstammung der Menschen oder über die englische Verfassung der Öffentlichkeit in einem selbständigen Werke vorzutragen." Ich

weiß nicht, ob der Verf. sich selbst zu diesen „Provinzialschulmeistern" rechnet, da er ja auch über Shakespeare ein Buch veröffentlicht hat. Ich hätte aber gewünscht, er hätte von der Provinz und dem Schulmeister überhaupt nicht in diesem Tone gesprochen. Denn was diese Provinz und was dieser Schulmeister für Deutschland und seine geistige Kultur bedeutet, das weiß doch bei uns jeder. Es ist aber der englische Standpunkt, nur von den abgestempelten Autoritäten die Förderung der Wissenschaften und Künste zu erwarten. Wir Deutsche haben unsere Freude daran, nicht bloß die „maßgebenden Ansichten der Fachleute" zu hören, sondern auch unmaßgebliche Äußerungen Jüngerer zu Worte kommen zu lassen, die vielleicht morgen schon Autoritäten sein werden. Die entsetzliche Uniformität des englischen Denkens, die uns Deutschen beim Aufenthalt dort auf die Nerven fällt, wollen wir wahrhaftig nicht gegen unsere minder bequeme und minder einträgliche, aber geistig fruchtbarere Freiheit und Vielgestaltigkeit eintauschen. Wir danken für das „Standard work", das über Shakespeare oder über die englische Verfassung uns die „maßgebende" Ansicht vermitteln soll. Wir erwarten auch nicht mit dem Verf. ein Buch für Eine Mark, „das nicht nur allen Deutschen in Europa und über den Meeren, sondern auch den Ausländern klarere Vorstellungen von unserem Goethe vermitteln könnte". Denn das ist unmöglich. Wohl aber können in einzelnen Gebieten für weitere Kreise zu Einer Mark gute Übersichten, verfaßt von ernsthaften und orientierten Männern, gegeben werden, durch welche die Errungenschaften der engeren Gelehrtenkreise in die Weite und ins Ausland getragen werden. Aber dazu braucht man kein englisches Vorbild. Wir haben in dem letzten Menschenalter eine Fülle von derartigen Serien erhalten, die z. T. von hervorragenden Gelehrten und mit außerordentlichem Geschick bearbeitet worden sind. Und solche Bändchen, sauber gebunden, worauf der praktische Verf. mit Recht Wert legt, kosten durchschnittlich Eine Mark! Also auf diesem Gebiete brauchen wir von den Engländern wirklich nichts mehr zu lernen. Oder soll ich noch an Reclams spottbillige Bibliothek erinnern, deren Bändchen doch auch z. T. sehr ernsthaften wissenschaftlichen Zwecken dienen?

Aber, behauptet unser Praktikus, die englischen Bücher werden mehr gekauft und mehr gelesen.

Auch hierin kann ich dem Verf. nicht beipflichten, wenn etwa der Rat an die Verleger geknüpft wird, nur die Literatur zu pflegen, die Massenauflagen in sichere Aussicht stellt. Schon jetzt freilich geht die populäre Literatur jener Serien z. B. in unglaublichen Mengen bis in die kleinsten Dörfer und während des Krieges in die Schützengräben. Aber wie der Staat nicht all sein Geld in Scheidemünzen ausprägen darf, sondern einen großen Goldvorrat zurückhalten muß, so darf unser deutsches Buchwesen wahrlich nicht bloß die leicht verkäufliche, in Tausenden und Zehntausenden von Exemplaren absetzbare Popularliteratur verbreiten. Nein, auch die sog. schwere Literatur (das wird vor wie nach ein Ehrenpunkt des deutschen Verlags bleiben) muß wie bisher gleichmäßig gefördert und mit dem Gewinn der einen Sorte der Verlust der andern ausgeglichen werden.

Wenn in England die schöne Literatur den vierten Teil der literarischen Gesamtproduktion einnimmt (1913 z. B. 3211 Stück von 12379, wobei der Ro-

man allein 2504 Stück beansprucht), so ist dies ein Mißverhältnis. Wir haben in demselben Jahre bei einer Produktion von 35078 nur 5319 belletristische Werke erscheinen lassen, also ein Siebentel.

Was also etwa nachahmenswert an den englischen Verhältnissen erscheint, das haben wir schon längst, und es ist im Interesse unserer ernsten Wissenschaft und unserer idealen geistigen Kultur, deren eigenartige Überlegenheit wir jetzt noch mehr als früher betonen und hochhalten müssen, dringend zu wünschen, daß nicht banausische Erwägungen die Opferfreudigkeit unseres Buchhandels lähmen und ein niederer Business-Geist an die Stelle der kulturfördernden Vornehmheit trete. Das bleibe den Nachkommen Gutenbergs erspart!

Der Krieg hat manchen geilen Schoß allzu üppiger Wucherung in unserem deutschen Leben bereits gekappt. Er wird noch mehr Unnützes und Undeutsches beseitigen und auch auf diesem Gebiete die Überfülle, wo sie schädlich ist (z. B. auf dem Gebiete der Zeitschriften), von selbst eindämmen. Aber der deutsche Buchhandel, der diese schwere Krise mit Tatkraft und Einsicht zu überwinden trachtet, wird durch dieselben Mittel sich aufrecht zu erhalten wissen, durch die er emporgediehen ist. Was uns aber der Krieg auf allen Gebieten gelehrt hat, wird sich hoffentlich auch hier bewahrheiten: nicht durch oberflächliches Anbequemen an ausländische Muster oder Moden, sondern durch Betonen unserer bewährten einheimischen Methoden wird sich der Deutsche in der Welt durchsetzen und mit dem Deutschen das deutsche Buch!

Nachrichten und Mitteilungen.

Kriegskrankheiten und ihre Bekämpfung.*)

Eine Krankheit, deren gehäuftes Auftreten sowohl auf dem westlichen wie auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz überall da, wo sumpfige Niederungen mit stehenden Gewässern vorhanden sind, erwartet werden darf, ist die Malaria oder das Wechselfieber. Sie wird hervorgerufen durch einen Schmarotzer, der durch den Stich bestimmter Stechmücken (Anopheles) übertragen wird. Vorbedingung ist, daß diese Mücken vorher das Blut eines Malariakranken in ihren Organismus aufgenommen haben. Die Krankheit äußert sich in periodisch auftretenden, durch Schüttelfrost eingeleiteten hohen Temperatursteigerungen, bedingt Milzschwellung und kann, wenn sie nicht energisch bekämpft wird (Chinin!), durch ihre Hartnäckigkeit, auch ohne die charakteristischen Anfälle schwere Störungen des Allgemeinbefindens nach sich ziehen. Zudem bleibt der nichtbehandelte Kranke, sofern er sich in einer Gegend aufhält, in der die genannten Mücken vorkommen, stets eine Infektionsquelle für andere Menschen.

Daß eine Reihe von übertragbaren Krankheiten, wie Scharlach, Masern, Diphtherie, Genickstarre und Grippe, die auch im Frieden in der Armee wohl nie ganz fehlen, infolge des engen Zusammenliegens und anderer, durch die Verhältnisse bedingter ungünstiger Momente gelegentlich epidemieartig auftreten können, bedarf kaum eines Hinweises, immerhin aber sind von ihnen derartige Massenerkrankungen und schwere Verluste, wie sie durch andere Seuchen in früheren Kriegen verursacht worden sind, nicht zu befürchten.

Ebenso seien auch die im Kriege vorkommenden Erkrankungen an Skorbut infolge unzweckmäßig zusammengestellter Ernährung, Infektionen mit Milzbrand, Rotz, Maul- und Klauenseuche und die infolge einer friedensmäßig nicht immer durchführbaren Fleischbeschau bestehenden Gefahren des Genusses von trichinen- und finnenhaltigem Fleische nur der Voll-

*) Siehe Heft 1.

ständigkeit halber erwähnt. Eine weittragendere Bedeutung kann ihnen nicht beigemessen werden.

Eine Erkrankung, die zwar auch durch einen Mikroorganismus hervorgerufen wird, aber kaum jemals von Mensch zu Mensch übertragen werden dürfte, ist der Wundstarrkrampf oder Tetanus, der im Kriege eine sehr große Rolle spielt. Er wird hervorgerufen durch den Tetanusbazillus oder dessen Sporen, die in gewöhnlicher Erde, im Pferdemist oder auch im Stroh stets anzutreffen sind und die in eine Hautverletzung gelangen. Es liegt auf der Hand, daß hierfür im Kriege reichlich Gelegenheit vorhanden ist. Es kann durch ein Geschoß, vor allem aber durch Splitter von Schrapnells und Granaten, unmittelbar Erde mit in eine Wunde hineingerissen werden, es ist aber auch leicht möglich, daß ein Verwundeter nachträglich seine Verletzung mit Erde verunreinigt, oder daß bei der Lagerung auf Stroh eine Infektion mit den in Frage kommenden Keimen stattfindet. Erfahrungstatsache ist es jedenfalls, daß der Starrkrampf, der im Frieden ziemlich selten zu beobachten ist, im Anschluß an Kriegsverletzungen verhältnismäßig häufig beobachtet worden ist.

Etwa 1—3 Wochen nach der Verletzung stellen sich gewöhnlich unter starkem Fieber ziehende Schmerzen in den Kaumuskeln ein, die schließlich in krampfartige Zustände übergehen und nach und nach die ganze Muskulatur des Rumpfes und der Gliedmaßen befallen können. Die Atmung ist ungemein erschwert, sie kann durch Beteiligung des Zwerchfells völlig unmöglich werden, so daß der Kranke an Erstickung zugrunde geht. Heftigste Schmerzen und Angstzustände bedingen ein außerordentlich schweres Krankheitsbild. Die Ursache der Krampfzustände ist in den vom Erreger ausgeschiedenen Giftstoffen zu suchen, denn diese sind von spezifischer Einwirkung auf das zentrale Nervensystem. Der Verlauf der Krankheit, sofern nicht rechtzeitig durch Einspritzung von Serum vorgebeugt war, ist ausnahmslos sehr ernst.

Es würde eine Lücke sein, wenn bei dieser Aufzählung die Geschlechtskrankheiten übergangen würden. Sie sind im Frieden leider derart häufig, daß man annehmen möchte, im Felde, solange es sich um eine fechtende Truppe handelt, müßten sie seltener zu beobachten sein. Und das dürfte, solange die Mannschaften größere Anstrengungen durch Märsche und Kämpfe zu überwinden haben und ihnen wenig Zeit und Muße zur Verfügung steht, gewiß auch der Fall sein. Der Umstand aber, daß der jetzige Krieg, besonders im Westen, eine Art Belagerungskrieg ist, in dem sich die feindlichen Linien wochen- und monatelang in den gleichen Stellungen gegenüberliegen und man daher auch mit längerem Aufenthalt in den gleichen Ortschaften rechnen muß, bringt vielfach einen näheren Verkehr mit der Bevölkerung mit sich. So fehlt es denn auch bald nicht mehr an Gelegenheit, engere Beziehungen anzuknüpfen. Erfahrungsgemäß stellen sich auch bei einem ruhenden Truppenteil, besonders in der Nähe von Großstädten oder in solchen selbst, sehr bald Prostituierte und ähnliche Individuen in großer Menge ein, und, wenn nicht seitens der Militärbehörden energische Maßnahmen gegen derartige Zustände ergriffen werden, sind der Verbreitung venerischer Erkrankungen Tür und Tor geöffnet. Es braucht nicht betont zu werden, daß hierin für die Schlagfertigkeit der Armee eine nicht zu unterschätzende Gefahr besteht, die aber dank des tatkräftigen Eingreifens der zuständigen Organe bisher mit gutem Erfolge bekämpft werden konnte.

Einer letzten Gruppe von Erkrankungen, die ebenfalls im Kriege recht häufig anzutreffen sind, sei schließlich noch kurz gedacht, der Kriegspsychosen. Diese, auch in Fachzeitschriften des öfteren zu findende Krankheitsbezeichnung trifft insofern nicht ganz das Richtige, als es für den Krieg spezifische Psychosen sicher nicht gibt. Daß aber die Aufregungen, die Anstrengungen und Entbehrungen, der mangelnde Schlaf, die Eindrücke der Schlachten, langer Aufenthalt im Schützengraben unter feindlichem Feuer, die Erwartung von Angriffen und vieles andere mehr die Nerven in hohem Maße anspannt und aufreibt, bedarf keiner Erhärtung. Kein Wunder daher, wenn bei Leuten, in denen vielleicht schon der Keim zu einer psychischen Krankheit schlummert, sich plötzlich stärkere nervöse Störungen bemerkbar machen, die vielleicht die Ruhe des Friedens nicht hätte zum Ausbruch kommen lassen. Aber man darf wohl auch kaum in Abrede stellen, daß bei Summierung und längerer Dauer obengenannter Schädigungen auch ein vorher völlig gesundes Nervensystem schließlich schwere

Störungen erleiden kann. Daß andere Momente, das Überstehen von Infektionskrankheiten, Unmäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke oder aber, wie es während der Mobilmachung zu beobachten war, auch gelegentlich die Entziehung des Alkohols bei Leuten, die an größere Mengen dieses Stoffes gewöhnt waren, den Ausbruch von nervösen Erscheinungen bedeutend begünstigen können, leuchtet ein. Wenn also von „Kriegspsychosen" eigentlich nicht gesprochen werden kann, so läßt es sich doch nicht von der Hand weisen, daß der Krieg zum mindesten bei vorhandener Anlage die Entwicklung beschleunigen und den Verlauf verschlimmern kann. —

Aus den vorstehenden Ausführungen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die großen Gefahren, denen die Armee durch ansteckende und andere, durch die Eigentümlichkeiten des Krieges bedingte Krankheiten ausgesetzt ist, eine weitgehende, umsichtige Bekämpfung erfordern, daß insonderheit alle Maßnahmen, die zur Verhütung des Ausbruchs und der Verbreitung von Seuchen zu Gebote stehen, von vornherein strengstens getroffen werden müssen.

So enthält denn auch die im Jahre 1907 erschienene Kriegssanitätsordnung bis ins einzelne ausgearbeitete Bestimmungen und Vorschriften dieser Art, und es darf wohl behauptet werden, daß in dieser Hinsicht sich die Organisation unseres Sanitätsdienstes trefflich bewährt hat.

Es soll hier nicht näher eingegangen werden auf die für die Versorgung der Verwundeten geltenden Bestimmungen, die Einrichtung der Verbandplätze, die Tätigkeit der Sanitätskompagnien, Feld- und Kriegslazarette, Abtransport nach der Heimat u. a., sondern wir wollen uns nur auf eine kurze Darstellung der Anforderungen beschränken, die die Gesundheitspflege, die Verhütung und Bekämpfung übertragbarer und solcher Krankheiten, die für den Krieg von besonderer Bedeutung sind, an den Sanitätsdienst stellen.

Es ist zunächst Aufgabe des Truppenarztes, darauf zu achten, daß bei dem von ihm zu versorgenden Truppenteil der Gesundheitszustand stets gut ist, daß vor allem etwaige verdächtige Kranke sofort untersucht und als ansteckungsfähig Erachtete abgesondert werden. Handelt es sich um einen Aufenthalt von voraussichtlich längerer Dauer in einer Ortschaft, so wird der Truppenarzt eine Ortskrankenstube, gegebenenfalls auch eine solche für verdächtige Kranke sowie einen täglichen Krankendienst einrichten, der den für den Frieden gültigen Vorschriften entspricht. Er wird weiterhin veranlassen, daß Leute, die voraussichtlich nicht innerhalb kürzerer Zeit wieder dienstfähig werden, einem Feld- oder Kriegslazarett (Seuchenlazarett) oder einem Erholungsheim überwiesen werden. Der Truppenarzt hat ferner die Aufgabe, die Verpflegung, Trinkwasserversorgung, die Reinlichkeit der Unterkünfte, die einwandfreie Beschaffenheit der Aborte oder Latrinen, notwendige Desinfektionen und die sonstigen hygienischen Einrichtungen zu überwachen. Besondere Vorsicht ist geboten, wenn etwa unter der Zivilbevölkerung oder unter den Truppenteilen, die vorher in den zu beziehenden Quartieren gelegen haben, ansteckende Krankheiten vorgekommen sind. Es muß sorgfältigste Auswahl in der Belegung getroffen werden, alle verdächtigen Häuser müssen bezeichnet, alle etwa nicht einwandfreien Brunnen gesperrt werden. Unter Umständen sind neue Wasserstellen durch Einschlagen von Abessinierbrunnen zu schaffen.

Diese letzteren Vorkehrungen werden meist schon vom Korps- oder Divisionsarzt angeordnet sein, so daß der Truppenarzt nur das ausführende Organ ist, denn den höheren Dienststellen gehen ja die Nachrichten über etwaige Mißstände zunächst zu, und der Korpsarzt wird auf Grund eigener Besichtigung oder vorliegender Berichte die erforderlichen Maßnahmen treffen.

Für spezielle hygienische Fragen, insonderheit für eine möglichst frühzeitige Feststellung ansteckender Krankheiten, die unbedingte Voraussetzung einer erfolgreichen Bekämpfung, ist ihm ein auf diesem Gebiete besonders ausgebildeter Sanitätsoffizier, ein Oberstabsarzt oder Stabsarzt als Hygieniker beigegeben. Dieser verfügt über ein kleines bewegliches Laboratorium mit den wichtigsten Apparaten und Reagenzien sowie über ein gutes Mikroskop und ist dadurch in der Lage, bakteriologische und serologische Untersuchungen in bescheidenem Umfange auszuführen. Es ist ihm möglich, eine baldige Diagnose auf Ruhr, Typhus und Cholera zu stellen, er kann zur Unterstützung der Lazarette Harn-

und Auswurfuntersuchungen vornehmen und gelegentlich auch für den Gang etwa notwendiger chirurgischer Operationen dank seines Mikroskops wertvolle Aufschlüsse geben.

Erheblich reicher ausgestattet ist, den mehr stabilen Verhältnissen im Etappengebiet entsprechend, das Laboratorium des beratenden Hygienikers beim Etappenarzt. Dieser ist in der Lage, auch schwierigere, mit Züchtung der Krankheitskeime verbundene bakteriologische Untersuchungen auszuführen, die sich nicht nur auf Ausscheidungen kranker Personen, sondern auch auf Lebensmittel und Wasser erstrecken können. Wenn es sich daher um Untersuchungen handelt, für die die beschränkteren Mittel des Korpshygienikers nicht genügen, so besteht für diesen immer noch die Möglichkeit, die Hilfe der Etappe, die im allgemeinen nicht zu weit vom Operationsgebiet entfernt sein soll, in Anspruch zu nehmen.

Ist nun seitens des Korps- oder Etappenhygienikers das Bestehen einer übertragbaren Krankheit festgestellt worden, so wird dem Truppenarzte der Befund unverzüglich mitgeteilt. Dieser überweist den Kranken, der selbstverständlich wegen des bestehenden Verdachts schon vorher von anderen Leuten abgesondert worden war, einem in der Etappe vorhandenen Seuchenlazarett.

Von allen Mitteln, die geeignet sind, der Verbreitung ansteckender Krankheiten entgegenzuwirken, kommt der freilich im Kriege oftmals nur in beschränktester Weise durchführbaren Körperpflege in Gestalt regelmäßiger Waschungen zweifellos die größte Bedeutung zu.

Es ist selbstverständlich, daß ein mit Typhus oder mit einer ähnlichen Krankheit behafteter Mensch, der also bei jeder Darmentleerung massenhaft die jeweiligen Krankheitskeime ausscheidet, trotz vermeintlich größter Sauberkeit sehr leicht das infektiöse Material auszustreuen imstande ist, sei es, daß er es durch beschmutzte Stiefel weiterverschleppt oder daß er die Bakterien an die Hände bekommt und damit auf gemeinsame Gebrauchsgegenstände überträgt. Es leitet sich hieraus ohne weiteres die Forderung ab, daß nur reinlich gehaltene Aborte oder Latrinen benutzt werden dürfen, und daß Gelegenheit geschaffen werden muß, nach jeder Stuhlentleerung die Hände mit Wasser und Seife oder mit einer keimtötenden Flüssigkeit (Spiritus) zu waschen. In irgendwelcher Form, die sich den örtlichen Verhältnissen natürlich anpassen muß, läßt sich diese Regel wohl auch im Kriege in den meisten Fällen durchführen, vor allem, wenn man berücksichtigt, daß die Hauptgefahr eines Seuchenausbruchs in einem längeren Aufenthalt in denselben Quartieren zu suchen ist.

Weiterhin muß es möglich gemacht werden, daß die Soldaten in nicht zu großen Zeitabständen gründliche Waschungen des ganzen Körpers und damit verbundenen Wechsel der Leibwäsche vornehmen können. Diesem Bedürfnis wird, sofern es die Verhältnisse nur einigermaßen gestatten, seitens der vorgesetzten Behörden das weitgehendste Interesse entgegengebracht, und es ist ein sehr erfreuliches Zeichen, daß auch unsere Soldaten von jeder Gelegenheit, ein Bad zu nehmen, sei es im geschlossenen Raum oder in Flüssen, gern Gebrauch machen. Abgesehen von der damit verbundenen Erfrischung, ist nur auf diesem Wege eine erfolgreiche Bekämpfung des Ungeziefers zu erwarten. Und was Flöhe, Wanzen und Läuse in hygienischer Beziehung zu bedeuten haben, dürfte aus der Besprechung der verschiedenen Krankheiten zur Genüge hervorgehen. Besonders auf dem östlichen Kriegsschauplatze, wo mit erheblich mehr Ungeziefer gerechnet werden muß und wo die Gefahren des Fleckfiebers und des Rückfallfiebers weit mehr drohen, wird eine gewissenhafte Pflege der körperlichen Reinlichkeit von besonderem Werte sein. So ist denn überhaupt die ganze Kenntnis von den Läusen und ihren Lebensgewohnheiten, besonders von ihrer Bekämpfung durch diesen Krieg in neue Bahnen gelenkt worden und hat, zum größten Heile für die fechtende Truppe, wertvolle Verbesserungen erfahren.

Daß eine geeignete und zweckmäßige Kleidung im Kriege unerläßlich ist, bedarf keiner Erörterung. Die Soldaten, die Wind und Wetter, Hitze und Kälte ausgesetzt sind, müssen in der Lage sein, allen diesen äußeren Verhältnissen Rechnung zu tragen. Denn die vielfachen Erkältungskrankheiten, die sich in Katarrhen der Brust- und Bauchorgane, in Rheumatismus und anderen Störungen äußern, können nicht nur als solche eine ernstere Bedeutung gewinnen, sondern sie setzen überhaupt die Widerstandsfähigkeit des Körpers herab und erhöhen die Empfäng-

lichkeit für andere Erkrankungen. Es darf wohl behauptet werden, daß unsere Ausrüstung in dieser Hinsicht allen Anforderungen entspricht — ganz im Gegensatz zu der alten, noch im Anfang des Krieges verwendeten französischen Bekleidung — und daß unsere, zum ersten Male im Felde erprobte feldgraue Uniform sich sowohl taktisch als auch hygienisch vortrefflich bewährt hat.

Eine andere Grundbedingung für die Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes ist die richtige Ernährung der Truppen. Eine unzureichende oder schlechte Ernährung wirkt nicht nur erschlaffend auf die Körperkräfte der Soldaten, sie stimmt auch den Geist herab und bereitet den Boden für verheerende Krankheiten. Die Kost soll gemischt sein, das heißt, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln müssen in einem geeigneten Verhältnis stehen. Die Menge der zu verabfolgenden Nahrung muß den körperlichen Anforderungen entsprechen, sie ist unter Berücksichtigung der Nährwerte der einzelnen Bestandteile festzusetzen. Es ist dafür Sorge zu tragen, daß möglichste Abwechslung geboten wird, und daß nur gut verdauliche Rohstoffe verabfolgt werden. Tunlichste Anpassung an etwaige ungünstige Gesundheitsverhältnisse und an die Witterung sind gleichfalls vorgeschrieben. Für die Bereitung der Speisen werden in der Regel die fahrbaren Feldküchen verwandt. Ihr Betrieb ist völlig unabhängig von Marsch und Ruhe, da der luftdicht aufschraubbare Kessel ein Ausfließen des Inhalts während des Fahrens verhindert. Da außerdem hierdurch die Möglichkeit gegeben ist, unter erhöhtem Dampfdruck zu kochen, erreicht man, daß auch frischschlachtenes und zähes Fleisch gründlich durchkocht und völlig weich wird. Die einmalige Füllung des Kessels genügt zur Beköstigung von etwa 250 Mann. Seitdem bei den meisten Truppenteilen die in jeder Hinsicht vorzüglichen Feldküchen eingeführt sind, wird das früher übliche Einzelabkochen im Feldkessel, das sehr umständlich und zeitraubend war und oftmals eine Kost lieferte, die an die Kauwerkzeuge außerordentliche Anforderungen stellte, nur noch ausnahmsweise vorgenommen. Zur Versorgung mit Brot sind jedem Armeekorps eine genügende Anzahl von Feldbäckereien beigegeben. Diese bestehen aus Backöfen, die entweder fahrbar sind oder mit Hilfe mitgeführter Eisenkonstruktionen sehr schnell auf dem Erdboden errichtet werden. Das Brot ist von bester Beschaffenheit und dem Kommißbrot des Friedens durchaus gleichwertig. Nur bei schnellerem Vorgehen können insofern Schwierigkeiten entstehen, als das Brot unter Umständen zu schnell verladen werden muß und infolge der noch vorhandenen Feuchtigkeit und der durch diese bedingten Schwere stark zusammengepreßt und schlierig wird. Auch Schimmelbildung wird hierdurch sehr begünstigt.

Von größter hygienischer Bedeutung ist schließlich auch die Beschaffung einwandfreier Getränke. Es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß der Truppenarzt sein besonderes Augenmerk auf die Versorgung mit gutem Trinkwasser zu richten hat. Die Kriegssanitätsordnung enthält eine Reihe von Vorschriften und Anweisungen, nach welchen Gesichtspunkten vorhandene Wasseranlagen zu beurteilen sind, und wie es zu ermöglichen ist, daß sowohl auf dem Marsche, im Biwak und im Gefecht der Truppe stets hygienisch unbedenkliche Getränke verabfolgt werden können. Es darf mit Freude begrüßt werden, daß in dieser Hinsicht den Fortschritten der Technik und Wissenschaft (Wasserwagen, Filter u. a. m.) in jeder Weise Rechnung getragen worden ist. Auch in diesem Punkte zeigt sich wieder der große Wert der Feldküchen, denn sie gestatten jederzeit die Herstellung und Bereithaltung von Kaffee oder Tee. Mäßige Mengen von Bier oder Wein sind als Erfrischungsmittel nicht zu beanstanden, es können sogar die stärkeren alkoholischen Getränke unter gewissen Voraussetzungen die Rolle wertvoller Hilfsmittel der Gesundheitspflege übernehmen, aber es muß immer wieder betont werden, daß der Genuß auf möglichst geringe Mengen zu beschränken und den jeweiligen Verhältnissen anzupassen ist. Nirgends kann ein Verstoß gegen diese Regel so unheilvolle Folgen haben wie im Kriege, wo an Geist und Körper die allergrößten Anforderungen gestellt werden! Die sogenannte „stärkende“ oder „wärmende“ Wirkung des Alkohols beruht, wie einwandfrei erwiesen ist, auf Trugschlüssen. Der Alkohol lähmt im Gegenteil, sobald die eingenommene Menge eine gewisse, allerdings individuell sehr verschieden gesteckte Grenze über-

schreitet, Muskeln und Nerven, er begünstigt bei stärkerer Kälte sogar das Erfrieren.

Als sehr zweckmäßig hat es sich erwiesen, in von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Vorträgen den Leuten eine kurze Belehrung über diese allgemeinen Regeln zur Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes, insonderheit zur Vermeidung von Geschlechts- und anderen übertragbaren Krankheiten zuteil werden zu lassen, und ich habe stets empfunden, daß solchen Unterweisungen die Leute mit Interesse und Dankbarkeit entgegenkamen.

Läßt sich von der strengen Durchführung der vorstehenden hygienischen Grundbedingungen schon ein höchst segensreicher Einfluß erwarten, so sind wir glücklicherweise durch die Errungenschaften der modernen Medizin in die Lage versetzt, durch weitere, spezifisch wirkende Mittel die Schrecken der Kriegsseuchen zu mildern oder ganz auszuschalten.

Die hervorragendste derartige Maßnahme ist die Schutzimpfung, deren Ziel die Erzeugung spezifisch wirkender Gegengifte (Immunkörper) im Organismus gegen die von den Krankheitskeimen abgesonderten giftigen Produkte ist. Wie durch das Überstehen vieler Infektionskrankheiten eine Immunität gegen die gleiche Krankheit geschaffen wird dadurch, daß der Körper gegen die Bakterien oder deren Gifte aus eigenem Antriebe Abwehrstoffe bildet, so kann dies auch auf künstlichem Wege durch die Impfung erreicht werden. Je nachdem nun der Organismus diese Gegengifte selbst bilden muß oder bereits in fertigem Zustande einverleibt bekommt, spricht man von einer aktiven oder passiven Immunisierung.

Eine aktive Immunisierung wird dadurch erreicht, daß man den Krankheitserreger in abgeschwächter Form oder abgetötet dem Organismus einverleibt. Die diesem Verfahren folgende Reaktion kann als eine, zwar durch den betreffenden Erreger hervorgerufene, aber völlig harmlos gewordene Erkrankung aufgefaßt werden, wenn auch vielfach, nämlich bei Verwendung abgetöteter Kulturen, nur in physiologisch-chemischem Sinne. Sie reicht aber aus, um die erforderliche Menge von Gegengiften zu erzeugen, die den Körper unter Umständen für lange Zeit vor einer Erkrankung schützen. Die aktive Immunisierung kommt zur Bekämpfung von seuchenartigen Erkrankungen besonders in Betracht bei den Pocken, der Cholera und dem Typhus.

Über den Wert der Pockenschutzimpfung ist bereits bei Besprechung der Krankheit selbst das Nötigste gesagt worden. Da jeder Soldat vor dem Ausrücken ins Feld, sofern er nicht innerhalb der letzten zwei Jahre erfolgreich geimpft worden war, einer Impfung unterzogen werden muß, hat unsere Armee diese Seuche nicht zu befürchten.

Die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera ist noch jüngeren Datums, und über ihre Wirkung und Dauer besteht in den Ansichten der Forscher noch keine völlige Einigkeit. So viel haben aber die Beobachtungen im südwestafrikanischen Feldzuge, im Balkankriege, in der amerikanischen Armee und an anderen Stellen ergeben, daß für die Dauer von 6—9 Monaten ein wirksamer Schutz geschaffen wird oder doch zum mindesten etwaige Erkrankungen unter erheblich leichteren Erscheinungen verlaufen. Zudem ist durch Verbesserung der Herstellungsverfahren der Impfstoffe die früher gefürchtete Impfreaktion auf derart geringfügige Erscheinungen herabgemindert worden, daß auch aus diesem Grunde keinerlei Bedenken gegen eine allgemeine Durchführung der Impfungen abgeleitet werden konnte. Aus diesen Erwägungen heraus sind denn auch, und soweit sich bisher beurteilen läßt, mit bestem Erfolg, unsere Armeen gegen Typhus und Cholera durchgeimpft worden.

Bei der passiven Immunisierung werden zunächst Tiere in der gleichen Weise mit lebenden oder abgetöteten Bakterienkulturen eingespritzt, wie es bei der aktiven Immunisierung des Menschen geschieht. Im Blutserum bilden sich dann ebenfalls die gegen die verwendeten Bakterien spezifischen Gegengifte, deren Stärke durch wiederholte Einspritzungen bis zu einer gewissen Grenze gesteigert werden kann. Ist das Serum „hochwertig" genug, so wird es entnommen, und die in ihm enthaltenen Immunstoffe, dem Menschen eingespritzt, schützen diesen gegen die betreffende Krankheit oder befördern, falls sie schon ausgebrochen sein sollte, die Genesung. Der durch diese passive Immunisierung, bei der der menschliche Organismus also nicht an der Antikörperbildung beteiligt ist, erreichbare Impfschutz ist aber durch-

weg von geringerer Dauer als der durch die aktive bedingte, er hat aber den Vorzug, daß man dem Organismus augenblicklich die für notwendig erachteten Mengen von Schutzstoffen zuführen kann. Die passive Immunisierung wendet man an bei der Ruhr, dem Starrkrampf, der Diphtherie u. a. Hierher gehört übrigens auch das z. B. beim Rückfallfieber bewährte Verfahren, erkrankten Personen das Serum solcher Leute einzuspritzen, die vor kurzer Zeit die nämliche Krankheit überstanden haben.

Endlich ist noch eine dritte Methode zu nennen, die Simultanimpfung, die eine Verbindung der aktiven und passiven Immunisierung darstellt und die besonders für die Behandlung der Pest empfohlen wird.

Die rechtzeitige spezifische Schutzimpfung gegen eine Reihe der gefährlichsten Kriegsseuchen ermöglicht es uns also, diesen mit bester Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Wirksam unterstützt werden wir dabei auch durch einige spezifisch wirkende Arzneimitel so das Chinin gegen Malaria, das Salvarsan gegen Syphilis und Rückfallfieber u. a.

Selbstverständlich müssen alle Bekämpfungsmaßregeln Hand in Hand gehen mit einer sachgemäßen Beseitigung infektiöser Stoffe, mit einer gründlichen Desinfektion verunreinigter Gegenstände. Und dennoch bereitet gerade in dieser Hinsicht der Krieg außerordentliche Schwierigkeiten. Die erforderlichen Mengen geeigneter Desinfektionsmittel werden oft nicht leicht zu beschaffen sein und die im Frieden vorgesehenen großartigen Anlagen meist nur in höchst beschränktem Maße zur Verfügung stehen. Es muß daher immer wieder darauf hingewiesen werden, daß mit allen nur möglichen Mitteln darauf gehalten wird, eine Verschleppung ansteckenden Materials von vornherein zu vermeiden. Stellt sich die Notwendigkeit heraus, Kleidungsstücke, Wäsche und auch Wohnräume zu desinfizieren, so werden sich Mittel und Wege finden lassen, die, den Verhältnissen im einzelnen Fall Rechnung tragend, eine praktische Lösung der Frage gestatten. Die Verhältnisse des Stellungskrieges haben auch in dieser Hinsicht manches ermöglicht, was der Bewegungskrieg nicht zuließ. Desinfektionen in größerem Maßstabe, etwa von ganzen Ortschaften, von Schützengräben und Unterständen, wie sie vielleicht manchmal wünschenswert sein dürften, werden in der Mehrzahl der Fälle größere Schwierigkeiten bereiten. Aber auch in solchen Fällen hat die praktische Erfahrung schon vielfach bewiesen, daß die Notwendigkeit zu Auswegen verhilft, die bisher in keinem Lehrbuch vorgesehen waren oder die eben nur unter den Verhältnissen des Krieges möglich sind.

Bisher sind in unseren Armeen seuchenartige Erkrankungen glücklicherweise nirgends in einem Umfange aufgetreten, der zu Besorgnissen Veranlassung geben könnte. In Anbetracht der sehr ungünstigen hygienischen Bedingungen an verschiedenen Stellen der Kriegsschauplätze, der ungeheuren Menschenmengen, die oft auf engen Raum zusammengedrängt sind, und mit Rücksicht auf die großen Gefahren, die mit der Herbeischaffung der verschiedensten Rassen verbunden sind, kann dieser Umstand nicht hoch genug eingeschätzt werden! Auch von einer Einschleppung ansteckender Krankheiten in das Reich durch Gefangene sind noch keine ernsteren Nachrichten bekannt geworden. Es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, wenn man diese günstigen Verhältnisse auf den vorzüglich organisierten Sanitätsdienst, sowohl beim Militär als auch bei der Zivilverwaltung, zurückführt, und es wäre denn zu hoffen, daß wir auch weiterhin vor derartigen Schrecken bewahrt bleiben.

Unter allen Umständen wird aber im Vergleich zu früheren dieser Krieg zeigen, was die Fortschritte der Hygiene, die im Frieden ja vielfach nur theoretisch erprobt werden konnten, was die Errungenschaften der Medizin überhaupt für die Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes im Volk und im Heer zu bedeuten haben. Er wird aber auch durch neue Erfahrungen unsere Wissenschaft fördern und neue Gesichtspunkte eröffnen, deren Verfolg die Lösung weiterer großer Aufgaben in Aussicht stellt.

Stabsarzt Dr. Erich Hesse,
Hygieniker beim Korpsarzt ......

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 3 1. DEZEMBER 1915

Litauen und seine Probleme.

Von Erich Zechlin.

„Über Litauen, wahrhaftig, weiß ich weniger als über China" — läßt Adam Mickiewicz in den Dziady („Die Ahnen") einen Kammerjunker sagen, und dieses Wort gilt auch heute noch mehr oder weniger wohl für uns alle. In der Tat ist Litauen, das sich als breiter Block zwischen Ostpreußen und Kurland schiebt, trotz seiner räumlichen Nähe bis auf den heutigen Tag ein unbekanntes Land geblieben. In der deutschen Literatur finden sich zwar Darstellungen der Sprache, der Geschichte und Literatur des Landes, über seine gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse bietet sie aber so gut wie nichts; in russischer Sprache gibt es, soweit ich sehe, ebenfalls nur sehr wenig über Litauen; eine eingehende und gründliche Darstellung fehlt auch dort; am besten ist es noch bei den Polen bestellt, die freilich auch die nächsten dazu sind. Wir können heute, wo die Hauptstadt Litauens, Wilna, in deutscher Hand ist, diese Lücke nur in sehr unvollkommener Weise ausfüllen: einmal besitzen die litauischen Gouvernements im Gegensatz zu den innerrussischen keine Selbstverwaltung, und infolgedessen fehlt auch eine ausreichende Statistik; und die „Pamiatnyja knizki" (Denkbücher, Jahresberichte), die von den Verwaltungsbehörden fast jedes Jahr herausgegeben wurden und trotz großer Mängel als Notbehelf dienen könnten, sind zurzeit nicht zu beschaffen. Nur über die Grundbesitzverteilung liefern einige Arbeiten des russischen Zentralstatistischen Komitees schätzenswertes Material. Darüber soll demnächst besonders gehandet werden. Sodann kommen, namentlich für den Nationalitätenkampf, die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten hinzu: Litauen ist ja national außerordentlich heiß umstritten; nicht weniger als sechs Nationalitäten (Großrussen, Weißrussen, Polen, Litauer, Letten und Juden) streiten sich in dem Lande und um das Land. Nicht nur, daß bei dem niedrigen Bildungsstand der Bevölkerung die nationalen Verhältnisse exakt gar nicht zu erfassen sind, dieser Kampf wirkt natürlich auch auf die Literatur zurück und zwingt zu besonderer Vorsicht bei ihrer Benutzung. — Trotz alledem versuche ich, so gut oder so schlecht es heute geht, ein Bild der litauischen Verhältnisse zu geben, eben weil sonst aus der deutschen Literatur eine Orientierung kaum möglich ist; dabei bin ich fast ausschließlich auf polnisches Material angewiesen.[1])

---

1) Benutzt sind: L. Wasilewski, Litwa i Bialorus (Litauen und Weißrußland), Krakau o. J. — M. Römer, Litwa. Lemberg 1908. — E. Czynski, Etnograficzno-statystyczny zarys liczebnosci i rozsiedlenia ludnosci Polskiego (Etn.-Stat. Abriß der Zahl und Ausbreitung des polnischen Volkes), Warschau 1909. — E. Maliszewski, Polacy i Polskosc na Litwie i Rusi (Polen und Polentum in Litauen und Ruthenien). Warschau 1914. Ferner der Aufsatz von Studnicki, Stosunki spoleczne i ekonomiczne na

Der Begriff Litauen ist bis auf den heutigen Tag umstritten; je nach den nationalpolitischen Wünschen und Bestrebungen der im russischen „Westgebiet“ rivalisierenden Völker werden seine Grenzen enger oder weiter gezogen. Das alte selbständige Großfürstentum Litauen füllte den ganzen Raum aus, der von Kurland im Norden, von Ostpreußen (dessen Grenze ja von dem Frieden am Melnosee [1422] bis heute unverändert geblieben ist), vom Oberlauf des nördlichen Bug und vom Dnjestr im Westen, vom Dnjepr und der Düna im Osten eingeschlossen ist; nach Norden und Süden berührte es zeitweilig Ostsee und Schwarzes Meer, und nach Osten griff es um die Mitte des 15. Jahrhunderts weit über die Düna-Dnjepr-Linie, bis über Smolensk und Orel hinaus. Diese östlichsten Distrikte bröckelten bald wieder ab; wichtiger war die erhebliche Verkleinerung, die die Realunion mit Polen (1569) mit sich brachte; damals wurden die Wojwodschaften Podolien, Wolhynien, Kiew und Braclaw (etwa die heutigen Gouvernements Podolien, Wolhynien und Kiew) abgetrennt und Polen einverleibt. Der Rest blieb noch immer ein selbständiger Staat; doch fand, da die Gesetzgebung in der Hauptsache gemeinsam war, eine weitgehende Assimilierung an die Institutionen und sozialen Verhältnisse Polens statt. Die Umrisse des Gebietes der heutigen sechs Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Mohilew und Witebsk spiegeln die Grenzen dieses Großfürstentums Litauen, wie es von 1569 bis zum Untergang der Republik bestand, noch deutlich wider. Wird heute von „litauischen Gouvernements“ gesprochen, so sind jedoch meist nicht diese sechs gemeint, die zuletzt das historische Litauen bildeten, sondern nur die drei westlichen (Kowno, Wilna, Grodno), die am stärksten mit litauischer Bevölkerung durchsetzt sind. Auch in ihnen ist aber litauisches Volkstum durchaus nicht überall vorhanden, geschweige denn vorherrschend; Litauisch-Brest (Brest-Litewski) z. B. verdankt seinen Namen lediglich der einstigen Zugehörigkeit zum Großfürstentum Litauen, Litauer haben in dieser Gegend nie gewohnt. Trotzdem sollen im folgenden unter „Litauen“ diese drei Gouvernements verstanden werden.

* * *

Ein exaktes Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse Litauens zu geben ist leider nicht möglich; es fehlen heute nicht nur in Deutschland, sondern wohl überhaupt durchaus die Unterlagen dazu. Die drei Gouvernements haben einen Umfang von rund 120000 qkm; sie sind also etwas kleiner als Kongreßpolen und fast genau so groß wie die vier preußischen Ostprovinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen. Es wohnen in ihnen aber nur 5806000 Menschen (Anfang 1912). Das ist die knappe Hälfte der Bevölkerung Kongreßpolens (1. Jan. 1912: 12776000) und auch noch erheblich weniger, als in den genannten vier preußischen Provinzen wohnen (1. Dez. 1910: 7584000). Immerhin sind diese Gouvernements mit einer Bevölkerungsdichte

---

Litwie i Rusi (Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse) in Polska, Obrazy i opisy II, 733 ff., und die einschlägigen Aufsätze in der Wielka Encyklopedya Powszechna Ilustrowana und im Slownik geograficzny. — In deutscher Sprache die allerdings nur knappen Bemerkungen von Hoetzsch, Rußland S. 452 ff., und im „Ostland“, Jahrb. f. ostdeutsche Interessen 1912 und 1913, ferner Bezzenberger, die litauische Literatur in „Die osteuropäischen Literaturen usw.“ Leipzig 1908. — Endlich Gaigalat, Baltisch-litauische Frage. Berlin 1914. In russischer Sprache: Arbeiten des Zentralstatistischen Komitees: Statistik des Grundeigentums, Heft 29 (Kowno), Heft 11 (Grodno). Heft 34 (Wilna). St. Petersburg 1906.

von durchschnittlich 44 Menschen auf den Quadratkilometer (Grodno 50) doch erheblich dichter bewohnt als die Ostseeprovinzen, in denen durchschnittlich nirgends über 30 Menschen auf den Quadratkilometer kommen, und sie sind auch dichter bewohnt als die Mehrzahl der innerrussischen Gouvernements.

Weitaus am dichtesten ist der Kreis Bialystok im Gouvernement Grodno besiedelt (84,6 auf den qkm). Das ist zugleich der einzige Kreis in Litauen, der eine größere Industrie, und zwar Textilindustrie, hat: ähnlich wie Lodz seine Entwicklung zum guten Teil der russischen Zollpolitik verdankt, ist Bialystok in der Zeit entstanden und hochgekommen, als die Einfuhr polnischer Industrieprodukte nach Rußland verboten oder, später, mit einem erhöhten Zoll belegt war (1831—50). Gegen Lodz ist Bialystok freilich unbedeutend geblieben; es hatte 1909: 81000 Einwohner; die Zahl der Spinnereien, Webereien und Tuchfabriken wurde 1907 auf 334 angegeben. Was sonst sich in Litauen an gewerblichen Anlagen findet, ist im ganzen unbedeutend; nur in Wilna, Kowno und Litauisch-Brest gibt es noch größere Fabriken; im übrigen sind nur Kleinbetriebe vorhanden, die die Produkte des Landes verarbeiten: Mühlen, Brennereien, Brauereien, Gerbereien, Holzgewerbe usw.

* * *

Wie schon erwähnt, sind die drei „litauischen" Gouvernements durchaus nicht nur von Litauern bewohnt. Das ethnographische Gebiet des litauischen Volkes, das aus etwa 2 Millionen Köpfen besteht, ist vielmehr wesentlich kleiner. Nach Norden hin fällt die Grenze zwischen den Gouvernements Kowno und Kurland mit der litauisch-lettischen Sprachgrenze zusammen; nur die äußerste Südspitze Kurlands, Polangen mit dem Berg Birute, einem litauischen Nationalheiligtum, gehört zum litauischen Sprachgebiet. Von Polangen südlich bis Labiau stößt das litauische Volkstum ans Meer; dann geht die Sprachgrenze ostwärts über Wehlau, Darkehmen und Goldap zur preußischen Grenze und weiter zwischen Suwalki und Sejny hindurch zum Niemen, der etwa bei Druskienniki erreicht wird. Bei Druskienniki, und nur hier, schließt das litauische Sprachgebiet ein kleines Stückchen des Gouvernements Grodno ein; dann tritt die Grenze ins Gouvernement Wilna über und verläuft hier, zunächst in weitem Bogen nach Osten ausgreifend, durch die Kreise Lida und Troki, um dann einen Halbkreis um Wilna zu beschreiben, so, daß die Wilia westwärts von Wilna überschritten wird und die Hauptstadt Litauens außerhalb des litauischen Sprachgebiets bleibt. Nördlich der Wilia geht die Grenze durch die Kreise Wilna und Swienciany auf der ungefähren Linie Mejszagola—Lyntupy bis zur Grenze des Kreises Disna, tritt dann wieder ins Gouvernement Kowno ein und folgt etwa der Driswjata bis zur livländischen Grenze; der östlichste Teil des Kreises Nowo-Aleksandrowsk bleibt also außerhalb. An einigen Punkten des Kreises Illuxt überschreitet das litauische Sprachgebiet noch die kurländische Grenze, weiter westwärts fallen dann aber, wie schon gesagt, die Sprach- und die politische Grenze fast genau zusammen. Es gehören also zum ethnographischen Litauen, außer einigen Punkten Kurlands, das ganze Gouvernement Kowno (bis auf seinen östlichsten Zipfel), die Nordspitze Ostpreußens, der größere Teil Suwalkis und Teile der nordwestlichen Kreise Wilnas. Im Süden schließen sich an das litauische Gebiet die Sitze des Weißrussentums; sie reichen (im Kreise Augustowo, Gouvernement Suwalki) ins Zartum Polen hinein, dafür sind die westlichen Teile der Kreise Bialystok

und Bielsk überwiegend polnisch. Die südliche Grenze des Weißrussentums wird durch den Oberlauf des Narew und den jetzt so bekannt gewordenen Urwald von Bialowies bezeichnet und folgt dann weiter östlich zunächst dem Pripet, später der Südgrenze des Gouvernements Minsk; nach Osten erstreckt sich das weißrussische Gebiet bis ins Gouvernement Smolensk. An die Weißrussen grenzen weiter nach Süden die Ukrainer, so daß der südlich der bezeichneten Linie gelegene Teil des Gouvernements Grodno zum ukrainischen Sprachgebiet zu rechnen ist.

Gemäß dieser nationalen Zusammensetzung der drei „litauischen Gouvernements" herrschen nach der Volkszählung von 1897 in Kowno die Litauer (mit 66% vor), in Grodno die Weißrussen (43,9%) und die Kleinrussen (22,6%), in Wilna die Weißrussen (56%) und daneben die Litauer (17,6%). Die Großrussen erreichten in keinem Gouvernement ganz 5%, die Polen machten in Grodno 10% aus (die Kreise Bialystok und Bielsk sind noch zum polnischen Sprachgebiet zu rechnen), in Kowno 9%, in Wilna 8%. Stark sind überall die Juden vertreten, am stärksten in Grodno (17,3%), am schwächsten in Wilna (12,7%).

* * *

Von alters her spielen unter diesen Nationalitäten die Polen dank ihrer sozialen und kulturellen Überlegenheit die Hauptrolle; sie nehmen diese Gouvernements, und nicht nur sie, bis auf den heutigen Tag als polnisches Land in Anspruch, obwohl, worauf Bismarck schon 1867 hingewiesen hat[2]), diese Ansprüche wenigstens ethnographisch unberechtigt sind. Aber das Polentum ist in Litauen trotz seiner geringen Zahl doch die bedeutendste Macht; es bildet den größten Teil der städtischen Intelligenz, z. B. in (der Stadt) Wilna, und es ist namentlich im Großgrundbesitz des Landes das dominierende Element. Das beruht auf langer Tradition. Seit 1386, seit der Heirat Jagiellos mit Hedwig von Polen, ergoß sich der polnische Einfluß in breitem Strom über Litauen; Polen siedelten sich dort an; die soziale Verfassung, die Amtsverfassung bildeten sich allmählich nach polnischem Muster um. Der Adel wurde auch hier zu einer rechtlich unter sich gleichen, von der übrigen Bevölkerung streng geschiedenen Schicht; das Land wurde in Wojewodschaften und Starosteien eingeteilt; eine große Agrarreform in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwischte auch die Unterschiede in der Agrarverfassung und der landwirtschaftlichen Technik beider Länder; am unberührtesten blieb noch das Gerichtswesen. Als die Personalunion zwischen den beiden Ländern zur Realunion wurde (1569), war die Assimilierung Litauens an Polen schon weit vorgeschritten; nun brachten die vermehrte Einwanderung des polnischen Elements und der gemeinsame Reichstag, der fortan den größten Teil auch der litauischen Gesetzgebung an sich zog, Litauen mit Polen vollends auf gleichen Fuß. Die polnische Sprache machte im Großfürstentum sichtbare Fortschritte; zwar blieb zunächst noch das Weißrussische in der inneren Verwaltung die Amtssprache — Litauisch ist in Litauen niemals Amtssprache gewesen —; aber die litauischen Magnaten bedienten sich schon im 16. Jahrhundert in ihren Schreiben der polnischen Sprache; im nächsten Jahrhundert dringt sie auch in die Gerichts- und Amtsakten ein und durchsetzt das amtliche Weißrussisch mit zahlreichen polnischen Wendungen und Ausdrücken; 1696 wird das Polnische end-

2) Reden III, 209 ff.

lich (neben dem Lateinischen) selbst Amtssprache. Daß der litauische Adel und auch der dort (z. B. in Polnisch-Livland) sitzende deutsche Adel mit der Zeit polnisch wurden, ist bekannt. Wie tief die Polonisierung gegangen ist, ist schwer zu sagen; die kleine Schlachta wurde in ihren höherstrebenden Teilen auch von ihr erfaßt, blieb freilich anderseits zum Teil in ihrem Kern litauisch. Jedenfalls ist wichtig, daß diese Polonisierung nur den staatlichen Organismus und die Oberschichten der Bevölkerung erfaßte; die Masse des Volkes blieb litauisch, weiß- oder kleinrussisch; national ist das alte Polen nie ein Einheitsstaat, sondern immer nur eine Föderation gewesen. Eine Vormachtstellung aber nahm das Polentum in diesen Gebieten mehrere Jahrhunderte hindurch unzweifelhaft ein. Sie ist auch durch die Teilungen Polens nicht berührt worden. Unter Alexander I. waren die Beamten Litauens fast sämtlich Polen, das Statut von 1589 (der litauische Rechtskodex) blieb in Kraft, in Gericht und Schule herrschte die polnische Sprache; 1803 gründete Fürst Adam Czartoryski, der zeitweise das Unterrichtswesen in Litauen leitete, sogar in Wilna eine Universität und schuf damit dem Polentum den kulturellen Mittelpunkt, der ihm hier bisher gefehlt hatte. Diese Zeit, bis 1830 hin, darf man wohl als den Höhepunkt des polnischen Einflusses in Litauen bezeichnen.

Dann folgte jäh der Umschwung; er wurde durch die polnischen Aufstände von 1830 und 1863 herbeigeführt, die ja beide nach Litauen übergriffen. Die Wilnaer Universität wurde wieder aufgehoben (1832); wenige Jahre später folgte die Aufhebung des Litauischen Statuts und vor allem die der sogenannten unierten Kirche (1839); die „Uniaten", die dem Dogma nach griechisch, der Verfassung nach aber mit Rom verbunden sind, wurden zum Teil zwangsweise zur orthodoxen Kirche bekehrt. Was dem Polentum an Freiheiten noch blieb, vernichtete der Aufstand von 1863. Ein antipolnisches System von äußerster Strenge setzte nun ein; soweit die Güter des aufständischen polnischen Adels nicht konfisziert wurden, wurden sie mit einer 10prozentigen Einkommensteuer belegt, die 1869 in eine ständige Abgabe von „Personen polnischer Herkunft" verwandelt wurde; in allen Gouvernements des Nord- und Südwestens wurde den Polen der Erwerb von Grund und Boden untersagt (1865), die Anstellung der Polen im Staatsdienst, an den Eisenbahnen usw. erschwert, die polnische Sprache aus allen Behörden, Institutionen, aus der Öffentlichkeit überhaupt entfernt, auch die Herausgabe von Druckwerken in polnischer Sprache wurde untersagt. Das Polentum in Litauen wurde dadurch nicht vernichtet; von den konfiszierten Gütern kamen auf dem Umwege der Pacht eine ganze Reihe wieder in polnische Hand; aber es wurde doch erheblich geschwächt. Die katholische Kirche und die Sphäre des Privatlebens blieben sein Zufluchtsort; nur im stillen suchte man durch geheime Organisationen dort, wo es angängig schien, unter der ländlichen und städtischen Bevölkerung die polnische Sprache zu pflegen und zu verbreiten.

An die Stelle des polnischen Elements trat nun im öffentlichen Leben Litauens das russische. Die Stütze des Großrussentums war zunächst natürlich das Beamtentum; außerdem wurden durch die „Bauernbank" (seit 1901) großrussische Bauern in Litauen angesetzt; nähere Zahlen darüber liegen leider nicht vor; im Gouvernement Kowno soll sie von 1904—1912 52400 Desjatinen angekauft haben. Es kam dem Großrus-

sentum aber in Litauen, im Gegensatz zum Zartum Polen, einmal zugute, daß in dem hier herrschenden Nationalitätengewirr das Russische als Staatssprache zur Vermittlung diente, nicht nur im Verkehr von Litauern und Polen mit den Russen, sondern auch zwischen Litauern und Polen; auch hatte die hauptstädtische Presse Rußlands hier lange Zeit das Monopol. Zweitens konnte das Großrussentum sich auf örtliche Elemente stützen, namentlich auf die orthodoxe Bevölkerung, die 1897 im Gouvernement Kowno 45000, in Wilna 415000, in Grodno 919000 betrug. Die orthodoxen Weißrussen besonders stehen stark unter dem russischen Einfluß; in Wilna sind weißrussische Vereine und Zeitschriften entstanden, die für den engsten Anschluß an das Großrussentum eintreten; außerdem wurde in „rechtgläubigen Bruderschaften" und in den Ortsgruppen des „Verbandes des russischen Volkes" im Westgebiet russische Propaganda gemacht. Das Polentum war hiergegen zunächst machtlos. Erst nach der Revolution bekam es die Hände frei. Das Verbot des Landerwerbs durch „Personen polnischer Herkunft" wurde aufgehoben (1905), was sich freilich als sehr zweischneidige Vergünstigung erwies: obwohl die polnische Wilnaer Landbank unter ihrem bedeutenden Direktor, Montwill, seit langem die Festigung des polnischen Großgrundbesitzes betrieben hatte, geriet jetzt doch ein Teil von ihm, der stark verschuldet war, in Bewegung; zahlreiche polnische Güter wurden an die Bauernagrarbank verkauft und unter russische und litauische Bauern aufgeteilt. Uneingeschränkten Nutzen dagegen zogen die Polen aus dem Edikt vom Mai 1905, das die Sprachenfreiheit verkündete, und aus dem Ukas vom Dezember 1904, der in den Elementar- und Mittelschulen die polnische Sprache als fakultativen Unterrichtsgegenstand zuließ. Unter der Firma „Oswiata" (Aufklärung) entstanden in Wilna, Minsk und Nieswiez Vereine, die sich die Einrichtung polnischer Bibliotheken und die Organisierung des polnischen Unterrichts angelegen sein ließen; auch private polnische Elementarschulen entstanden, die aber schnell wieder geschlossen wurden. 1905 erschien in Wilna nach 40jähriger Unterbrechung wieder eine polnische Zeitung, zusammen wurden Anfang 1912 in Wilna 14 periodische Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben, die den polnischen Interessen dienten; unter der Tagespresse ragte der versöhnungsparteiliche „Kurjer Litewski" hervor, unter der Fachpresse auf dem Gebiet der historischen Wissenschaften der „Rocznik Towarzystwa Przyjaciól Nauk" (Jahrbuch des Vereins der Freunde der Wissenschaften); in den Sammlungen und Bibliotheken dieses Vereins findet überhaupt das wissenschaftliche Leben der Polen in Litauen seinen Mittelpunkt. Die nationalistische Reaktion in Rußland machte sich aber auch hier fühlbar; schon 1906 wurde (außer in Kowno) als Vereins- und Versammlungssprache wieder das Russische vorgeschrieben; im Februar 1908 wurde die Wilnaer „Oswiata" geschlossen; die in Minsk und Nieswiez traf 1909 dasselbe Los. Sodann wurde das Polentum in Litauen namentlich durch die Vorlage über die Einführung der Zemstwoverfassung im Westgebiet betroffen. Bis 1911 wurden die Vertreter dieses Gebiets im Reichsrat nicht, wie sonst, von den Zemstwos gewählt, sondern von eigens dazu gebildeten Versammlungen des Großgrundbesitzes; es wurden dann durchweg Polen gewählt. Um das zu verhindern, wollte Stolypin für sechs der Gouvernements des Westgebiets die Zemstwo-

organisation einführen, doch so, daß besondere Wahlkurien eingerichtet wurden, eine russische, eine polnische und eine gemischte, um so auch der russischen Minorität eine Vertretung im Reichsrat zu sichern. Die Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno wurden jedoch ausgenommen; in ihnen war die Präponderanz des Polentums auch dadurch nicht zu brechen; sie sind bis heute ohne Selbstverwaltung geblieben. Für die übrigen sechs Gouvernements setzte Stolypin, wie wohl erinnerlich, nach heftigen Kämpfen seinen Willen durch einen Staatsstreich, auf Grund des § 87, durch. So hat sich die Stellung des Polentums zwar nach 1904 verbessert, aber es unterlag doch manchen und einschneidenden Beschränkungen; es war auch längst nicht mehr so absolut dominierend wie bis 1830. Das russische Element, das jüdische (das in Litauen stark russifiziert ist) waren daneben getreten; auch die bodenständige Bevölkerung, die Weißrussen und namentlich die Litauer, kamen allmählich, wie wir noch sehen werden, empor. Die polnischen Ansprüche auf dieses Land sind trotzdem nicht aufgegeben; Litauen, das Land, aus dem Kosciuzko und Mickiewicz und viele andere Gestirne der polnischen Geschichte und Literatur stammen, ist jedem polnischen Herzen teuer, und einen entschlossenen politischen Verzicht auf Litauen hat selbst Dmowski, der Führer der polnischen Versöhnungsparteiler, nicht auszusprechen gewagt. Dabei war nicht einzusehen, wie ohne einen solchen polnischen Verzicht auf Litauen eine Versöhnung der russischen mit den polnischen Interessen möglich sein sollte. Rußland konnte dem Zartum Polen wohl zur Not eine weitgehende Autonomie gewähren, das Westgebiet aber, ohne das Kurland und Riga im Norden, Odessa im Süden nicht zu halten sind, war für Rußland, ähnlich wie Posen für Preußen, lebensnotwendig; das mußte es fest in der Hand zu halten suchen. Ob und welche Lösung die Frage in der polnisch-russischen Ausgleichskommission im Juli dieses Jahres finden sollte, ist nicht bekannt geworden. Um so geringer war immer die Geneigtheit Rußlands, den polnischen Ansprüchen hier nachzugeben, als die russische Politik in den kirchlichen und nationalen Verhältnissen Litauens, wie schon gesagt, eine gewisse Stütze fand; auch darin ähnelte die Lage der in Posen und Westpreußen; wie sich dort die preußische Politik auf dem deutschen Element aufbaute, so boten hier die Weißrussen und die Litauer der russischen Politik wenigstens einen gewissen Rückhalt.

* * *

Über die Weißrussen genügen wenige Worte. Sie sind im Gouvernement Kowno so gut wie gar nicht, nur in dem östlichsten Kreise Nowo-Aleksandrowsk, vertreten, dominieren aber in Grodno und noch mehr in Wilna. In Grodno sind sie überwiegend orthodox; nur im Kreise Sokolka machen — nach der Zählung von 1897 — die katholischen Weißrussen 68,2 %, die orthodoxen 15,7 % der Bevölkerung aus. In den Kreisen Wolkowysk, Grodno und Bialystok bilden die Katholiken unter den Weißrussen ansehnliche Minoritäten: in Wolkowysk sind von den Weißrussen 26,9 % der Bevölkerung katholisch, 55,6 % orthodox, in Grodno machen die katholischen Weißrussen 20,3 % der Bevölkerung aus, die orthodoxen 45,5, in Bialystok kommen je 13 % der Bevölkerung auf die katholischen und orthodoxen Weißrussen. In den Kreisen Slonim und Pruzany, in denen über 75 % der Bevölkerung weißrussisch ist, gehören bloß 6—8 % der Bevölkerung zu den

katholischen Weißrussen. Man sieht, der Katholizismus ist unter den Weißrussen im Westen des Gouvernements erheblich stärker verbreitet als im Osten; der Grund liegt natürlich in der Nähe des polnischen Einflusses, wobei freilich darauf hingewiesen werden muß, daß die an das polnische Sprachgebiet angrenzenden kleinrussischen Kreise, wie Bielsk, Brest-Litewski und Kobryn, diesem Einfluß des Katholizismus nicht unterlegen sind. Noch stärker sind die Weißrussen im Gouvernement Wilna katholisiert. In den Kreisen, die eine stark litauische, also katholische, Bevölkerung haben, wie Wilna, Troki, Swienciany, sind auch die Weißrussen durchweg katholisch; aber auch in den Kreisen Oszmiany und Lida, wo das weißrussische Element mit 80,1 % bzw. 73,2 % der Bevölkerung allein dominiert, sind 51,1 % bzw. 49,3 % der Bevölkerung katholische Weißrussen, während in den beiden übrigen Wilnaer Kreisen Disna und Wilejka, die beide auch über 80 % Weißrussen haben, etwa 29 % der Bevölkerung katholische Weißrussen sind; auch hier tritt also der Katholizismus unter ihnen mit der größeren Entfernung vom Haupteinflußgebiet der katholischen Kirche zurück. In den Gouvernements Minsk, Mohilew und Witebsk ist die Masse des Weißrussentums, die im ganzen etwa 8 Millionen Köpfe beträgt, orthodox.

Die weißrussische Bewegung, soweit man überhaupt von einer solchen sprechen kann, befindet sich noch in den allerersten Anfängen. Das Weißrussische, das im Großfürstentum Litauen bis ins 17. Jahrhundert Amtssprache war, wurde immer mehr zu einer Kanzleisprache, die jede Fühlung mit dem Volke verlor; als sie amtlich nicht mehr benutzt wurde, verschwand sie gänzlich. So mußte ganz von vorn begonnen werden. Als die ersten wurden die polnischen Romantiker auf das weißrussische Volkstum aufmerksam; namentlich Mickiewicz schöpfte aus dieser Quelle einige Volksweisen; auch einige ethnographische Arbeiten über Weißrußland entstanden auf polnischer Seite. Nennt man noch Barszczewski (1790—1851) und Dunin-Marcinkiewicz (1807—1885), die beide neben polnischen Werken auch eine Anzahl Dichtungen in weißrussischer Sprache verfaßten, so ist in der Hauptsache erschöpft, was sich über die ältere weißrussische Literatur sagen läßt. Bis Ende des 19. Jahrhunderts waren es namentlich aus Weißrußland stammende studentische Kreise, die sich der Pflege ihres heimatlichen Dialekts annahmen; sie schlossen sich in Petersburg auch zu einem Verein zusammen (1902), um „weißrussische Kultur“ ins Volk zu tragen; eine Anzahl belletristischer Schriften, aber auch einige rein sozialistische Broschüren wurden zu diesem Zweck in weißrussischem Dialekt gedruckt. Es war kein Wunder, daß in den stürmischen Jahren 1905/06, als alle Welt in Rußland nach „Autonomie“ rief, auch für Weißrußland die gleiche Losung ausgegeben wurde; Agrarreform und Einführung der weißrussischen Sprache in den Schulunterricht waren die weiteren Programmpunkte. Dauernde Bedeutung von den Gründungen der Revolutionsjahre hat nur die Wochenschrift „Nasza Niwa“ (Unser Gebiet) gewonnen, die seit 1906 in Wilna für die rechtgläubigen Weißrussen in russischen, für die katholischen Weißrussen in lateinischen Lettern erscheint. In diesem kleinen Blatte findet sich seitdem alles zusammen, was es an selbständiger weißrussischer Bewegung gibt; es steht auf national-weißrussischem Boden und fordert vor allem die Herrschaft für die weißrussische Sprache in der Schule und

in beiden Kirchen. Die „Nasza Niwa“, die für breite Kreise bestimmt ist, trifft geschickt einen volkstümlichen Ton, ihre Mitarbeiter sind auch meist Leute, die dem Volke nahestehen, wie Organisten, Lehrer usw.; ihre Anhängerschaft scheint nicht ganz gering zu sein; konnte sie doch 1910 666 Korrespondenzen aus 320 Orten veröffentlichen. Immerhin ist diese ganze Bewegung noch außerordentlich bescheiden; Weißrußland gehört kulturell und wirtschaftlich zu den rückständigsten Teilen Rußlands, und es ist auch fraglich, ob die stammlichen und sprachlichen Verschiedenheiten des Weißrussentums vom Großrussentum ausreichen, um eine Sonderstellung zu begründen. Ungemein erschwert wird außerdem das Vordringen der weißrussischen Bewegung durch die konfessionelle Spaltung: die katholischen Weißrussen stehen stark unter polnischem Einfluß; Katholizismus und polnische Sprache sind auch hier meist gleichbedeutend; ebenso herrscht unter den orthodoxen Weißrussen der russische Einfluß vor; wie wir schon sahen, wurde hier zum Teil unter dem Mantel einer weißrussischen Bewegung für offenen und engen Anschluß an das Großrussentum Propaganda gemacht. Die Masse der Weißrussen ist deshalb heute ein Instrument der russischen oder der polnischen Politik; beide Mächte hemmen die Entwicklung eines selbstbewußten Weißrussentums, und gegen sie wird die „Nasza Niwa“ mit ihren Anhängern, wenn überhaupt, nur langsam vorwärtskommen.

* * *

Unter verhältnismäßig viel günstigeren Verhältnissen hat sich die litauische Bewegung entwickelt, und sie ist heute auch schon ungleich stärker als die weißrussische. Sie hat vor der weißrussischen vor allem das voraus, daß es sich bei den Litauern nicht wie bei den Weißrussen um mehr oder minder große dialektische Abweichungen vom Großrussentum handelt, vielmehr sind die Litauer wirklich eine Nationalität für sich. Sie sind keine Slawen, sondern bilden mit den Letten eine besondere indogermanische Völkergruppe, die freilich den Slawen nahesteht. Während die slawischen Sprachen untereinander doch so nahe verwandt sind, daß eine Verständigung, wenn auch nur zur Not, möglich ist, ist die litauische Sprache für den Slawen ebenso unverständlich wie für den Deutschen. Sie hat weder eine alte noch eine umfangreiche Literatur aufzuweisen; das älteste datierte litauische Sprachdenkmal stammt aus den Jahren vor 1545; es ist die Übersetzung eines Kirchenliedes, und kirchlichen und religiösen Charakter trägt die litauische Literatur fast ausschließlich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Erst von da ab beginnt die weltliche Dichtung; Christian Donalitius, der Pfarrer von Tollmingkehmen (1714—1780), der einige Fabeln und Idylle dichtete, ist an erster Stelle zu nennen; gleichzeitig fand auch das litauische Volkslied („Daina“) Eingang in die Weltliteratur. Im 19. Jahrhundert wurde der Strom der litauischen Dichtung etwas breiter, obwohl er an sich klein genug blieb; sie nahm jetzt durchweg litauisch-nationalen Charakter an im Sinne einer kulturellen Hebung und Bildung des Volkes auf nationaler Grundlage. Dowkont und Wolonczewski, der erstere mehr den reinen Litauer, der zweite mehr den Typ des polonisierten litauischen Adels darstellend, Iwinski und Baranowski sind die bekanntesten dieser Schriftsteller; der Inhalt ihrer Schriften ist ethnographisch, geschichtlich, poetisch, zum Teil freilich sind es auch bloße Übersetzungen. Erheblich unterstützt wurde diese kultu-

relle litauische Bewegung durch das Interesse, das sich dem litauischen Volkstum von seiten der deutschen und polnischen Wissenschaft zuwandte; auf deutscher Seite waren es zumeist sprachwissenschaftliche Studien; bei den Polen, die für diese Dinge in der Universität Wilna zeitweise ein Zentrum besaßen, bemächtigte sich hauptsächlich die Geschichtsforschung des Gegenstandes; ich erinnere nur an J. U. Niemcewicz' große „Geschichte Litauens". Durch all das wurde das Selbstgefühl des litauischen Volkes gesteigert; der Boden dafür war überhaupt durch das Aufkommen des Nationalitätsgedankens, das hier wie überall stattfand, vorbereitet; so entwickelte sich eine immerhin bemerkenswerte kulturell-litauische Bewegung, deren Träger im wesentlichen Adel und Geistlichkeit waren.

Eine entscheidende Wendung brachte der Aufstand von 1863. Die Herausgabe von Druckwerken in lateinischen Lettern wurde verboten und damit die gesamte literarische Bewegung in Litauen lahmgelegt. Das Verbot richtete sich in erster Linie gegen die Polen und die polonisierte litauische Schlachta. Der litauische Bauer wurde ebenso wie der polnische nach dem Aufstande begünstigt und im Gouvernement Suwalki sogar seiner Sprache einige Rechte eingeräumt; namentlich wurde für die Litauer in Marjampol ein Gymnasium und in Weivery ein Seminar für Volksschullehrer gegründet; auch wurden fortan auf russischen Universitäten zehn Stipendien an litauische Studenten verliehen. Wenn die Regierung dadurch eine litauische Intelligenz schaffen wollte, die unter russischem Einfluß stand und gleichzeitig einen Klassenhaß gegen den polnischen Adel in sich einsog, so hat sie dies Ziel zum guten Teil erreicht. Zum Teil freilich wurde dieser Erfolg vereitelt durch das Verbot der lateinischen Lettern; die Unterdrückung, die darin lag — fürchteten die litauischen Bauern doch, daß mit der Einführung der kyrillischen Schrift auch die Bekehrung zur Orthodoxie verbunden sei —, mußte zu antirussischen Tendenzen führen und hat das auch getan. Die erste Folge war, daß sich die litauische Bewegung nach Litauisch-Preußen zurückzog, um von hier aus Litauen mit Literatur in lateinischen Lettern zu versorgen. Daß man den Nordzipfel Ostpreußens zum Schauplatz dieser Tätigkeit machte, geschah wohl mehr aus geographischen als aus ethnographischen Gründen; zwar hatte einst, unter Herzog Albrecht, von Königsberg das Studium der litauischen Sprache seinen Ausgang genommen, aber von einer national-politischen Bewegung war unter den preußischen Litauern nie die Rede gewesen; man hatte sich auf die Pflege der angestammten Sprache beschränkt, und war und ist im übrigen unbedingt loyal. Die litauische Bewegung, die sich in der Zeit von 1883—1904 in Ostpreußen ansiedelte, war denn auch gar nicht auf die preußischen Litauer berechnet; ihre Produkte waren für den Export nach „Großlitauen", nach den Gouvernements Suwalki und Kowno bestimmt und wurden durch einen umfangreichen und gut organisierten Schmuggel massenhaft hinübergebracht. Der preußische Staat sah diese Agitation nach Lage der Dinge begreiflicherweise nicht gern, er hat ihr auch manche Schwierigkeiten gemacht, entscheidend aber hat er sie nicht behindert. In den zwei Jahrzehnten von 1863—1883 scheint die litauische Bewegung vollständig geruht zu haben; dann begann in Ragnit, später in Tilsit durch die Initiative eines Dr. Bassanowicz eine Zeitschrift „Ausra" (Morgenrot) zu erscheinen, und um sie sammelte sich nun ein Kreis von „Lit-

vomanen", die voller Enthusiasmus die Gedanken der großen Vergangenheit Litauens, seiner individuellen Kultur und seines Rechtes auf ein selbständiges Dasein verkündeten und ins Volk trugen. Die Bewegung war, ebenso wie die vor 1863, national-kulturell; man dachte sie sich verwirklicht im Rahmen des russischen Staates; man bekämpfte, wobei auch schon leise die wirtschaftlichen Gegensätze mitspielen, die polnisch gewordene litauische Schlachta und das Polentum; auch weitergehende politische Gegensätze wurden wach: in einem Briefwechsel zwischen den Redaktionen der „Ausra" und des „Dziennik Poznanski" trat trotz aller Versöhnlichkeit auf beiden Seiten deutlich die Differenz der Anschauungen darüber hervor, ob Litauen politisch zu Polen gehören solle oder nicht (1884). Die „Ausra" fand namentlich gute Aufnahme im Gouvernement Suwalki; nicht nur wegen der räumlichen Nähe, auch der russische Druck war hier geringer als im „Nordwestgebiet", und das Marjampoler Gymnasium erwies sich geradezu als Pflanzstätte dieser Ideen.

Es war nur natürlich, daß in der Emigration, in die diese Litvomanen gezwungen waren, die russophile Tendenz nicht dauernd herrschend blieb, und es konnte weiter nicht ausbleiben, daß zu den rein kulturellen Bestrebungen auch wirtschaftliche hinzukamen, daß man sich auch die wirtschaftliche Hebung der litauischen Bauern zur Aufgabe machte. Als die „Ausra" 1886 einging und nach mehrjähriger Pause ein neues national-litauisches Blatt in Tilsit entstand, die „Varpas" (Glocke, 1889), unterschied sie sich hauptsächlich durch diese beiden Momente von ihrer Vorgängerin; neben der Betonung der wirtschaftlichen Fragen war die „Varpas" auch zu einem Bündnis mit dem Polentum bereit, unter der Voraussetzung, daß polnischerseits das Recht auf die politische Selbständigkeit der Litauer anerkannt wurde; außerdem forderte sie die Vereinigung des Gouvernements Suwalki mit dem Hauptteil des ethnographischen Litauens. Politisch war diese Gruppe ausgesprochen demokratisch, während die „Ausra" darin farblos war; diese ganze junge litauische Intelligenz entstammte ja dem wohlhabenderen litauischen Bauernstande; der Gegensatz zum polnischen Adel lag ihr im Blut; auf die Erweckung und Gewinnung der litauischen Volksmasse war die Bewegung abgestellt; sie konnte gar nicht anders als demokratisch sein. Wohl aber schied sich die „Varpas"-Gruppe bald in Radikale und Gemäßigte; es traten zunächst die Sozialisten aus und bildeten eine eigene litauisch-sozialdemokratische Partei (1896); der gemäßigtere Teil des Restes war für eine Kompromiß- und Versöhnungspolitik mit der russischen Regierung; der radikalere, der sich 1902 zu einer litauisch-demokratischen Partei formierte, war schroff antirussisch. Er forderte in seinem Programm ein „freies und unabhängiges Litauen" und an anderer Stelle „vollständige Autonomie Litauens in den ethnographischen Grenzen"; im Verhältnis zu den Polen faßte man wohl ein Zusammengehen gegen Rußland ins Auge, lehnte aber jede polnische Führung und Vormachtstellung ab; agrarpolitisch wurde u. a. die Aufteilung des Kronlandes und der 1863 konfiszierten Güter (der „Majorate") an landlose litauische Bauern gefordert; nur durch Kampf sei dieses Ziel zu erreichen. Das Organ dieser Gruppe blieb die „Varpas".

Wie stand nun der litauische katholische Klerus zu dieser Bewegung? Er hielt sich anfangs abseits: die ältere Geistlichkeit war stark polonisiert und bekam infolgedessen von den nationalen

Litauern manche scharfe Kritik zu hören; „Ausra“ sowohl wie „Varpas“ verherrlichten mit der Vergangenheit des Volkes auch das Heidentum des alten Litauen; dazu wurde, wie wir sahen, die weltliche litauische Bewegung immer radikaler. Das heißt nun aber nicht, daß der litauische Klerus dauernd national indifferent blieb oder sich auf die Seite des Polentums schlug; im Gegenteil, die jüngere Geistlichkeit fühlte durchaus litauisch-national; ihr schwebte ebenfalls als Ideal die nationale Erweckung und Hebung des Volkes vor. Sie war von dem Bestreben erfüllt, die Führung in der litauischen Bewegung der Kirche zu sichern. Sie schloß sich deshalb nicht der „Varpas“ an, sondern gründete eine eigene klerikale Zeitschrift, die „Zemaiciu ir Lietuvos Apzvalga“ (Schamaitische und Litauische Rundschau, Tilsit 1890 bis 1896). Die „Apzvalga“ kämpfte in erster Linie gegen den Polonismus in der Kirche; ein scharfer Nationalismus war für diese klerikale litauische Aktion von Anfang an bezeichnend; die litauische Sprache wurde in der Kirche (außer vielleicht in Schamaiten) in der Tat auch vernachlässigt, und die Erweiterung ihrer Rechte oder gar ihre Herrschaft in der Kirche war das Hauptziel dieser Gruppe. Sie fand, als die radikalen und antiklerikalen Tendenzen in der „Varpas“ mehr und mehr vorzuherrschen begannen, Zuzug aus dem Teil der jüngeren Geistlichkeit, die bisher zur „Varpas“ gehalten hatte; als die „Apzvalga“ einging, wurde ein neues Organ gegründet („Tévynės Sargas“, Wächter der Heimat), das ebenso nationalistisch war und natürlich zwar die Russifizierung in der Schule und die Begünstigung der Orthodoxie auf Kosten des Katholizismus bekämpfte, den Kampf gegen die Regierung aber, den die Demokraten propagierten, ablehnte.

So wurde von Tilsit her zwischen 1883 und 1904 von verschiedenen Gruppen und Seiten an der Nationalisierung des litauischen Volkes gearbeitet; trotz aller Fehden untereinander waren sie alle entschlossen litauisch und nach Lage der Dinge im Grunde auch alle antipolnisch, mochten da auch, ebenso wie im Verhältnis zu Rußland, Nuancen bestehen. Welche Erfolge im Volke erzielt wurden, läßt sich schwer ausmachen; die Agitation mußte sich ja im geheimen vollziehen. Ganz gering sind sie aber wohl nicht gewesen; denn die Verbreitung, die die genannten (und einige andere) Zeitschriften fanden, war anscheinend recht bedeutend, namentlich im Gouvernement Suwalki; in vielen Dörfern wurden auf dem Wege der Selbsthilfe Organisationen gebildet, die die Jugend besonders im Lesen der lateinischen Lettern unterrichteten; auch die Tätigkeit der Geistlichkeit wird in Rechnung zu stellen sein. Breitere Volksmassen waren aber von der Bewegung schwerlich schon erfaßt.

Epochemachend war die Aufhebung des Verbots des lateinischen Alphabets. Es hatte sich überlebt; Fürst Swiatopelk-Mirski hatte schon in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur von Wilna dafür plädiert: die Verbreitung litauischer Schriften in lateinischen Lettern sei doch nicht zu verhindern, und würden sie im Inlande hergestellt, so ließe sich diese Literatur beaufsichtigen und durch die Regierung beeinflussen. So erfolgte denn die Aufhebung bald nach dem Ausbruch des Japanischen Krieges, noch ehe die Revolutionsbewegung in Rußland einsetzte (7. Mai 1904). Die Klerikalen stellten das Erscheinen ihrer Zeitschriften in Preußisch-Litauen sofort ein, um nunmehr den Weg der legalen Agitation zu beschreiten. Die „Varpas“ erschien noch einige Jahre weiter. Die Vorgänge in

Litauen während der stürmischen Jahre von 1904 und 1905 brauchen hier nicht im einzelnen geschildert zu werden. In der Revolution selbst kamen begreiflicherweise zunächst die radikalen Elemente obenauf; charakteristisch dafür war der berühmte litauische Nationalkongreß in Wilna (21. und 22. November 1905), der unter dem Vorsitz des Dr. Bassanowicz (der 1883 die „Ausra" gründete) und unter Teilnahme von 1000 Delegierten aller Parteien und Organisationen und vieler Gemeinden tagte. Er forderte Autonomie für Litauen, das außer dem ethnographischen Litauen auch die Gebiete umfassen sollte, die wirtschaftlich, national oder sonstwie dorthin gravitieren, insbesondere Suwalki, ferner Herrschaft der litauischen Sprache in Gemeinde, Kirche und Schule, Kampf gegen Rußland. Namentlich der letztere Punkt entsprach aber nicht den Ansichten der Mehrheit der litauischen Intelligenz; kurz vor dem Kongreß hatte man Witte ein Memorandum übergeben, das zwar sachlich ungefähr die gleichen Forderungen aufstellte, aber doch mit Rußland und innerhalb Rußlands die Autonomie und bürgerliche Freiheiten erstrebte. Und diese im Verhältnis zu Rußland gemäßigte Richtung behielt in den folgenden Jahren die Oberhand; sie fand von Rußland aus mindestens ideelle Unterstützung; sie wurde im wesentlichen getragen von der Geistlichkeit, die den größten Teil der litauischen Intelligenz darstellte und, wie wir sahen, von vornherein nicht unter allen Umständen antirussisch war. Aber sie war nationalistisch und antipolnisch, sie richtete die Stoßkraft der litauischen Bewegung so gut wie ausschließlich gegen das Polentum und war in diesem Kampfe, in dem ihr übrigens die Radikalen und Demokraten immer mehr Gefolgschaft leisteten, unbedingt die Führerin.

Das Hauptkampfgebiet war die Kirche, und zwar die Sprache des sogenannten „Ergänzungsgottesdienstes", d. h. aller Gesänge, Gebete usw. außerhalb des offiziellen Rituales. Alle drei litauischen Diözesen (Sejny, Kowno und Wilna) sind von ihm ergriffen, am wenigsten noch die Diözesen Sejny und Kowno. Sejny umfaßt das Gouvernement Suwalki und die Hälfte von Lomza; die polnische und litauische Bevölkerung sitzt hier geographisch ziemlich getrennt; in Kowno ist das litauische Element weitaus in der Mehrzahl; so liegen in diesen beiden Diözesen die Dinge immerhin noch verhältnismäßig einfach. Viel umstrittener sind die östlichen Bezirke des litauischen Sprachgebiets, die Kreise Wilna, Swieciany, Troki und Lida, namentlich hier hat der Kampf um die Kirchensprache, der auf litauischer Seite von einem besonderen „Bunde zur Regelung der Rechte der litauischen Sprache in den Kirchen" geführt wird, besonders erbitterte Formen angenommen und ist in vielen Fällen zu Tätlichkeiten und recht häßlicher Störung des Gottesdienstes ausgeartet. Die objektive Feststellung der Nationalitätenverhältnisse stößt auf die größten Schwierigkeiten; es kommt vor, daß die eine Partei eine Gemeinde als „rein polnisch", die andere Partei dieselbe Gemeinde als „rein litauisch" bezeichnet; dabei wird man dort, wo die Angaben sich schroff widersprechen, nicht immer ihre Verfälschung durch eine oder beide Seiten vermuten dürfen: es ist in der Tat oft schwer, zu entscheiden, ob jemand „Litauer" oder „Pole" oder „Weißrusse" oder „Großrusse" ist; es gibt „Litauer", die kein Wort Litauisch können, und umgekehrt überzeugte „Polen" aus kirchlicher oder sonstiger Tradition, die nur litauisch sprechen; oft rechnen sich die Glieder einer Familie zu verschiedenen Nationalitäten. Der

niedrige Bildungsstand der Bevölkerung verschlimmert das Chaos noch und öffnet der nationalen Agitation jeder Art Tür und Tor. So ist es verständlich, daß die Bemühungen des Wilnaer Diözesanadministrators, Richtlinien für die Kirchensprache je nach dem zahlenmäßigen Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten aufzustellen und die Streitigkeiten beizulegen, ergebnislos gewesen sind; der Kampf mit dem Polentum ging in aller Heftigkeit weiter, wobei der litauischen Geistlichkeit in der russischen Presse eifrig sekundiert wurde. In den knappen zehn Jahren von 1905 bis 1914 hatte die litauische Bewegung nennenswerte Erfolge aufzuweisen; es war bemerkenswert, daß schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1905 auf Bauernversammlungen Ersetzung der russischen Unterrichtssprache durch die litauische gefordert wurde, und auch später hat in der Popularisierung des Wissens und in der Schulfrage stets der Schwerpunkt der litauischen Bewegung gelegen; namentlich in Kowno und Marjampol (das im Gouvernement Suwalki überhaupt das Zentrum des Litauertums ist) ist in der Schulfrage viel geschehen. So besaß der klerikal-kulturelle Verein „Ziburys" (Aufklärung) in Marjampol 1910: 4150 Mitglieder, er hatte in seinen Bibliotheken und Lesehallen 25000 Bände und unterhielt außer Elementarschulen auch ein Mädchenprogymnasium in Marjampol mit litauischer Unterrichtssprache. Ein entsprechender, ebenfalls klerikaler Verein in Kowno (die „Sonne") hatte 1910: 2500 Mitglieder; er unterhielt 45 Elementarschulen mit 2564 Schülern, dreijährige Präparandenkurse in Kowno und eine zweiklassige Mädchenschule; die Unterrichtssprache in den Anstalten dieses Vereins war jedoch nur im Litauischen und in Religion litauisch, sonst russisch. Über die landwirtschaftlichen Vereine, Kreditgenossenschaften usw., deren sich die Litauer auch bedienen, liegen mir Zahlen nicht vor. Am wichtigsten ist doch die Presse; in den drei Diözesen Wilna, Kowno und Sejny erschienen 1912: 14 periodische Zeitungen und Zeitschriften; dazu sind allerdings vor allem noch (nach dem Stande von 1910) 17 litauische Zeitschriften in den Vereinigten Staaten (in die seit Jahren eine starke Auswanderung stattfindet) zu rechnen. Außerdem ist noch die Kasimir-Verlagsgesellschaft zu nennen, die bis 1912 Broschüren, Kalender usw. in fast 120000 Exemplaren herausgab. Immerhin ist es für den Umfang der litauischen Bewegung bezeichnend, daß sie noch nicht imstande ist, eine Tageszeitung zu tragen; in Wilna erscheinen zwei litauische Zeitungen („Hoffnung" und „Litauische Nachrichten") dreimal bzw. zweimal wöchentlich, alles andere sind Wochen- und Monatsschriften. Die Polen dagegen hatten Anfang 1912 trotz ihrer geringen Zahl, was das Stärkeverhältnis dieser Bewegungen gut beleuchtet, in Wilna zwei täglich erscheinende Zeitungen.

Faßt man zusammen, so erhält die litauische Bewegung offenbar ihre Signatur durch ihre antipolnische Tendenz; antirussische Motive sind bis 1905 zweifellos stark in ihr vorhanden gewesen; sie sind seitdem jedoch, soweit man erkennen kann, wenn auch nicht verschwunden, so doch zurückgetreten. Und das ist heute politisch das wichtigste: die polnische und die litauische Frage sind untrennbar miteinander verknüpft; es ist ausgeschlossen, daß die Polen freiwillig auf ihre litauischen Ansprüche verzichten werden; sie werden stets alles bekämpfen, was zur Schwächung ihrer dortigen Machtstellung beiträgt; eine polenfreundliche Politik, die vor Litauen haltmacht, würde von den

Polen mit Sicherheit als unvollkommen empfunden werden. Anderseits werden die Litauer jede einseitige Begünstigung des Polentums als Schlag gegen sich betrachten. Ganz notwendig wird deshalb die Behandlung der polnischen Frage ihre Rückwirkungen auf Litauen, auf die Stellung der Litauer haben. Die Russen haben sich, ihrer polnischen Politik seit 1906 entsprechend, auf die litauische Seite gestellt; sie haben sich ja überall auf die Seite der schwächeren Nationalität gestellt, und sagten sich auch wohl, daß eine Politik, die beiden Parteien gerecht werden will, auf dem heißen Boden des Nationalitätenkampfes meist dahin führt, sich mit beiden zu verfeinden. Was die Zentralmächte tun, wenn sie diese Fragen in die Hand nehmen sollten, steht dahin. Das deutsch-litauische Konto ist bis jetzt ein ziemlich unbeschriebenes Blatt; die Erinnerung an die Kämpfe mit dem Deutschen Orden, der sich dabei verblutete, ist zwar im litauischen Volke wohl noch lebendig, sie bilden ja, vom litauischen Standpunkte gesehen, ein Ruhmesblatt der litauischen Geschichte; sie hat aber nur noch historischen und poetischen Wert, politisch fällt sie ebensowenig wie einige Reibereien aus den Anfängen der litauischen Bewegung neben den litauischen Sorgen der Gegenwart ins Gewicht.

Italiens Schicksalsstunde.

Von P. D. Fischer.

Italien hat in Deutschland viele Freunde gehabt, viele und gute, Freunde, die sich durch die verschiedenartigsten Beziehungen mit dem Lande, wo die Zitronen blühen, innig verbunden fühlten, die es wie ihre zweite Heimat liebten und einen Teil ihrer Lebensarbeit darin erblickten, die Deutschen und die Italiener einander näherzubringen und fester zusammenzuschließen. Der vielseitige Orientalist Angelo de Gubernatis hat vor Jahren ein Buch geschrieben, worin er die Franzosen verherrlicht hat, die sich literarisch, politisch und sozial um Italien verdient gemacht haben. Wenn einer seiner Landsmänner ein gleiches Bedürfnis gegenüber den Deutschen empfunden hätte, welche glänzende Galerie von erlauchten deutschen Freunden Italiens hätte er zusammenstellen können, von Winckelmann und Goethe an wieviel Deutsche zu nennen gehabt, von denen Italien mit Goethes Worten sagen dürfte:

> es ist vorteilhaft, den Genius
> Bewirten; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
> So läßt er dir ein schöneres zurück.

Im Kreise dieser deutschen Freunde wird der Treubruch Italiens doppelt schmerzlich empfunden, nicht nur als die unerhörteste Verletzung von Treu und Glauben gegenüber dem Lande, das wie kein anderes die politische Wiedererstehung Italiens von Anfang an mit den lebhaftesten Mitgefühlen begleitet und in entscheidenden Wendepunkten auf das wirksamste gefördert hat, sondern auch als schmähliche Widerlegung alles Guten, was sie in Deutschland über Italien zu verbreiten und zu vertreten gesucht, als eine jähe Zurückweisung ihrer Freundschaft, kurz als eine tiefgehende persönliche Kränkung. Und um so schmerzlicher, als trotz aller amtlichen Aktenstücke, mit denen die italienische Regierung ihr Verhalten zu rechtfertigen versucht hat, trotz aller privaten Stimmen, die

von jenseits der Alpen zu uns herüberdringen, wir in Deutschland immer noch vor dem Rätsel stehen, wie Italien sich über das, was der Weltkrieg von ihm erheischte, so grenzenlos täuschen, wie es den Ruf, den die Stunde des Geschickes an die jüngste Großmacht Europas richtete, so heillos mißverstehen und sich so rettungslos auf die falsche Seite werfen konnte. Fürst Bülow soll, als er — leider zu spät — all seine große Kraft und Kunst daran setzte, Italien auf die rechte Seite zu bringen, bald nach seinem Eintreffen in Rom gesagt haben: „Ich bin zu spät an das Krankenbett gerufen worden." Er hat nichtsdestoweniger, angesichts des klar erkannten Mißerfolges, der ihm bevorstand, bis zum letzten Augenblick so gearbeitet, als ob ihm der Erfolg nicht ausbleiben könnte, mit einer Hingebung und in einer Haltung, die selbst bei seinen Gegnern Bewunderung erregt hat und die in Deutschland die dankbarste und freudigste Anerkennung verdient.

Über die Tage dieses Ringens liegen zwei Berichte von Männern vor, die es als Augenzeugen und wohl auch als Teilnehmer miterlebt haben; der eine[1]), tagebuchförmig und in anziehender Schilderung das persönliche Erlebnis des Verfassers und sein subjektives Empfinden frisch und anschaulich wiedergebend, der andere[2]) von dem unverkennbaren Streben geleitet, auch an dem Verhalten Italiens „die beste Waffe des deutschen Geistes, die Objektivität, zu erproben". Dies Streben ist um so bemerkenswerter, als der Verfasser, der in den letzten vier Jahren als Vertreter der Frankfurter Zeitung in Rom geweilt und sich nach Kräften bemüht hat, den Austausch deutscher und italienischer Gedanken zu vermitteln und zu vertiefen, z. B. durch Mithilfe an der Begründung der eigens dazu ins Leben gerufenen Vereinigung Casa di Goethe, durch seinen Beruf als Journalist mehr auf die subjektive Erfassung und Wiedergabe des Erlebten hingewiesen war. Beiden Berichterstattern gemeinsam ist die trotz alledem warme Liebe für Italien, die ihre Schilderungen durchleuchtet. „In Rom", sagt der Mann im Hexenkessel mitten in einer melancholischen Betrachtung über das politische Getriebe, das sich ihm im Straßenrummel, im Zeitungsspektakel, im Gewimmel einheimischer Abenteurer und exotischer Agenten aufdrängt, „läßt sich nicht lange schwarz sehen; dafür hat der Schöpfer selbst gesorgt." Und reizende Schilderungen des Schönen, das sich dem Gast der Ewigen Stadt auf Schritt und Tritt erschließt, unterbrechen immer wieder die sorgenvollen Aufzeichnungen über die Erlebnisse des Tages; man fühlt ihm nach, wie er durch all das Schöne und Große, das auf ihn einströmt, über den Wechsel der Ereignisse hinweggehoben und hochgestimmt wird. Beide Schriften machen einen durchaus zuverlässigen Eindruck; sie verdienen in weiten Kreisen beachtet zu werden und geben willkommenen Anlaß, auf das Rätsel, vor das Italiens Verhalten seine deutschen Freunde gestellt hat, im nachstehenden mit einigen Betrachtungen, die sich auf die langjährige Beschäftigung des Schreibers dieser Zeilen mit italienischen Dingen gründen, näher einzugehen.

Italien hat dem Dreibunde mehr als dreißig Jahre angehört und verdankt ihm eine Periode politischer Sammlung, innerer Festigung und wirtschaft-

1) Otto Röse, Im römischen Hexenkessel, Stuttgart 1915, Spemann.

2) Oskar Müller, Irrung und Abfall Italiens. Leipzig 1915, S. Hirzel.

lichen Gedeihens. Trotz der Abneigung, die im italienischen Volk von den Tagen der Fremdherrschaft her gegen Österreich fortbestand und die durch die von einem Teil der Presse fort und fort geschürte Aufhetzung wegen Erlösung der italienisch redenden Landesteile Österreichs nach Kräften lebendig erhalten wurde, war in Italien die Auffassung ganz allgemein, daß die Erhaltung des Bündnisses mit Deutschland und Österreich für Italien eine unbedingte Notwendigkeit sei. Es genügt, hierfür auf das Zeugnis von Sonnino zu verweisen, der das Geschrei der Irredentisten als Bagatelle gegenüber den Lebensinteressen Italiens am Dreibunde kurzweg abgewiesen hatte. Trotz der bekannten Extratouren, die sich Italien in Algeciras und in seiner Expedition nach Tripolis gestattet hatte, war das italienische Bedürfnis nach Fortsetzung des Dreibundes so groß, daß auf seine Anregung der Bündnisvertrag 1913 noch vor Ablauf der Kündigungsfrist auf zwölf Jahre erneuert wurde. In der dornigen Balkanfrage trat sogar, nach mannigfachen Schwankungen, ein Zusammengehen Italiens und Österreichs bei der Aufrichtung des albanischen Eintagsstaates zutage. Der Marchese di San Giuliano, der im Kabinett Giolitti seit Jahren die auswärtigen Angelegenheiten mit gutem Erfolg leitete, galt im allgemeinen als deutschfreundlich und gab durch sorgfältige Pflege des persönlichen Verhältnisses zum deutschen Reichskanzler und wiederholte Besuche in Berlin zu erkennen, wie hohen Wert er den guten Beziehungen zu Deutschland beilegte. Im übrigen war in Italien das Bedürfnis nach Fortdauer des Friedens zum weiteren wirtschaftlichen Aufschwung des Landes und zur Heilung seiner mannigfaltigen sozialen Schäden ein tief empfundenes und allgemeines. Auch hatte die seit Beginn des Jahrhunderts merklich gebesserte Finanzlage Italiens durch die Kosten der Eroberung von Tripolis und der erst begonnenen Aufschließung der neuen Kolonie einen so fühlbaren Stoß erhalten, daß eine Verminderung der Ausgaben für Heer und Flotte dringend wünschenswert erschien. Der fortgesetzten Hetze gegen Österreich, die von einem Teil der Presse, unter offenkundiger Beeinflussung durch den französischen Botschafter, in Szene gesetzt wurde, ward im ganzen wenig Gewicht beigelegt, schon weil Herr Barrère, ein alter Journalist, diese Tätigkeit seit fast zwanzig Jahren, anscheinend ohne sonderlich auf die Kosten zu kommen, ausgeübt hatte.

Es ist für Italien verhängnisvoll geworden, daß, als nach dem Mord von Serajewo das Kriegsunwetter aufzog, an der Spitze des Ministeriums sich nicht mehr der langjährige Leiter der italienischen Politik, der Piemontese Giolitti, befand. Er hatte einige Monate vorher Herrn Salandra Platz gemacht, wie man damals in Italien annahm, nur auf kurze Zeit, um demnächst, nach Beseitigung eines innerpolitischen Zwischenfalles, die Geschäfte wieder zu übernehmen. Antonio Salandra war als Advokat und Universitätsprofessor ins Parlament gekommen und bei einer der zahlreichen *combinazioni*, die infolge der in Italien herrschenden Form des Parlamentarismus die sprichwörtlich gewordene Kurzlebigkeit der italienischen Minister-Existenzen bedingen, Finanzminister unter Giolitti geworden; ein bis dahin wenig hervorgetretener Mann, der als Typus des oberflächlichen, doch hochbegabten und geistig beweglichen Süditalieners bezeichnet wird, und der sich nun mit einem Schlage Aufgaben gegenübergestellt

sah, denen das Maß seiner politischen Erfahrung und seiner Charakterfestigkeit nicht gewachsen war. Dazu kam, daß San Giuliano schon bei Ausbruch des Weltkrieges schwer an der Krankheit litt, der er wenige Monate darauf erliegen sollte, und in seiner Aktionsfähigkeit dadurch wesentlich beeinträchtigt war. Von übelstem Einfluß war es ferner, daß sich im Kabinett Mitglieder von entschieden deutschfeindlicher Haltung befanden. Aus guter Quelle verlautet, daß wenige Tage vor Ausbruch des Krieges der Ministerrat in Rom sich für die Neutralität entschieden habe, und daß von diesem unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses gefaßten wichtigen Beschluß alsbald von einem Mitgliede des Kabinetts telegraphisch Mitteilung nach Paris gemacht worden sei.

Man hat in Deutschland wohl niemals besonders stark auf Italiens Waffenhilfe bei einem Kriege mit Frankreich gerechnet; ob ein gleichzeitiger Krieg mit England dabei überhaupt in Erwägung gezogen worden ist, mag dahingestellt bleiben. Aber die Neutralitäts-Erklärung Italiens unmittelbar bei Ausbruch des Krieges und die offenkundig von Anfang an nichts weniger als wohlwollende Haltung, die Italien demnächst gegen uns und gegen Österreich eingenommen hat, sind uns doch eine schmerzliche Überraschung gewesen. Welche Gründe haben Italien dazu bestimmt?

In allererster Linie ist dafür das Ansehen maßgebend gewesen, welches England, sowohl wegen seiner Seeherrschaft als wegen seiner Geltung als konstitutioneller Musterstaat auf Grund einer weit zurückreichenden Überlieferung in Italien in hohem Grade genießt. England, dessen Boden den Flüchtlingen der italienischen Wiedererstehungskämpfe, von Foscolo an bis auf Mazzini, Asyl gewährt hat, gilt in Italien seit langer Zeit als Beschützerin der Kleinen, der Bedrückten, als Protektorin der politischen Freiheit und Unabhängigkeit. Seine Proklamation, die den Krieg gegen Deutschland wegen der angeblich an Belgien begangenen Verletzung des Völkerrechts und wegen des auf Europa lastenden Joches des deutschen Militarismus erklärte, fand in Italien viel gutgläubiges Gehör, zumal da wegen der Nachrichtensperre die deutsche Auffassung erst spät nach Italien gelangte und demnächst von der deutschfeindlichen Presse auf das erbittertste bekämpft und überschrien wurde. Noch jetzt ist, wie versichert wird, auch bei unbefangenen Italienern die Meinung festgewurzelt, daß Deutschland die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges trage und daß er durch Annahme des englischen Kongreßvorschlages hätte vermieden werden können. Dazu kam die in Italien ganz allgemein verbreitete Überschätzung von Englands unüberwindlicher Seemacht und die Furcht, daß diese Übermacht sich gegen Italien wenden könnte. Italiens lang hingestreckte Küsten, die reichen Hafenplätze von Genua bis Venedig, Metropolen des nationalen Lebens wie Neapel, Messina, Palermo schienen der regen Phantasie der Südländer einem Angriff durch die englische Flotte schutzlos preisgegeben; die Erinnerungen an das Bombardement von Kopenhagen, an die Zerstörung von Alexandrien erweckten die lebhaftesten Besorgnisse vor der Wiederkehr derartiger Schrecken. Vornehmlich aber wurde die Ohnmacht Italiens gegenüber der Ausschließung vom Verkehr über See durch das allmächtige Albion betont. Beide Schlüssel des Mittelmeeres, die Straße von Gibraltar und

der Suezkanal fest in Englands Händen, dazu beinah im Anblick der italienischen Gestade die mächtige englische Flottenstation in Malta und der weitere englische Stützpunkt in Zypern schienen eine so unüberwindliche Suprematie Englands im Mittelmeer zu begründen, daß das Gespenst einer Aushungerung durch Absperrung der Nahrungsmittelzufuhr zur See, auf die Italien in erheblichem Umfange angewiesen ist, auch mutige Herzen in Schrekken setzte. Die Furcht vor Englands Übermacht ist, wie Kenner der italienischen Volksseele versichern, von ausschlaggebender Bedeutung für die Proklamierung der Neutralität gewesen. Jeder von uns, der den Versuch gemacht hat, auf seine italienischen Freunde einzuwirken, um das uns verbündete Land auf die richtige Seite zu bringen, hat die Erfahrung machen müssen, daß alle Vorstellungen, die Stunde des Geschickes wahrzunehmen, an dieser, wenn auch nicht ausgesprochenen, aber im Grunde deutlich erkennbaren Furcht vor England abprallten.

Waren die Versuche, Italien an der Bündnispflicht gegenüber den Zentralmächten festzuhalten, in Wirklichkeit nach Lage der Sache von vornherein so aussichtslos, wie es hinterdrein manchem erschienen ist? Und ist es wirklich richtig, daß wir, wie Herr Oskar Müller meint, die italienische Neutralität aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Billigkeit als gerechtfertigt anerkannt hätten? Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß in diesem Falle die Frage der Zweckmäßigkeit mit der Rechtsfrage übereinfiel und beide gleich überzeugend für das Eintreten Italiens an der Seite seiner bisherigen Verbündeten sprachen. Auch Herr Müller erkennt an, daß ein mutiger Entschluß der italienischen Staatsleitung keineswegs ohne Aussicht auf Erfolg gewesen wäre. Die italienische Flotte, sagt er, verstärkt durch unsere „Goeben" und „Breslau", hätte nach dem Urteil unserer Seeleute Italien zum Herrn des Mittelmeers gemacht, Frankreichs Verbindungen mit seinen großen afrikanischen Kolonien, die Englands mit Ägypten und Indien unterbrochen, den Weltkrieg entschieden und Italien zum Mitsieger erhoben. Ohne dies etwas sanguinische Urteil seinem ganzen Inhalt nach zu unterschreiben, scheint mir doch einleuchtend zu sein, daß Italien bei seiner Proklamierung der Neutralität, ganz abgesehen von der Frage der Bündnistreue, größere Gewinnchancen aus der Hand gab, als es durch seine Enthaltung und den mit zwingender Logik sich daraus ergebenden Übertritt auf die Seite der Entente-Mächte eintauschte. Englands und Frankreichs Übermachtstellung im Mittelmeer ist das stärkste Hindernis für die Entfaltung der italienischen Seegeltung; dies Hindernis konnte nur durch ein mannhaftes Eintreten an der Seite seiner alten Verbündeten beseitigt werden, während es durch die Gefolgschaft, die Italien den Westmächten gegenwärtig leistet, an Stärke, Dauerhaftigkeit und lähmendem Einfluß nur gewinnt. Die Besetzung von Tunis durch die Franzosen, die den Italienern die sichere Erwartung auf die Erwerbung ihrer Gegengestade im Mittelmeer grausam entzog und die sich durch den demnächstigen Ausbau von Biserta als Kriegshafen zu einer fortdauernden gefährlichen Bedrohung der benachbarten italienischen Küsten gestaltet hat, ist die Ursache von Italiens Eintritt in den Dreibund gewesen. Der Ausbruch des Weltkrieges hätte den Italienern, als seltene Gunst des Geschickes, noch einmal die früher versäumte Gelegenheit zum Erwerb von

Tunis verschafft; er hätte ihnen die Aussicht eröffnet, sich der englischen Zwingburg in Malta zu entledigen und bei Regelung der ägyptischen Frage ein ihrer Stellung als Mittelmeermacht gebührendes Wort mitzusprechen. Mit einem Wort, das Eintreten Italiens in den Weltkrieg hätte ihm Gelegenheit geboten, seine Großmachtstellung auf dem Gebiete zu befestigen, das seiner natürlichen Lage und seinen nationalen Bestrebungen weitaus am meisten entspricht.

Freilich, mühelos und ohne Gefahren war ein so hoher Preis nicht zu erringen. Wer in der Schicksalsstunde Italiens den kühnen Entschluß gefaßt hätte, am Dreibund festzuhalten, der mußte sich klar darüber sein, daß für ein so hohes Ziel ein entsprechend hoher Einsatz zu leisten war, und daß der Krieg an Seite der bisherigen Verbündeten nur dann erfolgreich sein konnte, wenn Italien ihn gleich ihnen als Kampf um sein Dasein aufzunehmen und durchzuführen entschlossen war. Aber an einem solchen Mann hat es in Italien zur entscheidenden Stunde gefehlt. San Giuliano war vom Tode gezeichnet; dem Neuling Salandra fehlte die Erfahrung und der weite Ausblick in großen Welthändeln. „Ein Italien, das die Vormacht im Mittelmeer braucht und zur Welthandelsmacht aufstrebt, ein Italien, wie es Cavour vorausschaute und für dessen Zukunft Crispi sorgte, liegt noch in den Windeln.“[3]) Und Oskar Müller fragt:[4]) Wer hätte ihn haben sollen, diesen Wagemut? Der König, der rè numismatico, wie ihn seine heutigen Schmeichler geringschätzig nannten, ängstlich in den hinkenden Prinzipien einer längst überwundenen Aufklärung erzogen und von einer peinlichen Zurückhaltung in allen öffentlichen Dingen, Soldat weder seiner Neigung noch seiner Erscheinung nach,... ergab sich still in das Schicksal, „der erste Savoyer zu sein, der sein Wort nicht gehalten“.

So ging der große Augenblick ungenutzt vorüber; Salandra gab die verhängnisvolle Losung des *sacro egoismo* aus, und er fand mit dieser Phrase, welche die nackte Selbstsucht als einzige Richtschnur für die italienische Politik proklamierte, Beifall bei der Masse von Italienern, die sich von einer Phrase berauschen lassen, und die überdies froh waren, so leichten Kaufs von den Opfern loszukommen, die ein Eintreten in den Weltkrieg ohne Zweifel von ihnen erfordert haben würde. War diese Phrase so friedlich gemeint, wie sie von der Mehrzahl der friedliebenden Mitbürger Salandras verstanden wurde? Der Erfolg spricht dagegen. Auf alle Fälle hat sie das Treiben der deutschfeindlichen Elemente entfesselt, das Röse in seinen Hexenkesselblättern so anschaulich schildert. Damals begannen der Corriere della Sera, der Messagero usw. den Preßfeldzug, der den Übertritt Italiens zu den Westmächten immer lauter und stürmischer forderte; es begann jene Mobilisierung der Gasse, die mit verhältnismäßig harmlosem Fenstereinwerfen und Niederschreien jeder anderen Meinung den Anfang machte; beides, der Pressefeldzug und die Demonstrationen der Gasse, reichlich aus britischen und französischen Mitteln gespeist und von den Botschaftern Englands und Frankreichs ganz unverhohlen geleitet. Röse erörtert die Frage, weshalb Deutschland nicht versucht habe, diese Einflüsse zu überbieten. Aber unserer Diplomatie fehlt die Gewohnheit und die Übung in diesen Transaktionen; wir

3) Röse S. 74. 4) Müller S. 18.

pflegen unsere Botschafter nicht aus den Redaktionsbureaus radikaler Zeitungen zu entnehmen; ihren gesellschaftlichen Neigungen zufolge halten sie sich gegenüber dem Verkehr mit den Presseleuten zugeknöpfter, als es zweckmäßig und erforderlich ist, namentlich in Italien, wo der Weg zu den Ministersesseln nicht selten durch die Redaktionsstuben einflußreicher Tagesblätter führt. Dazu kam noch, daß die deutschfeindliche Presse die höchste sittliche Entrüstung gegen jeden Versuch deutscher Beeinflussung geräuschvoll an den Tag legte. „Schon der bloße Verdacht einer, wenn auch noch so harmlosen, deutschen Vergünstigung löst einen Sturm gegen diejenigen aus, die sie genossen haben sollen. Die deutsche Regierung hatte italienische Journalisten zur Besichtigung unserer Westfront aufgefordert. Daraus entstand für diejenigen, die der Einladung gefolgt waren, ein Rattenkönig von Beleidigungs- und Ehrengerichtsprozessen, in deren Verlauf sich einer der Beteiligten die Bemerkung erlaubte, es sei doch bekannt, daß jede Zeitung Vergünstigungen annehme. Worauf der Staatsanwalt Verwahrung einlegte: bekannt sei nur, daß die italienische Presse die ehrenhafteste der Welt sei. An dieser Stelle verzeichnete selbst der Prozeßbericht der Entente-Organe: „Heiterkeit.“ [5])

Diesen Bemerkungen darf auf Grund eigener Erfahrung hinzugefügt werden, daß, wenn die deutsche Regierung es sich versagen zu müssen geglaubt hat, die italienische Presse durch ähnliche Goldspenden wie England und Frankreich zu beeinflussen, deutscherseits doch nichts unterblieben ist, um die deutsche Auffassung nach Kräften in der italienischen Presse zu vertreten. Sowohl seitens der in Italien heimischen Deutschen — z. B. von Prof. Rob. Davidsohn, dem Geschichtschreiber von Florenz — wie von deutschen Freunden Italiens in der Heimat ist andauernd versucht worden, durch Zuschriften an die verbreitetsten Organe der Tagespresse und die angesehensten Monatsschriften Italiens die Gerechtigkeit der deutschen Sache klarzustellen, die Lügen und Verleumdungen unserer Gegner zu widerlegen und mindestens Unparteilichkeit in der Wiedergabe der Kriegsberichte zu fordern. Auf eine derartige Aufforderung, die der Verfasser dieser Zeilen im November 1914 an das Hauptorgan der deutschfeindlichen Kriegspartei, den Corriere della Sera, richtete, sind ihm aus den verschiedensten Teilen Italiens zustimmende Briefe und Zeitungsausschnitte zugegangen. Und es verdient in gutem Gedächtnis behalten zu werden, daß die italienischen Freunde Deutschlands sich keineswegs teilnahmlos verhalten haben. In Blättern wie der Popolo romano, die florentinische Nazione, die Turiner Stampa ist im vorigen Winter wiederholt nachdrücklich für Deutschland eingetreten worden. Unter den speziell aus diesem Anlaß ins Leben gerufenen Organen verdienen das römische Blatt Italia nostra, ferner die illustrierte Wochenschrift La Rinascita wegen der Mannhaftigkeit ihrer Haltung und des ausgezeichneten journalistischen Stabes ihrer Mitarbeiter hervorgehoben zu werden. Die große Zahl hervorragender Gelehrter und Politiker, die sich unter Führung des Senators Grassi im November d. J. als Komitee zum Schutze der nationalen Interessen zusammenfanden, um den Kriegshetzereien der deutschfeindlichen Parteien entgegenzutreten, bildet ein denkwürdiges Zeugnis dafür, daß die erlesen-

5) Röse S. 31.

sten Geister Italiens damals den Gedanken des Krieges gegen Deutschland mit Abscheu zurückwiesen. Und als nach San Giulianos Tode das Kabinett Salandra sich durch den Eintritt von Sonnino umkonstruiert hatte, und Salandra im Senat eine etwas zweideutige Erklärung über die Neutralität abgab, betonte Senator Barzellotti in einer Rede, die damals als der Ausdruck der allgemeinen Auffassung des Senats galt, daß die Niederlage der Zentralmächte das Adriatische Meer in einen slawischen und das Mittelmeer in einen englischen und französischen See verwandeln würde, und er schloß unter lebhaftestem Beifall und vielen Glückwünschen, indem er sagte: „Selbstverständliche Gründe raten uns ab, im Interesse unserer Rivalen auf der See zu intervenieren; Gründe der Moral und des internationalen politischen Anstandes verbieten uns, unseren Verbündeten den Gnadenstoß zu versetzen."

Das war am 14. Dezember. Gleich darauf begann die italienische Regierung das Schaukelspiel zwischen den Zentralmächten, von denen sie unter dem Titel Kompensationen Abtretungen zur Befriedigung der Irredenta verlangte, und der Entente, die ihr goldene Berge, namentlich in fremden Ländern, mit größter Freigebigkeit zusicherte. Dazwischen aber verstärkten und verschärften sich die deutschfeindlichen Demonstrationen der Gasse; sie nahmen an manchen Orten, namentlich in Rom, einen immer bedrohlicheren Charakter an, und es ist nicht ohne Interesse, nach Röses Aufzeichnungen zu verfolgen, mit wie klar ersichtlicher Milde diesen Tumulten von der Regierung entgegengetreten wurde, während die Versuche von Kundgebungen für die Erhaltung der Neutralität sofort mit Schärfe unterdrückt wurden.

Baron Sidney Sonnino, der neue Minister des Auswärtigen, hatte bereits eine lange und ehrenvolle politische Vergangenheit hinter sich. Er hatte als Finanzminister des Kabinetts Crispi die Ordnung der italienischen Finanzen mit fester Hand angegriffen und das Land vor deren drohendem Zusammenbruch bewahrt, auch späterhin sich als ein Mann von staatsmännischem Blick bewährt, an dem man nur seine unbeugsame Schroffheit auszusetzen fand. Wir haben vorhin erwähnt, wie brüsk er die Anhänger der Irredenta zur Ruhe verwiesen hat. Ihn als Mitglied einer Regierung zu erblicken, die sich für die Förderung eben dieser Irredenta mehr und mehr erwärmte und sich zu diesem Behuf sogar der Gasse nachgiebig zeigte, hat selbst in Italien Staunen und Verwunderung erregt. War es die englische Abstammung, die ihn auf die Seite Englands zog und ihm den klaren Blick über das beeinträchtigte, was Italien wirklich not tat? Oder hatte die von der Regierung begünstigte Agitation für den Krieg gegen die Zentralmächte die Geister bereits so entfesselt, daß man sie nicht mehr beherrschte? Hatte man diese Agitationen geschehen lassen, ja regierungsseitig gefördert, bloß um in Wien den Eindruck hervorzurufen, daß das italienische Volk nur mit weitgehenden Kompensationen zufriedenzustellen sei? Tatsache ist, daß die italienischen Staatsleiter sich in ihren eigensten Gespinsten so verstrickt hatten, daß sie, als Österreich selbst die weitgehendsten Forderungen bewilligte, keinen anderen Ausweg wußten, als diese Bewilligungen dem König und ihren eigenen Kollegen zu verschweigen, weil sie sich der Entente gegenüber bereits fest gebunden hatten. Als dies unerhörte Verfahren lautbar wurde, boten Salandra und Sonnino

ihre Demission an; der König berief unter anderen auch Giolitti, um ihn wegen einer neuen Kabinettsbildung zu befragen; aber auch der König stand so fest unter dem Einfluß des ihm vorgespiegelten Willens der Nation, daß er sich nicht entschließen konnte, dem Rat Giolittis zu folgen, und die Entlassung der beiden Unheilsmänner ablehnte. Nach der Ansicht der deutschen Zeugen dieser Erlebnisse hätte König Victor Emanuel III. mit einem Machtwort den Unfug dämpfen und der wahren, friedlich gesinnten Mehrheit des Volkes mitsamt den beiden Kammern zu ihrem Recht verhelfen können. Aber der König hat dies Wort nicht gesprochen, weniger aus Furcht vor der Revolution, als weil er in dem Dogma erzogen war, er hätte dem Willen des Volkes zu gehorchen. So nahm das Verhängnis den allbekannten Verlauf. Der Senat und die Deputiertenkammer unterwarfen sich. Italien erklärte den Krieg an Österreich.

Wie kläglich seine Lage dadurch geworden ist, braucht hier nicht erörtert zu werden. Nur das eine verdient noch festgenagelt zu werden, daß Italien, die Regierung voran, sich in der Illusion wiegte, mit Deutschland keinen Krieg zu haben. An dieser Illusion hält man in Italien noch gegenwärtig mit unbegreiflicher Zähigkeit fest. Glaubt man durch diese Vogelstraußpolitik wirklich dem hereinbrechenden Gericht zu entgehen?

Unsere kulturellen Beziehungen zu Südamerika vor und nach dem Kriege.

Von Bernhard Schädel.

Seit langen Monaten sind die wirtschaftlichen Fäden unterbrochen, die uns mit dem spanisch-portugiesischen Amerika verbanden. Durch die mannigfache Überlegenheit unserer Industrie, durch die organisatorische Kraft unseres Exporthandels, durch den Fleiß unserer Südamerikadeutschen, durch unser wachsendes Bedürfnis nach den Landesprodukten der Republiken angeknüpft, hatten sie sich von Jahr zu Jahr vermehrt und gefestigt. Bei unseren Volksgenossen drüben, den Auslandsdeutschen, die ihre deutsche oder österreichisch-ungarische Staatsangehörigkeit zu den Waffen rief, aber nicht minder bei denen, die schon lange Bürger eines neuen Vaterlandes geworden waren, flammte mit der Mobilmachung das deutsche Bewußtsein in erhebender Einmütigkeit auf. Die Notwendigkeit, in den einheimischen Kreisen des Romanentums, mit denen man bis dahin die jäh unterbrochenen Geschäfte getrieben hatte, durch praktische Tat die Wahrheit über den Krieg, seine Ursachen, seine Entstehung und seinen Verlauf, zu verbreiten, gab diesem Bewußtsein eine ungeahnte Nahrung und Kraft. Die innere Festigung des überseeischen Deutschtums, eine Frucht des Weltkrieges in allen Teilen der Erde, trat inmitten der spanisch-portugiesischen Welt Amerikas mit einem ganz besonders wuchtigen Nachdruck in die Erscheinung. Sie ist hier unverkennbar und unleugbar, und wir dürfen von ihr erwarten, daß sie auch nach dem Kriege fortbesteht und weiter wirkt, zum Nutzen unserer wirtschaftlichen Beziehungen zum latino-amerikanischen Kontinent und zu ihrer zielbewußten Wieder-

anknüpfung, zugleich aber auch zu einer Förderung der geistigen und kulturellen Beziehungen, die in einem beschränkten Umfang angebahnt waren. Wir vermögen diese Wirkungen im einzelnen noch nicht abzuschätzen, doch werden sie dem gegenwärtigen materiellen Schaden, der überwunden werden kann, ein dauerndes Plus gegenüberstellen. Die Gefühle unserer Reservisten und Wehrmänner, die im spanisch-portugiesischen Amerika zurückgehalten sind, oder denen es gelang, den Weg an unsere Front zu finden, die Begeisterung und Schaffenskraft derer, die deutsche Nachrichtenstellen in fast allen Republiken gründeten, die, auch in entlegeneren süd- und mittelamerikanischen Städten, Zeitungen deutschen Inhalts in der Landessprache, schon lange vor dem Kriege ersehnt und notwendig, unter die Masse der Einheimischen brachten, der Opfermut derer, die drüben für unser Rotes Kreuz und unsere Kriegshilfen spendeten, das fieberhafte Interesse für die Fortschritte unseres gewaltigen Existenzkampfes — in der Presse des Auslandsdeutschtums, die von früher her existierte, nicht minder wie in der neuen deutschen Kriegspresse in spanisch-portugiesischem Gewande, in den Versammlungen und in der stillen Kriegsarbeit unserer Landsleute, in den Geschäftsbriefen, die uns zu Hause erreichen, lebendig — das alles sind Erscheinungen, die nicht so leicht weggewischt werden können, die weit über die Geschehnisse und Bedürfnisse der Gegenwart hinaus ihre Bedeutung besitzen.

In der Tat, für die Entwicklung der Beziehungen, die das wirtschaftliche Deutschland mit Süd- und Mittelamerika verknüpfen, in der harten Arbeit, die um ihrer willen geleistet wurde, in dem inneren Leben des Deutschtums, das drüben wirkt, in der Geschichte der geistigen Fäden, die uns mit den Gastgebern dieses Deutschtums, den latinoamerikanischen Nationen mehr und mehr verbanden, bedeutet die Periode des Krieges einen so gewaltigen Einschnitt und dabei in mancher Hinsicht einen so vielversprechenden Wendepunkt, daß es sich verlohnt, jetzt, wo wir mitten in ihm stehen, Umschau nach rückwärts und nach vorwärts zu halten.

I.

Die Entwicklung wissenschaftlicher Interessen für die kulturellen Vorgänge in der spanisch-portugiesischen Welt, in Amerika wie auf dem alten Boden der iberischen Halbinsel, die Beschäftigung mit ihrer Sprache, ihrer Geschichte, ihrer Literatur, ihrem Wirtschaftsleben und ihrer stark ausgeprägten Eigenart, ist im akademischen Deutschland im Laufe der vergangenen Jahrzehnte eine herzlich unvollkommene gewesen. Wir können uns bei näherem Zusehen nicht verhehlen, daß wir hier hinter den Franzosen zurückgeblieben sind, daß auch die Vereinigten Staaten uns in diesem Gegenstande weit vorauseilten.

Die gegebene Trägerin und Vermittlerin der Kenntnis romanischer Völker, ihrer Sprache und Sitte, ihres geistigen Werdegangs ist im Rahmen unserer Universitäten die romanische Philologie. Von ihr aus und auf ihrer wissenschaftlichen und sprachlichen Grundlage in erster Linie empfängt — oder sollte empfangen — unser höheres Schulwesen, und damit unser Bildungs- und Berufsleben, die Orientierung, das Verständnis für den kulturellen Werdegang und die nationale Eigenart der Völker, die romanische Sprachen reden. Mag z. B. im Hinblick auf das romanische Volk der Franzosen diese Aufgabe mehr und mehr erfüllt worden sein: die romanischen Völker der iberischen Halbinsel,

die Spanier und Portugiesen und mehr noch das erneuerte und in selbständiger Entwicklung begriffene Volkstum ihrer überseeischen Söhne, der Argentinier, Chilenen, Brasilianer, der Bewohner von mehr als einem Dutzend weiterer amerikanischer Staaten, sind, zunächst in der rein akademischen Sphäre, nahezu übersehen worden. Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse und in die Dissertationsstoffe unserer Universitäten zeigt uns, daß das Studienfach der romanischen Philologie ganz überwiegend, stellenweise sogar ausschließlich, die Wissenschaft von Frankreich geworden ist, auf die alt- und neufranzösische Sprache und Literatur, mitunter sogar noch auf die altfranzösische Sprache und Literatur beschränkt bleibt. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß von den Studierenden dieses Fachs nur wenige Prozent auch nur einfache Kenntnisse in der spanischen oder portugiesischen Sprache erwerben.

Es fehlt zunächst fast überall der spanische und portugiesische Lektor, und damit die Gelegenheit, diese beiden romanischen Kultursprachen, die niemand von der Schule her kennt, in praktischer Hinsicht zu erlernen. Innerhalb der wissenschaftlichen Romanistik, die der Universitätslehrer durch seine persönliche Forschung, durch seine Fachkollegs und Übungen repräsentiert, gehört es zu den Seltenheiten, wenn einmal Gegenstände aus dem iberischen Teil der Romania, etwa die spanische Kultur in ihrer Glanzzeit, oder das spanische Drama, oder Camões behandelt werden. Man kann hieraus niemand einen Vorwurf machen. Die Bedürfnisse des neuphilologischen Studiums, das leider immer noch durch die unzweckmäßige Verknüpfung eines Studiums von zwei fremden Sprachen, des Französischen und des Englischen, nach der romanistischen Seite gehemmt und verkümmert wird, haben bewirkt, daß Hand in Hand mit den überwältigenden Fortschritten der romanistischen Wissenschaft, an denen Deutschland, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, die skandinavischen Länder, die Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten ihren gewichtigen Anteil haben, schon dem romanistischen Fachgelehrten sein eigenes Fach immer unübersehbarer wurde. Notgedrungen schälte sich aus der Romanistik, wie sie der Deutsche Friedrich Diez als die wissenschaftliche Kenntnis der romanischen Sprachen und Literaturen begründet hatte, in Deutschland, namentlich im Gesichtskreis der neuphilologischen Studierenden, immer deutlicher dasjenige heraus, was zur Vorbildung von Lehrkräften für höhere Schulen ausreichend erschien, die französische Philologie. Die heutigen Anforderungen unseres philologischen Bildungswesens, die, soweit es sich um lebendige Sprachen und Kulturgemeinschaften handelt, eine im Lande erworbene und stetig aufzufrischende Kenntnis von Sprache und Volk ebenso einschließen, wie eine linguistische und literarhistorische Bildung, lassen in der Tat dem Dozenten und dem Studenten wenig Spielraum für die an sich reizvolleren, weil weniger abgegrasten nichtfranzösischen Dinge. Wenn, wie es trotzdem gelegentlich geschieht, vor neuphilologischen, „romanistischen", Studierenden, die um ihres Examens willen ja ausschließlich Frankreich interessiert, die, da ein spanischer oder gar portugiesischer Lehrer nicht vorhanden ist, von diesen Sprachen und dem, was damit zusammenhängt, weniger wissen als ein Sekundaner vom Französischen, wissenschaftliche Übungen über spanische Sprachgeschichte oder Cervantes abgehalten werden, so lassen sich, von

gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, die Ergebnisse solcher Versuche zurzeit nicht entfernt vergleichen mit dem wissenschaftlichen und Bildungsgewinn, den unter den heutigen Verhältnissen der befähigte Neuphilologe auf französischem Gebiet in die Schule und in das Leben von seiner Universität mitnimmt. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß unter den Hunderten von Neuphilologen, die alljährlich die Universitäten, z. T. als Doktoren der romanischen Philologie, verlassen, herzlich wenige die Göttliche Komödie oder das spanische Drama, ja überhaupt etwas von der Literatur oder Kultur Italiens und Spaniens kennen gelernt haben. Ganze Neuphilologengenerationen bestimmter deutscher Landschaften haben über die alt- und neufranzösische Sprache und Literatur nicht hinausgeblickt, da ihnen die anderen romanischen Sprachen unbekannt blieben.

Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen das deutsche Schulwesen so gut wie keine akademisch gebildeten Lehrkräfte besitzt, die einen spanischen oder portugiesischen Unterricht erteilen könnten. Aber auch unsere Studierenden der Geschichte, der Nationalökonomie, der Jurisprudenz finden zurzeit noch keine Gelegenheit oder keinen Ansporn, im Rahmen akademischer Studien gute Sprachkenntnisse dieser Art zu erwerben.

Insgesamt bleibt das Verständnis für ein großes, sehr großes Kulturgebiet unserer akademischen Welt schon wegen der sprachlichen Hindernisse nahezu vollkommen verschlossen. Eine fachwissenschaftliche Beschäftigung mit der Philologie, der Geschichte, der Kunst, der Wirtschaft, der Verfassung, dem Recht nicht nur der iberischen Halbinsel, sondern insbesondere des spanisch-portugiesischen Amerikas, finden wir selten in Deutschland; sie mußte, wo sie versucht wurde, nur zu oft an der Oberfläche bleiben.

Für unseren Welthandel aber und unsere Industrie und in derselben Weise für die Sicherung und den Ausbau unseres geistigen und kulturellen Einflusses in dem großen Absatzgebiet für materielle und intellektuelle Werte aus Europa, das die schnell aufstrebenden Republiken Süd- und Mittelamerikas darstellen, ist eine nicht bloß oberflächliche Kenntnis des Spanischen und Portugiesischen und darüber hinaus eine zuverlässige Vorstellung von der kulturellen Entwicklung und den heutigen Verhältnissen in dem riesigen Gebiet, das diese Sprachen anfüllen, in einer breiten akademischen und gebildeten Schicht Deutschlands eine Forderung, die ebenso dringend als unerfüllt ist. Wir haben uns lange genug damit vertröstet, daß wir im Verlaufe philologisch-historischer oder wirtschaftlich-juristischer Studien oder bei sonstigen Arbeiten des Berufes, die uns mit der spanisch-portugiesischen Welt in Berührung bringen, aus unseren Lateinkenntnissen und einem Handwörterbuch uns schon das nötige Sprachverständnis zurechtmachen, um aus der Verlegenheit zu kommen. Und der Ingenieur oder Kaufmann hat fast zu lange schon sich mit dem Vertrauen darauf begnügt, daß der Berlitzkursus oder der Sprachlehrer immer noch da ist, wenn es heißt, in Brasilien Kaffee handeln, in Argentinien Maschinen verkaufen, in Perú Brücken bauen. Nicht viele vermögen im Bereiche unserer Wirtschaftswissenschaft etwa die Handelsberichte aus Rio, im Bereiche unserer Presse eine argentinische Zeitung, im Bereiche unserer Rechtswissenschaft ein spanisches Gesetz, auch bei fleißiger Wörterbuchbenutzung, richtig und völlig zu verstehen. Wie viele huma-

nistisch, akademisch, kaufmännisch, technisch gebildete Deutsche sind in Rio und am La Plata dem Dampfer entstiegen, um in dieser spanisch-portugiesischen Welt ernsten Angelegenheiten nachzugehen oder gar darin ihrem Berufe sich auf Jahre hinaus zu widmen, ohne auch nur die einfachsten Elemente der Landessprache zu kennen oder genauere Vorstellungen vom Lande mitzubringen! Wie viele haben, in Unkenntnis der Lebensverhältnisse, der Sitten, der wirtschaftlichen Eigenart, ein bitteres Lehrgeld bezahlt, bevor sie Fuß fassen konnten!

Schon lange vor dem Kriege war es deutlich geworden, daß in unserer Wissenschaft, in unseren höheren Schulen, in unserem Bildungs- und Berufsleben die beiden Sprachen der iberischen Halbinsel und von halb Amerika nicht nur als unentbehrliches Verständigungsmittel gegenüber den zahlreichen Nationen, die es sprechen, sondern auch als Brücke gebraucht werden, auf der allein unsere Gelehrten, unsere Akademiker, unsere Kaufleute, unsere Techniker, unsere Journalisten, auch unsere Beamten draußen und zu Hause, soweit sie es angeht oder angehen sollte, zu einer Kenntnisnahme und einem Verständnis, zu einer geistig-wissenschaftlichen, zu einer praktisch-wirtschaftlichen oder praktisch-politischen Bearbeitung und Verarbeitung der sie betreffenden Teile des Kulturlebens, des alten wie des neuen, dieser Nationen gelangen können.

Man wende nicht ein, daß der Kaufmann, der in Rio oder Barcelona, der Konsulatsbeamte, der in Mexiko, der Landwirt, der in Argentinien, der Bergingenieur, der in Chile, der Lehrer, der in Madrid seine Stelle antritt, nach Absolvierung einiger spanischer oder portugiesischer Unterrichtsstunden in einer Berlitzschule oder in dem Semesterkursus des heimischen Fachinstituts, aus dem er entstammt, genug von der Sprache oder gar von der Landeskunde, von der Politik, der Geschichte, der Wirtschaft, dem sozialen Leben und den Sitten des Landes wisse, in das er eintritt, und an Ort und Stelle das Fehlende schon hinzulernen werde. Denn ein solch kurzfristiges, zumeist ganz an der Oberfläche bleibendes Erlernen der neuen, notwendigen Sprache gibt ihm noch lange nicht den Einblick in die kulturellen Zusammenhänge, den er im Interesse seines Berufes und darüber hinaus im Interesse der von ihm draußen mitvertretenen vaterländischen Aufgaben notwendig gebraucht. Die riesige Ausdehnung der spanisch-portugiesischen Länder, in denen sein eng begrenzter Tätigkeitsbereich liegt, die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Reisens, der noch unentwickelte Zustand der wegweisenden Handbuch-Literatur und ähnliche Faktoren bewirken, daß auch bei langem Aufenthalt der Umkreis des an Ort und Stelle erreichbaren Wissens vielfach nicht über die Stadt oder die Estancia, die er bewohnt, hinausgeht. Ein gebildeter, geistig interessierter Mensch, der als Auslandslehrer, als Kaufmann auf einige Jahre in einem europäischen Lande arbeitet, kann, auch wenn er nicht in einer größeren Stadt lebt, unschwer sich solch weitergehendes Wissen an Ort und Stelle durch Bücherstudium, Berufserfahrung und lebendige Beobachtung verschaffen. Im Inneren eines südamerikanischen Staates ist es ihm bei der eigenartigen Konzentration des Bildungslebens auf wenige größere Städte, bei der Schwierigkeit für den Ausländer und speziell den Deutschen, damit Fühlung zu bekommen, außerordentlich schwer, selbst in der engeren

Sphäre seines Berufes, das kennen zu lernen, was er kennen müßte.

Eine weder rein fachwissenschaftlich, noch allgemein kulturell, noch praktisch-wirtschaftlich zu unterschätzende Aufgabe unseres Bildungswesens ist somit mit einer von Jahr zu Jahr wachsenden Deutlichkeit im Hinblick auf die spanisch-portugiesischen Länder hervorgetreten. Die Lösung kann weder von privater Initiative noch von Spezial- und Fachschulen erwartet werden. Es ist die Ermöglichung und Förderung des praktischen und wissenschaftlichen Studiums von Spanisch und Portugiesisch auf unseren Hochschulen und in gewissem Umfang auf unseren Mittelschulen und damit, und zwar allein damit, die Verbesserung unserer Kenntnisse von den zahlreichen Ländern, um die es sich handelt, nach der geschichtlich-literarischen und nach der wirtschaftlich-juristisch-landeskundlichen Seite hin; zugleich die Vermehrung, Belebung und wissenschaftliche Fundierung der Beziehungen unserer gebildeten Welt zu diesem zu sehr vernachlässigten Kulturkreis. Die Frage dürfte gerade in unseren Tagen berechtigt sein, ob nicht der ausländische Teil unseres Bildungslebens, von den neuphilologischen Fachstudien der Universität bis zu dem Bildungsschliff des Töchterpensionats und zu der sprachlichen Ausrüstung des Auslandkaufmanns, mit französischen Elementen reichlich bedacht wurde, und ob nicht dabei das Spanische, das eine weit größere Zahl zivilisierter Menschen spricht, und das damit zusammenhängende, wirtschaftlich und wissenschaftlich wichtige und besonders nach dem Kriege bedeutungsvolle Kulturleben als Bildungsfaktor unberücksichtigt blieb.

An einer größeren Reihe deutscher Universitäten gebrauchen wir nationale Lehrkräfte als spanische und portugiesische Lektoren. An die Stelle der veralteten, unzweckmäßigen und zumeist überflüssigen Verknüpfung von „Französisch" und „Englisch" im Studiengang und im Staatsexamen von Tausenden von Neuphilologen muß eine Trennung der „neueren" Philologie treten. Wir gebrauchen Oberlehrer für Englisch, denen im Zusammenhang mit der englischen die germanistische Philologie vertraut ist, und die, nur mit einer Fremdsprache beschäftigt, etwas mehr von England und dessen Kulturentwicklung wissen als lediglich die Sprach- und Literaturgeschichte. Und wir gebrauchen wiederum andere Oberlehrer, für Französisch, die in ganz anderer Weise mit dem Romanentum, seinen Sprachen, seiner kulturellen Entwicklung bekannt geworden sind, als es bisher möglich war, die vor allen Dingen ebenso viel vom Spanischen, von Spanien und dem spanischen Amerika und von Portugal und Brasilien wissen, wie von Frankreich; denen zugleich die Zeit und die Lust verbleibt, die italienische Sprache und Kultur — bis vor Gabriele d'Annunzio — im Rahmen der Romanistik zu studieren. Wir gebrauchen sie für eine Anzahl höherer Schulen in größeren Städten, insbesondere den Hansestädten, an denen Spanisch oder Portugiesisch unter Beschränkung anderer sprachlicher Fächer, und zwar nicht nur fakultativ und nebensächlich, einzuführen ist. Solche Oberlehrer werden vorhanden sein, sobald, zugleich im Interesse anderer akademischer Studien, einige Jahre hindurch den romanistischen Fachvertretern an einer Reihe von Universitäten tüchtige spanische und portugiesische Lehrkräfte beigegeben sind und eine entsprechende Fakultas geschaffen ist. Die Lehrtätig-

keit und das wissenschaftliche Interesse solcher romanistischen, nicht lediglich französischen Oberlehrer bedarf einer Förderung durch gelegentliche Auswerfung von Stipendien zum Besuch von Spanien und Portugal und zur Vornahme bestimmt zu formulierender Studien; die zum Besuche von Frankreich vorhandenen neuphilologischen Stipendienbeträge dürften ohnedies nach dem Kriege auf eine Reihe von Jahren disponibel sein. Auch nach dem spanisch-portugiesischen Amerika romanistisch — nicht nur französisch — gebildete und wissenschaftlich tüchtige Oberlehrer studienhalber zu entsenden, bietet keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenn man in Betracht zieht, daß wir dort unsere deutschen Schulen haben.

Aber auch den romanistischen Hochschullehrern sind wissenschaftliche Reisen nach den spanisch-portugiesischen Ländern um so mehr zu ermöglichen, als wir in deren Studium stark ins Hintertreffen geraten sind. Es ist ein altes Desideratum besonders der jüngeren romanistischen Universitätsdozenten, daß ihnen der Staat Mittel gebe, um das heutige Frankreich zu bereisen, seine Sprache und Literatur wissenschaftlich und praktisch zu studieren, seine Kultur und sein Volk an Ort und Stelle kennen zu lernen, in seinen Bibliotheken und Archiven zu arbeiten, zum unmittelbaren Nutzen für die Vertretung des Fachs in Lehre und Forschung. Es ist in der Tat nicht gleichgültig, ob in einer preußischen Provinz oder einem Bundesstaat Jahre oder Jahrzehnte hindurch der neuphilologischen Studentenschaft, mehreren oder vielen hundert Akademikern, die wiederum für fast ebenso viele höhere Schulen auf Jahrzehnte den neuphilologischen Nachwuchs darstellen, ihr Hauptfach, die französische Philologie, ausschließlich als Buchwissen und daneben — vom Lektor — als praktische Lehre — geboten wird, oder ob der Lehrbetrieb von Zeit zu Zeit durch solche Studienfahrten des Vertreters aufs neue befruchtet wird und insbesondere eine lebendige Kenntnis des zu studierenden Volkes die Grundlage bildet. Mit solchen wissenschaftlichen Reisen nach Frankreich, die nahezu allenthalben auf eigene Kosten unternommen werden mußten und daher manchem jüngeren Universitätslehrer unmöglich waren, wird es nun auf längere Zeit vorbei sein. Wenn im Hinblick auf die spanischen und portugiesischen Länder ein Fortschritt erzielt werden soll, wird ihre Einrichtung nach diesen hin zur dringenden Notwendigkeit. Auch sei bemerkt, daß recht viele romanistische Seminarbibliotheken an Werken auch nur zur Sprache und Litteratur Spaniens und Portugals noch so arm sind, daß diese Gegenstände nur unter großen Schwierigkeiten, stellenweise überhaupt nicht studiert werden können (zumal auch manche Universitätsbibliothek hier vielfach nicht das notwendigste Studienmaterial besitzt, im Hinblick auf die südamerikanischen Republiken schon bei wichtigen Materien sogar völlig versagt).

II.

Indem unser Universitätswesen, unser Schulwesen, unser nichtfachwissenschaftliches Bildungswesen, auch unsere wissenschaftliche und gemeinverständliche Literatur und unsere Tagespresse in der Zeit vor dem Kriege das Studium und die Kenntnis der spanisch-portugiesischen Dinge in sprachlicher und kultureller Beziehung nur zu häufig ganz entbehrte, standen wir damit hinter anderen Völkern, die ra-

tioneller arbeiteten und nicht zu unseren Freunden gehören, insbesondere Franzosen und Nordamerikanern, mehr und mehr zurück.

Frankreich besitzt an verschiedenen Bildungszentren, im Rahmen seines Unterrichtswesens, in der Organisation seiner wissenschaftlichen Arbeit das, was uns noch fehlt; der französische Handel mit den in Betracht kommenden Ländern steht dabei weit hinter dem deutschen zurück. Insbesondere begegnet uns hier eine ebenso alte, wie geschickte und wirksame Herüberziehung der Intellektuellen in die Einflußsphäre der französischen Sprache und Kultur. Als Verständigungsmittel im diplomatischen, im wissenschaftlichen, neben dem Englischen auch im geschäftlichen Verkehr von Land zu Land überall da gehandhabt, wo der spanische und portugiesische Südamerikaner mit seinem Idiom nicht auskam, gewann das Französische in der höheren Schicht insbesondere dadurch an Boden, daß der dem Studium oder dem Vergnügen huldigende Nachwuchs als das Modeland, dessen Besuch erforderlich war, wenn man zu den europäisch Gebildeten und in europäischen Dingen Versierten gezählt werden wollte, Frankreich, Paris, betrachtete. Diese Erscheinung geht zurück bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und zur Französischen Revolution, deren Ideen die politische und gesellschaftliche Entwicklung dieser Staaten hervorriefen. Von jeher wandten sich die Sympathien des spanisch-portugiesischen Romanentums dem Lande zu, das es seinen Gästen am bequemsten machte, dessen Lebenseinrichtung und Lebensauffassung am nächsten lag. Insbesondere haben, im Kontakt mit der überseeischen und heimischen sprachlichen Propagandaarbeit der „Alliance française" die französischen Universitäten und Ferienkurse auf Grund offizieller und halboffizieller Organisationen gerade Spaniern und Südamerikanern ihre Türen besonders weit und freundlich geöffnet. An einer Reihe von Studienplätzen Frankreichs wird die Sprache, die Literatur, die Geschichte der spanischen Welt in ernster und gründlicher Weise wissenschaftlich bearbeitet und gelehrt, so daß naturgemäß die nach Europa gerichteten Sympathien der Leute von drüben in Frankreich einen berechtigten Konzentrationspunkt fanden. Der französische Professor, auch auf den nichtphilologischen Gebieten, besitzt eine leicht faßliche, flüssige, formengewandte Art des Dozierens. Man fährt zu ihm hin und versteht ihn sofort. Hand in Hand mit dieser Entwicklung entstanden wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Zeitschriften, befaßte sich die größere französische Tagespresse zum Teil sehr eingehend mit den Fortschritten der Republiken, oder entstanden in Brasilien oder Argentinien geschickt redigierte französische Organe; mehr und mehr wurde dem gebildeten Südamerikaner eine überragende und einzigartige Stellung der heutigen französischen Kultur in das Bewußtsein gebracht. Es gibt wohl keinen Zeitungskiosk in südamerikanischen Städten, in dem nicht französische Zeitschriften, insbesondere der niederen Gattung, zu haben sind. Insbesondere aber war der populäre französische Vortragshalter in den Großstädten ein gern und häufig gesehener Gast. Zahlreiche Gelegenheiten, das Französische zu erlernen, boten sich dem, der nicht die Mittel für eine Reise nach Paris hatte. Leitfäden und Lehrbücher des Französischen, zum Gebrauch der Einheimischen, sind in jeder Buchhandlung zu haben. Der französische Roman, billig

und oftmals pikant, das französische Witzblatt wurden durch den gut organisierten Auslandsbuchhandel der Franzosen, der insbesondere im Jahre 1913 von Buenos Aires und Rio aus durch einen Ring Pariser Verlagsfirmen eine großzügige Neuorganisation erfuhr, in die Häuser getragen, mit um so größerem Erfolg, als der spanische Buchhandel Spaniens, für den Südamerika von jeher ein großes Absatzfeld ist, schlecht, der einheimische südamerikanische, abgesehen von dem Büchervertrieb großer Blätter, wie der „Nación", überhaupt nicht organisiert ist.

Dem gegenüber müssen wir uns daran erinnern, daß die deutsche Sprache in den einheimischen Kreisen, d. h. außerhalb der deutschen Siedlungsgemeinschaften in Chile, Paraguay, Rio Grande do Sul usw., vollkommen unbekannt ist. Niemand hat einen Anlaß und eine Möglichkeit, sich durch Vermittlung unserer Sprache mit dem Teil unserer Kultur zu beschäftigen, der über den Absatz unserer Handelsartikel hinausgeht. Daß unser Volk eine bedeutsame schöne Literatur, daß es vorbildliche soziale Einrichtungen besitzt, ahnt man nicht. Der Staat veranlaßt keine schulmäßige Erlernung des Deutschen als Kultursprache. Wir haben keine „Alliance française". Einige wenige Gelehrte kennen unsere Sprache; bei anderen, Ärzten, Juristen, Ingenieuren, Naturwissenschaftlern, besteht der Wunsch, dieses so gänzlich fremde Idiom kennen zu lernen, weil sie in ihrer Berufsarbeit ohne deutsche Fachliteratur auf einen toten Punkt gekommen sind, aber angesichts der ungeheuren Schwierigkeiten der Erlernung bleibt es bei diesem Wunsch. Es gibt kein Lehrbuch der deutschen Sprache für Spanier oder Portugiesen, das den heutigen Anforderungen entspricht. Nur in ganz vereinzelten Fällen sind aus Deutschland wissenschaftliche Redner als Gäste erschienen; auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften haben wir fast keine Fachorgane, die sich um die südamerikanischen Dinge bekümmern.[1]) Unsere deutsche wissenschaftliche Fachliteratur hat noch kaum den Weg zu den südamerikanischen Bibliotheken und Fakultäten gefunden; wo man, wie z. B. auf dem Gebiet der Medizin, Statistiken über die Benutzung der europäischen Fachliteratur in öffentlichen Bibliotheken kennt, zeigt es sich, daß gegenüber der im Vordergrund stehenden französischen die in deutscher Sprache geschriebene durch einen ganz verschwindend geringen Prozentsatz vertreten ist. Das deutsche Buch wird, bis es in die Hände des Interessenten gelangt, der es wirklich einmal kaufen will, ganz außerordentlich durch eine ungünstige Umrechnung des Markpreises verteuert. Es kommt hinzu, daß unsere wissenschaftlichen Bücher im Vergleich zu den französischen oder italienischen an sich sehr hohe Ladenpreise haben. Vor allem aber steht der Verbreitung unserer wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Literatur das Hindernis entgegen, daß der Besteller 7—8 Wochen warten muß, bis sie von Leipzig beschafft ist, während er das entsprechende französische, englische oder italienische Werk z. B. in Buenos Aires vorrätig findet. Erst wenige deutsche Verlagsfirmen machen hier eine Ausnahme. Unser Südamerikabuchhandel, der mit in erster Linie berufen ist, ein

1) Diesem Mangel hilft nunmehr ab 'La Cultura latino-americana. Crónica y bibliografía de sus progresos', in spanischer, portugiesischer, deutscher Sprache herausgegeben vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur (Verlag Otto Schulze, Cöthen).

Träger und Vermittler unseres intellektuellen Einflusses zu sein, benötigt eine weiterblickende Neuorganisation, welche die unleugbar bestehenden Schwierigkeiten in der Kreditgewährung an das dortige Sortiment zu beseitigen weiß. Insbesondere bietet sich hier und ebenso in Spanien ein Absatzgebiet für Serien kleinerer wissenschaftlicher Handbücher und Leitfäden deutscher Provenienz in spanischer Sprache, wie sie, in Ermanglung von solchen in den Landessprachen, bisher nur in französischer und italienischer Sprache benutzt werden.

Wir haben, alles in allem, einer durch die verschiedensten Umstände begünstigten, planvollen und zum Teil wissenschaftlich fundierten Südamerikakulturpolitik der Franzosen, die Hand in Hand mit wirtschaftlichen Bestrebungen arbeitet und besonders während des Krieges durch namhafte Emissäre das Ziel einer Verdrängung Deutschlands vom dortigen Markte ebenso wie vom Felde des intellektuellen Einflusses verfolgte, noch wenig gegenüberzustellen; bei klarer Erkenntnis des Notwendigen und der Richtlinien zu seiner Erreichung kann jedoch binnen wenigen Jahren Wandel geschaffen werden.

Ganz ähnliches gilt von den analogen, stärker politisch gefärbten kulturellen Bestrebungen der Nordamerikaner, die in den zahlreichen, die diplomatischen und intellektuellen Kreise der Republiken heranziehenden Veranstaltungen und Unternehmungen der „Unión panamericana" zum Ausdruck kommen und in deren Bureaus zusammenlaufen. Mit Riesenschritten[2]) geht es vorwärts mit der Entsendung von wissenschaftlichen Expeditionen, pädagogischen Studiengesellschaften, wirtschaftlichen Agenten, akademischen Kräften, mit der völkerverbrüdernden Bearbeitung der latino-amerikanischen Universitäten, der Heranziehung von Studierenden und Gelehrten, der Einführung der wissenschaftlichen Südamerikakunde an den eigenen Hochschulen, der Pflege des spanischen und portugiesischen Sprachunterrichts. Die Lektüre auch nur weniger Nummern der besten populären Südamerikazeitschrift, des monatlich in mehreren Sprachen erscheinenden „Boletin de la Unión panamericana", liefert ein gutes Bild dieser alle Hebel in Bewegung setzenden nordamerikanischen Arbeitsweise. Wenn ihr auch, namentlich in den A-B-C-Staaten, die einsichtigen und maßgebenden Kreise vielfach ablehnend gegenüberstehen, so hat diese Kulturpropaganda, die mit großen Mitteln, zahllosen, in die gebildete Gesellschaft aller Staaten hineinreichenden persönlichen Beziehungen und unleugbarer Sachkenntnis im einzelnen operiert, doch schon beträchtliche Erfolge erzielt; sie hat sich während des Krieges offener als zuvor zur Bekämpfung des deutschen wirtschaftlichen Einflusses bekannt. Wenn erst einmal mit dem Friedensschluß die Verkehrsbeziehungen mit Südamerika wiederhergestellt sein werden, wird sich ein für uns nicht gerade erfreuliches Bild dessen, was von dieser Seite im einzelnen in den verschiedenen Staaten geschehen ist, ergeben.

Die Situation, der Deutschland nach dem Kriege hier entgegengeht, ist trotz aller materiellen und kaufmännischen Erfolge, die es vor demselben errungen hatte, keine besonders leichte, besonders dann nicht, wenn auch weiterhin der intellektuelle Kontakt so spärlich bleiben sollte, als er es seither gewesen ist.

2) Vgl. die wissenschaftliche Chronik in der 'Cultura latino-americana' I, 1 (1915), p. 61 ff.

Während auch im entferntesten Hinterland dem Südamerikaner infolge entsprechender Organisation des Nachrichtendienstes von nordamerikanischer, englischer und französischer Seite her in seinem spanischen oder portugiesischen Lokalblatt die letzten Tagesereignisse und die für ihn geeigneten kulturellen Mitteilungen vorgesetzt wurden, hörte er von uns schon seit Jahren ganz vorwiegend, wenn überhaupt etwas, die Eisenbahnzusammenstöße, Kesselexplosionen, Skandalprozesse sowie in schändlicher Weise verdrehte und erlogene Nachrichten. Der Redakteur eines solchen Blattes setzte mir auseinander, daß ihm täglich die Weltgeschehnisse in dieser Aufmachung, gleich druckfertig in der Landessprache, auf den Tisch gelegt werden. Eine Nachprüfung sei ihm unmöglich. Gern drucke er etwas von Deutschland und seinen Fortschritten, aber er bekomme keinen Stoff, und er habe nicht die Zeit und die Gewandtheit, um aus unserer Presse zu übersetzen. Man kann dies einem Journalisten, der nur das Spanische des Landes kennt, nicht übelnehmen; aber auch in diesem Falle — der Mann war ein Deutscher, ein Hamburger! — war es verständlich, daß er in seiner Isoliertheit nicht anders verfahren konnte. An ganz anderem Orte begegnete man überraschenderweise guten Artikeln über deutsche Dinge in der spanischen Presse des Landes: da hatte der Vertreter des Deutschen Reiches in eigener Person sich daran gemacht, aus großen deutschen Tageszeitungen Übersetzungen anzufertigen!

Die neu während des Krieges begründeten deutschen Zeitungen in der Landessprache, von Deutschland her der vortreffliche „Heraldo de Hamburgo", das voraussichtlich in Friedenszeiten weiterdauernde und weitervervollkommnete Nachrichtensystem, lassen hoffen, daß dieser gröbste Fehler in unserem kulturellen Verkehr mit Südamerika dauernd beseitigt ist.

III.

Wenn wir als Kulturland, das auch geistige Produkte hervorbringt, das in der Verwirklichung wissenschaftlicher, sozialer, humanitärer Bestrebungen sich mit anderen zum mindesten messen kann, in Blättern großen Stils, wie La Prensa, La Nación, Jornal do Commercio, entweder ganz totgeschwiegen wurden oder nur in verschwindend nebensächlicher Weise zu Worte kamen, so lag dies jedoch gewiß nicht nur daran, daß unsere Gegner geschickter die Politik und Technik der Pressebeeinflussung handhabten. Wir wollen uns fragen, was wir getan haben, um das fremde und doppelt schwer verständliche deutsche Kulturelement den gebildeten Kreisen dieser Länder nahezubringen: herzlich wenig! Man muß sich vergegenwärtigen, welch totale Unkenntnis unserer Sprache in diesen Kreisen herrscht, welch flüchtige und oberflächliche Vorstellungen sie von unserem Lande haben, durch das sie bestenfalls einmal schnell hindurchgereist sind. Man darf nicht vergessen, daß die straffe deutsche Organisation und Disziplin auch auf nichtmilitärischem Gebiet, die pedantische Genauigkeit und Arbeitsfreude im Rahmen einer großen Aufgabe, der Drang nach innerer Vervollkommnung und nach einem nicht bloß nach außen blendenden Fortschritt, dem Südromanen und dem Menschen spanisch-portugiesischer Provenienz auch dann vielfach etwas Rätselhaftes bleibt, in Verbindung mit gelegentlicher Neigung, den Menschen anderer Art zu schulmeistern, sogar etwas

Unsympathisches, wenn sich ihm die Gelegenheit zu einem eingehenden Studium und besseren Verständnis bietet. Man muß die Faßlichkeit, die Homogenität, die Beliebtheit in Rechnung ziehen, deren sich seit langem das französische Wesen erfreut, man muß sich erinnern, daß ein gut eingespielter und gar oft schon und lange vor dem Krieg zu hämischer und unauffälliger Verunglimpfung mißbrauchter Propagandaapparat unseren Gegnern zur Verfügung stand, als der Krieg ausbrach. Man kann dann verstehen, wie wir auch ruhig denkenden Südamerikanern zunächst als die Barbaren erschienen, die den Erdball in Brand steckten, sein Wirtschaftsleben im Größenwahn ruinierten, die elementarsten Gesetze der Menschlichkeit ignorierten, die alte und hohe Kultur Frankreichs und Englands mit roher Faust zu vernichten trachteten. Unsere materiellen Erzeugnisse waren verbreitet, wir selbst ebenfalls, keineswegs jedoch eine Kenntnis der moralischen und geistigen Werte des Deutschtums, die auch nur im entferntesten mit der Kenntnis französischer Kulturwerte hätte verglichen werden können. Daß der Chorus von den Hunnen, den Barbaren, den Boches bis nach Südamerika hinein dröhnte, daß er unser kulturelles Ansehen ebenso schädigte, wie der Krieg unsere wirtschaftliche Geltung, ist eine schmerzliche, aber nicht ganz unerklärliche Tatsache.

Er ist der Wendepunkt, dessen glückliche Überwindung mit in erster Linie von der künftigen Pflege unserer geistigen Beziehungen zu diesen durchaus nicht feindselig uns gegenüberstehenden Ländern abhängt, nicht lediglich von einer Fortführung unserer Zeitungsaufklärung.

Geistige Beziehungen lassen sich nur pflegen, wo ein Anknüpfungspunkt, ein Widerhall vorhanden ist.

Die Vorstellungen, die wir uns so gewöhnlich von dem geistigen Leben, von dem Stande der wissenschaftlichen Entwicklung in den größeren und fortgeschritteneren latino-amerikanischen Republiken machen, sind vielfach durchaus unzutreffend. Es ist uns unbekannt, daß in den naturgemäß fast ausschließlich hier in Betracht zu ziehenden größeren Städten eine stattliche Zahl von zum Teil hervorragenden Gelehrten einer fruchtbaren wissenschaftlichen Forschung lebt, daß zum Teil sehr bedeutende Bibliotheken, Archive und Sammlungen deren Grundlage bilden, daß eine Reihe von Universitätsfakultäten sich an Ernst und an Früchten des wissenschaftlichen Strebens, wenn auch noch nicht — im Hinblick auf die Geisteswissenschaften — an Organisation und Lehrzielen, mit solchen in Europa und auch Deutschland durchaus messen können.[3]) Wenn das Niveau und der kulturelle Gehalt der Tagespresse ein Spiegelbild der Bildungsinteressen einer Nation abgibt, dann können so vortrefflich redigierte und in ihrem nichtpolitischen Teil so gehaltvolle Organe, wie es z. B. in Buenos Aires die „Prensa" und „Nación" sind, Zeitungen, die weit über der gesamten Tagespresse von Spanien und auch Italien stehen, und die man nur mit unseren deutschen führenden Blättern und zweien oder dreien in Paris vergleichen kann, der argentinischen Nation nur das rühmlichste Zeugnis ausstellen.

Wir sind geneigt, die intellektuelle Stufe, auf der Brasilien, Argentinien, Chile stehen, nach den parvenühaften

3) Vgl. 'Cultura latino-americana', I, 1, p. 46—49, 51—54, 65—73, 74—128.

Allüren von Leuten zu beurteilen, die alljährlich in Schweizer Hotels, auch auf der Friedrichstraße in Berlin oder dem Jungfernstieg in Hamburg und vor allem in den Pariser Vergnügungslokalitäten anzutreffen waren, und die gerade nach der letzteren Richtung sich von Boulogne aus und von unseren deutschen Schiffen herunter in breitem Strom ergossen. Wir hatten wenig Kenntnis davon, daß in diesen Ländern außer den deutschen, italienischen, schweizerischen, spanischen Akademikern, die in Fortführung ihres wissenschaftlichen Kontakts mit der europäischen Heimat dort weiterarbeiten, auch hervorragende und tüchtige Forscher, Hochschullehrer, Bibliothekare, Archivare, Ärzte argentinischen, brasilianischen, chilenischen Ursprungs vorhanden sind.

Ihre literarischen Erzeugnisse haben wir nicht gelesen, sie kommen vielfach gar nicht bis zu uns und unseren wissenschaftlichen Bibliotheken, oder nur in die Hände weniger Südamerika-Spezialisten, die persönliche Beziehungen mit der früheren Stätte ihrer Arbeit pflegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere noch recht geringe Kenntnis dessen, was bei den Südamerikanern in wissenschaftlicher Beziehung vorgeht, größtenteils in der höchst mangelhaften Organisation des dortigen Buchhandels ihre Erklärung findet. Sie gleicht auf ein Haar derjenigen in Spanien und Portugal. Da gibt es keine nennenswerte bibliographische Berichterstattung[4]), keine Barsortimente, keine Verleger, die es sich angelegen sein ließen, durch Übersendung von Rezensionsexemplaren an die europäischen Fachzeitschriften ihre Verlagswerke außerhalb der Stadt, deren Bewohner an ihrem Schaufenster vorüberkommen, bekannt zu machen. Die Beschaffung von Neuerscheinungen aus anderen südamerikanischen Ländern, ja die Eruierung ihrer Titel ist meist mit den größten Schwierigkeiten verknüpft oder überhaupt unmöglich. Sehr viele wertvolle und wichtige Dinge existieren als Veröffentlichungen von Behörden oder Instituten überhaupt nicht im Buchhandel, der meist ein Kommissionsbuchhandel ist. Ein Jurist, z. B. in Argentinien, erfährt vielfach erst nach Jahren oder überhaupt nicht, was über sein Spezialgebiet in Venezuela oder Kolumbien herauskommt. Eine *ley de depósito,* d. h. die Einrichtung des Pflichtexemplars für die Landesbibliothek, existiert erst in wenigen Staaten. Niemand, keine buchhändlerische Stelle, keine Bibliothek, kein Institut, kein Gelehrter hat daher über die fortschreitende Entwicklung der wissenschaftlichen oder wissenschaftlich verwertbaren Literatur der 20 Republiken den Überblick, den bei uns infolge einer unübertrefflichen Gesamtorganisation des Buchhandels und der literarischen Gepflogenheiten jeder kleine Sortimentsbuchhändler, jeder Akademiker sich unschwer für europäische Materien verschaffen kann.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn erst recht unseren deutschen Fachzeitschriften, unseren Bibliotheken und unseren wissenschaftlichen Studien so außerordentlich Vieles und Wichti-

4) Eine vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur in Hamburg ins Leben gerufene laufende Südamerikabibliographie aller Wissensgebiete (außer Technik) erscheint, nach Ländern und Wissenschaften geordnet, mit deutschen Referaten über südamerikanische Publikationen und spanischen und portugiesischen Referaten über deutsche Neuerscheinungen in der neuen 'Cultura latino-americana'.

ges aus Südamerika unbekannt und unzugänglich bleibt, und wenn unsere Kenntnisse des dortigen einheimischen Bildungslebens mangelhaft sind. Gewiß feiert, wie in den europäischen Ländern spanischer und portugiesischer Sprache, auch in den überseeischen ein gut gemeinter zügellos-phantastischer Dilettantismus stellenweise noch seine Orgien; aber nicht minder finden wir bei den Gelehrten, die die Republiken im 19. Jahrhundert selbst hervorgebracht haben, auch hervorragende und tüchtige Vertreter und Jünger dessen, was wir in Zentraleuropa wirkliche Wissenschaft nennen.

Wer sich heute z. B. in Buenos Aires nach der Organisation, dem Umfang und dem Stand des wissenschaftlichen Lebens wirklich einmal genau umsieht, findet in den dortigen Fakultäten, in der Universität, den Sammlungen und Instituten von La Plata, in der „Sociedad científica argentina“, im militärgeographischen Institut, im geologischen Institut, in Bibliotheken und wissenschaftlich-akademischen Instituten, in einer Organisation pädagogischen Charakters, wie dem „Instituto del profesorado secundario“, kräftig arbeitende Organismen vor, die auf geradem Wege das wissenschaftliche und geistige Leben des Landes der Höhe entgegenführen, die es in europäischen Ländern zu haben pflegt. Diese Höhe ist vielfach schon durchaus erreicht.

Wir haben um so mehr Anlaß, uns hierum und um analoge Entwicklungen in Chile, Uruguay, Brasilien, auch in den kulturell noch weniger weit entwickelten Staaten des Westens und Nordens zu kümmern, als es gerade auch deutsche Gelehrte und Akademiker gewesen sind, die hier als Hochschullehrer und Dozenten, als Institutsleiter und -beamte, vielfach im stillen wirkten und wirken, schon vor dem Kriege als die sichtbaren Vertreter unseres intellektuellen Einflusses, z. T. unmittelbar neben französischen, italienischen, belgischen, nordamerikanischen Akademikern. Es fehlte ihnen leider vielfach die wünschenswerte wissenschaftliche Hilfe von heimatlichen Stellen aus, unter anderem fast durchweg die deutsche Fachliteratur, ohne die man nicht arbeiten kann.

Es ist unsere Aufgabe, d. h. die Aufgabe unserer zuständigen Behörden, insbesondere auch unserer akademischen Stellen und wissenschaftlichen Institute, unter Förderung der Arbeit gerade dieser unserer intellektuellen Auslandspioniere, in ganz anderer Weise als bisher uns um das wissenschaftliche Leben der Südamerikaner selbst, um ihre wirtschafts- und landeskundliche, ihre historische und archäologisch-ethnographische, ihre literarische und pädagogische, ihre rechtswissenschaftliche, ihre naturwissenschaftliche und medizinische Arbeit zu bekümmern, selbst an ihr teilzunehmen und sie methodisch zu befruchten, wenn auch auf diesem wichtigsten Felde geistiger Arbeit im Interesse unserer nach dem Kriege dort neu und rationeller zu befestigenden und zu verbreitenden kulturellen Weltgeltung die Schranken zwischen ihnen und uns fallen sollen.

Israelitisches Heldentum.

Von Hermann Gunkel.

Es ist ein wahres Wort, daß man so viel von der Vergangenheit der Menschheit versteht, als man in der eigenen Gegenwart zu erleben vermag. So stellt sich in diesen langen Monaten des furchtbaren Völkerringens, da alles, was uns sonst das Leben geschmückt hat, den Wert verloren zu haben scheint und die letzten Grundlagen unseres Seins mit Macht hervortreten, der einfache, längst vertraute, aber so oft verschüttete und nie genug zu beherzigende Gedanke uns gewaltig vor Augen, daß der Bestand der Völker und Staaten abhängig ist von der Tüchtigkeit ihrer kriegerischen Jugend. Zugleich aber erfahren wir auch dies, daß solcher Heldenmut des Heeres nur dann bestehen kann, wenn die gleiche heldenhafte Gesinnung das ganze Volk durchdringt. So aber ist es immer gewesen und wird es immer bleiben: solange ein Volk den Glauben an sich selbst und seine Zukunft bewahrt, solange der Geist heldenmütiger Selbstaufopferung für das Wohl des Vaterlandes in ihm lebendig bleibt, so lange ist es, auch unter den schwersten Schicksalen, unüberwindlich. Und selbst, wenn eine überlegene, brutale Gewalt es niederschlägt: noch aus den Trümmern sproßt es wieder empor.

Wir sind nicht gewohnt, die Geschichte Israels unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Die Bedeutung dieses Volkes besteht ja für uns nicht in seinen politischen Schicksalen, sondern in der Religion, die in ihm erwachsen ist. Demnach pflegen wir die Kriege, die es geführt hat, für einigermaßen unwichtig zu halten und sein politisches Ergehen nur so weit zu betrachten, als es unmittelbar in die Geschichte seiner Religion eingreift. Wir sollten aber erkennen, daß beides, das Äußere und das Innere, auch in Israel aufs engste zusammenhängt: die Zeit, da sich seine Religion so machtvoll entfaltete, es war dieselbe, da seine nationalen Staaten ihre Selbständigkeit bewahrten; mit seiner Freiheit sank auch seine geistige Blüte dahin. Und auch in der Wurzel ist beides aufs engste verwandt: der Geist des Heldentums, der es einst die Schlachten gewinnen und seine Freiheit verteidigen ließ, ist im letzten Grunde derselbe, der seine religiösen Führer beseelte, als sie die Vorurteile der Vorzeit durchbrachen und eine neue Frömmigkeit eroberten.

Demnach wird man es verstehen, wenn wir auch Israel, so gering seine politischen Erfolge auch gewesen sein mögen, ein Heldenvolk nennen. Heldenhaft ist seine politische Geschichte, Heldenzüge trägt seine Religion. Und das Alte Testament, das von ihm erzählt, enthält eine Fülle von heldenhaften Gestalten und Geschichten, die trotz aller durch die Entfernung der Zeit, des Volkscharakters, der Religion, der Kultur bedingten Andersartigkeit in manchem wohl dazu imstande ist, daß wir uns in dieser schweren Zeit daran aufrichten und kräftigen.

* * *

Betrachten wir zunächst in kurzen Zügen die politische Geschichte, die Israel erlebt hat. Israel ist in seiner älteren Geschichte, als es noch von eigenen Königen regiert wurde, ein sehr kriegerisches Volk gewesen und hat

fast unübersehbar viele Schlachten geschlagen. Damals war es ja nicht wie heutzutage, wo der Krieg glücklicherweise eine seltene Ausnahme von der gewöhnlichen Friedenszeit geworden ist, sondern umgekehrt war damals der Friede die Ausnahme und der Krieg die Regel. Auch würde man sich sehr irren, wenn man annehmen würde, Israel habe nur Verteidigungs- und keine Angriffskriege geführt. In mehreren plötzlichen, gewaltsamen Überfällen war es ihm gelungen, sich im Fruchtland Kanaan einzudrängen. Dann hat es sich lange Zeit hindurch gegen die vielen und mächtigen, noch ununterworfenen kanaanäischen Städte wehren und zugleich seinen Besitz gegen die von Osten her nachdrängenden nomadischen Brüder und gegen die stammesfremden, vom Mittelmeer eingewanderten Philister verteidigen müssen. Fast wäre es schon damals allen diesen Feinden erlegen, wenn es nicht zur rechten Zeit eine straffere Organisation auf sich genommen und Könige über sich gesetzt hätte. Unter dem großen Könige David hat es dann alle seine Gegner besiegt und sich eine machtvolle Herrschaftsstellung im südlichen Syrien errungen. Aber von dieser damals erstiegenen Höhe, die noch Salomo im ganzen behauptet hatte und die Israels Nationalstolz niemals hat vergessen können, ist es nur zu bald hinuntergeglitten. Der Partikularismus, der auch unserem Vaterlande in früheren Jahrhunderten so viel Verderben gebracht hat und jetzt, wie wir hoffen, unter uns ein für allemal überwunden ist, ist auch Israel verhängnisvoll geworden. Nach Salomo traten die Nordstämme und das südliche Juda für immer auseinander und haben sich ein halbes Jahrhundert hindurch in wütendem Haß befehdet. Nicht ohne Schuld an dieser Trennung war das Königshaus selber, das es nicht verstand, seine Herrschaftsansprüche mit dem altererbten Freiheitssinn des Volkes vernünftig auszugleichen, und so den Aufruhr der nördlichen Stämme herausforderte. In dem so begonnenen Bruderkriege zwischen dem Norden und Süden Israels haben sich die Führer beider Teile nicht gescheut, die Fremden ins Land zu rufen: auch das ein Vorgang, der unserem Vaterlande vorzeiten nicht erspart geblieben ist. Die so von Juda angerufenen Aramäer, die nördlichen Nachbarn Israels, an Volkszahl und Macht ihm bei weitem überlegen, haben mit ihm mehr als ein Jahrhundert gekämpft und ihm trotz seines tapfersten Widerstandes fast den Garaus gemacht. Aber alle diese Kriege, so furchtbar sie gewesen sein mochten, waren doch nur ein Kinderspiel gegen das Entsetzliche, das nun geschehen sollte und das sich von der Mitte des 8. Jahrhunderts an langsam vorbereitete. Der ungeheure Militärstaat der Assyrer machte sich damals auf, um in immer wiederholten Beute- und Eroberungszügen Syrien und Palästina zu überrennen und sich schließlich auf Ägypten zu stürzen. In diesen Kämpfen ist das heldenmütige Nordisrael als Staat zertrümmert worden, während es der politischen Weisheit der Könige Judas gelang, z. T. gegen den Widerstand ihrer Untertanen, den Anschluß an Assur, solange es noch Zeit war, zu gewinnen und so ihrem Staate eine, wenn auch bescheidene Fortdauer zu verschaffen. Aber als das assyrische Reich zugrunde gegangen und das der Chaldäer mit dem Sitz in Babylon an seine Stelle getreten war, hatte auch Judas Schicksalsstunde geschlagen. Als es sich, wie einst Israel dem assyrischen, so jetzt dem

chaldäischen Vordringen entgegenzusetzen und ihm gegenüber seine Selbständigkeit zu verteidigen wagte, ist es verloren gegangen. — So waren die beiden Staaten Israels vernichtet. Israels Freiheit war dahin. Schwer lastete auf dem einst so stolzen Volke der Druck der fremden Weltreiche, der Chaldäer, dann der Perser, der Griechen und Römer. Und nur für etwa zwei Jahrhunderte hat es das Judentum unter den Makkabäern wieder zu einem nationalen Staate gebracht, bis auch dieser unter den erbarmungslosen Schlägen der Römer zusammenfiel. Trotzdem blieb das Volkstum, wenn auch nicht ohne Einbußen und sonstige Veränderungen, bestehen; und besonders hat das kleine Juda eine unerhörte Zähigkeit bewiesen.

Wer diese hier mit wenigen Strichen dargestellte Geschichte überblickt, dem wird, so wechselvoll sie auch gewesen ist und so mannigfache Mächte auch in ihr gewirkt haben, doch eines vor allem ins Auge fallen, nämlich dies, daß dies Volk außerordentlich tapfer gewesen sein muß. Wohl ist seine politische Stellung in dem ungeheuren Getriebe der gesamten Geschichte des alten Morgenlandes eine recht bescheidene; aber das erklärt sich aus seiner geringen Volkszahl, nicht aus einem Mangel seines Charakters. Vielmehr verdankt es nur dem Heldenmute, der immer wieder in ihm emporflammte, daß es sich überhaupt auf dem gefährlichen Boden Kanaans so lange Zeit hat behaupten können. Ja, seine unbezähmbare Freiheitsliebe ist auch die eigentliche Ursache seines tragischen Unterganges: hätte es verstanden, sich unter das Joch der Assyrer und dann der Chaldäer geduldig zu bücken, so hätten seine Staaten noch jahrhundertelang bestehen können. Andererseits ist in der Zeit der tiefen Demütigung der Juden unter das fremde Weltreich ihr heldenhaftes Ausharren und ihre unzerstörbare Vaterlandsliebe der Grund gewesen, daß das Volkstum und die Religion in allem Elend nicht zugrunde gegangen ist. In der Zeit der Makkabäer hat sich dann das alte Heldentum der Väter auch mit den Waffen noch einmal bewähren dürfen.

Zu dieser heldenhaften Tapferkeit, mit der sich das Volk zu behaupten imstande war, paßt der Stolz, mit dem es sich von jeher betrachtet und von „den Völkern", „den Heiden" unterschieden hat.

„Es ist ein Volk, das für sich wohnt
und sich unter die Völker nicht zählt",

so heißt es schon in den alten Bileamsprüchen.[1]) Dies Gefühl der Überlegenheit über seine Umgebung hat Israel durch seine ganze Geschichte hindurch beseelt. Stets hat es sich für das „auserwählte Volk" gehalten. Die großen „Unheilspropheten" haben diesen seinen Anspruch, „der Erstling der Nationen" zu sein, bekämpft[2]); durch die Heilsverkündigungen, wonach alle Heiden einst dem allein wahren Gotte und dem Volk seiner Offenbarung huldigen sollen, ist er um so fester begründet worden. In der alten Zeit hatten besonders die großen, unter David errungenen Erfolge dem Nationalstolz Nahrung gegeben. Seitdem ist es Israel immer als sein gutes Recht erschienen, die Völker ringsum zu beherrschen. Bündnisse mit seinen Nachbarn, die seine Könige zuweilen für notwendig hielten, sind den echt-israelitisch empfindenden Kreisen stets von Herzen verhaßt gewesen. Später, als es in dem Jammer der Fremdherrschaft schmachtete, hat es gar den phantastischen Traum geträumt, es werde einst selber das Weltreich erlan-

1) IV. Mose 23, 9. 2) Amos 6, 1 f.; 9, 7.

gen. Wie schroff und rücksichtslos es aber gegen seine Nachbarn handeln konnte, das zeigt vor allem die Reformation des Josia, der die einst von Salomos weiser Staatskunst in Jerusalem errichteten „Höhen" der fremden Götter zerstören ließ[3]); in Juda selbst hat man damals offenbar keine Ahnung davon gehabt, eine wie blutige Beleidigung man damit den anderen Völkern antat. Wir aber begreifen ihren Jubel, als das hochmütige Israel, das sich über seine Brüder so hocherhaben dünkte, so furchtbar gestürzt ward.

Auch ein politisch-reifes Volk ist Israel gewesen, das keineswegs gewillt war, die Staatsangelegenheiten willenlos seinen Königen zu überlassen, sondern sich daran aufs eifrigste mitbeteiligte. Das beweisen vor allem die Propheten, die einem Teile ihres Wesens nach Politiker gewesen sind und oft genug gegen die Oberen und die Könige ihre höchst unbequeme Stimme erhoben haben. Und die vielen Staatsumwälzungen, in denen sie nicht selten die eigentlichen Führer gewesen sind, zeigen uns, daß sich das israelitische Volk dabei nicht nur auf das Wort beschränkte, sondern es stets für sein Recht gehalten hat, sich mißliebiger Regenten zu entledigen. Insbesondere hat das Heer, und zwar ebenso das kleine stehende Heer wie das große Volksaufgebot, in politischen Dingen kräftig mitgesprochen und zuzeiten die Wahl oder Entsetzung des Herrschers bewirkt. Ein solches Volk führt die Kriege nicht als die Angelegenheit seiner Könige, sondern als seine eigene Sache; die einzelnen wissen, daß sie streiten „für unser Volk und für die Städte unseres Gottes".[4])

Die Kehrseite dieser außerordentlich regen Beteiligung des Volkes an seinen politischen Schicksalen ist freilich, daß es in hohem Grade zu Parteiungen neigte. Dadurch ist die Festigkeit des Staates immer mehr erschüttert worden. Und gerade in der Zeit, als die Assyrer und dann später die Chaldäer vor seinen Toren standen, hat sich das unglückselige Israel in grausamen Parteikämpfen selber zerfleischt.

Ein solches tapferes, stolzes und politisch mündiges Volk hat nun das furchtbare Schicksal erlebt, daß es trotz aller seiner Gegenwehr unter die Knechtschaft überlegener Mächte geriet, der es niemals wieder auf die Dauer entkommen sollte. Wir verstehen es, daß sich sein Charakter in diesen Jahrhunderten entscheidend und — was wir nicht verschweigen dürfen — nicht zu seinem Vorteil verändert hat. Wir begreifen den verzehrenden Haß gegen die fremden Bedrücker, dessen grausigster, aber auch hinreißendster Ausdruck die bekannten Verse sind:

„Tochter Babels, du Verwüsterin,
Heil dem, der dir vergilt! ' '
Heil dem, der erfaßt und zerschmettert
deine Kinder am Felsen!"[5])

Und wir verstehen die innere Not eines einst so adligen Volkes, das dies sein tiefstes Empfinden nicht einmal aussprechen darf, ja, das durch das Schicksal verurteilt ist, gegen die Fremden Ergebenheit zu heucheln und in seinem Heiligtum für ihren König — den Gott stürzen möge! — zu beten![6]) Von dem Gefühl seiner inneren Überlegenheit über die Völker alle will es nicht lassen; aber dieser Stolz verkehrt sich ihm unter den ständigen Demütigungen in Hochmut und Eitelkeit. Wahrlich das Bild einer tiefen Erniedrigung; und doch die Erniedrigung eines Helden!

* * *

3) II. Könige 22, 13. 4) II. Sam. 10, 12.

5) Psalm 137, 8. 6) Esra 6, 10.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß Israels Heldentum in den mancherlei Schichten des Volkes und in den mancherlei Zeitaltern seiner Geschichte mannigfache Formen angenommen hat.

Wollen wir die älteste und urwüchsigste Art des kriegerischen Heldentums Israels verstehen, so müssen wir zugleich die ältesten Zustände sittlicher Kultur dieses Volkes in Betracht ziehen.

Jene alte Zeit war rauher und wilder, als wir es sind, das Staatsleben, soweit es überhaupt bestand, weniger befestigt und daher Eigenhilfe unentbehrlich. Grundlage alles sittlichen Daseins war damals die Blutrache. Da geht es nach dem Satze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn", d. h. wem ein Auge ausgeschlagen ist, der schlägt dem Beleidiger wieder ein Auge aus, und die Sippe, der ein Mann gemordet ist, mordet zur Rache einen Mann aus dem Geschlecht des Feindes. Wir besitzen noch aus der ältesten Zeit ein gewaltiges Lied, das solche Blutrache besingt. Der alte Recke Lamech überbietet in furchtbarem Stolz diese Sitte bei weitem: er tötet gleich, wenn er nur verwundet ist, und er mordet nicht nur einen, auch nicht sieben wie Kain, mit dem er sich vergleicht, sondern gar siebenzig sieben! Und so besingt er sich selber vor seinen Weibern:

„Ada und Zilla, hört meine Stimme,
ihr Weiber Lamechs, vernehmet mein Wort!
Einen Mann ermord' ich für meine Wunde,
einen Knaben für meine Strieme!
Mag sich Kain siebenmal rächen,
doch Lamech siebenzig siebenmal!" [7])

Uns mag dieser furchtbare Rachegeist entsetzen, für jene älteste Menschheit gehört es notwendig zu einem adligen Mann, daß er seine Ehre von niemand antasten läßt. Und so jauchzt der wilde Simson, als ihm die Philister Frau und Schwiegervater verbrannt haben, laut auf: jetzt hat er eine gerechte Sache und darf Rache an ihnen nehmen! [8]) Und als er dann später, von ihnen gefangen und geblendet, sich noch einmal zur letzten Tat aufrafft und sie alle mit sich in den Tod reißt, da geschieht es, um Rache zu nehmen für eines seiner Augen! [9]) Nur für das eine! Denn, wenn seine Rache voll sein sollte, müßte er noch aus dem Grabe erstehen können und nochmals morden! Die Privatrache ist später, als ein Staat in Israel entstanden war, in Zucht genommen, aber freilich zunächst nicht aufgehoben worden. Der Gedanke der Rache an den Feinden des Volkes aber ist niemals verloren gegangen; auch in der Religion hat er seine Rolle gespielt. Noch das spätere Judentum, von den Völkern, unter denen es wohnte, mißhandelt, kennt keinen heißeren Wunsch als den, „Rache zu nehmen an den Heiden" [10]), einen Wunsch, den die blutige Legende des Estherbuches als eine geschichtliche Wirklichkeit darstellt. Und für solches Begehren nach Vergeltung ist in alter und junger Zeit auch das weibliche Herz empfänglich gewesen: Jephthas Tochter stirbt gern, weil „Gott ihrem Vater Rache gegeben hat an seinen Feinden" [11]); und Esther erbittet sich von der Gunst des Königs für die Juden in Susa einen zweiten Mordtag, in dem sie sich an ihren Feinden noch einmal rächen dürfen.[12])

Das ganze heldenhafte Denken der ältesten Zeit aber tritt uns zugleich entgegen, wenn wir beobachten, wie diese Menschen zu sterben verstehen. Heldenstolz und Heldentrotz

7) I. Mose 4, 23 f.

8) Richter 15, 7.
9) Richter 16, 28.
10) Psalm 149, 7.
11) Richter 11, 36.
12) Esther 9, 13.

war ihnen wohlvertraut: zur Tugend des Mannes gehört es, daß er dem Tod mit innerer Ruhe ins Auge schaue. Als Gideon seine Feinde gefangen hat, da führt er sie seinem Erstgeborenen vor, damit der an ihnen die Blutrache lerne. Und als der Knabe zaudert, rufen die Gefangenen dem Gideon zu: „Auf, stoße du uns nieder, denn wie der Mann, so ist seine Kraft!"[13]) Um ihr Leben bitten sie nicht. Ebenso geht der Amalekiterkönig Agag fröhlich in den bitteren Tod.[14]) Simson reißt mit übermenschlicher Kraft die beiden Säulen nieder, auf denen das Gotteshaus ruht, und bereitet so sich selber und allen Feinden mit ihm Tod und Grab zugleich.[15]) Als Saul in seiner letzten Stunde sah, daß keine Rettung mehr möglich war, stürzte er sich, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen, in sein eigenes Schwert.[16]) Der tapfere Ahab, obwohl durch einen Pfeil tödlich verwundet, blieb den ganzen Schlachttag über bis zum Abend im Kriegswagen stehen, um die Seinen nicht zu erschrecken.[17]) Eine Schmach ist es für den Helden, den Tod durch die Hand eines Weibes zu finden: als Abimelech durch einen Mühlstein, den ein Weib von der Zinne des berannten Turmes auf ihn geworfen hatte, zu Tode verletzt war, befahl er seinem Waffenträger, das Schwert gegen ihn zu zücken, „damit es nicht von ihm heiße: ein Weib hat ihn getötet".[18]) Der Thronräuber Simri ließ, als die Hauptstadt genommen war, den Palast anzünden und fand so ein echt königliches, phantastisch-orientalisches Ende in den Flammen.[19]) Und selbst Frauen und Mädchen wissen es, tapfer zu sterben. Die Königin Isebel, dem israelitischen Volke verhaßt und doch in ihrer Größe von ihm widerwillig anerkannt, als sie hört, daß ihr Sohn, der König, ermordet und alles verloren ist, tritt dem Mörder in königlichem Schmuck entgegen und stirbt mit furchtbar-höhnenden Worten auf den Lippen.[20]) Als Jephtha seine Tochter seinem Gelübde gemäß opfern muß, stirbt sie mit ihrem Willen: „So tue mit mir, wie du gelobt hast", und nur eine Zeit bittet sie sich aus, um ihre Jungfrauschaft mit ihren Gespielinnen zusammen zu beweinen.[21])

Ein Zeitalter, in dem man mit solcher Gelassenheit auf den eigenen Tod wartet, hat auch das Sterben der anderen mit größerem Gleichmut angesehen und mehr getötet, als wir dazu imstande wären. In der Sintflutgeschichte kommt eine ganze Menschheit um, ohne daß darüber viele Worte verloren würden. Simson erschlägt die Philister zu Hunderten und singt sich dazu ein grausiges Siegeslied, das die Gefallenen verspottet.[22]) Elias tötet die Baalspfaffen mit eigener Hand, und der Erzähler denkt dabei, daß ihnen Recht geschieht. Der Knabe David haut dem gefallenen Goliath ohne Schauder das Haupt ab. Bei den Staatsumwälzungen wird das gestürzte Königshaus bis auf den letzten Mann ausgerottet, und selbst die Kinder werden dabei nicht verschont.

Nun nehme man noch hinzu, daß das älteste Israel ein heißblütiges, leidenschaftlich empfindendes Volk gewesen ist, um zu begreifen, daß seine Kriege wilder, blutiger, haßerfüllter gewesen sind als die der Gegenwart. Von Mitleid mit dem gefallenen Feinde ist damals keine Rede; wer würde etwa dem Goliath eine Träne nachweinen, nachdem ihn David gefällt hat? Auch

13) I. Sam. 15, 32. 14) Richter 8, 20 f.
15) Richter 16, 29 f. 16) I. Sam. 31, 4.
17) I. Könige 22, 34 f.
18) Richter 9, 53. 19) I. Könige 16, 18.

20) II. Könige 9, 30 ff.
21) Richter 11, 36 f. 22) Richter 15, 16.

die Größe des Unglücks des Gestürzten stimmt diese Menschen nicht milder; eine um so größere Rolle spielen Spott und Schadenfreude. Dagegen empfindet man mit Entzücken die Herrlichkeit des männermordenden Krieges. Die Dichter preisen die schauerliche Schönheit der Schlacht.

„Ohne das Blut der Erschlagenen, ohne das Fett der Helden
wandte Jonathans Bogen sich nie zurück,
kam Sauls Schwert nie heim umsonst."[23]

Und noch bis in die späteste Zeit hinein haben die Propheten Schilderungen von einer wahrhaft entsetzlichen Furchtbarkeit entworfen[24]); wagen sie es doch sogar, den Gott selbst zu denken, über und über besudelt vom Blute der von ihm im Grimm zerstampften Völker.[25])

Aus solchem Geist erklären sich allerlei blutige Kriegssitten der alten Zeit. Das abgeschlagene Haupt des Feindes ist das Siegesmal, wie übrigens gelegentlich noch bei den Römern.[26]) Ein noch barbarischeres Siegeszeichen bringt David König Saul von den Philistern heim, um dafür die königliche Braut zu empfangen: es sind die abgeschnittenen Vorhäute der „Unbeschnittenen".[27]) Gelegentlich hören wir, wie die Leichname gefangener Könige an den Pfahl gehängt werden, um sie noch im Tode zu schänden[28]); oder wie kriegsgefangenen Fürsten die großen Zehen und die Daumen abgehauen werden und sie sich so die Brocken unter dem Tisch des Siegers auflesen müssen.[29]) Ganz gewöhnlich muß es gewesen sein, daß man dem überwundenen Feinde den Fuß auf den Nacken setzte.[30]) In einem israelitischen Königsgedichte lädt der Gott den Fürsten ein, den Ehrenplatz zu seiner Rechten einzunehmen, bis seine Feinde unter dem Schemel seiner Füße niederknien müssen.

„So spricht Jahve zu meinem Herrn:
Setze dich zu meiner Rechten,
auf daß ich lege deine Feinde
zum Schemel deiner Füße."[31])

König David hat gefangene Moabiter und Ammoniter auf den Boden legen und mit der Schnur abmessen lassen: je eine Schnurlänge blieb leben, je zwei Schnurlängen wurden hingerichtet.[32]) Oft hören wir auch, daß die getöteten Feinde auf der Walstatt liegen bleiben als Fraß für die wilden Tiere.

Furchtbar wird der Krieg besonders dadurch, daß er nicht, wie bei uns, von Heer zu Heer, sondern von Volk zu Volk geführt wird. Es galt damals als ganz selbstverständlich, daß alles Gut des Besiegten dem Sieger gehört: die kriegsgefangenen Männer, Weiber und Kinder verfallen seiner Gewalt und Willkür. Das eroberte Land wird, wenn man es nicht behalten kann, schrecklich verwüstet.[33]) Um so furchtbarer flammte damals der Haß von Volk gegen Volk empor. Wie entsetzlich ein solcher Volkskrieg sein kann, entnehmen wir den Worten des Elisa. Als dieser nach der Sage auf Jahves Befehl dem Hasael das Königtum über Damaskus verkündigen muß, da beginnt er, über das von diesem Mann über Israel kommende Unheil zu weinen: „Du wirst ihre Festungen verbrennen, ihre Jünglinge mit dem Schwerte töten, ihre Kindlein zerschmettern und ihre Schwangeren aufschlitzen".[34]) Ebensolche furchtbare Taten hat in den blutigen Bürgerkriegen israeli-

23) II. Sam. 1, 22.
24) Vgl. z. B. Sach. 14, 12.
25) Jes. 63, 3.
26) I. Sam. 17, 51. 54; 31, 9; Judith 13, 8 f. 15. Vgl. II. Sam. 20, 22; II. Könige 10, 6 ff.
27) I. Sam. 18, 25 ff.
28) Jos. 8, 29; 10, 26.
29) Richter 1, 6 f.
30) Josua 10, 24.
31) Psalm 110, 1.
32) II. Sam. 8, 2.
33) II. Könige 3, 25.
34) II. Könige 8, 12.

tische Hand selber gegen israelitische Gegner vollbracht.[35]) So erscheint in den Volkskriegen auch der Meuchelmord erlaubt: Ehud hat den moabitischen Bedrücker Eglon unter dem Vorwand, ein Gotteswort an ihn zu besitzen, ermordet.[36]) Die spätere Legende erzählt von der blutigen Tat der Judith, die den feindlichen Führer Holofernes durch ihre Schönheit und List berückte und in der Trunkenheit erschlug, und die dafür von ihrem dankbaren Volke „als Jerusalems Stolz und Israels Ruhm" verherrlicht ward.[37])

„Ihre Sandale riß sein Auge hin,
ihre Schönheit nahm sein Herz gefangen.
Es durchdrang das Schwert seinen Hals." [38])

Ja, manchmal überschreitet man im Haß gegen den Feind auch diejenigen Grenzen, die sonst die Sitte des Altertums als unverbrüchlich anerkennt. Es galt sonst als Ehrensache, jedem, der den gastlichen Schutz des Hauses anruft, zu schonen. Aber Jael hat nach der Debora-Schlacht den Kanaanäerkönig Sisera, als dieser die ihm gereichte Milch trank, mit dem Zeltpflock erschlagen und wird im Debora-Liede dafür verherrlicht.

„Gepriesen vor Weibern sei Jael, ' '
vor Weibern im Zelte gepriesen!
Wasser heischte er, Milch gab sie,
in prächtiger Schale reichte sie Sahne!
Die Hand 'streckte sie' nach dem Pflock,
ihre Rechte nach dem Arbeitshammer.
Sie hämmerte Sisera, zerschlug sein Haupt,
zerschmetterte, durchbohrte seine Schläfe.
Ihr zu Füßen stürzte er, sank und lag, ' '
da, wo er stürzte, blieb er liegen erschlagen!" [39])

Freilich kann man sagen, daß alles, was uns vom alten Israel an Grausamkeiten berichtet wird, in der damaligen Zeit nicht besonders auffallend gewesen ist. Die Assyrer mit ihren furchtbaren Marterungen der Gefangenen haben Israel hierin bei weitem überboten. Auch haben wir ein Zeugnis dafür, daß Israels Könige gerade als milde und edelmütig gegen den Überwundenen bekannt gewesen sind [40]); und wir können unseren Berichten entnehmen, daß im Laufe der Geschichte die israelitische Kriegführung menschlicher geworden ist. So wird im prophetischen Gesetz geboten, dem kriegsgefangenen Weibe einen Monat Zeit zu lassen, daß es Vater und Mutter beweine, ehe es zur Ehe gezwungen werden darf.[41]) Daß ein solches Weib freilich dem Eroberer gehört, daran nimmt auch das Gesetz keinen Anstoß.

Wenn nun Israels Kriegführung nach unseren Begriffen grausam und blutig genug gewesen ist, so ist die alte Überlieferung anderseits reich an Taten der Mannhaftigkeit und Tapferkeit. Da erzählt man sich etwa, wie der starke Simson den Kleinkrieg gegen die Philister auf eigene Hand geführt hat, bald in seiner Höhle sich versteckend, bald gegen die Feinde mit Mord und Brand hervorbrechend. Auch die Kriegführung des nach der „Richterzeit" entstehenden Staates, bei der sich die Schlacht viel mehr als bei uns in Einzelkämpfen auflöst, gibt solchen Heldentaten einzelner reichlich Raum. Da gehen dem Zusammentreffen der beiden Heere Kampfspiele zwischen den Vorkämpfern voraus [42]), die uns ganz an die klassische Antike erinnern: bekannt ist besonders der Kampf zwischen David und Goliath: der schwer bewaffnete Philister, der Israel herausgefordert hatte, ward der Sage nach durch den Schleuderstein des Knaben David erlegt.[43]) Oder dem Helden Jona-

35) II. Könige 15, 16. 36) Richter 3, 16 ff.
37) Judith 15, 9. 38) Judith 16, 9.
39) Richter 5, 24—27.

40) I. Könige 20, 31. 41) V. Mose 21, 10 ff.
42) Vgl. II. Sam. 2, 14 ff.
43) II. Sam. 17.

than gelingt es, nur von einem Getreuen begleitet, das Lager der Feinde mit keckem Handstreich an einer fast unüberschreitbaren Stelle zu überfallen und dadurch der Schlacht eine glückliche Wendung zu geben.[44]) Von dem Makkabäer Eleasar wird berichtet, daß er im Handgemenge unter einen der Elefanten der feindlichen Schlachtordnung kroch und ihn von unten durchbohrte; zusammenstürzend begrub ihn das ungeheure Tier, er aber „rettete so sein Volk und erwarb sich ewigen Ruhm".[45]) Andere Heldenstücke werden von Davids Recken erzählt[46]): einer hat einmal einen Löwen, der sich in einer Zisterne verfangen hatte, erschlagen: der tapfere Mann wird, so müssen wir die Geschichte verstehen, zu der Bestie in die Grube herniedergestiegen sein.[47]) Als eine besondere Tat galt es, wenn einer es wagte, etwa als Kundschafter, sich in das Land[48]), die Stadt[49]) oder das Lager[50]) der Feinde einzuschleichen, oder wenn ihm ein verwegener Botschaftsdienst gelang.[51])

Aus solchem heroischen Boden sprießen alle männlichen Tugenden hervor. Da wird der belagerten Stadt bewilligt, daß sie sich nach Hilfe umschaue; ist man doch sicher, daß man sie doch bezwingen wird.[52]) Da erhebt der Israelit gegen den Volksgenossen keine Hand: Simson läßt sich von Judäern willig binden.[53]) Da schließen die sturmerprobten Helden einen Bund und bewahren ihn, auch wenn die Politik sie gegeneinander führen will: David bleibt Jonathans Freund, des Sohnes seines Todfeindes Saul! So erwächst die Freundschaft der Männer als eine liebliche Blume mitten im Graus der Schlachten; und noch im Leichenliede auf den Gefallenen preist David diese Mannesliebe:

„Jonathan, ‘durch deinen Tod ist mein Herz verwundet’,[54])
es ist mir leid um dich, mein Bruder!
Jonathan, du warst mir hold, ‘ganz wundersam’,
deine Liebe war mir mehr, denn Frauenliebe ist."[55])

Da weigert sich der israelitische Held, den der königliche Befehl in die Heimat geführt hat, die Güter des eigenen Hauses zu genießen, während die Jahve-Lade (das Kriegsheiligtum) und die Kriegsgenossen auf freiem Felde lagern; auf der Schwelle des Palastes bleibt er des Nachts liegen, und auch sein Weib will er nicht berühren, weil das dem Krieger, der ins Feld gezogen ist, verboten ist; nicht das Gebot des Königs, nicht die Trunkenheit, in die ihn die Arglist des Herrschers verstrickt hat, macht ihn in diesem Entschlusse wanken.[56])

Solche kriegerischen Tugenden gedeihen besonders in dem Kreise von Helden, wie sie in der älteren Königszeit, Kriegsdienste suchend, von Land zu Land zogen: so ist auch David, als ihm in Israel der Boden zu heiß war, zu dem philistäischen Könige übergegangen. Später hat er sich dann selber als Haupt einer solchen Heldenschar das Königtum von Juda und Israel errungen. Noch der alte David flößt seinen Feinden, solange ihm die Leibwache treu bleibt, Furcht und Schrecken ein: „Du kennst deinen Vater und seine Männer, was sie für Helden sind und wie grimmigen Mutes, einer Bärin gleich, der die Jungen geraubt sind."[57]) Diese Gefolgs-

44) II. Sam. 14. 45) I. Makk. 6, 44.
46) II. Sam. 21, 15—22; 23, 8—23.
47) II. Sam. 23, 20. 48) IV. Mose 13.
49) Josua 2.
50) Richter 7, 10 f.; I. Sam. 26.
51) II. Sam. 17, 15 ff. 52) I. Sam. 11, 3.
53) Richter 15, 12 f.

54) Zum Text vgl. Ps. 109, 22.
55) II. Sam. 1, 25 f. 56) II. Sam. 11, 8 ff.
57) II. Sam. 17, 8.

leute und ihren König verbindet ein enges Band, das uns fast altgermanisch anmutet. So bewahrt der Philister Itthai, als David vor dem eigenen Sohne in die Ferne fliehen muß, seinem Könige die Treue.[58]) Auch David, als ihm der ihn mit bitterer Feindschaft verfolgende König in die Hand gegeben ist, will sein Leben nicht antasten: „Bewahre mich Jahve davor, daß ich meine Hand an Jahves Gesalbten lege!“[59]) Ein seinem Herrn wahrhaft ergebener Mann kämpft nicht für die eigene Ehre, sondern für dessen Ruhm: als die belagerte Hauptstadt der Ammoniter zur Übergabe reif war, sandte der Feldherr Joab zu David und bat ihn, selber zum Heer zu stoßen, damit nicht er die Stadt erobere „und sein Name über sie genannt werde“[60]); für gewöhnlich aber soll der König nicht mit den Seinen ins Feld ziehen, ist er „doch so viel wert wie zehntausend seiner Leute“.[61]) Zugleich aber ist Joab das Urbild eines Mannes, dem das Königtum über der Person des Königs steht: er tötet den aufrührerischen Königssohn, den Erben der Krone, zum größten Schmerze des königlichen Vaters, weil die Sache des Staates den Tod des Empörers verlangt.[62]) Wie hoch aber der dankbare König das Leben seiner Helden schätzt, das zeigt die schöne Geschichte von David — es ist ungefähr dieselbe, die später von Alexander dem Großen berichtet wird: als David einst dürstete und ihm Wasser gebracht wurde, das seine Getreuen mit Lebensgefahr für ihn geholt hatten, wollte er es nicht trinken. Er sprach: „Das ist das Blut der Helden.“ Blut aber trinkt man nicht. So goß er es aus als Trankopfer für Jahve.[63]) Auch sonst muß es ein König verstehen, seine Anhänger außer der Soldatenlöhnung durch Geschenke an Feldern und Weinbergen, durch Abgabenfreiheit[64]) und den Sitz an der königlichen Tafel zu belohnen.[65]) Ja, dem Tapfersten der Tapferen winkt gar die Hand der Königstochter.[66]) Wollte der König aus irgendeinem Grunde sich seinem siegreichen Heere nicht öffentlich zeigen und ihm seine Dankbarkeit beweisen, so wäre das ein böser Schimpf, der die schlimmsten Folgen für ihn und sein Reich haben könnte.[67]) Um so furchtbarer sticht es von solcher gegenseitigen Treue der Mannen und des Königs ab, wenn dieser einem seiner Helden heimtückisch nach dem Leben steht[68]), oder wenn sich diese, wie es in Israel freilich oft geschehen ist, gegen ihren Herrn verschwören und ihm Thron und Leben rauben.

Wie stolz aber das Volk auf seine Helden ist, davon haben wir Zeugnisse genug in den Sagen, die von ihnen handeln. Davon zeugen auch die israelitischen Siegeslieder. Wenn das siegreiche Heer wieder in der Heimat einzieht, dann gehen — so hören wir mehrfach — die zu Hause gebliebenen Mädchen und Frauen ihnen entgegen, tanzend, singend, spielend und jauchzend. Den unendlichen Jubel eines solchen Einzuges muß man sich vorstellen, um die ungeheuren Übertreibungen des bei solcher Gelegenheit auf Saul und David gesungenen Liedes zu verstehen:

„Saul hat seine Tausende geschlagen,
doch David seine Zehntausende.“[69])

Ebenso überschwenglich aber wie dieser Jubel beim Siegeseinzug, ebenso schmerzlich ist die Klage über die

58) II. Sam. 15, 18 ff. 59) I. Sam. 26, 11.
60) II. Sam. 12, 28. 61) II. Sam. 18, 3; 21, 17.
62) II. Sam. 18, 11 ff. 63) II. Sam. 23, 15 ff.

64) I. Sam. 17, 25.
65) I. Sam. 22, 7; II. 19, 34 ff.
66) I. Sam. 17, 25; 18, 17 ff. Vgl. Josua 15, 16. 67) II. Sam. 19, 2 ff.
68) II. Sam. 11. 69) I. Sam. 18, 7.

Gefallenen. Wir besitzen noch das schöne Leichenlied, das einst David auf Saul und Jonathan gesungen hat:

„Deine Blüte, o Israel, liegt gebrochen auf den Höhen!
Ach, wie sind gefallen die Helden!
Meldet's nicht in Gath,
tut es nicht kund
in Askalons Gassen,
daß der Philister Töchter nicht jauchzen,
der Unbeschnittenen Töchter nicht jubeln!"

„Ihr Berge Gilboa, nicht Tau, nicht Regen
komm' auf euch, ihr 'Todes'-Gefilde,
denn dort ward entweiht der Helden Schild, ' '
'die Waffen' des Öl-Gesalbten!"

„Saul und Jonathan, einander lieb und hold,
im Leben und Tode nicht getrennt,
schneller als Adler, stärker als Löwen!"

„Ihr Töchter Israels, weint 'über' Saul,
der euch gekleidet in Purpur und Seide,
der Goldschmuck geheftet auf euer Gewand!
Ach, wie sind gefallen die Helden
mitten im Streit!" [70])

Eine heilige Pflicht ist es für die Überlebenden, die Gefallenen zu bestatten [71]); wir haben noch Kunde, wie man dabei zu verfahren pflegte: dem Helden wurde das Schwert unter das Haupt gelegt, und seine Gebeine wurden mit ihren 'Schilden' zugedeckt, damit sie in voller Rüstung in die Unterwelt einzögen.[72]) Wehe aber den „Schwertentweihten", die auf der Walstatt liegen bleiben als ein faulendes Aas: sie müssen hinunter in den tiefsten Winkel und ihre Schmach tragen unter denen, die in die Grube gefahren.[73])

Aus dem Kreise der Helden, von dem wir sprachen, ist auch das Königtum Israels entstanden. Wir können noch verfolgen, wie es allmählich erwachsen ist: ein solcher Held sammelt eine Schar kühner und gewalttätiger, ihm treu ergebener Männer um sich; zuerst von einem Räuberhauptmann kaum zu unterscheiden [74]), wird er dann in Zeiten der Not von seinen Volksgenossen zur Hilfe herbeigerufen [75]) und steigt aus dem Führer im Kriege zu einem „Häuptling" [76]) und schließlich zum „Könige" empor.[77]) Ein solcher König findet in den Helden, die er anwirbt, die festeste Stütze seines Thrones, aber zugleich auch, der Natur der Dinge nach, seine Nebenbuhler, die ihm, wenn er die Zügel nicht straff hält, um Krone und Leben bringen. Den kriegerischen Charakter aber, der ihm so von seinem Ursprung her anhaftete, hat das Königtum Israels immer bewahrt. Wir sehen in den im Psalter erhaltenen Königsliedern in die Stimmungen, die man am königlichen Hofe gepflegt hat, tief hinein und gewahren, wie man dort den Herrscher als Helden gefeiert hat: ehe er in den Krieg zieht, findet im Heiligtum eine Feier statt, wo die Gebete und Orakel für seinen Sieg erschallen [78]); kehrt er als Sieger zurück, so wird in seinem Namen das pomphafte Danklied gesungen [79]); aber auch sonst, bei seiner Thronbesteigung [80]) oder an anderen Festen [81]), selbst am Tage seiner Hochzeit [82]) dürfen die kriegerischen Klänge nicht fehlen. Da stellt man ihn dar, wie er, dem Gotte selbst vergleichbar an feuriger Majestät, die Gegner 'anzündet' und mit seinen Sehnen die Fliehenden trifft.[83])

„Deine Pfeile geschärft! Nationen unter dir." [84])

„Der Herr, dir zur Rechten, zerschmettert
Könige am Tage seines Zorns!
Er hält Gericht: 'mit Leichen' erfüllt er 'die Täler',
zerschmettert Häupter auf weitem Gefild!

70) II. Sam. 1, 19—21. 23—25.
71) I. Könige 11, 15; II. Makk. 12, 39.
72) Hesekiel 23, 27. 73) Hesekiel 32, 24.

74) Richter 11, 3; I. Sam. 22, 2.
75) Richter 11, 5. 76) Richter 11, 6 ff.
77) II. Sam. 2, 4. 78) Ps. 20.
79) Ps. 18. 80) Ps. 2.
81) Ps. 21. 72. 110. 82) Ps. 45.
83) Ps. 21, 10. 13. 84) Ps. 45, 6.

Vom Bache am Wege trinkt er,
darum erhebt er das Haupt!"[85])

Und die Dichter solcher Prunklieder haben sich nicht gescheut, ihrem Fürsten, wohl nach babylonischem und assyrischem Vorbilde, das Weltreich zuzusprechen.

Ein so für den Krieg begeistertes Volk erzeugt Menschen, die auch im Leben des Friedens heldenhaft denken und tatkräftig handeln. So lesen wir denn im Alten Testament viele Züge von heroischem Charakter. Die trotzige Hagar flieht lieber, sie, ein schwangeres Weib, in die wilde Wüste, als daß sie sich von ihrer Herrin Sara mißhandeln ließe.[86]) Thamar, Judas Schwiegertochter, nimmt sich ihr Recht auf Mannessamen aus dem Hause ihres Mannes, wo sie es findet, und scheut dabei nicht den schimpflichsten Verdacht[87]); und selbst die anmutige Ruth wird energisch, wenn es gilt, ihrem verstorbenen Manne zum rechtmäßigen Erben zu verhelfen. Rizpa, Sauls Kebsweib, bewacht die faulenden Leichen ihrer getöteten Söhne vor dem Wild und den Geiern einen ganzen heißen Sommer hindurch.[88]) Abigail versteht es, durch ihr kräftiges und kluges Eintreten ihr Haus vom Verderben zu retten und Davids gerechten Zorn zu stillen.[89]) Der Sunamitin gelingt es, von dem Propheten Elisa die Wiedererwekkung ihres gestorbenen Sohnes, ehe es zu spät wird, zu erlangen.[90]) David betet für sein krankes Kind, solange noch Hoffnung ist, aber er tröstet sich zur Verwunderung seiner Umgebung in mannhafter Ergebung, sobald ihm sein Tod gemeldet wird; mögen andere über der Leiche laute Klage erheben, David spricht: „Was soll ich jetzt noch fasten? Kann ich es zurückbringen?"[91]) Von derselben Größe ist Hiobs Trost in der Sage, die von ihm erzählt: als ihm alles, was ihm wert war, geraubt ist, verliert er die Gottesfurcht nicht:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,
der Name des Herrn sei gelobt!"[92])

Auffallend, wie oft gerade von israelitischen Frauen heroische Gesinnung erzählt wird. Und auch im Kriege zeigt sich das tapfere, patriotisch empfindende Herz des Weibes. Von Jael und Judith haben wir schon gesprochen. Debora hat die israelitischen Scharen zum Kriege gegen die Kanaanäer angefeuert. Als Elis Schwiegertochter die Kunde von Israels Niederlage und dem Verlust der Lade, des Volksheiligtums, vernahm und vor Schrecken in Wehen fiel, mochte sie sich des neugeborenen Knaben nicht freuen, sondern seufzte nur: „Dahin ist die Ehre von Israel!"[93]) Kein Wunder, daß Männer Israels solche Heldentaten vollbracht haben; denn was haben sie auch für Mütter gehabt!

* * *

Nach alledem ist zu verstehen, daß auch die älteste Religion eines so kriegerisch gestimmten Volkes kriegerische Züge getragen hat. Man kann von einer „Kriegsfrömmigkeit" der alten Zeit sprechen.[94]) Aber auch abgesehen von dieser unmittelbaren Beziehung der Religion zum Kriege kann man den **heroischen** Charakter dieser Religion nicht verkennen.

Einen „**Helden-Gott**" nennt der Prophet seinen Gott[95]); und wahrlich,

85) Ps. 110, 5—7.
86) I. Mose 16. 87) I. Mose 38.
88) II. Sam. 21.
89) II. Sam. 24. 90) II. Könige 4.

91) II. Sam. 12, 19 ff.
92) Hiob 1, 21. 93) I. Sam. 4, 19 ff.
94) Vgl. den Aufsatz „Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament" in dieser Zeitschrift, Jahrgang 9, Heft 8, Sp. 723 ff.
95) Jes. 10, 21.

das ist der Gott Israels gewesen! Er offenbart sich in seiner eigensten Gestalt in dem Gewaltigsten und Furchtbarsten, was es auf Erden gibt, in den Schrecknissen eines Vulkanausbruchs: denn das ist das Ereignis gewesen, das Mose mit seinem Volke am Sinai erlebt hat. Und so, wie der ausbrechende Vulkan, so ist sein Wesen: lange kann er schweigen, aber dann fährt er jäh empor und vernichtet im Zorne ganze Völker. Denn ein zorniger Gott ist Jahve und entsetzlich in seinem Grimm. Dieser Grundzug des Gottes mochte in jener Zeit zurücktreten, da sich seine Religion nach der Einwanderung in Kanaan mit mancherlei von dorther Übernommenem vermischte; trotzdem ist er immer wieder hervorgekommen. Für die Frömmigkeit Israels aber ist bezeichnend, daß es sich von solcher Furchtbarkeit des Gottes nicht schaudernd abwendet, sondern daß es ihn ebendeshalb um so mehr verehrt. Denn es verherrlicht den Gott, daß er so schaurig ist. Die „Heiligkeit", mit der Jahve sein Eigentum vor der Befleckung wahrt, und seine „Herrlichkeit", die der Jubelhymnus preist, gehören für Israels Empfinden zusammen:

„Heilig ist Jahve-Zebaoth,
alle Lande sind seiner Herrlichkeit voll." [96])

Diese heroische Größe des religiösen Empfindens zeigt sich besonders in den Jahve-Hymnen da, wo sie das Walten des Gottes unter den Menschen schildern.

„Jahve tötet und macht lebendig,
er stürzt in die Unterwelt und führt empor.
Jahve macht arm und macht reich,
er erniedrigt und erhöht!" [97])

Weichere Seelen mögen über solche Wandelbarkeit aller Dinge unter der Sonne trauern, diese stärkeren Seelen denken nicht an sich selber, sondern nur an die Macht ihres Gottes, die sich in all dem Wechsel offenbart.

Und dieser Größe des Gottes entspricht die Gewalt, mit der er seine Gebote verkündet. Es ist vielleicht das großartigste Bild des Alten Testamentes, wie Jahve in Feuer und Rauch majestätisch erscheint und nun die erhabenen Zehn Gebote ausspricht, dies unverbrüchliche „Du sollst"! Die Menschen, die sich ihren Gott so vorstellen, wissen nichts von den mancherlei schlauen Auskünften, mit denen sich Schwächere die Pflicht erleichtern. Der Gott, so sind sie überzeugt, hat zu fordern, und der Mensch hat zu gehorchen! Von Abraham fordert Jahve die Auswanderung in eine unbekannte Fremde oder gar die Opferung des einzigen Sohnes, und dies, ohne einen Grund für den Befehl hinzuzufügen; und Abraham wird das Vorbild des Glaubensgehorsams, weil er dem göttlichen Gebot ohne Widerrede nachkommt. Dem unbedingten „Du sollst" des Gottes antwortet in diesen Männern ein rückhaltloses „Ich will". Ja, die israelitische Religion ist eine Willensreligion, voll mächtiger Energie, und auch, wenn es gilt, voll schroffer Rücksichtslosigkeit. Der „Eiferer", der in seiner religiösen Leidenschaft nichts anderes als nur den Gott und seine Forderung vor Augen hat, ist in Israel zu jeder Zeit das Muster des Frommen gewesen. Als Moses den Abfall des Volkes zum „goldenen Kalbe" entdeckt, da sammelt er alle Jahvegetreuen um sich: „Gürtet das Schwert um die Hüfte, geht im Lager umher von Tor zu Tor und tötet auch den eigenen Bruder, Freund und Verwandten"! [98]) Und weil der Stamm der Leviten diesem Befehle ge-

96) Jes. 6, 3.
97) I. Sam. 2,6 f.
98) II. Mose 32, 27.

horchte, ist ihm, so erzählt die Sage, das Priesteramt übertragen worden:

„Der von seinem Vater ' ' sprach: ich kenne ihn nicht,
und seine Brüder nicht ansah, ' '
denn sie befolgten dein Wort
und hielten deinen Bund!"[99])

Ähnliches erzählt die Sage von Pinehas, der, als Israel mit den Midianiterinnen buhlte, Mann und Weib auf frischer Tat mit der Lanze durchstieß und für den so bewiesenen „Eifer" mit dem höchsten priesterlichen Amt belohnt ward.[100]) Der makkabäische Aufstand ist nach unserem Bericht so ausgebrochen, daß Matthathia einen jüdischen Mann, der nach dem Befehl des hellenischen Königs den fremden Göttern opfern wollte, am Altare tötete. Auch das war, so fügt die Erzählung hinzu, „Eifer" für das Gesetz.[101]) Die Religion Israels hat eine solche Geschichte erlebt, weil sie diese heroische Leidenschaft gekannt hat. Denn ebendeshalb hat sie Männer erzeugt, Männer von heldenhafter Wucht der religiösen Empfindung. Alles, was sie im Laufe der Zeit geworden ist, ist ihr durch diese religiösen Heroen erkämpft worden.

Und nun tritt sie uns vor Augen, diese stolze Galerie gewaltiger Gotteshelden, wie sie kein anderes Volk besitzt, mannigfach voneinander verschieden, auch an Bedeutung ungleich genug, aber alle einig in der Entschlossenheit, nur auf die Stimme des Gottes in ihrem eigenen Innern zu hören und jeden anderen Gedanken hinten anzustellen. Sie kennen keine Rücksicht auf das, was den Zeitgenossen als ehrwürdig und heilig gilt; dem Könige treten sie, sobald sie es für notwendig halten, schroff entgegen; ganz ungescheut greifen sie in sein Recht ein; ja, die Älteren und Wilderen unter ihnen haben ohne Scheu geholfen, ihn, wenn er Jahve nach ihrer Überzeugung mißliebig war, zu entthronen; sie fürchten nicht Schande, Kerker und Tod, und das alles für ihren Gott! Das ist Heldengeist, dem Geiste des tapferen Kriegers nahe verwandt. Das haben sie selber und ihre Zeitgenossen empfunden. Elisa, Israels bester Ratgeber unter einem von ihm selber miteingesetzten Königshause, empfängt von dem dankbaren Fürsten den Ehrennamen „Israels Wagen und Reiter", d. h. Israels tapferster Vorkämpfer. Micha verkündet von sich selber:

„Ich aber, ich bin voller Kraft,
von Jahves Geist, von Recht und Heldentum."[102])

Und Jeremia vergleicht sich selber im Kampfe mit seinen Zeitgenossen mit einer belagerten Stadt:

„Fürwahr, ich
mache dich heute
zu einer festen Stadt ' '
für die Könige und Fürsten Judas,
seine Priester und das Volk des Landes:
sie kämpfen wider dich, aber überwinden dich nicht,
denn ich bin mit dir ' ', dich zu retten."[103])

So entsteht, um so tiefer und innerlicher die Propheten werden, ein um so stilleres Heldentum. Und so malt „Deuterojesaja" die große Idealfigur eines israelitischen Propheten, den „Jahve-Knecht", aus:

„er schreit nicht und ruft nicht laut,
läßt nicht auf der Gasse seine Stimme erschallen."[104])

Geduldig bietet er den Widersachern, die ihn schlagen, den Rücken dar und seine Wange den Raufenden, verbirgt sein Antlitz nicht vor Schmähung und Anspeien.[105])

99) V. Mose 33, 9.
100) IV. Mose 25, 6 ff.
101) I. Makk. 2, 23 ff.
102) Micha 3, 8.
103) Jer. 1, 18 f. Vgl. 15, 20.
104) Jes. 42, 2.
105) Jes. 50, 6.

„Gemißhandelt, beugte er sich willig
und tat seinen Mund nicht auf,
wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird,
wie ein Schaf, das vor seinen Scherern verstummt.“ [106])

Ja, er muß es erleben, daß sie ihn bei allen seinen Schmerzen für einen besonders schlimmen Sünder halten, den Gottes Hand getroffen hat.[107]) Aber in aller Mißhandlung und Verachtung beharrt er bei der Überzeugung seines Herzens, Gottes auserwähltes Rüstzeug zu sein, und empfängt von Jahve die überschwengliche Verheißung, einst werde er nicht nur Israel erlösen, sondern selbst die Heiden bekehren. Es kommt die Stunde, da seine Stimme zu den Enden der Erde dringen wird; sie kommt, auch wenn er durch Tod und Grab hindurch müßte, denn Gott hält seinen Erwählten fest!

Dies stille Heldentum, wie es Jeremia seinem Volke vorgelebt, wie es Deuterojesaja in der Gestalt des „Jahve-Knechtes“ beschrieben hat, haben die frommen Sänger der Psalmen fortgeführt. Von Heldentaten mit den Waffen wissen diese Männer nichts: es sind „die Stillen im Lande“; dazu machte die Vernichtung des heimischen Staatswesens, die diese Kreise erlebt haben, jede kriegerische Tat unmöglich. Und doch, so unkriegerisch uns diese „Armen“ erscheinen mögen, sind sie Helden, Helden im Kampf gegen die mancherlei Schmerzen, unter denen sie seufzen, Helden in stetem Streit mit ihrer mißgünstigen Umgebung, jüdischer oder heidnischer, die ihren Glauben verhöhnt, die sie verkennt und verlästert, Helden vor allem im Kampf gegen das eigene verzagende und verzweifelnde Herz, das sie aus allen diesen Nöten immer wieder zum Vertrauen auf Gott und seine Hilfe emporzwingen. Die Bilder, die sie in ihren Dichtungen gerade dem Kriegsleben entnommen haben, zeigen uns, daß auch sie die Ähnlichkeit des ihnen obliegenden Kampfes mit dem Kriege empfunden haben. Wie ein Kriegsheer dringen die Feinde auf sie ein:

„Ich fürchte mich nicht vor Zehntausenden Volkes,
die sich ringsum wider mich lagern.“ [108])
„Greifen Bösewichter mich an,
mein Fleisch zu fressen,
meine Dränger und die mir feind sind,
sie selbst müssen straucheln!“ ‘ ’
„Wenn ein Lager sich wider mich lagert,
bleibt mein Herz ohne Furcht;
wenn sich wider mich Krieg erhebt,
dabei bleib’ ich getrost.“ [109])

Und auch den Triumph über die Gegner, den sie sich wünschen und hoffen, vergleichen sie mit einem Siege in der Schlacht:

„Alle Heiden umringen mich,
in Jahves Namen zerhau’ ich sie.“ [110])

Gerade bei diesen tapferen Duldern aber ist zugleich die unerschütterliche Liebe für Zion und die durch keine Wirklichkeit zu widerlegende Hoffnung auf die Wendung seines Geschicks zu Hause:

„Vergesse ich dein, Jerusalem,
so ‘versage’ meine Rechte!“ [111])

Der Ungestümste und Gewaltigste unter allen jenen Frommen, denen Gottes Hand schwer aufliegt und denen die Verkennung der Zeitgenossen bittere Schmerzen bereitet, ist der Dichter des Hiob, der es in bewunderungswürdiger Tapferkeit des Denkens gewagt hat, auf die feste Überzeugung von seiner eigenen Unschuld gestützt, das allgemein anerkannte Gesetz von Gottes

106) Jes. 53, 6. 107) Jes. 53, 4.

108) Ps. 3, 7.
109) Ps. 27, 2 f.; vgl. 56, 2 f. 120, 7.
110) Ps. 118, 10.
111) Ps. 137, 5.

gerechter Vergeltung zu bezweifeln. Die Grundlage des Glaubens aller Zeiten greift er an, und nichts hat er für sich als allein das Bewußtsein, daß er selber unschuldig ist und von Gott ohne Grund verfolgt wird. Wahrlich, ein heldenhaftes Unterfangen! Und heldenhaft ist auch der Schluß des Buches: denn als Hiob einsieht, daß die Frage, woher das Leiden des Gerechten komme, eine Frage, die ihn in tiefster Seele quält, schließlich für menschliches Denken unlösbar ist, da hat er nicht nach Ausflüchten gesucht, sondern sie als Frage stehen lassen. Er beugt sich vor der Majestät des Gottes, die sich in den Werken der Natur offenbart; aber er verschleiert es nicht, daß sein Walten unter den Menschen dunkel bleibt.

Wenn das kriegerische Heldentum der älteren Zeit in Sagen verherrlicht wird, so ist das Heldentum der Seele vom Judentum vorwiegend in Legenden dargestellt worden. Nehemia, so erzählt er selber in seinen Denkwürdigkeiten, hat die Gunst des Königs aufs Spiel gesetzt, um für das, was Jerusalem damals einzig nottat, die Erbauung seiner Mauern, die Machtmittel des persischen Staates zu gewinnen.[112]) Mardochai verweigert dem königlichen Minister den geziemenden Gruß und setzt sich damit seiner tödlichen Feindschaft aus, weil man vor Menschen nicht niederfallen darf.[113]) Daniel enthält sich selbst in der königlichen Pagenschule aller unreinen Speise und trotzt so dem Gebote des Herrschers[114]); er will lieber in den glühenden Ofen geworfen werden, als daß er dem heidnischen Bilde, das der König selbst aufgestellt hat, seine Ehrfurcht beweise[115]); er läßt sich in die Löwengrube werfen, weil er nicht gewillt ist, den Herrscher anzubeten.[116]) Tobias begräbt die Leichen der vom Könige Getöteten, und, als er dadurch alle seine Habe verliert, fährt er in diesem frommen Tun fort, auch wenn er sich dadurch das schönste Fest verdirbt.[117]) Die Juden der ersten Makkabäerzeit lassen sich am Sabbath schlachten, denn an diesem Tage dürfen sie nicht kämpfen.[118]) Die Märtyrer des zweiten Makkabäerbuches sterben, weil sie kein Schweinefleisch essen wollen.[119]) Mögen die Gebote, deren Befolgung man so mit dem Leben bezahlt, uns Christen manchmal weniger wertvoll dünken: für diese Männer waren es Gebote ihres Gottes. Ein Volk aber oder eine religiöse Gemeinschaft, die solche Bekenner findet, schlägt keine irdische Macht zu Boden.

Wie aber könnten wir von diesem stillen Heldentum im Judentum sprechen, ohne seines größten Sohnes zu gedenken, der trotz seiner Sanftmut eine glühende Seele war, der den Krieg auf Erden bringen wollte und nicht den Frieden, der am Kreuz aller Welt das erhabenste Vorbild des höchsten Heldentums geworden ist, und in dem seine Jünger jene prophetische Heldengestalt des „Gottes-Knechtes" wiedererkannten!

* * *

Nun müssen wir freilich dem ganzen bisher gezeichneten Bilde eine Beschränkung hinzufügen. Jeder, der Geschichte und Gegenwart in ihrer Wirklichkeit, ohne die täuschende, alle Unterschiede zudeckende Phrase zu beobachten versteht, weiß, daß kein Heer und kein Volk aus lauter Helden besteht. Überall steht der Tapfere neben dem Feigen, der mannhaft Denkende neben

112) Neh. 1. 113) Esther 3, 2.
114) Dan. 1, 8 ff. 115) Dan. 3.
116) Dan. 6. 117) Tobias 1 f.
118) I. Makk. 2, 29 ff.; II. Makk. 6, 11.
119) II. Makk. 6 f.

dem Weibischen, der Kriegerische neben dem Friedensseligen. Auch in Israel ist man nicht stets mit Begeisterung in den Kampf gezogen: der unter den schweren Lasten des Staates und seinen nie abbrechenden Kriegen seufzende Bauer betrachtet den „Kriegsdienst“ als einen „Frondienst“, eine „Mühsal“ (ṣābā’), und sehnt sich von Herzen nach der Friedenszeit, wo ein jeder ruhig unter seinem Feigenbaum und Weinstock sitzen kann: šālōm heißt „Frieden“ und „Heil“ zugleich. Der Krieg aber ist eine schwere Plage, ebenso schlimm wie Hungersnot, Pestilenz und wilde Tiere, Strafen, die Gott zuzeiten sendet, um die Menschen zu züchtigen.[120]) Und so malt man sich die selige Zeit am Anfang oder am Ende der menschlichen Geschichte als eine herrliche Friedenszeit aus, da selbst die Tiere ihre böse Art vergessen.[121]) Solche Friedenssehnsucht muß bereits unter den letzten Königen weithin im Volke geherrscht haben.[122]) Damals fühlte sich Israel selber gealtert[123]) und müde; die Kriege begann es schon lange nicht mehr freiwillig, sondern sie wurden ihm aufgedrängt. Bemerkenswert ist, daß die „Sprüche Salomos“, deren ältere Teile aus dieser oder bereits einer früheren Zeit stammen und die der städtischen Bevölkerung angehören, sich nicht mit den Werken des Krieges, sondern allein mit denen des Friedens beschäftigen. Jahrhunderte später, in der Makkabäerzeit, gab es im Judentum eine Partei, die der „Asidaeer“, die nicht sowohl patriotisch, sondern nur noch religiös empfand und die bereit war, den fremden Machthabern und ihren jüdischen Parteigängern nicht zu widerstreben, wenn sie nur das Leben und die Religion nicht antasten wollten.[124])

Auch das Heldentum des treuen Ausharrens bei Jahve und Zion ist im Judentum selbstverständlicherweise nicht allgemein. Vielmehr gibt es der Abtrünnigen genug. Ja, es ist allezeit eine blutende Wunde am Körper des Judentums gewesen, daß gerade die Besitzenden und Vornehmen zu dem herrschenden Volke und seiner Kultur übergingen. Und wenn der tapfere Weise mahnt:

„Bis auf den Tod kämpfe für das Recht,
so wird der Herr für dich kämpfen“ [125]),

so sagt der kluge Weltkundige:

„Darum schweigt der Weise
in dieser Zeit,
denn es ist böse Zeit.“ [126])

Während alles dies dem verständnisvollen Betrachter menschlicher Geschichte leicht erklärlich erscheint, erwächst dem Forscher eine schwierige Frage aus der Beobachtung, daß die Patriarchen des in seiner älteren Zeit so kriegerischen Israel in den Vätersagen als so friedfertige Männer geschildert werden: sie sind größer in List und Schlauheit als in Krieg und Tapferkeit, sie ziehen ein freundwilliges Abkommen oder eine rechtzeitige Flucht dem Streit und dem Widerstande vor. Man wird die Frage, wie sich ein so kriegerisches Volk so friedfertige Ahnen zuschreiben konnte, wohl so zu lösen haben, daß es sich dabei um verschiedene Schichten des (wie jedes andere Volk) aus mehreren Bestandteilen zusammengewachsenen Israel handelt. Diejenige Bevölkerungsschicht, die in Israels Kriegen die Führung gehabt hat, war eine andere als die, die sich diese Sagen erzählt hat: sie hatte „Abraham nicht zum Vater“.

Mag aber Friedensliebe und unkriege-

120) Hesekiel 14, 12 ff.
121) Jes. 11, 6 ff.
122) Vgl. Hosea 2, 20.
123) Hosea 7, 9.

124) I. Makk. 7, 13 f. 125) Jes. Sir. 4, 28.
126) Zusatz in Amos 5, 13.

risches Wesen im Leben des alten Israels noch weit mehr hervorgetreten sein, als wir unseren Quellen entnehmen können, bedeutsam ist doch dies, daß heldenhafte Gesinnung an allen entscheidenden Punkten der israelitischen Geschichte den Ausschlag gegeben hat. Im ganzen bleibt es doch dabei, daß das Alte Testament uns das Bild eines Heldenvolkes zeigt; und so mögen auch wir, denen „Krieg" die Losung des Tages geworden ist, zu diesem Buche greifen. Auch unser Volk bleibt unüberwindlich, wenn es beides kennt: das Heldentum des Schwertes und das Heldentum des Glaubens.

Shakespeare in England und in Deutschland.

Von Max J. Wolff.

Ein bekannter Gelehrter, der zwar kein Literarhistoriker ist, aber sich gern auf literarhistorisches Gebiet begibt, hat zu Beginn des Krieges in einer angesehenen Tageszeitung die Bedeutung Shakespeares und Dantes verglichen, die beide Dichter bei uns und in ihrer Heimat noch heute ausüben. Daß sowohl der Italiener wie der Engländer in Deutschland Bürgerrecht erlangt haben, daß wir sie neidlos neben unsere größten Dichter stellen, wird man zugeben können, dagegen ist es eine durch die Kriegsleidenschaft erweckte Übertreibung, wenn der Verfasser zu dem Schluß kommt, Dante sei noch heute in seinem Lande volkstümlich, während Shakespeare keine Stätte mehr in England besitze. Gewiß, der Name Dante ist im Munde aller Italiener, man hat den Florentiner zum Nationaldichter erhoben, unter dessen Schild die weitverzweigte Dantegesellschaft eine rücksichtslose politische Agitation treibt, und in den Schulen werden, schon in den untersten Klassen, trotz der sprachlichen Schwierigkeiten, einige leichtere Stellen der Commedia behandelt. Aber dieser Kultus gilt nur dem Namen des Mannes und den Tendenzen, die sich an ihn knüpfen. Die kleineren Schriften sind auch jenseits der Alpen so gut wie unbekannt, und die Laien, die das „heilige Gedicht" ganz gelesen haben oder mit Verständnis lesen können, dürften in Italien so spärlich wie in Deutschland sein. Es ist auch gar nicht anders möglich. Dante schrieb zwar in der Vulgärsprache, um der Allgemeinheit verständlich zu werden, aber diese Allgemeinheit bestand zu seiner Zeit nur aus einer kleinen gebildeten Oberschicht. Für den heutigen Leser bietet die „Komödie" so viel Schwierigkeiten, daß, abgesehen von vereinzelten Stellen, ein unmittelbarer poetischer Genuß ausgeschlossen ist.

Ganz anders Shakespeare. Er sprach zu einem ganzen Volke, zu dem Könige wie zu der des Lesens unkundigen Menge. Ja, gerade die untersten Kreise waren die besten Träger seines Ruhmes und seiner Erfolge, während die oberen seine Dramen nur mit einer gewissen Herablassung anhörten und dem „Stükkeverfertiger" den Namen eines „Dichters" versagten. Dies Verhältnis verschob sich immer mehr zu seinen Ungunsten, je tiefer die Bühne sank, aber im ganzen siebzehnten Jahrhundert wurden Shakespeares Werke aufgeführt und, wie die verschiedenen Neuauflagen beweisen, vom Volke gelesen. Diese unzerstörbare Lebenskraft machte endlich die Gebildeten und Gelehrten stutzig. Shakespeare war ein Problem, zu dem man Stellung nehmen mußte, ein Dich-

ter, der der überlieferten Kritik in keinem Punkte standhielt und dennoch den tiefsten Eindruck hervorrief! Man suchte nach einem Maßstab. Während der ganzen Renaissance hatte man sich gestritten, ob die Kunst oder die Natur den Dichter mache, daraus hatte sich in Frankreich die „Querelle des anciens et des modernes" entwickelt, und je geneigter man war, der Neuzeit die Palme zuzuerkennen, um so mehr betonte man auch die Natur. Mit dieser Ansicht trat man an Shakespeare heran, er war gleich Homer ein Naturdichter, dem jede Kunst abging, er besaß gewaltige Vorzüge neben den schlimmsten Fehlern. Aus dieser Anschauung erwuchsen die Sammlungen, in denen man „Shakespeares Schönheiten" zusammenstellte, die Bearbeitungen, in denen man willkürlich die Mißgriffe des Dichters verbesserte. Man fügte eben der Natur die fehlende Kunst hinzu.

Über diesen Standpunkt sind die Engländer des achtzehnten Jahrhunderts nicht hinausgekommen. Er wurde zunächst auch auf dem Festland geteilt, als dort Saint-Evremond und Voltaire die ersten Kenntnisse Shakespeares verbreiteten. Noch Wieland und Lessing dachten so, auch in ihren Augen war der Engländer zwar ein sehr großer, aber auch verbesserungsbedürftiger Dichter. Unter Rousseaus Einfluß vollzog sich ein Umschwung durch die Stürmer und Dränger. Die Kunst galt ihnen nichts, die Natur alles. War Shakespeare also ein Naturdichter, besaß er gar keine Kunst, so war das Ideal gefunden. Er mußte logischerweise der größte Dichter sein, größer als alle andern, die der Kunst Zugeständnisse gemacht hatten. Auf deutschem Boden erwuchs zum ersten Male eine Schätzung, die dem britischen Dramatiker gerecht, vielleicht sogar mehr als gerecht wurde. Sie war gewiß einseitig, mehr auf dem Gefühl als auf Sachkenntnis beruhend, und vor allem losgelöst von jedem historischen Zusammenhang.

Unterdessen hatte in England ungefähr zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die wissenschaftliche Beschäftigung mit Shakespeare eingesetzt. Es galt zunächst, einen brauchbaren Wortlaut seiner Werke herzustellen und ihre Aufeinanderfolge festzusetzen, dann wurden die spärlichen Nachrichten der Überlieferung zu einem freilich recht schattenhaften Lebensbild des Dichters gesammelt, die Dramen seiner Vorläufer und Mitstrebenden wurden herausgegeben, die Geschichte und Literatur seiner Zeit durchforscht und dadurch viele Dunkelheiten und Anspielungen in seinen Stücken aufgeklärt. Diese Aufgaben wurden meist recht willkürlich, aber dank dem Fleiß und Scharfblick einzelner begabter Männer doch vielfach mit gutem Erfolg gelöst oder wenigstens gefördert. Aber es blieb wieder dem deutschen Geiste vorbehalten, auf Grund dieses vielseitigen Materiales zu einer neuen Gesamtwürdigung des Dichters durchzudringen. Die romantische und nach ihr die historische Schule brachen mit der Auffassung Shakespeares als eines halbwilden Naturdichters, aber unter anderen Gesichtspunkten kamen sie wieder dazu, in ihm die Vollendung der dramatischen Kunst, wenn nicht der Dichtkunst überhaupt, zu finden.

Die englische Shakespeareforschung ist um ein Jahrhundert älter als die deutsche. Aber auch sonst war sie im Vorteil. Sie verfügte, wenigstens in älterer Zeit, über wesentlich reichere Mittel, sie fand ein noch heute unerschöpftes Material im Lande selbst und arbeitet in der eigenen Sprache, so daß auch Nichtphilologen die Mitwirkung leicht war. Juristen erörterten Shakespeares recht-

liche Kenntnisse, Mediziner seine ärztlichen, Seeleute prüften seine Angaben über Schiffahrt nach, Untersuchungen, die bei einem Dichter, der beinahe jedes Lebensgebiet berührt, von höchster Bedeutung sind. Aber deutscher Fleiß verstand es, die Ungunst der Lage auszugleichen. Die neuere Philologie als selbständige Wissenschaft ist ein deutsches Erzeugnis. Erst diese gab der Shakespeareforschung eine feste Unterlage, so daß ihr weiterer Ausbau nicht mehr von der zufälligen Begeisterung einzelner abhing, sondern ohne Unterbrechung systematisch fortgeführt wurde. Der deutsche Durchschnittsgelehrte — „the german professor", wie man in England spöttisch sagt — ist gewiß kein Genie, das der Wissenschaft ungeahnte Weiten erschließt, aber dank seiner gründlichen Schulung stets befähigt, ein angefangenes Werk zu fördern. Die deutsche Shakespearegesellschaft wurde später gegründet als die englische, aber dafür hat sie auch bis zum heutigen Tage durchgehalten, während die erste englische nach wenigen Jahren ihre Tätigkeit einstellen mußte. Wir Deutschen nahmen zeitweilig unbestritten den ersten Platz in der Shakespeareforschung ein, und erst als die Engländer sich mit unseren Methoden vertraut gemacht hatten, gelang es ihnen, den Vorsprung wieder einzuholen. Beide Schulen haben ihre Vorzüge und ihre Fehler. Leidet die deutsche manchmal an einer zwecklosen Übergelehrsamkeit, so die englische an einem zweckwidrigen Dilettantismus. Beide konnten sich trefflich ergänzen in gegenseitiger neidloser Anerkennung. Erst in den letzten Jahren änderte sich das infolge der politischen Verhetzung. Die deutsche Forschung wurde von den Engländern totgeschwiegen, oder wenn das nicht möglich war, herabgesetzt und verkleinert, während die geringste französische Leistung maßlos überschätzt wurde.

Wie steht es aber mit dem Einfluß, den Shakespeare heute in beiden Ländern auf das Volk selbst, auf die große Masse des Publikums, ausübt? Es ist zuzugeben, daß in diesem Falle wir einen erheblichen Vorteil vor den Engländern besitzen, sowohl was die Lektüre als Aufführung anbelangt. Ein ernstes Theater gibt es in England nicht; soweit sie nicht von der Music-hall verdrängt ist, zehrt die Bühne von Possen, Sensations- und Ausstattungsstücken. Wen die Schuld an diesen jammervollen Zuständen trifft, soll hier nicht untersucht werden, es sei nur darauf hingewiesen, daß die englischen Schauspieler im ernsten Versdrama völlig versagen. Sie verstehen es nicht, eine Rolle psychologisch zu erfassen und aus dem seelischen Kerne zu entwickeln; ihre Kunst geht in einer hohlen, auf die Dauer unerträglichen Rhetorik auf. Der Fremde kann wochenlang in London weilen, ohne Gelegenheit, ein Shakespearisches Werk zu sehen, und wenn sie sich bietet, so handelt es sich meist um ein Lustspiel, das durch eine glänzende Ausstattung, oder ein Königsdrama, das durch den Patriotismus wirken soll. Die großen Tragödien werden in England nur ganz ausnahmsweise aufgeführt. Ein Shakespearezyklus von zwölf Stücken, wie ihn das Deutsche Theater im vorigen Winter herausgebracht hat, ist in London undenkbar, und selbst eine Gesamtdarstellung der Königsdramen, die bei uns schon kleinere Hofbühnen bewältigen, ist dort eine Unmöglichkeit. Auf die lebendige Wirkung durch das Theater muß Shakespeare heute in seiner Heimat verzichten, aber auch die Lektüre seiner Werke ist für den modernen Engländer mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Die Sprache hat in den letzten drei-

hundert Jahren starke Veränderungen durchgemacht; sie hat sich von der Shakespeares so weit entfernt, daß ein unmittelbares Verständnis schwer fällt, aber noch nicht weit genug, daß eine Übersetzung möglich wäre. Viele Wörter sind veraltet, andere haben sich in ihrer Bedeutung gewandelt, und gerade diese bilden die gefährlichste Klippe. Hier glaubt der heutige Leser zu verstehen, aber in Wirklichkeit schiebt er dem Text einen fremden Sinn unter. Dazu kommt die veränderte Satzbildung. Der Deutsche dagegen liest Shakespeare in der ihm vertrauten Sprache. Unsere Übersetzungen sind gewiß mangelhaft und bleiben hinter dem Original weit zurück, aber sie sind leicht faßlich und gewähren einen mühelosen Genuß. Trotzdem ist die Zahl der jährlich erscheinenden Gesamt- und Einzelausgaben Shakespearischer Werke in England erheblich größer als in Deutschland. Shakespeare gilt ja unbestritten als der größte Dichter britischer Nationalität, und es ist eine Ehrenpflicht jedes englisch sprechenden Haushaltes, eine Ausgabe seiner Dramen zu besitzen. Die Benutzung dieser Bücher steht freilich oft im umgekehrten Verhältnis zu der Verehrung, die man ihnen erweist, und selbst unter den gebildeten Engländern sind es wenige, die alle sechsunddreißig Stücke gelesen haben. An Bewunderung fehlt es Shakespeare nicht, aber sie beruht selten auf Kenntnis, noch seltener auf Verständnis, in der Hauptsache auf nationaler Selbstgefälligkeit. Man ist stolz darauf, daß England zum größten Landbesitz, zur größten Flotte und dem größten Geldbeutel auch den größten Dichter sein eigen nennen kann.

Diese Auffassung beweist am besten, daß der heutige Engländer nicht nur durch eine zeitliche und sprachliche, sondern auch geistige Kluft von dem Verfasser des „Hamlet“ getrennt ist. In Deutschland hat sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine reiche dramatische Literatur entwickelt von Goethe und Schiller über Kleist, Grillparzer, Hebbel zu Wildenbruch und Hauptmann. Jeder einzelne von ihnen hat mit Shakespeare gerungen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ und jedem ist geglückt, von einer Seite dem unerreichbaren Ideal nahezukommen. Unsere Dichter sind uns Führer gewesen auf dem Wege zu Shakespeare, sie haben über die Jahrhunderte und über die trennende Nationalität hinweg eine Brücke zu ihm geschlagen, so daß er ganz einer der unseren geworden ist und wir immer mehr zu seiner Höhe hinaufsteigen. Die literarische Entwicklung in England verlief gerade umgekehrt. Jede neue Welle führte weiter von Shakespeare hinweg. Die Puritaner verneinten seine Kunst von Grund auf, die Dramatiker der Restauration untergruben die Sittlichkeit des Dichters und schufen nach französischen Vorbildern, Addison und seine Jünger huldigten einem inhaltsarmen, wortreichen Pseudoklassizismus, das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durchsetzte das Schauspiel mit einer zahlungsfähigen Krämermoral, Byron schwieg in seiner kindlichen Eitelkeit Shakespeare tot, um in törichter Originalitätssucht sich für die drei Einheiten zu begeistern, und Tennyson und seine Schule schwelgten in geglätteten Blankversen Schillerscher oder Alfierischer Abstammung, nur daß ihnen das Freiheitspathos des einen, das bittere Wehgefühl des anderen fehlten. Seit den Tagen Cromwells gibt es in England kein lebensfähiges ernstes Drama mehr, und diese Tatsache beweist wohl am besten, daß man keine lebendige Fühlung zu Shakespeare als tragischem Dichter mehr besitzt und daß er keinen unmittelbaren Einfluß ausübt. Seit andert-

halb Jahrhunderten wird sein Ruhm verkündet, aber im eigenen Land ist, abgesehen von dem Fälscher Chatterton, nicht einer entstanden, der den Wettkampf mit ihm gewagt, ja der nur den Versuch gemacht hätte, ihm ernstlich nachzuringen. Wie ist es möglich, daß dieses einst auf dramatischem Gebiet begabteste Volk die tragische Spannkraft völlig verloren hat?

Die Angriffe der Puritaner richteten sich gegen jede Kunst, besonders heftig freilich gegen die Bühne. Die Dichter waren in ihren Augen teuflische Lügner, ihre Werke, falls sie nicht den Ruhm des Herren priesen, sündhaft. Diese groteske Übertreibung ist längst überwunden, aber die Verkennung und Unterschätzung der Dichtkunst, auf denen sie beruht, waren nicht wieder auszurotten. Sie wagen sich nicht mehr offen ans Licht, werden aber noch immer von vielen Engländern gefühlsmäßig geteilt. Diese Anschauung stiftete auch keinen Schaden, solange die zertrümmerten Ideale durch andere, besonders durch ein starkes religiöses Empfinden, ersetzt wurden. Als dieses sich abschwächte und allmählich die Macht über die Massen verlor, begann die geistige Verarmung Englands, eine Verrohung der Denkweise, die aus dem Mangel sittlicher Werte mit Notwendigkeit floß. Nur die Vaterlandsliebe ist dem heutigen Engländer geblieben, die sich noch immer gern in Shakespeares begeisternde Worte kleidet, aber unter dem Mantel der Vaterlandsliebe bergen sich leicht Eroberungslust, Machtbegierde und das Streben nach materiellem Lebensbehagen innerhalb bestimmter politischer Grenzen.

Auch die englische Erziehung wirkt in ähnlicher Weise, sie ist ausschließlich auf Stählung des Willens gerichtet und hat für Wissen und Phantasie wenig übrig. Der Jüngling wird zum Handeln und Kämpfen erzogen, nicht zum Denken und Träumen. Die Erziehung führt zur Anbetung der rohen Kraft, neben der die Kunst als etwas Verächtliches und Unmännliches erscheint. Jede englische Zeitung, vom Weltblatte bis zum kleinsten Lokalblättchen, widmet dem Sport, d. h. den von gewerbsmäßigen Kämpfern ausgeübten und von hohen Wetten begleiteten Turnieren, spaltenlange Artikel, die bedeutendsten Vorgänge in der wissenschaftlichen Welt dagegen werden in größter Kürze und kaum leserlichem Kleindruck abgetan. Die Literatur und Kunst überläßt man den Frauen, deren Geschmack auf beiden Gebieten den Ton angibt. Es ist ihre Schuld, wenn das tatkräftigste und rücksichtsloseste Volk der Erde heute eine Malerei besitzt, in der das Spielende und das Zarte, das Tändelnde und das widerlich Süßliche herrschen. In der Dichtkunst steht es nicht anders. Was heute in England geschrieben wird, ist in der Hauptsache für weibliche Leser bestimmt oder für Männer, die sich infolge ihrer Gleichgültigkeit gegen alles Künstlerische und ihrer mangelnden ästhetischen Schulung dem weiblichen Geschmack völlig unterworfen haben. Von diesem schwächlichen Empfinden führt keine Brücke zu Shakespeares stolzer Männlichkeit. Wenn er die letzten Gewalten des Herzens aufwirbelt, so begnügt man sich heute mit Wünschen, die im Rahmen der guten Gesellschaft erreicht werden können; wenn er vor dem kühnsten Ausdruck nicht zurückschreckt, so bangt man jetzt vor jedem kräftigen Worte; wenn er in dem Menschen ein von den Leidenschaften willenlos beherrschtes Wesen sieht, so verschließt man sich vor dieser grausamen Erkenntnis und stutzt Geschöpfe zurecht, die in jedem Augenblick der Form gerecht werden. Die Form ist in keinem Lande so allmächtig

wie in England, sie bildet den schärfsten Gegensatz zu dem schrankenlosen, freien Menschentum, wie es uns am lebendigsten in Shakespeares Tragödien entgegentritt. In ihnen finden wir Deutschen das eigentlichste Wesen des Dichters, er ist uns vor allem der große Tragiker; das heutige England dagegen fühlt sich zu ihnen am wenigsten, eher noch zu den Komödien und Historien, hingezogen. Wir können unser Volksheer nicht mit den britischen Mietsoldaten vergleichen, aber ob wohl ein englischer Offizier den „Hamlet" im Felde bei sich trägt? Unter den Deutschen sicher eine stattliche Anzahl. In Hamlet, dem Phantasiemenschen, der unter dem Druck einer übermäßigen Einbildungskraft das innerlich Geschaute nicht in Taten umsetzen kann, finden sich Tausende der besten Deutschen wieder; der moderne Engländer, der das wirkliche Wesen seines Volkes verkörpert, kann in ihm nur einen armen Schwächling sehen. Für ihn gibt es überhaupt kein Hamlet-Rätsel, während es uns beschäftigen wird, solange wir uns selber treu bleiben.

Etwas günstiger als zu den Tragödien stellt sich das Verhältnis des heutigen Engländers zu den Komödien Shakespeares. Hier bieten das Weichliche und Niedliche, an das er durch seine Literatur gewöhnt ist, gewisse Berührungspunkte. Freilich führen sie zu keiner vollen Würdigung der Lustspiele. Man übersieht deren weltumspannenden Humor und hält sich ausschließlich an die zierlichen Einzelheiten, die besonders bei der Aufführung in gefälligen Bildern hervorgehoben werden. Die Bedeutung des „Sommernachtstraumes" ist gewiß mit dem Elfenzauber nicht erschöpft, und das schillernde Weltbild von „Was ihr wollt" darf nicht zu einem Karnevalsscherz aufgelöst werden. In einem Punkte sind uns die Engländer aber überlegen, in dem Verständnis für Shakespeares derbe Komik. Uns Deutschen fehlt zwar nicht die Empfindung für das Komische, aber ein wirklich großer komischer Dichter, der dem Lustspiel einen gleichberechtigten Platz neben dem Trauerspiel erobert hätte. Die Komödie ist nach unserem Gefühl nicht die vollbürtige Schwester der Tragödie, und besonders die grobkörnige Ausgelassenheit erscheint uns als ein Abfall des Genius von seiner eignen Kunst. Bis in die letzte Zeit versuchten die deutschen Bühnen das Derb-Komische abzuschwächen, während solche Szenen in England mit einer überwältigenden Ursprünglichkeit dargestellt werden. Sie stehen offenbar im Zeichen einer ununterbrochenen, auf den Dichter selbst zurückgehenden Überlieferung, und die jubelnde Zustimmung, die sie finden, beweist, daß diese Seite von Shakespeares Geist noch heute im englischen Volke lebendig ist.

Daß die Stellung der Engländer zu den Königsdramen eine wesentlich andere ist als die unsrige, liegt in der Natur der Sache. „Richard III." und „Richard II." scheiden aus, denn es sind in sich geschlossene Tragödien, aber unter den eigentlichen Historien vermag uns der schlechte „König Johann" nichts, der nur durch den Hurrapatriotismus getragene „Heinrich V." herzlich wenig zu sagen. Für den Engländer sind es bedeutsame Belege aus der Vergangenheit seines Volkes. Shakespeare ist der größte Historiker seines Landes, gegen dessen Auffassung und zwingende Darstellung keine kritische Geschichtswissenschaft aufkommen kann. Man weiß heute jenseits des Kanales mehr, zwar nicht immer das Richtige, von den Königen aus dem Hause York und Lancaster als von ihren Nachfolgern, den Tudors, Oraniern oder Welfen. Das ist das Verdienst unseres Dichters. Seine Person ist mit Eng-

lands Aufstieg zur Weltmacht auf das engste verbunden. Der Untergang der spanischen Armada, Königin Elisabeth und Shakespeare sind in der Vorstellung des Engländers zu einer untrennbaren Dreieinigkeit verwachsen. Mit ihr beginnt die Größe des Inselreiches, die ununterbrochene Machtentfaltung, die seit drei Jahrhunderten angedauert hat. Shakespeare ist aus dieser Epoche nicht herauszulösen. Darin liegt für seine Landsleute ein Vorteil und ein Nachteil; ein Vorteil, wenn man in dem Dichter den Engländer, ein Nachteil, wenn man in dem Engländer den Dichter erkennen will. Für uns Deutsche dagegen ist der große Dramatiker natürlich auch ein Sproß des sechzehnten Jahrhunderts, aber dieser zeitlichen Gebundenheit ganz anders entwachsen als in den Augen der Engländer. Sie müssen ihn ihrer Literaturgeschichte in den Jahren 1564—1616 einordnen, wir der unseren an keiner bestimmten Stelle, und doch überall. Wir erwähnen ihn bei den englischen Komödianten im siebzehnten Jahrhundert, wir schildern ihn ausführlich bei Lessings Kampf gegen die französische Klassizität, bei den Stürmern und Drängern, bei Goethe und Schiller, den Romantikern, dem jungen Deutschland, und nicht am wenigsten bei Richard Wagner. Überall, wo der deutsche Geist etwas Großes vollbracht hat, zog er einen Teil seiner Kraft, und nicht den schlechtesten, aus Shakespeare. Er ist für uns der zeitlose und deshalb allgegenwärtige Dichter. Damit sind wir zu dem grundlegenden Unterschied in Shakespeares Stellung im heutigen England und Deutschland gelangt. Dort gehört er, so laut und aufrichtig man ihn auch preisen mag, der Vergangenheit an, er ist der überlebende Zeuge einer einstigen Herrlichkeit, ein gesicherter Besitz, auf den man mit vollem Rechte stolz ist; wir Deutschen dagegen streben noch immer zu Shakespeare hin, wir versuchen seit anderthalb Jahrhunderten mit der gleichen Inbrunst, aber stets auf neuen Bahnen, ihn uns zu eigen zu machen, er ist ein Ziel, dessen Erreichung noch in der Ferne liegt. Er bedeutet für uns die Zukunft.

Nachrichten und Mitteilungen.

Das Wirtschaftsleben unseres jüngsten Bundesgenossen. Die Erfolge der Balkanstaaten gegenüber dem Osmanischen Reiche haben Bulgarien auch ein Stück Ägäischer Meeresküste zwischen dem Kara Su und der Maritza eingebracht. Dennoch dürfen wir um dieses Erwerbes willen die Bedeutung Bulgariens als einer Mittelmeermacht nicht überschätzen. Das Hinterland dieser Ägäischen Küste bilden größtenteils unwirtliche Gebirge, die ihren Häfen lange nicht die Bedeutung verleihen können, welche Varna und Burgas den getreidereichen Ebenen Donaubulgariens und Ostrumeliens verdanken.

Nach wie vor ist Bulgarien in erster Linie Festlandsstaat geblieben. Auch in klimatischer Hinsicht läßt sich sein Gebiet mit den eigentlichen Mittelmeerländern kaum vergleichen. Da der östliche Teil Rumeliens, in dem ein mildes Seeklima den Wuchs zarterer Gewächse begünstigt, auch heute noch der Türkei verblieben ist, finden wir in Bulgarien echte Mittelmeerpflanzen nur an einem schmalen Küstenstreifen des Ägäischen Meeres. Dessen Flächenraum ist aber viel zu klein, um auf das Wirtschaftsleben des Staates einen wesentlichen Einfluß auszuüben. So geben denn nach wie vor der Getreidebau in den Ebenen und die Weidewirtschaft in den Gebirgen der bulgarischen Landwirtschaft das Gepräge.

Wenn die Erdkundigen das Klima dieses Landes in aller Kürze kennzeichnen wollen, begnügen sie sich meistens damit, darauf hinzuweisen, daß wir hier im Sommer mit 35° Wärme zu rechnen haben und uns im Winter auf 20—25° Kälte gefaßt machen

können. Mit so karger Belehrung ist uns aber nur wenig gedient. Wenn sich der Leser von diesen Dingen eine richtige Vorstellung bilden soll, müssen wir mindestens betonen, daß der eigentliche kalte Winter wegen des hohen Sonnenstandes in Bulgarien doch viel kürzer ist als bei uns, und daß gerade im Süden des Königreiches trotz aller steppenhaften Sonnenglut etwa 60% des Bodens mit Wald bedeckt sind, ein Wert, der selbst im Herzen der mitteleuropäischen Waldregion auch auf viel kleineren Flächen nur selten erreicht wird. Die schiefen Urteile über das Klima bulgarischer Landesteile haben recht häufig darin ihren Grund, daß man wegen des Anbaus wärmeliebender Sommerpflanzen in jenen Gebieten mit einer viel zu hohen Jahreswärme rechnet. Beispielsweise bleiben in den Ebenen längs der oberen Maritza, wo man noch ansehnliche Reisfelder findet, die Züge gar nicht selten im Schnee stecken.

Daß die Bulgaren so eifrig danach trachteten, sich einen Weg zum Mittelmeer zu bahnen, muß vielleicht doch nicht so sehr auf die klar erkannten Lebensinteressen des Staates als vielmehr auf den Haß gegen die Griechen zurückgeführt werden, der sich allmählich zur blinden Leidenschaft entwickelt hat. In diesen Dingen ist aber schon heute ein Wandel eingetreten. Die Veränderung der politischen Lage hat es den beiden Königreichen viel leichter gemacht, miteinander auszukommen. Da der Bestand der Türkei durch deren enges Bündnis mit den Mittelmächten nach menschlichem Ermessen für lange Zeit gesichert sein dürfte, brauchen die alten Nebenbuhler auch nicht mehr zu befürchten, der andere könne vor ihm sein Banner auf die Sophienkirche pflanzen. Leider ist die Aussicht, zwischen Griechenland und Bulgarien einen regen Warenaustausch anzubahnen, der das Verhältnis zwischen den beiden Ländern günstig beeinflussen würde, nicht sehr groß, denn Bulgarien muß für sein Getreide in erster Linie Textilwaren, Maschinen und Metalle eintauschen, die ihm Griechenland nicht zu liefern vermag. Wie wichtig solche Fragen sind, hat die Geschichte der Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland zur Genüge erwiesen. Der russische Zar wäre auch heute noch der machtvolle Vormund der bulgarischen Regierung, hätten die Ernten der Balkanhalbinsel ihren Weg nach Rußland und nicht nach Westeuropa genommen. So aber sah er sich vor die undankbare Aufgabe gestellt, dort politische Bande zu schürzen, wo solche wirtschaftlicher Natur so gut wie ganz fehlten; denn während der Warenaustausch des jungen Königreichs mit den Mittelmächten im Jahre 1911 den Wert von 122 Millionen Lĕi erreichte, wurden in dem Handel mit Rußland kaum 8 Millionen Lĕi umgesetzt. Wer weiß, ob die Hafenanlagen von Varna und Burgas mit so großen Kosten ausgebaut worden wären, wenn die Bulgaren die politische Entwickelung der letzten Jahre geahnt hätten. Wie die Dinge liegen, hat man wohl Grund zu der Annahme, daß Bulgarien, was seinen Außenhandel angeht, nach dem Kriege das Antlitz weit entschiedener nach NW kehren wird, eine Änderung der Wirtschaftslage, bei der vor allem die Donauhäfen auf ihre Rechnung kämen.

Wer die bulgarische Volkswirtschaft kennen lernen will, muß die Voraussetzungen, von denen er bei der Betrachtung west- und mitteleuropäischer Wirtschaftsgebiete auszugehen pflegt, möglichst zu vergessen suchen. Auch dort ist ja der wirtschaftliche Aufschwung der letzten Zeit stellenweise recht schnell gekommen, aber immerhin bedeuteten die wirtschaftlichen Bestrebungen doch nur in seltenen Ausnahmefällen etwas schlechthin Neues. Von einer bulgarischen Volkswirtschaft können wir dagegen erst seit jener Zeit sprechen, die dem Lande Befreiung von der Türkenherrschaft brachte. Bis dahin verharrten die einzelnen Wirtschafter auf der Stufe einfachster Naturalwirtschaft. Von ihr abzugehen, fehlten fast überall die Betriebsmittel und auch der gute Wille, da die Bauern fürchteten, ihr Gewinn werde nur den fremden Herren zugute kommen.

Als die Bulgaren ihr Geschick selbst in die Hand nahmen, waren sie noch ein reines Bauernvolk. Daß diesen Bauern durch die Vertreibung der türkischen Beyges weite Landflächen zugänglich gemacht wurden, brachte ihnen fürs erste nur wenig Segen, weil diese Grundstücke in den meisten Fällen mit einer winzigen Anzahlung und völlig ungenügendem Betriebskapital erworben wurden, so daß der Schweiß der neuen Besitzer nur ebenso zielbewußten wie herzlosen Wucherern zugute kam. Darum verwandelten sich diese Gütchen

zumeist in Pachthöfe, deren Wert sich durch den rücksichtslosen Raubbau der Pächter von Jahr zu Jahr verringerte. Erst durch allerlei Kreditgesellschaften ist solchem Unwesen ganz allmählich gesteuert worden. Daß es eine Forstwirtschaft, die diesen Namen auch nur halbwegs verdient hätte, damals noch nicht gab, versteht sich in diesem Erdwinkel von selber. Das Gegenteil wäre ein Wunder gewesen. Für die Anlage von Straßen hatte der letzte türkische Wali, der in dieser Beziehung ein weißer Rabe gewesen war, zwar mancherlei getan, doch besaß das Land erst eine einzige Bahn, die Linie Rustschuk-Varna, die von einer fremden Gesellschaft auf das liederlichste gebaut worden war. Von einem städtischen Leben konnte man kaum sprechen. Sofia war kaum mehr als eine schmutzige Kleinstadt, deren ärmliche Hütten ein paar stattliche Regierungsgebäude und Kirchen umgaben, und wenn manche altbulgarische Siedelung, wie etwa die ehrwürdige Krönungsstadt Trnova, behäbiger und wohnlicher ausschaute, so entsprach die wirtschaftliche Lage ihrer Bewohner doch kaum den Begriffen, die sich der Westeuropäer von städtischem Leben zu bilden pflegt.

Unter solchen Umständen sind die Fortschritte, die Bulgarien in der kurzen Zeit seines Bestehens gemacht hat, aller Ehren wert. Wenn wir uns fragen, wem das Land seinen Aufschwung zu danken habe, so müssen wir den nüchternen, ausdauernden Fleiß der Bewohner und daneben auch die Tatsache anführen, daß es den Bulgaren im Gegensatz zu den in dieser Hinsicht gradezu bemitleidenswerten Serben geglückt ist, kluge, vom Bewußtsein ihrer sittlichen Pflichten erfüllte Männer mit der Krone des jungen Staates zu schmücken. Das Ausland förderte die Bulgaren selbstverständlich nur dort, wo es damit seinem eigenen Nutzen diente, und oft genug waren die Interessen der fremden Gläubiger, welche den Staat beispielsweise so lange wie möglich an der Einführung von Schutzzöllen hinderten, das wichtigste Hemmnis des Fortschrittes.

Um zu erkennen, welchen gewaltigen Aufschwung die bulgarische Landwirtschaft in dem letzten Menschenalter genommen hat, braucht man nur den Wert der bulgarischen Ausfuhr damals und jetzt miteinander zu vergleichen. Weil bei ihr landwirtschaftliche Erzeugnisse (Getreide und Mehl, tierische Nahrungsmittel, lebende Tiere, Rosenöl, Häute und Lederwaren) sehr stark überwiegen, liefert sie uns dafür den besten und sichersten Maßstab. Der Wert dieser Ausfuhr ist in der Zeit von 1879 bis 1910 von 20 bis auf 130 Millionen gestiegen. Besonders ist der Anbau von Öl-, Handels- und Industriepflanzen sehr wirksam gefördert worden. Zuckerrüben konnte man erst bauen, als österreichische und belgische Kapitalisten Zuckerfabriken errichtet hatten. Die Rosenkultur mußte allerdings schwere Krisen überstehen, und eine Zeitlang schien es, als sollten die Rosengärten ganz und gar dem einträglicheren Weinbau weichen. Heute ist es aber auch damit besser geworden; in den letzten Jahren hat sich sogar die Fläche der Rosengärten nicht unerheblich vergrößert.

Nicht so gut wie zur Land- und Gartenwirtschaft ist unser Königreich von der Natur zum Bergbau ausgestattet worden. Daß die benachbarten Serben über weit mehr Bodenschätze verfügen, zeigt schon die Tatsache, daß Serbien zehnmal soviel Metalle und Metallwaren zur Ausfuhr bereitzustellen vermag. (Wert der Ausfuhr dort 10 Mill., hier dagegen nur 1 Mill.) Immerhin besitzt Bulgarien so viel Braunkohlen, daß es im Kriegsfalle seine junge Industrie und seine Lokomotiven, deren Zahl sich bereits dem zweiten Hundert nähert, mit Feuerung versorgen kann.

Auf sein verhältnismäßig recht dichtes Eisenbahnnetz (rund 2400 km) darf Bulgarien mit Recht stolz sein. Wenn man dessen Entwickelungsgeschichte verfolgt, hat man sogar den Eindruck, daß man den Eisenbahnen zuliebe manche fürs erste notwendigere Ausgabe zurückgestellt habe. Außerdem ist den Bulgaren der Vorwurf gemacht worden, sie hätten über dem Streben, die entlegensten Teile des Staates durch lange Diagonalbahnen zu verbinden, die individuellen Interessen mancher größeren Siedelungen außer acht gelassen. Aber mag dem sein wie ihm wolle, gerade im Kriege werden die Bulgaren allen Grund haben, sich ihres dichten Eisenbahnnetzes zu freuen, weil dadurch der Aufmarsch und etwa notwendig erscheinende Umordnungen der kämpfenden Heere sehr erleichtert werden. Sicherlich kann in dieser Hinsicht kein Balkanstaat, selbst Rumänien nicht, mit Bulgarien verglichen werden, obgleich der

Eisenbahnbau bei der Gebirgsnatur dieser Gebiete stellenweise mit sehr erheblichen Schwierigkeiten rechnen mußte.

Es versteht sich von selbst, daß der Aufschwung des Ackerbaus und der Ausbau des Eisenbahnnetzes auch der Industrie und damit der städtischen Kultur sehr zugute kamen. Nachdem es der Regierung geglückt war, sich von der Bestimmung des Berliner Vertrages freizumachen, welche den ausländischen Industrien zuliebe die Einführung von Schutzzöllen verbot, gab sie sich die allergrößte Mühe, eine lebensfähige Textilindustrie zu schaffen. Da die Botaniker uns versichern, Ostrumelien sei ganz gut imstande, größere Mengen von Baumwolle zu liefern, werden diesem Gewerbe vielleicht noch natürliche Vorteile zustatten kommen, an die man vorerst gar nicht gedacht hatte. Schon vor dem Kriege wurden in 60 Fabriken für mehr als 10 Mill. Lĕi Gewebe hergestellt; das ist fast die Hälfte des Wertes der in Bulgarien fabrikmäßig erzeugten Nahrungsmittel und Getränke, obgleich dieser Industriezweig in dem Agrarstaat naturgemäß die besten Lebensbedingungen findet. Günstig für die Industrien sind der niedrige Arbeitslohn, der dem bedürfnislosen Bulgaren immerhin noch ein höheres Auskommen verschafft, als er vordem bei der selbständigen Ausübung urväterischer Hantierungen zu erreichen vermochte, und der Umstand, daß der einheimische Fabrikant sich dem Geschmack der Bevölkerung besser anzupassen vermag als seine englischen und deutschen Konkurrenten.

Daß es mit dem bulgarischen Wirtschaftsleben rüstig vorangeht, wird wohl durch nichts so klar erwiesen wie durch das rasche Wachstum der bulgarischen Städte. Aus Sofia, das am Ende der Türkenherrschaft kaum 20000 Einwohner zählte, ist eine glänzende Großstadt geworden, und neben dieser Hauptstadt konnte man vor dem großen Balkankriege schon 26 bescheidenere Siedelungen aufzählen, die mehr als 10000 Einwohner besaßen. Dabei ist das Anwachsen der städtischen Bevölkerung nicht etwa auf eine unnatürliche Förderung von allerlei Gewerben, auf die letzten Endes doch nur unheilvollen Erscheinungen einer Gründerzeit zurückzuführen, sondern es entspricht nur dem frischeren Leben des ganzen Staates und der erhöhten Kaufkraft der Landbewohner. Heutzutage zeigt sich in diesen Städten auch schon ein löblicher Wetteifer, ihren Einwohnern die neuesten Errungenschaften städtischer Kultur, Wasserleitung, Kanalisation, elektrische Beleuchtung u. a. m. zugänglich zu machen. Wie bei der Anlage bäuerlicher Musterwirtschaften und der Einrichtung neuer Fabriken findet auch hier fremde Intelligenz noch ein weites Feld, sich zu betätigen. Dieser Umstand wird nach dem Kriege hoffentlich auch unseren deutschen Landsleuten noch in erhöhtem Maße zugute kommen.

Daß das bulgarische Wirtschaftsleben durch den großen Weltkrieg in mehr als einer Hinsicht entscheidend beeinflußt werden wird, steht außer allem Zweifel. Ja, sogar über die Art und Weise, wie sich der Wandel vollziehen wird, darf man schon manche wohlbegründete Vermutung äußern.

Ehe wir das tun, mag die Zusammenstellung vom Jahre 1911 den Leser darüber aufklären, wie sich der bulgarische Auslandshandel vor dem großen Balkankriege gestaltet hatte. Schon damals stand der deutsche Handel mit einem Werte von 62 Millionen Lĕi an erster Stelle. Ihm folgten ziemlich auf einer Linie (54 und 49 Mill.) England und Österreich-Ungarn, während es der türkische Handel auf 45 und der französische auf 36 Millionen Lĕi gebracht hatte. Italien war dagegen nur mit 13 und Rußland, das großmächtige Rußland sogar nur mit 6 Millionen Lĕi vertreten. Belgien, dessen geringer Einfuhr eine Ausfuhr von 54 Millionen gegenüberstand, haben wir mit gutem Bedacht aus der Rangordnung ausgeschaltet, denn es handelte sich dabei fast ausschließlich um Getreide, das zum großen Teil über die belgischen Häfen nach Deutschland ging, so daß der Wert eigentlich bei Deutschland verbucht werden müßte.

Da es sich bei der englischen Einfuhr in erster Linie um Fabrikate und Halbfabrikate handelt, die von Deutschland ebenso gut und ebenso billig geliefert werden können, und da der deutsche Markt für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, mit denen Bulgarien nur zahlen kann, noch unbegrenzt aufnahmefähig ist, darf man wohl voraussetzen, daß wir nach dem Kriege in Bulgarien das stolze Albion zum guten Teile beerben werden. Ähnliches wie für Deutschland gilt auch für Österreich-Ungarn. Der Türkei dagegen wird der Nachbarstaat schon um seines Holzreichtums willen ein er-

wünschter Geschäftsfreund bleiben. Bei der großen Zukunft des anatolischen Bergbaus werden die Osmanen ihre Bezüge in vielleicht gar nicht so ferner Zeit mit allerlei Metallen bezahlen können, die den Bulgaren von dem Geschick vorenthalten worden sind.

Schon diese groblinige Skizze dürfte unsere Landsleute davon überzeugen, daß wir an unserem jüngsten Bundesgenossen auch in wirtschaftlicher Hinsicht einen jugendfrischen, zukunftsreichen Freund gewonnen haben, der wohl imstande ist, auch unser Wohl zu fördern, wenn er zum Besten seiner eigenen Söhne den Pflug durch die Schollen führt und sich mit noch ungelenker Bauernfaust am Webstuhl und Amboß zu schaffen macht.

Graudenz. Professor Fritz Braun.

Lange erwartet, ist das von Sr. Majestät dem Kaiser in Auftrag gegebene „Volksliederbuch für gemischten Chor“ vor kurzem bei C. F. Peters (Leipzig) in Partitur und Stimmen erschienen. Erstere verteilt den Inhalt auf zwei Bände, davon jeder zu dem ungewöhnlich billigen Preis von 3 Mark abgegeben wird, und bringt im ganzen 604 Nummern. Nach Einteilung und Charakter schließt sich die neue Sammlung dem mittlerweile mit größtem Erfolg eingebürgerten kaiserlichen „Volksliederbuch für Männerchor“ an. Es handelt sich wiederum um eine volkstümliche Musik höherer Art, von einer Beschränkung auf kleinste Formen und leichtesten Satz ist auch diesmal grundsätzlich abgesehen worden. Wie sein Vorgänger will das Volksliederbuch für gemischten Chor zur Bildung und Erziehung des Volkes dadurch beitragen, daß es ihm eine Übersicht des Besten in die Hand gibt, was die Kunst des unbegleiteten Chorgesanges für gemischte Stimmen in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat. Dem geschichtlichen Hergang entsprechend sind in dem neuen Volksliederbuch die älteren Zeiten besonders reich und rühmlich bedacht, die um Isaac, Senffl, Lasso und die anderen Klassiker stehenden Meister des A-capella-Gesanges bis zu H. L. Hassler kommen mit ihren schönsten und einstmals bekanntesten Stücken zur Geltung. Aber auch der neueren, mit P. Schulz, C. Zelter beginnenden, in Mendelssohn und seinem Kreise gipfelnden Blütezeit ist ihr volles Recht geworden. Für die früheren und späteren Perioden, wo die Gattung ruhte, treten ähnlich wie in dem Volksliederbuch für Männerchor Bearbeitungen einstimmiger Melodien ein, zu deren Ausführung die besten Kräfte herangezogen worden sind.

So bringt dieses neue Volksliederbuch einen Zuwachs zum Chormaterial des musikalischen Deutschlands, der wissenschaftlich und praktisch seinesgleichen nicht hat und als Friedensarbeit mitten im Kriege doppelt ins Gewicht fällt. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Ohne Zweifel werden unsere Chorvereine das Buch schon jetzt um so mehr benutzen, als sie die Zeit auf den A-capella-Gesang verweist.

Die Leitung der Ausgabe lag in den Händen von Max Friedlaender, der auch die Einleitung und im Verein mit Joh. Bolte die Anmerkungen zu den einzelnen Nummern verfaßt hat.

Von den Bearbeitern seien genannt: Leo Blech, Max Bruch, Rob. Fuchs, Fr. Gernsheim, S. v. Hausegger, E. Humperdinck, Hans Huber, Rob. Kahn, Wilh. Kienzl, Arno Kleffel, Iwan Knorr, Arnold Mendelssohn, Siegfr. Ochs, A. v. Othegraven, Max Reger, Herm. Riedel, H. Riemann, Jul. Röntgen, E. Rudorff, Ph. Scharwenka, Max Schillings, Leop. Schmidt, Bernh. Scholz, Gust. Schreck, E. E. Taubert, Ph. Wolfrum, ferner (zugleich als Mitglieder der Redaktionskommission) Fr. Hegar, Herm. Kretzschmar, E. Mandyczewski, Georg Schumann.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 4 1. JANUAR 1916

Die Kriegsnöte Ostpreußens in früherer Zeit.

Von A. Bezzenberger.

Wie Menschen, so gibt es auch Länder, die von hartem Geschick verfolgt sind, und ein solches Land ist Ostpreußen. Seit der deutsche Orden im Jahre 1230 hier Einzug hielt, ist kein Jahrhundert vergangen, in dem nicht die Rossehufe der apokalyptischen Reiter von der Weichsel bis zur Memel und von der Neide bis zur Ostsee Menschen und Saaten zerstampft, und die Flammen brennender Orte dazu geleuchtet hätten. Kaum einen Fuß ostpreußischen Bodens gibt es, der nicht von Blut getränkt wäre, und alles, was die Welt anderswo an Kriegsgräueln, Pestilenz und Hungersnot gesehen hat, ist von dem schönen Lande mehr als einmal erduldet. Das ist zwar nicht unbekannt, aber unter Not und Drang unserer Zeit ist die Erinnerung an die früheren Kriegsleiden Ostpreußens so verblaßt, daß es gut ist, sie aufzufrischen, denn man wird sehen, daß sich die Gegenwart nur selten so in der Vergangenheit spiegelt, nur selten so viel von ihr lernen kann, wie eben in diesem Falle.

I.

Die 53 Jahre, deren es bedurfte, um die Lande zwischen Weichsel und Memelstrom dem deutschen Orden zu unterwerfen, zeigen ein Ringen von Kräften, die sich noch nie gemessen haben, ohne den Kampf auf beiden Seiten zu vergrausamen. Hier Herrenstolz und christlicher Glaubenseifer, dort der Trotz freier Bauern und eingewurzeltes Heidentum. Kein Wunder daher, daß fast jedes Blatt der Chroniken jener Zeit von blutigen Kämpfen, Überfällen und Aufständen, von Grausamkeiten aller Art, von Raub und Plünderung, Sengen und Brennen berichtet; kein Wunder auch, daß der Orden Scharen von Gefangenen in Gegenden verschleppte, in denen er vor ihrer Feindschaft gesichert zu sein glaubte, und daß flüchtige heidnische Haufen bei ihren östlichen Nachbarn Asyl suchten.[1])

Im Jahre 1241 konnte der Orden glauben, die westlichen Landschaften Preußens unter sein Joch gezwungen zu haben. Aber wie äußerlich seine Herrschaft dort begründet war, zeigte schon das folgende Jahr, in welchem der sogenannte erste Aufstand der

1) Die flüchtigen Stammespreußen sind dort im allgemeinen verschollen, aber im Gouvernement Grodno will man noch heute sprachliche Spuren einer preußischen Flüchtlingsniederlassung erkennen, und dies nicht ohne geschichtlichen Grund. Eine der vielen für die Kriegführung des Ordens bezeichnenden Stellen berichtet nämlich „eodem anno (1277) tempore autumni fratres iterum armata manu intraverunt terram Pogesanie“ (in ihren alten Grenzen liegt Kadienen) „et vastata iterum incendio et rapina et captis et occisis omnibus praeter paucos, qui cum familia sua versus Lethoviam ad territorium castri Garthe [d. i. Grodno] recesserunt, ipsam in solitudinem redegerunt“, und die russische Hypatius-Chronik bestätigt diese Nachricht.

Neubekehrten ausbrach. Die Anstrengungen, welche der Orden elf Jahre lang gegen ihn machen mußte, waren groß, erschöpften aber Mut und Kräfte der Kreuzritterschaft so wenig, daß sie gleich nach Unterwerfung der Abfälligen an den Erwerb der noch unbezwungenen preußischen Gaue gehen konnte. Zwei von ihnen, Galindien und Barten, scheint sie ohne große Mühe eingenommen zu haben, aber unerwartet schwer waren die Opfer, die sie für die Bewältigung der dritten, des gesegneten Samlandes, bringen mußte, denn hier hatte sie den Widerstand nicht nur der ansässigen Bevölkerung zu brechen, sondern auch kurischer und litauischer Haufen, die über Nehrung und Haff den blutsverwandten Samen beisprangen. Auch hier war der Erfolg auf seiten des Ordens, aber wieder war er zunächst nur ein äußerlicher, denn durch die christliche Fremdherrschaft gereizt und ermutigt durch Verwicklungen des Ordens in Livland, zumal seine schwere Niederlage bei Durben (1260), empörte sich die gesamte preußische Heidenschaft, und es dauerte fast 15 Jahre, ehe der Orden dieses neuen, des sogenannten großen Aufstandes Herr wurde. Mit äußerster Erbitterung ist in seinem Verlauf gekämpft. Zahllose Preußen, zahllose christliche Bekenner sind dabei gefallen, und weithin hat in diesem langen Zeitraum neben dem Schwert die Brandfackel gewütet. Noch heute trifft der Spaten des vorgeschichtlichen Forschers auf ausgedehnte samländische Aschenplätze und in ihnen auf Reste einer hohen Kultur, die damals vernichtet ist. Doch auch dieser Mißerfolg vermochte noch nicht, den Nacken des tapferen Volkes zu beugen. Noch dreimal stand es gegen den Orden auf, und erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts — nach der 5. Apostasie, wie sich ein Chronist ausdrückt — war die christliche Kirche in den altpreußischen Gauen vor neuer Gefährde sicher.

Ebenso schwer wie die Kämpfe, die der Orden von 1230 bis 1241 um seine westlichen Gebiete hatte bestehen müssen, waren die, durch welche er die litauischen Stämme der Nadrauer, Schalauer und Sudauer und damit die östliche Hälfte der heutigen Provinz Ostpreußen unterwarf (1274—1283). Im Gegensatz zum Westen aber, wo den Zeiten der Verwüstung im allgemeinen eine friedliche Entwicklung folgte, wurde hier nur ein Teil des eroberten Landes in Kultur genommen. Verödet, wie es während seiner Bekriegung geworden war, blieb der andere weithin und gehörte jahrhundertelang zu der großen „Wildnis", die den Ordensstaat im Osten und Süden umgab.

Durch diese Eroberungen erhielt der Orden im Memelstrom eine natürliche Ostgrenze, jedoch nicht deshalb waren sie unternommen, sondern um, wie vorher Preußen, so nunmehr Litauen zum christlichen Glauben zu zwingen. Anders aber, als dort, griffen die Kreuzritter hier ein Volk an, das bereits damals einer einheitlichen Führung nicht ermangelte, schon bald nachher zu einem mächtigen Staatswesen sich vereinigt sah und nun über alle Mittel nicht nur der Abwehr, sondern auch des Angriffs verfügte. Indessen der Orden schreckte davor nicht zurück. Fast Jahr um Jahr unternahm er, oder unternahmen fremde Herren, die aus Glaubenseifer, oder um Ritter-, auch wohl Minnedienst zu üben, nach Preußen kamen, „Reisen" nach Litauen, und ebensooft wurden diese Heerzüge von den Litauern erwidert. Ruhten aber die Streitkräfte auf beiden Seiten aus, so wurden die Feindseligkeiten durch die

„Strutter" fortgesetzt, d. h. durch Freibeuter, die besonders in der Wildnis ihr Wesen trieben und in ihrem Kleinkrieg keine Schonung kannten.

Aus diesen und anderen Verhältnissen entwickelte sich ein Kriegszustand, der bis zu dem der ersten Schlacht von Tannenberg folgenden ersten Thorner Frieden (1411) währte, und auch da nicht zur Ruhe kam. Was das Land im Verlaufe dieses langen Zeitraumes zu erdulden hatte, ist zwar in allen Einzelheiten nicht bekannt, aber daß seine Leiden damals ungeheuer gewesen sind, lehren die folgenden Tatsachen zur Genüge: 1311 trieb König Witen nach Plünderung Ermlands 1200 Weiber und Kinder vor sich her. Auf einem Zuge durch das Pregeltal wurden von den Litauern im Jahre 1376 fast 1000 Einwohner erschlagen oder gefangen weggeführt, und 1409 hatten zahlreiche Bewohner Memels dasselbe Schicksal. 1315 ward Ragnit berannt und die Ernte zerstört, 1347 seine Umgebung verwüstet, 1323 und 1359 Memel, 1345 Rastenburg eingeäschert. Anfang 1347 drangen die Litauer, alles verwüstend, ermordend oder wegschleppend, über Rastenburg und Rössel bis Leunenburg und Gerdauen und im Herbst in die Gebiete von Insterburg, Wehlau (das sie verbrannten), Wohnsdorf und abermals Gerdauen, 1352 bis Labiau, Rössel, Wartenburg, Allenstein und Guttstadt. 1360 zerstörten sie Johannisburg und Eckersberg, und 1370 brandschatzten sie die Umgegend von Ortelsburg, nachdem sie im Anfange dieses Jahres über das Eis des Kurischen Haffes den großen Einfall in das Samland gemacht hatten, den sie in der Schlacht bei Rudau, unweit Königsberg (17. Februar), wenn auch nicht mit Tausenden, so doch mit einem Verluste vieler Hunderte büßen mußten.

Diese Tatsachen sind nur Beispiele und ließen sich vermehren. Aber da sie nur sozusagen Kapitelüberschriften sind, ziehe ich es vor, eine Schilderung hierher zu setzen, die zeigt, welch grauenvollen Inhalt sie oft, wenn nicht immer, in sich schlossen. Es ist dies die Schilderung, die Voigt, Geschichte Preußens VII, S. 78 f., von der Einnahme Gilgenburgs macht, welche kurz vor der Schlacht bei Tannenberg, unmittelbar nachdem Soldau und Neidenburg unter Mord und Brand erstürmt waren, unter den Augen König Jagellos erfolgte: „Da die Bewohner der Umgegend alle ihre Habe in ihre Mauern gebracht hatten, so schien sie dem Feinde überaus reich, und der wilde Krieger fand daher einen Raub, wie er ihn nicht vermutet. Aber damit nicht zufrieden, trieb die Rachgier zu Mord und Gräueln aller Art, denn da meist rohes und blutdürstiges Tatarenvolk die Stadt erstürmt hatte, so kannte die Barbarei der Krieger keine Grenze in der Grausamkeit. Fast alle Männer und Jünglinge erwürgte das feindliche Schwert; weder dem Alter noch Geschlechte galt einige Schonung. Eine große Zahl von Frauen und Jungfrauen hatten Rettung in der Pfarrkirche zu finden gehofft; allein sie ward erstürmt; eine ganze Nacht besudelten die barbarischen Krieger den heiligen Ort mit Lastern und Missethaten jeglicher Art, und nachdem sie ihre viehische Lust gestillt, lasen sie die schönsten Jungfrauen als Gefangene aus, schnitten andern die Brüste ab, schlossen die übrigen am Morgen in die Kirche ein und steckten diese in Brand. Mit den geraubten Heiligthümern trieben die Heiden Spott und Hohn, und als endlich die unglückliche Stadt nichts mehr darbot, was zur Sättigung der Raubgier und Sinnenlust dienen

konnte, ward sie an allen Orten angezündet und vom Feuer verzehrt."

Um sich aus dem Elend, welches der eben behandelte Zeitabschnitt von fast zweihundert Jahren (1230—1411) Schlag auf Schlag über Preußen gebracht hatte, nur einigermaßen emporzuarbeiten, hätte das Land einer langen Ruhezeit bedurft. Aber erst nach mehr als einem weiteren Jahrhundert wurde sie ihm zuteil.

Besorgt um seine eigne Machtstellung hatte Großfürst Witowt von Litauen, unter dessen Leitung der Friede von 1411 verhandelt wurde, es verstanden, durch ihn Polen und den Orden im Gleichgewicht zu erhalten und späteren Zwistigkeiten beider Mächte einen weiten Spielraum zu lassen. Da überdies der Orden durch Kaiser Sigismund zur Fortsetzung des Krieges ermuntert, sein Ansehen in Polen aber durch die Absetzung Heinrichs von Plauen und andere Vorgänge im Ordenslande herabgemindert wurde, die Ausführung der Friedensbestimmung nicht in Fluß kam, und zahlreiche kleine Reibereien die gegenseitige Abneigung schürten, konnte es nicht überraschen, daß die Polen schon 1414 wieder in Preußen einbrachen. Alles verwüstend, drangen sie über Allenstein in das Bistum Ermland, wo man binnen weniger Wochen 1000 Erwürgte und beinahe 30 zerstörte Kirchen zählte. Landsberg, Zinten, Kreuzburg, Mühlhausen, Liebstadt, Mohrungen, Saalfeld und Liebemühl wurden in Asche gelegt, zahllose Dörfer vernichtet, meilenweite Landstrecken verwüstet, und ebenso unmenschlich wie in Ostpreußen hausten die Feinde in den angrenzenden westpreußischen Bezirken.

Diese Leidenszeit währte zwar nur neun Wochen, brachte das Land aber dennoch von neuem an den Rand der Verzweiflung, und die Ruhe, die ihr folgte, war nicht nur kurz, sondern wurde auch unheilvoll dadurch gestört, daß sich nach den Verheerungen Hungersnot einstellte und im Sommer 1416 die Pest wütete — dieser furchtbare Gast, der Ostpreußen so oft und im 15. Jahrhundert auch 1427, 1439, 1464, 1466 und 1474 heimgesucht hat.

Während der Krieg von 1414 nur von dem Orden und Polen ausgefochten war, sah sich der Orden bald nachher wiederum auch der Feindschaft Litauens gegenüber, mit welchem Besitz und Grenzen Samaitens alte Streitpunkte bildeten. Nach längeren fruchtlosen Verhandlungen über sie und noch immer nicht ausgetragene Ansprüche Polens, die der Friede von Thorn offen gelassen hatte, stieß Witowt mit Heeresmacht zu König Jagello, und die vereinten Streitkräfte beider Fürsten brachen im Juli 1422 in das Ordensland ein. Wieder war der Krieg von kurzer Dauer, und unmittelbar wurde Ostpreußen noch weniger als 1414 von ihm betroffen; denn abgesehen von Verwüstungen, die schwärmende Rotten anrichteten, gehörten hier nur die Gebiete von Osterode, Soldau und Neidenburg zum Kriegsschauplatz. Indessen die schweren Verluste, welche der Feind westpreußischen Landesteilen, besonders dem Kulmerlande, zufügte, und die ungeheuren Ausgaben, welche der Orden für seine Söldnerscharen machen mußte, drückten schwer auf die Gesamtheit seiner Untertanen, und so sahen sich die Ostpreußen abermals um die Früchte mehrjähriger Arbeit gebracht.

Der Friede am See Melno (1422), der diese Kriegszeit abschloß, kam den Ansprüchen Litauens und Polens so weit entgegen, daß der Orden sich der Hoffnung hingeben durfte, für abseh-

bare Zeit die Waffen ruhen lassen zu können. Aber diese Hoffnung trog. Streitigkeiten zwischen Witowts Nachfolger Swidrigello und König Jagello veranlaßten diesen, dem Orden ein Bündnis anzutragen. Als aber der Hochmeister (seit 1422 Paul von Rußdorf) ein solches nicht nur ablehnte, sondern vielmehr in ein Bundesverhältnis mit Swidrigello trat, erbitterte er dadurch den polnischen König so, daß er zum Kriege gegen den Orden rüstete und Heerhaufen an die preußische Grenze warf. Nunmehr eröffnete der Meister die Feindseligkeiten, und seine Scharen drangen sengend und brennend, wie es die Unsitte der Zeit war, über die polnische Grenze (1431). Trotzdem bemühte man sich beiderseits noch um die Erhaltung des Friedens, indes vergebens gingen die Unterhändler hin und her: im Juni 1433 loderte der Krieg in hellen Flammen auf. Diesmal war es indessen nicht sowohl die polnische Macht, die den Orden bedrängte, als namentlich ein Heer von Hussiten, die sich mit Polen verbündet hatten, weil, wie sie vorgaben, der Orden dem römischen Könige Beistand gegen sie geleistet habe und ungerechterweise in das Land ihres Schutzherrn, des Königs von Polen, eingefallen sei. Auch in diesem Falle wurde Ostpreußen von den kriegerischen Vorgängen zwar nur wenig berührt, denn sie spielten sich überwiegend in der Neumark und dem südlichen Pomerellen ab, jedoch ganz frei vom Feinde blieb es nicht, und mit der Gesamtheit mußte es neue Steuerlasten tragen. Überdies hatten wie die Feinde, so die verhungerten und beutegierigen Söldner des Ordens die preußischen Lande weithin ausgesogen und verwüstet, und so herrschte denn auch in Ostpreußen die bitterste Not, als zunächst der Waffenstillstand (1433), dann der „ewige" Friede von Brzesc (1436) geschlossen wurde. Er hinderte indessen nicht, daß polnische Hauptleute noch längere Zeit die preußischen Grenzgebiete durch Raubzüge in Schrekken setzten.

Kaum war der Friede zustande gekommen, als sich über ihn ein Sturm der Entrüstung gegen den Hochmeister erhob. Man warf ihm vor, daß er durch den Friedensschluß seine Pflichten gegen Kaiser und Papst sowie das Bündnis mit Swidrigello verletzt, das heiß umstrittene Samaiten preisgegeben und überhaupt sowohl gegen seine Befugnis, wie gegen Ehre und Interessen des Ordens verstoßen habe. Vergebens berief er sich dem gegenüber auf „Not und Gedrang" und die Erschöpfung seiner Kräfte, vergebens darauf, daß weder vom Kaiser, noch vom Orden, noch von Swidrigello ihm die Hilfe gebracht sei, auf die er mit Recht habe zählen dürfen: der Kaiser wetterte, im livländischen Ordensgebiet, das durch den Verlust Samaitens allerdings schwer betroffen war, drohte offene Widersetzlichkeit, der Deutschmeister aber lud den Hochmeister auf den Sonntag Kantate 1438 zur Verantwortung nach Mergentheim.

Aus diesem dreisten Ansinnen entwickelte sich ein Zwiespalt, der allmählich immer schärfere Formen annahm und von übelster Wirkung auf das Ordensland war. Schon geraume Zeit waren hier weite Kreise, besonders die Städte, deren Wohlstand die Kriegsläufte vernichtet oder doch geschmälert hatten, mit dem Ordensregiment unzufrieden. Überall klagte man über Lasten und Bedrückungen, über Bruch des alten Rechts, Gewalttätigkeiten der Herrschaft und Sittenlosigkeit der Ritter, und an vielen Orten regte sich der

Wunsch, das Joch der aus Deutschland gebürtigen Kreuzträger, das man als Fremdherrschaft empfand, abzuwerfen. Nun, wo das Ansehen des Hochmeisters und die Kraft des Ordens schwer erschüttert waren, schien die Zeit gekommen, auf Abhilfe der Landesbeschwerden zu dringen, und so traten denn im Sommer 1439 Abgesandte der großen Städte in Elbing zusammen, um gemeinsame Klage an den Hochmeister zu richten. Dieser aber lehnte ihre Beschwerden ab, und die Folge war, daß ein großer Teil des unzufriedenen Landadels, namentlich des Kulmerlandes, mit den Städten gemeinsame Sache machte, und von der westpreußischen Ritterschaft und zahlreichen Städten (darunter die ostpreußischen Königsberg, Wehlau, Allenburg, Heiligenbeil, Zinten und Landsberg) der preußische Bund geschlossen wurde, dessen Glieder sich gemeinsam gegen jede Bedrückung helfen und überhaupt ihr Bestes gegenseitig fördern sollten. Jedes Mitglied aber sollte seinem Herrn das leisten, wozu es durch seine Privilegien verpflichtet war.

So war der Schein gewahrt, allein der Hochmeister (seit 1441 Konrad von Erlichshausen) ließ sich dadurch nicht über die Gefahr täuschen, mit welcher dieser Zusammenschluß von Mißvergnügten den Ordensstaat bedrohte. Er verhandelte und ließ verhandeln, suchte Verwaltung und Rechtspflege zu bessern, Handel und Gewerbe zu heben, hielt auf strenge Ordnung in den Konventen und erreichte durch alles das, daß nach und nach zahlreiche Glieder des Bundes diesem entsagten. Aber gerade die gefährlichsten Mitglieder vermochte er nicht auf seine Seite zu ziehen, und die Schwächung, welche der Bund durch des Meisters Bemühungen erfahren hatte, wurde dadurch wettgemacht, daß sich ihm — bald nachdem Ludwig vor Erlichshausen Hochmeister geworden war (1450) — die adlige Gesellschaft der Eidechsen anschloß. So hieß ein Verein, der 1397 von vier Rittern des Kulmerlandes gegründet, vom Orden anerkannt und Jahrzehnte hindurch öffentlich nicht hervorgetreten war. Sein ausgesprochener Zweck war, wie der des Bundes, gegenseitiger Beistand seiner Mitglieder, aber es ist kaum zweifelhaft, daß hier wie dort die Spitze der Vereinigung sich gegen den Orden richtete, und zwar von Anfang an. Ein grelles Licht auf die Gesinnung der Begründer der Eidechsengesellschaft wird durch die Tatsache geworfen, daß einer von ihnen, Nikolaus von Renys, in der Schlacht bei Tannenberg als Bannerführer des Kulmerlandes mit seinen Genossen schmählich entwichen ist.

War der Bund schon vorher eine Gefahr für den Orden gewesen, so wurde er nun bald zu dessen offener Bedrohung. Überall suchte er die Unzufriedenheit zu schüren, immer trotziger trat er dem Hochmeister gegenüber, immer mehr wurde sein Mißvergnügen zum Haß, und schon bald verstieg sich dieser zu landesverräterischen Gedanken und Plänen. Die Verlegenheit, in welche der Orden hierdurch kam, war so groß, daß er bei Papst und Kaiser Beistand suchte. Jedoch nicht einmal der päpstliche Bann vermochte die Verbündeten zu schrecken, und als der Kaiser nach längeren Verhandlungen im Jahre 1453 gegen sie erkannt und den Bund für nichtig erklärt, König Kasimir von Polen aber auf Bitte eines Abgesandten der Eidechsenritter sich zum Schutzherrn der bedrängten Ordensuntertanen aufgeworfen hatte, geriet das von Sendboten des Bundes mehr und mehr aufgeregte Land in

wilde Gärung. Vergebens versuchte der Hochmeister noch einmal, die drohende Empörung zu beschwichtigen. Am 4. Februar 1454 kündigte ihm der Bund Gehorsam und Huldigungseid auf und trat in den Kampf. Binnen kurzem waren zahlreiche Burgen in seiner Hand, und wo ihm das Land nicht bereits zugefallen war, da schlug sich nunmehr Ritter-, Bürger- und Bauernschaft, eingeschüchtert durch Erfolg und zunehmende Macht der Verbündeten, auf seine Seite. Aber damit nicht genug: um die Lage des Ordens zu einer verzweifelten zu machen, erklärte ihm der polnische König den Krieg und die Bewohner Preußens für seine schutzbefohlenen Untertanen.

Auf diese Weise entbrannte der furchtbare Krieg, den erst der schmähliche zweite Friede von Thorn (1466) beendete — ein Krieg, in dem die zügellose Wut roher feindlicher Heere mit dem blinden Haß leidenschaftlicher Rebellen wetteiferte, zugleich ein Volks- und ein Bürgerkrieg, sowohl zu Land wie zu Wasser und oft in ehrlichem Feldkampf geführt, oft aber aufgelöst in Überfälle, Raub- und Brandzüge kleiner Heerhaufen. Und eben diese letztere Art der Kriegführung wurde, je länger, je mehr die übliche, denn mit der zunehmenden Dauer des Krieges erschöpften sich die Kräfte beider Parteien bis dahin, daß sie nicht allein von größeren, planmäßigen Unternehmungen absehen, sondern sogar die Unterhaltung der Söldner diesen selbst überlassen mußten. Umsonst bemühte sich der Hochmeister, diesem Unwesen zu steuern. Es war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, was er an Geld und Geldeswert zusammenbrachte, und die Verschreibungen, die er seinen Söldnerhäuptlingen zur Befriedigung ihrer Forderungen auf Ordensgüter ausstellte, waren nicht nur bestenfalls ein Augenblicksbehelf, sondern gefährdeten auch die Ordensherrschaft in unheilvollster Weise. Am erschreckendsten und erschütterndsten zeigte dies bereits das Jahr 1456. Eine Anzahl der Hauptleute, an ihrer Spitze der Böhme Ulrich Czirwenka, verschacherte damals, gestützt auf eine Verschreibung, den größeren Teil Preußens dem Könige von Polen, und bei Nacht und Nebel mußte Ludwig von Erlichshausen vor „schalkhaften Buben" aus der Marienburg weichen.

Es waren furchtbare Opfer, mit denen der Orden den Frieden bezahlen mußte, aber fast ebenso groß wie die schmerzende Wunde, die der Verlust Westpreußens in seinen Staatskörper riß, ebenso empfindlich wie die Herabwürdigung des Hochmeisters zum polnischen Reichsfürsten, war die Einbuße an innerer Kraft, war der allgemeine, sowohl materielle, wie sittliche Verfall, war das Elend, das der Krieg über die preußischen Lande gebracht hatte. Hören wir, was Voigt, Geschichte Preußens VIII, S. 705 f., hierüber sagt: „Von 21 000 Dörfern, welche das alte Ordensland vor dem Kriege gezählt haben soll, sah man jetzt nur noch 3013, und diese gänzlich verarmt und zum Teil entvölkert. Wie frevelhaft man selbst gegen alles Heilige gewütet, bewies die gottlose Verwüstung von 1019 Kirchen, und die noch vorhandenen waren fast alle ausgeplündert und durch Raub entweiht. Auch in den Städten boten sich überall nur schreckliche Szenen von Armut und Hunger, Verwüstung und menschlichem Elend in allen möglichen Gestalten dar; wie viele von ihnen waren nicht wiederholt in Aschehaufen verwandelt worden. Und welche furchtbare Zahl von Menschenopfern hatte der Krieg hin-

gerafft! Wie viel Kriegsvolk aus Polen selbst der König während des langen Kampfes verloren, ist nicht berechnet worden; an fremdem Söldnervolke aber sollen im ganzen Verlaufe des Krieges auf des Königs Seite 85000 bis 90000 Mann geblieben sein, die ungerechnet, welche aus Polen auf eigene Faust zu Fehde und Raub nach Preußen gezogen waren. Der Orden hatte im Anfange des Krieges in seiner gesamten Kriegsmacht füglich ein Kriegsheer von 71000 Mann aufstellen können; jetzt standen davon nur noch 1700 Mann da. Wie viel Mannschaft zu verschiedenen Zeiten vom Orden aus Deutschland und Livland herbeigesandt und hier im Kampfe erschlagen worden, konnte nicht gezählt werden, ebensowenig die vielen Tausende von Bürgern und Bauern, die in Zeiten der Not gegen den Feind aufgerufen und hingeopfert wurden. Von 15000 durch die einzige Stadt Danzig besoldeten Kriegern aber waren nur noch 161 Mann übrig; nahe an 2000 Bürger und Bauern aus ihrem Stadtgebiete waren erschlagen worden. Von 3000 Söldnern aus Thorn hatte das Schwert 2290 hingerafft... Elbings Söldner, an 1800 Mann stark, waren bis auf 700 aufgerieben. Die Zahl der Gebliebenen aus den kleinen Städten und Dörfern schätzte man auf ungefähr 90000 Bürger und Bauern. Sonach soll sich der ganze Menschenverlust nahe an 300000 belaufen haben. — Dazu nun noch die ungeheuren Geldsummen, die der Krieg verschlungen hatte. Man überschlug, daß der König 9600000 ungarische Gulden und der Orden gegen 5700000 ungarische Gulden auf den Kampf verwendet, ohne die Schulden bei fremden Fürsten und seinen Söldnern; Danzig hatte in verschiedenen Zeiten 700000 Mark, Elbing 85000 Mark, Thorn 191000 Mark, die kleineren Städte zusammen 500000 Mark zur Bestreitung der Soldschulden beigesteuert."

In welchem Umfange dieser Krieg Ostpreußen im besonderen geschädigt hat, ist in Worten und Zahlen nicht anzugeben. Wer aber die folgenden Daten liest:

1455 um Saalfeld, Osterode, Soldau, Mühlhausen und Braunsberg gekämpft; Pr.-Eylau erstürmt, Frauenburg erobert und in Brand gesteckt; Soldau, ein Teil Braunsbergs, die Königsberger Vorstadt Haberberg und die Speicher des dortigen Kneiphofs, Mehlsack (wo 500 Einwohner verbrannt oder erschlagen wurden), die Vorstadt von Rastenburg, desgl. von Schippenbeil und ein großer Teil Memels eingeäschert; Hohenstein und der Königsberger Kneiphof schwer bedrängt,

1456 Lyck und Lötzen von den Bündlern erstürmt; Rhein belagert, Allenstein eingenommen; Frauenburg abermals erstürmt; Brandenburg niedergebrannt; die Gegend von Lochstädt und Fischhausen geplündert,

1457 die Gebiete von Osterode und Gilgenburg verheert; Insterburg erstürmt und das dortige Schloß niedergebrannt; bei Balga und Heiligenbeil gerauft und gebrannt,

1458 Ansammlung von Heerhaufen bei Wehlau, Friedland, Gerdauen und Allenstein,

1460 Wehlau belagert; Wormditt überfallen und geplündert; bei Heiligenbeil gekämpft,

1461 Brandschatzungen bei Heiligenbeil, Balga und im Amt Mehlsack,

1461 und 1462 heftige Kämpfe um und in Braunsberg und Frauenburg,

1462 Fischhausen bis auf das letzte Haus verbrannt; die Gebiete von Heiligenbeil, Balga und Frauenburg mit

Raub und Feuer heimgesucht; Seeburg überfallen und eingeäschert,

1463 Preuß.-Holland an allen Ecken in Brand gesteckt,

1464 Friedland erstürmt, geplündert und verbrannt; Allenstein eingenommen; die samländische und die Memeler Küste geplündert; in Königsberg Schiffe und Speicher verbrannt; Ortelsburg belagert,

1466 die Gegenden von Preuß.-Holland, Wormditt, Heilsberg, Mehlsack und das Samland verwüstet,
— wer also allein diese Daten liest und es versteht, nur einen Teil ihres fürchterlichen Hintergrundes, lodernde Häuser, zerstampfte Äcker, zuchtloses Kriegergesindel, erschlagene Bürger, verzweifelte Bauern, flüchtige Bettlerscharen mit dem inneren Auge zu sehen, der wird nicht zweifeln, daß dieser Krieg auch über Ostpreußen ein übervolles Maß von Elend gebracht hat. Und hätte es beim Friedensschluß wenigstens aufatmen können. Aber dem war nicht so, denn noch lange nachher trieben Söldner und Söldnerhaufen im Lande und an seinen Grenzen ihr gewohntes Unwesen, und durch ihr Beispiel verführt, verübten auch Landeskinder, sogar unter dem Orden angesessene Edelleute, große und kleine Räubereien. Es kam sogar vor, daß eine Söldnerschar sich in Soldau festsetzte und als kriegführende Macht gegen den Orden behauptete.

Wie der Friede von Brzesc hieß auch der zweite Friede von Thorn ein ewiger und unverbrüchlicher. Indessen seine Bestimmungen waren für den Orden zu hart gewesen, als daß er ein dauernder hätte sein können. Es blieb weder aus, daß man hüben an Herstellung der Unabhängigkeit und Wiedergewinn der verlornen Lande dachte, noch daß man dies drüben empfand und mit Mißtrauen alle Handlungen des Ordens verfolgte, und hieraus entwickelte sich eine Spannung, die nur einer Verschärfung bedurfte, um zu einem neuen Kriege zu führen. In der Tat sah Polen nur zu bald den casus belli gegeben, und zwar teils infolge innerer Verhältnisse des Bistums Ermland, das durch den Thorner Frieden dem Könige von Polen untertänig geworden war, teils weil der Hochmeister Martin Truchses von Wetzhausen die von Polen geforderte Ablegung des Huldigungseides verweigerte und bekannt wurde, daß der päpstliche Nuntius Balthasar von Piscia alle Verpflichtungen des Hochmeisters, des Ordens und der Bewohner Preußens gegen den König von Polen für ungültig erklärt hatte.

Im September 1478 wurden die Feindseligkeiten polnischerseits eröffnet und ließen sich sehr gefahrvoll an. Aber der Krieg dauerte nicht lange, und von dem heutigen Ostpreußen hatte, wie 1414, wesentlich nur das Ermland (die Gegenden von Heilsberg, Guttstadt, Braunsberg, Wormditt) durch ihn zu leiden. Schon im Oktober 1479 kam er in Petrikau zu Ende, weil Polen seinen Gegnern überlegen war und deren Kräfte abermals durch Geldmangel gelähmt wurden, abermals aber auch die Hilfe, welche der Orden von außen erwartet hatte, ausblieb. Die Hoffnungen, die er auf den neuen Waffengang gesetzt hatte, blieben unerfüllt, und zähneknirschend mußte sich der Hochmeister zu dem Eide bequemen, von dem er Jahrs zuvor erklärt hatte, daß, ehe er ihn leiste, er lieber im eignen Blute ertrinken wolle.

Wiederum hatte also Polen einen vollen Sieg über den Orden errungen, aber da der Friede von Petrikau alles beim alten ließ, waren neue Reibungen

beider Mächte unausbleiblich, und wirklich war ihr friedliches Einvernehmen ohne Bestand. Unter der Regierung Johann von Tiefens, der Martin Truchses von Wetzhausen als Hochmeister folgte (1489), blieb es zwar ungetrübt, aber schon unter seinem Nachfolger, dem Herzog Friedrich von Sachsen (1498—1510), verschlechterten sich die preußisch-polnischen Beziehungen wieder in gefahrdrohender Weise. Bereits vor seiner Wahl hatte Herzog Friedrich den Ordensgebietigern die Versicherung gegeben, daß er den Huldigungseid nicht leisten werde, und als Hochmeister hielt er nicht nur an dieser Zusage fest, sondern ging in seinem Widerstande gegen Polen so weit, daß er in einer ausführlichen Denkschrift (1505) die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit des ewigen Friedens bestritt, indem er besonders betonte, daß das Rechtsverhältnis, in welchem der Orden zum Deutschen Reich und zum Papst immer gestanden habe und noch stehe, die Untertänigkeit des Ordens unter eine andere Macht ausschließe. Zugleich wies er nachdrücklich darauf hin, daß der Orden, dem Preußen als ein Hospital des deutschen Adels eingeräumt sei, aufhören würde, ein deutscher zu sein, sobald die Hälfte seiner Mitglieder aus Polen bestände, wie dies der ewige Friede ausbedungen hatte.

Das war eine klare und bestimmte Absage, aber wie sehr sie die Polen auch herausforderte, so führte sie doch nicht zum Kriege, denn, abgesehen von anderen Gründen, teils inneren, teils äußeren, ließ man es polnischerseits besonders deshalb auf einen neuen Bruch mit dem Orden nicht ankommen, weil man sah, daß sich die päpstliche Kurie mehr und mehr dem Hochmeister zuneigte, und gewärtigen mußte, diesmal Kaiser und Reich neben ihm auf dem Plane zu finden. Hatten ihm doch die Reichsfürsten auf den Reichstagen zu Freiburg und Augsburg ihre Hilfe für den Fall zugesagt, daß ihn Polen wegen des Huldigungseides bedrängen würde, und entsprach doch der wesentliche Inhalt seiner erwähnten Denkschrift ganz dem, was Kaiser Maximilian in einem Schreiben vom 16. März 1501 dem Hochmeister eröffnet hatte und in seinem an Papst und Reichsfürsten gerichteten Schreiben vom 4. August 1505 bestätigte. So begnügte man sich denn in Polen, den Orden mit Ansprüchen, gelegentlichen Beschwerden und Drohungen zu behelligen, auch hin und wieder durch Rüstungen zu erschrecken, behielt gegen ihn aber das Schwert in der Scheide, solange Friedrich von Sachsen lebte.

Im Jahre 1511 trat an dessen Stelle Markgraf Albrecht von Brandenburg. Nicht wenig hatte bei seiner Wahl der Umstand mitgesprochen, daß er ein Schwestersohn des damals regierenden Königs Sigismund von Polen war, allein die hierauf gegründeten Hoffnungen auf gütliche Lösung der zwischen Preußen und Polen obwaltenden Streitfragen gingen noch weniger in Erfüllung als die Erwartungen, die man auf seines Vorgängers verwandtschaftliches Verhältnis zum polnischen Königshause gesetzt hatte (sein Bruder Georg war mit einer anderen Schwester des Königs vermählt). — Der König nahm die Wahl Albrechts zwar beifällig auf, verlangte aber sofort nachdrücklich, daß der neue Meister ihm den Eid der Treue und Ergebenheit ohne Verzug leiste, und ließ keinen Zweifel, daß er — nachdem zwei polnische Könige über den Ausflüchten des letzten Hochmeisters gestorben waren — im Weigerungsfalle ver-

suchen werde, ihn mit Waffengewalt zu seiner Pflicht zu zwingen. Solches fordere, sagte er, das Recht und seines Reiches Ehre, aber man wußte ganz genau, daß des Hochmeisters Huldigungseid für ihn, den König, mehr war als eine Ehren- oder Rechtssache. Wußte auch, daß er kein Mittel scheuen würde, die preußische Frage in polnischem Sinne zu lösen, denn zwei Jahre vorher hatte er offen erklärt, er würde lieber alle ihm von den Russen abgedrungenen Lande als die Oberherrschaft über Preußen preisgeben. Wollte sich ihm Markgraf Albrecht nicht fügen, nicht Preußen und folgerecht auch Livland, also die ganze „nova Germania", polnisch werden lassen, so stand ihm daher ein Kampf bevor, der die Anspannung aller seiner Kräfte forderte. Der Markgraf aber wollte nicht und wurde in seinem Widerstreben durch die Haltung des Kaisers bestärkt.

Ein neuer Waffengang zwischen Polen und dem Orden war somit unvermeidlich, aber es vergingen noch acht Jahre, ehe er erfolgte, teils weil das polnische Reich durch Kämpfe im Osten von Preußen abgelenkt wurde, teils weil Kaiser und Papst wegen der damaligen Türkengefahr auf beiden Seiten vermittelnd und hinhaltend tätig waren, und zum Teil auch, weil Vergleichsverhandlungen der Gegner Aufschübe bewirkten. Der Hochmeister benutzte diesen Zeitgewinn, um einerseits sein Land in Kriegsbereitschaft zu setzen und Söldner zu werben, andererseits um an verschiedenen Stellen — im Reich, am dänischen und am russischen Hofe — über Hilfsbündnisse zu verhandeln, und hatte in allem dem Erfolge, die ihn zu der Hoffnung berechtigten, Polen gewachsen zu sein. Als indessen die Feindseligkeiten ausbrachen, sah er sich nur auf seine Kraft angewiesen, und erst im späteren Verlaufe des Krieges ist ihm auswärtige, aber leider nicht ausreichende Unterstützung zuteil geworden.

Ende 1519 ließ König Sigismund den Hochmeister auffordern, auf einem Reichstag zu Thorn den Huldigungseid vor ihm zu leisten. Als der Hochmeister nicht erschien, wurde ihm der Friede aufgesagt, und polnische Truppen überschritten die Grenzen Pomesaniens, nachdem der König bereits im Frühjahr des genannten Jahres die wichtigeren Städte seines preußischen Gebietes mit polnischen Mannschaften besetzt hatte.

Damit begann der Krieg, in dem zum letzten Male unter dem Ordensbanner gekämpft ist. Der Friede von Krakau, den Markgraf Albrecht als Herzog von Preußen am 8. April 1525 abschloß, ersetzte es durch eine polnische Lehnsfahne, das schwarze Kreuz durch den schwarzen Adler, und brachte dadurch den Untergang des Ordens auch äußerlich zum Bewußtsein. Wäre dieser Untergang wenigstens ruhmvoll gewesen! Aber leider fehlt der Geschichte des letzten Ordenskrieges, den übrigens bereits am 5. April 1521 ein vierjähriger Waffenstillstand beendigte, jeder erhebende Zug. „Armselig an wichtigen Begebenheiten, großen Männern und Taten, aber reich an Gräueln und Verheerungen" — so hat ihn der preußische Geschichtschreiber Baczko treffend gekennzeichnet.

Über Ausdehnung und Verheerungen dieses Krieges hat sich Herzog Albrecht selbst mit folgenden Worten ausgesprochen: „Daraus hat gefolget, das wir ... von jetziger Kön. Maj. zu Poln ... mit einem gewaltigen Heer überzogen, und uns viel Stet, Schloß und Flecken, als nemlich den ganzen Stift Riesenburg mit allen Stetten,

Schlößern und Flecken, Soldau das Schloß, Ampt und Gebiet: die Stadt Gilgenburg sampt dem Gebiet: Schloß und Stadt Hohenstein und Gebiet: Statt und Gebiet Liebenmül: Statt und Gebiet Teutsch Eylau: Schloß, Statt und Gebiet Hollandt: Schloß, Statt und Gebiet Mohrungen: Statt und Gebiet Heiligenpeihel: Schloß und Gebiet Brandenburg: Schloß und Gebiet Johansburg und die Statt Poßenheim mit ihrer Zugehörung angewonnen und abgedrungen, ohn was bei dem allen von Dörffern, Höffen, Weilern und Mülen in allen andern Ampten auch verheeret, verbrendt, geplündert, die Leuth erwürgt, gefangen, verjagt und verwüst biß an die Grenitz und Markung unser hoffheltlichen Statt Künsberg." Allein diese Schilderung ist viel zu knapp und unvollständig, um eine treffende Vorstellung auch nur von dem zu geben, was dieser Krieg allein über Ostpreußen verhängt hat. Außer den vom Herzog genannten Städten und Schlössern wurden hier noch zahlreiche andere durch Kriegsvorgänge betroffen, ebenso selbstverständlich ihre Umgebungen, und weit härter, als seine Worte erkennen lassen, war vielfach das Leid, das polnische, aber auch preußische Heerhaufen Land und Leuten antaten. Wie in den früheren Ordenskriegen hatten auch diesmal Rastenburg, Bartenstein, Osterode, Allenstein, Mühlhausen, Wormditt, Domnau, Rhein, Seehesten, Friedland und Schippenbeil Zeiten der Not oder doch der Angst zu überstehen, und noch schlimmer erging es Preuß.-Mark, Balga, Rössel und Gerdauen, deren Gebiete furchtbaren Verwüstungen anheimfielen; desgleichen Mehlsack, wo ein böhmischer Haufe, nachdem die Stadt zweimal erstürmt war, plünderte und acht Ratsherren enthaupten ließ; desgleichen Braunsberg, Zinten und Memel, die zum Teil eingeäschert wurden; desgleichen Guttstadt, das Ordenstruppen stürmten und plünderten, indem sie viele Bewohner grausam töteten; desgleichen Drengfurt und Barten, in deren Umgegend 2000 Tataren hausten und gewiß ebenso hausten, wie im Bistum Ermland, wo Botho und Wend von Eulenburg Zeugen ihrer Grausamkeiten wurden. Als dort, so berichtete letzterer, der Bischof einem polnischen Hauptmann wegen dieses Wütens Vorstellungen machte, wurde ihm geantwortet: „Der Hochmeister hat unsern Herrn mit Ungläubigen" (ein Hinweis auf das Bündnis mit Moskau) „bekriegen wollen und kennt noch nicht, wie der Ungläubigen Krieg zugeht. Das haben wir ihm jetzt in einer kleinen Anzahl zeigen wollen." Übrigens wurde das Ermland wieder besonders mitgenommen, weil der Bischof sich für keine der feindlichen Parteien offen erklären wollte und deshalb von beiden befehdet wurde.

Welche Opfer an Menschenleben der Krieg das Land gekostet hat, muß dahingestellt sein, aber eine Vorstellung davon gewährt die Nachricht, daß in Preuß.-Holland während seiner Belagerung beinahe 5000 Menschen infolge von Hungersnot und Wassermangel umgekommen sind. Der dem Lande zugefügte Schaden wurde auf weit über 400000 Mark[2]) geschätzt, und die Kriegskosten beliefen sich auf 174200 Mark, ohne die Summen, die Königs-

2) „In der Zeit von 1454 bis 1700 sank die Mark von 600 Reichspfennigen auf 66 herab und erstand 1873 wieder mit 100 Reichspfennigen" Lotar Weber, Preußen vor 500 Jahren (Danzig 1878), S. 161. „Die Landesmünze war während des Krieges [von 1520/21] so sehr verschlechtert, daß sie nun auf ein Dritteil des ehemaligen Wertes herabgesetzt wurde" Voigt a. a. O. IX, S. 637.

berg für Kriegszwecke aufgebracht hatte, und abgesehen von unbeglichenen Forderungen von Söldnerhaufen, die nach Einstellung der Feindseligkeiten, vom Hunger getrieben, abermals wie in Feindesland hausten. Am meisten hatte zwar das platte Land durch sie zu leiden, aber auch die Städte waren ihren Belästigungen nicht entrückt. Ein Haufe, der nach Königsberg stürmte, verursachte hier eine solche Teuerung, daß eine Tonne Mehl mit drei Mark, ein Kalb mit demselben Preise und ein Huhn mit einer halben Mark bezahlt wurde.

II.

Mit dem Frieden von Krakau begann für Ostpreußen eine Friedenszeit, die zwar hundert Jahre währte, aber zu vollem Aufblühen des verarmten Landes doch nicht hinreichte. An vielen Stellen zeigten sich noch Spuren seiner schweren Vergangenheit, als König Gustav Adolf von Schweden im Verlaufe des ersten schwedisch-polnischen Krieges am 5. Juli 1626 mit einer ansehnlichen Flotte vor Pillau erschien und diesen Platz einnahm, der vermöge seiner Lage zugleich ein Einfallstor in das Samland bildet und die einzige Verbindung von Ostsee und Frischem Haff, das heißt aber die Wasserstraßen nach Königsberg und Elbing, beherrscht. Die Absicht, welche den König hierbei leitete, war ausgesprochnermaßen, von diesem Stützpunkt aus Elbing und das polnische Preußen anzugreifen, ohne das herzogliche zu schädigen, mit dessen Landesherrn (Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg) er verschwägert war, und dessen Bevölkerung durch ihr lutherisches Bekenntnis seinem Herzen nahestand. Um aber diese Absichten in vollem Maße ausführen zu können, bedurfte er der Gewißheit, daß sich das Herzogtum nicht feindlich gegen ihn stellen werde, und deshalb forderte er von ihm eine Neutralitätserklärung. Nach längerem Hinhalten gab indessen nur Königsberg eine solche ab. Die übrigen Stände dagegen machten ihre Entschließung von dem Kurfürsten abhängig, und dieser, von Natur schwankend, vermochte nicht, den Zwiespalt, in den ihn Lehnspflicht auf der einen, Landes- und Glaubensinteresse auf der anderen Seite versetzten, entschlossen und offen zu lösen. Er erklärte, verletzte und erklärte wieder die Neutralität und brachte Ostpreußen dadurch in die übelste Lage, denn die Unklarheit seiner Stellung bewirkte, daß er je nach Lage der Dinge sowohl von Polen wie von Schweden feindlich behandelt wurde. Hatten hierbei — abgesehen vom Bistum Ermland, wo Braunsberg und Mehlsack wieder einmal in Flammen aufgingen — auch nur der Westen, die östliche Nachbarschaft Ermlands und Teile des Samlands durch Verwüstung, Einquartierungen und Requisitionen zu leiden, so war doch die Not, welche allein hierdurch über das Herzogtum kam, sehr bedeutend, und um so schwerer hatte es deshalb an den Schwierigkeiten und Lasten zu tragen, die ihm der Krieg auf andere Weise bereitete. Die Furcht vor der fremden Soldateska verscheuchte viele Landbewohner von ihrer Scholle und störte dadurch die Ackerbestellung, so daß Hunger und Krankheit entstanden; der Handel über See war durch die hohen Zölle, die Gustav Adolf in Pillau erhob, unterbunden; der Handel aus Polen und Litauen wurde 1627 polnischerseits verboten, und zu allem dem mußten für die Zwecke der Landesverteidigung ungeheure Summen aufgewendet werden. Um sie zu decken, wurden hohe Ab-

gaben ausgeschrieben, aber das Land konnte sie nicht erschwingen und war dem wirtschaftlichen Zusammenbruch nahe, als der sechsjährige Waffenstillstand von Altmark (26. September 1629) diesen Krieg abschloß. Wie schwer er das Herzogtum belastet hat, lehrt ein Nachweis, der 1632 dem Landtage vorgelegt ist. Nach ihm hatte das polnische Heer 535000, das schwedische beinahe 518000, das kurfürstliche beinahe 257000 Mark in bar gekostet, dem Kurfürsten waren Vorschüsse im Betrage von 1273984 Mark einschließlich 6 Prozent Zinsen zu vergüten, und auf Rechnung der den Truppen bewilligten Lieferungen waren die drei Kreise, in die Ostpreußen seit Beginn der herzoglichen Zeit zerfiel, 1631532 Mark (nämlich der oberländische 425000, der samländische beinahe 432000, der natangensche beinahe 775000) schuldig geblieben. Den durch die Truppen angerichteten Schaden berechnete der natangensche Kreis mit beinahe 1028000, der oberländische mit beinahe 1290000 Mark, und zweifellos hat ihn der samländische, der — vermutlich, weil Teile von ihm zur Sicherung des Waffenstillstandes bis 1635 von den Schweden besetzt blieben — einen Abschluß nicht eingereicht hat, nicht geringer geschätzt. Allein an Geld und Geldeswert war also dem Lande ein Schaden von $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark zugefügt. Was aber seinen Verlust an Menschenleben anlangt, so wird berichtet, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1629 in Königsberg 4133 Menschen gestorben sind, und bekräftigt wird diese Nachricht dadurch, daß das schwedische Heer in diesem Feldzug nur 3000 Gefallene und Gefangene, aber 20000 Mann durch Krankheiten verloren haben soll.

Im September 1635 wurde der sechsjährige Waffenstillstand durch den Vertrag von Stuhmsdorf um 26 Jahre, genau: bis 1. Juli a. St. 1661, verlängert, aber schon sechs Jahre vor diesem Zeitpunkt brachen durch den zweiten schwedisch-polnischen Krieg neue Leiden über Ostpreußen herein. Gern hätte der Große Kurfürst sich ihm fern gehalten, aber der Verlauf der Kriegshandlungen und der unbeugsame Wille des schwedischen Königs waren stärker als seine friedliche Politik. Als Karl X. Gustav den Krieg begonnen hatte, indem er die Truppen des Feldmarschalls Grafen Wittenberg unter Verletzung der brandenburgischen Neutralität durch Hinterpommern in polnisches Gebiet einrücken ließ und demnächst zur Sicherung seiner raschen Erfolge von der Weichsel und von Litauen aus gegen das Herzogtum Preußen vorgegangen war, das Oberland eingenommen, Wehlau und Tapiau überwältigt, sich Königsberg bis auf eine halbe Meile genähert hatte, der Widerstand der brandenburgischen Streitkräfte überall von den schwedischen gebrochen war, und das Land über Plünderungen und Lasten murrte, sah sich der Kurfürst genötigt, am 17. Januar 1656 den Königsberger Vertrag abzuschließen, welcher die bisherige polnische Lehnsherrschaft in eine schwedische verwandelte. Mit außerordentlicher Erbitterung wurde diese Felonie in Polen aufgenommen, und dem Kurfürsten mußte deshalb alles daran gelegen sein, sich und seine Lande der Rache König Johann Kasimirs zu entziehen. Vergebens suchte dieser, ihn durch Drohungen einzuschüchtern. Der Kurfürst verstärkte seine Armee, und am 28. bis 30. Juli 1656 erfocht das vereinigte brandenburgisch-schwedische Heer den Sieg bei Warschau — einen glorreichen Sieg, aber einen fruchtlosen. Die Natur des

Kriegsschauplatzes, die den Polen ein Ausweichen gestattete, widerriet ein weiteres Vordringen, und Schweden sah sich im Norden von Schwierigkeiten bedroht; Friedrich Wilhelm aber trug mit Recht Bedenken, sich aufs äußerste für eine Macht einzusetzen, deren Rücksichtslosigkeit man kannte, und den Groll Polens zu steigern. Für ihn war die Stunde gekommen, eine ausschlaggebende Stellung zu gewinnen. — So zogen sich denn bald nach der Warschauer Schlacht sowohl die schwedischen wie die brandenburgisch-preußischen Truppen zurück und bezogen räumlich getrennte Winterquartiere. In Polen aber entschloß man sich zu einem Einfall in das Herzogtum Preußen und übertrug ihn dem litauischen Unterfeldherrn Gonsiewski.

Noch im Herbst 1656 rückte Gonsiewski mit einem Heer von 20000 Mann, größtenteils Tataren, aus Podlachien gegen den Südosten Ostpreußens und brachte der ihm bei Prostken unter dem Grafen Waldeck entgegentretenden, halb so starken Armee, die vorwiegend aus brandenburgisch-preußischen Truppen bestand, am 8. Oktober eine vernichtende Niederlage bei. Hierdurch war die Provinz seinen Scharen preisgegeben, und so furchtbar haben sie, aufgelöst in einzelne Haufen, in ihr gehaust, daß sich noch heute Erinnerungen an den „Tatareneinfall" beim Volke finden. Von Lyck bis Ragnit, von Tilsit bis Gilgenburg und Soldau durchschwärmten sie das wehrlose Land, und weil den Tataren alles, was sie an Menschen und Gut erbeuten würden, als Belohnung ihrer Heeresfolge zugesagt war, konnte es nicht ausbleiben, daß die Bevölkerung durch Habsucht und Roheit dieser durch ihre Grausamkeit berüchtigten Barbaren unmenschlich zu leiden hatten. „Es ist nicht zu beschreiben," sagen einwandfreie Aufzeichnungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, „was vor Jammerklagen vorgegangen. Die Christenkinder sind von den Tataren weggefuhret, beschnitten, die Männer verkauft, auf die Galeeren geschmiedet, die Weiber und Jungfern zur viehischen Unzucht behalten worden," und der als fleißiger und gewissenhafter Forscher bewährte Rektor der Königsberger Domschule, G. C. Pisanski, der im Jahre 1764 „aus zuverlässigen Urkunden" seine „Nachricht von dem im Jahre 1656 geschehenen Einfalle der Tartarn in Preußen" veröffentlicht hat, meldet, „daß die in Preußen geraubeten Menschen mit Fesseln, Stricken und Pferdezäumen zusammengekoppelt und nach und nach in verschiedenen Parteien unbarmherzig nach der Tartarei fortgetrieben sind. Auf dem weiten Wege durch Polen sind viele von Kummer, Kälte und den ungewohnten Drangsalen umgekommen, einige auch beim Übersetzen über die Ströme ertrunken. Als sie in der Tartarei angelanget sind, hat man zuvördert diejenigen, besonders von Frauenspersonen, welche dem Tartar-Chan und seinen vornehmen Bedienten angestanden, für dieselben ausgesondert; die übrigen aber sind teils von ihren strengen Herren als Sklaven behalten, teils in Caffa und andern Handelsplätzen der krimmischen Tartarei auf den öffentlichen Märkten verkaufet und bei dem kümmerlichsten Lebensunterhalte auf den Galeeren und anderwärts zu der härtesten Arbeit gebrauchet worden. Fast alle haben auch unter derselben unterliegen müssen und ihr Ende gefunden. Nur sehr wenigen ist das Glück widerfahren, daß sie durch ein Lösegeld in Freiheit gesetzet worden, oder durch andere Zufälle, mehrenteils allererst

nach vielen Jahren, Gelegenheit gefunden, in ihr Vaterland zurückzukehren".

Man möchte diese Schilderungen gern für übertrieben halten, aber was über das Wüten der Eindringlinge, besonders der Tataren, im einzelnen glaubhaft berichtet wird, läßt keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit aufkommen. Um einiges davon anzuführen, so hatte das Amt Lyck, das zuerst überfallen wurde, binnen kürzester Zeit den Verlust von 3113, wenn nicht noch mehr, Menschen zu beklagen, und zwar wurden dort nach amtlicher Angabe 2892 gefangen weggeführt und 221 getötet (3 wurden ertränkt, und 1 fand den Tod durch den Strick). Das ganze Amt behielt nur 88 Pferde, 331 Stück Rindvieh und 10 Schweine. Im Amt Polommen wurden 147 Menschen, 768 Pferde, 2753 Stück Rindvieh, 3485 Schafe, 1674 Schweine geraubt und 219 Höfe durch Feuer beschädigt. Marggrabowa wurde mit Kirche und Rathaus ein Raub der Flammen. In dem Kirchspiel Kallinowen raubten oder töteten die Tataren 800 Menschen. Drengfurt und Rhein steckten sie in Brand, ermordeten dort fast alle Bewohner und trieben hier die meisten fort. Ebenso ließen sie Lötzen und die benachbarten Dörfer in Flammen aufgehen, indem sie zugleich über 1000 Menschen Leben oder Freiheit nahmen, und in Goldap, das gleichfalls eingeäschert wurde, brachten zwar nicht Tataren, sondern unter Sapieha eingedrungene Polen die alten und schwachen Leute um, machten die jungen zu Sklaven und ließen den betagten Bürgermeister auf dem Marktplatz an einem Spieß lebendig braten. Angerburg hatte zwei Überfälle zu erleiden. Bei dem ersten wurde die Stadt bis auf Kirche und wenige Häuser verbrannt; bei dem zweiten, der am Sonntage Estomihi erfolgte, wurden auch diese wenigen durch Feuer zerstört, außerdem aber zahlreiche Kirchgänger (450 werden angegeben), die meisten vom Lande, entweder Opfer der Flammen oder niedergehauen; an 200 Tote wurden gezählt, die nachher auf den Gassen lagen und von Hunden oder Schweinen gefressen wurden, weil niemand da war, der sie hätte begraben können.

Wie Bürger und Bauern wurden auch Adel und Geistlichkeit durch die Kriegführung der Tataren hart betroffen. Die Familien v. Knebel, v. Langheim, v. Blumstein, v. Kobylinski sahen Angehörige in die Sklaverei der Ungläubigen getrieben. Ein Kalckreuth, den die Tataren in einem Treffen gefangen hatten, wurde in die Türkei, dann nach Ägypten verkauft, kehrte aber nach einigen Jahren heim, und ähnlich erging es einem Freiherrn Schenk zu Tautenburg; nach fünfjähriger Gefangenschaft sah auch er die Heimat wieder, aber ein Bruder von ihm, den die Tataren gleichfalls mitgenommen haben, ist verschollen, und sein Vater wurde von ihnen vor der Türe seines Hauses auf einem großen Stein in Stücke gehauen. In Bialla raubten sie den Diakonus von der Kanzel hinweg, in Gr.-Rosinsko entführten sie den Pfarrer nebst seiner Frau auf Nimmerwiederkehr, in Kallinowen bemächtigte sich ein feindlicher Haufe des nachmaligen Pfarrers, damaligen Lehrers Zabarowius, und ein anderer der Frau und Kinder dieses Mannes: diese sind verschollen, er selbst aber vermochte zu entfliehen. Den Pfarrer in Muschaken ermordeten die Tataren, nachdem sie ihn als Wegweiser benutzt hatten, und der Pfarrer von Willenberg — um von weiteren Gewalt- und Gräueltaten zu schweigen — wurde von ihnen in der Kirche erschlagen, Stadt, Gottes-

haus und mit ihm des Pfarrers Leiche aber verbrannt.

Diesen Nachrichten gegenüber und in Hinblick darauf, daß im Jahre 1914 nicht von Heiden, sondern von rechtgläubigen Russen in Ostpreußen über 2000 unschuldige Personen getötet oder verwundet, 10725 (oder sogar 10770) Menschen geraubt und 24 Städte, 372 Dörfer, 236 Güter (insgesamt 330553 Gebäude) in Brand gesteckt sind (Ostpreuß. Kriegshefte I, S. 28; 2. Blatt der Abendausgabe der Königsberger Hartungschen Zeitung vom 12. Juni 1915, Nr. 270) — also allem dem gegenüber erscheint es vollkommen glaubhaft, daß nach einer von Pisanski mitgeteilten schriftlichen Eintragung in einen Kalender von 1657 in den Jahren 1656 und 1657 in Ostpreußen 13 Städte, 249 Flecken, Höfe und Dörfer nebst 37 Kirchen eingeäschert, ungefähr 11000 und das Kriegsvolk mitgezählt 23000 Menschen erschlagen und 34000 Einwohner in die Tatarei fortgeführt sind. Aber damit nicht genug: wie immer in früherer Zeit waren auch in diesem Falle die Folgen der Verheerungen fast noch schrecklicher als diese selbst. In verschiedenen Gegenden entstand eine Hungersnot, in welcher das Volk die widerlichsten Speisen nicht verschmähte, und befördert durch sie fand eine Seuche, die schon 1655 bemerkt war, in den beiden folgenden Jahren furchtbare Verbreitung. Nicht weniger als 80000 Menschen sollen damals durch Entkräftung und Krankheit umgekommen sein. Zugleich wütete durch das ganze Land ein Vieh- und Pferdesterben, weite Strecken wurden zu Ödland, und viele Einwohner, die sich durch ein Übermaß von Elend um das letzte gebracht sahen, drängten sich als Bettler in die Städte oder legten sich gar auf Straßenraub und störten dadurch Handel und Wandel. Die Verarmung, die das Zusammenwirken aller dieser Umstände verursachte, war ungeheuer: auf nicht einmal eine halbe Million Taler schätzte der kurfürstliche Statthalter Fürst Boguslaus Radziwill im November 1657 das gesamte Vermögen der Einwohner Königsbergs (das hundert Jahre später $5^2/_3$ Millionen Taler betrug), und in dem dortigen Schirrhof starben damals acht Pferde vor Hunger.

Durch den Traktat von Wehlau (19. September 1657), durch welchen Polen die Souveränität des Herzogtums Preußen anerkannte, nachdem Schweden sie in dem Labiauer Vertrag (20. November 1656) zugestanden hatte, wurde das friedliche Verhältnis zwischen Polen und Brandenburg-Preußen wiederhergestellt, aber es dauerte bis zum Frieden von Oliva (3. Mai 1660), ehe in die Herzen der Ostpreußen ein Gefühl der Ruhe einziehen konnte. Ein Schutz- und Trutzbündnis, das der Große Kurfürst neben dem Wehlauer Abkommen mit Polen schloß, machte ihn zum Gegner Schwedens, und sowohl hierdurch veranlaßte Feindseligkeiten und ihre Abwehr, als Durchzüge rücksichtsloser polnischer Truppen brachten gegen Ende dieses Krieges neues Ungemach über Ostpreußen. Verhältnismäßig war es zwar nicht bedeutend, aber es war doch auch nicht gering, und besonders im Oberlande, in oder bei Mohrungen, Liebstadt, Saalfeld, Preuß.-Mark hatten die Bewohner daran zu tragen.

Nach 18 Jahren äußerlicher Ruhe, welche dem Frieden von Oliva folgten, erschienen abermals feindliche Streitkräfte auf ostpreußischem Boden. Um die Niederlagen wett zu machen, die ihm der Große Kurfürst bei Rathenow,

Fehrbellin usw. beigebracht hatte, ließ Schweden 16000 Mann unter dem Feldmarschall Graf Horn im Spätherbst 1678 aus Livland durch Shamaiten bei Memel in das Herzogtum einrücken, und da das kurfürstliche Heer damals noch in Pommern beschäftigt war, die preußischen Landmilizen aber ernsthaften Widerstand nicht zu leisten vermochten, konnten die Schweden in kurzer Zeit das ganze Gebiet jenseits des Memelstroms, Tilsit und Ragnit einnehmen, bis Friedland vorstoßen und das westliche Preußen bedrohen. Indessen es gelang ihnen nicht einmal, das Gewonnene zu behaupten. Durch den berühmten Winterfeldzug des Kurfürsten wurden sie binnen nur zehn Tagen von Insterburg über Tilsit und Heydekrug nach Shamaiten gejagt und erlitten so starke Verluste, daß von dem Hornschen Heere nur etwa 2500 Mann, und diese obendrein krank oder aufs äußerste erschöpft, Livland wiedersahen.

Es scheint, daß Ostpreußen durch diesen Feldzug nicht mehr als unvermeidliches Kriegsungemach erlitten hat, aber der Zustand des Landes war zu übel, seine Stimmung zu gedrückt, als daß es über den günstigen Verlauf und glänzenden Ausgang des kurzen Krieges rechte Freude hätte empfinden können. Bedrückt durch die Erinnerung an alles, was ihm seit der Großväter und Väter Zeit durch Feindesmacht zugefügt war, überbürdet durch die Abgaben, die der Begründer unseres stehenden Heeres ihm auferlegt hatte, mißvergnügt über des Großen Kurfürsten Streitigkeiten mit den Ständen, seine Strenge, sein Auftreten gegen Rhode und Kalkstein, dazu verstimmt durch theologische Streitigkeiten war es der Gegenwart nicht froh und blickte sorgenvoll in die Zukunft. Aber sie war ihm hold, denn obgleich der Nordische Krieg Karl XII. nach Heilsberg und Braunsberg führte (1703/04), und Truppen des schwedischen Königs einen Teil des nunmehrigen Königreichs Preußen durchzogen, blieb damals doch sowohl dieses selbst als auch das zu jener Zeit noch polnische Ermland von wirklichem Kriegsungemach verschont, und es währte bis zum zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges, also fast 80 Jahre, ehe Ostpreußen von neuem durch einen Krieg zu leiden hatte.

III.

Die Russen waren es diesmal, die das Land befehdeten, dieselben Feinde also, die den Boden Ostpreußens unlängst wieder entweiht haben — und zwar ganz dieselben. In dem Verstümmeln Verwundeter, der Mißhandlung und Ermordung unschuldiger Einwohner, der Vergewaltigung von Frauen, der Fortführung von Gefangenen, in Brandstiftungen, Plünderungen, selbst im Zerschneiden von Federbetten trieben sie es 1757 nicht anders wie 1914, und wahrscheinlich haben sie damals auch ebenso ihre Quartiere verekelt. Die Berichte sagen hierüber zwar nichts, aber die Tatsache ist vorauszusetzen, denn unflätiges Beschmutzen ist einer der Züge echt-russischer Soldateska. Neben zahllosen Äußerungen des vorigen Jahres beweist das eine Stelle in Leo Tolstois Kaukasusroman „Chadshi Murat“ (Reclam-Bibliothek, Nr. 5427/28), die ich hersetze, weil sie mir vollkommen auf unsere Zeit zu passen scheint: „Der Brunnen war, offenbar absichtlich, besudelt, so daß man ihm kein Wasser entnehmen konnte. Auch die Moschee war verunreinigt — der Mullah mit seinen Schülern mußte sie reinigen. Dabei war von Haß gegen die Russen nicht die Rede. Das Gefühl,

das die Tschetschenzen, klein wie groß, gegen die Russen empfanden, war stärker als Haß. Man hielt die ,russischen Hunde' nicht mehr für Menschen, und der Abscheu, Ekel und die Ratlosigkeit gegenüber ihrer sinnlosen Grausamkeit waren so stark, daß der Wunsch, sie wie Ratten, giftige Spinnen und Wölfe zu vertilgen, ganz natürlich und als ein Gebot der Selbsterhaltung erschien." Es wäre wunderbar, wenn dieselben Empfindungen nicht auch viele Ostpreußen sowohl 1757 wie 1914 ergriffen hätten, und es wäre unbegreiflich, wenn sich ein Deutscher ihnen heute so weit entziehen könnte, daß er für die Zukunft nicht mindestens unbedingte Sicherheit vor Rußland forderte; denn da die russische Kriegführung fast immer dasselbe Gesicht, immer dieselben tatarischen Züge zeigt, im Kaukasus und in Ostpreußen, wie 1757, so 1850 und 1914, so kann gar keine Rede davon sein, daß die Gräuel des vorletzten Jahres durch die Niedertracht einzelner Heerführer, strategische oder politische Gesichtspunkte oder gar durch Mißverständnisse verschuldet seien. Sie waren vielmehr nur Ausdrücke der angeborenen Roheit, der Natur des gemeinen Russen, und die Natur läßt sich nun einmal nach einem lateinischen Sprichwort selbst mit der Forke nicht austreiben. Darum aber muß Rußland jetzt so geschwächt und seine Grenzen müssen so gezogen werden, daß es uns nach menschlichem Ermessen nie wieder überfallen kann.

Um zu dem Feldzuge von 1757 zurückzukehren, so rückten die russischen Truppen im Mai von Mitau aus in drei Heeressäulen gegen Preußen vor. Zentrum und linker Flügel nahmen die Richtung auf Kowno, der rechte wandte sich gegen Memel, das mit nur 800 Landmilizsoldaten bemannt und 80 schlechten Kanonen armiert war. Nach beinahe sechstägigem tapferem Widerstand gegen ein Belagerungsheer von rund 30000 Mann mußte sich die von Land- und Seeseite angegriffene schwache Festung am 5. Juli dem General von Fermor übergeben. Die bei längerer Gegenwehr angedrohte Plünderung der Stadt war dadurch abgewandt, aber ihr Schicksal war doch sehr traurig. Die Vorstädte und zahlreiche Gebäude hinter den Festungswerken hatte der Geschützkampf schwer geschädigt, große andere Werte vernichtet, und was das schlimmste war: viele Bürger waren beim Herannahen der Russen geflüchtet und befanden sich nun in übelster Lage, denn eine Verordnung Fermors, der völkerrechtswidrig gleich nach der Kapitulation der Festung die Einwohner der Stadt zur Ableistung des russischen Untertaneneids genötigt hatte, forderte unter Androhung der Vermögenskonfiskation die Rückkehr der Flüchtlinge, und preußischerseits wurde diese verboten. „Ohne Heimat, ohne Vermögen und Erwerb, blieben sie teilweise dem äußersten Elend ausgesetzt", sagt v. Hasenkamp, der die Geschicke Ostpreußens während des Siebenjährigen Krieges in einer Reihe vortrefflicher Aufsätze geschildert hat. (Neue preuß. Provinz.-Blätter, 3. Folge, Band VI ff.)

Wie hart dies alles aber auch war — es wurde überboten durch das Schwere, das die Invasion den Landbewohnern der Memelgegend brachte. Auch hier waren viele vor den Russen geflohen, andere aber setzten sich gegen die leichte Kavallerie des Fermorschen Heeres, die von vornherein durch Plünderungen und Abtreiben von Vieh und Menschen Schrecken um sich verbreitet hatte, bewaffnet zur Wehre, steigerten dadurch zu ihrem eignen Un-

glück die Zerstörungslust der Feinde und gaben ihnen willkommene Vorwände, ihrer Grausamkeit zu frönen. Wie weit diese in ihr aber auch ungereizt gingen, zeigt das Beispiel des Pfarrers Wessel in Prökuls, den sie schon am 1. Juli, angeblich weil er ihnen nicht Geld geben konnte, „mit derben Hieben und Stichen ums Leben brachten".

Etwa vier Wochen nach dem Einmarsch des Fermorschen Korps überschritt auch die russische Hauptarmee, 94000 Mann stark, die preußische Grenze. Sie stand unter dem Befehl des Höchstkommandierenden, des Feldmarschalls Grafen Apraxin, und am 2. August schlug dieser bei Stallupönen sein Lager auf. Noch vor dem Betreten des ostpreußischen Bodens hatte er eine Kundgebung erlassen, welche die widersetzlichen und flüchtenden Einwohner mit dem Kriegsrecht bedrohte, den friedlichen aber Schutz zusagte; allein weder diese Zusage noch Apraxins Nähe hinderte, daß schon am Tage des Einmarsches Gewalttätigkeiten an ruhigen Untertanen begangen wurden, und daß sie sich unablässig selbst dann noch wiederholten, als einige Plünderer durch die Knute, Abschneiden der Ohren und Aufschlitzen der Nase bestraft waren, und der preußische Oberbefehlshaber, der ritterliche Feldmarschall v. Lehwald, gegen das Vergewaltigen der Bevölkerung, namentlich aber gegen das Verschleppen von Eingeborenen nach Rußland protestiert hatte. Die Übeltäter waren namentlich Kosaken, und wie ungeheuerlich gerade ihre Zuchtlosigkeit war, zeigt das Schreiben, durch welches der weiterhin noch zu nennende sächsische General Sibilski, einer der Unterbefehlshaber Apraxins, seinen Abgang von dessen Armee bei der russischen Kaiserin rechtfertigte (14. November 1757). „Wie groß ward meine Bestürzung", heißt es hier, „als ich bei meiner Ankunft auf dem feindlichen Gebiete brennen und verheeren sahe und ein Zeuge der übrigen Ausschweifungen der Grausamkeit war, welche die Cosacken daselbst wider alle Regeln, die das Recht des Krieges zuläßt oder autorisiret, begingen." — Aber auch die regulären Truppen und selbst die Eliteregimenter blieben von Ausschreitungen nicht frei, und um die Zahl der Räuber und Mordbrenner noch zu vermehren, stellte sich in Begleitung des Trosses ein Gesindel ein, das zu jeder Schandtat fähig war. Untergebracht aber wurde der Raub angeblich bei polnischen Juden, die dem Heere gefolgt waren und ihn für ein billiges kauften.

Es half den Einwohnern nicht viel, daß sie sich und ihr Vieh in den Wäldern verbargen oder nach sicherer Gegend flüchteten, denn die Feinde, empört darüber, leere Wohnungen zu finden, verfuhren mit Haus und Hof der Eingesessenen um so schonungsloser. Kein Wunder daher, daß diese, durch Lieferungen, Zwangsfuhren u. dgl. ohnehin aufs äußerste erbittert, auf Selbsthilfe bedacht wurden und an den Bedrängern Rache nahmen, wo und wie sie vermochten. So entwickelte sich ein Kleinkrieg, dem auf beiden Seiten zahlreiche Opfer fielen. Nicht weniger als 200 Russen sollen nur bis zur Schlacht von Gr.-Jägersdorf „von den Bauern hie und da erschossen" sein, und dies, obgleich Apraxin mit der angedrohten Strenge gegen Widersetzlichkeit bittern Ernst machte. Am 13. August wurden bei Georgenburg zwei Bauern, die sich zur Wehr gesetzt hatten, gehängt und elf andern die Finger abgehauen. Wie vielen Landbewohnern der Kampf um Eigentum und Ehre ein ähnliches Los bereitet hat,

und wie viele aus bloßem Mutwillen getötet sind, ist unbekannt, aber in beiden Fällen waren ihrer höchst wahrscheinlich nicht wenige, und zweifellos groß war die Zahl der verschleppten. Auf dem Rückzuge der Russen wurden ihnen nach dem Gefecht bei Szierandszen außer 18000 Tonnen Mehl und vielem Schlachtvieh 60 fortgeführte preußische Bauern abgejagt. Was aus denjenigen, welchen es nicht so gut ging, geworden ist, entzieht sich jeglicher Vermutung, aber daß ihr Los sehr traurig war, stellt das der 1914 fortgeführten Personen außer Frage. Und ungemein traurig erging es auch den leider zahlreichen preußischen Landeskindern (über 700 Familien), die sich durch Apraxin zur Übersiedlung nach Rußland hatten betören lassen: die meisten starben an Mangel oder Krankheit schon auf den Schiffen, die sie „in die benachbarten russischen Länder unter eine gelindere Herrschaft" bringen sollten, andere kehrten als Bettler zurück.

Am 5. August brach die Heeresgruppe Apraxins in Stallupönen auf, marschierte über Gumbinnen gen Insterburg und bezog am 11. August ein befestigtes Lager unweit dieser Stadt. Eine Woche später wurde sie durch Fermors Korps verstärkt, das seinen Marsch über Prökuls, Heydekrug, Tilsit und Seßlacken genommen hatte, und da kurz vorher auch das detachierte Korps Sibilskis zu Apraxins Armee gestoßen war, war die kaiserliche Heeresmacht nun vereinigt, ohne daß Lehwald, dessen Streitmacht sich nur auf rund 25000 Mann belief, dies hätte verhindern können. Aber die Ehre der preußischen Waffen war wenigstens, wie durch die Verteidigung Memels, so im Felde gewahrt, denn ein Gefecht bei Kattenau, nicht weit von Stallupönen (1. August), endete mit einem Sieg preußischer Husaren. Die Russen schoben diesen Erfolg auf Verräterei und rächten sich dafür, indem sie einige Kattenauer mit Berufung auf das Kriegsrecht töteten. Andere Waffengänge kamen vor dem Aufmarsche bei Insterburg nicht vor. Sibilski, dem die Aufgabe zugefallen war, über Oletzko in Masuren einzubrechen, hatte den preußischen Gegner überhaupt nicht gesehen; aber schonungslos hatten seine leichten Truppen Goldap geplündert, auf dem Lande gewütet und einige Ortschaften eingeäschert.

Durch die Zusammenziehung der Russen bei Insterburg war ihre Heeresmacht der seit dem 14. Juli bei Wehlau stehenden preußischen so nahe gerückt, daß ein ernster Zusammenstoß unausweichlich wurde. Häufige Gefechte gingen ihm voraus. So griff, bestürmt durch die Bitten flüchtender Bauern, eine Abteilung der gelben (Malachowskischen) Husaren am 18. August plündernde Kosaken bei Norkitten an und verwickelte das eigne Regiment dadurch in einen Kampf, in dem beide Teile empfindliche, die Preußen aber doppelt beklagenswerte Verluste hatten, denn das Schlachtfeld zeigte ihnen verwundete oder gefangene Kameraden, welche die Feinde bestialisch verstümmelt hatten. Ebenso nichtswürdig benahmen sich die Russen (beidemal Irreguläre) in einem Gefecht bei Plibischken, in dessen Beginn sie dies Dorf ohne Ursache ansteckten. Zwischendurch war ein Gefecht bei Kallehnen (21. August), welches das Los von Plibischken teilte, und hiermit gleichzeitig wurde die angrenzende Gegend verheert, das Dorf Muldschen geplündert und zerstört.

Am 30. August erfolgte dann die Schlacht bei Gr.-Jägersdorf, eingeleitet durch die Einäscherung der Dörfer

Uderballen und Daupelken, welche die Russen „aus dem abominabelsten Mutwillen“, wie Lehwald urteilte, anzündeten. Trotz größter Tapferkeit der Preußen endete sie bekanntlich mit dem Siege des dreimal so starken russischen Heeres, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, und noch weniger wurde die Gesamtlage durch Anschläge geändert, die kleine russische Streitkräfte von der Haffseite auf das Samland und seine Nachbarschaft machten. Die Belästigung einiger Haffdörfer und die Niederbrennung von Lappienen im Kreise Labiau waren ihre einzigen Erfolge.

Nach der Schlacht hatte Apraxin sein Quartier nach Allenburg verlegt, und man erwartete, daß er von dort gegen Königsberg vorrücken werde, dem kleine feindliche Abteilungen schon so nahe gekommen waren, daß die Einwohner der Hauptstadt abends den Flammenschein brennender Ortschaften sehen konnten. Bei Friedland wollte sich ihm Lehwald zu einer Entscheidungsschlacht stellen. Aber zu allgemeiner größter Überraschung kam alles ganz anders. Am 7. September entschloß sich der russische Heerführer unter Verzicht auf alle von ihm errungenen Vorteile zum Rückzug auf die Memellinie, und drei Tage später wurde derselbe angetreten. Die Gründe dieses befremdenden Entschlusses sind zum Teil vielleicht in den Verhältnissen des russischen Hofes zu suchen, Apraxin selbst aber und sein Stab entschuldigten ihn mit äußerstem Mangel an Proviant, und in der Tat waren seine Vorräte erschöpft, das mißhandelte Land aber außerstande, die russische Armee und ihren übergroßen Troß zu nähren. So setzten sich also die Russen am 10. September in rückwärtiger Richtung auf Insterburg in Bewegung und erreichten am 23. Tilsit, unablässig bedrängt von nachsetzenden preußischen Abteilungen und von der Rachsucht der Landbevölkerung, gegen welche die maroden Rückzügler noch schlimmer verfuhren, als es die einrückenden Irregulären getan hatten. Ganze Dörfer, so Kurreiten und Strigehnen, wurden von ihnen zerstört, und in Didlacken durchwühlten sie sogar den Kirchhof und plünderten die Gräber. Alles dies aber wurde überboten durch das furchtbare Schicksal, das Kosaken und Kalmücken am 24. September über Ragnit brachten. Es gibt keine Kriegsgräuel, welche die Bewohner dieser kleinen Stadt, aber auch ihrer Umgegend damals nicht hätten ausstehen müssen. Zu meiner Befriedigung brauche ich auf diese Vorgänge indessen nicht einzugehen. Sie sind oft genug beschrieben.

Der weitere russische Rückzug, unvermeidlich gemacht durch Hunger, Krankheit und den Druck preußischer Truppen, erfolgte teils in nördlicher, teils in östlicher Richtung und war, hier wie dort, gleichfalls reich an Schändlichkeiten jeder Art. Ja, es scheint, daß sich die moskowitische Soldateska angesichts der Grenze noch besonders hat austoben wollen. Von Tilsit bis Prökuls wurde alles verheert. Von dem Kreise Heydekrug überliefert ein einwandfreier Zeitgenosse: „Das ganze Heidekrugsche Kirchspiel, Widdem und Kirche sind völlig weggebrannt. 72 Dörfer.“ Obendrein wurden die Einwohner furchtbar behandelt. Der Königsberger Professor Bock erzählt davon in seinem die Jahre 1756—1760 umfassenden Tagebuch: „Bei den verübten Grausamkeiten der Russen wurden Leute bis auf den Tod gepeitscht, ihnen Arme und Füße abgehauen, einige wurden ins Feuer geworfen, andere an die Flügel der Windmühlen gebunden. Die Kinder wurden am Spieße

gebraten oder vor den Augen ihrer Mütter gespießt. Kinder wurden lebendig aufgefressen, oder untereinander verhandelt und um 30 Gr. verkauft. Das Herz wurde den Leuten bei lebendigem Leibe ausgeschnitten und es warm gefressen." Ich stelle anheim, ob man alles dies glauben will; daß aber manches davon sich wirklich ereignet hat, ist nicht zu bezweifeln, denn es stimmt zu den gut verbürgten Tatsachen, daß Angehörige des russischen Heeres in Wilkischken, das sie durch Feuer zerstörten, den Pfarrer entsetzlich gemartert und einem kleinen Mädchen die Hände mit glühenden Bolzen verbrannt haben.

Eine traurige Genugtuung für solche Gräuel bildete der Zustand der russischen Armeen, die durch Hunger, Anstrengungen und Seuchen furchtbar mitgenommen waren. Zum weitaus größten Teil bezogen sie in Kurland und Shamaiten Winterquartiere, und vorläufig blieb nur der nördlichste Teil Ostpreußens in russischem Besitz. Memel erhielt eine Besatzung von 10- bis 12000 Mann und trat wieder unter den Befehl Fermors, der zwar gewohnt war, auf Manneszucht und Ordnung zu sehen, aber neue Belästigungen der Landbevölkerung doch nicht verhindern konnte. Schwärmende Haufen von Irregulären und zuchtloses Gesindel aus Shamaiten unternahmen Raub- und Brandzüge, die bis Ruß, Ragnit und Tilsit reichten und die Bewohner vielfach nötigten, sich den Unbilden einer winterlichen Flucht auszusetzen. Nur die Furcht vor dem Einschreiten der von Lehwald eingerichteten preußischen Landmiliz (einer Art von Landsturm) und eines aus Forstleuten gebildeten Freikorps, das sich vortrefflich auf den Buschkrieg verstand, vermochte das Unwesen etwas einzudämmen, an dem sich übrigens leider auch verkleidete preußische Bauern beteiligt zu haben scheinen.

Noch ehe Apraxins Rückzug vollendet war, erhielt Lehwald den Allerhöchsten Befehl, mit der ihm unterstellten Heeresgruppe die Verteidigung Pommerns zu übernehmen. Außer unbedeutenden Abteilungen, die Königsberg und Pillau besetzten und die Grenze beobachten sollten, räumten die preußischen Truppen demgemäß Ostpreußen (anfangs November), welches damit einem neuen Russeneinfall preisgegeben war. Er ließ nicht lange auf sich warten. Mitte Januar 1758 brach eine starke Armee über die Grenze, und bereits am 22. Januar zog Fermor als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heeresmacht in Königsberg ein, ohne Widerstand gefunden zu haben. Binnen kurzem war auch die ganze Provinz in der Gewalt der Fremden, und zum tiefen Schmerz ihrer königstreuen Einwohner verblieb sie in ihr über vier Jahre. Erst durch eine Kundgebung vom 16. Juli 1762 sah sie sich wieder unter das Zepter des großen Königs gestellt.

Anders als bei dem ersten Einbruch beobachteten die russischen Truppen bei diesem zweiten im allgemeinen ein einwandfreies Benehmen, und auch in der Folge hielt sich die Mehrzahl der im Lande bleibenden russischen Soldaten — das Gros der feindlichen Armee rückte nach kurzem Aufenthalt in der Provinz westwärts — von Ausschreitungen frei. Aber es fehlte doch nicht an zahlreichen schweren Exzessen, und zwar nicht nur gemeiner Leute, sondern auch ihrer Vorgesetzten. Hasenkamp belegt dies mit nicht weniger als 40 herausgegriffenen Anzeigen von Mißhandlung, Diebstahl, Raub, Mord, Notzucht u. dgl. Das russische Gouver-

nement suchte zwar solchen Klagen gerecht zu werden, aber bei dem Bildungs- und Gesittungsgrade seiner Truppen vermochte es doch nicht genügend, die Bevölkerung vor Unglimpf zu bewahren, und selbst bei gutem Willen, woran es im allgemeinen nicht gefehlt zu haben scheint, konnte es ihr noch weniger die Unbequemlichkeiten, Lasten und Verluste ersparen, die notwendige Folgen der Okkupation oder der Zeitverhältnisse überhaupt waren. Zahlreich sind daher die Klagen, die aus jenen Jahren zu uns herübertönen. Soweit sie sich nicht gegen Maßregeln richten, die nicht viel mehr als Scherereien verursachten, betrafen sie namentlich: ein Waffenverbot, das für das wildreiche Land mit vielen unsicheren Straßen sehr empfindlich war; Lieferungen und Zwangsfuhren, die unter Androhung der Vermögenskonfiskation in solchem Umfange gefordert wurden, daß die Bauern sich ihnen öfters durch Flucht zu entziehen suchten; zwei Geldkontributionen, die namentlich die Städte belasteten, und eine „Rekrutensteuer", welche die Anmusterung von 2500 Rekruten wettmachen sollte und von dem Gouvernement vermutlich deshalb beliebt wurde, weil es gewärtigte, daß die Einziehung waffenfähiger Landeskinder Haß erzeugen und dem russischen Heere nur Leute zuführen würde, auf deren Treue nicht zu bauen war. Aber man klagte auch über zahlreiche fahrlässige Brandstiftungen durch russische Soldaten, über Waldverwüstungen, über große Verluste, die durch Unordnung des Münzwesens und Verschlechterung der Münze verursacht wurden, und zu allem dem litt die Bevölkerung unter ansteckenden Krankheiten, die Tausende von Menschen dahinrafften. Der Rückgang der ostpreußischen Einwohnerzahl während des Siebenjährigen Krieges wurde von Friedrich dem Großen auf 20000 beziffert, und der Kapitalwert des während der ersten Invasion vom Feinde vernichteten Eigentums ist auf mehr als $16^1/_2$ Millionen Taler geschätzt. Für Lieferungen und Fuhrengestellung forderte das Land nach dem Friedensschluß 989125, für Verluste an Pferden und Wagen 122256, für erlittene Brandschäden usw. 396286 Rtlr., zusammen 1507667 Rtlr., indessen, wohlgemerkt, nach den von der russischen Krone festgesetzten Preisen. Nach den preußischen Vergütungsgrundsätzen berechnet, stellten sich diese Forderungen wesentlich geringer, wurden aber auch in ihren demgemäß herabgesetzten Beträgen nicht befriedigt, weil die preußische Regierung den auch 1814 von ihr vertretenen Standpunkt einnahm, daß vom Feinde unvergütet gebliebene Kriegsleistungen als Unglücksfälle zu betrachten seien, welche der davon Betroffene zu tragen habe. Alles, was dem Lande für die oben angegebenen Leistungen zugute kam, war eine zur Unterstützung besonders hilfsbedürftiger adliger und kölmischer Grundbesitzer bestimmte Summe von 111045 Rtlr. Dagegen wurde ein Kriegsanlehen, das der König unter dem 15. Januar 1757 in Höhe von 500000 Rtlrn. „von denen Ständen und Untertanen des Königreichs Preußen und der Provinz Litauen" verlangt hatte, schon im Mai 1763 voll zurückgezahlt. Wie die deutschen Kriegsanleihen unserer Zeit war es fünfprozentig, und wie diese erreichte es eine überraschende Höhe, denn dank allgemeiner Opferwilligkeit der Bevölkerung wurde es um beinahe 80000 Rtlr., wie man heute sagen würde, überzeichnet.

Welche Opfer der Provinz Ostpreußen aus dem Siebenjährigen Kriege

überhaupt erwachsen sind, ist leider in Dunkel gehüllt. Daß hier aber die russische Herrschaft höchst verarmend und zugleich auch verrohend gewirkt hat, dürfte schon die Tatsache beweisen, daß im April 1758 in Königsberg, also in der Residenz des Gouverneurs, und vor den Augen der russischen Offiziere, die Kants Vorlesungen besuchten, „einige arme Eltern ihre Kinder an die Russen verkauften und dafür sogar nur 3 Tympfe (= 18 Sgr.) nahmen".

50 Jahre später standen die Russen wieder im Lande, diesmal als Verbündete, aber als Verbündete, die an Rücksichtslosigkeit den Feinden so wenig nachstanden, daß Knesebeck ihr Verhalten als „moskowitische Grausamkeiten" brandmarkte. Hierauf aber und überhaupt auf die Leiden der Provinz in den Jahren 1806—1813 gehe ich nicht mehr ein, weil ziemlich alles, was ich darüber zu sagen hätte, in meiner Schrift „Ostpreußen in der Franzosenzeit" (Königsberg 1913) enthalten ist. Sie läuft rechnungsmäßig darauf hinaus, daß die Provinz in jenen Jahren an Geld und Geldeswert mindestens 300 Millionen Taler verloren hat. Die Entschädigungen und Unterstützungen aber, die ihr dafür zuteil wurden, waren höchst geringfügig, weil der preußische Staat damals verarmt war, und weil die deutschen Lande noch nicht die Einheit bildeten, in der sie heute auf Gedeih und Verderb zusammenstehen. Daß dem so war, hat kein Teil Deutschlands schwerer empfinden müssen als Ostpreußen. Ein sonnigeres Geschick wäre ihm zuteil geworden, wenn ihm in den Zeiten höchster Not das Reich beigesprungen wäre. Doch darüber sei nicht geklagt! Im Gegenteil — wie für richtige Menschen jedes Leid zu einem Segen wird, so war es auch hier. Aus den Kriegsnöten der Ostpreußen erwuchs ihre kernige Art, ihre Arbeitsamkeit, ihr deutsches Empfinden und die Liebe zur Scholle, die hoffentlich alle auf den Boden der Heimat zurückführen wird, die der russische Hunnismus aus ihr vertrieben hat.

Die Agrar- und Verfassungsverhältnisse Kurlands.

Von N. v. H.

I.

Wenn überall die agrare Entwicklung und der Agrarzustand eines Landes für Staat und Kommune von hoher Bedeutung sind, so trifft das in besonders hohem Maße in Kurland zu, da die gesamte Verfassung, soweit sie die Züge der Selbstverwaltung an sich trägt, auf dem die Lasten tragenden und die politischen Rechte gewährenden Landbesitz aufgebaut ist.

Es erscheint darum nicht überflüssig, sich allem zuvor der Agrarentwicklung Kurlands mit einigen Worten zuzuwenden.

Die Entstehung der einzelnen Güter mit der zu ihnen gehörigen Bauerschaft reicht in weite Vergangenheit und in den Beginn der Eroberung dieses Landes zurück. Sie dürfte in der Hauptsache hier ähnlich wie im Westen vor sich gegangen sein. Okkupation und Kultivierung sind wohl hier wie dort die ursprüngliche Rechtsquelle des Eigentums gewesen, das aber in alter Zeit noch kein volles war, sondern nur einen Lehnbesitz darstellte, da ja stets der Orden oder der Bischof als oberster Lehnsherr des ganzen eroberten Landes galt. Die allmähliche Allodifika-

tion des Lehnbesitzes bildet ein besonderes Kapitel der baltischen Geschichte, das viel Streit gekostet und auf das näher einzugehen hier müßig erscheint. — Im Gegensatz zum estnischen Volksstamm scheint der lettische auch schon vor Einwanderung der Deutschen die Ansiedlung in Einzelhöfen derjenigen in Dorfschaften vorgezogen zu haben. Bauerdörfer gibt es denn auch heute, von ein paar verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in Kurland nicht. In der auf ihren Einzelhöfen ansässigen eingeborenen Bevölkerung fanden die deutschen Eroberer die Arbeitskraft zur Urbarmachung des Landes. Das Wirtschaftssystem war durch Jahrhunderte dasjenige der reinen Naturalwirtschaft. Die in ihren Bauerhöfen, „Gesinden", sitzenden Bauern hatten unter Leitung des Gutsherrn auch dessen Territorien, das „Hofesland", zu kultivieren und dem Ackerbau zu erschließen. Die Bauern erhielten ihre Löhnung in den Gefällen des Grund und Bodens, so namentlich aus den an Umfang und zweckentsprechender Bebauung rasch zunehmenden Bauernhöfen. Das Hofesland, der Hof, hielt keine besonderen Ackerknechte, auch keine Arbeitspferde, sondern nur das Vieh und in der Folge die sich verbessernden Ackergeräte; Pferde und Arbeitskraft lieferte die Bauerschaft. So bestimmte sich denn auch in älterer Zeit die Größe und der Wert eines Gutes nach der Anzahl seiner „Gesinde".

Das Eigentumsrecht des Gutsherrn erstreckte sich über das gesamte Gutsterritorium einschließlich des Bauerlandes. Die eingeborene Bevölkerung machte auch hier, wie überall, zunächst den schmerzlichen Gang von der Hörigkeit und glebae adscriptio zur wirklichen Leibeigenschaft durch und wurde selbst Gegenstand des gutsherrlichen Eigentums.

Um das Los der Bauerschaft zu lindern und sie vor Willkür zu schützen, hat es von alters her nicht an Regulierungen ihrer Leistungen und ihrer Erhaltung gefehlt. Eine Reihe solcher Regulative, wie besonders aber der heutige Zustand der kurländischen Bauerbevölkerung, geben Zeugnis dafür, daß über der deutschen rücksichtslosen Zielstrebigkeit doch auch Billigkeit und Gerechtigkeit nicht zu kurz gekommen sind. Fast 50 Jahre früher als im übrigen russischen Reiche waren die Verhältnisse hier so weit gediehen, daß unter bereitwilligstem Entgegenkommen und tätigster Mitarbeit der kurländischen Ritterschaft die Leibeigenschaft in Kurland aufgehoben werden konnte. Es ist charakteristisch für die Zustände vorher, daß es bei Erscheinen der die neuen Freiheitsverhältnisse regelnden Bauerverordnung von 1817 in Kurland an einigen Orten zu Bauerunruhen kam, da der Bauer meinte, mit dieser Freiheit fiele auch die Verpflichtung des Gutsherrn fort, für ihn und seine Existenz wie bisher zu sorgen.

Diese Bauerverordnung von 1817 gab in weiser Vorsicht die Freiheit noch nicht vollständig und nicht mit einem Male, sondern schuf zunächst den „transitorischen Zustand" für 14 Jahre, innerhalb welcher die Bauern sektionsweise aus der Leibeigenschaft entlassen wurden. Die glebae adscriptio und die Verpflichtung, das Hofesland mitzubearbeiten, „der Gehorch", blieben ebenso noch zu Recht bestehen wie das Eigentumsrecht des Gutsherrn am gesamten Lande. Trotzdem gewährte schon dieses Gesetz dem Bauern den Erwerb eignen, weiter zu vererbenden Eigentums und schuf sowohl die Grundlagen zu einer administrativen

wie judiziären Bauergemeinde, als auch ein eignes, besonderes Bauernrecht und Bauerngerichte in privatrechtlicher und strafrechtlicher Hinsicht.

Auf dieser hier flüchtig gekennzeichneten Grundlage bewegte sich die Baueragrarfrage fort. Bald schon, und noch vor jeder weiteren gesetzlichen Regelung, machte sich die Erkenntnis geltend, daß die auf der Frone beruhende Naturalwirtschaft eine rationelle Bearbeitung des Grund und Bodens, einen Aufschwung des Wirtschaftslebens nicht zulasse. In immer zunehmendem Maße gingen daher die Güter von der in Arbeitsleistung und Naturalabgaben bestehenden Pacht der Bauergesinde zu eigener Geldpacht für diese über, indem sie sich eigenes Wirtschaftsinventar und eigene Ackerknechte beschafften und zur Placierung der letzteren nach Bedürfnis von den Bauergesinden einzelne als Knechtsetablissements zum Hoflande hinzuzogen. So führten hier, wie das auf anderen Lebensgebieten zu beobachten ist, die Bedürfnisse selbst zu neuen Lebensformen, deren spätere Legalisierung meist nur unter schwierigsten Kämpfen erwirkt werden konnte.

Erst die große Reformära Kaiser Alexanders II. in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab auch hier einige Freiheit der Vorwärtsbewegung. Es war das große Glück Kurlands, gerade in dieser Zeit einen wahren Staatsmann an der Spitze der Ritter- und Landschaft zu haben, den Baron Carl von der Recke-Paulsgnade. Mit gleich sicherem Blick für die vorwärtsdrängenden Bedürfnisse der Provinz wie für die Gefahren, die die große Reformflutwelle des Reiches und insbesondere das Bauern-Emanzipations-Gesetz von 1863 für die Eigenart dieses Landes in sich schloß, schritt er, und unter seiner festen Leitung die Ritterschaft, zum weiteren Ausbau der kurländischen Verfassung.

Das sog. Paßreglement vom Jahre 1863 gab dem Bauern die Freizügigkeit; die Landgemeinde-Ordnung mit ihren Wohlfahrtsregeln von 1866 baute die Bauerverordnung von 1817 weiter aus und gewährte der Bauerschaft eine wirkliche Selbstverwaltung; die 1865 von der Ritterschaft beschlossene und von der Regierung genehmigte Aufhebung des ausschließlichen Rechtes des Adels, Rittergüter zu erwerben und zu Eigentum zu besitzen, verwandelte in Hinsicht der allgemeinen Landessachen die korporelle Ritterschaft in eine Ritter- und Landschaft, insofern es nun jedem Manne christlicher Konfession freistand, die die Lasten der Selbstverwaltung tragenden und die politischen Rechte gewährenden Rittergüter zu erwerben und dadurch Sitz und Stimme auf den beratenden und beschließenden Landesversammlungen zu gewinnen.

Es ist das auch in nicht unbedeutendem Maße geschehen, und so besteht denn zurzeit neben der korporativ geschlossenen Ritterschaft eine die bürgerlichen und nicht zur kurländischen Adelsmatrikel gehörigen Rittergutsbesitzer mitumschließende Landschaft.

Von besonderer, die Bauerschaft betreffenden Bedeutung waren die von Baron K. von der Recke entworfenen und nach vielen Debatten von der Ritterschaft akzeptierten: „Regeln, auf Grundlage welcher den Bauern in Kurland freigestellt ist, Gesinde der Privatgüter zu Eigentum zu erwerben und Arrendekontrakte abzuschließen." Dieses in Kürze „Agrarregeln" genannte Gesetz bedeutete die Lösung der Agrarfrage in engerem

Sinne und schuf diese Lösung in einer Weise, wie sie einfacher und entsprechender wohl nirgends erfolgt ist. Die Agrarregeln dürften als Meisterstück Reckescher Staatskunst von der Geschichte um so williger anerkannt werden, als es wie ein Wunder anmutet, daß es ihm gelang, dieses von der Bauern-Emanzipation des Reiches so grundverschiedene Gesetzprojekt von der Behandlung in den allgemeinen gesetzgebenden Instanzen des Reiches fernzuhalten und es auf besonderem Wege (durch das sog. Ostseekomitee) zur Allerhöchsten Bestätigung zu bringen.

Die Leitgedanken der „Agrarregeln" sind:

Einen bäuerlichen Kleingrundbesitz ohne Zwang und ohne staatliche Hilfe im Wege freier Vereinbarung zwischen Grundherrn und Bauern zu schaffen; die derzeitigen Inhaber der Gesinde in ihrem Nutzungsrecht zu schützen, indem ihnen sowohl ein Vorpacht- wie namentlich ein Vorkaufsrecht durch eventuelle Entschädigungsansprüche an den seine Gesinde an andere als die bisherigen Inhaber verpachtenden oder verkaufenden Gutsherrn zugesichert wird, wodurch zugleich einem zu hohen Hinaufschrauben der Pacht- und Verkaufspreise vorgebeugt wird. Spätere, gleichfalls auf Anregung der Ritterschaft erfolgte Erlasse der (schon seit 1817 bestehenden) „Kommission für Bauersachen" verhinderten die fernere Einziehung von Gesinden, d. h. ihre Verschmelzung mit dem Hofeslande, und enthielten Bestimmungen hinsichtlich des Austausches von Hofes- gegen Gesindesland, die zur zweckdienlichen Arrondierung beider oft unvermeidlich waren.

Die Agrarregeln zogen keine für alle Zeiten fortbestehende Scheidelinie zwischen Hofes- und Bauerland, sondern regelten nur den ersten Übergang des in bäuerlicher Nutzung stehenden Landes (der Gesinde) in das volle Eigentum des Bauern; „dem freien Manne sollte in Zukunft ein freies Land werden". Mit diesen ihren Leitgedanken standen die Agrarregeln in vollem Gegensatz zum Emanzipationsgesetz des Reiches: Im Reiche eine Zwangsablösung des Bauerlandes unter staatlicher Fixierung der Preise und staatlicher Finanzierung, — in Kurland ein freihändiger Verkauf nach vorgängiger territorialer Regulierung und nach lange vorher schon bestehendem Pachtverhältnis unter Vermittlung einheimischer Kreditinstitution und ohne jegliche Inanspruchnahme staatlicher Mittel; im Reiche die Festlegung des so verhängnisvollen kommunistischen Gemeinde-Besitzes — hier die Begründung eines individuellen Kleingrundbesitzes; im Reiche ein jäher Sprung von der Leibeigenschaft zur Freiheit und zur landbesitzenden Bauergemeinde, die ihrerseits doch wieder die Freiheit ihrer Glieder zum Teil illusorisch macht — in Kurland ein von 1817 an allmählich sich entwickelnder, auf Erhaltung und Ausbau des Bestehenden bedachter Fortschritt bis zum freien landbesitzlichen Bauernstande.

War nun mit diesen Regeln von 1863 der Boden einer gesunden Ausgestaltung der Agrar-Verhältnisse glücklich gewonnen, so kam nun alles darauf an, unverzüglich ans Werk der Ausführung zu gehen. Die Ablösung der Gesinde vollzog sich denn auch unter Mitwirkung des von der Ritterschaft schon in den dreißiger Jahren gegründeten Kurländischen Kredit-Vereins auf die ungezwungenste Weise. Nach hypothekarischer Abtrennung der Bauer-

gesinde von den Gesamtgütern konnte der Kredit-Verein ihnen Darlehen in seinen Pfandbriefen ausreichen, die bei einer damals in Kurland üblichen Annuität von 7% (bei 5prozentiger Verzinsung) sich in 27 Jahren tilgten. Die Pfandbriefe wurden dem die Gesinde verkaufenden Gutsherrn überwiesen, wodurch der größte Teil des Kaufpreises gedeckt wurde. In den meisten Kontrakten war dann die Bestimmung enthalten, daß der Gesindekäufer nach Tilgung des ersten Bankdarlehns verpflichtet sei, den Kaufpreisrest zu bezahlen, wozu er durch Erhebung eines zweiten, meist höher ausfallenden Kredit-Vereins-Darlehns leicht in den Stand gesetzt wurde.

So haben wir denn heute auf den Privatgütern Kurlands einen dem Gutsherrn gegenüber in der Regel schuldenfreien Kleingrundbesitz, für den bei der ansehnlichen Größe der Gesinde ein auch schon sehr sichtbar werdendes wirtschaftliches Aufblühen für alle Zeit sichergestellt erscheint.

Die Krone folgte 1869 mit der Ablösung der Gesinde ihrer Domanial-Güter in andrer Weise, indem sie die derzeitigen Pachten der Gesindewirte kapitalisierte und eine Annuitätenzahlung (Verzinsung und Tilgung der Schuld) verlangte, die in 45 Jahren den ganzen Kaufpreis beglich. Nach der Revolution von 1905 strich die Regierung unbegreiflicherweise ihren Bauernwirten die von diesen mehrfach schuldig gebliebenen Annuitäten einfach fort — offenbar nur, weil sie im Reiche dasselbe für die tief verschuldeten landbesitzlichen Gemeinden getan hatte.

II.

Der so hochwichtige Unterbau der Organisation des Landes war mit dem sein Land zu freiem Eigentum besitzenden Bauerstande geschaffen. Wir dürfen uns nunmehr den anderen Ständen und der Verfassung Kurlands zuwenden. Es ist nicht leicht, die öffentliche rechtliche Grundlage derselben in Kürze zu geben, da sie ein in vielfacher Hinsicht wunderliches Gebilde darstellt, das nur aus der Geschichte heraus verständlich werden kann.

In der alten Zeit der Selbständigkeit der baltischen Kolonie, zuzeiten der bischöflichen und Ordensherrschaft, galten die verschiedenartigen Rechte des deutschen Mutterlandes auch hier, die Städte- wie Lehnsrechte, die mannigfachen alten Strafrechte und Prozeßordnungen und vor allem das auf römischen Grundsätzen und Anschauungen beruhende Zivil- oder gemeine Recht. Auf alles dieses mußten aber die Rechtsnormen der Fremdstaaten, die wechselnd sich in den Besitz der Ostseelande setzten, ihren verändernden Einfluß ausüben. So für Kurland, als Lehnsherzogtum des polnischen Königreiches, namentlich dieses.

Wenn auch in privatrechtlicher Hinsicht dieser Einfluß das zähe Festhalten der Kurländer am Hergebrachten nicht zu überwinden vermochte und keine umgestaltende Wirkung auf das Privatrecht ausübte, so lag das auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes doch schon anders. Hier führten die mehrfachen Streitigkeiten der Ritterschaft mit den Herzögen über deren Rechte und Kompetenzen zu wiederholten Malen polnische Kommissionen ins Land, deren Entscheidungen (kommissoriale Dezisionen) dann zu Rechtsquellen wurden.

Eine erste systematische Zusammenstellung und Bearbeitung der kurländischen öffentlichen Rechtsnormen ist vom Königlich preußischen Titulärrat Chr. Georg von Ziegenhorn unter dem

Titel: „Das Staatsrecht der Herzogtümer Kurland und Semgallen" 1772 herausgegeben worden. Ziegenhorn war während der kurzen Regierungszeit des sächsischen Herzogs Karl in Kurland (1759—1763) kurländischer herzoglicher Rat gewesen und dadurch genauer Kenner der Verhältnisse geworden; jedoch wurde seinem „Staatsrecht" von verschiedenen Seiten der Vorwurf einer Tendenzarbeit zugunsten der herzoglichen Prärogative gemacht, und infolgedessen ward sie nicht allseitig als autoritative Rechtsquelle angesehen. Die Arbeit besaß und besitzt aber trotzdem mehr als bloß historischen Wert.

Eine maßgebende Kodifikation der geltenden baltischen Landesrechte erfolgte dann erst viel später nach Wiedervereinigung aller Teile des Baltikums unter Rußland, und zwar zur Regierungszeit Kaiser Nikolaus' I. Für dieses umfassende Kodifikationswerk waren die eingehendsten Vorarbeiten in den drei Provinzen selbst gemacht worden. Es sollte das gesamte in den Ostseeprovinzen geltende öffentliche wie private Recht sowie die Verfassung und Justiz dieser Lande in authentischer Form enthalten. Leider ist dieses groß angelegte Werk nicht zu vollem Abschluß gekommen, da von dem auf fünf Teile angelegten „Provinzialrechte" nur drei erschienen sind und die staatliche Sanktion erhalten haben: I. Die Behördenverfassung, II. Das Ständerecht und III. Das Privatrecht der Ostseegouvernements.

Die letzten beiden Teile sollten den Zivil- und Kriminal-Prozeß enthalten, wurden aber nicht mehr vollendet, vielmehr in der Folge von der russischen Reichsgesetzgebung und ihren Reformen überholt, in die auch das Ostseegebiet hineinzuziehen ja das stete Bestreben der Regierung war. Die von den besten Kräften des Baltikums gefertigten Arbeiten einer speziell baltischen Justizreform blieben „schätzbares Aktenmaterial", und die große Reichsjustizreform Kaiser Alexanders II. ergriff in der Periode der Unifizierung und Russifizierung unter Alexander III. auch die baltischen Lande dergestalt, daß Verwaltung und Justiz, unter Aufhebung der alten Behördenverfassung in den achtziger Jahren auch hier auf den Boden des allgemeinen Reichsgesetzes gestellt wurden. Nachdem dann noch die alten Stadtverfassungen aufgehoben und durch die allgemeine Städte-Ordnung des Reiches ersetzt worden war, ist heute vom Provinzialrecht nur noch nachgeblieben: der III. Teil, das Privatrecht, und vom II. Teile, dem Ständerechte, kaum viel mehr als die in der Folgezeit auch noch mehrfach autonom modifizierte Verfassung der Ritterschaft und der Ritter- und Landschaft.

Zur Zeit der Emanation des Provinzialrechtes und noch über sie hinaus war es jene geschlossene Korporation der Ritterschaft, der allein die politischen Rechte auf Grund ihres Besitzes zustanden. — Zur Wahrung solcher Geschlossenheit war schon im Anfange des 17. Jahrhunderts eine „Ritterbank" errichtet worden, der die Prüfung der Zugehörigkeit zum einheimischen (indigenen) Adel und die Eintragung der betr. Personen und Geschlechter in ein besonderes Adelsbuch („die Matrikel") oblag, und nur wessen Geschlecht in dieser „Matrikel" verzeichnet und der selbst eingetragen war, hatte das Recht, „Rittergüter" zu Eigentum zu erwerben und zu besitzen und die durch solchen Besitz bedingten politischen Rechte auszuüben.

Ein nicht besitzlicher indigener Edelmann konnte sich Sitz und Stimme in

den Adelsversammlungen nur dadurch verschaffen, daß er sich verpflichtete, an der Selbstbesteuerung in dem Maße teilzunehmen, als es das kleinste der Rittergüter, für die es ein Minimalmaß der Größe gab, zu tun hatte. Es wurde also auch hier der Rittergutsbesitz gewissermaßen fingiert und der durchgehende Grundsatz durch diese Institution der sog. „Rentenierer" (Prov.-R. 276), die übrigens praktisch kaum existiert hat, nicht betroffen, so daß für die Ausübung der provinziellen politischen Rechte zwei Erfordernisse unumgänglich sind: Die Zugehörigkeit zum immatrikulierten kurländischen Adel und das Eigentum eines die Lasten tragenden und die Rechte gewährenden Rittergutes.

Jedes im Besitze eines immatrikulierten Edelmannes befindliche Gut, auch hypothekarisch abgetrennte Teile eines schon vorhandenen Rittergutes konnten, sofern der Besitzer zur Mittragung der „Landeswilligungen" sich bereit erklärte, von den Landtagen in Rittergüter umgewandelt werden, so daß es in Kurland nur ganz geringe, vereinzelte Privatgüter gibt, die als sog. „bürgerliche Lehen" der Qualifikation des „Rittergutes" entbehren.

Außerhalb dieser, die Basis der ritterschaftlichen Selbstverwaltung abgebenden Privatgüter blieb der Domanialbesitz, der in Kurland ein besonders umfangreicher ist und namentlich mit seinen großen Waldungen fast $^1/_4$ des Gesamtterritoriums einnimmt. In herzoglicher Zeit war in dieser Hinsicht noch zwischen den „Allodial"-(Schatullen)-Gütern der Herzöge und den eigentlichen Domänengütern zu unterscheiden, von denen die letzteren den allgemeinen und staatlichen Bedürfnissen des Landes zu dienen hatten.

Diese Unterscheidung ist seit Aufhören der kurländischen Selbständigkeit als Herzogtum in Fortfall gekommen. Endlich besitzt noch die kurländische Ritterschaft als Korporation Güter, über deren Erträge sie im korporellen wie Landesinteresse frei verfügen darf (Prov.-R. II, § 45).

Die wesentlichsten, von alters her der kurländischen Ritterschaft zustehenden und auch vom russischen Staate laut Ständerecht (§§ 32—49) anerkannten Rechte, sind die nachstehenden:

Das freie Versammlungs-, Beratungs- und Beschlußfassungsrecht; die Führung des Adelsbuches, der Matrikel; Aufnahme neuer Edelleute in diese und Ausschluß einzelner, sich der Zugehörigkeit zur Ritterschaft unwürdig gemacht habender Glieder derselben; Bewählung der vom Adel zu besetzenden Ämter (zu denen vor Eintritt der Unifizierung und Russifizierung auch diejenigen der Justiz und Polizei gehörten); das „Willigungsrecht", d. h. die Besteuerung der Rittergüter zu korporellen wie allgemeinen Landeszwecken und die Umlage solcher Steuern usw. und endlich das Recht der Gesetzes-Initiative, sofern es der Ritterschaft zusteht, sich mit Gesetzesprojekten in Sachen der verschiedenen Landesinteressen an die kompetenten Instanzen der Staatsregierung zu wenden, in wichtigen Fällen auch direkt bei Kaiserlicher Majestät zu supplizieren. — Vgl. § 34 und § 528 a. a. O.

Was nun die Formen der Verfassung anlangt, so sind die Bestimmungen über die Zusammensetzung, Bewählung und Kompetenz der einzelnen verfassungsmäßigen Organe im Prov.-Recht, Teil II, §§ 276—358 enthalten.

Auf Grund jedoch des Rechts der Ritterschaft, die Geschäftsordnungen

ihrer Versammlungen und Verwaltungen autonom zu bestimmen und zu ändern, und infolge der Erweiterung der reinen Ritterschaft zu einer Ritter- und Landschaft seit 1865 haben Modifizierungen und Veränderungen dieser ursprünglichen im Prov.-Recht enthaltenen Bestimmungen mehrfach stattgefunden, und der heutige diesbezügliche Zustand ist aus der neuesten Redaktion der „Landtagsordnung" von 1897 zu ersehen.

Völlig abweichend von allen sonstigen parlamentarischen Einrichtungen besteht der gewöhnliche, alle drei Jahre zusammentretende Landtag aus zwei Terminen, und es sind nicht die von den 33 Kirchspielen erwählten Deputierten, die die vorliegenden Fragen definitiv entscheiden, sondern solche Entscheidung bleibt den Virilstimmberechtigten in den Kirchspielversammlungen vorbehalten. Der Landtag ersten Termins stellt daher in Wahrheit nur einen die Dinge vorberatenden und zur Beschlußfassung vorbereitenden Körper dar, dessen Aufgabe es ist, die ihm zugegangenen oder eigenen Vorlagen so zu gestalten, daß über sie en bloc mit Ja und Nein abgestimmt werden kann. Diese Abstimmung erfolgt dann, nachdem die Deputierten den Kirchspielseingesessenen über die Verhandlungen referiert haben, auf diesen untersten Teilversammlungen, in den Kirchspielkonvokationen, und mit bindenden Instruktionen, in welchen die in den Kirchspielen affirmativ oder negativ abgegebenen Stimmen genauestens vermerkt sind, kehren die Deputierten zum zweiten Landtagstermin zurück, der dann durch Zählung der Stimmen die Willensmeinung des Landes und seine Beschlüsse festzustellen hat. Den Kirchspielen steht auch das Urteil über die Geschäftsführung der ritterschaftlichen Repräsentation zu. Aus den verlautbarten und in der Instruktion der Deputierten verschriebenen Urteilen der Kirchspiele stellen die Deputierten zweiten Termins das Gesamturteil des Landes zusammen.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche, aus äußerster Vorsicht und Furcht vor übereilten Beschlüssen hervorgegangene Verfassung wenig geeignet ist, größere organische Gesetzesprojekte zustande zu bringen; nur zu leicht kann ein Projekt, um irgendeines der Mehrzahl der Stimmberechtigten mißfallenden Artikels willen, im ganzen zu Fall kommen, zumal den endgültig Entscheidenden die Gründe, die die Landtagsdeputierten bewogen haben, im Referat über die Verhandlungen und in den gedruckten Landtagsakten ersten Termins nicht mit ausreichender Genauigkeit dargelegt werden können.

Darum hat es neben den ordinären Landtagen mit ihrem überaus schwerfälligen Apparate auch stets noch andere verfassungsmäßige Versammlungen gegeben, und zwar a) die „brüderlichen Konferenzen", auf welchen sich alle Stimmberechtigten zu eigenem beratenden und endgültig entscheidenden Körper vereinigen, und b) die extraordinären Landtage, die zur Entscheidung einer bestimmten Frage berufen werden, und auf welchen die Kirchspieldeputierten in einem Termine mit votum decisivum die Sache erledigen. Nach der 1865 erfolgten Freigabe des Güterbesitzrechtes traten in den engen Kreis der politisch berechtigten Ritterschaft auch noch alle Nichtedelleute, die zu Eigentümern von Rittergütern geworden waren; seitdem gibt es neben der Ritterschaft auch noch eine „Ritter- und Landschaft", die auch eine Teilung der Kasse und eine gesonderte Behandlung der korporellen, rein ritterschaftlichen

Angelegenheiten von den die Gesamtinteressen des Landes berührenden Dingen erforderte.

Die Landesvertretung (der Landesbevollmächtigte und die Kreismarschälle usw.) blieb eine von immatrikulierten Edelleuten besetzte, insofern nur diese die passive Wählbarkeit behielten, was um des nahen Zusammenhanges der ritterschaftlichen und landschaftlichen Interessen willen auch geboten erschien.

In das ausschließlich ständische und auf den Adel beschränkte Prinzip der politischen Berechtigung, die Landessachen zu beraten und zu vertreten, war dennoch mit der Freigabe des Güterbesitzes und ihren Folgen die Bresche bereits gebrochen und der Antrieb gegeben, auf dieser Bahn fortschreitender Heranziehung auch der anderen Stände und Interessengruppen des Landes zur einheitlichen Selbstverwaltung weiter zu gehen. Namentlich war mit der Ablösung der Bauergesinde von den Gütern und der Begründung eines bäuerlichen Kleingrundbesitzes ein neuer Faktor entstanden, der vor der Landtagstür stand, und den hineinzulassen auch dadurch geboten erscheinen könnte, daß mit dem Abverkauf des Bauerlandes sich die Basis für die Umlage und Tragung der Selbstverwaltungssteuern (der Landeswilligungen) sich um ein sehr Bedeutendes verringert hatte. Diese Erwägungen haben denn auch wiederholt die Ritter- und Landschaft eingehend beschäftigt. Allein allen diesbezüglichen Projekten standen Schwierigkeiten und äußerste Gefahren für die ideellen Güter des Landes gegenüber, wie sie in der nationalen Verschiedenheit im Lande selbst und in der immer schärfer und rücksichtsloser hervortretenden unifikatorischen und jede Eigenart vernichtenden Tendenz der Regierungsautoritäten begründet waren.

Immer erneut hat die Frage des Weiterausbaues der Landesverfassung nicht nur die Landtage Kurlands, sondern ebenso auch diejenigen der Schwesterprovinzen beschäftigt, und in eingehensten Verhandlungen sowohl auf den Einzellandtagen Liv-, Est- und Kurlands, wie auch in gemeinsam beschickten Delegiertenversammlungen (baltischen Konferenzen) sind Projekte ausgearbeitet und auch der Staatsregierung vorgestellt worden. Zwei Hauptrichtungen gab es, in welchen die Reform sich nur bewegen konnte. Entweder mußten die baltischen Provinzen sich entschließen, um die Ausdehnung des Reichsgesetzes der im Reiche eingeführten Landschafts-Institutionen (Semstwo) auch auf das Baltikum zu petitionieren und dann zuzusehen, wie sie dieses allgemeine Institut unseren besonderen Verhältnissen anpaßten, — oder sie hatten, unter Ablehnung dieses, den schwierigen Versuch zu machen, an einen weiteren Ausbau der eigenen historischen Verfassung zu gehen. Nach heißen Meinungskämpfen intra muros siegte in allen drei Provinzen die Erkenntnis, daß die Adaption des Reichsgesetzes den Tod der baltischen Eigenart und den Untergang alles dessen bedeuten würde, worum das Deutschtum hier in Jahrhunderten gerungen hatte. Aber freilich, auch der andere Weg war von Gefahren rings umstellt. Gelang es nicht, den alten zeitherigen Führern und Leitern des politischen Lebens und den Trägern des deutsch-evangelischen Gedankens (der den ideellen Inhalt der 700 jährigen baltischen Geschichte bildet) die Führerrolle zu sichern, was im ersteren Falle ausgeschlossen erschien, dann konnte auch der Ausbau der eig-

nen alten Verfassung verhängnisvoll werden. Alles kam eben darauf an, die organische feste Verbindung der erweiterten Institutionen mit der zeitherigen Ritterschaft (Ritter- und Landschaft) derart zu gestalten, daß ihre Bedeutung nicht schwand, sondern auf breitere, auch die übrigen Stände und Interessengruppen und auch die Krone mit ihrem Domanialbesitz umfassende Basis gestellt, noch zunahm und sich festigte. Das war um so schwerer zu erreichen, als die große demokratische Welle der Neuzeit, die sich hier mit der wachsenden nationalistischen des Russen- wie Junglettentums vereinigte, jeder vorsichtigen, große parlamentarische Versammlungen tunlichst vermeidenden Reform sich hindernd in den Weg warf. Es führte zu weit, hier des Näheren auf die Projekte einzugehen, wie sie nach unendlichen Mühen zustande gebracht wurden. Es lohnt das auch um so weniger, als keins derselben die Billigung der Staatsregierung gefunden hat. Auch die Ausarbeitungen, die nach der Revolution von 1905 unter Vorsitz des baltischen Generalgouverneurs unter Zuziehung von Vertretern aller Stände der Ostseeprovinzen angefertigt worden, die im wesentlichen eine Anpassung des Reichs-Landschafts-Gesetzes bedeuteten, sind bis zur Stunde noch nicht durch die Gesetzgebungsinstanzen gegangen. — So ist denn die Reform, an der Jahrzehnte gearbeitet, unterblieben, aber eine Lüge ist es, wenn die russische und lettische Presse behauptet, die Ritterschaften wären es, die jeder Vorwärtsbewegung sich hindernd entgegengestellt hätten; das Gegenteil ist die Wahrheit, wie ihre die zahlreichen Arbeiten aufbewahrenden Archive es jedem späteren Forscher der baltischen Geschichte dartun werden.

In Kurland speziell war der innere Antrieb zum Fortschreiten dadurch noch ein besonders starker, daß gewisse Zweige der Landesangelegenheiten, die Liv- und Estland ihrer Selbstverwaltung zu erhalten vermocht hatten, hier verloren und in die Hände der Bureaukratie übergegangen waren. Es sind das in der Hauptsache der Wegebau, die Post, die Krankenpflege und einige besondere Wohlfahrtseinrichtungen, die unter der Bezeichnung der „Gouvernements-Prästanden" zusammengefaßt werden. —

Unsere flüchtige, nur das Wesentliche berührende Umschau hat uns bis zur Gegenwart geführt. Das hier gegebene Gesamtbild bliebe aber kein vollständiges, wenn nicht wenigstens noch einige kurze Hinweise auf diejenigen Elemente und Kräfte ihm angeschlossen würden, die zwar außerhalb der einheitlichen, provinziellen Verfassung stehend, scheinbar vom öffentlichen, politischen Wirken ausgeschlossen, dennoch von tiefgehendem Einfluß auf die Gesamtentwicklung des Landes und auf die Erhaltung seiner deutsch-evangelischen Eigenart gewesen sind. Es lassen sich diese Kräfte unter der hier üblichen Bezeichnung des „Literatenstandes" zusammenfassen, und innerhalb desselben sind es namentlich die Prediger und deutschen Lehrer, deren treues, starkes Festhalten an den von den Vätern ererbten, ideellen Gütern ihrem tatkräftigen Wirken unter schwierigsten Verhältnissen den Erfolg gesichert hat. Was hätte beispielsweise die große Opferwilligkeit der Ritter- und Landschaft, die zum Unterhalt von Schulen die Jahressumme von über 100 000 Rubel in ihr Budget gestellt, zu erreichen vermocht, hätte sie im Lande nicht die geeigneten Lehrkräfte gefunden, die die erstrebten Ziele an der ler-

nenden Jugend verwirklichen? Wie hätte der unmittelbar nach der Revolution von 1905 gegründete und erst nach Ausbruch des Weltkrieges notgedrungen aufgelöste „Verein der Deutschen in Kurland" sein Werk der Erziehung und Bildung auch der unbemittelten deutschen Jugend und der Aufrichtung und Kräftigung des kleinen deutschen Mannes betreiben können ohne die selbstverleugnende eifrige Mitarbeit aller Deutschen und voran der deutschen Prediger, die namentlich auf dem Lande oft die einzig lebendige Kraft des Vereins waren? Wie wäre überhaupt erhalten geblieben, was erhalten worden ist, wenn unsere evangelische Kirche in allem schweren Kampf nicht unerschüttert geblieben und uns Deutsche die Treue gelehrt hätte?

Henri Bergson und Arthur Schopenhauer.

Von Günther Jacoby.

Die großen Ereignisse der Gegenwart stellen die deutsche Wissenschaft vor eine schwierige Aufgabe. Wir kämpfen gegen Staaten und Heere, nicht gegen feindliche Bürger außerhalb des Heeres, geschweige denn gegen Kunst und Wissenschaft. Deshalb hält die deutsche Wissenschaft trotz des Krieges ihre Beziehungen zu der Wissenschaft des feindlichen Auslandes aufrecht.

Die Selbstbeherrschung, die diese Aufgabe erfordert, stellen unsere Feinde auf eine harte Probe, wenn sie mit dem Schlagworte von dem 'deutschen Barbarentum' ihren Angriff auch auf unsere Wissenschaft hinüberspielen. Solche Verunglimpfungen richten sich selbst und haben keinen Anspruch auf Abwehr, viel weniger auf Gegenschmähung von unserer Seite. Unsere Rechtfertigung ist die geschichtlich feststehende hohe Bedeutung des deutschen Geisteslebens für die Welt und das feindliche Ausland selber in Vergangenheit und Gegenwart.

Die nachfolgende Untersuchung will diese weltweite Bedeutung des deutschen Geisteslebens an einer Einzelerscheinung verfolgen.[1]) Sie beschäftigt sich mit dem französischen Philosophen Henri Bergson und erläutert ein hartes Urteil, das Wilhelm Wundt in dem zweiten 'Kriegshefte' dieser Zeitschrift über ihn fällt. Wundt schreibt zu Bergsons Angriff auf die 'deutsche Barbarei': 'Wissen wir doch, daß dieser Philosoph seine Gedanken, soweit sie überhaupt etwas taugen, uns Barbaren gestohlen hat, um sie dann nachträglich mit dem Flittergolde seiner Phrasen aufgeputzt als eigene Erfindung in die Welt zu schicken'.[2]) Der schroffen Form entkleidet ist das Urteil richtig. Es ist in der Tat auffallend, daß gerade Bergson, der den Grundgehalt seiner Philosophie Deutschland verdankt, unser Geistesleben als 'Barbarei' herab setzt.

Vielleicht darf ich voraus schicken, daß Bergson, als ich ihn im Jahre 1906 kennen lernte, deutsche Wissenschaft keineswegs als 'Barbarei' betrachtete. Er erinnerte sich damals, viel von ihr gelernt zu haben, behandelte Wundt mit Wertschätzung und entwickelte seine eigenen Gedanken über das Wesen der Aufmerksamkeit in achtungsvoller Aus-

1) Zugrunde liegt eine Arbeit des Verfassers, die unter der Aufschrift 'Henri Bergson, Pragmatism and Schopenhauer' in der Zeitschrift The Monist, Bd. 22, S. 593 ff. in englischer Sprache erschienen ist.

2) Internationale Monatsschrift 1914, Sp. 129.

einandersetzung mit deutschen Psychologen. So benutzen auch seine vor dem Kriege geschriebenen Aufsätze und Werke allenthalben deutsche Wissenschaft mit Anerkennung. Nimmt man hinzu, daß Bergson für deutsche Gelehrte wie Dilthey, Driesch oder Simmel besondere Vorliebe hegte, und daß seine Lehre in Deutschland lebhaften Widerhall fand, wenn man auch äußerlich weniger als in England mit ihr prunkte: so muß Bergsons plötzliche Verunglimpfung deutscher Wissenschaft als eine Entgleisung aufgefaßt und mehr seinem erregten Gemütszustande als einer verständigen Überlegung zur Last geschrieben werden.[3])

Der deutsche Philosoph, von dessen Lehrgebäude die stärkste Anregung für Bergsons Philosophie ausging, ist Arthur Schopenhauer. Ich werde versuchen, dies im Einzelnen zu zeigen, indem ich gleichzeitig der bisweilen vorgetragenen Meinung entgegen trete, Bergson sei 'Pragmatist'. Bergson ist in demselben Sinne und aus demselben Grunde wie Schopenhauer kein 'Pragmatist'.

Der 'Pragmatismus' lehrt, daß der landläufige Begriff der Wirklichkeit ein 'Werkzeugbegriff' sei, dem keine selbstständige Dingwelt entspreche. Unser 'Weltbild' sei ein aus ursprünglichem Rohstoffe umgewandeltes künstliches Arbeitsmittel, eine Gerätschaft für menschliches Handeln. 'Die Welt ist nur das Material der Pflichterfüllung', pflegte Fichte zu sagen. Der Weltbegriff ist nur ein Mittel zur Förderung der Lebensbedürfnisse, sagen die 'Pragmatisten'.

Bei Bergson findet man ähnliche Gedanken. Er betrachtet das Wesen des Menschen als ein fort dauerndes lebendiges Handeln. Nicht der Leib macht den Menschen, sondern das Tun des Leibes, die Bewußtseinshandlungen, die dies Tun vorbereiten, die Ereignisse, die durch den Menschen zu Stande kommen. Er ist ein siebenzig, achtzig oder neunzig Jahre ununterbrochen fort laufendes Schauspiel, eine unaufhörliche Kette von Taten, ein dahin eilender 'Lebensantrieb'.

Dieses Schauspiel dreht sich um die Selbstbehauptung des Menschen in einem Ringkampfe mit anderen Einzelwesen, die alle von demselben Streben beseelt sind. Und nun liegt ein entscheidendes Wort der Bergsonschen Philosophie darin, daß der kämpfende Mensch die anderen Einzelwesen teils als seines Gleichen anerkennt, teils aber als 'starre Dinge' in seine Dienste zwingt.

Die Lehre von der Bedeutung der 'starren Dinge' hat Bergson in den Ruf eines 'Pragmatisten' gebracht. Denn an den starren Dingen tritt als etwas eigentümlich Menschliches der Begriff des leblosen Werkzeuges auf. Leblose Werkzeuge kennt unter den Tieren nur der Mensch. Durch sie vermehrt er seine Kraft ins Unermessene, indem er mit ihnen seine Gliedmaßen gewissermaßen vervielfältigt: an der Axt und dem Pfeile beginnend und von Erfindung zu Erfindung fort schreitend. Das Entscheidende dieser Tatsache besteht für Bergson darin, daß erst mit dem Werkzeuge als eine eigentümlich menschliche Lebensrichtung 'Verstand' auftritt. Verstand ist die Fähigkeit, Sachbefunde der Erfahrung auf ihre Dienstbarkeit als lebloses Werkzeug zu behandeln. Unter diesem Gesichtspunkte entsteht als Kunstbegriff des Verstandes das 'starre Ding'.

Dem Dingbegriffe unter dem Gesichtspunkte des Werkzeuges kommt in dem menschlichen Erkennen weit reichende Bedeutung zu. So gilt beispielsweise ein

3) Vgl. auch die Ausführungen Georg Simmels in dem dritten 'Kriegshefte' dieser Zeitschrift. Jahrgang 1914, Sp. 197 ff.

Holzgestell von bestimmter Gestalt und Größe als 'Schreibtisch'. Dennoch liegt in dem Holzgestelle als solchem nichts davon. 'Schreibtisch' ist ein Werkzeugbegriff, der als solcher erst durch unseren auf menschliche Zwecke gerichteten Verstand hervor gebracht wird. Werkzeug heißt Möglichkeit menschlichen Handelns. In unserem Falle ist das Holzgestell 'zum Schreiben und Lesen da'. Seine Bedeutung geht ganz in menschlichem Handeln auf. Es aus diesem Bannkreise wieder heraus zu lösen, sich von dem Schreibtischbegriffe im Angesichte des Holzes zu befreien, fällt überraschend schwer. Und gelänge es, so bliebe doch der 'Tisch'. Und befreiten wir uns von dem 'Tische', so bliebe doch das 'Gestell'. Und befreiten wir uns von dem 'Gestelle', so bliebe doch das 'Ding'. Erst, wenn wir hinter das 'Ding' zurück gingen, würde der Werkzeugbegriff des Verstandes aufhören. 'Ding' selbst aber heißt für Bergson Gerät in dem Bannkreise menschlichen Handelns. 'Ding' ist Werkzeugbegriff.

Erfassen wir daher die Wirklichkeit als 'Dingwelt', so betrachten wir sie schon unter dem beschränkten Gesichtspunkte einer Welt von Werkzeugen. Haben wir diesen Ansatz einmal gestellt, so geht von hier aus die Rechnung ihren durch den Ansatz vorgezeichneten Weg, auf dem nun Alles unter den Begriff des Werkzeugs gerät. Man gelangt auf diesem Wege zu der 'verstandesmäßigen' Weltauffassung.

Der Ansatz, durch den wir unsere Betrachtung auf eine Dingwelt einstellen, ist nach Bergsons Meinung der Raum. Räumlich sehen heißt: für menschliches Handeln zubereiten. Also ist der Raum der Urgrund werkzeughafter Verstanderserkenntnis. Diese Bedeutung erhält er durch seine gleichmäßige und Alles gleich machende Beschaffenheit. Sobald er der Wirklichkeit aufgestülpt ist, läßt sich diese infolge der Gleichförmigkeit des Räumlichen nach den jeweiligen Bedürfnissen der Menschheit an jedem Punkte willkürlich zerteilen. Die Zerteilung auf dem Rücken des Raumes wird auch der räumlich gesehenen Wirklichkeit aufgezwungen. An sich selbst dagegen hält Bergson das Wirkliche für unteilbar, obwohl er ihm einen gewissen 'Ballast' von Räumlichkeit und Teilbarkeit zuerkennt.

Die Verräumlichung der Wirklichkeit ist vollendet in der mathematischen Physik, die aus den Dingen die letzte Spur ihrer Eigenbedeutung heraus treibt. Statt der bunten Mannichfaltigkeit der Empfindungswelt bleibt dort nach Bergsons Meinung ein einziger farbloser Raum übrig. Daher ist die mathematische Physik das vollkommenste Werkzeug zu zweckhafter Verarbeitung der Umwelt und die Vollendung des verstandesmäßigen Denkens.

Ein sinngemäß entsprechendes Verfahren wendet unser Verstand auf die Zeit an. Er verräumlicht sie. Wenn wir uns eine Folge von Schallwahrnehmungen, etwa drei Klopftöne, vergegenwärtigen, so pflegen wir diese nicht zeitlich nach einander, sondern wie drei Punkte auf einer Geraden räumlich neben oder hinter einander vor zu stellen. Die Vorstellung des zeitlichen Nacheinander erscheint uns schwer, ja bei längeren Abfolgen unmöglich. Näher zugesehen liegt das in der Natur der Sache. 'Vorstellen' heißt nämlich 'auf einmal überblicken'; und 'auf einmal überblicken' heißt nicht Eines nach dem Anderen in zeitlicher Folge, sondern Eines neben dem Anderen gleichzeitig sehen. Daher der Name 'Vergegenwärtigung'.

Das Bedürfnis eines Überblickes über die Zeit führt also zu ihrer Verräumli-

chung. Damit wird der Zeitablauf auf denselben 'Nenner' mit dem Raume der Dingwelt gebracht. Freilich hat die verräumlichte Zeit nicht die drei Ausdehnungen des Dingraumes. Wohl aber wird sie von der mathematischen Physik der Gegenwart als dessen vierte Ausdehnung und von dem Laien als eine einfach ausgedehnte Gerade behandelt. Es ist nun nur noch nötig, auch hier die bunte Mannichfaltigkeit aus den zeitlichen Einzelerfahrungen heraus zu treiben, die verräumlichte Zeit ebenso willkürlich auf zu teilen wie den Dingraum: und der Verstand kann dann auch mit der Zeit, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, nach unseren Zwecken verfahren. Das Zifferblatt der Uhr mit seiner zu einem Kreise gebogenen Geraden vergegenwärtigt diesen Vorgang.

Der Gebrauchswert dieser Zeitverräumlichung wird an dem Verfahren des Gedächtnisses deutlich. Das Gedächtnis arbeitet, wenigstens teilweise, mit der Wiedererzeugung von Bildern. Dabei wird die Verräumlichung der Zeit wirksam, indem man sich den Zeitablauf der Vergangenheit in räumlicher Darstellung 'vergegenwärtigt'. Will man die Erinnerung für die Zukunft nutzbar machen, so muß man auch diese räumlich darstellen, also durch Vorwegnahme auch ihren Zeitablauf 'vergegenwärtigen'. Vergangenheit und Zukunft sind dann auf denselben Raum der Gegenwart gebracht, um die Zukunft nach Maßgabe der Vergangenheit von der Gegenwart aus zu beherrschen.

Das sind in großen Umrissen die Gedankengänge, die Bergson in den Ruf eines 'Pragmatisten' gebracht haben. Sie wurzeln in seiner Lehre von der Bedeutung des Verstandes. 'Verstand' gilt als Verfertiger von Werkzeugen zur Fristung und Förderung des Lebens. Er verwandelt die Erfahrungen des Menschen in eine 'Dingwelt'. Dabei bedient er sich des Raumes, der ihm die Mannichfaltigkeit des Wirklichen durch eine überall teilbare Gleichförmigkeit ersetzt. In demselben Sinne und zu demselben Zwecke verräumlicht er die Zeit. Diese Lehre von der dreifältigen Tätigkeit des Verstandes: seinem Werkzeugwirken, seiner Vereinheitlichung der Welt durch den Raum und seiner Verräumlichung der Zeit führt uns hinüber zu Arthur Schopenhauer.

Trotz seiner 'pragmatistischen' Ausführungen ist Bergson in demselben Sinne und aus demselben Grunde wie Schopenhauer kein 'Pragmatist'. Wie Schopenhauer beschränkt er nämlich die Werkzeugbedeutung des Verstandes, die der 'Pragmatismus' in die Philosophie einführen will, auf den 'gesunden Menschenverstand' und die Fachwissenschaften, schließt sie aber im geraden Gegensatze zu dem 'Pragmatismus' von der Philosophie grundsätzlich aus. Für Bergson wie für Schopenhauer fängt die Philosophie da an, wo der 'Pragmatismus' aufhört.

Mithin ist für Beide der erste Schritt jeder wahren Philosophie die Befreiung von dem 'Pragmatismus'. Ich muß, um Philosoph zu sein, alle 'pragmatischen' Gewohnheiten abstreifen. Ist es 'pragmatisch', die Welt in die Hülle des Raumes zu kleiden: so ist es philosophisch, sie dieser Hülle zu entkleiden. Ist es 'pragmatisch', die Zeit zu verräumlichen: so ist es philosophisch, sie zu enträumlichen. Ist es pragmatisch, Alles als Werkzeug für unsere Nutznießung anzusehen: so ist es philosophisch, Alles in seiner Eigenbedeutung zu würdigen.

Der Verstandesmensch erkennt die Welt, um sie aus zu nutzen: äußerlich.

Der Philosoph erkennt die Welt in ihrem Eigenwerte: innerlich. Er 'bekehrt' sich in dem ursprünglichen Sinne dieses Wortes. Er 'kehrt sein Antlitz um' aus der gewohnten nach einer neuen ungewohnten Richtung. Kraft dieser Umkehr dringt er in das Wesen der Dinge und erkennt es als Leben. Oder anders ausgedrückt: das in ihm wirkende Leben erkennt sich selber.

Das alltägliche Verhältnis des Verstandes zu dem Leben vergleicht Schopenhauer öfter mit dem Dienste einer Laterne, die das Leben anzündet, um dem Menschen durch die Welt zu leuchten. Es ist auffällig aber nicht zufällig, daß wir bei Bergson dasselbe Gleichnis finden. Für Beide ist der Lichtkreis dieser Laterne ursprünglich eng begrenzt gewesen und hat sich erst allmählich über eine ganze Welt ausgebreitet.[4])

Diese laternenbeschienene Welt ist für Bergson der 'Stoff'. Alles von dem Verstande Erkannte ist 'Stoff'. Daher ist Stoff lediglich ein anderes Wort für die mit Raum bedeckte, in verräumlichte Zeit gestellte und auf den Werkzeuggebrauch zugeschnittene Wirklichkeit. Verstand und Stoff sind für Bergson Wechselbegriffe. Genau dasselbe lesen wir bei Bergsons Vorgänger Schopenhauer. Er schreibt: 'Die Materie (also die gesamte Welt der Vorstellung) ist nur für den Verstand da, er ist ihre Bedingung, ihr Träger, als ihr notwendiges Korrelat'.[5])

Diese Übereinstimmung Bergsons mit Schopenhauers Lehre von der Wechselbeziehung zwischen Verstand und Stoff leitet einen durchgehenden Zusammenhang in dem Grundrisse beider Weltanschauungen ein.

Das zeigt sich zunächst darin, daß nicht nur die Wechselbeziehung zwischen Verstand und Stoff, sondern auch die Dreifaltigkeit des Verstandes, der wir bei Bergson begegnen, ursprünglich von Schopenhauer vorgezeichnet war. Diese Frage haben wir jetzt zu betrachten.

Wenn Bergson erklärt, daß der Verstand die Welt nur deshalb als Stoff zurichte, damit wir auf sie einwirken können, so erklärt Schopenhauer, daß die 'Verursachung' der allbeherrschende einzige Stammbegriff des Verstandes sei, weil der Verstand es ausschließlich mit der 'Wirksamkeit' des Menschen in der Welt zu tun habe. Bergsons 'Pragmatismus' des Verstandes und Schopenhauers Lehre von der Verursachung als dem einzigen Stammbegriffe des Verstandes weisen in dieselbe Richtung.

Dieser gemeinsamen Grundrichtung ordnen Beide ihre Raum- und Zeitbetrachtung unter. Der Raum ist für Bergson eine Form, durch die der Verstand die Wirklichkeit für das menschliche Handeln vorbereitet. Er ist für Schopenhauer eine der beiden Anschauungen 'a priori', die dem Verstandesbegriffe der Verursachung voraus gehen und ihm unentbehrlich sind. Für Beide ist der Raum ein unumgängliches Mittel des Verstandes, um die Welt für das menschliche Handeln in Stoff zu verwandeln.

Es lohnt sich, die Sachgründe zu prüfen, um deren willen der Raum von Bergson als Werkzeugbegriff, von Schopenhauer als Anschauung 'a priori' betrachtet wird.

Das Entscheidende für Bergson ist nicht die dreifache Ausdehnung des

4) Schopenhauers Werke, herausg. von Deussen Bd. I, S. 221 und öfter, vgl. Bergson 'Evolution créatrice' S. 194.

5) A. a. O. Bd. I, S. 160.

Raumes, sondern lediglich seine Gleichförmigkeit. Diese Gleichförmigkeit, nicht die dreifache Ausdehnung, erlaubt die beliebige Teilung des in Raum gehüllten Stoffes, auf die es ankommt. Eben diese Gleichförmigkeit ist nun der Grund, um dessen willen Schopenhauer nach dem Vorgange Kants den Raum für eine 'Anschauung' erklärt. Um seiner Gleichförmigkeit willen ist der Raum für Schopenhauer wie für Kant eine Anschauung und kein Begriff, so daß man von 'begrifflich' verschiedenen Räumen nicht sprechen kann.

Was aber die von Kant und Schopenhauer gelehrte 'Apriorität' des Raumes betrifft, so bedeutet sie, daß der Raum dem 'äußeren Sinne' und damit dem Verstande 'notwendig' sei; für Schopenhauer also, daß der Verstand bei der Anwendung seines Stammbegriffes der Verursachung die Raumform nicht entbehren könne: eine Lehre, die, wenn auch nicht mit derselben Bezeichnung, so doch sachlich auch von Bergson vertreten wird.

Diese Erwägungen führen uns hinüber zu Schopenhauers und Bergsons Betrachtung der Zeit. Bei Bergson wird die Zeit durch den Verstand 'verräumlicht'. Bei Schopenhauer ist die Zeit eine 'Anschauung a priori', deren sich der Verstand bedient. So wenig beide Aussagen scheinbar mit einander zu tun haben, so verwandt zeigen sie sich bei näherer Untersuchung.

Die einzige Eigenschaft des Raumes, die Bergson im Auge hat, wenn er von einer 'Verräumlichung' der Zeit spricht, ist jene Gleichförmigkeit, kraft derer der Raum überall teilbar ist. Die Bedeutung der Zeitverräumlichung liegt für Bergson also nicht in der Einfachheit der Zeitausdehnung, sondern lediglich in ihrer Gleichförmigkeit. Denn diese allein verbürgt die beliebige Teilbarkeit der Zeit für menschliche Zwecke. Eben diese Gleichförmigkeit ist nun aber, wie wir schon bei der Erörterung des Raumes gesehen haben, der eigentliche Grund, um dessen willen Kant und Schopenhauer sinnentsprechend auch die Zeit als eine 'Anschauung' im Gegensatze zu dem Begriffe bestimmen. Und wie die 'Apriorität' des Raumes, so bedeutet sinnentsprechend für Schopenhauer die 'Apriorität' der Zeit ihre 'Notwendigkeit' für den 'inneren Sinn' und damit auch für den Verstand: eine Lehre, die Bergsons Ausführungen ebenfalls stillschweigend einschließen. Wenn also Bergson davon spricht, daß sich der Verstand der 'verräumlichten' Zeit bediene, und Schopenhauer sagt, der Verstand bediene sich der Zeit als einer 'Anschauung a priori': so meinen Beide denselben Sachverhalt, wiewohl sie sich eines völlig verschiedenen Begriffschatzes bedienen. Für Beide kommt es darauf an, daß Raum und Zeit *gleichförmige* Gebilde sind, deren sich der Verstand als notwendiger Hülfsmittel bedient, um die Wirklichkeit in einen für menschliche Zwecke willkürlich teilbaren Stoff zu verwandeln.

Das bisher erreichte Ergebnis fassen wir dahin zusammen, daß Bergsons und Schopenhauers Philosophie in dem, was man Bergsons 'Pragmatismus' genannt hat, überein stimmen: nämlich in der Lehre von dem Verstande als einem Werkzeuge des Lebens, in der Lehre von dem Stoffe als dem Wechselbegriffe des Verstandes und in der Lehre von dem Raume und der Zeit als der notwendigen Hülfsmittel des Verstandes. Diese drei Lehren bilden die erste Hälfte in dem Grundaufrisse der Philosophie beider Denker.

Wir gehen nun zu der zweiten Hälfte über. Dem Verstande und dem Stoffe

stellt Schopenhauer den 'Willen zum Leben', Bergson den 'élan vital', den 'Lebensantrieb' gegenüber.

Für beide Denker ist die Welt des Verstandes bloß Erscheinung. Das tut sich für Beide darin kund, daß wir mit dem Verstande nicht in das Wesen der Wirklichkeit ein zu dringen vermögen. Wir kommen immer nur an ihre Oberfläche. 'Welch Schauspiel! Aber ach! ein Schauspiel nur!' Bergson beleuchtet diese Unfähigkeit des Verstandes durch ein Gleichnis, das sich ursprünglich bei Schopenhauer findet. Es ist dies für uns schon der zweite Fall einer solchen Entlehnung. Denn schon den Vergleich des Verstandes mit der Laterne borgte Bergson von Schopenhauer.

Der Zusammenhang, in dem sich Schopenhauer des Gleichnisses bedient, lautet so: 'Wir sehen schon hier, daß von außen dem Wesen der Dinge nimmermehr beizukommen ist: wie immer man auch forschen mag, so gewinnt man nichts, als Bilder und Namen. Man gleicht Einem, der um ein Schloß herum geht, vergeblich einen Eingang suchend und einstweilen die Fassaden skizzierend.'[6]) Bergson gestaltet dieses Gleichnis für den Kirchturm von Notre-Dame um. Er schreibt von dem vergeblichen Versuche des Verstandes, in die Wirklichkeit ein zu dringen. „Die Arbeit gleicht der eines Künstlers, der auf der Durchreise durch Paris etwa einen Turm von Notre-Dame skizziert ... Er setzt an die Stelle der wirklichen inneren Bildung des Gegenstandes eine äußerliche und schematische Widergabe. Deshalb entspricht seine Zeichnung schließlich nur einem gewissen Blick auf den Gegenstand, einer willkürlich gewählten Vorstellungsweise.'[7])

Für Bergson wie für Schopenhauer ist das 'Innere der Natur' dem Verstande grundsätzlich verschlossen. Für Beide gibt er die Anstrengung, dahin zu gelangen, dennoch nicht auf. Und zwar schreiben Beide ihm dasselbe Verfahren bei diesen Anstrengungen zu. Er sucht nach ihrer Meinung den Dingen durch Aufteilung bei zu kommen, dringt aber damit in ihr Wesen nicht ein. — Das Wesen der Dinge wird auf eine ganz andere Weise erfaßt: nämlich durch eine unmittelbare 'Schau' von besonderer Art.

Wieder bedient sich Schopenhauer zur Darstellung dieser Verhältnisse eines Gleichnisses. Und es ist in höchstem Maße überraschend, daß Bergson auch hier — nun schon zum dritten Male — das schopenhauersche Gleichnis nachahmt. Schopenhauer schreibt von dem 'abstrakten Wissen': es verhalte sich zu der 'intuitiven' Erkenntnis 'wie ein musivisches Bild zu einem van der Werft oder Denner: wie, so fein auch die Musaik ist, die Grenzen der Steine doch stets bleiben und daher kein stetiger Übergang einer Tinte in die andere möglich ist; so sind auch die Begriffe, mit ihrer Starrheit und scharfen Begrenzung,... stets unfähig, die feinen Modifikationen des Anschaulichen zu erreichen'.[8]) Bergson benutzt dieses Gleichnis in einem anderen aber sachlich innig verwandten Zusammenhange, in dem er schreibt: 'Ein begabter Künstler hat ein Bild auf die Lein-

6) Schopenhauers Werke a. a. O. Bd. I, S. 118.

7) 'Il y a là un travail analogue à celui d'un artiste qui, de passage à Paris, prendrait par exemple un croquis d'une tour de Notre-Dame ... Il substitue à l'organisation réelle et intérieure de la chose une reconstitution extérieure et schématique. De sorte que son dessin répond, en somme, à un certain point de vue sur l'objet et au choix d'un certain mode de représentation.' (Revue de Métaphysique et de Morale Bd. XI, S. 10 f.)

8) Schopenhauers Werke a. a. O. Bd. I, S. 67.

wand geworfen. Wir können sein Bild mit farbigen Mosaiksteinen nachahmen. Und je kleiner, je mannigfaltiger, je verschiedener in Farbe unsere Steine sind, um so besser werden wir die Rundungen und Schatten des Vorbildes widergeben. Doch bedürfte es unendlich vieler, unendlich kleiner, unendlich abgeschatteter Steinchen, um genau das Bild wider zu geben, das der Künstler einheitlich erfaßte, es aus einem Gusse hinwarf, und das daher um so vollendeter ist, je mehr es als Widergabe einer einzigen unteilbaren Schau erscheint'.

Der Grundgedanke des Gleichnisses ist bei Bergson derselbe wie bei Schopenhauer. Die begriffliche Arbeit des Verstandes kann dem Wesen der Dinge durch äußerliches Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen nicht beikommen. Nur lebendige einheitliche 'Schau' führt zu diesem Ziele.

'Schau' als philosophisches Erkenntnismittel ist bei Bergson wie bei Schopenhauer Sache des Trieblebens, nicht des Verstandes. Aus diesem Grunde beschäftigen sich beide Denker eingehend mit der naturwissenschaftlichen Seite des Trieblebens. Beide widmen ihre besondere Aufmerksamkeit den Kerbtieren, bei denen sie die höchste Entwicklung des Trieblebens vermuten. Ja, man könnte die Lehre beider Denker als Untersuchung über die philosophische Bedeutung des Trieblebens und seines Unterschiedes von der begrifflichen Erkenntnis des Verstandes kennzeichnen.

Bei Schopenhauer wie bei Bergson ist das Leben nicht eigentlich 'Gegenstand' der triebhaften Erkenntnis. 'Gegenständlich' erkennt der Verstand. Der Trieb vergegenständlicht nicht: er hat die Wirklichkeit unmittelbar inne, indem er sein eigenes Leben erfaßt. Er lebt die Wirklichkeit. Er ist als lebendes Leben Wirklichkeit selbst. An der Schranke ihrer Gegenständlichkeit erstarrt die Verstandeserkenntnis in toter Außenfläche. Kraft lebendiger Unmittelbarkeit dringt die Trieberkenntnis in das Wesen der Welt. Damit spaltet sich für Bergson wie für Schopenhauer die Welt in eine lebendige Wirklichkeit der Triebe und einen toten Schein des Verstandes.

So schreibt Bergson an entscheidender Stelle: 'Vergleicht man die Begriffsbestimmungen der Metaphysik und die Auffassungen von dem Unbedingten unter einander, so gewahrt man, daß die Philosophen trotz ihrer anscheinenden Spaltung in der Unterscheidung zweier grundverschiedener Erkenntnisweisen einig sind. Nach der einen geht man um die Dinge herum, nach der anderen dringt man in sie ein. . . . Von der ersten Erkenntnisweise könnte man sagen: sie macht halt an dem Bedingten; von der zweiten: sie erreicht, da wo sie möglich ist, das Unbedingte. . . . Etwas Unbedingtes könnte nur in einer Schau gegeben sein. Alles andere entsteht durch Zergliederung. „Schau" nennt man jene Art geistiger Teilnahme, durch die man sich in das Innere eines Gegenstandes versetzt, um mit dessen einzigartigem und daher unausdrückbarem Wesen zu verschmelzen.'[9]) Mit dieser Beschreibung

9) 'Si l'on compare entre elles les définitions de la métaphysique et les conceptions de l'absolu, on s'aperçoit que les philosophes s'accordent, en dépit de leur divergences apparentes, à distinguer deux manières profondément différentes de connaître une chose. La première implique qu'on tourne autour de cette chose; la seconde qu'on entre en elle. . . De la première connaissance on dira qu'elle s'arrête au relatif; de la seconde, là où elle est possible, qu'elle atteint l'absolu . . . Un absolu ne saurait être donné que dans une intuition, tandis que tout le reste relève de l'analyse. On appelle intuition cette espèce de sym-

der Erkenntnis des Unbedingten führt Bergson den Leser zu dem Teile seiner Philosophie, den er als ihren Mittelpunkt betrachtet. Eben diesen Weg der Erkenntnis des Unbedingten nennt Schopenhauer 'die philosophische Wahrheit κατ' ἐξοχήν', das Grundwissen seines eigenen Lehrgebäudes.[10])

Weiterhin stimmen beide Denker auch darin überein, daß dieses Grundwissen, nämlich Trieberlebnis als Schlüssel zu dem Unbedingten, ursprünglich auf das Innewerden des eigenen begrenzten Daseins eingeschränkt ist. 'Es gibt mindestens eine Wirklichkeit,' schreibt Bergson, 'die wir alle von innen erfassen, durch Schau und nicht durch einfache Zergliederung: das ist unser eigen Selbst'.[11])

Das von innen erkannte Selbst ist die einzige Wirklichkeit, die wir unmittelbar erfassen. Um das Gesamtleben der Welt zu begreifen, müssen wir unser eigenes Lebensgefühl auf die Außenwelt übertragen denken. Diese von Bergson beschriebene mittelbare Erkenntnis des Unbedingten gehört wiederum zu Schopenhauers philosophischen Grundlehren. Was Schopenhauer 'Wille' nennt, ist die unmittelbar erfaßte 'eine Wirklichkeit' Bergsons, 'die wir alle von innen gewahr werden'. Denn der Wille ist für Schopenhauer nur eine 'determinatio a potiori' für 'das uns unmittelbar bekannte innerste Wesen' unseres Lebens[12]); und gleichzeitig erklärt Schopenhauer wie Bergson, daß für den, der erkennt, daß 'das Unmittelbarste seines Bewußtseins' der Wille ist, diese Überzeugung 'der Schlüssel zur Erkenntnis des innersten Wesens der gesamten Natur' werden muß, 'indem er sie nun auch auf alle jene Erscheinungen überträgt, die ihm nicht wie seine eigene in unmittelbarer Erkenntnis' gegeben sind.[13]) Schopenhauers 'Wille' und Bergsons 'Lebensantrieb' sind als 'wahre Wirklichkeit', 'Unbedingtes', 'Absolutes' nur verschiedene Ausdrücke für dasselbe triebhaft erfaßte Leben, das von dem eigenen Wesen des Erlebenden auf die ihm fremde Außenwelt übertragen wird.

In dieser Welt des Willens oder Lebensantriebes begegnet uns wieder die Frage der Zeit. So weit diese Frage den Verstand betrifft, haben wir sie erledigt. Für die triebhafte Erfassung des Lebens widersprechen sich scheinbar die Aussagen Bergsons und Schopenhauers. Schopenhauer nennt das triebhaft erfaßte Leben 'zeitlos'. Bergson nennt es 'wirkliche Dauer'. Aber wie bei der Verräumlichung der Zeit durch den Verstand, so liegt bei ihrer Entrãumlichung durch den Trieb die Unstimmigkeit zwischen den beiden Denkern mehr im Ausdrucke als in der Sache.

Es lohnt sich, dieser Unstimmigkeit auch hier nach zu gehen. 'Wirkliche Dauer' heißt für Bergson: Zeit, befreit von ihrer Verräumlichung. Der Sinn solcher Verräumlichung lag in der Möglichkeit, durch den Raum Vergangenheit und Zukunft zu 'vergegenwärtigen'. Ohne Verräumlichung wäre die hinter und die vor uns liegende Zeit nicht faßbar. Daher müßte von Rechtes wegen Bergsons 'wirkliche Dauer' als

pathie intellectuelle par laquelle on se transporte à l'intérieur d'un objet pour coïncider avec ce qu'il a d'unique et par conséquent d'inexprimable. Revue de Métaphysique et de Morale 1903, Bd. XI, S. 1. S. 3.

10) Werke a. a. O. Bd. I, S. 122.

11) 'Il y a une réalité au moins que nous saisissons tous du dedans, par intuition et non par simple analyse. C'est notre propre personne'. Revue de Métaphysique et de Morale 1903, S. 4.

12) Werke a. a. O. Bd. I, S. 132.

13) Werke a. a. O. Bd. I, S. 130 f.

enträumlichte Zeit vergangenheits- und zukunftslos sein: ewige Gegenwart.

Diese 'ewige Gegenwart' nennt aber Schopenhauer 'zeitlos', indem er den Namen 'Zeit' nur der 'Zeitanschauung a priori' gibt, also derjenigen Zeit, die Bergson eine 'verräumlichte' nennt. Wenn daher Schopenhauer von 'Zeitlosigkeit' spricht, so hat dieser Begriff sachlich den Wert von Bergsons 'enträumlichter Zeit' oder 'wirklicher Dauer'. Der entgegen gesetzten Benennung beider Denker entspräche also ein gleicher Inhalt.

Dennoch besteht neben dem scheinbaren Gegensatze im Worte zwischen Bergsons 'wirklicher Dauer' und Schopenhauers 'Zeitlosigkeit' auch ein Unterschied in der Sache. Während nämlich Schopenhauer die 'Zeitlosigkeit folgerichtig als 'ewige Gegenwart' kennzeichnet, berücksichtigt Bergson bei der 'wirklichen Dauer', obwohl sie enträumlichte Zeit ist, unfolgerichtig Vergangenheit und Zukunft. Um das zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß zwei Weisen der Betrachtung möglich sind. Entweder man steht selbst mitten in der enträumlichten Zeit und erfaßt dann immer nur Gegenwart: der Standpunkt Schopenhauers. Oder man stellt sich jenseits dieses in enträumlichter Zeit lebenden Wesens und beobachtet es von außen: der Standpunkt Bergsons. Der außen stehende Beobachter Bergsons kann sich klar machen, daß die Erfahrungen des die enträumlichte Zeit auffassenden Wesens Spuren der Vergangenheit und Keime der Zukunft tragen. Aber jenes, von Schopenhauer gekennzeichnete, Wesen selber kann diese Klarheit nicht haben, weil ihm mit der Enträumlichung der Zeit auch das Bewußtsein einer Vergangenheit oder Zukunft genommen ist. Bergsons Philosophie leidet darunter, daß er diese beiden Standpunkte nicht scharf aus einander hält.

Die 'philosophische Wahrheit κατ' ἐξοχήν', durch die Schopenhauers 'ewige Gegenwart' und Bergsons 'wirkliche Dauer' erfaßt werden, beruht auf dem triebhaften Innewerden des eigenen Lebens, das wir auf die Außenwelt übertragen. In diesem Sinne steht die philosophische Welt der Triebe und des Lebens in einem Gegensatze zu der fachwissenschaftlichen Welt des Verstandes und der toten Dinge.

Gründet sich aber 'die philosophische Wahrheit κατ' ἐξοχήν' auf dem triebhaften Innewerden des Eigenlebens, so ist jedermann einer Philosophie teilhaftig, so oft er solcher Weise seines eigenen Lebens gewahr wird. Das Besondere der Fachphilosophie besteht nur darin, daß sie versucht, jenes triebhafte Innewerden auf Begriffe zu bringen. Auch über diese Frage drückt sich Bergson ähnlich wie Schopenhauer aus. Schopenhauer schreibt: 'Intuitiv, oder in concreto, ist sich eigentlich jeder Mensch aller philosophischen Wahrheiten bewußt: sie aber in sein abstraktes Wissen, in die Reflexion zu bringen, ist das Geschäft des Philosophen, der weiter nichts soll, noch kann.'[14]) Man vergleiche dazu Bergsons Darstellung: 'Es gibt kein dauerndes Lehrgebäude, das nicht mindestens in einzelnen Teilen, durch unmittelbare Schau belebt würde. Begriffliche Erörterung ist nötig, um die Schau beweiskräftig zu machen, nötig auch, damit sich die Schau in Begriffen breche und anderen Menschen mitteile. Aber recht oft entwickelt sie nur das Ergebnis dieser Schau, die über sie hinaus geht'.[15])

14) Werke a. a. O. Bd. I, S. 452.

15) 'Il n'y a pas de système durable qui ne soit, dans quelques-unes au moins de

Die Ähnlichkeit der Gedankenführung beider Denker ist selbst im Ausdruck ersichtlich. Ihrer beider Lehre gehört zu derselben wohl bekannten Art der Philosophie, die sich 'intuitiv' nennt. 'Intuitive' Philosophie pflegt die Begriffe des Verstandes gering zu schätzen. Dennoch kann sie als Philosophie dieser nicht entraten, und Bergson wie Schopenhauer bedienen sich der Verstandesbegriffe ausgibig: im Gegensatze zu ihrer Behauptung, daß niemand durch Begriffe zu der wahren Wirklichkeit komme. Die lehrhaft behauptete Kluft zwischen Trieb und Verstand ist also mit dem Vorhandensein einer begrifflichen Philosophie tatsächlich überbrückt. Das Werk des Verstandes wird durch den Trieb belebt, und das Leben des Triebes wird durch den Verstand begriffen. Nichts desto weniger bleiben grundsätzlich sowohl für Schopenhauer als für Bergson Verstand und Trieb lehrhaft geschieden; und es ist nicht ihr Zwiespalt sondern ihre Verbindung, die Schopenhauer als das 'Welträtsel' schlechthin bezeichnet.

Dies 'Welträtsel' und die 'philosophische Wahrheit κατ' ἐξοχήν' bilden für Schopenhauer wie für Bergson die Grundpfeiler für die zweite Hälfte ihres Lehrgebäudes. Wie Bergson in dessen erster Hälfte die Lehre von dem Verstande als einem Werkzeuge des Lebens, die Lehre von dem Stoffe als dem Wechselbegriffe des Verstandes und die Lehre von dem Raume und der Zeit als der notwendigen Hülfsmittel des Verstandes aus Schopenhauer übernommen hatte: so tritt er auch in der zweiten Hälfte seiner Philosophie, mit der Lehre von dem triebhaften Innewerden des Lebens, mit der Lehre von der Befreiung des Lebens aus der Zeit und mit der Lehre von dem Verhältnisse zwischen Begriff und Leben in Schopenhauers Fußtapfen. Das aber heißt nichts anderes, als daß der gesamte Grundriß der Philosophie Bergsons seinem Ursprunge nach auf die Lehre des deutschen Philosophen Schopenhauer zurück geht.

Auch in dem Beiwerke zu den Hauptlehren beider Denker deckt ein Vergleich manchen Zusammenhang auf. Man kann das als Folge jener Grundübereinstimmung betrachten.

So hat der amerikanische Forscher Arthur O. Lovejoy auf eine überraschende Ähnlichkeit zwischen Bergsons und Schopenhauers Entwicklungslehre hin gewiesen.[16]) Bergsons Lehre von der Einheit des Lebens und seiner scheinbaren Entfaltung ist Schopenhauers Lehre von der Einheit des Willens und seiner Entfaltung in Raum und Zeit nachgebildet. Eine besondere Wendung dieser Abhängigkeit Bergsons von Schopenhauer lernten wir bei Gelegenheit des Mosaikbeispiels kennen: die lebendige Einheit wird nur durch den Trieb erfaßt, der Schein des Auseinander ist Blendwerk des Verstandes.

Auch Bergsons Erklärung des Lachens klingt unverkennbar an Schopenhauers Erklärung an. Beide Denker finden den Grund des Gelächters in der plötzlichen Wahrnehmung eines Mißverhältnisses zwischen dem an starren Begriffen klebenden Verstande und dem aller Verstandesstarrheit spottenden schmiegsamen Leben.

ses parties, vivifié par l'intuition. La dialectique est nécessaire pour mettre l'intuition à l'épreuve, nécessaire aussi pour que l'intuition se réfracte en concepts et se propage à d'autres hommes; mais elle ne fait, bien souvent, que développer le résultat de cette intuition qui la dépasse.' Evolution créatrice, S. 259. Vgl. Revue de Métaphysique et de Morale 1903, S. 4.

16) 'The Monist' Bd. XXI, S. 216 ff.

In der Kunstlehre betonen Beide die Macht des Künstlers, den Menschen aus der 'pragmatistischen' Enge des Verstandes zu befreien und ihn in unmittelbare Berührung mit wahrem Leben zu bringen.

Endlich: Bergsons Lehre von der Freiheit, obzwar inhaltlich von der Schopenhauerschen sehr verschieden, gründet sich doch wie diese der Form nach auf den Gedanken, daß Gesetzlichkeit der Verursachung nur in dem Reiche des Verstandes gelte, während das Leben selber frei sei und seine Freiheit auch nach außen durch zu setzen vermöge. Den Inhalt dieser Freiheit hatte Schopenhauer freilich anders — und folgerechter — als Bergson gekennzeichnet.

Undurchbrochene Folgerichtigkeit ist kein Merkmal der Philosophie Bergsons. Anderseits pflegt man nicht ohne Ursache auch Schopenhauer Unfolgerichtigkeiten vor zu werfen. Dies ist einer der Gründe, weshalb sich Bergsons und Schopenhauers Lehrgebäude trotz aller Übereinstimmungen in mehr als einer Hinsicht weit von einander entfernen. Der kantische und neuplatonische Einschlag, der als solcher nicht in den Ansatz der Philosophie Schopenhauers hinein gehört, wird von Bergson teils vermieden teils umgewandelt. Es fehlt bei Bergson die wichtige Schopenhauersche Unterscheidung zwischen der rein menschlichen Vernunft und dem Verstande, den auch die Tiere haben. Schopenhauer seinerseits vermeidet Bergsonsche Unfolgerichtigkeiten an anderen Stellen der Erörterung, wie in der Lehre von der Freiheitsbetätigung oder in der Lehre von der 'wirklichen Dauer'. Mehr den Ton und die äußere Aufmachung als den Sachgehalt und den inneren Bau beider Lehrgebäude betrifft der viel berufene 'Pessimismus' Schopenhauers, der bei Bergson fehlt.

Bedeutungsvoll aber ist der Unterschied, daß Schopenhauers Werke eine umfassende, in allen Teilen ausgearbeitete und in sich geschlossene Weltanschauung zur Darstellung bringen, während Bergsons Arbeiten Einzeluntersuchungen sind, deren lose geschürzter Zusammenschluß zu einem Ganzen nur gelegentlich sichtbar wird. Daher wirkt Schopenhauers Darstellung mit ihrem fertigen Gefüge wuchtig und inhaltsreich; Bergsons Schreibart leichter und beweglicher, indem sie den forschenden Gedanken mehr im Werden denn als gewordenen zeigt.

An Schönheit der Sprache, Bilderreichtum und glücklich gewählten Gleichnissen wetteifern beide Denker mit einander. Doch weist unsere Entdeckung über Bergsons Verwendung Schopenhauerscher Gleichnisse darauf hin, daß seine Gewandtheit in bildhafter Ausdrucksweise nicht völlig ursprünglich ist, sondern dem Vorgange Schopenhauers Manches verdankt. Ja, bisweilen wird der Leser in Bergsons verschwenderischer Fülle von Gleichnissen eine Übertreibung der Gepflogenheiten Schopenhauers finden und dies als ein Kennzeichen dafür nehmen, daß Bergson überhaupt einseitiger und minder abwechselnd, dafür zeitweise noch überraschender und anregender als Schopenhauer schreibt. Hier zeigt sich in der äußeren Selbstdarstellung beider Denker ein Unterschied ihres inneren Wesens.

Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß sich Bergson seiner engen Anlehnung an Schopenhauer heute nicht mehr bewußt ist und daher auch keine Dankesschuld gegen die deutsche Philosophie empfindet. Er scheint viel-

mehr den Gedankenschatz, den er aus Schopenhauer entlehnte, für eigene Erfindung in dem volkstümlichen Sinne des Wortes 'Schöpfung' zu halten. Auch soll seinen Werken das Verdienst der Ursprünglichkeit nicht abgesprochen werden. Es kommt ihnen aber nicht in dem volkstümlichen Sinne einer Schöpfung aus dem Nichts zu, sondern nur in dem Bergsonschen Sinne einer Schöpfung, deren Bedeutung es ist, die Vergangenheit zu sein, die sich in die Zukunft fort setzt. Nur in diesem Sinne ist Bergsons eigene Philosophie eine Schöpfung. Sie ist wie jedes körperliche und geistige Leben mit der Vergangenheit gesättigt. — Und wir haben gesehen, wo für Bergson diese Vergangenheit liegt.

Auch durch äußere Angaben läßt sich das Abhängigkeitsverhältnis Bergsons zu Schopenhauer belegen. Bergson selber bekennt, daß er Schopenhauer früher gründlich durch gearbeitet hat. Zu der Zeit, da Bergson in dem entscheidenden Alter seiner Entwicklung stand, herrschte in Frankreich eine allgemeine Schopenhauer-Begeisterung. Der 'Schopenhaueriste' war selbst unter Schöngeistern und in der französischen Gesellschaft eine bekannte Erscheinung. Endlich, Bergsons Lehrer Ravaisson war Schellingianer. Deutliche Anklänge an Schellings Philosophie finden sich in allen Schriften Bergsons, namentlich in 'Matière et Mémoire'. Für uns noch wichtiger ist, daß es kaum einen besseren Weg der Vorbereitung für das Verständnis Schopenhauers gab als die Philosophie Schellings, von dessen Gedanken Schopenhauer selbst aus gegangen war; ebenso wie es heute keine bessere Vorbereitung für ein Verständnis Bergsons gibt als die Philosophie Schopenhauers, von dessen Gedanken Bergson aus geht.

Schopenhauers Philosophie entsprang aus der Lehre Schellings und der allgemeinen Gedankenrichtung der deutschen Romantik in dem zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Diese aber wurzelte in einer von Herder und Goethe in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts neu begründeten Lebensanschauung. Wenn Goethes Faust zu Gretchen äußert: 'Gefühl ist Alles; Name ist Schall und Rauch', so heißt das in Schopenhauers oder Bergsons Sprache: 'Die Willenserkenntnis, der sich selbst erfassende "Lebensantrieb" ist Alles; Verstandesbegriff ist Schall und Rauch.' In seinem Alter nennt Goethe, einem Sprachgebrauche der Romantik folgend, das, was er früher 'Gefühl' genannt hatte: 'Vernunft', und äußert sich am 13. Februar 1829 zu Eckermann, mit kurzen Worten die ganze Bergsonsche Philosophie vorweg nehmend: 'Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft mit ihrer Tendenz zum Göttlichen es mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze'.

Man könnte diese Gedankenüberlieferung Bergson-Schopenhauer-Schelling-Goethe-Herder durch die Jahrhunderte bis auf die deutsche Mystik des Mittelalters zurück verfolgen. Auch in Frankreich ließen sich verwandte Gedankengänge auffinden: wie bei Rousseau und Diderot, so namentlich bei Poiret und den Feinden der cartesischen Vernunftphilosophie im siebzehnten Jahrhundert. Über die deutsche und französische Mystik des Mittelalters würde es dann weiter gehen zu den Mystikern des späten Griechentums, und von da aus teils unmittelbar, teils mittelbar durch die alt-

griechischen Überlieferungen, zu dem fernen Osten, wo unsere Kenntnis in der Weisheit des alten Indiens endet. Diese Zusammenhänge, die Bergson fremd zu sein scheinen, waren Schopenhauer, Schelling, Goethe, Herder wohl bewußt. Ihre Kenntnis der eigenen Herkunft gibt der Philosophie dieser deutschen Vorgänger Bergsons eine Wurzelfestigkeit und Durchbildung, die bei Bergson fehlt.

Damit breche ich ab und kehre zu dem Anfange dieser Erörterungen zurück. Durch seine innere Abhängigkeit von der deutschen Philosophie liefert Bergson selbst einen schlagenden Beweis für die Haltlosigkeit seines absprechenden Urteils über unser Geistesleben. Tatsächlich beweist die Geschichte der europäischen Bildung, in die Bergsons Philosophie hinein gehört, daß während des letzten Jahrhunderts das Deutschtum in der Welt als unerschöpfliche Quelle des Segens gewirkt hat.

Dieses stolze Bewußtsein gibt uns die Kraft, Bergsons aufgeregte Schmähungen mit vornehmer Ruhe ab zu tun. Unsere deutsche Antwort ist kein Gegenschelten, sondern eine Widerlegung durch Tatsachen.

Berlin, August 1915.

Die Schrift Joseph Bédiers „Les crimes allemands“

nochmals kritisch beleuchtet

Von E. Stengel.

Vor einem Jahre erschien in Paris eine Flugschrift mit dem eindrucksvollen Titel: „Die Verbrechen der Deutschen“ von Prof. Joseph Bédier, dem Nachfolger meines edeldenkenden Lehrers, des in Deutschland allgemein hochgeachteten Gaston Paris. Für ihre weiteste Verbreitung inner- wie außerhalb Frankreichs wurde durch Übersetzungen in die verschiedensten Sprachen[1]) gesorgt. Sie ist mit der ausgesprochenen Absicht verfaßt, gegen die deutsche Kriegführung und das deutsche Volk Stimmung zu machen, und, wie nicht zu verkennen, äußerst geschickt geschrieben. Sie verrät die Feder eines hervorragend begabten französischen Stilisten. Trotz zahlreicher scharfer Entgegnungen von deutscher Seite wie von verschiedenen Verfassern neutraler Länder (insbesondere der treffenden Ausführungen des Dänen K. Larsen[2]) hat sie ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt, und selbst die ausführliche Entgegnung, welche ihr unter Benutzung von Mitteilungen aus dem Kriegsministerium Prof. Kuttner[3]) zuteil werden ließ, vermochte nicht

1) In Zürich ist selbst eine schlechte deutsche Übersetzung erschienen. — Mir liegt die leicht abgeänderte 7. Auflage des Bédierschen Textes vor. Seitdem hat Bédier in der „Revue de Paris“ vom 1. April 1915 eine Ergänzung seiner Schrift, welche zugleich versucht, die gegen ihn gerichteten Kritiken zu widerlegen, veröffentlicht. Dieser Aufsatz ist dann auch als selbständige Broschüre verbreitet, mir aber nur aus den Angaben Kuttners in der 2. Aufl. der nachstehend angeführten Broschüre bekannt.

2) „Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten“. Aus dem Dänischen von A. F. Cohn, Berlin 1915.

3) „Deutsche Verbrechen?“ Bielefeld und Leipzig 1915, Velhagen & Klasing. Soeben ist davon eine 2. Aufl. erschienen. Sie enthält in ihren Nachträgen wichtige neue Beweisstücke, die recht geeignet sind, die Bédierschen Behauptungen noch mehr zu

selbst einen Gelehrten wie Kr. Nyrop in Kopenhagen, der bereits im Februar für Bédier eingetreten war, umzustimmen, wie seine Besprechung der Kuttnerschen Schrift in der dänischen Zeitung „Politiken" vom 7. Juni ergibt.

Unfreiwillige Muße veranlaßte mich daher, auch meinerseits das Schriftchen einer leidenschaftslosen, eingehenden Prüfung zu unterziehen, zumal seine erste, flüchtige Lektüre auch bei mir einen unerquicklichen Eindruck zurückgelassen hatte. Viele Leser Bédiers werden sich auf solche flüchtige Lektüre beschränkt haben, wie auch der Verfasser selbst auf solche Leser gezählt hat.[4]) Ich glaube daher nicht unterlassen zu sollen, die unter Mitwirkung meines jungen Freundes Dr. Buchholz gewonnenen Resultate auch weiteren Kreisen mitzuteilen, lasse dabei aber alles beiseite, was bereits von andern genügend deutlich als ungenau und irrig nachgewiesen ist.

Bédier gibt Seite 6 an, daß er seine Anklagen gegen die deutsche Kriegführung und gegen das deutsche Volk ausschließlich durch deutsche Zeugnisse begründen und belgische oder französische Berichte, obwohl er sie für wahr hält, dabei nicht berücksichtigen will. Das hindert ihn aber nicht, wiederholt (S. 11, 14 oben, 14 unten und S. 28) französische oder belgische Angaben anzuführen und mittels der in grellen Farben aufgetragenen Schilderungen Stimmung für seine keineswegs sicheren Deutungen der von ihm herangezogenen deutschen Texte zu machen.

Bédier benutzt als Beweismaterial in erster Linie Tagebücher deutscher Soldaten, welche in die Hände der Franzosen gefallen sind.

Diese Tagebücher einzelner Soldaten und Offiziere verwechselt er aber mit den von den deutschen Militärbehörden angeordneten Kriegstagebüchern der einzelnen Truppenteile und hält infolgedessen die in den privaten Tagebüchern enthaltenen Aufzeichnungen für offizielle Berichte (S. 6).

Der Zahl nach will er nach S. 6 und S. 23 vierzig Soldatentagebücher als Beweisstücke für seine Angaben verwertet haben. Nach sorgfältiger Zählung komme ich aber nur auf die Ziffer 34.[5]) Von diesen 34 schiebt Bédier selbst 6 oder 7 als keinerlei Anstößigkeiten enthaltend beiseite.[6]) Es bleiben also 27. Von diesen 27 sind noch 7 weitere in Abzug zu bringen, die er unter Angabe ihrer Verfasser zitiert, ohne irgendwelche Mitteilungen daraus zu machen.[7]) Bleiben somit von den 40 angeblich verwerteten Tagebüchern nur 20.

Die ganze Ausbeute Bédiers aus die-

entkräften. Zugleich, wie ich erfahre, erschien und werden erscheinen von dieser Schrift eine französische und andere Übersetzungen.

4) „... car c'est à tout venant que j'adresse ces pages, au simple passant, à l'indifférent, voire à l'ennemi de ma patrie, et j'ai voulu que le premier venu, ouvrant cette brochure par hasard en son désœuvrement, n'y trouve que des documents dont l'authenticité frappe aussitôt ses yeux, pourvu qu'il ait des yeux, comme leur ignominie touchera aussitôt son cœur, pourvu qu'il ait un cœur." Bédier S. 5.

5) Die Zahl 40 erreicht man nur, wenn man zu den Tagebüchern hinzurechnet: zwei von Bédier herangezogene Zeitungsartikel (S. 20), drei Proklamationen deutscher Generale (S. 14) und einen angeblichen Brigadebefehl (S. 29 u. 39/40).

6) Was berechtigt ihn aber zu der Formulierung: „Il en est six ou sept qui ne relatent aucune exaction, soit réticence hypocrite, soit que certains régiments fassent la guerre moins vilement?" (Bédier S. 23.)

7) Bédier S. 27.

sen 20 doch wohl ziemlich umfangreichen Tagebüchern besteht aus 26 recht kurzen Stellen (je eine aus 17, je zwei aus 2 und fünf aus einem Tagebuch). Sicherlich ein recht dürftiges Ergebnis. Bédier hielt es nicht für erforderlich, durch Heranziehung weiteren Materials aus der großen Zahl ähnlicher Aufzeichnungen, welche nach seiner Angabe von der französischen Regierung beschlagnahmt sind, seine Beweisführung zu vervollständigen, und seine Behauptung, daß er leicht dazu imstande gewesen wäre, steht im Widerspruch mit der ausdrücklichen Angabe, daß er nur 40 (richtig 34) Tagebücher durchgesehen (parcouru S. 6) habe. Er vermag also über den Inhalt sonstiger Tagebücher keinerlei Feststellungen zu geben.

Die Wiedergabe der erwähnten 26 Textstellen beschränkt sich bei 4 auf eine französische Übertragung (alle vier Stellen, von denen drei ganz kurz abgerissen sind, entstammen dem Tagebuch eines anonymen sächsischen Offiziers; Bédier S. 11, 18 und 23).

In 10 andern Fällen fügt er der französischen Übersetzung in Anmerkungen den deutschen Originaltext bei.

1. Tagebuch eines Soldaten aus dem 32. Res.-Inf.-Rgt., Bédier S. 9.

2. Tagebuch des Soldaten Hassemer (VIII. Korps), Bédier S. 10.

3. Tagebuch des anonymen sächsischen Offiziers, Bédier S. 11.

4. Tagebuch des Reservisten Handschuhmacher, Bédier S. 21.

5. Unteroffizier Levith, Bédier S. 22.

6. Soldat Schiller, Bédier S. 22.

7. Soldat Reishaupt, Bédier S. 22.

8. Soldat Thode, Bédier S. 23.

9. Leutnant Y, Bédier S. 24.

10. Soldat Große, Bédier S. 26.

In 12 Fällen endlich gibt er außer dem französischen und deutschen Text auch noch ein Faksimile bei.

1. Gefreiter Spielmann, Bédier S. 7.

2. Leutnant Kietzmann, Bédier S. 10.

3. Soldat Philipp, Bédier S. 12.

4. Eine Stelle aus dem Tagebuch eines Unbekannten, Bédier S. 15.

5. Eine zweite Stelle aus diesem Tagebuch, Bédier S. 16.

6. Tagebuch eines Unbekannten, Bédier S. 17.

7. Reservist Schlauter, Bédier S. 18.

8. Soldat x, Bédier S. 23.

9/10. Soldat Z. (zwei Fälle), Bédier S. 24.

11. Soldat Delfosse, Bédier S. 31.

12. Soldat Glöde, Bédier S. 36—37.

Gerade diese Faksimiles aber zeigen, daß seine französischen und deutschen Auszüge mancherlei Kürzungen und Lücken aufweisen, durch welche dem Leser eine selbständige Deutung und ein sicheres Urteil erschwert wird. Schon Larsen hat entgegen Bédier (S. 6 „...en veillant à ce que chaque citation porte avec elle des indices suffisants de son authenticité") auf diesen Umstand hingewiesen und damit sämtlichen 9 Tagebüchern, denen ein Faksimile nicht beigegeben ist, jede Beweiskraft abgesprochen.

Überdies enthalten folgende Fälle, so wie sie da stehen, nicht das mindeste Belastende gegen die deutsche Kriegführung. Sie lauten:

1. Tagebuch des Soldaten Hassemer (Bédier S. 10): „Ein schreckliches Blutbad, Dorf abgebrannt, die Franzosen in die brennenden Häuser geworfen, Zivilpersonen alles mitverbrannt."

2. Tagebuch des Soldaten Große (Bédier S. 26): „Einschlagen von Granaten in die Häuser. Abends Feldgesang: Nun danket alle Gott."

3. Tagebuch des Soldaten Thode (Bédier S.23): „Ein Auto kommt ins Laza-

rett und bringt Kriegsbeute: 1 Klavier, 2 Nähmaschinen, viele Alben und allerlei sonstige Sachen."

Im letzteren Falle handelt es sich trotz der Kürze des Berichtes offensichtlich um eine Requisition für Lazarettzwecke.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß bei dem Tagebuch des Soldaten aus dem 32. Res.-Inf.-Rgt. (Bédier S. 9) und bei dem Tagebuch des sächsischen anonymen Offiziers (Bédier S. 11, 18, 23), dem fünf Stellen entnommen sind, der Verfasser des Tagebuches unbekannt ist, ein Umstand, der sicherlich die Zuverlässigkeit der darin enthaltenen Angaben nicht erhöht.[8])

Die übrigen 11 Tagebücher mit 13 Fällen hat besonders Larsen einer eingehenden Kritik unterzogen, und es erübrigt sich nach seiner durchaus klaren und ruhigen Darstellung eine weitere Erörterung, zumal auch ein Engländer, der Prof. Dr. E. Jones (London) in der „Internationalen Rundschau" vom 10. Aug. 1915 sich darüber, wie folgt, äußerte: „Obzwar ich das Deutsche nur mittelmäßig beherrsche, faßte ich die Texte ohne Zögern so auf wie Larsen und war in jedem einzelnen Falle über die Auslegung überrascht, die Bédier in seinem Kommentar davon gab."

Hervorheben möchte ich nur noch folgendes:

1. Die Stellen S. 24 und S. 25 aus dem Tagebuch des Soldaten Z. verzeichnen allerdings rohe und unverzeihliche Handlungen einzelner Soldaten. Solche kommen aber, wie Bédier selbst S. 27 zugibt, auch bei den besten Armeen vor und kann dafür nicht die deutsche Heeresleitung verantwortlich gemacht werden, zumal der Tagebuchschreiber hier selbst seinem Berichte hinzufügt: „Doch der sieht der gerechten Strafe entgegen", ein Satz, den freilich Bédier in seinen deutschen Text wunderlicherweise nicht aufgenommen hat.

2. Daß, wie das eben erwähnte Tagebuch, auch 3 der hier in Frage kommenden Tagebücher entweder anonym sind oder ohne Nennung ihrer Verfasser von Bédier angeführt werden.[9])

3. Unbekannt ist Larsen geblieben, daß Kuttner die Existenz des Tagebuchverfassers S. 36—38, welchen Bédier Glöde nennt, bestritten hat, da ein Soldat dieses Namens sich „weder in der Feldformation noch im Ersatzbataillon" finden ließ (Kuttner S. 4).

Um die Beweiskraft seiner 26 Tagebuchstellen aus seinen 20 Tagebüchern zu verstärken, hat Bédier 6 weitere, seiner Meinung nach offenbar sehr schwerwiegende Zeugnisse herangezogen:

a) zwei längere deutsche Zeitungsartikel. Den einen davon aus dem „Jauerschen Tageblatt" vom Sonntag, den 18. Okt. 1914, (Bédier S. 32) hat er in vollständigem Faksimile wiedergegeben, von dem andern aber aus den „Mün-

8) Bezüglich der letzten Stelle aus diesem Tagebuch vermißt man um so eher die Beigabe eines Faksimiles, als sich darin ein deutscher Offizier eines gemeinen Diebstahls selbst bezichtigen soll. Bédier gibt diese Stelle wenigstens folgendermaßen wieder: „. . . et l'élégant officier du 178e saxon . . ., confesse qu'à son tour, le 1er septembre, à Rethel, il a volé, «dans une maison près de l'Hôtel Moderne, un superbe imperméable et un appareil photographique pour Félix.» (Bédier S. 23.)

9) Anonym sind auch, wie bereits angegeben, die Tagebücher, aus denen auf S. 9, 11, 24 Auszüge aufgenommen sind. Warum hat Bédier aber in so großer Zahl gerade anonyme Tagebücher herangezogen, statt der sieben von ihm beiseite geschobenen, deren Verfasser er nennt und von denen er behauptet, daß sie „équivalents" und „non moins cyniques" seien (S. 26)!

chener Neuesten Nachrichten", Vorabendblatt v. 7. Okt. 1914 (Bédier S. 20) nur eine Spalte. Larsen, der sich diesen vollständigen Artikel verschafft hatte, hat S. 31—33 festgestellt, daß die Darstellung der mitgeteilten Stelle durch den unterdrückten vorhergehenden Teil einen vollständig veränderten Sinn bekommt. Auch die Bedeutung des ersten Artikels wird von Bédier in allzu dramatischer Weise dargestellt, wenn er betont: „Un jour de dimanche, sans doute à l'heure où les habitants, les femmes, les enfants, s'en allaient à l'église ou au temple, on distribua, dans la petite ville paisible et dans les bourgs et villages du district, ce numéro du journal local, portant en manchette:

Ein Tag der Ehre für unser Regiment (Bédier S. 31).

Schade nur, daß das Jauersche Tageblatt schon am Sonnabend ausgegeben sein wird. Im übrigen darf man die Schilderung eines kleinstädtischen Prahlhanses nicht allzu tragisch nehmen.

b) Auszüge aus drei Proklamationen deutscher Generale (Bédier S. 14), denen als offiziellen Dokumenten von seinen Lesern besonderer Wert beigelegt werden sollte.[10])

Sie sollen besonders deutlich dartun, daß die deutsche Heeresleitung bewußt die von Deutschland anerkannten Bestimmungen der Haager Konvention mißachtet habe. Hierzu sei lediglich auf die Schlußworte der eingehenden Auseinandersetzungen Larsens über die Strittigkeit des Sinnes der einschlägigen Bestimmungen der Haager Konvention hingewiesen[11]):

„Selbst wenn Bédier weder Jurist ist, noch es zu sein vorgibt, bedarf es doch keines weiteren Nachweises, daß er im allgemeinen wissenschaftlich unverantwortlich handelt, wenn er einem kritiklosen Publikum die unklaren und höchst strittigen Worte der Haager Konvention als klare Rechtsregeln, die keiner Diskussion bedürfen, darstellt. Um so mehr, als der Hauptzweck seines Buches nach seiner eigenen Aussage ein Nachweis dieser Rechtsverletzungen ist" (Larsen S. 15).

Am schlimmsten steht es

c) mit dem Brigadebefehl des Generals Stenger. Seite 29 teilt Bédier den Wortlaut desselben mit:

„Von heute ab werden keine Gefangene mehr gemacht. Sämtliche Gefangene werden niedergemacht. Verwundete ob mit Waffen oder wehrlos niedergemacht. Gefangene auch in größeren geschlossenen Formationen werden niedergemacht. Es bleibe kein Feind lebend hinter uns.

Oberleutnant und Kompagnie-Chef, Stoy; Oberst und Regiments-Kommandeur, Neubauer; General-Major und Brigade-Kommandeur, Stenger."

Von der Echtheit dieses Dokumentes war Bédier so überzeugt, daß er ganz vergaß, seinen Lesern anzugeben, daß das Dokument selbst ihm gar nicht

10) Noch ganz andere Prahlhänse besitzt die franz. Armee; man vergleiche, was ein franz. Arzt am 30. August von einem „Soldaten" berichtet (Kuttner, 2. Aufl. S. 69): „Un fantassin de ce 17ᵉ corps qui a fui lachement partout sans combattre se vante d'avoir achevé un blessé allemᵈ à coups de talon. Il voulait lui prendre sa capote et l'autre resistait. «Comme il n'etait plus en force, ns dit il, je lui ai appliqué 2 ou 3 coups de talon»."

11) Larsen stützt diese juristische Kritik besonders auf Ausführungen, welche ein anderer Däne, „der in Dänemark bekannte radikale Politiker, Rechtsanwalt Oscar Johansen, im Feuilleton der Kopenhagener Zeitung „Politiken" (14.—17. November 1914) gemacht hat.

schriftlich vorgelegen hat, sondern daß der von ihm abgedruckte Text lediglich auf Grund der Aussagen mehrerer gefangener deutscher Soldaten von ihm hergestellt worden ist. Erst in den späteren Auflagen hat er sich veranlaßt gesehen, im Anhang den wirklichen Tatbestand nachträglich seinen Lesern bekanntzugeben. Offenbar hatte ihn hier der Erfolg, welchen er vor Jahren mit der Wiederherstellung des vollständigen Inhalts der teilweise verlorenen alten Tristandichtung erzielte, verleitet, in ähnlicher Weise sich an der Rekonstruktion eines deutschen Armeebefehls zu versuchen. Besser hätte er hier die Hartgläubigkeit betätigt, welche er noch kürzlich in übertriebener Weise gegenüber der Annahme germanischen Einflusses auf die ältesten Gestaltungen der Karlssage an den Tag gelegt hat.

Wenn man also bedenkt, daß

1. das gesamte Anklagematerial Bédiers lediglich aus 26 meist kurzen Stellen aus 20 längeren Tagebüchern deutscher Soldaten, vermehrt durch 2 Zeitungsartikel, 3 Proklamationen und 1 Pseudo-Brigadebefehl, besteht;

2. die Zuverlässigkeit der Wiedergabe von mindestens 13 der benutzten Tagebuchstellen schweren Zweifeln ausgesetzt ist;

3. französische Soldaten eigenen Landsleuten gegenüber ähnliche und zum Teil noch schlimmere Ausschreitungen begangen haben, wie das Kuttner in dem dankenswerten 2. Teil seiner Broschüre dargetan hat[12]);

4. den ziemlich unklaren Bestimmungen der Haager Konvention ohne weiteres eine ihnen kaum zukommende Deutung beigelegt ist;

so muß man wirklich erstaunt sein, daß auch wissenschaftlich erprobte Leser neutraler Länder sich von der geschickten Darstellungsweise Bédiers haben blenden lassen.

Das ganze Material seiner Beweisaufnahme besteht ja nur in der Feststellung von Vorgängen und Handlungen, die sich, wie bedauerlich und grausig sie auch sein mögen, als unvermeidliche Begleiterscheinungen jedes Krieges darstellen, um so mehr des gegenwärtigen, mit größter Erbitterung von allen Seiten durchgeführten Ringens, in welchem die Kriegstechnik zu so ungeahnter Vollkommenheit und Vielgestaltigkeit entwickelt worden ist. Es beruht wohl auf keinem Zufall, daß gerade die französische Sprache für

12) Besonders beachtenswert ist das Zeugnis eines französischen Arztes, der ausdrücklich erklärt: „j'en ai tant vu, moi qui marche derrière et ai le temps de tout voir.“ (Kuttner, 2. Aufl. S. 64.) Er berichtet unter dem 28. August: „En m'y promenant, avec le St Varin, je vois rôder autour d'une maison close des cavaliers à l'allure louche. J'en fais le tour et vois du jardin des soldats qui un à un plongent dans la maison par le bas d'une porte défoncée. J'y vais pour me rendre compte et trouve à l'intérieur une bande de pillards, dragons, chasseurs à cheval et cyclistes en train de dévaliser une épicerie. Ils ne s'affarouchent pas de ma présence; je ne suis pas flic. C'est du joli; tous les tiroirs sont renversés, les boîtes défoncés, le linge pillé; la cave surtout est favorite. Et de la maison sortent des gens, avec des tuniques gonflées et des ventres énormes. C'est du pillage en règle qui n'a rien à envier à celui des allemands — Ça dure longtemps. Finalement, l'adj[t] chef des dragons, chef de convoi, est averti du manège; il va se poster à la porte et prend les noms des vandales qui sortent. L'affaire n'a pas eu, je crois, de suites. Les Allemands, qui le lendemain ont occupé ces parages, ont dû être stupéfaits. — Depuis, je proteste toujours quand j'entends parler de vandalisme allemand; les nôtres savent faire aussi bien chez eux, que serait-ce s'ils étaient en pays conquis. (Kuttner, 2. Aufl. S. 63.)

derartige Vorkommnisse den beschönigenden Ausdruck „c'est la guerre" geprägt hat.

Bédier hat sich über die Verwendung dieses Ausdrucks in den Tagebüchern deutscher Soldaten abfällig geäußert. Aber auch ich muß diese Kritik mit demselben Ausdruck beschließen, bildet er doch, wenn auch keine Entschuldigung, so doch die einzige Erklärung dafür, daß ein Gelehrter wie Bédier sich zur Abfassung einer solchen Schrift wie der vorliegenden hat hinreißen lassen. Ja, ja, c'est la guerre!

Anmerkung der Redaktion. Von sachkundigster Seite geht uns nachträglich eine Mitteilung darüber zu, welche überraschende Aufklärung und neue Verdunkelung zugleich der Fall Glöde (oben Sp. 486 Nr. 3) auf Grund weiterer Angaben Bédiers in einem Briefe an Nyrop (s. Neuphilolog. Blätter Nov. 1915, S. 46) gefunden hat:

„Kr. Nyrop fragte deswegen Bédier an und erhielt von diesem folgenden Bescheid: Da das preußische Ministerium behauptete, er hätte Paul Glöde erfunden — was mit keinem Worte gesagt worden war! —, so hätte er das Nachrichtenamt angeklingelt und nach 3 Minuten die Antwort gehabt, daß Paul Glöde am 10. Oktober im Château d'Oléron unter der Nr. 26, 2. Gefangenengruppe, eingesperrt und am 26. November nach Casablanca in Marokko überführt worden sei. Er hätte das Tagebuch noch einmal von A bis Z durchgelesen. Daraus ergebe sich klar, daß von ihm Glöde richtig [à bon droit] als dem 9. Pionier-Bataillon zugehörig bezeichnet worden sei. Glöde gebe sogar seine Mobilmachungsorder an: „Sofort bei Bekanntmachung der Mobilmachung in Harburg bei dem Pionier-Batl. 9 zu melden." Auch seine Hamburger Adresse stehe in dem Tagebuch: Grindelhofallee 2 II."

Nach den Angaben dieses Briefes wurden wiederum Erhebungen angestellt und tatsächlich ein Hamburger Paul Glöde ausfindig gemacht, der, wie seine Grindelhofallee 2 II. wohnende Mutter bestätigt, in Marokko gefangengehalten wird.

Die neue Untersuchung erklärte zwar das Fehlschlagen der ersten, gab aber auch wieder ein neues Rätsel auf. Denn Paul Glöde war bei der Mobilmachung „Einjähriger" im 76. Inf.-Regt. und ist mit seiner Kompagnie ins Feld gerückt. Daher konnte er unmöglich eine Mobilmachungsorder haben, nach der er sich bei den 9. Pionieren stellen sollte, und tatsächlich hat er auch bei dieser Truppe nicht gestanden.

Nyrop hatte seinen Brief mit der Rechtfertigung Bédiers, die zugleich die Überlegenheit der französischen Organisation über die unsrige bekunden sollte, zur Veröffentlichung an die „Neuphilologischen Blätter" gegeben.

Da kam plötzlich ein Telegramm von Bédier an Nyrop: „Veröffentlichen Sie nichts über Glöde. Erwarten Sie Brief."

Es wurde gewartet. Und ein weiteres Telegramm meldete: „Paul Glöde wurde in Casablanca verhört. Er gehört dem 76. Inf.-Regt. an und ist nicht der Verfasser des Tagebuchs. Seine Papiere wurden mit denen eines gewissen Dannehl von den 9. Pionieren verwechselt, der am selben Tage mit Glöde gefangen und im Château d'Oléron festgesetzt wurde."

Wie ist jetzt zu erklären, daß die von Bédier nach nochmaliger genauer Lektüre dem Tagebuch entnommene Hamburger Adresse in der Tat die Wohnung Paul Glödes, nicht, wie jeder erwartet, die des „gewissen Dannehl" gibt?

Auch Kr. Nyrop, der sich bisher ganz zum Sachwalter Bédiers gemacht hatte, bekennt jetzt: „Ich gestehe gern, daß ich gegen den französischen Spruch: «Il faut toujours prévoir l'imprévu» gesündigt habe."

Kohle und Eisen und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Weltkriege.

Von Hans Arlt.

(Z) Im Haushalt der modernen Kulturvölker spielen die industriellen Rohstoffe eine wichtige Rolle. Durch ihre Weiterverarbeitung zu verfeinerten Produkten wird ein großer Teil der Werte geschaffen, welche die Volkswirtschaft der Industriestaaten befruchten. Unter den verschiedenartigen, der anorganischen und organischen Natur entstammenden Rohstoffen können Kohle und Eisen als die Grundrohstoffe bezeichnet werden. Die Kohle als Erzeuger der motorischen Kraft und das Eisen als Hauptbestandteil der meisten Werkzeuge und Maschinen ermöglichen erst die Verarbeitung anderer Stoffe.

Die Entwicklung und der Verlauf des gegenwärtigen Weltkrieges hat es wohl zur Genüge erwiesen, daß die Triebfedern des gewaltigen Völkerstreites — von England vorbereitet und entfacht — auf wirtschaftlichem Gebiete liegen. Wenn bei früheren Kriegen eine Betrachtung der militärischen Kräfteverteilung unter den kämpfenden Nationen genügte, um sich über ihre Stärke zu orientieren und danach zu berechnen, wie lange jeder Gegner den Kampf wohl aushalten könne, verlangen heutzutage neben den militärischen Gesichtspunkten in gleicher Weise die Grundlagen der nationalen Volkswirtschaft mit in Rechnung gezogen zu werden. Der Weltkrieg 1914/15 ist ebenso sehr ein Kampf der Maschinen und Laboratoriumsapparate wie der Bajonette und Kanonen. An ihm ist mit dem Soldaten, dem eigentlichen Wehrstand, ebenso sehr als Kämpfer der Nährstand, der Kaufmann, der Industrielle und der Gelehrte beteiligt.

Die Bedeutung der finanziellen Mobilmachung und ihre überaus erfolgreiche Durchführung für Deutschland ist schon von vielen Seiten beleuchtet worden. Wenn auch das alte Wort: Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld in diesem Krieg nichts von seiner Richtigkeit eingebüßt hat, so sind Lebensmittel und die Rohstoffe, welche auch in Kriegszeiten in den heimischen Fabriken die schnurrenden Räder nicht zum Stillstand zwingen, von nicht geringerer Bedeutung. Ja, sie können für ein Land, wie Deutschland, das gleich einer Festung von feindlichen Mächten eingeschlossen ist, von größerer Wichtigkeit werden als Geld, das im modernen Verkehr unter Umständen auch ohne Bewegung materieller Substanz durch Kreditgewährung beschafft werden kann. Das ausreichende Vorhandensein der Rohstoffe kann vielmehr eine Geldbeschaffung erübrigen, da Warenerzeugung und Güteraustausch innerhalb der Landesgrenzen nicht unterbrochen werden, also die heimische Volkswirtschaft am Leben erhalten wird.

I.

Wenn in diesem Aufsatz auf die Bedeutung von Kohle und Eisen im Zusammenhang mit den Problemen, die der große Krieg aufgerollt hat, hingewiesen werden soll, so verlangt zuerst die Frage Beantwortung, wie groß ist

das Vermögen der kriegführenden Länder an diesen Stoffen?

Eine Übersicht über den Besitz der verschiedenen Völker an Kohle und Eisen entnehmen wir den Sammelwerken, welche das Ergebnis einträglicher Zusammenarbeit aller Kulturnationen auf den beiden letzten internationalen Geologen-Kongressen in Stockholm 1910 und in Toronto 1913 waren. In den „Iron ore resources of the world" und den „Coal resources of the world" finden wir die nachstehenden Zusammenstellungen, welche uns über die Verteilung dieser Mineralschätze unter die kriegführenden Nationen Aufschluß geben.

A. Kohlenvorräte.

	Steinkohlen Millionen Tonnen	Braunkohlen Millionen Tonnen	Zusammen Millionen Tonnen
1. Deutschland	409975	13381	423356
2. Österreich-Ungarn	41095	12894	53876
3. Großbritannien und Irland	189533	—	189533
4. Frankreich	15951	1632	17583
5. Belgien	11000	—	11000
6. Europäisches Rußland	58448	1658	60106
7. Italien	144	99	243

B. Eisenerzvorräte.

1. Deutschland	3600	Mill. Tonnen	entspr.	1300	Mill.	Tonnen	Eisen
2. Österreich-Ungarn	281	„ „	„	103	„	„	„
3. Großbritannien	1300	„ „	„	500	„	„	„
4. Frankreich	3300	„ „	„	1100	„	„	„
5. Belgien	62	„ „	„	25	„	„	„
6. Rußland	864	„ „	„	387	„	„	„
7. Italien	6	„ „	„	3,3	„	„	„

Diese beiden Zusammenstellungen geben uns den zahlenmäßigen Beweis, daß Deutschland unter den kriegführenden Staaten, und wir können hinzufügen, unter den Ländern Europas überhaupt, das kohlen- und eisenreichste Land ist. Von allen Ländern der Welt wird Deutschland hinsichtlich seines Kohlenreichtums nur von den Vereinigten Staaten, Kanada und China, hinsichtlich seines Eisenerzreichtums ebenfalls nur von den Vereinigten Staaten, außerdem von Neufundland um ein ganz Geringes, übertroffen, so daß es unter den kohlenbesitzenden Ländern der Welt den vierten und unter den eisenbesitzenden den dritten Platz einnimmt.

Die Zahlen, welche die Größe des Vermögens der Länder an den wichtigen Stoffen Kohle und Eisen ausdrükken, bezeichnen aber noch nicht ohne weiteres ihre industrielle Bedeutung. Wer hätte je davon gehört, daß China oder Neufundland Deutschland in industrieller Betätigung überträfen, obwohl sie über einige Millionen Tonnen größere Kohlen- und Eisenerzvorräte verfügen? Die industrielle Bedeutung eines Landes wird erst ersichtlich aus der Art und Weise, wie die von der Natur unter die Staaten verteilten Bodenschätze gehoben und von ihnen selbst nutzbringend verwertet werden. Um auch in dieser Beziehung einen Überblick zu gewinnen, sind die Förderzahlen und der Verbrauch an Kohle und Eisen in den uns hier interessierenden Ländern in einer weiteren Zahlentafel gegenübergestellt:

	1913		1911	
	Kohlen-förderung	Kohlen-verbrauch	Eisenerz-förderung	Roheisen-erzeugung
1. Deutschland	278986000 t	250271000 t	29880000 t[1]	15574000 t[1]
2. Österreich-Ungarn	52112000 t	31444000 t	4666000 t	1802000 t
3. Großbritannien und Irland	287412000 t	233790000 t	15768000 t	9700000 t
4. Frankreich	40922000 t	58310000 t	16639000 t	4470000 t
5. Belgien	22858000 t	27276000 t	150000 t	2046000 t
6. Europäisches Rußland	26522000 t		5390000 t	2824000 t
7. Italien	660000 t	11000000 t	380000 t	303000 t

Auch diese neue Zahlentafel zeigt Deutschland heute an der Spitze aller europäischen Staaten, unabhängig von jeder Zufuhr aus dem Auslande, an einem Platz, den es sich im Wettstreit hauptsächlich mit England in der gesegneten Friedenszeit nach dem Kriege von 1870/71 erworben hat. Seine Stellung als erster Industriestaat in der Mitte und zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verdankt England neben seiner geographischen Lage und glücklichen politischen Entwicklung seinen natürlichen Hilfsquellen an Kohle und Eisen und dem von ihm zuerst zu großer Vollkommenheit gebrachten Eisenhüttenverfahren. Langsam und stetig jedoch wurde England von seiner führenden Stelle verdrängt. Während es im Jahre 1885 mit 37,2% der Weltproduktion an Eisenerz noch unbestritten zuerst marschierte, wurde es zwischen 1895 und 1900 bereits von Deutschland eingeholt und zusammen mit den Vereinigten Staaten, die heute mit 34% der Welteisenerzförderung Englands Stelle aus dem Jahre 1885 übernommen haben, an den dritten Platz gedrängt, den es 1911 sogar hat an Frankreich abtreten müssen. Vor dem Ausbruch des großen Krieges war Großbritannien nur noch mit 9,2% an der Weltgewinnung von Eisenerzen beteiligt, während Deutschland sein prozentuales Verhältnis von über 20% seit 1885 gewahrt hatte. Das bedeutet, es hat seine Eisenerzförderung seitdem von 9 Millionen t auf annähernd 30 Millionen t erhöhen können.

1) Einschließlich Luxemburg.

II.

Diese riesige Steigerung der deutschen Eisenerzförderung wurde veranlaßt durch den bedeutungsvollen Aufschwung Deutschlands im Eisenhüttenwesen und der damit verbundenen Überflügelung Englands. Daß Deutschland im vergangenen Jahrhundert erst lange nicht befähigt war, England in dieser Beziehung erfolgreichen Wettbewerb zu machen, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß bei dem damaligen Stand von Wissenschaft und Technik die größte Menge der deutschen Eisenerze nicht ausgenutzt werden konnte. Die Erze, auf denen sich die blühende Eisenindustrie Englands im 19. Jahrhundert aufbaute, besitzen eine chemische Zusammensetzung, die sich wesentlich von derjenigen der deutschen Erze unterscheidet. Die englischen Eisenerze sind phosphorfrei, während die meisten deutschen Erze einen wechselnden, aber immerhin beträchtlichen Gehalt an diesem Stoff besitzen, der es verbot, den damals in England zu großer Vollkommenheit ausgebildeten Hüttenprozeß nach Deutschland zu verpflanzen.

Da war es eine englische Erfindung, die Deutschland im Jahre 1878, kurz nachdem es von Frankreich im glück-

lichen Kriege die phosphorreichen ausgedehnten lothringischen Minettelager erworben hatte, einen der größten Dienste erwies und der industriellen Entwicklung unserer Heimat einen Anstoß gab, wie er in der Geschichte kaum wieder seinesgleichen finden dürfte. Bis dahin erfolgte die Eisenerzeugung in England und, soweit in Deutschland phosphorarme Erze zu beschaffen waren, zum großen Teil durch das „Bessemern" oder „saure Windfrischen". Dieses Verfahren war von dem Engländer Henry Bessemer im Jahre 1855 begründet worden und besteht darin, daß durch Hindurchblasen von Luft — in der Sprache des Eisenhüttenmanns Windfrischen genannt — durch das in einer großen Birne befindliche flüssige Roheisen alle die störenden Bestandteile aus der Schmelze durch Verbrennung entfernt werden, welche die Erzeugung von schmiedbarem Eisen oder Stahl verhindern. Schmiedbares Eisen und Stahl aus sprödem Gußroheisen, dem Produkt des Hochofens, zu erzeugen, ist das Hauptziel des Eisenhüttenverfahrens. Beide unterscheiden sich nur durch ihren Gehalt an Kohlenstoff. Mit dem Bessemerverfahren hat es also der Hüttenmann in der Hand, bis zu welchem Prozentgehalt Kohlenstoff er die Verbrennung betreiben will, um aus dem mehr als 2,5% kohlenstoffhaltigen Roheisen zu Stahl härtbares Schmiedeeisen von 0,6 bis ca. 1,5% Kohlenstoffgehalt oder ein nicht härtbares Schmiedeeisen von noch geringerem Kohlenstoffgehalt darzustellen. Da aber das Roheisen im Hochofen außer dem Kohlenstoff aus dem Brennmaterial, aus seinen Erzen noch andere Stoffe aufgenommen hat, besonders Kieselsäure, Mangan, Schwefel, bedeutet die Entfernung dieser Verunreinigungen neben der Verminderung des Kohlenstoffgehaltes in der Schmelze die zweite wichtige Aufgabe bei der Eisenerzeugung. Im Bessemerverfahren gelingt es, diese Verunreinigungen durch Oxydation mit der hindurchgeblasenen Luft zu verbrennen und ein Flußeisen von der erforderlichen Reinheit herzustellen. Der Phosphor jedoch widerstand bei diesem Prozeß und trat unvermindert aus der Schmelze in das Flußeisen über, das durch sogenannten „Kaltbruch" wertlos wurde. Es mußte also bei dem ursprünglichen Bessemerprozeß von vornherein die Auswahl des Erzes so getroffen werden, daß nur phosphorfreies Erz zur Beschickung des Hochofens verwendet wurde.

Die Erfindung von Thomas und Gilchrist 1878 beruht nun darauf, daß die Ausfütterung der Bessemerbirne, die ursprünglich aus feuerfestem kieselsäurereichen Material bestand, durch ein aus gebranntem Dolomit hergestelltes Futter ersetzt wurde und durch Zuschlag von gebranntem Kalk zu dem flüssigen Eisen die Schwierigkeit der Phosphorentfernung überwunden wurde. Der Phosphor wird jetzt vollständig an die Schlacke gebunden, mit der noch ein wertvolles Nebenprodukt gewonnen wird, da sie gemahlen, als „Thomas-Mehl", für die Landwirtschaft ein vorzügliches Düngemittel abgibt.

Die ersten von Erfolg gekrönten Versuche im kleinen wurden 1878 auf dem Blaehavon-Eisenwerke in Wales ausgeführt. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten konnte bereits im folgenden Jahre das Verfahren auf den Eston-Eisenwerken von Bolkow, Vaughan & Co. bei Middlesborough einer Reihe von Fachmännern im großen vorgeführt werden, und schon in demselben Jahr wurde es von Deutschland übernommen, wo die Rheinischen Stahlwerke bei Ruhrort und der Hörder

Bergwerks- und Hüttenverein als erste aus phosphorhaltigen Erzen Flußeisen erzeugten. In Deutschland ist das Thomasverfahren oder basische Verfahren in der Folgezeit weiter ausgebildet worden und hat für Deutschland schnell eine größere Bedeutung gewonnen als für alle übrigen Länder, da mehr als Dreiviertel unseres Eisenerzreichtums in phosphorhaltigen Erzen besteht, die, nach diesem Hüttenverfahren ausgenutzt, einen Segen für Industrie und Landwirtschaft bedeuten.

Welch gewaltige Entwicklung die deutsche Eisenindustrie nach Einführung dieser Erfindung nahm, erzählen folgende Zahlen: Im Jahre 1892 betrug die Weltproduktion 3203000 t Thomasflußeisen, $^2/_3$ hiervon (2013000 t) erzeugte Deutschland mit Luxemburg. Großbritannien lieferte in demselben Jahre nur 406000 t. Im Jahre 1913 betrug die deutsche Thomas-Roheisenproduktion über 12 Millionen t, d. s. über 60% seiner Gesamtroheisenerzeugung von 19,3 Millionen t. Englands Roheisenerzeugung belief sich in dem gleichen Jahre auf nur 10,6 Millionen, seine Thomasflußeisenerzeugung hat gegenüber 1892 keine wesentliche Steigerung erfahren, da ihm phosphorfreie Eisenerze zur Verfügung stehen.

Wohl selten hat ein Mann seinem Vaterland mit einer geistreichen Erfindung einen derartigen Schaden zugefügt, wie Thomas Großbritannien. Es darf für ihn vielleicht als eine glückliche Erfüllung seines Schicksals gelten, daß er schon in jungen Jahren starb, denn welche Strafe hätte England gegen ihn aussprechen müssen, das bereits Cockerill, der durch Gründung der großen Eisenwerke bei Lüttich seiner heimischen Industrie im Ausland eine Konkurrenz schuf, in effigie zum Tode verurteilen ließ?

III.

In nicht weniger hervorragender Weise als auf dem Gebiet der Ausnutzung des Eisens, strebte Deutschland in der Ausbeutung der in der Kohle schlummernden Energien unter den Kulturvölkern voran und nimmt schon seit langem auch hier unbestritten den ersten Platz ein. Die gewaltige Zunahme der Kohlenförderung, wie sie unser industrielles Zeitalter mit sich brachte, mußte den Volkswirt alsbald mit banger Sorge erfüllen, daß auch die größten Reichtümer bei verschwenderischem Verbrauch ihrer Erschöpfung entgegeneilen müssen. Hier war es alsbald die von Wissenschaft durchdrungene deutsche Technik, welche Mittel und Wege suchte, die in der Kohle dargebotene Energie möglichst ökonomisch auszunützen.

Der Hauptverwendungszweck der Kohle besteht ja darin, sie als Brennstoff zu verwenden und durch Verbrennen unter Dampfkesseln die Wärmeenergie durch Dampfmaschinen in motorische Kraft umzuwandeln. Nur wenige Vorgänge sind mit einer gleichartigen Verschwendung der aufgewendeten Energie verknüpft. Nur die allervollkommensten Dampfmaschinen vermögen etwas mehr als 14% von der in der Kohle steckenden Wärme auszunutzen, über 85% gehen ungenützt verloren, gewiß eine ungeheuerliche Vergeudung! Günstiger ist das Ergebnis, wenn der Heizwert der Kohle durch indirekte Ausnutzung verwendet wird. Diese erfolgt am wirtschaftlichsten durch die Umwandlung der Kohle in Koks und Gas unter Gewinnung der wertvollen Nebenprodukte: Teer, schwefelsaures Ammoniak, Benzol-Kohlenwasserstoffe. Die Steinkohlenverkokung und Leuchtgasherstellung ist eine der wenigen Industrien, welche

ohne jeden Abfallstoff arbeiten; denn sämtliche Nebenerzeugnisse lassen sich in gewinnbringender Weise verwenden.

Die Erfindung des Gasmotors geschah in Frankreich, wo Lenoir 1860 die ersten, allerdings wenig erfolgreichen Versuche anstellte, eine mit Leuchtgas betriebene Maschine in Gang zu setzen. Kurz danach wurde der Gedanke von der deutschen Firma Otto und Langen, der späteren Deutzer Gasmotorenfabrik, aufgenommen und zu glücklichem Erfolge geführt. Die weitere glänzende Entwicklung des Gasmotorenwesens ist neben Otto hauptsächlich an die deutschen Namen Körting, Oechelhäuser und Diesel geknüpft. Mit diesen Gasmaschinen ist es geglückt, die Wärmeausnutzung gegenüber den Dampfmaschinen bis auf das Zweiundeinhalbfache, bis auf mehr als 35% zu steigern, d. h. man ist dem theoretisch überhaupt erreichbaren Wirkungsgrad von 40% schon recht nahe gekommen. Einen besonderen Triumph deutscher Gründlichkeit und zielbewußter wissenschaftlicher Arbeit bedeutet die Erfindung des Dieselmotors, der jetzt in Tausenden von Maschinen durch die Augsburg-Nürnberger Maschinenfabriken hergestellt, fast über die ganze Erde verbreitet ist. Die Konstruktion dieser Maschine wurde von seinem Erfinder ausschließlich durch eingehendes Studium der mechanischen Wärmetheorie gelöst. Der bedeutende Vorteil des Dieselmotors liegt darin, daß für seinen Antrieb Brennstoffe dienen, an deren nutzbringende Verwendung man früher nicht gedacht hatte. Es eignen sich als Betriebsstoffe neben vielen andern das durch Destillation von Braunkohlen gewonnene Solaröl, die Steinkohlenteeröle und alle Rohöle des Petroleums ohne jede Raffinierung.

Das bei der trockenen Destillation von Steinkohlen entweichende Gas wurde von dem Engländer Murdock 1792 zur Beleuchtung des Hauses benützt, 1812 wurden die Straßen Londons mit Gas beleuchtet, 1815 erfolgte die Einführung der Gasbeleuchtung in Paris, 1826 in Berlin und Hannover. Aber auch hier der gleiche Entwicklungsgang: Die Vervollkommnung der Gasbeleuchtung zum Gasglühlicht beruht auf einer deutschen Erfindung, die im Jahre 1880 von Auer durch Herstellung des mit „seltenen Erden“ getränkten Glühstrumpfes erfolgte.

Das Streben nach Sparsamkeit und möglichst ökonomischer Ausnutzung der in Kohle und Eisen schlummernden Energien tritt durch die Wandlung des Aussehens unserer großen Bergwerksanlagen und Hochofenwerke innerhalb der letzten Jahrzehnte schon äußerlich hervor. Riesige Dampfwolken aus zahlreichen Kaminen verhüllten früher alle Baulichkeiten, und während der Nacht bot sich ein Feuerwerk von dem verbrennenden Gas der Koksöfen und der weithin leuchtenden Flammen der Gichtgase aus den Eisenhochöfen, das wohl geeignet war zu poëtischen Vergleichen mit Hephaistos' Schmiede, das aber kostspieliger war als jene Feuerwerke, die bei feierlichen Gelegenheiten in Sonnen, Raketen und Fontänen abgebrannt werden. Heutzutage sind die weißen Dampfwolken verschwunden und aus der Gicht der Hochöfen flammt kaum noch für wenige Augenblicke brennendes Gas auf: dann, wenn die Beschickung des Ofens mit frischen Erzen und Koks erfolgt. Der sichtbar gewesene Dampf arbeitet jetzt in Abdampfturbinen und erzeugt elektrischen Strom; die Gichtgase liefern außer der Winderhitzung für den Schmelzvorgang im Hochofen in Gas-

maschinen die Antriebskraft für Gebläsemaschinen und Walzenstraßen, auf denen das frisch erzeugte Eisen zu Schienen, Trägern und Draht ausgewalzt wird.

Ebenso wie bei der Eisengewinnung in dem Thomasmehl der Landwirtschaft ein wertvolles Produkt zugeführt wird, liefert das beim Kokereibetrieb und der Leuchtgaserzeugung als Nebenprodukt gewonnene Ammoniakwasser nach seiner Umwandlung in schwefelsaures Ammoniak ein ebenfalls wertvolles Düngemittel, mit dessen Herstellungsmenge von 549000 t im Jahre 1913 (England 420000 t) Deutschland die erste Stelle unter allen Ländern der Welt innehat.

Als kostbarstes Nebenprodukt der Steinkohlenindustrie muß aber der Teer und die aus seiner Weiterverarbeitung gewonnenen Öle und Benzol-Kohlenwasserstoffe bezeichnet werden, welche die Grundlage der weltbeherrschenden deutschen chemischen Industrie bilden. Die Geschichte des Steinkohlenteers und der künstlichen organischen Farbstoffe beginnt mit der Untersuchung Runges im Jahre 1834, welcher Phenol und Anilin darin entdeckte. Auch auf diesem Gebiet mußte Deutschland anfänglich bei England und Frankreich in die Lehre gehen, wo die ersten Teerfarbstoffe entdeckt wurden, und besonders aus England einen großen Teil der Rohstoffe beziehen. Aber schon seit über 40 Jahren ist Deutschland, dank der wissenschaftlichen Gründlichkeit seiner hervorragenden Chemiker, von denen hier nur Baeyer, E. und O. Fischer und Hofmann genannt seien, an die Spitze der Farbenindustrie getreten und versorgt jetzt aus mehr als 20 chemischen Fabriken die ganze Welt mit Farbstoffen und künstlichen Arzneimitteln. Welch gewaltige Entwicklung die für die chemische Industrie wichtige Nebenproduktengewinnung in Deutschland genommen hat, geht daraus hervor, daß 1912 mehr als 1 Million t Teer und 135000 t Benzol erzeugt wurden; dabei hat die Teererzeugung in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren eine Steigerung um 61%, die Benzolherstellung einen Zuwachs um 121,5% erfahren.

IV.

Nur in knappen Umrissen war es an dieser Stelle möglich, den Entwicklungsgang unserer Kohlen- und Eisenindustrie zu skizzieren. Doch ist daraus so viel zu ersehen, daß ihr Aufstieg mit der politischen Erstarkung Deutschlands Hand in Hand gehend, seinen Ausgang nahm von der Abhängigkeit englischen Vorbildes, und der Schüler einen Weg einschlug, auf dem der einstige Lehrer weit zurückbleiben mußte. Es ist unschwer zu verstehen, daß im Verlauf dieses friedlichen Wettbewerbes bei dem unterliegenden Konkurrenten Neid und Haß gegen den jungen Emporkömmling entstehen mußte, den zu bevormunden und anzuleiten lange als selbstverständlich gegolten hatte.

England hatte seinen industriellen Vorrang, auf dessen Gipfel es im vorigen Jahrhundert stand, nicht durch einen harten Konkurrenzkampf mit andern Völkern zu erringen brauchen. Schnell und mühelos war es zu Ansehen und Reichtum gelangt, so daß es dort den geistigen Kräften wissenschaftlicher und technischer Erfindung versagt blieb im Kampf mit gleichwertigen Gegnern Anpassungsfähigkeit und Gelenkigkeit zu erwerben. Anstatt in geistigem Wettbewerb unter Anstrengungen die frühere Stellung zu behaupten oder zurückzuerobern, schien es dem Verärgerten und im Frieden Besiegten

verheißungsvoller, Spießgesellen zu dingen, und den glücklicheren Konkurrenten zu erdrosseln, wie und wo es auch nur möglich wäre.

Nachdem nun mit Aufwendung gewaltiger — meist fremder — militärischer Mittel das erstrebte Ziel unerreichbar geblieben, soll wirtschaftlicher Boykott und Aushungerung den Gegner auf die Knie zwingen. Doch die von England aufgewendeten Mittel reichen nirgends aus! Abgeschlossen vom Auslandshandel, beweist Deutschland, daß es verstanden hat, mit dem ihm von der Natur anvertrauten Pfund zu wirtschaften und daß sein Haus gut bestellt ist. An Stahl und Eisen kann kein Mangel eintreten. An Kohlen gebricht es weder für Heizung der Wohnungen noch zum Betrieb der Eisenbahnen und Fabriken, noch zur Herstellung der vielseitigen chemischen Produkte. Benzol ersetzt Benzin. Mit den Nebenprodukten unserer Kohlen- und Eisenindustrie wird der deutschen Landwirtschaft geholfen, auch ohne fremden Chilisalpeter Brotfrucht in ausreichendem Maße auf den wohlbestellten Äckern zu erzeugen. So steht Deutschland auch in bezug auf seine wichtigen Rohstoffe als ein unüberwindlicher Gegner England gegenüber.

Vielmehr wenden sich die Geister, die England rief, gegen ihren eigenen Herrn. Deutsche U-Boote, aus deutschem Stahl gebaut, mit deutschen Dieselmotoren betrieben, umschwärmen Großbritanniens Küsten und treffen England dort, wo es am verwundbarsten ist. Ein- und Ausfuhr sind auf das empfindlichste gestört, die günstige Handelsbilanz ist umgeworfen. Der Auslandversand britischer Kohle, Koks und Briketts, der ein Zehntel der Gesamtausfuhr britischer Erzeugnisse bedeutet, ist in den Kriegsmonaten August 1914 bis März 1915 um 20,1 Millionen t, das bedeutet 39,8% der Friedensausfuhr, zurückgegangen. Und wir wollen hoffen, daß die Minderung englischer Kohlenausfuhr um annähernd 9 Millionen t im Werte von ungefähr 124 Millionen Mark auch nach dem Kriege fortdauert. So viel beträgt nämlich die englische Kohleneinfuhr jährlich nach Deutschland. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß auf dem Berliner Markt, also mitten im Inland, englische Kohle im Frieden billiger zu kaufen ist als westfälische oder schlesische. Der Grund hierfür liegt in den billigeren Wasserfrachten und den Eisenbahntarifen, deren Änderung zugunsten des deutschen Kohlenbergbaues nicht unmöglich ist.

Der britische Traum, schon während des Krieges überall im Ausland den deutschen Handel zu verdrängen und seinen eignen zu stärken, ist nach den aus englischen Zeitungen bekanntgewordenen Statistiken für seine Kohlenausfuhr schon bestimmt zuschanden geworden. Bisher war es nur in Dänemark, Norwegen und Portugiesisch Westafrika, in Ländern, deren Kohlenbedarf an und für sich gering ist, möglich, die Einfuhr um ein geringes (5 bis 8%) gegenüber den Friedenszeiten zu steigern, alle übrigen Länder, die hauptsächlich von englischer Kohle abhängig waren, zeigen eine Mindereinfuhr von 37—94%. (Ägypten 49,5%; Ceylon 63,8%; Chile 82,8%; Malta 78,7%.) Auch der Versuch Englands, sich selbst mit Aufwendung großer staatlicher Unterstützungssummen während der Kriegszeit eine eigene, der deutschen gleichwertige chemische Industrie zu schaffen, wird schwerlich von Erfolg gekrönt sein. Denn noch so reiche Geldmittel vermögen nicht, in Wochen und Monaten die in langer,

ernster, methodischer Arbeit gewonnenen Ergebnisse auf einen seit Jahrzehnten vernachlässigten Boden zu verpflanzen. —

In gleichem Maße, wie die militärischen Erfolge gegen unsere leichter greifbaren kontinentalen Gegner größer sind, ist auch auf wirtschaftlichem Gebiete unsere Siegesbeute beträchtlicher. In Frankreich sind neben zahlreichen andern Industriezweigen hauptsächlich Kohlenbergbau und Eisenindustrie zu einem wesentlichen Teil in deutschen Besitz gelangt. Um die bedeutendsten Kohlenreviere im „Nord" und „Pas de Calais", welche sich von der belgischen Grenze in schmalen Streifen südlich Lille über Valenciennes, Douai, über das durch die große Schlagwetter-Kohlenstaubexplosion bekannt gewordene Courrière, Lens, Béthune bis Fléchinelle erstrecken, vollständig in deutsche Hände zu bringen, brauchen die Laufgräben nur noch um wenige Kilometer nach Westen vorgetrieben zu werden. Im Besetzungsgebiet liegen wohl annähernd 12 Milliarden t oder rund 70% der Gesamtkohlenmenge Frankreichs. Da mit gleichem Anteil die Kohlenreviere Valenciennes — Pas de Calais an der Kohlenförderung des Landes beteiligt sind und Frankreich außerdem noch erhebliche Mengen Kohlen aus dem Ausland bezieht, so muß es mit der Versorgung des Landes an Brennstoffen während des Krieges traurig bestellt sein.

Um welche Ausfälle es sich in dieser Beziehung für Frankreich handelt, geht aus den Angaben der letzten Statistiken hervor: Von der Kohlenförderung im Jahre 1913 von 40129410 t lieferten die beiden nördlichen Kohlenreviere allein 27519734 t. Die Zufuhr aus dem Ausland betrug im gleichen Jahr 18,7 Millionen t, an welcher Menge Großbritannien mit 12,8 Millionen, Deutschland mit 3,2 Millionen t Steinkohle und 2,4 Millionen t Koks beteiligt war; der Rest entfiel auf Belgien. Da auch das befreundete England seinem Bundesgenossen während des Krieges nicht nur nicht die gleiche Menge wie in Friedenszeiten an Kohlen, sondern 7,18% weniger zu liefern vermochte, wird sich Frankreich im Laufe eines Kriegsjahres mit 34,3 Millionen t weniger Kohlen begnügen müssen, vorausgesetzt, daß die übrigen Kohlenreviere ihre Förderleistung aufrechterhalten können, was bei der weitgehenden Rekrutierung kaum anzunehmen ist. So wird es erklärlich, daß, wie der „Temps" berichtete, Paris an Stelle des gewöhnlichen Bedarfs von 250000—300000 t im Monat jetzt mit 80000 t haushalten muß.

Noch kläglicher sieht es in Frankreich hinsichtlich der Eisenerzversorgung und der Eisenindustrie überhaupt aus, da auch die bedeutendsten Eisenerzreviere im Departement Meurthe et Moselle mit den ersten siegreichen Schlachten von Lothringen und Longwy in deutsche Hände gefallen sind. Aus diesem Landstrich bezog Frankreich im Jahre 1913 nicht weniger als 19,8 Millionen t von seiner Gesamteisenerzförderung in der Höhe von 21,5 Millionen t. Von den 127 Hochöfen, die im Jahre 1913 in Frankreich im Betriebe waren, liegen nicht weniger als 95 im Kampfgebiet; auch die hinter den Laufgräben liegenden Hüttenwerke werden bei dem Mangel an Erzen und Arbeitskräften größtenteils still liegen müssen, so daß man damit rechnen kann, daß wenigstens 80% der Gesamthochofenleistung Frankreichs durch die kriegerischen Ereignisse ausfallen. Nicht viel geringer ist die Schädigung Frankreichs in der Stahlerzeugung. Da die

meisten und best eingerichteten Werke entweder in den großen Kohlen- oder Eisenerzrevieren des Landes gelegen sind, halten die deutschen Truppen fast $^3/_4$ der Stahlerzeugungsstätten Frankreichs besetzt.

Nach diesen Angaben wird es deutlich, was die Lieferung an Kriegsmaterial durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika für die militärische Rüstung Frankreichs zu bedeuten hat. Ohne diese „neutrale tätige Hilfe" wäre Frankreich — auch mit Englands Unterstützung, das seine eigenen Stahlwerke mehr als möglich für den eignen Bedarf anstrengen muß — schon seit Monaten nicht mehr imstande, die deutschen Heere mit selbsthergestellten Artilleriegeschossen zu überschütten, da eine so stark geschädigte Eisenindustrie die Bedürfnisse dieses gewaltigen Krieges unmöglich mehr erfüllen könnte.

Mit Belgien fiel durch die schnellen militärischen Erfolge der ersten Kriegswochen ein einheitlicher nationaler Wirtschaftskörper vollständig in deutsche Hände. Seine Kohlenförderung von rund 23 Millionen t im Jahre stammt aus dem südlichen Kohlenbecken, welches im Norden der Ardennen zwischen dem nordfranzösischen und Aachener Kohlenrevier gelegen ist. Es gliedert sich in die Becken von Lüttich und Namur—Hainaut mit den Bezirken von Charleroi, Centre und Mons. Außer diesem ist in den letzten Jahren im nördlichen Belgien ein nicht unbedeutendes Kohlenbecken durch Bohrungen erschlossen worden, dessen Reserven, auf 7—8 Milliarden t geschätzt, den Hauptanteil der belgischen Kohlenvorräte von 11 Milliarden t für die Zukunft bedeuten. Dieses sogenannte Campinebecken erstreckt sich von Antwerpen in östlicher Richtung und geht in das Holländisch-Limburger Becken über, das seinerseits wieder mit den Aachener und niederrheinischen Kohlenablagerungen in Zusammenhang steht.

Während die Kohlenindustrie Belgiens bodenständig ist, ist die Eisenindustrie vom Auslande abhängig. Das Land bezog vor dem Kriege fast ausschließlich alle Eisenerze und eine beträchtliche Menge Roheisen — letzteres hauptsächlich aus Deutschland — aus dem Auslande, wohin auch wieder 75% seiner Eisen- und Stahlerzeugnisse als Fertigfabrikate verschickt wurden. Welche Bedeutung Belgien für die deutsche Eisenausfuhr besitzt, geht daraus hervor, daß sich unsere Einfuhr in den letzten fünf Jahren auf 800000 Tonnen verdoppelt hat und dem Werte nach von 1909 bis 1913 von 61,1 Millionen Mark auf 90,1 Millionen Mark gestiegen ist.

Auch in den besetzten Gebieten des östlichen Kriegsschauplatzes haben wir im südlichen Polen die Fortsetzung der oberschlesischen Steinkohlenablagerungen, das Dombrova-Becken, dessen Kohleninhalt auf $2^1/_4$ Milliarden t geschätzt wird, eine Menge, die gegenüber dem Gesamtkohlenreichtum des europäischen Rußlands von 60 Milliarden t verschwindet, und ausgedehnte Brauneisenerzlager des polnischen Muschelkalkplateaus in unsere Gewalt bekommen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 5 1. FEBRUAR 1916

Das britische Kolonialreich.

Von F. Keutgen.

An anderer Stelle habe ich vor kurzem versucht, die Entstehungsgeschichte des britischen Weltreiches zu skizzieren.[1]) Es handelte sich dabei in der Hauptsache um die Art seines äußeren Wachstums. Wenn ich jetzt, einer Aufforderung des Herausgebers der „Internationalen Monatsschrift" folgend, noch einmal auf den Gegenstand zurückkomme, so wird nunmehr die innere Organisation des Kolonialreiches zu berücksichtigen sein, namentlich, wie sie sich in neuerer Zeit gestaltet hat. Dabei habe ich die Teile des Reiches im Auge, die als lebendige, selbsttätige Glieder des Organismus ihre Rolle spielen, also die sogenannten Dominien, nicht aber die Kronkolonien, so schätzenswert sie teils wirtschaftlich, teils militärisch-politisch sind. Auch von der vielumstrittenen Bedeutung Ägyptens soll deshalb nicht die Rede sein, weil es unter jenem Gesichtspunkt nicht in Betracht kommt, während wir auf Indien wenigstens zum Schluß einen Blick werden werfen müssen. Fragen der äußeren Politik werden nicht ausgeschlossen bleiben. Allein zunächst liegt mir an den inneren Problemen der Kolonialpolitik, dem Sinne jenes Organismus, wenn ich so sagen darf, eines vielfach komplizierten Phänomens, das uns Deutschen nicht immer ohne weiteres verständlich ist, zumal angesichts der uns ungeläufigen Art der Briten, wichtige Erscheinungen des Staatslebens zu sehen. Dieser „Sinn" hat auch seine universalgeschichtliche Bedeutung. Denn aus ihm ergeben sich Einwirkungen besonderer Art auf andere Kulturvölker in Auseinandersetzung mit deren Interessen. Drittens könnte von dem britischen Weltreich als Form von zeitlicher Gültigkeit innerhalb des Ablaufs der Weltgeschichte und zeitlicher Beschränktheit geredet werden. Endlich würde man bei voller Ausführung nicht vorübergehen können an dem Sinn und Wesen der britischen Kultur überhaupt. Allein alles das muß besonderen Untersuchungen überlassen bleiben: im Rahmen meines augenblicklichen Planes werde ich mich wegen dieser Dinge mit gelegentlichen Hinweisen begnügen müssen. Jetzt nur noch so viel:

Im geschichtlichen Verlauf lösen immer neue Kulturformen und Staatsformen einander ab. Daß jedes Volk oder jede größere Kultureinheit oder Völkergruppe dieselben Formen von „Altertum", „Mittelalter" und „Neuzeit" zu durchlaufen habe, kann nur in ganz beschränktem, wesentlich formalem Sinne gelten, allenfalls als heuristisches Prinzip Wert beanspruchen. Solange wenigstens der geschichtliche Gesamt-Zusammenhang nicht völlig unterbrochen ist, muß vielmehr auch die geschichtliche Entwicklung im ganzen als Einheit betrachtet werden, innerhalb deren

1) Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. VI, Juli und Oktober 1915.

jede neu auftretende Sonderform, auch wenn sie die früheren nicht rein ablöst, und trotz allem Recht, selber als Individuum mit eigenem Leben gewertet zu werden, ein Entwicklungsstadium darstellt und so, nicht aber nach irgendwelchen absoluten Maßstäben, zu beurteilen ist. Denn, so wesentlich auch für die Sondergestaltung der Staaten und Kulturen, etwa innerhalb der europäischen Gruppe, die eigentümlichen geographischen Verhältnisse, der Volkscharakter, die eigene Vorgeschichte jedes und jeder einzelnen gewesen sind und noch sind, so war für sie doch kaum minder bedeutend der Zeitpunkt, in dem sie in eine führende Stellung in dem System eintraten. Denn in jedem späteren Zeitpunkte stand ein reicherer oder jedenfalls veränderter und im allgemeinen doch wohl fortgeschrittener Apparat an geistigen und technischen Mitteln zur Verfügung.

Diese wesentlich historische Betrachtungsweise ist gerade in neuerer Zeit vielfach gegenüber jener mehr geographischen, an sich ebenfalls unentbehrlichen, vernachlässigt worden. Gerade für die kolonialgeschichtliche Erkenntnis ist sie von Bedeutung. Denn ein Staat, der heute in die Kolonisation eintritt, wird seine Aufgabe anders anfassen, und wenn ärmer an Erfahrung, so doch auch unbeschwert von überliefertem Ballast, als ein anderer, der seit Jahrhunderten dabei ist. So gilt es auch von dem britischen Kolonialreich. Und trotz allem Gleichbleiben des Volkscharakters, trotz aller Traditionen und trotz allem Schwanken der Politik andererseits, ist doch auch innerhalb seiner Geschichte eine fortschreitende Entwicklung zu erfassen, nicht etwa nur der Ausbreitung, sondern der Art, die kolonialpolitischen Probleme zu behandeln. Ganz allgemein gesagt würde im weltgeschichtlichen Ablauf das britische Kolonialreich als das zu kennzeichnen sein, das bisher im höchsten Grade vermocht hat, Herrschaft und Freiheit zu vereinigen. Inwiefern das der Fall ist, darauf wird im folgenden vor allem unser Augenmerk zu richten sein.

1. Allgemeine Charakteristik der älteren britischen Kolonisation. — Keines der großen Kolonialreiche von heute läßt sich an Mannigfaltigkeit, sei es der äußeren Gestaltung, sei es der inneren Ausbildung, mit dem britischen vergleichen. Diese Mannigfaltigkeit geht in ihren Keimen schon in die Anfänge englischer Kolonisation zurück. Sowenig dabei ein einheitliches, planmäßig differenziertes Wollen maßgebend gewesen ist, so waren doch von Anfang an die Ziele tatsächlich differenziert: teils Handel, teils Siedlung, teils koloniale Nutzung im engeren Sinne. Man wollte Kolonien besitzen, wie und weil Spanien sie besaß: ähnlich wie in den Anfängen unsrer eigenen kolonialen Bestrebungen für manchen Kolonial-Enthusiasten das treibende Feuer die Idee lieferte, daß auch Deutschland Kolonien haben müsse, nicht bloß England und andere: was ja auch ganz richtig und ein lobenswertes Ziel nationalen Ehrgeizes war. Für Engländer traf das vollends im Zeitalter Elisabeths zu, als mit dem steigenden Wohlstande die alte Kampfeslust in allen Schichten des Volkes von neuem erwachte. Man forderte Anteil an den Schätzen der neuen Welt. Es galt, den Glanz des englischen Namens zu erhöhen. Man wollte Rache nehmen an Spanien wegen seiner Gewalttaten gegen die Glaubensgenossen. Das alte Herrenmenschentum des englischen Volkes, das schon im Mittelalter seine Ausprägung gefunden hatte, zeigte sich in voller Blüte.

Dennoch ist und bleibt bei den englischen kolonialen Unternehmungen Herrschaft im allgemeinen nicht Selbstzweck. Die Nützlichkeitsmomente überwiegen die meiste Zeit so sehr, daß nicht selten sogar wesentliche Machtinteressen kurzsichtig geopfert werden. Wo man ohne Ausübung politischer Macht innerhalb eines fremden, geordneten Staatswesens ungestört nutzbringenden Handel treiben konnte, verzichtete man bewußt auf Herrschaft: in Vorder-Indien, solange es anging, so gut wie im Verkehr mit dem Reiche des moskowitischen Zaren oder mit irgendeinem europäischen Staate. (Bericht des königlichen Gesandten Sir Thomas Roe am Hofe Akbars des Großen 1613. Weltwirtschaftliches Archiv, a. a. O. S. 62.) Ob man es mit dem Groß-Mogul oder mit Iwan dem Schrecklichen zu tun hatte, machte keinen Unterschied. Aber auch später noch: warum sollte man Risiko, Kosten, Verantwortung der Herrschaft übernehmen, solange es nicht nötig ist? Erst wenn, wie man es dort derb ausdrückt, jemand irgendwo dem britischen Löwen „auf den Schwanz tritt", dann erwachen seine Herrschafts-Instinkte und Kampf-Instinkte. Diese sind allerdings so urwüchsig, daß, wie Lord Esher einmal gesagt hat, selbst die eifrigsten Friedens-Propagandisten unter seinen Landsleuten ständig bereit sind, mit Waffengewalt in die Bewegungsfreiheit eines fremden Volkes einzugreifen, wenn eine Meinungsverschiedenheit ethischer Natur sich zwischen ihnen erhoben hat. Im übrigen aber verhalten sich jene Instinkte oft mehr schlafend. Wobei aber ferner zu beachten ist, daß unter dem Einfluß von Zeitströmungen auch bei Individuen desselben Volkes der Herrscherwille zu verschiedenen Epochen verschieden stark ausgeprägt sein wird.

Noch mehr als die große Mannigfaltigkeit kolonialwirtschaftlicher Ziele unterscheidet die englische Kolonisation von Anfang an von der der andern Kolonialvölker das freie Vorwiegen privater Tätigkeit, die Zurückhaltung des Staates. Oder vielmehr: jene ist durch diese bedingt. Denn wie sollten planmäßig vom Staate geleitete Unternehmungen einen solchen Reichtum der Formen und Charakterzüge zu entfalten vermögen, wie das Walten des Spieles freier Kräfte? Wie denn auch nur diese für ein weitausgebreitetes Reich die gesunde Grundlage und Gewähr der Dauer liefern können.

Eine förmliche Stufenfolge kann man unter den fünf großen älteren Kolonialvölkern in dieser Hinsicht aufstellen. An dem einen Ende Spanien und Portugal — zwischen denen wir hier die Unterscheidung nicht weiter durchführen wollen —, wo der Staat die private Initiative aufs äußerste einschränkt. In der Mitte Frankreich: hier werden zwar private Unternehmungen vorgeschoben, und zwar vorgeschoben im eigentlichen Sinne, da den politischen Absichten der Regierenden der privatim vorhandene Unternehmungsgeist spontan nicht Genüge tut. Der Staat möchte nicht die Verantwortung übernehmen für das, was er wünscht, und die Kosten tragen, wie es in Iberien vielfach der Fall ist. Er treibt daher zur Gründung privater Gesellschaften, gibt ihnen die Richtung, beschneidet aber die Freiheit ihrer Betätigung. Auf dem andern Flügel stehen die Niederlande und England, bei denen das private Unternehmertum durchaus überwiegt. Aber auch zwischen ihnen läßt sich unterscheiden. Bei den Niederländern, dem kleineren, in sich gleichförmigeren Volke, ist zumal die Ostindische Gesellschaft ein Unternehmen fast der gan-

zen Nation und sucht schon deshalb engeren Anschluß an den Staat. Es hängt damit auch zusammen, und es bedingt sich wechselseitig, wenn sie von vornherein in entschiedenerer Weise auf Eroberung ausgeht, auf Herrschaftsbegründung, als ihre englische Schwester, selbst da, wo beide sich innerhalb desselben geographischen Gebietes betätigen, im Sunda-Archipel: mit dem Erfolge, daß die englische Gesellschaft sich dort nicht lange behaupten kann.

Dagegen ist in England schon die Zahl und Verschiedenheit der Unternehmungen hierfür zu groß, und nur in ihrer Gesamtheit können sie in höherem Sinne als national gelten. Die einzelnen gehen aus zu engen Kreisen hervor. Die beteiligten Kapitalisten, wie die Auswanderer und Siedler selber, mögen zwar den verschiedensten Klassen angehören, auch dem höheren Adel; die ideelle Teilnahme der Nation an den überseeischen Unternehmungen mag noch so lebendig sein: so ist die materielle Beteiligung an einer einzelnen doch nie so verbreitet, daß der Staat sich irgend mit ihr identifizieren könnte. Abgesehen natürlich davon, daß er über die Siedlungen territoriale Hoheitsrechte beansprucht, beschränkt sich daher seine Tätigkeit lange Zeit in der Hauptsache darauf, daß er den Unternehmern Freibriefe ausstellt, wodurch er sie gegen den unlauteren Wettbewerb von Landsleuten schützt. Er sorgt also für Frieden zwischen seinen Untertanen. Darüber hinaus sichert er ihnen auch für den Aufenthalt in den Kolonien den fortdauernden Besitz ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten zu. Erst wenn das gar zu freie Spiel der Kräfte Anstoß erregt, mischt er sich ein; und erst nachdem die einzelnen Kolonien zur Blüte gediehen sind, schreitet er vor zur Ausbildung eines kolonialpolitischen, aber stets nach den Umständen und Zeitanschauungen wechselnden Systems.

Also: Handel und Schiffahrt, Siedlung und Gewinnung kolonialer Produkte für den heimischen Verbrauch, das waren die Zwecke englischer Kolonialpolitik. Wie für den reinen Handel Vorder-Indien das Hauptziel wurde, daneben für den Sklavenhandel West-Afrika, wo man deshalb ebenfalls eine Reihe Faktoreien besaß, so fand man für die Siedlung außerordentlich geeignete, von andern bisher verworfene Gebiete in Nord-Amerika, während der Erzeugung kolonialer Produkte mehrere, von Spanien größtenteils verschmähte Antillen dienten. Zur Pelzgewinnung legte man Forts an der schwer zugänglichen Hudsons-Bay an, und Fischfang trieb man von Neufundland aus. Natürlich gelten bei dem allen keine absoluten örtlichen Scheidungen. Auch die kleinen westindischen Inseln wurden besiedelt, hatten sogar während der ersten Geschlechter, solange dort Kleinbetrieb überwog, eine recht dichte weiße Bevölkerung. Aber für Siedlungen in größerem Maßstabe konnte nur das Festland in Betracht kommen. Umgekehrt gründete hier Virginiens Wirtschaft sich auf dem Anbau eines typischen Kolonialprodukts, des Tabaks — auf „Rauch" meinten Übelwollende —, wozu später im weiteren Süden die Baumwolle kam. Und auch die nördlichen Siedlungen bereicherten den mutterländischen Markt durch ihre Naturerzeugnisse, landwirtschaftliche und dem Walde abgewonnene, mochten sie auch nicht im eigentlichen Sinne kolonialer Art sein. Jedenfalls alles in allem ein außerordentlicher Reichtum an wirt-

schaftlichen Betätigungsmöglichkeiten und Betätigungsformen.

Dieser Reichtum, diese Mannigfaltigkeit beruht eben auf der äußersten Freiheit individueller Betätigung. Dieser entspricht aber das, was die wichtigste Eigentümlichkeit des älteren englischen Kolonialwesens ausmacht: der hohe Grad politischer, religiöser und verhältnismäßig auch wirtschaftspolitischer Freiheit, den die englischen Kolonien vor den anderen genossen. Dies wiederum ist in letzter Linie begründet in der radikalen Verschiedenheit der heimischen öffentlichen Zustände zwischen England und den Festlandsstaaten. Während in Spanien, dann in Frankreich der absolute Staat zur Ausbildung gelangt war, hatte er es in England trotz allen Anstrengungen mehrerer Herrscher nicht über unvollkommene Anläufe hinausgebracht. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts hatte sich vielmehr die Parlamentsverfassung, die schon im Mittelalter hier mehr als anderswo geblüht hatte, von neuem immer entschiedener durchgesetzt und aus der religiösen Befreiung frische Kräfte gewonnen. Daneben stand die uralte örtliche Selbstregierung in voller Übung.

Hüben und drüben gelangen nun in den Kolonien die im Mutter-Staate herrschenden Grundsätze erst zu reinster Entfaltung. So wird in den spanischen Kolonien nach den ersten wilden Zeiten ein noch strengerer Absolutismus durchgeführt als im Mutterlande, der sich besonders dadurch unvorteilhaft unterschied, daß zwar in Spanien die regierenden Beamten regelmäßig wenigstens Landsleute der Regierten waren, wenn auch vielleicht nicht gerade aus derselben Provinz: dagegen mußten die Kolonisten sich aus grundsätzlichem Mißtrauen eine Regierung gefallen lassen durch in Europa Geborne, also durch Fremde. Die in Amerika heimischen Weißen, die Criollos, waren so gut wie ganz von jedem Anteil an der Herrschaft, auch in den Kirchenämtern, ausgeschlossen, und mochten sie von dem edelsten Blute sein und als Nachkommen der Eroberer im Besitz ausgedehntester Landgüter, Bergwerke und anderer Reichtümer. Daß es in religiösen Dingen erst recht keine Freiheit gab, versteht sich: die Inquisition arbeitete mit dem Staate auf das ausgiebigste Hand in Hand. Aus religiösen, vorwiegend aber eben doch aus politischen Gründen wurden daher die Spanisch-Amerikaner — trotz der Universitäten in Lima und in Méjico — in ihren Bildungsmöglichkeiten planvoll auf das Zulässige beschränkt.

Im französischen Kanada war es — schon wegen seiner unendlich viel einfacheren Verhältnisse — in mancher Hinsicht vielleicht nicht ganz so schlimm: wie ja auch in Frankreich nicht dieselbe abtötende Despotie zur Ausbildung gelangte wie in dem südlichen Nachbarlande. Aber obgleich Kanada und Akadien großenteils durch hugenottischen Unternehmungsgeist begründet worden waren, wurde nach dem Tode Heinrichs IV. die erste Gelegenheit wahrgenommen, den reinen katholischen Glauben auch hier ausschließlich aufzurichten: wie ja noch heute die französischen Kanadier besonders treue Söhne der Kirche sind. Ja die kirchlichen Gewalten dort wurden zeitweise, im 17. Jahrhundert, den staatlichen geradezu gefährlich, wie in Deutschland einst in der alten Kaiserzeit. Politische Rechte erhielten die Ansiedler auch nicht. Nachdem durch Colbert die Regierung der Kolonie der Compagnie des Indes abgenommen und

auf den Staat übernommen worden war, wurden zwar einige wenige Ansiedler als Vertreter des Landes in den Rat des Gouverneurs berufen; aber von Wahl durfte keine Rede sein. Im übrigen wurde das heimische Feudalsystem auch in die Kolonie verpflanzt, wie übrigens auch in Neu-Niederland.

Wie nun in England die Staatseinrichtungen gründlich von denen der europäischen Nachbarn sich unterschieden und noch immer mehr in abweichender Richtung sich entwickelten, so auch in seinen Kolonien. Wie man auf kirchlichem Gebiet in England nur äußerlich nach Konformität strebte, im übrigen aber, gemäß dem im ganzen Staatswesen einmal herrschenden Geiste, die Gewissen nicht beschweren wollte: so bediente man sich der Kolonien als Ventil für abweichende kirchliche Meinungen. Während ferner auch in Kanada die Bildung der Ansiedler aus politischen Befürchtungen künstlich tief gehalten, ja hier nicht einmal eine Buchdruckerpresse geduldet wurde, und sogar bis in die neueste Zeit die Kirche über die geistige Nahrung ihrer Gläubigen die strengste Zensur ausübt, gründeten die Puritaner in Neu-England bereits 1636 die Harvard-Universität, die noch heute als die berühmteste unter allen amerikanischen gilt. Ja bis zur Unabhängigkeitserklärung blühten in den rebellierenden Kolonien bereits neun Universitäten.

Aber wichtiger für uns ist die Entwicklung der politischen Institutionen. In ihnen liegt der eigentliche Keim der Entwicklungsfähigkeit, die weltgeschichtliche Zukunft des gesamten Weltreiches.

Schon Elisabeth hatte in den Freibriefen, die sie den ersten Siedlungsunternehmern Raleigh und Gilbert erteilte, den Kolonisten zugesichert, daß sie „alle Privilegien von freien Staatsangehörigen und Eingebornen von England haben sollten, in so reichem Maße, als ob sie geboren und persönlich wohnhaft wären in unserm besagten Königreich England". Das gleichfalls verliehene Recht, nach solchen Gesetzen regiert zu werden, wie sie selber sich geben würden, vorausgesetzt nur, daß solche Gesetze so nahe, wie die Umstände erlauben würden, den englischen Gesetzen gemäß wären, nicht dem christlichen Glauben widersprächen und nicht die Bewohner jener Lande der Treue gegen die Königin entziehen würden, — dieses Gesetzgebungsrecht wurde zwar von James I., seinen und seines Hauses absolutistischen Neigungen gemäß, in dem ersten Freibrief für Virginien dem Buchstaben nach vorübergehend eingeschränkt. Tatsächlich aber ist es, wie die Selbstverwaltung, dort und in den übrigen nach und nach entstehenden Kolonien in weitestem Umfange ausgeübt worden. In jeder Kolonie wurde, sobald die Zahl der Siedler es irgend erlaubte, oder sobald die Entfernung der Siedlungen untereinander innerhalb der Kolonie den Besuch der ursprünglichen Landgemeindeversammlung unbequem machte, das Repräsentativ-System eingeführt. Überall gab es eine gewählte gesetzgebende Versammlung neben einem ernannten gesetzgebenden Rat des Gouverneurs als Oberhaus. Ja, in den Neuengland-Kolonien Rhode Island und Connecticut und längere Zeit in Massachusetts wurden auch dieser Rat und sogar der Gouverneur und seine Beamten gewählt! Dieses ausschweifende Sonderrecht zwar verlor Massachusetts gegen Ende des 17. Jahrhunderts wegen offenkundigen Mißbrauchs. Aber die beiden kleineren Staaten ließ man auch jetzt noch bei

ihrer vollendeten Autonomie. Das überhaupt ist die eigentliche Signatur: die Kolonisten taten, was sie wollten, ließen sich von der heimischen Regierung, selbst von einem Cromwell, nicht mehr gefallen, als unumgänglich war, wenn sie nicht jetzt schon es zum Bruche treiben wollten. Ebenso wurden die Vorschriften des neuen handelspolitischen Systems, zu dem die englische Regierung seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nach und nach überging, wonach Mutterland und Kolonien ein einheitliches Wirtschaftsgebiet bilden sollten, nach Kräften und mit großem Erfolg umgangen.

Nicht an Freiheit fehlte es in dem ganzen Verhältnis zwischen England und seinen Kolonien, und zwar den westindischen ebenso wie den nordamerikanischen, sondern an System und Organisation. Als man in London daran ging, nach dem Siebenjährigen Kriege die Anfänge einer Organisation zu schaffen, die längst bestehenden Zollgesetze ernstlicher zu handhaben (mit neuen Zöllen, die man einführen wollte, kam man nicht einmal so weit) — da führte das mit Notwendigkeit zum Bruche. Der Weg, Freiheit und Organisation zu vereinigen, mußte erst gefunden werden. Daß jene Versuche in eine Zeit fielen, wo in England ein absolutistisch gesinnter, geistig beschränkter, aber ungemein störrischer König auf dem Throne saß; in eine Zeit ferner, wo in England, wie überall in Europa, die überkommenen politischen Einrichtungen am Verknöchern waren und deshalb in einem inneren Gegensatz sich befanden zu der jungen freiheitlichen Richtung, die innerhalb der Kolonien herrschte, um später in Europa ebenfalls sich durchzusetzen: das war mehr ein Akzidens, wenn auch ein Akzidens von schwerster historischer Bedeutung. Es trug dazu bei, daß, ehe man sich belehren ließ, man schlechte Erfahrungen gemacht haben mußte. Das Reich hatte sich gewaltiger ausgedehnt als in irgendeinem früheren Zeitpunkt. Eine schärfere Zusammenfassung war damit von selber nötig geworden. Aber gerade das entsprach den Gesichtspunkten der Amerikaner nicht, und so rissen sie sich los: d. h. die politisch Aktiven; denn die Mehrheit der Gebildeten und Besitzenden hielt treu zum Mutterlande. Die Lehre aber, die man hier daraus zog — und das ist nun das echt britische —, war die, daß es auch in allen zukünftigen Fällen so sein müsse, und daß man nur darauf zu achten habe, daß dann die Trennungen sich in freundschaftlicher Form vollzögen.

2. Das Responsible Government und seine Einführung in Kanada. — In Zukunft die Kolonien etwa durch Beschränkung der Freiheit, durch strengere Aufsicht an das Mutterland zu fesseln, daran dachte niemand, so nahe es gelegen hätte, weil ja auf das Übermaß der Freiheit der Abfall der Amerikaner zurückzuführen war, wie schon der Göttinger Historiker Heeren ganz richtig erkannte. Aber die parteipolitisch verzerrte Darstellung der Whigs hatte, neben den Tiraden der Amerikaner, in England der Anschauung zur Oberhand verholfen und dadurch die fernere Kolonialpolitik nicht wenig beeinflußt, als wäre die Empörung eine Folge wüster Tyrannei gewesen. Andrerseits hatte schon vor der Unabhängigkeitserklärung der durch und durch konservative Domdechant Tucker von Gloucester, eine Autorität in Handelsfragen, aufgefordert, die Kolonien fahren zu lassen, da sie durch ihre Unbotmäßigkeit nur eine Quelle politischer

Schwäche für England seien, dagegen auch nach ihrer Loslösung unvermindert mit England als dem billigsten Markte und besten Abnehmer weiter handeln würden. Auf völligem Verkennen britischen Denkens aber beruht es, wenn man umgekehrt geglaubt hat, um künftigen Abfall zu vermeiden, habe nunmehr die Regierung den noch übrigen Kolonien Zugeständnisse gemacht. So schwächlich urteilten, bei aller Verschiedenheit der Auffassungen im übrigen, ernstlich gewiß verschwindend wenige. Dazu stand der britische Stolz denn doch zu fest. Sondern, wenn das Programm liberal war, nach und nach immer liberaler wurde, so grundlegend deshalb, weil es sich für jeden urteilsfähigen Staatsmann von selbst verstand, daß den Bürgern britischer Kolonien ein den Umständen entsprechendes, ausgiebiges Maß von Freiheit gebührte: auch wenn sie fremder Nationalität waren.

„Sie werden stetig im Auge behalten," schrieb 1859 der Staatssekretär Sir E. Bulwer Lytton, der Romandichter, an den Gouverneur der neuen Kolonie Britisch-Columbia, „daß es der Wunsch dieses Landes ist [also Englands], daß repräsentative Institutionen und Selbstregierung in den britischen Kolonien walten sollen, sobald durch das Wachstum einer ansässigen Bevölkerung das Material für solche Institutionen vorhanden ist; und nach diesem Ziele müssen Sie von Anfang an Ihre Politik richten und formen." Wie indes zu der Verhedderung des Streites mit den Amerikanern die absolutistische Hartnäckigkeit Georgs III. das ihre beigetragen hatte, so wirkte im 19. Jahrhundert in umgekehrter Richtung, daß jetzt in England eine liberale, auf Reformen und politische Freiheit bedachte Schule mehr und mehr sich zur Geltung brachte. Wilhelm IV., dessen Eigensinn vielleicht ebenfalls schädlich eingegriffen haben würde, starb im kritischsten Augenblick. Ja immer mehr gewann jene Überzeugung Boden, daß man es zwar mit Bedauern, jedoch als etwas Unabwendbares ins Auge zu fassen habe, wenn die gewährte Selbstregierung und Freiheit schließlich zu völliger Trennung der Kolonien vom Mutterlande führen sollte.

So schrieb noch 1885 der alte Lord Blachford, der sich schon 1854 ähnlich geäußert hatte, ein nichts weniger als radikaler Whig, der von 1860 bis 1871 (als Sir Frederic Rogers) Permanenter Unter-Staatssekretär für die Kolonien gewesen war, also ein fachmännischer Verwaltungsbeamter, und während jener Jahre unter den verschiedensten Ministerien der eigentliche spiritus rector der britischen Kolonialpolitik: „Ich habe immer geglaubt — und der Glaube hat sich so eingewurzelt und gefestigt, daß ich mir kaum die Möglichkeit vorstellen kann, daß jemand das Gegenteil denkt —, daß die Bestimmung unserer Kolonien die Selbständigkeit ist; und daß es in dieser Hinsicht der Beruf des Kolonialamts ist, dafür zu sorgen, daß unsere Verbindung, solange sie dauert, für beide Parteien so vorteilhaft, und unsere Trennung, wenn sie kommt, so freundschaftlich sei wie möglich. Diese Meinung beruht erstens auf dem allgemeinen Grundsatze, daß eine charaktervolle Nation (und aus einer Kolonie wird eine Nation) sich nicht gefallen lassen wird, in ihren inneren Angelegenheiten durch eine ferne Regierung regiert zu werden; und darauf, daß geographisch voneinander entfernte Nationen keine solchen gemeinsamen In-

teressen haben, daß sie sie dauernd in der auswärtigen Politik, mit all ihren Einzelheiten und Wechselfällen, zusammen verbinden werden."

Natürlich war die Herbeiführung der also erkannten „Bestimmung" darum noch keineswegs auch Wunsch. Selbst der radikale Kolonialpolitiker Sir William Molesworth, der noch am 22. Dezember 1837 „aufrichtigst gewünscht" hatte, daß die Herrschaft über Kanada ein Ende finden möchte, erklärte am 6. März darauf, keinem nachzustehen „in dem Wunsche, Englands Kolonialreich zu bewahren und auszudehnen". Andere, wie Lord Palmerston, hatten überhaupt nicht vor, unter irgendwelchen Umständen irgendein Stück vom britischen Reiche herzugeben. Indes die eigentliche Kolonialpolitik war nicht sein Fach. Er dachte nur an die Verteidigung gegen äußere Feinde. Neu-Erwerbungen hat aber auch er abgelehnt.

Unter dem Einfluß dieser auseinanderstrebenden Geistesrichtungen, Überlieferungen und Maximen — oder auch ohne Rücksicht auf sie! — spielte sich der wirkliche Verlauf ab.

Das im Siebenjährigen Kriege eroberte Kanada, das nach dem Abfall der alten amerikanischen Kolonien das wichtigste Siedlungsland werden sollte, war nach langen Studien 1774 in bürgerliche Verwaltung genommen worden. Die französische Bevölkerung blieb im Genusse ihres Zivilrechts und die katholische Kirche als Landeskirche anerkannt: zum Entsetzen der amerikanischen Juristen und Protestanten und auch des älteren Pitt, der sich nun einmal zum Anwalt der Amerikaner aufgeworfen hatte. Dagegen wurde als offenbare Verbesserung der englische Strafprozeß eingeführt mit seinen Geschworenen und seinem öffentlichen und mündlichen Verfahren. 1791 waren die Dinge so weit, daß man die — gleich anfangs ins Auge gefaßte — Volksvertretung gewähren konnte: eine den Franzosen natürlich völlig ungewohnte Einrichtung. Sie ließ sich indes nicht länger verschieben, denn oberhalb, also westlich der Provinz Quebec, war eine neue Provinz entstanden — in der Folge Ontario oder Ober-Kanada genannt — aus den Siedlungen von etwa zehntausend der aus den Vereinigten Staaten vertriebenen „United Empire Loyalists" und neuen Einwanderern aus Großbritannien. Jeder der beiden Bezirke wurde als Kolonie für sich konstituiert, gemäß der verschiedenen Nationalität, Sprache und Gebräuche seiner Bewohner.

Jedoch in beiden Provinzen erhob sich aufs neue das 1776 ungelöst gebliebene Problem, wie sich die als nötig und richtig anerkannte Freiheit der Selbstregierung für die Kolonisten vereinigen ließe mit der Autorität des Mutterlandes, die unentbehrlich war, wenn die Reichseinheit erhalten bleiben sollte. In der französischen Provinz kamen die nationalen Gegensätze hinzu: zwischen den ursprünglichen, streng katholischen, geistig wenig regsamen, wirtschaftlich bequemen Siedlern und den Nachwanderern hauptsächlich schottischer Herkunft, die von allem das Gegenteil waren. Diese Gegensätze aber erstreckten sich auch auf das Verhältnis der beiden Provinzen zueinander, wobei Ober-Kanada in seinem Wirtschaftsleben und seinem Staatshaushalt durch die Zollpolitik Quebecs, das allein im Bereich der Meeresschiffahrt lag, förmlich zugrunde gerichtet wurde. Ungefähr die Hälfte seiner 160000 Einwohner wanderten in den dreißiger Jahren nach Amerika hinüber.

Doch lagen darin nicht einmal die akutesten Schwierigkeiten. Überall, auch in Neu-Schottland, am schlimmsten aber doch wieder bei den konstitutioneller Formen ungewohnten Franzosen, wollten die gewählten gesetzgebenden Versammlungen alle Macht im Lande ausüben und an sich reißen. Sie beanspruchten freieste Verfügung über die durch sie bewilligten Einkünfte. Sie verweigerten der Krone jedes feste Einkommen; sie wollten durch das Recht jährlicher Bewilligung oder Sperrung der Beamtengehälter die Krone nach ihrem Willen zwingen. Jeder einzelne Abgeordnete hielt es für seine Hauptaufgabe, eine möglichst große Portion der öffentlichen Gelder zur Erfüllung der örtlichen Wünsche seiner Wähler zu ergattern. Umgekehrt sollten die Munizipien aller Selbständigkeit beraubt sein: besonders im französischen Kanada, wo eine freie Gemeindeverwaltung von alters her unbekannt war. Diesen mit allen Mitteln der Demagogie verfochtenen Ansprüchen gegenüber war jede geordnete Regierung unmöglich. Schließlich kam es in Unter-Kanada sogar zu einem schwächlichen, rasch unterdrückten Aufstand, in Ober-Kanada zu einem Putsch, worauf die britische Regierung als neuen Ober-Kommissar den Grafen Durham entsandte, einen glänzenden, vorurteilsfreien, energischen jungen Staatsmann, mit ausgedehnten Vollmachten und der Aufgabe, die gesamte Sachlage zu untersuchen und Mittel zu dauernder Abhilfe vorzuschlagen.

Diese Aufgabe hat er in umfassendster Weise erfüllt. Das Wesentliche aber war, daß er sich nicht begnügte, eine Reihe von nützlichen Einzelmaßnahmen zu empfehlen, wie sie die englischen Verhältnisse an die Hand gaben: eine Zivilliste, Verwendung der öffentlichen Mittel nur nach Vorschlag der Krone, weite Selbstverwaltung der Stadtgemeinden. Sondern als Grundlage forderte er die Einführung des „Responsible Government", der Minister-Verantwortlichkeit, wie sie ebenfalls in England bestand. Dies hielt er, der einer der führenden Mitarbeiter an der Reformgesetzgebung seines Schwiegervaters Grey vom Jahre 1832 gewesen war, für die allein würdige und mögliche Verfassung, unter der Briten leben könnten. Ebendeshalb für das einzige Mittel, das Reich dauernd in dem freien Willen seiner Bürger zusammenzuhalten. Denn bei all seinem Radikalismus war er seiner ganzen eigenen Herrschernatur nach ein eingefleischter Verfechter der Größe des britischen Reiches und der Vorherrschaft der britischen Rasse.

Wirklich beruht auf Durhams Bericht, der als das schlechthin wichtigste Dokument der Geschichte der englischen Kolonialverwaltung anerkannt ist, die Einführung des Responsible Government in den großen britischen Siedlungskolonien. Und da in der Tat auf dieser Einrichtung der ganze bisherige Zusammenhang und auch die Zukunft des Reiches begründet ist, so muß Durham gelten als einer der Väter des britischen Weltreiches.

Dem deutschen Beurteiler wird es nicht ohne weiteres einleuchten, warum nicht die sachliche Abstellung der einzelnen erkannten, greifbaren Mißstände genügt haben sollte: worin denn die fundamentale Bedeutung der Einführung der Minister-Verantwortlichkeit besteht.

Wir betonen ja fast mit Stolz, daß wir eine konstitutionelle, keine parlamentarische Regierung haben. Wenn das aber in England infolge einer viele

Jahrhunderte alten Entwicklung anders ist: warum sollte nicht gleichwohl in den Kolonien eine konstitutionelle Verfassung im deutschen Sinne sich bewähren können? Wenn eine frei gewählte Volksvertretung das Steuerbewilligungsrecht besitzt und die Gesetzgebung im Verein mit der Regierung ausübt: warum sollte es dann nicht genügen, daß die durch den Gouverneur ernannten Minister nur der Krone verantwortlich blieben? Praktisch mußte ein solcher Plan an dem Widerstande der kanadischen Politiker scheitern. Hatte sich dieser auch für den Augenblick mit Gewalt brechen lassen: Zufriedenheit war damit noch nicht geschaffen. Darüber hinaus aber: dem Angelsachsen — und hierin konnten die Kanadier auf volles Mitempfinden weiter Kreise daheim rechnen — will eine nichtparlamentarische Verfassung überhaupt nicht als „konstitutionell" erscheinen.

Unter den Tudors, da hatte man eine Verfassung mit Parlament und Steuerbewilligungsrecht, aber ohne Minister-Verantwortlichkeit besessen. Doch die Regierung der Stuarts hatte gezeigt, wohin das führte, und die glorreiche Revolution hatte dem ein für allemal ein Ende gemacht.

Anders scheinbar nur, wenn die Regierungsform nicht monarchisch ist. Denn in den Vereinigten Staaten besteht ja das britische System der Minister-Verantwortlichkeit nicht. Weder in der Union noch in den Einzelstaaten. Teils begründet in den Verfassungen der Kolonien, wie sie zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung bestanden, teils in der damals herrschenden Theorie von der Teilung der Gewalten war dort eingeführt worden, daß Präsident und einzelstaatliche Gouverneure ihre Minister selbständig ernennen. Jedoch, immerhin, dort werden der Präsident der Union und die Gouverneure selber gewählt und sind dem Volke verantwortlich. In England dagegen, obgleich von ihm Montesquieu seine Theorie abstrahierte, sind Legislative und Exekutive nicht getrennt, da diese aus jener hervorgeht, und die Minister, nach Wiederwahl, Mitglieder des Parlaments bleiben.

Der Grundgedanke, ein Grundprinzip der britischen Verfassung, ist, daß da keine Macht sein soll, wo keine Verantwortung ist. Nur das Gewicht der Verantwortung schützt vor dem Mißbrauch der Macht. Wer sie dennoch mißbraucht, muß auch juristisch zur Verantwortung gezogen werden können, und zwar durch den, der ihm die Macht verliehen hat. Das sind im parlamentarisch regierten Staat für den Minister Monarch und Volksversammlung gemeinsam. Es ergibt sich hieraus schon, daß der Monarch selbst, der nicht vom Volke eingesetzt ist, nur seinem Gewissen verantwortlich sein kann: seinem ihm anvertrauten Volk nur ebenfalls in sittlichem Sinne. Wollte man ihn auch juristisch verantwortlich machen, so würde er aufhören, Monarch zu sein. Einzig und allein gegen seinen Krönungseid darf er nicht verstoßen. Besteht darüber hinaus, also betreffs einzelner Regierungshandlungen, ein unheilbarer Zwiespalt zwischen seiner Überzeugung vom Rechten und dem Willen der Mehrheit des Volkes, so bleibt ihm freilich nur die Abdankung. Für die Minister allerdings ist ihre Abdankung so bequem, daß ihre Verantwortung vor dem Volke manchem als Spott erscheinen möchte. Denn um so grobe Vergehen, daß man ihnen strafrechtlich an den Hals könnte, wird es sich in einem Staate, in dem es leidlich gesetzmäßig hergeht, doch nur

in den allerseltensten Fällen handeln. Aber hier tritt ein weiterer Gesichtspunkt als wesentlich ein. Die wirkliche Macht liegt ja nicht, oder soll doch nicht liegen, bei den Ministern, sondern beim Parlament und in letzter Linie beim Volke selbst, dessen Vertretung das Parlament ist, in dessen Auftrag die Minister handeln. Die Verantwortung beruht also ebenfalls zwar in erster Instanz beim Kabinett, in zweiter aber beim Parlament und muß in letzter Linie auf das Volk zurückfallen. Kann nun das Volk nicht auf verfassungsmäßigem Wege durch Parlament und Regierung seinem festen Willen Geltung verschaffen, so bleibt ihm — als Gegenstück der Abdankung des Monarchen — nur die Revolution, wie man es bei den Amerikanern erlebt hatte und bei den Kanadiern zu erleben auf dem Wege gewesen war. So wird auch die Opposition, die selbst ans Ruder kommen will, der drohenden Verantwortung bewußt, sich in ihren Angriffen mäßigen. Auch in unserem Reichstag und in unseren Landtagen ist ja die Beobachtung gemacht worden, daß die Parteien in ihren Angriffen gegen die Regierung um so freier vorgehen können, je weniger ihnen in Aussicht steht, selbst demnächst die Bürde des Amtes übernehmen zu müssen. Und ferner, daß manche Partei ihren Radikalismus gemäßigt hat, seitdem ihre wachsende Mitgliederzahl, also ihre wachsende Bedeutung und Macht, ihr in erhöhtem Maße die Verpflichtung konstruktiver Mitarbeit auferlegt.

Natürlich spielen bei alledem Momente mit, die eine Übertragung der Gültigkeit solcher Deduktionen von einem Staate auf den anderen vermindern. So namentlich die verschieden hohe Ausbildung des persönlichen Verantwortungsgefühls bei den einzelnen Gliedern des einen und des anderen Volkes: oder umgekehrt der mehr oder weniger stark entwickelte Wille zur Herrschaft. Jenes, das persönliche Verantwortungsgefühl aber ist nirgends stärker ausgebildet als bei uns Deutschen, zumal in Verbindung mit dem Bewußtsein von der Pflicht, um der Sache willen auch schwere Verantwortungen auf sich zu nehmen, während es bei dem Briten häufiger die Form einer Scheu vor ihr annimmt, zumal in Dingen, die andre betreffen. Abweichende religiöse Schulungen liegen in beiden Fällen zugrunde. Wegen jenes Verantwortungsbewußtseins nun, jener Bereitwilligkeit, einer Sache um ihrer selbst willen zu dienen, mag es sein, daß wir mit Formen der Verfassung auskommen können, die anderwärts zu unablässigem Hader führen würden.

In scheinbarem Widerspruch zu dem Gesagten — aber wo ist das Leben nicht voll Widersprüche? — wohnt dagegen ein Wille zur Macht in entschieden ausgeprägterem Maße zahlreicheren Individuen des britischen Volkes inne. Damit hängt es weiter zusammen, daß in den Augen des Briten eine Verfassung, die verliehen, nicht erkämpft ist, mag sie im übrigen noch so trefflich scheinen, wenig Wert besitzt. Warum sollte eine verliehene Verfassung nicht auch wieder entzogen werden können? Kann die nachträgliche Annahme durch eine Volksvertretung, die selbst erst kraft dieser Verfassung berufen und gewählt worden ist, dagegen sichern? Deshalb ist ihm die Duma sympathischer als der Reichstag. Übrigens ein ähnlicher Standpunkt, wie ihn einst Uhland im „Alten guten Recht" und dem „Nachruf" vertrat. Auf Grund überlieferten, von Zeit zu Zeit durch die monarchische Gewalt

getrübten, dann aber um so energischer hergestellten „alten Rechtes" ist die englische Verfassung Schritt für Schritt, Epoche nach Epoche erkämpft worden. Immer neue und immer weitere Schichten des Volkes haben an der Regierungsgewalt immer unmittelbareren Anteil errungen. Bis zuletzt die einst so selbstherrlichen Mitglieder des Hauses der Gemeinen zu bezahlten Delegierten geworden sind, über deren Köpfe weg das sie abordnende Volk schon seinen manchmal abweichenden Willen unmittelbar geltend zu machen sich anschickt. Aus dem Gang der Geschichte erklärt sich, daß die Minister dem Volke verantwortlich sein müssen.

Aber nicht nur dadurch. Und hier liegt einer der tiefsten Gegensätze deutscher und englischer Anschauung. Uns kommt es auf das Was an, auf die Sache. Wenn gut regiert wird, wenn das Recht gesichert ist, für die Volkswohlfahrt gesorgt wird: was liegt dem Durchschnitts-Deutschen dann so sehr daran, auf welchem Wege dies allwichtige Ziel erreicht wurde? Auch wir glauben zwar, daß es nicht ohne Mitwirkung des Volkes und seiner Vertreter, die seinem Willen Geltung verschaffen, erreicht werden kann. Doch ist das sekundär, ein Mittel zum allein wesentlichen Zweck. Dem Angelsachsen dagegen gilt eben das als die Hauptsache, daß die konstitutionellen Grundsätze gewahrt bleiben, und daß er seinen Willen unbehindert zur Geltung bringen kann. Daß dann etwas Erträgliches herauskommt, dafür will er schon sorgen. Hier steht der „Herrenmensch" gegen den Mann der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit und der Pflicht. Für das Verständnis der Beziehungen zwischen dem britischen Mutterland und seinen Kolonien sind diese Züge durchaus zu beherzigen, und damit für die Frage des inneren Zusammenhaltes des Reiches. Dabei ist jedoch noch eins zu beachten.

Wenn der Herrenwille nicht nur bei den Bewohnern der Kolonien stark entwickelt ist — obgleich bei diesen besonders stark —, sondern auch im Vater-Stamm zu Hause: so ist er bei diesem doch nicht von der Art, daß er Befriedigung nur fände, wenn er sich den Söhnen aufzwänge, um deren Willen zu brechen. Das verhindert der nüchterne Sinn, der sich auch hier begnügt, nicht sowohl mit dem Erreichbaren, als dem vernünftigerweise zu Erstrebenden, und die Achtung für die Persönlichkeit des anderen, sofern man diese als achtenswert erkannt, oder sie sich als achtenswert zur Geltung gebracht hat. Es wiederholt sich innerhalb der Reichsgeschichte ein beherrschender Zug der eigenen britischen Verfassungsgeschichte, die sich in einer K e t t e v o n K o m p r o m i s s e n bewegt. Die Menge der politisch Unentschiedenen duldet nicht, daß die Extremen, an der Spitze der Mehrheit des Tages, der Minderheit Unerträgliches auferlegen, und das Ende sind Zugeständnisse von beiden Seiten. Doktrinäre würden vielleicht geneigt sein, ein solches Verfahren mit dem unerfreulichen Worte Kuhhandel zu belegen, während es sich doch nur um die Anerkennung der Tatsache handelt, daß Mitbürger von den verschiedensten Neigungen, Interessen, Anlagen im Staate m i t e i n a n d e r a u s k o m m e n m ü s s e n. Natürlich hat die große Schwierigkeit, einen solchen Ausgleich zu finden, in zahllosen Fällen zum Aufschub geführt und oft gründliche Verbesserungen sogar verhindert, zu denen man sich erst dann aufrafft, nachdem die Mißstände unerträglich geworden sind. —

Gegen die Einführung der Minister-

verantwortlichkeit in einer Kolonie hatten nun allerdings selbst liberale britische Staatsmänner Bedenken, wie Lord John Russell. Niemand kann zween Herren dienen. Entweder die Gouverneure und die von ihnen ernannten Minister regierten nach den Weisungen der Krone. Oder aber aus dem kolonialen Parlament hervorgegangene Minister regierten selbständig, und der Gouverneur hatte nichts mehr zu sagen. Verantwortlicher Träger der Regierungsgewalt im Gesamtreiche, so schien es, konnte schließlich doch nur eine einzige Stelle sein, und zwar im Reichsmittelpunkt: sonst fiel das Reich auseinander. Das schien logisch, und so faßten die führenden Kolonialpolitiker in England es auf, und es fragte sich nur noch, ob man sich in die letzte Alternative finden sollte. Dennoch fanden auf Grund jener anderen, tiefer wurzelnden Überzeugungen Durhams Vorschläge in London Annahme.

Die juristische Logik ward dem guten Willen geopfert. Man konnte eben auch damit rechnen, daß die führenden Politiker drüben, seitdem sie nicht mehr gezwungen waren, in ständiger Opposition zu verharren, sondern selbst die Last und Verantwortung der Regierung auf sich zu nehmen, genug zu tun haben würden, sich mit der Opposition im eigenen Parlament herumzuschlagen, als daß sie noch Lust haben würden, der heimischen Regierung unnötige Schwierigkeiten zu bereiten. Vielmehr war zu erwarten, daß sie an dieser, an dem Gouverneur, manchmal einen Rückhalt suchen würden, während doch die Opposition sich nicht beklagen konnte, da ja ihr die Aussicht offen stand, selbst ans Ruder zu kommen, sobald sie nur die Mehrheit der Wählerschaft für sich gewonnen haben würde.

So wurden denn in Kanada der Gesetzgebenden Versammlung verantwortliche Ministerien eingeführt, wie sie in England bestanden. Der Gouverneur vertrat die Stelle des Souveräns und regierte nach dem Rate der Minister, die die Politik der zur Zeit herrschenden Partei machten. Nur wenn Maßnahmen seiner Regierung oder neue Gesetze ihm dem Wohle des Reiches zu widersprechen schienen, war es an ihm, sein Vetorecht auszuüben und die Angelegenheit an die Londoner Regierung zu verweisen. Dem Buchstaben nach konnte er sogar jedesmal so verfahren, wenn ihm die Neuerung mißfiel, und konnte die heimische Regierung danach handeln. Aber in allen Fällen, wo es sich nicht wirklich um das Reichswohl handelte, insbesondere um Verletzung eines Reichsgesetzes oder einer Verpflichtung des Reiches gegen eine fremde Macht, wie der kanadische Staatsmann Bourinot es formuliert hat, würde ein solches Vorgehen zwar nicht als ungesetzlich, wohl aber als unkonstitutionell zu gelten haben: das heißt wohl dem Geiste einer konstitutionellen Regierungsweise zuwider. Seine Dienstanweisung erhält der Gouverneur vom Sekretär für die Kolonien in London, der als verantwortlicher Vertreter der Krone ihn auch ernennt. Diese Dienstanweisung aber trägt in der Praxis jetzt fast mehr den Charakter einer Instruktion für den Gesandten bei einer auswärtigen Macht. Und wenn dem Gouverneur als Regenten, ähnlich dem König daheim, als Hauptaufgabe zufällt, durch persönlichen Einfluß und Takt auf zu schroffe Gegensätze der Parteien und der sonstigen Interessen im Lande ausgleichend einzuwirken, so als Gesandten die, zwischen Mutterland und Kolonie zu vermitteln. Aller-

dings ist diese letzte Aufgabe in der Folge mehr und mehr auf die eigenen Vertreter der Kolonien in London übergegangen, die, von den Kolonialregierungen instruiert, sich unmittelbar an die britische Regierung oder auch an das Parlament oder durch die Presse an die öffentliche Meinung wenden — wie es einst schon Benjamin Franklin als Agent einiger der alten amerikanischen Kolonien zu tun verstanden hatte.

Die Vertretung der Kolonie fremden Mächten gegenüber behielt die Reichsregierung sich natürlich vor. Dabei hat sie in den ersten Zeiten mehrfach versäumt, sich bei der betroffenen Kolonie Rats zu erholen und ihre Mitwirkung zu veranlassen, zum Schaden der Kolonie und des Reiches selbst: wie namentlich bei mehrfachen Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten über die Festlegung der auf weite Strecken noch unbestimmten Grenze. In späteren Jahren hat jener Grundsatz bekanntlich umgekehrt nicht verhindert, daß Kanada selber mit dem großen Nachbarn im Süden in Verhandlungen über einen Handelsvertrag eingetreten ist. Ebenso hat es, wie Australien, sich gegen das Mutterland mit einer hohen Finanz- und Schutzzollmauer umgeben. Demselben Entwicklungsgang — übrigens zugleich sehr den Wünschen Großbritanniens — entspricht es, daß diese Kolonien eine eigene bewaffnete Macht aufgestellt haben.

Eine andere einschneidende Maßregel, die auf Durhams Vorschlag gleichzeitig mit der Einführung des Responsible Government zustande kam, war die Wiedervereinigung der beiden Provinzen Unter- und Ober-Kanada. In der Tat war diese nach seiner Überzeugung die notwendige Voraussetzung für das andere. Daß die politisch immer noch sehr rückständige französische Bevölkerung der unteren Provinz mit ihrer geringen Beimischung von britischen Mitbürgern für das Responsible Government nicht reif war, davon hatte Durham sich während seines Aufenthaltes unter ihr bald überzeugen müssen. Zusammenfügung mit den britischen Bewohnern der Provinz Ontario konnte allein die notwendige Stabilität des Gleichgewichts gewährleisten und zugleich den nötigen Grad der Anhänglichkeit an das Mutterland. Nicht „divide et impera" hieß es hier, sondern gerade umgekehrt.

Es war Durham nicht vergönnt, selber seine Vorschläge zur Ausführung zu bringen. Der stolze Mann sah sich schon nach wenigen Monaten bewogen, seine Entlassung zu nehmen, weil der Premierminister Melbourne, der bekannte väterliche Ratgeber der jungen Königin Victoria, nicht den Mut gefunden hatte, ihn gegen seine politischen Gegner, Brougham, Wellington und andere Lords, wegen einer technischen Befugnisüberschreitung entschieden zu verteidigen. Zwei Jahre darauf ist er, 48 Jahre alt, gestorben. Zu weit würde es führen, wenn ich schildern wollte, durch welche Maßnahmen und nach was für Kämpfen Durhams Nachfolger, Poulett Thomson (Lord Sydenham), die gesetzgebenden Körperschaften der beiden Kolonien bewog, die neue Verfassung anzunehmen, und wie sie sich unter den folgenden Gouverneuren einbürgerte. Genug, daß in der neuen Gesetzgebenden Versammlung beide Provinzen gleich stark vertreten waren. Allein von Dauer konnte auch diese neue Einrichtung nicht sein. Der früheren Trennung hatte ein gesunder Gedanke zugrunde gelegen. Gerade die

Peinlichkeit, mit der jetzt für die Gleichberechtigung beider Nationalitäten innerhalb der geeinten Kolonie gesorgt wurde, besonders in den Ämtern der Lokalverwaltung, die aus diesem Grunde vielfach doppelt besetzt wurden: gerade das trug statt zu einem Ausgleich vielmehr zu einer Verschärfung der Gegensätze bei. Außerdem aber veränderten sich im Laufe des nächsten Vierteljahrhunderts die Verhältnisse in dem jungfräulichen Lande geschwind.

Einigermaßen gleichmäßig blieben sie in der alten französischen Provinz schon dank dem konservativen Charakter der Bewohner. Allein wenn diese auch auf natürlichem Wege sich stark vermehrten, so war doch durch Einwanderung die britische Bevölkerung des oberen Landes unvergleichlich stärker gewachsen, so daß das Gleichgewicht nur noch künstlich war. Aber jetzt handelte es sich überhaupt nicht mehr bloß um die beiden Kanadas. Schon Durham hatte eine Konföderation sämtlicher britischer Kolonien in Nordamerika als ferneres Ziel ins Auge gefaßt. Damals hatten einer Verwirklichung vor allem die weiten Wildnisse im Wege gelegen, die Kanada sogar noch von den Küstenprovinzen Neu-Braunschweig und Neu-Schottland trennten, von dem überhaupt noch nicht als Kolonie vorhandenen Britisch-Columbien am Stillen Ozean nicht zu reden. Diese Scheidewände waren jetzt gefallen oder auf dem Wege dazu: wie denn der Bau von Eisenbahnen von Kanada aus nach der Ostküste einerseits, nach Britisch-Columbia andererseits bei den Verhandlungen über die Verbindung eine Hauptrolle spielte. Außerdem aber galt es, die ungeheuren, fruchtbaren Gebiete im Innern systematisch der Besiedlung zu erschließen, nachdem die britische Regierung die Territorial-Rechte darüber im Jahre 1869 der widerstrebenden Hudson's-Bay-Gesellschaft für 300 000 £ abgekauft hatte: der weizenbauende Mensch durfte endlich die jagdbaren Pelztiere aus ihrer Waldheimat vertreiben.

Diesmal ging die Bewegung zu der großen, verheißungsvollen, politischen Neuerung von den Kolonien selber aus, deren führende Staatsmänner im Oktober 1864 zu Quebec die entscheidenden Beschlüsse faßten. Nur durch Zusammenschluß aller britischen Siedlungen in Nord-Amerika konnte ein wirklich lebensfähiges Staatsgebilde entstehen. Jedoch nicht als Einheitsstaat. Dazu fühlte sich jede Provinz zu leidenschaftlich als Individuum mit nicht nur natürlich bedingten, sondern vor allem historisch berechtigten Besonderheiten. Es versteht sich, daß es ebendeshalb auch an heftig widerstreitenden Parteien, besonders in den kleineren Provinzen, nicht fehlte. Nur ein Bundesstaat konnte der Lage gerecht werden. War dann aber einmal die Verklammerung und Zusammenschweißung gelungen, so hielt sie um so fester.

So trat am 1. Juli 1867 die „Dominion of Canada" ins Leben, wobei der Ausdruck Dominion britisches Herrschaftsgebiet bedeuten sollte, als Teil des Reiches, nicht als Kolonie. An der Spitze ein General-Gouverneur als Vertreter des Monarchen, von diesem eingesetzt. Ihm zur Seite ein von ihm berufenes Kabinett von Ministern, die als Privy Councillors eingeschworen werden und amtieren, solange sie das Vertrauen des „populären" Hauses des Parlaments genießen, gemäß den Grundsätzen des „Respon-

sible Government". Sitz der Regierung ist die neue Hauptstadt Ottawa. Das Parlament besteht aus dem König, einem Senat, dessen Mitglieder vom Könige (nach Vorschlag des Kabinetts) auf Lebenszeit ernannt werden, und einem gewählten House of Commons. Jede „Provinz" aber behielt ihre eigene Verfassung, ihre Regierung unter einem vom General-Gouverneur eingesetzten Lieutenant-Governor, und ihr Parlament, dessen Beschlüsse aber von der Zentralregierung (dem Governor-General in Council) zurückgewiesen werden können. Ober- und Unter-Kanada wurden wieder getrennt.

Nicht wenig hatten übrigens zu dem endgültigen Zusammenschluß die bewaffneten Einfälle beigetragen, die im Jahre 1866 während der irischen Unruhen im Mutterlande Banden von Mitgliedern der Fenier-Organisation wiederholt von den Vereinigten Staaten nach Kanada hineinmachten. Sie hatten die beredte Warnung gebracht, daß man nur vereint Aussicht habe, bei künftigen Streitfällen den Ansprüchen der Amerikaner widerstehen zu können. Es gab allerdings diesseits der Grenze Elemente, die nach Amerika hinüberneigten. Um so entschlossener war die Mehrheit, alle solche Neigungen und alle Angriffe nachdrücklich abzuwehren. Ganz besonders galt das von den Franzosen: wie denn Sir Étienne Taché, der Präsident der Tagung von Quebec, einmal erklärt hat, den letzten Schuß, der für die britische Herrschaft in Amerika abgefeuert werden würde, den würde ein französischer Kanadier abfeuern. — Neufundland schloß sich dem Bunde nicht an.

Kanada, so erklärte Lord Esher vor einigen Jahren, ist außerhalb der britischen Inseln der Angelpunkt des britischen Reiches. In absehbarer Zeit werde Kanada eine zahlreichere Bevölkerung beherbergen als Großbritannien (jetzt ein Fünftel); seine natürlichen Hilfsquellen sind ungeheuer: vielleicht, daß dann der Schwerpunkt, wie der der Macht und Kultur überhaupt nach dem „Westen", der Mitte zwischen Europa und Ost-Asien, so der des britischen Weltreiches sich nach Kanada verschiebt. Vielleicht aber auch, daß bis dahin diesem der Rang streitig gemacht worden ist durch die Schwester-Kolonie auf der andern Seite des Stillen Ozeans.

3. Australien. — Die zweite große britische Siedlungskolonie heißt heute „the Commonwealth of Australia". Auch sie stellt sich dar als Bund einer Anzahl sich selbst regierender Gemeinwesen mit fast ausschließlich weißer Bevölkerung. Dennoch trägt sie aus geographischen und historischen Gründen einen durchaus eigenartigen Charakter. Sie bereichert dadurch nicht bloß den Aufbau des britischen Reiches an sich durch ein Glied von neuem Typ und erhöht dadurch das historisch-wissenschaftliche Interesse an ihm. Sondern teils durch ihre Lage, teils auch durch die Eigenart ihrer Bevölkerung und ihrer Institutionen ist ihr eine besondere Rolle sowohl im inneren Leben wie in der äußeren Aktivität des Reiches zugefallen, wodurch auch dessen Gesamtcharakter, die Art der Realisierung des Reichsgedankens wesentlich beeinflußt ist.

Das australische Festland oder Neu-Holland, im Jahre 1770 von Cook wieder entdeckt und für Großbritannien beschlagnahmt, war auf Empfehlung einiger Begleiter Cooks anfänglich ausschließlich als Strafkolonie gedacht worden (Anfänge 1788 in Port Jackson, New South Wales, wo dann Sydney

entstand). Man brauchte Ersatz für die verlorenen amerikanischen Kolonien, wo früher manche Sträflinge auf den Pflanzungen ihre Strafe abgearbeitet hatten. So sehr beherrschte dieser Gesichtspunkt die Lage, daß während der ersten dreißig Jahre freie Siedler ausdrücklich nur auf ihre eigene Gefahr in dem Lande Zulaß fanden, das gewissermaßen als Eigentum der Sträflinge und Ex-Sträflinge galt, und wo jene von manchen Gouverneuren recht ungern gesehen wurden.

Indessen, freie Briten ließen sich dadurch so wenig abschrecken, wie durch die despotische Regierungsform: es kamen ihrer im Jahresdurchschnitt von 1815—1825 etwa 300, dann bis 1830 etwa 1000 jährlich. Das Land war für eine bloße Strafkolonie zu groß und erwies sich, zumal nachdem die Blauen Berge überschritten waren (1813), auch als zu wertvoll: wie übrigens der erste Gouverneur, Captain Phillip, vorausgesagt hatte. Zweifellos hat die Deportation zu der überraschend schnellen Entwicklung des Weltteils wesentlich beigetragen. Billige Arbeitskräfte, eben das, dessen eine junge Kolonie vor allem bedarf, und was in diesem Falle, wo die Eingeborenen gänzlich unbrauchbar waren, nur durch Einfuhr beschafft werden konnte, sind auf diese Weise in großer Zahl erlangt worden. Denn nach Neu-Süd-Wales wurden bis 1839 rund 51 000 männliche und gegen 9000 weibliche Verbrecher verschickt. Außerdem von 1803 bis 1853 rund 67 000 nach Van Diemensland und schließlich noch 10 000 männliche von 1853—1868 nach West-Australien. Dadurch war es nicht nur sehr erleichtert worden, durch ausgedehnte Straßenbauten und andere öffentliche Arbeiten das Land weithin zu erschließen, sondern auch freien Kolonisten Arbeitskräfte zuzuweisen. Denn gerade freie Arbeiter fanden sich wegen der ungeheuren Entfernung — man brauchte vier bis sechs Monate zur Reise — wenig ein. Die freien Weißen, die kamen, wurden Siedler, Grundbesitzer, hier, wo treffliches Land für nichts zu haben war.

Indessen, je mehr das Land sich besiedelte, desto weniger konnten die Sträflinge den Arbeitsmarkt befriedigen. Fast schien es eine Kalamität, daß England nicht noch mehr Sträflinge zu versenden hatte. Andererseits zeigten sich mit der dichteren Bevölkerung die schweren Mißstände des Deportationssystems immer krasser. War es schon nicht nach jedermanns Geschmack, Zuchthäusler in Küche und Stall walten zu haben, so gab das Privatleben solcher Herrschaften und ihr Verkehr mit den Schwarzen immer mehr Anstoß, zumal in den wachsenden Städten und mit der Zunahme bürgerlicher Kultur. Deshalb wurde denn damit zunächst wenigstens für Neu-Süd-Wales gebrochen. Nach dem dünner bevölkerten Van Diemensland — nachher taufte es sich in Tasmania um — blieb man noch eine Weile dabei, um endlich in West-Australien, auf Begehr der dortigen Siedler, noch einen Versuch unter neuen Kautelen zu wagen.

Doch damit war dem Arbeitermangel in den vorgeschritteneren Kolonien nicht abgeholfen. Hauptsächlich die Eigentümer der großen Schafherden litten darunter. Denn Schafzucht größten Stils erwies sich den Verhältnissen des inneren Australiens am angemessensten und wurde, seitdem man schon 1803 die ersten Merino-Schafe eingeführt hatte, das Rückgrat der australischen Wirtschaft. Hier bot sich nun Gelegenheit zur Verwirklichung der Theorien des Kolonialpolitikers E.

Gibbon Wakefield. Das Land sollte nicht mehr frei überlassen, sondern zu einem festen Preise, 1 £ für 1 acre (= 0,4 Hektar), vergeben werden. Durch solche Landverkäufe wurde ein Fonds gewonnen zur Unterstützung der Auswanderung Minderbemittelter. Zunächst ist aber dadurch ein Stand von Farmern geschaffen worden, von Grundeigentümern besseren Rechtes am Boden, als die ursprünglichen Okkupanten, die Squatters. Auf den fetten Ländereien mit reichlichem Regenfall, die in einem Gürtel von 80 bis 300 km Breite gleich hinter den Bergen sich von Norden nach Süden und Westen durch den ganzen Kontinent ziehen, breiteten sich allmählich neben den Schafweiden die Weizenfelder mehr und mehr aus. Die Arbeiterfrage dagegen sollte in eigentlich umfassendem Maße auf natürlicherem Wege sich lösen: durch die Entdeckung der Goldfelder, hauptsächlich in der neuen Kolonie Victoria, die eben damals (1850) im Süden von Neu-Süd-Wales abgetrennt worden war. Nun strömten Menschen aller Art genug ins Land. Viele aus Amerika. Und schon erhoben sich Stimmen gegen die Massen-Einwanderung aus Furcht vor Drückung der Löhne.

Die Besiedlungsgeschichte Australiens trägt in höherem Grade als die anderer englischer Kolonien in mehr als einer Beziehung das Gepräge des Künstlichen. Und dem entspricht es, daß später der Staatssozialismus in Australien zu einer Blüte gediehen ist, wie seit den Tagen der Inkas sonst nirgends wieder in der Welt. Mit der Deportation und der Fürsorge für die entlassenen Sträflinge und der Aufsicht über sie hatte das angefangen: den Zeiten (bis in die zwanziger Jahre), wo der Gouverneur durch „General Orders“ so ziemlich alles anordnen konnte und durchsetzte. Dauernd erwartete man auch in der Folge vom Staate Leistungen, die anderswo gerade auf britischem Gebiete privatem Unternehmungsgeist überlassen zu werden pflegen. An der Spitze steht die weitgehende Arbeiterfürsorge, dank der Macht der Arbeiterpartei in Australien und Neuseeland. Hierzu mag man rechnen die Einwanderungs- und Landausteilungs-Politik; die reichliche Unterstützung, die Ansiedlern auf dem Lande vom Staate zuteil wird; die Einfuhr von Zuchttieren, die Überweisung von Probesämereien; der eifrig betriebene landwirtschaftliche Unterricht und Unterhalt von landwirtschaftlichen Versuchsanstalten; endlich die Gewährung von Prämien zur Unterstützung junger Industrien. Dazu kommt der Bau von Eisenbahnen und von gewaltigen Bewässerungswerken. Aber auch das soll nicht verschwiegen werden, daß einst in der Kolonie Victoria aus Fürsorge für die Empfindungen atheistischer Eltern der Name Gottes in allen Schulbüchern getilgt wurde.

Inzwischen hatten die verschiedenen Kolonien — außer den schon genannten Süd-Australien und Queensland — nacheinander ihre Verfassungen erhalten: so wenig gleiche wie einst die alten amerikanischen Kolonien; sondern mit einer oder mit zwei Kammern und mancher andern kleinen Besonderheit, wie es der Grille des jeweiligen Kolonialministers oder auch eigenen Neigungen der Kolonisten entsprach. Bis zuletzt Lord Grey in dem ereignisreichen Jahre 1850 den Kolonien insgesamt die Befugnis gewährte, ihre bestehenden Verfassungen nach eigenem Gutdünken abzuändern: woraus sich denn volles Responsible Government nach und nach von selbst ergab.

Indes auch in Australien konnte es nicht bei dem bloßen Nebeneinander von einem halben Dutzend Provinzen bleiben, von denen jede einzelne in der Welt doch herzlich wenig vorzustellen vermochte. Schon in dem genannten Jahre 1850 hatte die heimische Regierung einen Verband für sie geplant, war aber an dem Widerstand von Neu-Süd-Wales gescheitert, das die Abtrennung von Victoria übelgenommen hatte. Auch in der Folge: je unbedeutender alle diese Kolonien einzeln waren, desto mehr gingen sie auf in Lokal-Patriotismus und in provinziellen Parteiungen; desto weniger wußten sie voneinander, noch wollten sie voneinander wissen. Doch muß zugestanden werden, daß die zum Teil sehr großen wirtschaftlichen Verschiedenheiten auch sachliche Gegensätze geschaffen hatten, die in der Tat nicht leicht auszugleichen waren. Andererseits hatte das Fehlen kriegerischer Ereignisse, wodurch die australische Geschichte sich bisher von der aller anderen Kolonien unterschied, und aller inneren Völkergegensätze gewiß nicht wenig zur Entstehung einer kleinbürgerlichen Geistesrichtung beigetragen. Noch mehr in diesem Falle als in dem von Kanada ist es dann die Erkenntnis von außen drohender möglicher Gefahren gewesen, die den Zusammenschluß herbeigeführt hat, den das Mutterland wünschte. Trotzdem dauerte es aber, nach schwachen Anfängen im Jahre 1885 (nach unserer Flaggenhissung auf Neu-Guinea und den Nachbarinseln) noch bis zum Jahre 1900, also während des Burenkrieges, ehe der „Commonwealth" zustande kam, die „res publica", wie man stolz, seine Freiheit betonend, sich nannte: ein Vergnügen, das vom Mutterlande gern gegönnt wurde. Nur Neu-Seeland fand, wie man gesagt hat, in den 1000 trennenden Meilen 1000 Gründe, sich nicht anzuschließen.

Seit der Einigung und zum guten Teil dank der Einigung hat Australien in der Tat außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Grenzzölle zwischen den Einzelstaaten sind gefallen, das Eisenbahnnetz ist ausgebaut worden. Fortschritte vor allem also auf wirtschaftlichem Gebiete. Keineswegs handelt es sich aber dabei bloß um ein Weiterschreiten in alten Gleisen, sondern um tiefgreifende Umwandlungen, wozu allerdings auch die Verbesserung des Dampferverkehrs mit der übrigen Welt und verschiedene moderne Erfindungen sehr wesentlich beigetragen haben.

Bis um die Mitte des Jahrhunderts wußte man, wie gesagt, mit dem fruchtbarsten Lande kaum etwas anzufangen, als Schafe darauf zu weiden. So war es auch am bequemsten: die Wolle wuchs, während der Besitzer schlief. Aus den Squatters, den Leuten, die das Land weithin okkupiert hatten, den Eigentümern der ungeheuren Herden, war eine Art Landadel entstanden, dem es nebenbei auch an Bildung und luxuriöser Lebensführung durchaus nicht fehlte, an eigentlich kapitalistischer Ausnutzung seines Besitzes aber weniger gelegen war. Dann hatten doch auch viele von den Goldsuchern, sofern sie aus ländlichen Kreisen stammten, sich Ackerland gekauft. Sie versorgten nun die übrige Bevölkerung auch mit solchen Erzeugnissen der Landwirtschaft und des Gartenbaus, woran früher selbst die Wohlhabendsten Mangel gelitten hatten. Die Squatters und Schafherden wurden, trotz der noch immer steigenden Bedeutung ihrer Wollausfuhr, Schritt

für Schritt weiter ins Innere zurückgedrängt, in die zwar auch fruchtbaren, aber wegen ihres geringeren Regenfalls nur für die Weidewirtschaft geeigneten Striche. Allein, die Zahl der inländischen Verzehrer war immer noch zu klein, als daß die allgemeine Landwirtschaft und der Gartenbau sich ins Große hätten entwickeln können. Die Verbesserungen des inneren und äußeren Verkehrs seit 1900 brachten immerhin schon eine wesentliche Steigerung. Und vor allem die Weizenerzeugung wuchs bald so gewaltig an, daß der Wert der Weizenausfuhr schließlich selbst den der verschifften Wolle überstieg. Dann aber kamen auch die übrigen Produkte an die Reihe, seitdem es möglich geworden war, in Kühlräumen frische Butter, frisches Fleisch, frisches Obst ohne nennenswerte Preiserhöhung ($^1/_2$ d bis 1 d, also 4 bis 8 Pf., das Pfund) auf den Londoner Markt zu bringen. Das alles verdankt das Land zu einem großen Teil jener zielbewußten Leitung, die aber recht eigentlich erst durch die Zusammenfassung aller Kräfte in der Union möglich geworden ist.

Seitdem sind auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine stärkere Einwanderung geschaffen, die denn auch seit 1908 in wachsendem Maße sich eingestellt hat, der man sich früher widersetzt hatte, die aber nun aus politischen Gründen höchst erwünscht ist. Daran freilich hält Australien fest, daß die Löhne nicht gedrückt werden dürfen: ja es sei besser, auf eigene Industrie zu verzichten, als sie auf Kosten der Lebenshaltung der Arbeiter zu schaffen. Einstweilen ist die Industrie außer in der Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse (Herstellung von Mehl, Butter usw.) zwar noch gering. Aber alle natürlichen Voraussetzungen dafür, vor allem Kohlen und Eisenerzlager, sind im Lande vorhanden. So daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß mit der Zeit Australien — wonach sein Ehrgeiz strebt — in der Eisen- und Textilindustrie sich in der Hauptsache auf eigene Füße wird stellen und dann auch eine unvergleichlich größere Bevölkerungszahl als heute wird ernähren können. Jetzt sind es 4,8 Millionen gegen 8 Millionen in Kanada: wobei bemerkenswert ist, daß über ein Drittel sich in den fünf größten Städten angesammelt hat.

Eigentümliche wirtschaftliche und vor allem Arbeits- und Bevölkerungsprobleme stellt der tropische Norden. Australien soll ein weißes Land bleiben, und die farbigen Arbeiter der Zuckerrohrfelder von Queensland, die Kanaken von den Südsee-Inseln, deren Besitz man gutenteils eben dieser Arbeiter wegen Deutschland mißgönnt hatte, haben unter dem Commonwealth das Land verlassen müssen. In der Tat haben sich mit weißen Arbeitern, allerdings durch Prämien unterstützt, die Ernten gegen früher einstweilen noch gehoben.

Jene nördlichen tropischen Striche gewähren aber die Sicherheit, daß auch mit tropischen Erzeugnissen Australien sich selbst wird versorgen können, so daß es wie kein zweites Land auf Erden innerhalb seiner eigenen Küsten alles hervorzubringen vermag, was der heutige Mensch zu des Lebens Notdurft braucht, und sich selbst zu genügen. Und da die Regierung es sich angelegen sein läßt, nicht minder für die geistige Bildung des Volkes auf allen Stufen zu sorgen, zumal in den großen, schön gelegenen Städten mit ihren parkartigen Vororten: wer wollte da leugnen, daß dem Lande eine

glänzende Zukunft winkt, sofern nicht äußere Mächte störend eingreifen. Zu diesen möglichen Friedensstörern gehört natürlich an erster Stelle die „gelbe" Vormacht Japan, dessen Bündnis mit dem Mutterland reale Interessengegensätze nicht ewig aus der Welt schaffen kann.

4. Südafrika. — Wir wenden uns der dritten großen Siedlungskolonie zu. Da ich die Momente, die die äußere Geschichte dieses Landes und seiner Bevölkerung bestimmten, in meinem Aufsatz über „die Entstehung des britischen Weltreiches" dargelegt habe, sei diesmal nur ergänzend noch einmal das herausgehoben, was das Zentralproblem betrifft.

Am Kap handelte es sich wie am Lorenzstrom um die Auseinandersetzung mit einem fremden weißen Volke, das zwar an Zahl weit schwächer war als die französischen Kanadier (26720 bei Besetzung der Kolonie im Jahre 1806 gegen etwa dreimal soviel französische Kanadier im Jahre 1760; jetzt leben etwa 1300000 Weiße in Südafrika, aber 8000000 in Kanada), jedoch nicht wie sie an Unterwürfigkeit gewöhnt. Gleichwohl waren auch die afrikanischen Burgher oder Boeren durch die Abtretung ihres Landes an eine fremde Macht in einem in Europa geschlossenen Frieden britische Untertanen geworden. Dieser Tatsache konnten sie sich nicht eigenmächtig entziehen. Herrenlose Länder, die sie außerhalb der britischen Kolonie in Besitz nahmen, mußten dadurch ohne weiteres ebenfalls britisch werden: auch wenn nicht andere Gründe genug vorgelegen hätten, alles, was in Süd-Afrika nicht portugiesisch war, für Großbritannien zu beanspruchen. Nur dem unablässigen Schwanken der britischen Kolonialpolitik während des größten Teiles des 19. Jahrhunderts, die jede neue Verantwortung scheute, ja bereits übernommene nicht selten nach einigen Jahren wieder abstieß; die, wie man gesagt hat, an jeder Ecke des südafrikanischen Irrgartens die verkehrte Richtung einschlug: nur ihr ist es zuzuschreiben, wenn jener Gesichtspunkt nicht konsequent verfolgt wurde. Daß es nicht geschah, eben das hat über Südafrika immer neue und größere Leiden gebracht, die sonst vermieden worden wären.

Ein leicht übersehener und doch wesentlicher Umstand aber ist dabei, daß, trotz des lebhaft empfundenen nationalen Gegensatzes, die Kämpfe zwischen Briten und Buren in sehr erheblichem Maße den Charakter von Bürgerkriegen trugen. Das auch schon deshalb, weil ja nur der kleinere Teil der Buren ausgewandert, die beträchtliche Mehrzahl ihrer Stammesgenossen dagegen als getreue Bürger der Kapkolonie zurückgeblieben war. Diese betrachteten die Ausgewanderten natürlich nach wie vor als Angehörige ihres eigenen Volkes und wurden selber von jenen ebenso angesehen, während sie doch gleichzeitig Mitbürger der in Südafrika einwandernden Briten waren, mit denen und deren Nachkommen sie und ihre eigenen Nachkommen ein neues südafrikanisches, wenn auch zweisprachiges Volk bildeten. Buren und Briten in Südafrika, die Bewohner eines Landes, hatten gemeinsame Interessen, so gegenüber den Farbigen, und nicht selten gegenüber den Anordnungen der britischen Regierung. Und diese Interessen deckten sich oft genug sogar mit denen der ausgewanderten Buren im Oranje-Freistaat und in Transvaal: mitten unter denen übrigens auch wiederum manche britische Farmer sich niedergelassen hatten.

Die fundamentale Bedeutung dieses Tatsachenkomplexes springt vollends ins Auge von dem Zeitpunkt an, wo die Kapkolonie, wie andere britische Kolonien, ihr Parlament erhalten hatte (1854; Responsible Government 1872): und damit ein legales Organ, um eine regelrechte Politik in die Wege zu leiten zur Wahrung der Interessen der Kolonie nach allen Seiten, die eben oft gleich waren den Interessen ganz Südafrikas. Die inneren Gegensätze aber spiegelten sich natürlich darum doch wieder in den Parteien des Kap-Parlaments, der britischen und der Afrikander-Partei. Jedoch höchst bezeichnenderweise auch an der Spitze der Afrikander-Partei sehen wir einerseits Männer burischer Herkunft, die beseelt sind von der Idee engen Anschlusses an das Weltreich, wie Jan Hendrik Hofmeyr, von dessen Plänen noch die Rede sein wird. Andererseits zählte auch diese Partei namhafte Briten in ihren Reihen, sogar frisch eingewanderte, wie Cecil Rhodes. Das Hauptanliegen der großen Mehrheit auch dieser war eben doch das Gedeihen ihrer neuen, oder schon alten afrikanischen Heimat. Ubi bene — oder wo ein Feld ersprießlicher Arbeit — ibi patria: das Gewicht dieses uralten Satzes behauptet sich gegenüber aller Anhänglichkeit an ältere Beziehungen stets von neuem. Nur wenn man das alles beherzigt, kann man auch die heutigen Verhältnisse dort unten verstehen.

Da es sich für einen weitschauenden Politiker eben nicht bloß um das Wohl der engen Kap-Kolonie oder des noch kleineren Natal handeln konnte, sondern nur um das von Gesamt-Südafrika, so ergab sich damit von selbst die Idee einer Konföderation oder Union aller durch den Gang der Geschichte nun einmal dort entstandenen Staatswesen: einerlei, ob sie in dem Fluß der Dinge staatsrechtlich zur Zeit als britische Kolonien oder als Buren-Freistaaten galten. Der erste Staatsmann, der eine solche Politik klar ins Auge gefaßt hat, wenn ihm auch die Mittel zur Durchführung versagt blieben, war Sir George Grey, Gouverneur der Kapkolonie 1853—1861: ein Mann, der bis in die neueste Zeit auch bei Buren und Eingeborenen im besten Gedächtnis geblieben ist. Immer wieder tönt uns aus Aufzeichnungen, zumal aus den bedrängten Zeiten vor dem großen Burenkriege, der Wunsch älterer Buren entgegen: „Hätten wir doch noch einen guten Gouverneur, wie Sir George Grey, der uns verstand." Für die richtige Beurteilung der ganzen Föderations-Politik ist das überaus wichtig.

Auch Gladstones Politik ging auf Föderation, während er die übereilte Annexion von Transvaal (1877) verurteilte, die weniger durch Disraeli als an Ort und Stelle durch den irregeleiteten Gesandten Shepstone vorgenommen, dann freilich auf Grund seines Berichtes von dem Ministerium gutgeheißen war. Ans Ruder gekommen, beschäftigte sich Gladstone mit den Vorbereitungen zur Durchführung der Union, als der Aufstand der Buren diese Pläne durchriß. Welches aber auch nach Herstellung der südafrikanischen Republik (1881) die besonderen Umstände und Leidenschaften gewesen sind, die eine wachsende Spannung und schließlich den großen Krieg herbeiführten: die natürlichen geographisch-politischen und nationalen Verhältnisse lagen so, daß eine Wiederaufnahme der Unions-Politik sich mit Naturnotwendigkeit immer wieder aufzwang. Südafrika war nun einmal ein

Land von im großen und ganzen einheitlichem Charakter, untrennbar bewohnt von Buren und Briten, im wesentlichen abhängig von Großbritannien: andererseits doch wieder schon durch seine Größe zu reich an örtlichen Verschiedenheiten und durch den geschichtlichen Gang zu scharf gegliedert, um einen Einheitsstaat abzugeben. Britischen Staatsmännern lag der Gedanke an sich nahe, nach dem Beispiel von Kanada und Australien. Aber auch weitblickenden Buren mußte er sich als einzig fruchtbar und praktikabel aufdrängen.

Da ist es das unvergleichliche Verdienst Bothas gewesen, daß er während der späteren Stadien des Krieges den übriggebliebenen Kern des Burenheeres, d. h. des männlichen Teiles des Burenvolkes, sorgsam aufsparte und nicht in zuletzt doch nutzlosen Angriffen aufrieb. So blieb er in der Lage, den ehrenvollen und aussichtsreichen Frieden von Vereeniging zu schließen. Die britische Regierung tat das ihre, die furchtbaren Wunden, die sie im Kriege dem Lande geschlagen, zu heilen. Schon nach wenigen Jahren verlieh das liberale Kabinett Campbell-Bannerman den Provinzen Transvaal und Oranje die versprochene Selbstregierung, und am 31. Mai 1910 konnte der Bund der südafrikanischen Kolonien, die „Union of South Africa", ins Leben treten.

Wie sich ein Ausgleich der beiden Nationalitäten vollziehen wird, die Süd-Afrika bewohnen, ist eine Frage der Zukunft, die wir unerörtert lassen müssen. Begreiflich, daß es dort Politiker gibt, die mit aller Kraft streben möchten, dieser Zukunft eine wesentlich britische, oder aber eine wesentlich burische Färbung zu geben: die Hauptsache bleibt doch, daß beide miteinander auskommen und gemeinsam für das Wohl Süd-Afrikas sorgen müssen. Die Aufgabe eines weisen Staatsmannes kann nur sein, zwischen jenen beiden Klippen hindurchzusteuern und das Weitere ebenfalls der Zukunft zu überlassen. Das Verhältnis der südafrikanischen Union zu Großbritannien ist im Kern gleicher Art wie das der kanadischen und australischen. Einstweilen ist ihr Wohl und Wehe mit dem des vereinigten Königreiches verbunden. Ebenso wie für jene, so könnte aber an sich im natürlichen Ablauf der Dinge auch für sie einst die Stunde der Trennung und der vollen Selbständigkeit schlagen.

Wie aber Kanada in der Nähe Amerikas, Australien in der Japans, so hat auch Süd-Afrika sein besonderes Problem äußerer Politik, bei dem seine Interessen mit denen des Mutterlandes nicht übereinzugehen brauchen. Ich meine das, zu dessen Lösung Botha soeben während des Weltkrieges so energische Schritte getan hat: die Nachbarschaft unseres Südwest. Es wird berichtet, daß die britische Regierung nur die Besetzung unserer Häfen und Funkenstationen gewünscht habe, im Reichsinteresse. Botha aber hat unsere ganze Kolonie erobert und der Union einverleibt. Burenfreundliche Kreise bei uns haben gern angenommen, unsere Anwesenheit in Südwest-Afrika werde einmal den Buren eine Hilfe sein, wenn sie endgültig sich daran machen würden, das britische Joch abzuschütteln. Die historische Analogie sprach durchaus dagegen. Wer die Rolle kannte, die ehemals das französische Kanada in dem Verhältnis zwischen Großbritannien und seinen alten amerikanischen Kolonien gespielt hat, mußte sich sagen: solange wir in Südwest sind, so lange ist Südafrika den

Briten ziemlich sicher. Denn daß die Buren nicht alles in allem lieber britisch als deutsch sein wollen würden, darüber konnte nur Selbsttäuschung hinwegsehen lassen und völlige Verkennung der Verhältnisse. Solange wir aber in Südwest sitzen, muß die südafrikanische Regierung damit rechnen, daß bei einem Streitfall die Kolonie uns als Basis zum Angriffskrieg dienen wird. Aus analogem Grunde paßt auch die Einverleibung in die Union der Londoner Regierung nicht. Der Besitz Süd-Afrikas als Station auf dem Wege nach Indien ist für den Zusammenhalt des britischen Weltreiches am Ende noch wichtiger als der Kanadas oder Australiens, die Gefahr, daß es sich einmal unabhängig machen könnte, alles in allem größer. Wenn also nicht wir dort in der Flanke — unbeabsichtigte — Wachtdienste tun, was wohl immer noch das Zuverlässigste wäre, so wird Britannien selber dieses Amt übernehmen wollen — solange es geht. Für uns ist das alles aber natürlich gar kein Grund, uns nicht wieder in den Besitz von Südwest zu setzen. Es ist uns viel zu wertvoll und zu lieb, als daß wir uns durch irgendwelche Nebenrücksichten — denn nur auf Realitäten kommt es an — darin stören lassen sollten, mag die Herausgabe für die Regierung Bothas so bitter sein, wie sie will.

Das alles aber führt uns von der im wesentlichen gelösten Frage der Konföderierung der Einzelkolonien in jedem der drei Weltteile hinüber zu dem neuerdings erst ernstlich in Angriff genommenen größeren Problem eines Bundes des gesamten Reiches.

(Schluß folgt.)

Ein flämisch-deutscher Dichter.

Eugeen van Oye.

Von Franz Jostes.

Als Kaiser Wilhelm II 1910 Brüssel besuchte, hatte man, wie sich's gehörte und gebührte, alles getan, um Land und Volk im schönsten Lichte erscheinen zu lassen: im schönsten, aber nicht im rechten. Vor allem war man darauf bedacht gewesen, den Eindruck hervorzurufen, daß Belgien ein rein französisches Land sei. Abgesehen von der deutschen Nationalhymne, mit der die Kinder der Brüsseler Vorstadt Sinte-Joost-ten-Node ihrem Bürgermeister den Kronenorden ins Knopfloch sangen, und dem Heiltrunke des Kaisers selbst, der, obwohl er das Französische „sans le moindre accent" spricht, sich doch seiner Muttersprache bediente — „ce qui [nach der Etoile Belge] causa une certaine surprise et chez beaucoup un réel désappointement" — war alles, was die Menschen redeten, die Finken sangen, die Hähne krähten und die Beierds spielten: französisch! Alles Flämische war sorgfältig ferngehalten, oder, wo das nicht anging, verhängt worden, wie die Kirchenbilder in der Karwoche. Was seit Jahrhunderten in aller Welt „Flämische Kunst" heißt, hatte dort in der Ausstellung ein gouvernementaler Wiedertäufer „Belgische Kunst" getauft — „pour ne pas froisser les susceptibilités wallonnes!" Die „susceptibilités wallonnes" waren auch wohl der Grund gewesen, weshalb man zum Festmahle und sonst nicht einen einzigen Flaminganten geladen hatte.[1])

1) Joost (Omer Wattez) In den Strijd voor Taal en Kultuur. Antwerpen o. J. II S. 44.

Die schöne Literatur war natürlich auch vertreten; die Auswahl der Persönlichkeiten hatte auch weniger Kopfzerbrechen verursacht, als man bei der Lage der Dinge hätte vermuten können, denn es ist in Belgien mit der Literatur ähnlich bestellt, wie mit der Kunst: die Flamen sind oben!

„Nous devons avoir le courage de le déclarer: les Flamands sont nos maîtres dans le domaine de la littérature, comme ils le restent dans le domaine de l'art. Ils nous dépassent par le nombre et par la valeur de leurs productions. Longtemps nous avons ignoré cette fécondité éparse à côté de nous. C'est que nous ne lisons pas nos compatriotes."

Es ist ein Wallone, der dies Urteil abgegeben hat, Fernand Daumont; es wird also als richtig anerkannt werden dürfen. Und was tat man nun? Es ging nicht wohl an, die flämischen Dichter als „belgische" zu etikettieren, denn die Racker hätten ihren flämischen Mund aufmachen und mit ihrer Gassensprache die französische Sphärenharmonie stören können. Also sagte man: „Euch das Sein, uns der Schein, das ist nobel geteilt!" Und die „belgische Literatur" wurde in Brüssel vertreten durch drei französische Schriftsteller: Picard, Lemonnier und Verhaeren, während die Flamen daheim das ewig junge Lied des armen lustigen Th. van Rijswijck singen durften:

„Miserie, Miserie,
De Waal an't Ministerie
Dat deugt voor Vlaandren niet."

Jahrzehnte hindurch hatten ihnen Wallonen und Franskiljons ihre Sympathie für deutsche Art und deutsche Bildung vorgehalten und sie geradezu als Söldlinge der deutschen Regierung ausgeschrien, nun auf einmal sollten sie nicht dahingehören, wo der Kaiser der Deutschen gefeiert wurde, und mußten an ihrer Stelle dessen Rede Leute anhören, die sie gar nicht verstanden, da sie unbekannt waren mit der „Sprache des mächtigsten und gelehrtesten Volkes in Europa, vor dessen Tür wir wohnen". Unter den selbstzufriedenen und selbstbewußten Pächtern der „Weltkultur" sind nämlich verhältnismäßig nur sehr wenige, die sich nicht mit der Kenntnis des Französischen begnügen, während die gebildeten Flaminganten durchweg drei- oder gar viersprachig sind.

Das Verfahren war nun freilich weniger tragisch für die Flamen, die sich herzlich über die Rede des Kaisers gefreut haben, als charakteristisch für die belgischen Zustände und — wir müssen das in aller Aufrichtigkeit hinzufügen — einigermaßen auch für unser Verhältnis zur flämischen Literatur; denn, soweit ich gesehen, ist ihre Ausschaltung auf jenem Feste gar nicht bemerkt, wenigstens nirgendwo erwähnt und glossiert worden. Zu verwundern ist das freilich nicht so sehr, denn wenn wir der flämischen Literatur im Prinzipe auch sympathischer gegenüberstehen als die Wallonen, so reicht unsere Kenntnis derselben im allgemeinen doch nicht weiter als die ihrige. Unsere Tertianer oder Sekundaner lesen zwar immer noch mit Begeisterung den „Löwen von Flandern", und im Volke werden sich auch andere Werke von Conscience noch wohl lange halten. Im übrigen aber glauben wir von den Tagesgrößen der französischen Literatur mehr wissen zu müssen als etwa von Jan van Beers, Guido Gezelle, Pol de Mont, Stijn Streuvels u. a. Ja, es dürfte nicht viele geben, die nicht die belgisch-französische Literatur besser kännten als die flämische und deshalb das oben angeführte Urteil des

Wallonen Daumont über das Wertverhältnis dieser beiden Literaturen nicht überraschend finden. Besteht es aber zu Recht, und daran ist nicht zu zweifeln, dann dürfte es sich doch empfehlen, der Literatur des uns obendrein stammverwandten Volkes etwas näherzutreten. Die Sprache macht freilich anfangs einige Schwierigkeit, aber sie ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick aussieht. Und wir Deutsche aus Nord und Süd haben uns ja gegenseitig die Empfindlichkeit den Dialekten gegenüber abgewöhnt: Hebel und Jeremias Gotthelf sind im Norden sowohl gelesen wie Fritz Reuter und Klaus Groth im Süden. Rosegger, die Handel-Mazzetti u. a. arbeiten fortwährend noch daran, uns in der Geduld zu üben, wenn wir mal bei der Lektüre deutscher Werke nach einem Wörterbuche greifen müssen. Viel mehr Schwierigkeit als Reuter bereitet nun aber auch das Flämische etwa einem Schwaben und Bayern nicht, zumal dann nicht, wenn seinem Verständnisse des Wortschatzes etwas nachgeholfen wird. Freilich zum vollen Genusse flämischer Dichtung ist es erforderlich, daß man sie von einem Flamen vortragen hört; indes können wir zufrieden sein, wenn wir ihre Eigenart erfassen und ihre Schönheit wenigstens einigermaßen empfinden. Durch Übersetzungen ist das lange nicht in gleichem Maße zu erzielen, denn es ist äußerst schwer, flämische Verse ins Hochdeutsche zu übertragen, und die besten Übersetzungen pflegen sich zu den Originalen ebenso ungünstig zu verhalten wie die mittelhochdeutscher Minnelieder. —

Als Ida von Düringsfeld im Jahre 1860 ihr Werk „Das geistige Leben der Vlamingen" herauszugeben begann, konnte sie Michael Dautzenberg als den „deutschesten Vlaming" bezeichnen: in der gegenwärtigen Dichtergeneration ist keiner, auf den diese Bezeichnung so sehr zuträfe wie auf Eugeen van Oye; ja er ist der deutscheste Vlaming in noch weit höherem Maße, als Dautzenberg es war, denn er ist nicht nur mit der deutschen Sprache und Literatur völlig vertraut, nicht nur hat er für eine ganze Anzahl seiner Gedichte die hochdeutsche Sprache gewählt, sondern er hat das wichtigste Ereignis der neueren deutschen Geschichte, den Krieg von 1870/71, persönlich mitgemacht.[1]) Er hat als Arzt Freud und Leid mit unseren Soldaten geteilt, im Biwak mit ihnen gesungen, nach ihren Siegen mit ihnen gejubelt und den Verwundeten und Kranken hilfreich zur Seite gestanden. Er hat das deutsche Volk bewundert, seinen alten Kaiser, in dem es ihm verkörpert erschien, hat er innig geliebt und bei seinem Tode Tränen vergossen, und all das, was er unter uns erlebt und empfunden hat, das hat er in Dichtungen austönen lassen, unter denen sich Stücke befinden, die zu den schönsten gehören, die der Krieg hervorgerufen hat, ja die zum Teil unter ihnen ganz einzig in ihrer Art dastehen, und durch ihre reine Menschlichkeit, durch die Tiefe der Empfindung und die Schönheit der Sprache, unabhängig von Zeit und Volk, dauernd ihren Wert behalten werden. Es ist keine politische Poesie im eigentlichen Sinne des Wortes, der Dichter sieht mit den Augen und empfindet mit dem Herzen des menschenfreundlichen Arztes, aber was er sieht, ergreift ihn, und was ihn bewegt,

1) Auf dem Umschlage seiner ersten Gedichtsammlung (Morgenschemer. 1874) ist als binnen kurzem erscheinend angekündigt: Mijne eerste Kruisvaart. Persoonlijke herinneringen uit den fransch-duitschen oorlog 1870—71. Diese Schrift ist nicht erschienen.

ist nicht nur rein menschlich, sondern auch deutsch, und deshalb belebt die Wärme, die aus seinem Herzen in seine Verse überströmt, nicht nur das allgemein menschliche, sondern auch das nationale Empfinden des deutschen Lesers, auch dort, oder vielleicht ganz besonders dort, wo der Dichter nur als Mensch zu uns zu reden scheint.

Und wir Deutsche, die wir stolz darauf sind, uns die Literaturen der fremdesten und fernsten Völker eigen gemacht zu haben, kennen diesen Dichter nicht, obwohl er vor unserer Tür wohnt und unserer Literatur so nahesteht und seine Dichtungen zum Teil aus unserm Leben hervorgegangen sind und deshalb uns mitgehören. Gewiß, wir sind reich, aber doch nicht an allem so sehr, daß wir Gutes abweisen dürften; und wenn irgendwo, so dürfen wir es hier nicht: wer wollte bestreiten, daß wir 1870 besser gekämpft als gesungen haben?

Und zurzeit das Auge auf die sanfte, weiche flämische Literatur gerichtet, kann man sagen, daß van Oye nicht nur der deutscheste, sondern auch der aktuellste unter ihren Vertretern ist.

I. Ja de tijd is slecht gekozen vor het weeke mingequeel:
maneschijn en lenterozen, — daarvan heeft men mar te veel.
Sterker toonen souden passen in het algemeen geschok,
toonen, die het oor verrassen, als't geklep der storremklok . . . .
(Vuylsteke).

Und unter den Gedichten van Oyes findet sich mehr als eins, das im letzten Jahre gedichtet sein könnte. Deshalb — —

Eugen van Oye ist am 13. Juni 1840 in Thorhout geboren; nachdem er das Kleine Seminar (bischöfl. Gymnasium) in Rousselare durchgemacht hatte, studierte er in Löwen und Gent Medizin und ließ sich dann als Arzt in Oostende nieder, wo er noch jetzt in voller körperlicher Frische seine Kunst ausübt. Den seine Geistesrichtung bestimmenden Einfluß erhielt er in Rousselare, wo 1857 der damals 27jährige Guido Gezelle Lehrer in der „Poesis" (etwa unsere Unterprima) geworden war. Dieser lehrte nicht wie die übrigen Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Gewalt hatte. Den „poetischen Braukessel Boileaus et Cie", aus dem bis dahin der Durst der Jugend gestillt war, stieß er um und lehrte sie Schönheit und Wahrheit in der Natur suchen. Er lehrte sie wahr sein in Wesen und Wort. Seine ganze harmonische Persönlichkeit strahlte in ihre Seelen über und weckte ihre individuellen Anlagen. Die konventionelle Musterpoesie wurde beiseite geschoben und dafür das Wesen der Dichtung an den großen Meistern der germanischen Völker studiert. „Wir waren blind," schreibt Hugo Verriest, der damals mit van Oye Gezelles Schüler war, „wir waren taub, wir waren stumm und ohne Sprache. Er machte mit seinem Prophetenfinger unsere Augen auf und lehrte uns sehen, er öffnete unsere Ohren und lehrte uns hören, er weckte das süße, das allersüßeste Flämisch auf unseren Lippen. Poesie und eigene Sprache war uns geworden. Wir lebten, wir richteten uns auf, wir waren stolz, wir waren stark und schön und trugen durchs Leben das jubelnde Bewußtsein eigenen Wertes, eigener Kunst und eigenen höheren Lebens". In der kurzen Zeit des Gezelleschen Unterrichts — die oberhirtlichen Pedanten legten ihm das Handwerk sehr bald — hat van Oye auch wohl die Überzeugung gewonnen,

I1 gekozen: gewählt; mingequeel: Minnegezwitscher. 2 lenterozen: Frühlingsrosen; maar: nur. 3 souden: würden; geschok: Erschütterung. 4 verrassen: überraschen.

die manch einer bei uns teilen dürfte, die aber zurzeit höchstens ein Dichter aussprechen darf: „Op school duwt (schiebt) men tusschen den leerling en de poëzie te veel verzen." — —

Außer Verriest und van Oye lebt von den damaligen Schülern Gezelles noch der ein Jahr ältere Karl de Gheldere, Arzt in Koekelare, der besonders durch seine allerliebsten Volkslieder bekannt geworden ist. Alle drei können und wollen den Einfluß ihres großen Lehrers nicht verleugnen, aber alle drei sind durchaus eigenartige Individualitäten geworden. Das war eben das Ziel und die höchste Kunst Gezelles: die Individualität des einzelnen zur Entfaltung zu bringen.[1])

Jeder Mensch, der wahr ist, meint van Oye, ist auch ein Dichter, aber „man kann ein großer Dichter sein, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. ... Die schönsten Gedichte haben niemals das Papier gesehen und werden es auch niemals sehen. Gott schrieb sie in die Natur und in die Seele des Menschen".

Es ist wahr: „Ich habe nicht einen einzigen Vers geschrieben, den mein Herz nicht fühlte, oder mein Geist mir nicht in aller Aufrichtigkeit eingegeben hatte." Und weil er sich wahr weiß, darf er sich auch selbst für einen Dichter halten:

II. Ik ben dichter. Ja dat ben ik; 'k heb er nooit aan getwijfeld ... Toch, somwijlen, maar — nu besef ik het recht goed — ik was misschien het meest dichter in vele van die oogenblikken.

II 2 nooit: nie. 3 maar: aber, nur; besef: begreife. 4 misschien: vielleicht.

1) Die von E. van Oye herausgegebenen Dichtungen sind: Morgenschemer. Gedichten 1874. Vonken en Stralen. Gent 1889. In't Blauwe. Brugge 1904. Balder's Dood. Antwerpen 1909. Godelieve van Ghistelle. Brugge (1910).

Die Kritik ist ihm gleichgültig:

III. Niemand heeft het recht mij to zeggen: Schrijf zóo, omdat ik zoo denk en zoo gevoel. Op die voorwaarde wil ik u lezen! Die mij lezen wil, leze mij; die het niet wil, late mij liggen.

Und wie der Dichter, so ist auch der Mensch van Oye:

IV. Ik ga mijn eigen gangen,
Ook kome wat komen kan!
Wie anders doet is knecht — en
wie doet als ik vrij man.

Es klingt zwar ganz anders — fast wie Quietismus — aber es ist doch im Grunde nichts anders als Gezellesche Lehre: laß deine eigene Natur sich in Ruhe entwickeln, die in folgenden Versen liegt:

V. Niet vraagt het zaadje wat het worden zal,
de bloeme niet wat vruchten zij moet geven:
het kiemt, zij bloeit; — 't is ál.
En zóo is 't leven zoet —
en goed.
't Is 't werk der zon uit beiden dát te weven
wat elk van beiden worden moet.

Mit der überlieferten „Dichtersprache" hatte Gezelle nichts anzufangen gewußt und eine neue geschaffen, wobei er ähnlich wie Klopstock verfahren ist, indem er die Sprache der Vorzeit und die Mundarten ausbeutete. Bei der Wortwahl erstrebte er ein zweifaches, einmal, daß Wortbild, Klang und Rhythmus in sich eine Einheit bildeten, und daß diese Einheit dann einen adäquaten Ausdruck des Gedankens oder Gefühls darstellte. Gezelle hat den Kult des Wortes bis zur Wortanbetung getrieben: das Wort als solches bildete für ihn schon tiefe Poesie. Er sammelte

III 2 omdat: weil. 3 gevoel: fühle; voorwarde: Bedingung; u: dich.
IV 3 wie: wer; en: und.
V 1 zaadje: junge Saat; worden: werden. 7 elk: jedes; moet: muß.

Wörter aus dem Munde des Volkes und alten Schriftstücken und betrachtete sie als poetische Goldkörner. Hunderttausend mit solchen Wörtern beschriebene Zettel fanden sich bei seinem Tode vor; sie sind als wertvolles Material in die Redaktion des großen Mittelniederländischen Wörterbuches nach Leiden gewandert. So weit sind seine Schüler nicht gegangen, auch van Oye nicht. Seine Sprache ist ungleich weniger flandrisch gefärbt als die Gezelles. Ich finde auch nicht, daß das Wortbild besondere Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat, wohl aber Klang und Rhythmus, und dieser vielleicht noch mehr als auf Gezelle. Seine Stärke liegt im Gehör, weniger im Gesicht. Man sieht es schon an der Stellung der Komponisten zu seinen Liedern und aus seinem Verhalten ihnen gegenüber, namentlich aus dem prächtigen Hymnus auf Richard Wagner, wie tief musikalisch er veranlagt ist, und seine Verse beweisen es erst recht: sie wollen mit dem Ohre gelesen werden! Es liegt nun aber in der Natur der Sache, daß die Eindrücke, welche wir durch das Ohr empfangen, nicht mit so scharfen Strichen wiedergegeben werden können, als das, was wir mit den Augen wahrnehmen. Es erscheint unbestimmter, weckt die Phantasie und läßt sie mit hineintönen. Das ist auch bei van Oye zu beobachten. Die Vertreter der jüngeren naturalistischen Richtung — die in Flandern sich noch nicht überlebt hat — haben deshalb kein rechtes Verhältnis zu ihm, er ist ihnen zu „träumerisch"; „van Oye knabbert rook" sagen sie. Das Träumen ist nun zwar keineswegs eine Eigentümlichkeit von ihm allein, die flämischen Dichter haben überhaupt eine große Vorliebe dafür, und selbst die leichtbeschwingte Muse Pol de Mont's empfindet oder simuliert bisweilen das Bedürfnis, zu „träumen". Aber es ist wahr, wenn ein Statistiker einmal den Gebrauch des Wortes „droom" bei den einzelnen Dichtern feststellte, ich zweifle nicht daran, daß van Oye den ersten Platz erhalten würde! Aber damit ist im Grunde noch wenig besagt, denn er gebraucht das Wort in einem viel weiteren Sinne als wir: alles, was er nicht mehr unmittelbar vor den leiblichen Augen hat, wird ihm zum „Traum" (oder „Stern"), sogar die edle Krankenpflegerin, die auf dem Schlachtfelde im Dienste der Verwundeten ihr Leben läßt. Vor allem aber faßt er das Wort „Traum" häufig im Sinne von Ideal:

VI. O! wen uw geest, in een dier zalige stonden,
(de zaligste, — zoo schaars ons toebedeeld!)
door d'opene sferen schouwt tot in de hemelen,
dan noem' men niet het volgen van uw droom
verlorene, ijdele stonden in uw leven!
Er zijn minuten in des menschen leven
die zwaarder wegen dan een heel bestaan.
O neen! niet méer als in het rijk der stof,
gaat in het rijk des geestes ooit een enkel
atoom verloren! 't Ideale volgen,
het is 't bereiken — thans of in de toekomst.
Elk groote daad neemt aanvang in een droom —
en aller tijden geniussen, boven
de wolken reiken u de broederhand!

Ja, er geht so weit, das Ideale d. h. den Traum in seinem Sinne, als das einzig Wahre, d. h. Reale, zu erklären:

VII. Menschheid, op! Uwe armen open!
drink in u de hemelstralen,
drink den hemel in uw herte ....
Niets is waar als 't Ideale!

VI 1 uw: euer; dier: dieser. 2 schaars: selten. 3 tot: bis. 4 noem' men niet: nenne man nicht. 7 bestaan: Dasein. 9 ooit: je; enkel: einzeln. 11 bereiken: erreichen; thans: jetzt; of: oder.

Und das ist die Lebensweisheit eines Arztes, der den Naturalismus in seinen ausgeprägtesten Erscheinungen ständig vor Augen hat — über die asiatische Cholera geschrieben und von Esmarchs Schrift „Die erste Hilfe bei Unglücksfällen“ ins „Flämische und Französische übersetzt hat!

Durchaus an ihrem Platze ist die träumerische Stimmung in den Dünen und Seebildern, die ich zu den schönsten rechne, welche in germanischer Sprache gedichtet sind. Heiter und lustig in Stimmung, hell im Wortklang und hüpfend im Rhythmus ist das Lied der Dünenbewohner:

VIII. Zoo vrij de wind in de duinen waait,
vrij als de meeuwe het zeeveld maait,
zoo leven ze in hun duingebied!
Komt allen, die geerne de schepping ziet
in 't vrij vertoon
van eigen schon,
Komt hier en schouwt en voelt en verhaalt
hoe 't leven straalt!
En zingt met ons allen het liedeken
mee:
Hoezee!

Die Sprache der eigentlichen Seebilder ist in Wortklang und Rhythmus überall dem Meerescharakter angepaßt:

IX. O Zee! wat zingt gij aan die ziele
des dichters? Wat een eeuwig smachten hijgt
uit uwer kolken warlend wielen
en woelen? Wat een hymne stijgt,
onmeetlijk veld der heimnisvolle wateren,
uit uwe diepten op met flappend wiekgeweld,
en roeit de ruimte door met schreeuwend schateren,
en juicht en dreunt en bruist en zwelt,
en weent en klaagt en smeekt en smelt
of, brieschend, slaakt
dien kreet van angst en snerpend wee,
of droomt van liefde en juicht, o Zee,
o reuzig orgel gij, door Godes hand geraakt? . . .

Und ein anderes Beispiel:

X. Groen — blauw — groen is de zee,
eene wieglende weê,
en de hemel zoo blauw daarboven!
Hier wil ik rusten . . . . Weid, myn oog,
omhoog — in 't rond — in 't rond — omhoog,
— om 't leven te lieven, te loven!
Gezegend, oneindige ruim! Ik doop,
o blauw Geloof, o groene Hoop,
mijn zwellende borst in uw stroomen!
O rein azuren hemeltrans,
o golvengeruizel — gewemel — geglans,
wiegt mijn sluimerend hoofd in een krans
van sterrenbezaaide droomen!

Das ist Musik, schönste Musik, die der Noten nicht bedarf! Man muß diese Gedichte an der See lesen, noch besser vorlesen hören, um ganz zu empfinden, was sie beseelt.

Die übrige Natur, Wald und Feld, Wiese und Weide findet weniger Berücksichtigung — auch eine Folge der Wahrheit des Dichters? Jedenfalls fällt das auf, wenn man die flämische Dichtung im allgemeinen sich dabei vergegenwärtigt, von der schon Hoffmann von Fallersleben bemerkte:

VIII 3 hun: ihrem. 4 schepping: Schöpfung. 5 vertoon: Schaustellung. 7 verhaalt: ergötzt euch. 8 hoe: wie. 9 mee: mit. 10 hoezee: hurra.

IX 1 ziele: Seele. 2 hijgt: keucht. 3 aus deiner Strudel Durcheinanderkreisen. 4 woelen: wühlen. 5 onmeetlijk: unermeßlich. 6 flappend: rauschend; wiekgeweld: Flügelkraft. 7 roeit: rudert; ruimte: Räume; schateren: laut lachen. 9 smeekt: schmeichelt. 10 brieschend: brüllend; slaakt: löst. 11 kreet: Schrei; snerpend: schneidend. 13 reuzig: riesig; gij: du; geraakt: gerührt.

X 2 wieglende wee: schaukelnde Weide. 4 rusten: rasten. 5 om hoog: in der Höhe. 7 oneindige: unendlicher; doop: tauche. 10 hemeltrans: Himmelsgewölbe. 11 golvengeruizel: Wellenrauschen. 12 sluimerend hoofd: schlummernd Haupt.

„Omdat weinig natuur in uwe gewesten[1])
zich voordoet,
zingt gy in ieder gedicht immer zooveel
van natuur".

Freilich haben später die Realisten und vor allem Gezelle gezeigt, daß die Natur nicht großartig zu sein braucht, um der Seele des Sängers echte Dichtung zu entlocken, aber es bleibt doch auch wahr, daß in der flämischen Wilgen- und Populierenpoesie (Weiden- und Pappelpoesie) viel Konventionelles, Unwahres und Gekünsteltes steckt. —

Der Freud und dem Leid des Familienlebens ist manches Lied gewidmet; auch Liebeslieder, sogar in hochdeutscher Sprache, sind hinreichend vorhanden. Wahr ist der Dichter gewiß auch in ihnen, aber dann müssen wir annehmen, daß es ein kalter Schlag gewesen ist, der sein Herz getroffen hatte, denn Feuer hat er nicht zurückgelassen, und — nach ihren Entstehungsjahren zu schließen — auch sonst keine sichtbaren Spuren. Dagegen findet sich in der Abteilung „Voor de Mijnen", ein wohl an seine Frau gerichtetes Minnelied, das mich sehr angesprochen hat, und das von seinem Wert auch dadurch nichts verliert, daß uns der Duft des Hohenliedes aus ihm entgegenweht:

XI. Rijs op, mijn lief, mijne zoete!
Rijs op, kom mee met mij!
Want zie — de regen is over
en de winter is voorbij!
De weide walmt van geuren,
de lucht smelt in geluid;
kom, laven we ons hert aan de vreugde
en gieten in galmen het uit.

Rijs op! Ik drage in mijne armen
u, lieve zoete, voort —
tot waar men in de looveren
de vogelen fluiten hoort . . . .
En waar de zommende bieën
nippen der bloemen buit,
kom, laven we ons hert aan de liefde
en gieten in kussen het uit!

Rijs op, rijs op! en laat ons
in de geurige, bloemige laan,
van onze herten, hand in hand
den wellust slurpen gaan!
Dan zeg: Wie zingt er en zomt er,
wie geurt er en fleurt als wij?
Want zie — de liefde lacht in ons hert
en de winter is voorbij!

XI 1 rijs op: steh auf. 2 mee: mit. 3 want zie: denn sieh. 5 walmt van geuren: dampft von Wohlgerüchen. 6 lucht: Luft; geluid: Klang. 7 vreugde: Freude; galmen: Jauchzen. 11 looveren: Gebüsch. 18 laan: Allee. 21 wie: wer.

1) gewest: Gebiet, Gegend.

Schön finde ich auch das Lied an die Mutter des ersten Kindes:

XII. Maagd, gij waart een leliebloesem
Vrouw, de roze was uw beeld;
Maar hoe heet de moederboezem
Waar het eerste kind op speelt?

Großartig erscheint mir der Hochzeitssang (De zang der bruiloft):

XIII. Macht die de werelden paart
in de oneindige ruimten daarboven,
zucht die de winden bezielt,
't vlammende zaad op de vlerk,
drang die de wateren drijft
naar de heimelijk zuigende zeeën —
ook in het menschelijk hart
zwaait ge uwen heerschenden staf.

Is niet het menschelijk hart
eene wereld die wemelt van sterren?
Waart er niet eeuwig de hoop,
zuchtende zoekend in 't rond?
Lacht der verlangende ziel,
die rusteloos hijgt naar de rust, een
lokkende zeezang niet — liefdebevrediging — toe?

Liefde, gij godlijke macht
die 't Al in uw parende hand klemt,
blakende broeit in het nest,
stralende gloeit in de bloem,
sfeer an sfere verbindt
en de wateren drijft d' ocean toe —

XII 1 leliebloesem: Lilienblüte.

XIII 2 Drang, der die Winde beseelt; vlerk: Flügel. 4 zwaait ge: schwingst du. 6 waart: irrt; zuchtende: seufzend. 10 blakende broeit: glühend brütet.

Liefde, het herte des mans
knelt ge aan het herte der vrouw!
Heil u, bevruchtende straal
uit de scheppende palmen der Almacht!
Strooi, o strooi in ons hert 't zaad der
onsterfelijkheid!
Stijge de droom onzer ziel —
op vleugelen breed als de zee is —
hoog naar 't hemelgespan, 't blauwe —
met sterren bezaaid!

Warme Töne der Erinnerung hat er befreundeten oder verehrten Dichtern und Künstlern (Conscience, Gezelle, Longfellow, Benoit, Waelput usw.) gewidmet. Der umfangreichste und vielleicht poetisch wertvollste Sang darunter ist der an Richard Wagner, in dem er die Mission des Meisters in dessen eigenen Tönen zur Darstellung bringt. Ich gebe hier den Anfang des zweiten Abschnittes, aus dem man auch ersehen kann, wie wirkungsvoll van Oye sich hier (wie anderswo) der Alliteration zu bedienen weiß, indem er sie nicht herrschen, sondern dienen läßt:

XIV. Wekker des levens,
wat las uwe liefde
in den weidschen blik
der blij gewekte?
Wat runengeruisch
tooverde in t oor u,
zong u zacht in de ziel
heur lippengelispel?
Wat wondere droomen
drijven warlend
de ziel u voorbij,
daar gij zinnend
den berg af daalt
in peilend peinzen verloren,
't gelaat beglanst
met den waasmenden gloor der begeestring?
Genius, was u, daarboven,
de brandende bramboschberg
een Horeb?
Was hij u Sinaï?
Ha! wat siddert gij
ademloos op?
Wat vlamt op uw wang
't verontweerdigingsrood?
Wat flitst en rilt
in uw turenden blik
de bliksem des toorns —
en aarzelt een angstgemompel
bang
op uw bevenden mond?
Mozes! Mozes!
Danst men niet daar —
aan des berges voet
om het guldene vee? . . . .
God! daarboven —
O, de heilige
openbaring!
Daar — beneên?
De dorre, naakte ontgoochling!

Welcher flämische Dichter hat nicht sein Vaterland besungen? Wer nicht seinen Fall beklagt, seine Wiedererstehung erhofft und für sie gekämpft? Aber nur wenige, vielleicht keiner von ihnen hat auf eine so lange Kriegdienstzeit zurückblicken können wie van Oye.

XIV* „Strijden wil ik, strijden moet ik,
strijden zal ik voor het Recht, —
en den Zegegeest begroet ik
die mijn land de krone vlecht.
Strijden zal ik! Bliksemschichten
juich ik toe in 't stormgetij:
't zijn de fakkels die verlichten
naar Jong-Vlaandrens heerschappij!“

So sang er bereits im Jahre 1860. Aber sein erstes Kampflied, „Vlaanderens Maagd“, war bereits drei Jahre früher

---

XIII 12 knelt ge: pressest du. 13 palmen: Handflächen.

XIV 3 weidschen: majestätischen. 4 der froh Erweckten (d. i. Brynhild, die Kunst). 6 tooverde: zauberte. 7 zacht: sanft, leise. 8 heur: ihr. 9 wondere: wunderbare. 10 ziehen durcheinandertreibend. 13. 14 den Berg hinunter geht in tief forschendes Sinnen verloren. 15 gelaat: Antlitz. 16 waasmenden gloor: strahlenden Glanz. 18 brambosch: Brombeer, Dornbusch. 21 siddert: bebt. 24 das Rot der Entrüstung. 25 was (warum) funkelt und zittert. 26 turenden: sprühenden. 27 bliksem: Blitz. 28 aarzelt: zögert, schwankt; gemompel: Gemurmel. 38 beneên: unten. 39 ontgoochling: Enttäuschung.

XIV* 5 Blicksemschichten: Blitzschläge, 6 stormgetij: Sturmzeit.

entstanden (Morgenschemer, S. 41), und sein jüngstes „Nu of nooit!“ (Jetzt oder nie!) ist vom 8. September 1915 datiert! Das sind 58 Kriegsjahre! Wieviel Hoffnungen und Enttäuschungen umschließen sie nicht, und welch gesunde Natur setzt es nicht voraus, bei alledem noch körperlich und geistig frisch seines Weges wandeln zu können! Hoffentlich sieht der Vlaming nicht nur seinen Herzenswunsch in Erfüllung gehen, sondern erlebt auch an dessen Verwirklichung die volle, wohlverdiente Freude!

Unter den zehn Gedichten „Uit den Fransch-Duitschen oorlog 1870—71“, die van Oye in seine Voncken en Stralen aufgenommen hat, befinden sich zwei Übersetzungen, eine von Freiligraths Hurra Germania ins Flämische und eine aus dem Flämischen von G. Antheunis († 1907), ins Hochdeutsche. Dazu kann man fünf, z. T. freilich erst später entstandene Gedichte rechnen, die dem Andenken einer freiwilligen Krankenpflegerin Celine M. gewidmet sind, die als Opfer ihrer Hingabe in St. Quentin das Leben lassen mußte. Ihr, die das „oud, oud liedje“ sang: „Ik had eene eerste liefde, eene tweede ken ik niet,“ ruft er ins Grab nach:

XV. Ga — en wen ge uw bleeke stralen in
mijn treurend herte giet,
Zeg me: „Die bemint, hij weent — en
die nooit weende leefde niet“.

Die Gedichte sind von einer rührenden Einfachheit und Innigkeit des Gefühls; das letzte von ihnen möge dafür als Zeuge dienen:

XVI. O god! indien Gij englen hebt,
waaruit de rein- en goedheid stralen,
Gy zult alz hunne zuster, ach,
dit goede en reine kind onthalen!

Een engel was ze en wist het niet,
en leefde alleen om andren 't leven
als met een wolk van geurig licht
en zachte liefde blij te omgeven.

Ze hoorde een roep van ramp en wee —
en liet heur land en liet heure ouders,
en zelfvergeten laadde zij
der andren leed op heure schouders.

Ze kwam glimlachend, troostte en hielp
en viel, manmoedig, nòg hulpveerdig...
Indien Gij, God, een hemel hebt,
wie is er meer dien hemel weerdig?...

Die als „Bivakliederen“ bezeichneten Gedichte sind teils in Atrecht (Arras), teils in der Umgegend von Sedan, eins auch in Metz entstanden. Sie geben Einzeleindrücke, die der Dichter auf dem Schlachtfelde oder im Lager erhalten hat. Sie atmen eine antifranzösische Gesinnung, namentlich Nr. 6 (In een Fransch Koffiehuis), dessen letzter Vers ihn zu den meist- und bestgehaßten Flaminganten gemacht hat. Hier vier von den sechs Strophen:

XVII. „En — mogen wij dan niet leven?“
Zoo luidde het slot van elk refrijn;
Ze vulden de bekers met bruischenden wijn,
en zongen en schreeuwden en woelden
en raasden en lachten en boelden —
„Ei! mogen wij dan niet leven?“

„Ei! mogen wij dan niet leven?“
Ze zongen zoo wat van grootsch gevecht
voor volkenontslaving, rede en recht,
en huilden en tierden en brasten
en dronken en vloekten en kwastten —
Hoezee voor 't nieuwe leven!

. . . .

Bij hen is 't ware leven?...
't Was winternacht: een naar geween

XV 3 Die bemint: Wer liebt. 4 nooit: nie.

XVI 1 indien: wenn. 3 hunne: ihre; zuster: Schwester. 4 onthalen: aufnehmen. 9 ramp: Unglück. 10 ouders: Eltern. 12 schouders: Schultern. 13 glimlachend: lächelnd. 14 manmoedig: mannhaft. 16 wie: wer.

XVII 2 slot: Schluß; refrijn: Strophe. 3 Sie füllten die Becher mit schäumendem Wein. 4 schreeuwden: schrien; woelden: wühlten, warfen sich hin und her. 5 boelden: machten Skandal. 8 grootsch: großartig. 9 volkenontslaving: Völkerbefreiung (= entskavung); rede: Vernunft. 10 tierden: lärmten; brasten: schwelgten. 11 kwastten: schlemmten. 13 Bij hen: bei ihnen. 14 naar: unheim-

gleed angstig over de veelden heen
bij 't flakkerend brandgeschemel,
en schreeuwde ontzind ten hemel
bij's vaderlandes sneven .....

O roes van 't Fransche leven!
Ze voelden niet den klauw der Dood
die schimpend hun den gorgel sloot,
noch hoorden de wraak de eeuwen
hun stervensvonnis schreeuwen:
„Gij leeft uw laatste leven!“

Charakteristisch für den „Träumer“ van Oye ist Nr. 9. Er befindet sich auf dem Schlachtfelde, in der Nacht nach einer Schlacht — „de aarde is zat gedronken aan dampend menschenbloed“ —

Da hört er Geräusch und hält es für Nachtwind, aber es kommt von den Soldaten, die im Lager mit gedämpfter Stimme singen. Sein Herz stimmt mit ein und ruft den Soldaten zu: „singt laut“. Aber da steigt in ihm der Gedanke auf an all das Leid und Weh, was der Tag in der Heimat der Gefallenen hervorrufen muß, und der Gedanke ist so mächtig und lebhaft, daß er zu Lauten wird und der Dichter ihn in Wehklagen rund um sich herum „hört“.

XVIII. Eeen bivak. — Is het de nachtwind
die klagend kreunt en hijgt? ....
Neen; halfgesmoord gezang is 't
dat uit den kampe stijgt.

Zingt luid, soldaten! Dat moogt gij!
Hebt dapper uw taak volbracht!
't is schoon, 't is grootsch, 't is herrlijk,
dat heldengezang in den nacht!

En luisterend zingt, geestdriftig,
mijn hert die liederen mee ....
Maar — is't de dolende nachtwind
die klaget en steent van wee?

Neen: — weenen hoor ik rond mij
den hertverscheurenden rouw
van vaderlooze kind en
van kinderlooze vrouw ....

Zingt stil, zingt stil, soldaten!
verdooft, ontheiligt niet
de stemme der ellende
die door de wolken schiet ....

Vom ersten bis letzten Worte mit Herzblut geschrieben und darum auch herzergreifend ist Nr. 7 (Ter slachtbank). Es könnte von gestern sein, und deshalb mag dieses, obwohl längere Gedicht, ins Deutsche übertragen, hier Platz finden:

Zur Schlachtbank.

In Ryssel gesehen.

Winter. Zwei Fuß Schnee. Und immer schneit's noch fort,
langsam — langsam — unaufhaltsam — dicke, weiche
Flocken, kaum zu unterscheiden, denn die Luft
— grau gefärbt — hängt ringsum wie ein fahler Schleier,
und — 's ist früh, die Nacht geht kaum zur Neige; matt
steigt der Dämmerschein des Morgens aus dem weißen
Bahrtuch, das gestreckt liegt überm Lande. Kalt
ist es, eisig kalt — mir ist's, als ob im Kopfe
alles Blut erstarrt und alle Denkkraft weicht.
Fast gefühllos, duselnd, halb im Schlafe, stapf' ich
einsam durch die stillen Straßen fort .... Doch was —
hinten fern? — was ist das? Dumpf Getrappel einer
Herde fortgetriebner Schafe? ... Ist's Geräusch
von gedämpften Stimmen, was ich höre? Näher,
näher kommt es ... deutlicher schon klingt es, doch —
Jünglingstimmen, Kinderstimmen sind's ... Sie singen,
Takt einhaltend zum Gestapfe durch den Schnee.

---

lich. 18 sneven: fallen. 19 roes: Rausch. 22 wraak: Rache; eeuwen: Zeiten. 23 stervensvonnis: Todesurteil.

XVIII 2 kreunt en hijgt: ächzt und keucht. 3 halfgesmoord: gedämpft. 4 uit den kampe: aus dem Lager. 6 taak: Aufgabe. 9 luisterend: lauschend; geestdriftig: begeistert. 11 dolende: umherirrende. 14 das herzzerreißende Leid. 18 verdooft: betäubt. 19 ellende: Kummer.

Und vorüberzieht, in wirrer Reih' marschierend,
Dünn bekleidet, schlecht beschuht, von Schnee durchnäßt,
Zitternd, bleich, verzerrt die Züge, müden Blickes,
Fest auf die beschneite Schulter pressend das schwankende Gewehr mit steif verklommner Hand, ein
Trupp Rekruten, an die hundert sind es wohl.
Sechzehn, achtzehn, zwanzig Jahr'. — Sie singen! mutlos,
Um sich anzufeuern singen sie das Lied:
„Allons, enfants de la patrie!"

Arme Jungens, arme Kinder sind's vielmehr!
Wohin trotten sie des Weges? .... Höret! Menschen
kamen, herzlos, ruhmbegierig, echte Glücksritter, die aus Eigennutz mit Köpfen spielen
— Köpfen von dem guten, argwohnlosen Volk —
Menschen, die das „Ich" mehr werten als die tausend
Tausende von jungen Lebensblüten, mehr als das Weh von Millionen Mutterherzen.
Und — sie sprachen zu dem Volk. Sie logen. — Frech
logen sie die blüh'nde Jugend an, die Mutterherzen. Friede, Ruhe, Arbeit! schrie das Volk;
Kinder wollten Leben, Mütter wollten Liebe...
— Friede, Arbeit, Ruhe, Liebe, Leben? Nein!
— Ganz erschöpft, am Ende aller Kräfte ist das Land? Nein! keinen Daumenbreit von unserm Boden,
Keinen Stein von unsern Festen. Vorwärts, vorwärts! ....
Und das Volk, den Henkern glaubend — vorwärts ging's.

Volk?! ... Die rüst'gen Männer sind in Feindes Lande,
totgeschossen, Krüppel oder — auf der Flucht;
andre, voller Heldengröße, krochen hinter's
Pult im Zeitungsbureau, streu'n von dort
Haß und Feindschaft übers Land, und Schimpf und Schmähung
Speien sie ins Angesicht dem Feinde, der,
unverschämt genug, den Sieg davontrug; andre
— Helden mit dem Maule — donnern im Café
Gegen die „Barbaren", die „Pendulendiebe".

Darum trottet hier in grauer Morgenfrüh',
Matschend durch den Schnee, in wirrer Reih marschierend,
Dünn bekleidet, schlecht beschuht, vom Schnee durchnäßt
zitternd, bleich, verzerrt die Züge, müden Blickes,
fest auf die beschneite Schulter pressend das schwankende Gewehr mit steif verklommner Hand, ein
Trupp von halberwachsnen armen Jungens fort.

Wohin trotten sie des Weges? Ach! sie wissen's
selbst nicht. Doch man wird sie gleich in einen Zug
stopfen und — voran, voran ins Ungewisse!
Andre folgen, rechts und links griff man sie auf ....
Unerfahren sind sie alle zwar im Kriegsspiel
nie hantierten sie's Gewehr ... Jedoch was machts?
Ist das nötig, um tot schießen sich zu lassen?
Fort — zum Ruhme von wahnwitz'ger Eitelkeit!
Fort — zum Ruhme derer, die mit Köpfen spielen!
Fort — zur Schlachtbank! Fort, ihr armen Schafe, fort!
Singt! Vielleicht sollt ihr's heute abend nicht mehr können!
Denn am Abend — fühlt kein Mitleid euer Feind
mit euch Kindern — dann seid ihr am Abend Leichen!
Und — auch ihr habt eine Mutter, so wie er!
Darum trappen durch den Schnee sie hin und singen:
„Le jour de gloire est arrivé!"

O, begreifen kann ich der Verzweiflung Rasen,
O, begreifen der Begeistrung Feuer für's
Vaterland, die, sieht sie alles, was der Seele
teuer und mit ihr verwachsen ist, bedroht —,
blind und ohne Wahl nach Gaffel, Spaten, Sense
greift, und einer stäubenden Lawine gleich,
die mit Donnerbrüllen vom Gebirge stürmt und
alles — auch sich selbst — zum Abgrund niederwälzt,
Helden aus euch macht, o Bauern der Vendée,
Märt'rer aus dem Heer des Flämschen Bauernkriegs!
Doch — das frevelhafte Spiel, das hier gespielt wird,
Wär's so furchtbar traurig nicht, zum Lachen wär's!

Endlos lange Karawanen Kriegsgefang'ner,
ohne Kraft und Mut, mit Wunden oft bedeckt,
matt den Leib in blut- und dreckbespritzten Lumpen
schleppend, zogen mir vorbei. — Das ist der Krieg! —
Und wenn auch mein Herz bei Deutschlands Siegen jauchzte,
Eine Mitleidsträne fühlt' im Aug' ich doch.
Metz auch sah ich, stand dabei, als aus den Mauern
stumm — wie ein Gespensterheer vorüberhuschend,
durch der Sieger Doppelreihe defilierend,
Scharen ohne Ende zogen .... waffenlos,
ausgehungert, bleich und schwach, doch ungebeugt und
stolz — und Achtung vor den Männern fühlt' ich.
Doch was hier beim Anblick Deiner Schar mein Herz so
Tief ergreift, o armes junges Blut, das man
Schnöd' zur Metzge treibt, es nutzlos abzuschlachten,
Zorn ist's gegen sie, die dich betrügen; 's ist
Mehr für dich, schuldlose Kinderschar, als Achtung,
Mehr als Mitgefühl: es ist — Bewunderung!

Atrecht, 22. Januari 1871.

Nach dem Friedensschlusse in seine Heimat zurückgekehrt, hat er gleichsam eine poetische Generalabrechnung gehalten, die ehrenvoll für Deutschland ausgefallen ist:

Aan Germania.

XIX. Wel waren het zonnige dagen
toen, op uw heiligen grond,
Germanië, mijne ziele
den hemel vond.

Ik groette u het eerst in den winter,
maar zomer was 't in mijn hert —
en 'k juichte, omdat een nieuw leven
me ontsloten werd.

Ik dronk me volzalig dronken
aan't leven dat borrelde in mij,
en trilde van heilige aandoening
en — weende erbij ....

Ik zag uwe rotsen en stroomen,
uwe bergen en wouden — maar
iets vond ik op uwen grond, nog
meer wonderbaar:

Ik had in uwe edele zangen,
de taal des rechts gehoord,
gevolgd uwe zonen ten velde
van strijd en moord;

ik had uwe helden zien stormen
— luid zingend — door vuur en schroot,
en lachende vallen en sterven
den zegedood;

toen zag ik uw weezen en weeûwen,
versmeltend in geween,
hunne oogen ten hemel heffen,
in — dankgebeên;

'k zag 't bloed der moederharten,
der tranen van bruid en vrouw
stil op uwe outers vloeien
in trotschen rouw ....

En uit die onmeetlijke ellende
ontsteeg een reuzig „Hoera"!
en dreunde — bedwelmende zeegroep —:
„Germania"!

En toen dat heldenschouwspel
gelijk een droom verzwond
van vóor mijnen blik, weer warend
op Vlaamschen grond,

toen was 't of een kille nevel
mij klemmend op 't herte lag,
en 'k zuchtte — mij vreemd hier voelend —:
„Klein Vlaandren, ach!"

Oostende, Juli 1871.

Van Oye hat Deutschland verlassen, aber ohne es zu vergessen. Und wie innig und eng das Band zwischen beiden geblieben ist, hat sich gezeigt, als 17 Jahre später Kaiser Wilhelm I. das Zeitliche segnete. War ihm auch das Leben nichts mehr schuldig, und der Tod gegen ihn nicht grausam gewesen,

---

XIX 2 toen: als. 5 ich begrüßte dich zum erstenmal. 8 mir erschlossen wurde. 10 borrelde: aufstieg. 11 trilde: zitterte; aandoening: Rührung. 13 rotsen: Felsen. 14 wouden: Wälder. 15 iets: etwas. 24 Siegestod. 25 toen: dann. Waisen und Witwen. 27 heffen: aufheben. 31 outers: Altäre; vloeien: fließen. 32 in stolzem Leid. 35 bedwelmende zeegroep: betäubender Siegesruf. 39 weer warend: wieder umgehend. 41 da war's, als ob ein kalter Nebel. 43 zuchtte: seufzte.

das weltgeschichtliche Ereignis hatte das Herz des treuen Flamen doch tief ergriffen und ihm Töne entlockt, innig und schön bei aller Schlichtheit, und um so rührender, als sie wie die Klage des Vogels auf keinen Zuhörer berechnet sein konnten.

Aan Keizer Wilhelm I.
† 9 Maart 1888.

XX. 'k heb voor Uw volk gestreden, o grijze Vorst en Held,
om 't aan den dood te ontrukken op 't bloedig oorlogsveld;

in menig diep gewonden an bloënde hoofd en borst
blies ik den levensadem, o grijze Heldenvorst!

Herwekte levens vlogen Uw zegesterre na —
en juichten in begeestring: „Heil Dir, Germania!"

Germania, dat waart Gij — in wil, in kracht, in eer:
Gij vielt, Gij eedle Strijder! Daar ligt Germanje neer . . . .

Om uwe bare knielt het, getroffen in het hart —
geheel Uw volk éen ziele, die heele ziele éen smart.

Den duitschen hemel sluiert een grauwe treurniswolk . . . .
Met Uwen hertklop stokte het herte van Uw volk.

Plots — of een donderknallen dien bangen nacht doorschoot —
gilt Duitschland — neen, Europa —: „Dood! Keizer Willem dood!"

Ik hoor den Duitschen Arend die weeklaagt door de lucht
in 't weegeschrei eens volkes dat om zijn vader zucht;

Ik zie een volk van weezen, het herte vol getraan,
de kommervolle blikken ten donkren hemel slaan. —

En in die millioenen, wee roepend hemelwaart,
'k hoor stemmen, groote Keiser, die ik U heb bewaard!

'k Zie traanomnevelde oogen gevest op Uwe schrijn,
die om U te beweenen door mij behouden zijn!

Het herte klopt geweldig mij in de weeke borst . . .
Die beden en die tranen — ze zijn de mijne, o Vorst!

Zóo mocht ik óok doen ruischen in 't reuzig rouwelied
een klank dien, Duitsche Keizer, een Vlaamsch Germaan U biedt!

Ik heb voor U gestreden, en — met Uw volk vereend —
met hem voor U gebeden, om U met hem geweend.

16 Maart 1888.

XX 2 um es dem Tode zu entreißen. 3 bloënde: blutende(m). 5 Wiedererweckte Leben. 8 neer: nieder. 9 knielt: kniet. 10 Eine Seele dein ganzes Volk. 11 sluiert: verschleiert. 13 Plots: plötzlich. 14 gilt: schreit auf. 15 Arend: Aar.

Der Burenkrieg hat den Dichter dann noch einmal aus seinen „Träumen" aufgeschreckt und nach dem Heerhorn greifen lassen. Die Töne, die er ihm entlockte, übertreffen an Schärfe und dröhnender Kraft alles, was damals laut geworden ist. Das England gewidmete Sprüchlein sei hier nicht nur in des Dichters Sprache, sondern auch in deutscher Übersetzung gegeben.

Aan Engeland.

XXI. Zoo is de snoodste daad dus van onze eeuw geschied . . . .
En 't Volk dat haar beging verzinkt van schaamte niet
in zijnen modderpoel van eerloosheid en schande!
Neen! — 't is er trotsch op! en de bloedbevlekte handen,
met goud gevult, het steekt ze in dronken, driesten spot,
verbijstert en verbeest, omhoog — ten reinen God

des Rechts! — „Ei! Recht? Ik heb het in mijn handen hier — en
almachtig is 't: het goud!“
De roovers zegevieren. —
„Ja 'k weet het wel dat ik een dief, een schurke ben, maar
ik heb de macht, dus 't recht een schurk te zijn, niet waar?“
Genoeg. De wereld walgt .... O Tijden in verwachting
komt, — schopt dat vuige Volk in de eeuwige verachting!

30. Mai 1900.

An England.

Das ist die schnödste Tat, die unsr'e Zeit vernahm!
Versinkt das Volk, das sie beging, denn nicht vor Scham
In seinem eklen Pfuhl von Niedertracht und Schande?
Nein! Stolz ist's noch darauf und hebt vor allem Lande
Die blut'gen Hände, voll von Gold, in frechem Spott,
Wahnwitzig und vertiert empor — zum reinen Gott
Des Recht's! — „Ei, Recht? Seht's hier in meinen Händen liegen —
Allmächtig ist's: das Gold!“
Die Räuber sehn wir siegen. —
„Ja, daß ein Dieb, ein Schurk' ich bin, seh' ich wohl ein,
Doch hab' die Macht ich, drum auch's Recht zum Schurkesein!“
Genug. Wen ekelt's nicht? .... Abgrund der ewigen Schande,
O, tu dich auf, verschling die niederträchtige Bande!

Aan de Vorsten.

XXII. En gij, gij ook, gij kroon- en scepterdragers, ridderen
van Eer en Recht — komt hier!
Lakaien der aanbidderen
van 't gulden kalf, ginds pleegt het goud een volken moord!
De ziel der Menschheid gruwt en schreeuwt ten hemel ... Hoort! —
Gij hoort niet ... Spreekt! — Gij zwijgt ....
maar eens zal Iemand spreken,
die, met geen goud te koop, Gerechtigheid moet wreken!
O Wraakgodinne der Geschiedenis, verrijs!
Uw gloeiend ijzer op die knechtenhoofden! Wijs
me heel dien naren boel van femelende laffen
ten schandpaal!
Vorsten, zóo moet uw verraad u straffen —
en zal't. Ge kunt nu gaan ... Uw vonnis is geveld.
Wascht u de handen nu.
Wanneer het Judasgeld? ....

30/5 —00.

XX 24 beden: Gebete. 25 doen ruischen: brausen lassen.
XXII 3 aanbidderen: Anbeter. 4 ginds: drüben; pleegt: begeht. 8 te koop: käuflich; wreken: rächen. 9 O Rachegöttin der Geschichte, stehe auf! 11 boel: Haufe; femelende: frömmelnde, heuchelnde. 14 vonnis: Urteil.

Van Oye ist, wie wir gesehen, ein Meister der Form, aber wo nicht das musikalische Element in Frage kommt, liebt er einfache Metra, mehr als seine Landsleute. Mit der formalen Dichtkunst hat er sich auch theoretisch gründlich beschäftigt und ein Werk, „De Grieksche Metriek in de Nederl. dichtkunst“, geschrieben, das ich indes nicht kenne.

Richtige Hexameter zu bauen, hatte schon Michael Dautzenberg († 1869) Platen und Rückert abgesehen und es die Niederländer gelehrt; aber sie blieben vielfach noch hart und unmelodisch, selbst bei van Beers. Wirklich leichtfließend und klangvoll zugleich sind van Oyes Hexameter — ebenso die, übrigens nicht zahlreichen, Oden —; man fühlt es bei ihnen kaum noch, daß sie ungermanischer Abkunft sind. Überhaupt ist die Ausbildung der Form bei ihm vollendet, nicht bloß die der äußeren Form, sondern auch die der innern, wie man das besonders an seinen Übersetzungen aus dem Englischen und Dänischen beobachten kann, in denen

er auch den ganzen Eindruck, den die Originale auf den Leser ausüben, wiederzugeben bestrebt ist. Die Meisterschaft auf diesem Gebiete wird ihm auch allseitig zuerkannt.

Die engen Beziehungen, welche von jeher zwischen den flämischen Dichtern und den flämischen Musikern bestanden haben, bilden den Grund, daß so viele Dichter auch Opern, Kantaten und andere Gesangspiele im Dienste der Musik gedichtet haben. Auch van Oye hat auf dem Altare dieser Freundschaft freudig und reichlich geopfert. Ein ähnlicher Beweggrund — nämlich das Bedürfnis der vielen kleinen flämischen Volksbühnen — mag ihn dazu geführt haben, sich auch als Dramatiker zu versuchen. Die Baldersage ist bekannt; ihre Behandlung von van Oye ist mehr auf das musikalische als das dramatische Element gerichtet. Der Stoff seiner Godelieve van Ghistelle ist so wenig dramatisch veranlagt wie der Dichter selbst; es ist eine rührende Erzählung von der Art der Genovevalegende, die in prächtigen Versen vorgeführt wird. Die heilige Flämin ist sehr populär und mag auch geschichtlich beglaubigt sein, aber sie ist nicht die erste, die den mit poetischen Perlen reich bestickten Legendenmantel trägt, er stammt schon aus dem Altertum und bildet einen Beweis dafür, daß, wie Reitzenstein einmal sagt, nichts wieder ganz verlorenzugehen scheint, was einmal zum Inhalte des religiösen Volksbewußtseins gehört hat.

Gezelle und van Oye standen zeitlebens in trautestem Verhältnisse:

'k Heb menig menig blom voor u
gelezen en geschonken,
en, lijk een bie, met u, met u,
er honing uit gedronken ....

dichtet Gezelle, und obwohl sich der Altersunterschied von 10 Jahren später zu verwischen pflegt, bleibt ihm sein ehemaliger Schüler doch „mijn kind". van Oye seinerseits geht darauf ein, und kindlichrührende Töne sind es noch, die uns aus dem Nachrufe des Sechzigjährigen auf Gezelle entgegenklingen:

XXIII. Ik weene stille tranen ...
O goede lieve meester,
ik had u toch zoveel noch
te zeggen! En ge zijt nu —
ach waaron zijt ge dood? ...

Ik hoor, ik zie ze komen,
die vroeger ut ontkenden;
nu hijschen ze u op 't voetstuk
van hunne kleine grootheid ...
Ge zijt nu immers weg? —

Ich glaube nicht besser schließen zu können, als mit einem an van Oye gerichteten Gedichte Gezelles, in dem jenem zuerkannt wird, daß er ein Dichter, und zwar ein Dichter von Eigenart sei — im Munde des Meisters das höchste Lob!

XXIV. Ik heb u kind gekend,
u knape en man zien worden;
ik heb u 't woordenzweerd
en zien en helpen gorden:
't verrast mij niet, 't verheugt
dat ik met lauwerblaân
uw zegepralend beeld
gekroond zie voor mij staan.
gekroond zoo niet met wat
snelkroonende andren vlechten,
gekroond met 't geen gij zelf
gewonnen hebt al vechten;
gekroond met eigen moed,
volherding en dat één
dat gij zijt, Dichter, gij,
mijn kind, gij zelve, alleen!

XXIII 4 ge: ihr. 7 die früher euch verkannten. 8 hijschen: erheben (hissen); voetstuk: Sockel.

XXIV 1 u kind: euch als Kind. 5 verrast: überrascht; verheugt: erfreut. 6 lauwerblaân: Lorbeerblättern. 7 zegepralend: triumphierend. 14 volherding: Ausdauer.

Über die gesteigerte Gefährdung kirchlicher Gebäude und kirchlicher Personen während des jetzigen Weltkrieges.

Nüchterne Betrachtungen.

Von Aloys Schulte.

In der Zeit unserer Väter, in den Tagen des Pulverdampfes, war jede Kanone, ja jedes Gewehr des Gegners nach dem Rauche der Pulverexplosion zu bestimmen, der Pulverdampf verriet jedes Feuerrohr. Die Batterien und Kampfstellungen des Gegners waren also vom ersten Schusse an, den sie abgaben, bekannt. Bei der geringen Tragkraft der Feuerrohre und dem mäßigen Umfange der aufgebotenen, dicht aufgestellten Truppen hatte das freie oder das mit einem Fernrohr verstärkte Auge des Feldherrn noch die Möglichkeit, selbst etwas zu sehen. Er hielt in der Regel auf einer Anhöhe. Den engen Raum des Obergeschosses eines Kirchturms bestieg der Feldherr selbst nur selten. Aber schon damals wurden Generalstabsoffiziere oder andere Beobachter auf Kirchtürme entsendet, um von dort aus möglichst viele Beobachtungen zu machen. Die gemachten Beobachtungen mußten durch einen Reiter an die Führerstelle gebracht werden, und es gingen von da dann die darauf gegründeten Befehle wiederum durch einen Reiter an die Truppen. Es ist sofort ersichtlich, daß, je näher der Kirchturm dem Feldherrnhügel lag, um so weniger Zeit verloren ging, die Beobachtung und der darauf begründete Befehl zeitlich möglichst aneinanderrückten. Das Feuer im einzelnen von einem Kirchturme zu leiten, war damals unmöglich.

Heute ist das Pulver rauchlos geworden, das Mündungsfeuer der Geschütze ist nur ein flüchtiger Schein, die Kanonen und Gewehre tragen viel weiter, alle Feuerschlünde werden versteckt, und die für Steilfeuer sind am leichtesten jeder Sicht zu entziehen. Die Horizontalbeobachtung eines Fußgängers oder auch eines Reiters hat kein Erträgnis mehr. Trotz der besten Scherenfernrohre ist nicht mehr viel zu sehen; jeder stellt die „Leere des Schlachtfeldes“ fest.

Die Tatsachengewalt drängt die Beobachter in die Höhe, und damit wird aus dem zweidimensionalen Kriege ein dreidimensionaler. Das ist der größte Unterschied der heutigen Kriegführung von der früheren. In die Höhe fuhr das Luftfahrzeug, in die Tiefe drang das Unterseeboot. Aus dem Kriege der Löwen ward ein Kampf, an dem sich auch die Adler und die Tiefseefische beteiligen.

Was den Kampf auf dem Lande anbetrifft, der von uns allein zu berücksichtigen ist, stürzten alte Überlieferungen zusammen. Das menschliche Auge muß sich fortan aus der dritten Dimension die Beobachtungen holen, die in der Ebene nicht mehr zu beschaffen sind. Für die Armeeführung und die Leitung der größeren Verbände stehen Fesselballone, Luftfahrzeuge und lenkbare Luftschiffe zur Verfügung. Nur beim Fesselballon ist eine stetige, unmittelbar wirkende Verbindung durch das Telephon vorhanden. Das ist eine zweite, äußerst folgenreiche Erfindung.

Was das Auge hoch über der Erde geschaut, kann der Mund so klar aussprechen, daß es auf der Erde verstanden wird. Die andern Luftfahrzeuge können nur durch Zeichen verkehren, aber die Zahl der Signale ist beschränkt. So werden diese höheren, den Kampf leitenden Behörden einen Turm oder eine andere Erhöhung sehr gern benutzen oder benutzen lassen; denn gegenüber allen in der Luft schwankenden Beobachtungsstellen hat der Kirchturm einen festen Standort, der auch bei mathematischen Berechnungen verwendet werden kann.

Bei den niederen Truppenverbänden hat das Telephon den Kirchtürmen eine noch größere Bedeutung gegeben. Früher war das Kommando einer feuernden Batterie an die Kraft einer menschlichen Stimme gebunden. Das Auge des Führers und die seiner Beobachter durften über Hörweite nicht von der Batterie sich entfernen. Jetzt aber hat die Erfindung Edisons die Sinnesorgane des Kommandierenden verlängert, die Augen des Beobachters ließen sich hoch in die Luft verschieben, und doch blieb seine Stimme an der Erde haften. Eine jede Batterie, ja jede größere Feuergruppe wird und muß es versuchen, für den Beobachter einen günstigen Stand in der Luftzone zu gewinnen. So werden Bäume, Leitern, hohe Dächer, Windmühlen zu Standorten für Beobachtung und Befehlsgebung auch in den kleineren Verbänden. Viel besser eignen sich aber noch die Kirchtürme dafür. Das Telephon ist nirgendwo so leicht zu befestigen als an der dem Feinde abgewendeten Seite des Kirchturms.

Auch für den Kampf selbst sind die Kirchtürme heute nützlicher denn je. Im Mittelalter waren viele Kirchtürme oft auch die ganze Friedhofsanlage, die die Kirche umgab, zur Verteidigung absichtlich hergerichtet. Das Zeitalter des Pulvers hat das nicht beseitigt. Doch wie winzig war die Zahl der Schießscharten oder der überhaupt verwendbaren Plätze für Schützen. Aber heute gibt es ein äußerst schnell feuerndes Geschütz, das jede Treppe eines Kirchturmes hinaufbefördert werden kann, das ist das Maschinengewehr. Und das sind nicht mehr 5 oder 6 Schuß in der Minute, sondern ebenso viele Hunderte. Von der hohen Brüstung des obersten Kirchturmgeschosses kann ein Maschinengewehr einen Feind überfallen und ernsthaft schädigen.

So tritt denn nicht nur an die höheren Stäbe, sondern auch an Truppenoffiziere die oft sofort zu lösende Frage heran: Soll und muß ich nicht den Kirchturm als Auge benutzen, als Befehlsplatz, ja als Standort für meine Maschinengewehre? Aufschub und lange Überlegung gibt es nicht. Soll der Offizier den Kirchturm schonen, weil er ein Kirchturm ist? Soll er von den Gebräuchen der mittelalterlichen Kriegführung abweichen? Handelt es sich um ein Kunstwerk oder um ein geschichtliches Denkmal, so kommen zu den religiösen Bedenken noch andere hinzu. Da entbrennt denn der Widerstreit militärischer Interessen und Pflichten mit Rücksichten religiöser, künstlerischer und moralischer Art. Es eilt, die Not gebietet, das Leben der Kämpfenden, und mehr noch der Sieg steht auf dem Spiele. Der Hauptmann unten auf der Dorfstraße kann das Vorgelände des Dorfes, in dem er kämpft, nicht übersehen, aber vom Turme aus kann er jeden Mann zählen, den der Feind heranführt. Der Batterieführer in einer ebenen Landschaft mit niederen Häusern soll den Kirchturm unbenutzt lassen, den einzigen hoch gelegenen Be-

obachtungsposten? Die Pflicht zwingt, alle Bedenken niederzuschlagen. Das gilt für die Offiziere aller Völker, aller Religionen und Konfessionen.

Jeder Offizier aber, jeder Soldat, der in einer solchen Lage zu dem Entschlusse kommt, die Kirche als Standort eines Beobachters oder einer Kampfeswaffe oder auch nur als Deckung für eine militärische Aufstellung von eigenen Batterien, Munitionskolonnen, Truppenkörpern zu benutzen, setzt damit die Kirche als Pfand ein und gefährdet ihr Dasein. Das ist die Person, die das Unheil der nächsten Stunde heraufbeschwört; wenn einer für den Untergang einer Kirche moralisch verantwortlich ist, so ist es der, der sie für die bezeichneten Zwecke benutzt. Der gegnerischen Truppe ist es nicht zuzumuten, daß sie sich ruhig von einem Kirchturm beobachten läßt, daß von dort das Feuer geleitet wird oder gar von dort her die Maschinengewehre den Tod senden. Wenn diese gegnerische Truppe nun feuert, so gehen die Geschosse gegen die Kirche, sie zerstören sie schließlich. Aber wer kann bei ruhiger Überlegung dem Führer dieser angegriffenen Truppe, die sich dann wehrt, die Schuld beimessen und nicht dem, der die Kirche in militärische Benutzung genommen hat? Kein Verständiger kann so urteilen.

Der Schein spricht zuungunsten dessen, der antwortet; denn seine Kugeln hinterlassen die deutlichen Spuren, da ist nichts zu leugnen; der erste Benutzer aber hinterläßt vielleicht keine Spuren. Ein Beobachtungsoffizier, ja eine Telephonanlage machen keinen Sachschaden, der deutlich zu erweisen ist. Es ist also zweifellos, daß der moralisch verantwortliche erste Benutzer leicht seine Tat wird ableugnen können, der zweite, der sich verteidigt, aber kann sich nicht aufs Ableugnen legen. Der zweite wird als „Barbar" verschrien, während der eigentlich Verantwortliche, wenn man will, der eigentlich „Schuldige" leugnet und sehr schwer überführt werden kann. Wenn dieser seinen Posten auf den Kirchturm geschickt hat, ohne daß bürgerliche Leute es sahen, so wird man keinen Zeugen gegen ihn auftreiben, denn das Militär wird das nicht bekanntgeben. Die heransausenden Kugeln des andern aber sind kein Geheimnis. So also liegen die Dinge: der, den man allein als moralisch schuldig bezeichnen könnte, — obwohl auch das oft nicht zutrifft — kann sich verstecken, jener, der darauf antwortet, kann es nicht. Der, der zuerst das kirchliche Gebäude militärisch verwendet, wird vielfach den inneren Zwang als seine Entschuldigung anführen, und man wird, da er direkt dem Gebäude keinen Schaden zugefügt hat, seine Schuld durchgehen lassen. Wer aber das tut, der muß erst recht den entschuldigen, der diese Benutzung ausspähte und feststellte und darauf, um die weitere Verwendung unmöglich zu machen, das kirchliche Gebäude selbst angriff. Man kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß dieser zweite eine Pflicht erfüllte.

Je mehr Fälle einer der Gegner festgestellt hat, daß der andere Kirchen zur Beobachtung benutzte, um so stärker wird bei ihm die Vermutung, daß das regelmäßig erfolge. Es ergibt sich eine natürliche Steigerung, man feuert auf jedes hochgelegene Gebäude, nicht weil man es sicher festgestellt hat, daß es benutzt wird, sondern weil man ohne Beweis vermutet, daß es benutzt werde. Alle hochragenden Gebäude sind heute im Kriege sehr viel ernster bedroht, als das jemals der Fall war.

In durchaus zwingender Weise hat sich bei unserer Erörterung das aus den neuen Erfindungen und aus der psychologischen Stimmung, die bei allen Kriegsparteien eintreten muß, ergeben.

Gibt es nun ein Mittel trotzdem, künstlerisch bedeutsame Bauten zu schützen, einen Weg, nicht nur die militärische Benutzung zu verhindern, sondern auch bei dem Gegner die Zuversicht zu erzeugen, daß eine solche militärische Benutzung gänzlich ausgeschlossen ist? Wir haben einen Schutzanspruch für die mit dem Roten Kreuze bezeichneten Lazarette, die in der Regel gar keine Turmaufbauten haben. Selbst da hat sich eine peinlich beobachtete Schonung nicht durchsetzen lassen. Aber nehmen wir einmal an, daß versucht würde, durch einen Vertrag ein bestimmtes Gebäude zu schonen, dann wird der Gegner von dem Besitzer ganz bestimmte klare Bürgschaften verlangen. Man würde etwa fordern, daß die Schlüssel der Kirche einer neutralen Vertrauensperson übergeben würden. Wie sollte dieser Neutrale aber verhindern, daß unter der Maske eines Dachdeckers ein Beobachtungsoffizier auf das Kirchendach gelange? Für den schnell dahinziehenden Bewegungskrieg fehlt es an Zeit, um solche Verträge abzuschließen. Aber auch im Stellungskriege wird kaum ein wirksamer Schutz erreicht werden können. Das Herz des Kunstfreundes mag bluten, das religiöse Gefühl jedes Christen mag erzittern, doch der Verstand muß sagen, daß diese Sätze notwendige Folgen der gegebenen Ursachen sind. Die Wirkungen der neuen Kriegsmittel sind für die Menschen erschreckend gestiegen, auch für die Gebäude, vor allem für alle hochgelegenen Gebäude sind sie in gleichem Maaße gewachsen.

Man wird noch auf einen Versuch, da zu helfen, hinweisen. Das Haager Abkommen vom 16. Oktober 1907 verlangt, daß bei Belagerungen und Beschießungen alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden, um die dem Gottesdienste usw. gewidmeten Gebäude ... soviel wie möglich zu schonen, vorausgesetzt, daß sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zwecke Verwendung finden. Diese Abmachung sah in etwa die Dinge voraus, verbot die militärische Benutzung und setzte das „soviel wie möglich“ ein. Um über das Rote Kreuz hinaus diese Schonung praktisch zu ermöglichen, sollten solche Gebäude und Sammelplätze mit deutlichen besonderen Zeichen versehen werden und diese dem Belagerer vorher bekanntgegeben werden. Die Konferenz saß an einem grünen Tische, da ist es leicht, Parlamentäre hinüberzuschicken, aber die Zunahme der Kriegsgefahren hat das wirkliche Parlamentieren über weite Feuerzonen weg notwendig eingeschränkt, und aus diesem Kriege ist nicht ein Fall bekannt, wo ein solches Abzeichen wirklich verabredet wurde. Vor den realen Tatsachen verschwand die gutgemeinte Absicht der Diplomaten und Völkerrechtler.

Wird das Publikum nun irgendwie einen starken Drang haben, diese Kriegsnotwendigkeiten und Kriegstatsachen ruhig zu beurteilen? Etwa ein Neutraler, der wirklich ernsthaft bestrebt ist, Licht und Schatten zu verteilen? Wird er immer erkennen, wo die Schuld liegt? Der Schein spricht gegen die angreifende Armee. Der Verteidiger, der den Kirchturm zu allen militärischen Zwecken benutzt, ruft an dem Bauwerke keine Zerstörung hervor, und antwortet der Gegner nicht, so kräht kein Hahn davon. Diese Tatsachen rufen dann bei dem Neutralen keine Entrüstung hervor, und die öffent-

liche Meinung des eigenen Landes wird diese Tat verzeihen. Aber der Angreifer, der sie beantwortet, ist der „Barbar", der rohe Verächter der Kunst, der Feind der Religion, der eine Freude daran habe, das herrliche Gebäude, den Stolz der Stadt, die Stätte der Frömmigkeit, niederzulegen. Und vielleicht hat der Befehlshaber in einem schweren Konflikte seiner religiösen Gefühle, seiner Kunstliebe, seines geschichtlichen Sinnes mit der harten militärischen Notwendigkeit sich zu seinem Entschlusse durchgerungen. Der Schein trügt. Der Angreifer bringt die öffentliche Meinung der Welt gegen sich auf, die den wahrhaft Schuldigen, den Verteidiger, schont.

Noch ein Moment kommt hinzu. Heute sind alle Armeen, weil sie Volksheere sind oder sich doch dazu umbilden, darauf aus, die Truppen möglichst wenig biwakieren zu lassen, sie vielmehr in Ortschaften unterzubringen. Der abziehende Gegner hat daher ein Interesse, dem Gegner keine Ortschaften zu hinterlassen, und wiederum sind die Kirchen als die geräumigsten Gebäude am meisten gefährdet. Kommt es zum Stellungskriege, so kommt die Absicht zur Geltung, hinter den Schützengräben des Gegners die Ortschaften möglichst zu zerstören, damit auch seine Reserven möglichst schlecht untergebracht sind. Bei der großen Tragweite der beiderseitigen Geschütze entsteht ein sehr breiter Gürtel völlig zerstörter Ortschaften, in denen auch die Kirchen und Kunstbauten niedergelegt sind.

Die einmarschierende angreifende Armee hat kein Interesse daran, überflüssig Ortschaften zu zerstören, denn sie sollen ja als Unterkunft dienen, und die Vorräte sollen benutzt werden. So folgt aus einer nüchternen Betrachtung denn der paradox klingende Satz: das militärische Interesse des zurückweichenden heimischen Heeres ist eine größere Gefahr für einen Ort als das des angreifenden feindlichen Heeres. Dabei braucht der zurückweichende Teil gar nicht grundsätzlich das System zu verfolgen, möglichst alles zu zerstören, um das Land dem Landesfeinde nur als einen von allen Hilfsmitteln entblößten Raum zu überlassen.

Dem Angreifer wird die gemeine Meinung doch einen weit größeren Teil der erfolgten Zerstörungen auf die Rechnung setzen. Der Landesfeind hat den Schein gegen sich, auch wenn das Urteil völlig ungerecht ist. Das Vorurteil ist gegen ihn nur noch stärker, wenn zu der politischen Gegnerschaft noch ein religiöser Unterschied kommt.

Wenn aber der Volksgenosse eine Kirche zu den angegebenen Zwecken verwendet, so wird ihm das verziehen. Da erscheint die Handlung als vaterländisch, die in ihren Folgen so Übles herbeiführte.

Die Schuld an der Zerstörung von Ortschaften wie von Kirchen wird — so will es der Anschein — viel leichter dem Landfremden, dem Angreifer, beigemessen als dem Eigentümer, dem Verteidiger. Man wird vielleicht sogar auf die verschiedenen Religionen hinweisen, obwohl doch dieser Umstand am allerwenigsten in diesen militärischen Dingen in Betracht kommt.

Nun könnte man — wir sind immer noch bei theoretischen Folgerungen — annehmen, daß Glaubensgegensätze auch heute noch eine starke Rolle spielten, wiewohl doch in den Religionskriegen früherer Jahrhunderte der Grundbestand, der Steinbau gegnerischer Kirchen selten demoliert wurde, die Wut ließ sich aus an geistlichen Gewändern, an Bildern und derarti-

gem. Die heutige Generation aller Länder steht zweifellos sittlich höher als jene Zeiten, die Truppen aller Staaten sind besser diszipliniert. Es gibt keine religiös geschlossenen Truppenteile mehr, und in den Massen herrscht ganz richtig allgemein das Gefühl, daß der gegenwärtige Weltkrieg kein Religionskrieg sei. Das wird vielleicht bestritten werden. Ich gehe daher auf einen anderen sicheren Weg, der in katholischen Landschaften unbedingt zeigen muß, ob die eindringende Armee auch einen antikatholischen Zerstörungsgeist in sich birgt. In katholischen Landschaften sind Wegkreuze, Madonnenstatuen, Heiligenfiguren, Kreuzwege über das Land verteilt an Stellen, wo sie kein militärisches Interesse wachrufen. Sind sie an solchen Plätzen häufiger absichtlich zerstört, nicht etwa von einem Bagagewagen umgefahren oder durch eine Kugel beschädigt, dann — ja dann wird man von Religions- oder Konfessionshaß protestantischer Truppen reden können. Ist das aber nicht der Fall, so ist eben von diesen Gefühlen aus keine Schädigung der Kirchen erfolgt. Wer Absicht behauptet, muß den Einzelbeweis auf seine Schulter nehmen. Namentlich den Neutralen sei es gesagt, daß ihnen die Pflicht aufliegt, zu allen Behauptungen zwingende Beweise beizubringen. Die Zerstörung oder schwere Schädigung einer Kirche in einem Ortskampfe ist allen Jahrhunderten eigen. Heute ist die Gefahr durch die Kriegsmittel erheblich gewachsen. Je wilder aber eine Kriegshandlung wird, je grausamer, blutiger, hartnäckiger, desto mehr kommen zu den notwendigen Zerstörungen vermeintlich ebenso notwendige, ja für militärische Interessen überflüssige. Wer in Kämpfe von solcher Leidenschaft verwickelt wird, wie sie tagtäglich sich abspielen, kann nicht die Leidenschaft der Truppen, in denen auch die üblen Volkselemente vertreten sind, völlig aufheben.

Ich wende mich nun zu den geistlichen Personen. Die Geschichte manches Landes feiert einen Mönch, der am Kampfe mit der Waffe in der Hand teilgenommen hat. Auch heute dürfte ein Pfarrer, der dem Beobachtungsoffizier den Kirchenturm öffnet und ihm oben genaue Auskunft gibt, von seinen Landsleuten zumeist als ein Patriot gepriesen werden. Aber ich will gar nicht von solchen reden, die direkt oder indirekt eingreifen, sondern von solchen Kirchendienern, die sich ängstlich und völlig zurückzuhalten.

Die gemeine Ansicht hält den Pfarrer für den Hausherrn in der Kirche; wird diese für militärische Zwecke benutzt, so gilt der Pfarrer als mitverantwortlich. Es soll hier nun nicht festgestellt werden, wie weit sein Schlüsselrecht in den verschiedenen Ländern geht. In Kriegszeiten gilt überall dieselbe Regel: Jedem militärischen Befehle muß jeder gehorchen. Die Kirchendiener, die nicht an die Pfarrkirche gebunden sind, entgehen dem Verdachte des Gegners: für den protestantischen Prediger wie für den Rabbiner ist Kirche und Synagoge in erster Linie ein Predigthaus, dann ein Bethaus; die Benutzung beschränkt sich auf einen Tag in der Woche. Prediger und Rabbiner tragen vielfach eine Kleidung, die sie nicht unbedingt sicher erkennen läßt. Für den katholischen Pfarrer ist das Verhältnis zu seiner Kirche viel enger, er hält täglich dort seinen Gottesdienst, dort wird das hochwürdigste Gut aufbewahrt; will er zum Kranken oder Verwundeten gehen, ihn zu versehen, so muß er erst in die Kirche gehen und dann dorthin zurückkehren. Für den protestantischen Pfarrer oder den Rab-

biner liegt kein Zwang vor, in der Stunde des Kampfes sich in die Kirche zu begeben, der katholische Pfarrer aber muß das hochwürdigste Gut von dem Altare wegnehmen, damit es nicht verunehrt wird, er muß es bergen. Er ist an seiner Haartracht wie an seiner Kleidung kenntlich. Es ist also von vornherein anzunehmen, daß der eindringende Feind eher in dem Kirchengebäude einen katholischen Geistlichen finden wird als einen protestantischen. Und wenn nun die eindringenden Soldaten den Kirchturm stürmen wollen, um das dort angebrachte Maschinengewehr zu vernichten, wehe dem Pfarrer, der dann aus der Kirche heraustritt. Sieht nicht jeder Leser, wie dann die Soldaten handeln werden, im besten Glauben; und doch füsilieren sie vielleicht einen völlig unschuldigen Mann. Auch für den Geistlichen, besonders für den katholischen, ist die Gefährdung enorm gestiegen.

Wir — Christen und Kunstfreunde, Verehrer historischer Denkmale und Freunde eines schönen Ortsbildes — müssen diese Darlegungen als richtig anerkennen und können es bedauern, daß sie richtig sind, aber wir wollen in allen Ländern auch daraus die Lehre ziehen, äußerst vorsichtig im Urteil über all die schweren Schäden, die der Krieg den Kirchengebäuden und den Kirchendienern bringt, zu sein. Wir dürfen nicht im Schmerze uns zu leidenschaftlichem Urteil hinreißen lassen, sondern müssen uns gedulden, bis der Einzelfall wirklich — und nicht nur vermeintlich aufgeklärt ist. Und vor allem haben die Neutralen die Pflicht, sich jedes vorschnellen Urteils zu enthalten.

Was bisher geschrieben ist, könnte auch in voller Friedenszeit — vor zwei Jahren — von einem gründlichen Kenner des Kriegswesens prophetisch verkündet worden sein. Es verschlangen sich die Psychologie der Kämpfer und die neue Technik des Kriegswesens.

Wenn das Ergebnis richtig ist, dann wird notwendig das Vorurteil gegen uns Deutsche sein; denn es ist gegen den Angreifer. Und Angreifer waren wir auf allen Kriegstheatern fast allein mit Ausnahme von Galizien und Ostpreußen. Das jedoch sind Landschaften, die ärmer sind an Kunstwerken als Belgien und Nordfrankreich und weit weniger bekannt. Was dort zerstört wurde, ist kein so schwerer Verlust für den Kunstfreund als der, der in den altkultivierten Gebieten in Westeuropa entstand. Die öffentliche Meinung in den uns feindlichen und in den neutralen Ländern hat die dortigen Zerstörungen ruhig hingenommen und totgeschwiegen.

Die Gegner unseres Vaterlandes werfen uns Verwüstung der Kirchen und Tötung der Kirchendiener vor, bezeichnen uns als Hunnen und Barbaren. Solche Anschuldigungen haben bei den Neutralen vielfach Gehör gefunden.

Von unserer Seite ist dagegen energisch Stellung genommen worden. Hier seien nur einige aus der bisherigen Betrachtung sich ergebende Gedanken noch ausgeführt. Die Russen sind in Ostpreußen kämpfend eingerückt, wie wir in Belgien. Vergleichen wir die Summe der Zerstörungen hier und dort. Wer die Karte der zerstörten Ortschaften in der Provinz Ostpreußen, wie sie die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ in Nr. 3756 gebracht hat, ansieht, der erkennt, daß nicht nur im Bereiche der Schlachtfelder viele Ortschaften niedergebrannt sind, nicht nur in dem Umkreise kleinerer Kämpfe, sondern auch in dem äußersten Bereiche, den die feindliche Reiterei erreichen konnte. Die Mordbrennereien begannen mit der Mobilmachung! Wer sich über

diese Greuel orientieren will, die über ein Land verhängt wurden, das doch die Russen zu erobern ausgezogen waren, der lese die „Ostpreußischen Kriegshefte". Die Kunstfreunde und die Religiösen aller Länder, ja alle, die einen Sinn für Privateigentum haben, finden da einen Anlaß, sich zu entrüsten.

Im Westen wäre eine Karte aller zerstörten Kirchen sehr erwünscht, sie wäre, wenn man sie verständig nach der Herkunft der Granaten, nach den Umständen des Ortskampfes auslegen würde, ein Beweis für Schuld und Unschuld, für antireligiösen oder antikatholischen Eifer. Wie steht es denn mit den Teilen Belgiens und mit den französischen, die nicht direkt Schlachtfeld waren oder noch sind, und in denen sich nicht ein Franktireurskrieg abgespielt hat? Da sind die Kirchen unbeschädigt geblieben. Aber zerstört sind, und zwar durch französische, englische und belgische Geschosse die belgischen und französischen Ortschaften und Kirchen hinter der deutschen Linie. Und da schreit man nur über die Zerstörung in den Orten, die hinter den französisch-englisch-belgischen Linien liegen. Ist das nicht zweierlei Maß? Liegen denn nicht Rheims, Soissons, Arras und Ypern innerhalb des Feuerbereiches der deutschen Geschütze, sind es denn keine Stützpunkte der Befestigungslinien des Gegners?

Wer hat denn in europäischen Kriegen das System der Niederbrennung einer ganzen Landschaft eingeführt? Etwa ein deutscher General? Nein, ein französischer Kriegsminister des Roi Soleil, der vielgefeierte Louvois, und französische Generale haben 1688 und 1689 am Rhein — auch auf dem linken Rheinufer — dieses System durchgeführt.[1]) Welches Volk ist denn in der Mißhandlung und Tötung katholischer Geistlicher den Franzosen überlegen? Der Herausgeber der Schriften des französischen Katholikenkomitees, der Prälat Baudrillart, geht täglich durch die Räume, wo die schauerlichsten Teile der Septembermorde sich abspielten. Ein Volk, das wie die Bartholmäusnacht so die Septembermorde, den Cevennenkrieg wie die Vendéekämpfe auf seinem Schuldbrett hat, sollte vorsichtig im Anklagen sein.

Welches Volk hat denn höhere Achtung vor den Kunstwerken und den geschichtlichen Denkmalen? Etwa Frankreich, das in der großen Revolution eine Unzahl von Bauten zerschmetterte, die Gräber von St. Denis plünderte und das hundert Jahre später infolge seiner neuen Kirchengesetzgebung die Hand von der Verlassenheit seiner Geschichte wegzog, soweit sie christlich und katholisch war! Hunderte von Kirchen sind dadurch sofort vernichtet worden oder gehen dem Untergange entgegen. Etwa Belgien? Dieses Land hat bis heute nur die Anfänge einer Kunsttopographie, wie sie für den größten Teil Deutschlands fertig und für alle Gebiete in der Bearbeitung ist.

Wir Deutschen haben eine von Staat und Kirche, von Gemeinde und Bevölkerung in jedem Gaue getragene Pflege der geschichtlichen und kirchlichen Denkmale. Die Achtung vor diesem Kulturgute ist in allen Schichten der Bevölkerung festgewurzelt. Wir sind das Volk, das überall auch außerhalb Deutschlands die meisten stellt, die Denkmale der Kunst und der Geschichte ehrfurchtsvoll aufsuchen. Einem solchen Volke Zerstörungslust zuzuschreiben, mag für den Augenblick

1) **Die Befehle liegen in dem Recueil des lettres pour l'éclaircissement de l'histoire militaire du règne de 1672—94. A la Haye 1760—64 (herausgegeben von Griffet) vor.**

gelingen, weil wir in Feindesland stehen und es sich um Denkmale im Eigentume der Gegner handelt. Diese große von Künstlern und Gelehrten, von Kardinälen und Staatsmännern, von Politikern und Menschenfreunden verbreitete Unwahrheit wird bald als das erkannt werden, was sie ist, als eine aus dem Hasse geborene Lüge, für deren Verbreitung, wie gezeigt worden ist, die Menschen, die nur oberflächlich denken, geneigt sein konnten. An diese, die vorschnell geurteilt haben, richten sich diese Zeilen. Prüfet bei ruhigem Blute und urteilt! Wir Deutsche bangen nicht vor dem Urteile der Geschichte.

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege.

Von Paul Lorentz.

Als wir im August 1914 in das unerwartete und im Grunde doch ersehnte Erlebnis „Krieg" eintraten, in dem wir nun seit $1^1/_2$ Jahren stehen, hat uns nichts so sehr mit Staunen und Bewunderung erfüllt als die Raschheit und Genauigkeit und Tadellosigkeit, mit der sich die Mobilmachung vollzog. Aber wir hatten diese Eigenschaften erwartet und empfanden nur das Gefühl tiefster Befriedigung und Genugtuung. Das hatte eben alles vorausgesehen und vorausberechnet werden können. Daß wir aber auch den völlig neuen Anforderungen, die der Krieg selbst bringen sollte, so unbedingt gewachsen waren, das hat uns erst in vollstem Maße das Vertrauen zu uns selbst als Volk und Staat gewinnen lassen. An diesem Grad von Reife unseres Volkes, die wir so hoch nicht geglaubt hatten einschätzen zu dürfen, hat die Heranbildung der führenden Schichten auf den höheren Schulen ganz gewiß ihr vollgemessenes Teil. Und wenn wir nun beobachten, wie die unmittelbar von der Schulbank in den Krieg ziehenden jungen Leute mit verschwindenden Ausnahmen sich draußen bewährten, dann dürfte auch manches Zweiflers Mund bekennen: Die Schule hat in ihrer Vorarbeit nicht versagt. Denn im Hinblick auf den in den letzten Jahren tobenden Kampf um das, was die höhere Schule verfehlt und was sie recht getan, war das gar nicht so sicher gewesen. Aber sollte nun, weil die Bewährung im Kriege feststand, daraus der Schluß gezogen werden, also braucht nichts an der Organisation der Schule und dem Betrieb des Unterrichts geändert zu werden? Ein solcher Schluß wäre äußerst verhängnisvoll. Wird denn auch an unserm Heere, weil es sich so glänzend bewährt hat, nach dem Friedensschluß alles beim alten bleiben? Wird nicht vielmehr die Heeresverwaltung aufs eifrigste bemüht sein, all die zahlreichen Erfahrungen, die ihr der Krieg noch täglich bringt, sich für die Vervollkommnung ihrer Einrichtungen zunutzen zu machen? Nicht anders darf es auf dem Gebiet des Unterrichts sein. Nicht darauf ist in erster Linie das Augenmerk zu richten, daß sich die Schule überhaupt bewährt hat, sondern auf das, worin sie sich bewährt hat, welchen von ihr getroffenen Einrichtungen, welchen in ihr befolgten Lehrverfahren und Erziehungsgrundsätzen, welchem durch sie vermittelten Wissen die Bewährung zu verdanken ist. So ist denn auch, je länger der Krieg fortschreitet, desto häufiger und eingehender die Frage des gesamten Unter-

richtswesens, besonders aber die des höheren Schulwesens in den Fachblättern wie in der Tagespresse erörtert worden. Jetzt ist aus dem Kreise der obersten Unterrichtsverwaltung Preußens die Anregung hervorgegangen, daß unter Verwertung der durch den Krieg gewonnenen Erfahrungen die verschiedenen Seiten des höheren Schulwesens, die überhaupt in Betracht kommen, von Schulmännern dargelegt werden möchten, indem jeder gerade das Gebiet behandelte, mit dem er schon vor dem Kriege besonders vertraut war. So entstand die Sammlung der „Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens".[1]) Sie enthält außer dem Vorwort des Herausgebers und einer Einleitung des Geh. Ob.-Reg.-Rats Dr. Karl Reinhardt 26 Aufsätze. Die Verfasser sind außer zwei Universitätsprofessoren, die in engster Fühlung mit dem Schulbetrieb stehen, zum Teil noch bis vor kurzer Zeit ihm selbst angehört haben, teils Räte aus dem Kultusministerium und den Provinzialschulkollegien, teils, und zwar in überwiegender Anzahl, Direktoren, Professoren und Oberlehrer an höheren Lehranstalten, Gymnasien wie Realgymnasien und Oberrealschulen.

Wichtig ist, daß gleich im Vorwort vom Herausgeber betont wird, nicht zu Schulreformen großen Stils brauche sich die in den Aufsätzen dargelegte Auswertung unserer Kriegserfahrungen auszubauen. Aber anderseits solle doch auch ohne falsche Sentimentalität an eine Nachprüfung unserer Unterrichtsziele und Methoden im einzelnen mit durchgreifendem Willen herangegangen und einmal Ernst gemacht werden mit dem, was sich den Zwecken der Erziehung und der Bildung als förderlich erweist. Ebenso wichtig für die Beurteilung des Inhalts der Aufsätze ist es, daß ihre Verfasser, ohne durch ein vorher festgelegtes Programm beeinflußt zu sein, lediglich die eigenen Ansichten zum Ausdruck bringen. Wenn daher Abweichungen oder gar Widersprüche in Einzelheiten begegnen, so ist daraus erneut die Tatsache festzustellen, daß die hier aufgeworfenen Fragen einer Weiterbildung unseres höheren Schulwesens auch noch nicht annähernd einer allseitig befriedigenden Lösung nahegebracht sind. Um so wertvoller aber wird dann auch das sein, was als gemeinsame Überzeugung für die Richtung festgestellt werden kann, in der sich jene Weiterbildung bewegen wird.

Diese gemeinsame Überzeugung geht vor allen Dingen dahin, daß eine tiefere und festere Verankerung unseres Bildungswesens in nationaler Hinsicht stattzufinden habe. Das ist eine sehr begreifliche Folge dieses gewaltigsten Erlebnisses „Krieg", das uns allen — unseren Feinden noch lange nicht und den Neutralen doch erst in sehr beschränktem Maße — die Augen über unser wahres Wesen, über die Berechtigung unserer Ansprüche, nach welcher Richtung immer, Weltgeltung zu erlangen, geöffnet hat. Jener Überzeugung wird in der Einführung K. Reinhardts beredter Ausdruck verliehen. Freilich, in den Begriff oder in Worte zu fassen, was deutsch sei, daran kann auch er nicht denken: das Wesen eines Volkes läßt sich nicht auf eine Formel bringen, weil es Leben ist und aus ge-

1) Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. 4,80 M., geb. 5,40 M.

heimnisvollem Dunkel stets neue Kräfte zur Entwicklung bringt. Aber doch gelingt es ihm, aus zwei Grundrichtungen im Wesen unseres Volkes eine Fülle von Gesichtspunkten nachzuweisen, auf die künftig Erziehung und Unterricht an den höheren Schulen bewußter eingestellt werden müssen. Das ist einmal der Drang nach Selbständigkeit und Freiheit mit seiner besonderen Auswirkung auf dem sittlichen Gebiet, wie er sich gründet auf das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit. Daraus fließt dann von selbst die Forderung „Achtung zu haben vor dem Sonderleben eines jeden einzelnen Schülers, denn daraus erwächst dem Ganzen neue Kraft. Nicht dämpfen sollen wir den Geist, sondern bilden, daß er sich dem Ganzen fügt". Und dann der Sinn für Wahrhaftigkeit, für innere Ehrlichkeit, der Trieb, sich zu vertiefen, den Dingen auf den Grund zu gehen, der die blendende Rhetorik und geistreiche äußere Aufmachung der Gedanken verschmäht. Daraus fließt die Forderung an die Lehrer, jede Arbeit, die sie mit ihren Schülern treiben, zu einem inneren Erlebnis für diese zu machen. So wird es immer mehr gelingen, die von außen kommenden Wirkungen fremder Kulturen mit dem eigenen Geist des Volkes zu durchdringen, ohne die eigene Art preiszugeben.

Bevor dann die einzelnen Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts behandelt werden, finden sich fünf Abhandlungen, die allgemeinere Fragen der Organisation erörtern. A. Fischer verficht in seinen „Gedanken über die Form der deutschen höheren Schule" hauptsächlich folgende drei Grundsätze. Die körperliche Widerstandsfähigkeit müsse noch bedeutend erhöht werden, wobei die während des Krieges gemachten Erfahrungen mit den Jugendwehren in der kommenden Friedenszeit zu verwerten sein werden. Die Berufs-Vorbildung müsse schon auf der Schule beginnen, da eine Auslese und Steigerung aller starken Anlagen für unser künftiges Leben im Staate eine bittere Notwendigkeit geworden. Die Folge davon würde freilich eine noch viel größere Mannigfaltigkeit von Typen höherer Schulen sein, die doch nicht unbedenklich ist. Endlich verlangt er eine Steigerung des Staatsgefühls, aber nicht bloß durch Unterricht! Nur die in ihrer Eigenart, auch ihrer nationalen, entwickelte Individualität eines Volkes repräsentiere die Menschheit. Fischer lehnt es als unwürdig ab, sogar die Impulse zu nationaler Arbeit nicht aus heimischen Vorbildern ableiten zu lassen, und sieht den Hauptfehler in der bisherigen Organisation darin, daß die höheren Schulen zugleich jede rein menschliche humanistische Bildung geben und womöglich auf alle Berufe zugleich vorbereiten wollten. In dem Verlangen einer Einführung in die praktische Methodik der besonderen Berufe geht er doch zu weit, die Höhe des gemeinsamen Kulturbesitzes müßte darunter entschieden leiden. Auch H. Borbein fordert in seiner „Weiterbildung des Mädchenschulwesens" nationale Vertiefung, ferner verstärkte praktische Ertüchtigung und Weiterbildung der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit und Eröffnung der darauf beruhenden Berufe für die Frauen. Die Mädchen müßten die Knaben gewissermaßen dadurch entlasten, daß sie in ihrer Bildung die sprachlich-geschichtliche Richtung stärker betonten, jene die mathematisch-naturwissenschaftliche. Ohne Rücksicht auf den Krieg und die durch ihn ermöglichte Erfahrung ausdrücklich zu nehmen, faßt F. J. Schmidt doch ganz im Geist dieser Erfahrungen die Schule als den selbständi-

gen Träger der Nationalerziehung auf in seinem Aufsatz „Universität und höheres Schulwesen". Die Schule dürfe, ganz anders also wie Fischer es wollte, auch in den obersten Klassen, keine Vorbereitung für irgendwelche akademische Fachstudien sein, sondern allgemeine, humanistisch-nationale Gesittungserziehung müsse ihr Ziel bilden. Das 19. Jahrhundert mit seinen fachwissenschaftlichen Differenzierungen trage die Schuld an dem heutigen Zustand, und zwar sei die Wissenschaft des klassischen Altertums zuerst als Fachwissenschaft im Schulbetriebe aufgetreten. Freilich wird es immer nötiger, daß der fachwissenschaftlich vorgebildete Lehrer sich darin übe, die allgemein geistbildenden Seiten seiner Wissenschaft zu erkennen und in erzieherischer Tätigkeit auf die Schüler zu übertragen. — „Das Trugbild der Allgemeinbildung" weist an der Hand all der starken Erfahrungen, die bei den ins Feld hinausgezogenen Schülern schon vorliegen, und des Umdenkens, das die Daheimgebliebenen auf so vielen Gebieten geübt haben, nach, daß die Forderung eines möglichst gleichmäßigen Wissens auf den verschiedensten Gebieten sich als trügerisch herausgestellt hat: Einschränkung hinsichtlich des Stoffes, Vertiefung hinsichtlich des Gehalts, so führe ich dort aus, muß künftig die Losung sein. Das letzte Ziel des Krieges ist die Bekämpfung des Einflusses, den die Ideale der Kultur der Westmächte auf uns ausgeübt haben: die Überschätzung des bloßen Geistes, die Überbewertung der Form als Form muß zurücktreten zugunsten einer bewußten Pflege der die besonders „deutsche Form" darstellenden Kultur. Sie wird darin gesehen, daß es unsere Sondergabe und -aufgabe ist, die Seele der Dinge wie des Geschehens besonders tief zu erfassen und in den Formen des geistigen und praktischen Lebens darzustellen. — Wie durch den Krieg gerade viele Deutsche auf philosophische Probleme geführt worden sind, zeigt G. Lambeck in der „Philosophie an den höheren Schulen". Da es in der Tat im Wesen des Deutschen liegt, nach Einheit der Erkenntnis zu streben, um nicht ein Spielball der Eindrücke zu werden, so kann es sich nur fruchtbar erweisen, wenn in der Art, wie die Einzelfächer betrieben werden, schon auf der Schule der philosophische Sinn geweckt und bewährt wird.

Und nun folgen die 13 Abhandlungen, die es mit je einem der Unterrichtsfächer zu tun haben, die auf den höheren Schulen gepflegt werden. P. Rauschens „Katholische Religionslehre und religiöse Erziehung" ist bei aller Knappheit der Darstellung voll wichtiger Mahnungen. Die Stimmung und die Erfahrungen des Krieges geben hier für den Religionsunterricht den Fingerzeig, die Hebung des Nationalgefühls in der Behandlung der Kirchengeschichte wie des Kirchenliedes zu betonen und die tolerante Gesinnung zu pflegen. Er, wie die Vertreter der evangelischen Religion erkennen selbst gut und stellen die entsprechende Forderung für den Unterricht, in dem Andersartigen eben nicht das Minderwertige zu sehen. H. Richert fordert in der „Evangelischen Religionslehre und religiösen Erziehung" grundsätzliche Revision der Lehrpläne, um dem geschichtlichen und psychologischen Verständnis des Christentums und der Kenntnis seines Lebens in der Gegenwart gerecht zu werden, um religiöse Volkskultur anbahnen zu helfen und so national zu wirken.

Diese Wirkung zu erzielen wird mehr als bei allen anderen „Fächern" die

Ehre und die Freude des deutschen Unterrichts ausmachen müssen. J. G. Sprengel, einer der Gründer des Germanistenbundes, handelt davon in seinem Aufsatz „Deutsch“, der bei weitem der umfangreichste von allen geworden ist. Deutsche Sprache und deutsches Schrifttum als Spiegel deutschen Wesens in Vergangenheit und Gegenwart die Schüler erleben zu lassen, das ist in der Tat die besondere Aufgabe des Deutschen auf der Schule. Viel mehr als bisher sollen wir so durch die heimischen Quellen, nicht mehr durch Fremdes hindurch zu uns selber kommen. Sp. zeigt an der geschichtlichen Entwicklung von Sprache und Schrifttum die wesentlichsten Seiten unserer völkischen Eigenart auf und betont nachdrücklich ihren Wert. Daß freilich heute noch die Mehrzahl der deutschen Gymnasien nach Nietzsches Wort mit der Muttersprache umgehen, als ob sie ein notwendiges Übel oder ein toter „Leib“ sei, trifft nicht zu. Aber freilich muß die mittelalterliche wie die neuere Literatur in ihren charakteristisch deutschen Zügen viel eingehender bekannt werden. Für das Volk der Denker gibt es allerdings zu denken, daß bisher auf seinen Schulen fast nur nichtdeutsche Philosophen gelesen wurden. Bei der Deutschkunde darf die bildende Kunst nicht fehlen, deren Blüte seit dem 14. Jh. den deutschen Gebildeten in der Regel kaum bekannt ist. Die Vorstellung einer überzeitlichen und übervölkischen Kunst ist wirklich nichts als ein letzter Rest des Weltbürgertums des 18. Jh. Die Forderung, daß unser Volk wieder zu einem deutschen Stilempfinden gelange, als einheitlichem Ausdruck seines schauenden Weltfühlens, ist sehr ernsthaft zu nehmen. Dem Einwurf, daß es nicht genügend geeignete Lehrer geben werde, die den Unterricht im Sinne einer wahrhaften Kulturkunde zu erteilen vermöchten, weiß er mit dem Beweis zu begegnen: „Sollte sich unser Bildungswesen von der staunenswerten Anpassungsfähigkeit unseres gesamten Volkslebens, vornehmlich unseres Großgewerbes, an urplötzlich eingetretene, völlig neue, äußerst schwierige Daseinsverhältnisse künftig beschämen lassen?“ — Keine Kultur hat auf die Entwicklung unserer eigenen einen so tiefgehenden Einfluß gewonnen wie die des klassischen Altertums. Sie konnte lange Zeit der deutschen Bildung das Hauptgepräge aufdrücken, von ihr kann immer wieder befruchtende Anregung ausgehen. Darum ist die Pflege der alten Sprachen überhaupt unerläßlich. E. Lisco behandelt mit durchdringendem Verständnis in ruhigem, sachlichem Ton den reichen Gewinn, den sie für die Geistesbildung, auch abgesehen von dem Wert des durch sie vermittelten Inhalts, rein als Sprachen zu bringen vermögen, nicht bringen müssen. Dabei ist es gegenüber entgegengesetzten Strömungen heutigestages völlig richtig, wenn er auch die Bedeutung des Übersetzens in die alten Sprachen stark bewertet: es nötigt zu einem genauen Erfassen des Unterschiedes in der Eigenart beider, der alten wie der deutschen Muttersprache. Der Gewinn wird bei dem Einleben in die alten Sprachen nach meiner Meinung aber gerade dann wirksamer werden, wenn nicht eine zu große Masse von Schulen sie betreibt, denn darunter leidet in diesem Falle die Qualität des Erfolges ganz besonders. Wenn Lisco durch die Beschäftigung mit den alten Sprachen glaubt, einer durch den Krieg und seine Folgen drohenden nationalistischen Verengung des geistigen deutschen Horizontes vorbeugen zu sollen,

so ist doch zu entgegnen, daß bisher immer noch die entgegengesetzte Gefahr bei den gebildeten Deutschen bestanden hat und daß für die vertiefende stärkere Beschäftigung mit der Eigenart des heimischen Wesens zur durchschlagenderen Geltung für die Weltkultur niemand vorbildlicher sein kann als die Griechen. — Auf den Betrieb „der neueren Sprachen" hatte der Krieg zunächst die Wirkung, daß man alles Ernstes den Vorschlag machte, sie als die Sprachen unserer Feinde nicht mehr zu treiben. Hatten diese sich doch von so unerwartet niedriger Denkart gezeigt, daß man der in ihren Sprachen ausgedrückten Kultur keinen Gewinn mehr glaubte für die heranwachsende Jugend entnehmen zu können. Th. Engwer, der ihren Betrieb nach dem Weltkriege behandelt, ist natürlich frei von so undeutscher Wertung. Schon die Notwendigkeit gebiete, sie aus volkswirtschaftlichen Gründen weiterzupflegen. Ich schlage diesen Nützlichkeitswert so hoch nicht an, um deshalb sie für alle höheren Schulgattungen pflichtgemäß zu fordern, möchte sie deshalb in der nötigen Ausdehnung doch mehr auf die realen beschränkt wissen. Wohl aber stimme ich Engwer darin vollkommen bei, daß Englisch wie Französisch darum zu treiben ist, weil wir so am besten aus der Quelle die Eigenart unserer Feinde kennen lernen und künftig vor Enttäuschungen bewahrt werden können. Die eigenen Schriftsteller zeigen uns gerade die Seiten, wie E. ausführt, die uns bisher nur zu wenig bekannt waren. Engwer legt auch Gewicht darauf, aus dem Vergleich mit den neueren Sprachen gerade auch die Muttersprache in ihrem innersten Wesen, ihrem Werden, ihrem Leben und Weben begreifen zu lernen. Freilich um das zu können, bedürfte es eines Lehrers, der durch germanistisches Studium selbst diese Einblicke in die deutsche Sprache gewonnen hätte, der ist aber nichts weniger als die Regel. — Die „Geschichte und Staatsbürgerkunde" kommt nächst dem Deutschen am meisten in Betracht für die „Umgruppierung" der Lehrstoffe in der höheren Schule nach dem Weltkriege. Denn so wird ausdrücklicher offenbar, was wir als Volk verfehlt und was wir recht getan, als in dem, was wir geschichtlich erlebt und erlitten haben? Friedrich Neubauer, der Verfasser viel und gern benutzter Lehrbücher, schließt so: Wenn uns der Krieg etwas hat klar werden lassen, dann ist es die Überzeugung, daß die Bedrohung unseres Volkstums durch unsere Gegner lange fortdauern wird. Das muß als ein starker Erzieher zum Staatsgefühl wirken. Da aber nach dem Kriege sicher infolge der Entspannung der Kräfte mancherlei wieder auftauchen wird, was zum Schaden echten und schlichten Empfindens sein Wesen bei uns trieb, so muß bei der Erziehung der Jugend dagegen vorgesorgt werden. Da Staatsgefühl sich immer auf Volksgefühl gründet, so bedarf sie einer gründlichen Einführung in die Volksart, nicht nur gelegentlich, sondern methodisch, und das ist ohne Vermehrung der Stundenzahl nicht möglich. Denn die lebendige Empfindung muß durch klare Einsichten ergänzt werden, wenn der Geist des nationalen Pflichtgefühls zu einem unverlierbaren Teil unseres Volkstums werden soll. Im Geschichts- oder im deutschen Unterricht muß die Möglichkeit geschaffen werden, Prosaschriften von nationalem Gehalt — Arndt, Fichte, Jahn, H. v. Kleist, H. v. Treitschke — nicht nur gelegentlich anführen oder in einem Schülervortrag behandelt zu hö-

ren, sondern sie allen Schülern mit der Wärme und Herzlichkeit vorzuführen, die allein in die Seele dringt. Darum erblickt N. auch in dem jüngsten Erlaß des Kultusministers betreffs des Geschichtsunterrichts mit Recht nur eine vorläufige Regelung. So wünschenswert eine eingehende Behandlung der letzten 1 1/2 Jahrhunderte ist, gerade auf der obersten Stufe kann doch auch erst volleres Verständnis für die im Mittelalter liegenden Wurzeln unseres Volksdaseins eröffnet werden. Und bei Geschichte vor allem darf die bloße Kenntnis schon von Art und Wesen der fremden Völker und ihrer Rolle im Verlauf der Weltgeschichte demjenigen nicht nur oberflächlich bekannt sein, der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht. Nächst der Geschichte ist die „Erdkunde" ganz besonders geeignet, die nationale, erzieherische, geistbildende Richtung des Unterrichts miteinander zu vereinen. Kein bloßer Schmuck, bittere Notwendigkeit ist die gründliche Bekanntschaft mit ihr. Das ist der leitende Gedanke in dem Aufsatz von Felix Lampe. Darum fordert auch er durchaus zunächst Verstärkung des Wissens um die Dinge. Der Mangel daran trat während des Krieges sehr empfindlich zutage. Nicht aber ist die rein wissenschaftliche Erkenntnis für die Jugend das Richtige, sondern die Anwendung auf das Leben. Die deutsche Freude an sinnfälliger Betrachtung wird bisher namentlich auf dem Gymnasium allzufrüh abgebrochen zum Besten einer bloß abstrakten Erfassung. Erzieherisch in hohem Grade aber wirkt gerade die Pflege der Anschauung, die richtige Förderung der Phantasie, die des Gemütslebens in dem gerade nötigen Maße; die Liebe zur Heimat und damit zum Volk kann gar nicht ausbleiben, wo eine zusammenfassende, nicht mosaikartige Behandlung Platz greift. Die Fortführung des Erdkundeunterrichts bis oben hinauf ist also erforderlich ebenso wie eine gründlichere Anleitung im Hochschulunterricht, wozu die Möglichkeit jetzt durchaus vorhanden ist. Das Fach der Erdkunde greift zum Teil in das „mathematisch-naturwissenschaftliche" Gebiet über. Dem Unterricht in diesen Fächern hat der Münchener Pädagoge G. Kerschensteiner zunächst eine allgemeine Betrachtung gewidmet. Er dringt nachdrücklich auf Vertiefung unter Beseitigung vielen Ballastes und betont die zwei von Klein in Göttingen aufgestellten Ziele des Mathematikunterrichts: Stärkung des räumlichen Anschauungsvermögens und Erziehung zu den Gewohnheiten des funktionellen Denkens. Für die Naturwissenschaften gilt es, Gesetze, d. i. Begriffe, von unbedingter allgemeiner Geltung aufzustellen, also im Unterricht erkennen zu lehren. Gegen das Nützlichkeitsprinzip mit seinem törichten Ruf nach Kenntnissen in allem und jedem führt K. eine scharfe Klinge. Eine notwendige Ergänzung, nicht etwa eine Bekämpfung dieses Standpunktes ist es, wenn P. Zühlke in der „Mathematik" darauf dringt, daß dieses Fach auf den Schulen durchaus als angewandte Wissenschaft getrieben werde, und zur Veranschaulichung eine Reihe höchst praktischer Vorschläge für Sexta bis Prima macht. Er redet keineswegs einem öden und flachen Nützlichkeitskrämertum das Wort, will vielmehr die Mahnung A. Hettners auch im Unterricht befolgt wissen: „Jede Wissenschaft muß zunächst reine Wissenschaft sein, nur auf die Erkenntnis der Wahrheit gerichtet... an die theoretische Wissenschaft muß aber immer eine praktische oder angewandte Wissenschaft anknüpfen,

die die Erkenntnis der Wahrheit den Zwecken des Lebens dienstbar macht." In dem Aufsatz über „Physik und Chemie" handelt Hermann Hahn ausführlich über die Bedeutung der „Kriegsgewerbe", indem er die Kriegsgeräte im Hinblick auf die unterrichtliche Behandlung durchnimmt. Den physikalischen Schülerübungen legt er mit Recht einen besonders hohen sittlichen Wert bei, schätzt sie vor allem auch um der sozialen Arbeitsgemeinschaft willen. Natürlich können solche charakterbildenden Erfolge doch nur da eintreten, wo, wie auf den Realanstalten, ein umfangreicherer Betrieb möglich ist. Entsprechendes gilt von der Chemie, die das Sachdenken anstatt des überall heute noch viel zu häufig gepflegten bloßen Wortdenkens hervorragend zu üben geeignet ist. Für den ungeheueren Wirtschaftskampf, der nach dem Kriege einsetzen muß beim Ringen um die Weltstellung, wird die Chemie von immer größerer Bedeutung werden. Nichts aber, meine ich, wäre falscher, als ihr deshalb etwa auch auf den humanistischen Lehranstalten eine erweiterte Stellung einzuräumen. Anders steht es mit der „Biologie". Allerdings nicht als neues Fach und durch Vermehrung des naturwissenschaftlichen Unterrichts soll sie auch in die Gymnasien einziehen, sondern dadurch, daß die gesamte Naturbeschreibung unter den biologischen Gesichtspunkt gestellt wird. Das ist die sehr gesunde Anschauung, die v. Hanstein in dem Aufsatz „Biologie und Hygiene" entwickelt. Nicht Weltanschauungslehre, wenn es so etwas geben kann, sondern Gesetze des Lebens an womöglich selbst zu beobachtenden Tatsachen sollen abgeleitet, sollen finden gelehrt werden. Dabei muß die Lebensgemeinschaft der Wesen die Behandlung ergeben, nicht das System, das erst ganz zuletzt geahnt werden kann. Da braucht dann auch keine strenge Trennung von Botanik und Zoologie stattzufinden, vielmehr muß das heimische Landschaftsbild die Vermittlung abgeben. In den Schülerübungen darf nicht zu weit gegangen und dem akademischen Unterricht vorgegriffen werden. Ansätze zu all solchem Verfahren sind vorhanden gewesen, es allgemein in Übung zu bringen, wird einen wirklichen Fortschritt bedeuten, der dem gesamten nationalen Leben, nicht etwa nur der Volkswirtschaft zugute kommen muß.

Die sogenannten technischen Fächer sind in früheren Zeiten in der deutschen höheren Schulbildung allzu arg vernachlässigt worden, als daß ihre spät erfolgte Berücksichtigung trotz aller Bemühungen schon den gewünschten Erfolg hätte erzielen können. Hier werden die Erfahrungen des Weltkrieges daher ganz besonders segensreich wirken können. Nach dem Kriege werden, so urteilt Pallat in seinem Aufsatz über das „Zeichnen", noch weniger die einseitigen Wort-, Buch- und Fachmenschen zu brauchen sein. Berechtigt ist sein Wunsch, daß ein jeder Lehrer einige Übung im Zeichnen an der Wandtafel besitzen sollte. Der Zeichenlehrer selbst aber müsse eine viel genauere Kenntnis auch der seelischen Eigenart der Schüler gewinnen können, um ihm die gerade für sie geeigneten Aufgaben und Ziele zu weisen. Die Lehren der Schüler-Kriegszeichnungen müssen hier genützt werden. Eine größere Berücksichtigung der nächsten Umwelt, der engeren Heimat ist immer noch zu fordern. Ihre Natur, Geschichte, Kultur werden durch das Zeichnen erst recht „gesehen" und angeeignet; ge-

rade dieser nationale Gesichtspunkt ist künftig noch viel stärker zu betonen. Auch der „Handfertigkeitsunterricht", den gleichfalls Pallat behandelt, ist nicht nur des rein praktischen Nutzens wegen zu pflegen, seine pädagogische Notwendigkeit muß eingesehen werden, er bedeutet keine „Spielerei". Die Schule muß hier ersetzen, was das Leben in den Städten immer seltener werden läßt: die lebendige Berührung mit dem Handwerk. Die heilsame Ablenkung von unsittlicher Lektüre in den Freistunden und vor allem die Geschmacksbildung wird gefördert, deren Notwendigkeit der entsetzliche „Kriegskitsch" so besonders eindringlich zeigt. — „Die deutsche Tatkraft ist freilich wie deutsches Dichten und Träumen nur eine der Formen, in denen sich der deutsche Geist offenbart. Aber es bleibt eine unbestreitbare Tatsache, daß heute starke Arme und geschwinde Beine deutsches Wesen, deutsche Ideenwelt, deutsche Kultur schützen müssen." Das ist der leitende Gedanke in den Ausführungen Edmund Neuendorffs über die „Leibesübungen". „Das deutsche Zeitalter ist vermännlicht worden." Neben dem Staatsgefühl, das dem Wohle der Gesamtheit den einzelnen bedingungslos unterordnet, war im Kriege doch noch das andere wirksam: die Freude an der Tat. Wenn das auch in Friedenszeiten nicht verlorengehen soll, dann wird es im höheren Schulunterricht nicht gleichgültig sein, ob auch der Turnlehrer akademisch gebildet ist oder nicht. Neuendorff tritt nachdrücklich für seine akademische Ausbildung ein, er will als neuen Typus den Turn-Oberlehrer schaffen, und das scheint nicht unausführbar. Sehr bedingten Wert legt er den Freiübungen bei. Was die Beibehaltung der militärischen Jugendbildung anlangt, so ist der Verfasser, unterstützt durch wichtige militärische Stimmen, dafür, daß die Schule nur die Jugend gesund und kräftig nach Menschenmöglichkeit zu machen habe, gewandt, kampflustig, ausdauernd und willensstark, daß aber das eigentlich Militärische nach dem Kriege wieder dem Heere selbst überlassen werden müsse, weil ja im Rahmen der Schule auch die Möglichkeit der sichtbaren Anwendung des Eingeübten fortfällt.

Die Verbindung von Geistesbildung und Leibesertüchtigung ist immer schon eine besonders enge gewesen in geschlossenen Anstalten. Diese Anstaltserziehung wird voraussichtlich infolge zahlreicher Verwaisung, vollständiger oder teilweiser, durch den Krieg an Bedeutung gewinnen. Dann kann auch hier an die schon vor dem Kriege wieder belebte Form der Familienalumnate angeknüpft werden. H. Borbein, der die „Bedeutung der Knabenalumnate für die neuen Erziehungsaufgaben" behandelt, hofft, daß gerade als eine Folgeerscheinung des Krieges sich auch in viel höherem Maße die geeigneten Kräfte sowohl für die Aufgaben der Leiter als für die der Hausdamen finden werden. Auch die Neigung der Oberlehrer werde durch die Erfahrungen im Felde stärker als bisher sein, dem Zusammenleben mit der Jugend Jahre ihrer besten Kraft zu widmen. — Eine besondere Behandlung der Frage der „Jugendbewegung" im Rahmen dieser Sammlung von Aufsätzen war zu erwarten. Sie wird von Richard Wähmer gegeben. Der Verfasser sieht erheblich tiefer als die meisten bisherigen Beurteiler, wenn er die Jugendbewegung keineswegs als „die Selbstbefreiung der Jugend aus dem Druck eines überlebten Schulfriedens" auffaßt, sondern als „eine ganz natürliche Begleit-

erscheinung des Entwicklungsganges, der, wie jedes dienende Organ des öffentlichen Lebens, so auch die Schule selbst im Strom der Volksbewegung und ihrer Kräfteentfaltung gewonnen hat". Die in Schulkreisen namentlich so bedenklich angesehene Tagung auf dem Hohenmeißner hatte durch den Krieg ihr eigentliches Ziel gefunden. Anleitung durch die Schule ist durchaus nötig, sie muß die Jugendvereinigungen pflegen. Mit Freude und Zustimmung liest man die Beispiele von der Wirkung des Krieges auf die sittliche Haltung der älteren Schüler, die freilich als allgemein nicht wird bestätigt werden können; es kommt da sehr auf die besonderen Schulverhältnisse an. Echte Gesinnungspflege, echter Hochsinn wirken unter dem Eindruck des Krieges wieder stärker, romantische Neigungen treten zurück. Die so deutlich zutage getretene, so überaus berechtigte und wertvolle Hingabefähigkeit der Jugend darf nicht wieder verloren gehen oder falsche Wege einschlagen. Ob das gelingt, wird zu einem sehr großen Teil von der Persönlichkeit der Lehrer abhängen. Dessen ist sich auch der Verfasser der „Bedeutung und Stellung des Oberlehrers im staatlichen Organismus", Fr. Lohr, voll bewußt. In überaus würdiger Weise legt dieser tapfere Vorkämpfer für die Geltung der höheren Lehrerschaft dar, daß ihre Rechte ohne die entsprechenden Pflichten gar nicht zu denken sind. Die Bewährung dieser Pflichten, der geschriebenen wie der ungeschriebenen, innerhalb des Rahmens der Schule wie außerhalb, bei den zahlreichen Anforderungen, die der Krieg stellte, weist Lohr in überzeugender, doch eben auch die Vertreter anderer Berufsarten überzeugender Weise nach. Daß dann aber auch der Oberlehrerstand, der jüngste im Staate, unbedingte Geltung als Beamtenstand zu beanspruchen habe, ist nicht mehr als billig. Einige „Schönheitsfehler" in dieser Hinsicht werden mit gutem Willen ohne große Mühe und Kosten nach dem Kriege beseitigt werden können. Für wissenschaftliche Gediegenheit zu sorgen, werden die einzelnen Vertreter des Standes ebenso wie die öffentlichen Staats- und Gemeindebehörden bemüht sein. Für die noch zu erweiternde Fühlung mit dem öffentlichen Leben wird es sich als heilsam erweisen, wenn in noch stärkerem Maße auch Oberlehrer an Gemeinde- und Kirchen-Ehrenämtern sich beteiligen und in die Volksvertretungen gewählt werden. Die Wirksamkeit aber ebenso wie die Geltung der Oberlehrer ist wesentlich bedingt sowohl durch ihre Vorbildung wie durch ihre Weiterbildung. Dieser die größte Aufmerksamkeit zu widmen, waren die Unterrichtsverwaltungen durchaus auch vor dem Kriege bemüht. Das preußische Kultusministerium hatte eben eine Neuordnung der Oberlehrerprüfung wie des Seminar- und Probejahres erlassen, und unter anderem war die Einrichtung von Führungen durch alte deutsche Kunst- und Kulturstätten geschaffen, die nun nicht mehr zur Ausführung kam. In der „Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer" gibt Erythropel Ansichten, Erfahrungen, Vorschläge eines besonders bewanderten Schulmannes, die, an Bewährtes anknüpfend, durch die Erfahrungen des Krieges erweitert und berichtigt, recht Beachtenswertes bieten: Die Erziehung muß viel stärker neben dem Unterricht betont werden, daher der Praktiker viel ausschlaggebender zu bewerten sei als bisher. Besondere Vorsicht müsse bei den Beweggründen zu der Berufswahl

der Oberlehrer herrschen. Das Universitätsstudium müsse Nord und Süd, Groß- und Kleinstadt berücksichtigen, jeder, aber eben auch jeder Philologe soll gehalten sein, durch den Besuch von öffentlichen Vorlesungen in die deutsche Literatur und in die Geschichte zu blicken. Neben das Fachwissen muß das didaktisch-pädagogische Können treten, der Strom der Erziehungsbedürftigen ist eben infolge der heutigen Verhältnisse viel größer geworden und wird noch mehr anschwellen. Das erzieherische Tun, die Beschäftigung mit der Jugend muß nicht nur als eine wichtige Sache, sondern als eine vornehme Pflicht auch in den Augen der Studenten erscheinen. Für den Erfolg der Arbeit an der höheren Schule ist aber neben der Beschaffenheit der Lehrerpersönlichkeit, die viel höher zu veranschlagen ist als das System, die Verordnung, nichts so wichtig als „das Vertrauen zur höheren Schule". Daß dieses nicht in dem gewünschten Maße vorhanden ist und warum nicht, zeigt J. Norrenberg selbst überzeugend. „Während die Schule die geistige und sittliche Förderung der Knaben und Jünglinge ohne Rücksicht auf deren wirtschaftliche Zukunft anstrebt und gleichzeitig im Auftrage des Staates auch eine Sichtung und Siebung unter Ausscheidung der Minderbegabten und Mindertauglichen vornehmen muß, sind die Eltern ganz mit Recht auf das ungestörte Fortkommen ihrer Kinder und auf deren rechtzeitige Zuführung zu einem Berufe bedacht." Dazu kommt das Berechtigungswesen, das den Besuch der höheren Schule, wenigstens für eine bestimmte soziale Schicht der Bevölkerung, zu einem ebenso pflichtmäßigen macht wie den Besuch der Volksschule. Die Quelle des Mißtrauens kann nach Norrenberg dadurch erheblich verstopft werden, daß die Kritisiererei auf allen Gebieten des Schullebens auf das allernotwendigste „Mindestmaß beschränkt" wird und daß allmählich überlebte Typen des Oberlehrerstandes aussterben. Norrenberg hat unbedingt recht, wenn er als zeitgemäß nur noch den geistig vielseitig angeregten Menschen mit offenem Blick und „offenem Herzen" bezeichnet, „der bei aller männlichen Kraft und bei allem durchgreifenden Wollen in der ernsten Tagesarbeit ein liebenswürdiges Verständnis hat für des Kinderherzens jugendfrohe Eigenart mit seinen Sorgen und Freuden, der, von edler Begeisterung für seine Erzieherpflichten getragen, seine Schüler mit sich fortreißt zu liebgewonnener Arbeit und zu frohem, edlem Schaffen. Nur er erringt sich Vertrauen." Ja, das Berechtigungswesen! Unzweifelhaft haben wir seiner straffen Organisation auch Gutes zu verdanken — darin stimmt auch J. Kuckhoff in seinem Aufsatz „Berechtigungsfragen" mit Norrenberg überein — nämlich, daß das Bildungsniveau des Mittelstandes und auch der oberen Gesellschaftsschichten eine vorbildliche Höhe erreicht hat. Aber es erheben sich doch auch recht große Bedenken dagegen sowohl vom sozialwirtschaftlichen als vom militärischen Gesichtspunkte aus. Die Pflege eines gesunden Volksegoismus hält Kuckhoff, selbst Reichstagsabgeordneter, für durchaus notwendig, wenn er bedenkt, daß 1907 fast zwei Drittel nach der Berufszählung ihren Erwerb in Industrie, Handel und Verkehr fanden und daß künftig nur noch ganz hervorragende Qualitätsarbeit den Wettbewerb siegreich gestalten kann. Die jetzige höhere Schule ist aber gar nicht ohne weiteres geeignet, hochqualifizierte Arbeitskräfte für die

Berufsarbeit zu liefern. Was auf dem Berechtigungsschein von Vollanstalten, namentlich dem zum Einjährigendienst, bezeugt wird, hat mit dem praktischen Beruf, zu dem der Inhaber sich ausbilden will, fast nie etwas innerlich zu tun. Der Staat kann selbst damit vorangehen, die Anstellungen in seinen dem Erwerb gewidmeten Anstalten u. dgl. nicht von dem Schein, sondern allein von einer Prüfung und Bewährung abhängig zu machen. Daher Höherbewertung von Mittel- und Fachschulbildung. Kuckhoff neigt dazu, das Privileg des Einjährigendienstes überhaupt fortfallen zu lassen, gibt aber zu, daß für Reserveoffiziere die Gewähr einer höheren Bildung vorhanden sein müsse.

Abgeschlossen wird die ganze Sammlung durch eine Betrachtung A. Fischers über „Das Buch im Dienst des Unterrichts". Unzweifelhaft ist es eine sehr gesunde Bewegung, die dahin strebt, das Buch, das Lehr- wie das Übungsbuch, im Unterricht zurücktreten zu lassen gegenüber dem lebendigen, durch Anschauung unterstützten Worte. Das Erzieherische wie das Geistbildende des Unterrichts kann dadurch nur gewinnen. Aber schon auf den Schulen und gar in den unteren Klassen zu dem Verfahren der Niederschrift oder wenigstens des Sammelns von „Merkblättern" mit dem Niederschlag des in der Stunde erarbeiteten Stoffes zu greifen, ist für Klassenunterricht und zumal bei großen Klassen unzweckmäßig. Daß eine viel umfangreichere Verwendung von Bildern, wenn nicht im Buche, so doch daneben, den Unterricht beleben müsse, darin ist Fischer lebhaft zuzustimmen.

Überschauen wir die ganze Sammlung der Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, so dürfen wir sie als einen reichen Gewinn betrachten. Nicht als ob den Ansichten überall zuzustimmen wäre — sie enthalten ja auch untereinander z. T. recht starke Gegensätze — oder als ob es denkbar wäre, daß das meiste Berechtigte und Wünschenswerte bald in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte. Wohl aber deshalb als Gewinn, weil in sehr vielen wichtigen Punkten die Erfahrungen des Krieges gezeigt haben, daß die hier und da schon unternommenen Neuerungen und Veränderungen auf dem richtigen Wege waren. Ihnen wird jetzt Mut gemacht, sich weiter durchzusetzen. Es ist doch eben auch eine Reihe recht wichtiger Grundüberzeugungen vorhanden, in denen die völlig unabhängig arbeitenden Verfasser durchaus übereinstimmen. So vor allem die Forderung einer viel bewußteren Einstellung des höheren Schulbetriebes auf den nationalen Gesichtspunkt. Dann die Forderung, die Erziehung neben dem Unterricht oder vielmehr vor ihm zu betonen, die Abweisung des Vielerlei zugunsten der Vertiefung, des Beibringens von Fachwissen zugunsten der Herausbildung von Fähigkeiten und Erzielung von Fertigkeiten. Das Buch sollte gerade in Kreisen, die nicht aus Schulfachleuten bestehen, eingehend gelesen und erörtert werden, denn es ist durchaus geeignet, ihnen über vieles die Augen zu öffnen, und dazu angetan, sich ein selbständiges Urteil über Fragen des höheren Schulwesens zu bilden, dessen Beschaffenheit und dessen Leistungen für unser ganzes Volk, für unsere ganze Kultur von entscheidender Wichtigkeit sind.

Nachrichten und Mitteilungen.

Volksschule und Kirche in Kurland.

I.

Für die bäuerliche Jugend in Rußland ist der Besuch der Schule bis auf den heutigen Tag nicht obligatorisch. Die Begründung und Erhaltung von Volks- bzw. Elementarschulen auf dem Lande oder im russischen Dorf ist der privaten Initiative überlassen. Eine Ausnahme von dieser Regel machen nur Finnland und die Ostseeprovinzen. Letztere besitzen seit 1875 ein Volksschulgesetz, welches vom Adel und von der Geistlichkeit veranlaßt worden ist. Es gilt für Kurland und Estland, während Livland kurz vorher ein dem erstgenannten analoges Gesetz erhalten hatte. Die Grundzüge des Volksschulgesetzes von 1875 sind folgende (vgl. Sammlung der Reichsgesetze Bd. II, Teil I, § 3568ff.).

Dieses Gesetz von 1875 erstreckt sich auf die evangelisch-lutherischen Landgemeinden in Kurland. Die Schule ist konfessionell evangelisch-lutherisch, für die wenigen katholischen und griechisch-orthodoxen Gemeinden und für die städtischen Gemeinden besteht kein Volksschulgesetz. Jede Landgemeinde von 300—1000 Seelen beiderlei Geschlechts muß je eine Volksschule begründen und erhalten, das Land und das Baumaterial zum erstmaligen Bau des Schulgebäudes hat der Gutsbesitzer zu geben. Gemeinden von mehr als 1000 Seelen müssen noch eine bzw. zwei Volksschulen begründen oder aber an der einen Schule einen zweiten bzw. dritten Lehrer anstellen. Gemeinden, denen es an Mitteln zur Erhaltung einer eignen Schule fehlt, können sich unter gewissen Bedingungen an eine der benachbarten Gemeinden oder an deren Schule anschließen. Gemeinden, welche nicht wünschen, eine Volksschule im Sinne des Gesetzes von 1875 zu haben, können ein- oder zweiklassige „Schulen des Ministeriums der Volksaufklärung" begründen — das ist ein besonderer Typ von Volkselementarschulen, dem ersteren sehr ähnlich.

So sind in Kurland 335 Volksschulen entstanden, deren Besuch für die Kinder der evangelisch-lutherischen bäuerlichen Bevölkerung verbindlich ist. An 235 dieser Volksschulen wirkte je 1 Lehrer, an 93 wirkten je 2, an 7 je 3 Lehrer, so daß 442 Volksschullehrer im Amte stehen. Die Volksschulen wurden nach den letzten vollständigen Daten von 21635 Kindern besucht. Der Schulbesuch ist für alle Kinder der evangelisch-lutherischen Bevölkerung vom 10.—13. Lebensjahre verbindlich, für versäumte Schultage wird Pön erhoben. Die obligatorische Schulzeit währt vom 15. Oktober bis 15. April, der Unterricht vom 15. April bis 15. Oktober, ist fakultativ und wird gegen ein bescheidenes Schulgeld (meist 3 Rubel) erteilt. Bei der Aufnahme in die Volksschule wird Kenntnis des Lesens erfordert, die meisten Kinder kennen aber auch schon das Einmaleins, Teile des Katechismus und können etwas schreiben. Daß sich Analphabeten melden, kommt nur noch selten vor. Ein beträchtlicher Teil der Kinder besucht die Volksschule mehr als drei Winter bzw. Jahre, ein Schulbesuch von 3—6 Jahren ist nicht selten.

Bei freier Wohnung und Beheizung erhalten die ersten Lehrer ein festes Gehalt von durchschnittlich 300 Rubel jährlich, die zweiten und dritten Lehrer haben meist freien Tisch bei dem ersten Lehrer und ein Gehalt von durchschnittlich 230 Rubeln. Dazu kommen als besondere Einnahmen die Zahlungen von den Jahresschülern, Einnahmen aus Nebenämtern (Küster und Organisten usw.) und aus Feld und Garten, namentlich auch aus der Bienenzucht.

Die Erhaltung der Volksschulen kostet:

an Lehrergagen	124649	Rubel,
an Beheizung	30754	„
an Beleuchtung	8648	„
Mieten	1350	„
Lehrmittel und Klassenerfordernisse	6561	„
	171962	Rubel.

Von dieser Summe zahlten die Gutsbesitzer (freiwillig) 15596 Rubel, die Kirche 888 Rubel, Kapitalien und Vermächtnisse 5164 Rubel. Alles übrige zahlten die Gemeinden, denen auch die bauliche Erhaltung der Schulen obliegt. Die Wahl der Lehrer steht den Gemeinden zu oder aber

den Gemeinden im Verein mit den Gutsbesitzern, falls letztere sich an der Erhaltung der Schulen beteiligen.

Zur Verwaltung des Volksschulwesens sind folgende Organe bestimmt:

1. die lokale Schulkommission, bestehend aus dem Gutsbesitzer, dem Ortspastor und dem Gemeindeältesten,

2. die Kirchspielschulkommission (es gibt in Kurland 33 Kirchspiele), bestehend aus Vertretern des Großgrundbesitzes, der Kirche und der Bauernschaft,

3. die Oberlandschulkommission unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls, bestehend aus Vertretern des Großgrundbesitzes, der Kirche und einem besonderen Schulrat.

Zum Zweck der Russifizierung der Volksschule wurden diese Verwaltungsorgane durch die „temporären Regeln vom 16. Mai 1887“ umgestaltet, indem Schulbeamte der Regierung, speziell ein „Gouvernements-Schulendirektor“, Sitz, Stimme und Vetorecht in der Oberlandschulkommission erhielten, während je ein „Schulinspektor“ Sitz, Stimme und Vetorecht in jeder der Kirchspielsschulkommision bekam.

Durch allerlei Treibereien und Umdeutung des Gesetzes ging das faktische Recht immer mehr an die Schulbeamten der Regierung über, Adel, Geistlichkeit und Bauernschaft wurden immer ohnmächtiger und passiver, der ganze an sich viel zu komplizierte Apparat der Verwaltung geriet fast ins Stokken, und aus der Volksschule wurde immer mehr eine Anstalt zur Russifizierung des Volkes, die indessen diesen Zweck durchaus nicht erreichte, schon deshalb nicht, weil nur Lutheraner, d. h. pro casu Letten, als Lehrer angestellt werden konnten, da es keine evangelisch-lutherischen Russen gibt.

Gegenstände des Unterrichts in der Volksschule sind: Religion und Muttersprache; beide Fächer werden in der Muttersprache erteilt. Ferner: Russisch, Rechnen, Geschichte, Geographie und Gesang, bei allerlei Schwankungen in russischer Sprache erteilt.

Da das Landvolk in Kurland nicht in Dörfern, sondern in Einzelhöfen siedelt, haben die Kinder oft einen weiten Weg zur Schule zu machen. Wer es nicht zu weit hat, geht nach den Stunden nach Hause, die Entfernteren bleiben die ganze Woche über in der Schule, nehmen ihr Essen mit und gehen nur Sonnabends nach Hause. Gemeinsame Beköstigung der Kinder in der Schule ist ganz selten.

Das in diesen äußeren Rahmen gespannte Bild der Volksschule in Kurland ist in den letzten Jahren, ja Jahrzehnten ein Zerrbild geworden, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Regierung hat die Volksschule zu einem Mittel der Russifizierung zu machen versucht, der ganz leere, formale Schuldrill der russischen Schulbeamten wurde auf die Volkschule übertragen. Bei Übermittlung eines nicht geringen Quantums an Wissen versagte die Schule in allem, was den Menschen, d. h. die charaktervolle, sittliche Persönlichkeit macht. Die Lehrer, lauter Letten, wurden in den russischen Seminarien ausgebildet. Aus dieser Vermischung lettischen Blutes mit russischem Geist, bei angeborenem und eingeimpftem Haß gegen alles Deutsche und Abneigung gegen feste ethische Normen, entstand der Typ des heutigen lettischen Volksschullehrers, der 1905 Revolutionär war, 1915 russischer Hurrapatriot, jetzt infolge der deutschen Okkupation meist geflohen ist, ein Opportunist, befähigt und zu allem fähig. Gute Ausnahmen machen die Zöglinge der ehemaligen ritterschaftlichen Lehrerseminare, die indessen längst von der Regierung aufgelöst sind.

II.

Kurland ist ein fast durchweg evangelisch-lutherisches Land, sofern man unter Kurland das sogenannte Gouvernement Kurland versteht, nicht aber auch das Gouvernement Kowno, welches neuerdings in den deutschen Generalstabsberichten unter den Namen Kurland einbezogen wird. Nur der Illuxtsche Kreis ist völkisch und konfessionell gemischt und hat griechisch- und römisch-katholische Gemeinden. In den übrigen Kreisen Kurlands gibt es andersgläubige Gemeinden fast nur in den Städten. Trotz der sehr regen Propaganda der griechisch-orthodoxen Kirche, die vom Staat mit allen Mitteln unterstützt worden ist, gibt es auf dem Lande nur ganz vereinzelte und wenig zahlreiche orthodoxe Gemeinden. Von anderen religiösen Gemeinschaften sind nur einige Baptistengemeinden nennenswert, die meist im Nordwesten Kurlands ihren Sitz haben. — Kurland zählte vor dem Kriege etwa 500000 Evangelische. Diese Zahl ist während des Krieges erheblich gesunken, da ein großer Teil der Bevölkerung evakuiert oder ge-

flohen ist. Für diese halbe Million Evangelischer bestehen 105 Kirchengemeinden, so daß jede von ihnen im Durchschnitt 4760 Seelen zählt. Die Größe der Gemeinden aber ist eine sehr verschiedene, da sie unter den verschiedenen lokalen Umständen entstanden sind, und da noch gegenwärtig starke Verschiebungen stattfinden, namentlich durch den Zug des Landvolkes zu den Städten. Fast alle Kirchengemeinden, so namentlich alle Landgemeinden, sind deutsch-lettisch gemischt, national getrennte Gemeinden gibt es nur in den Städten. Da die Letten in der Mehrzahl sind, findet sonntäglich lettischer Gottesdienst statt, der deutsche wird je nach den Umständen der einzelnen Gemeinden bzw. je nach dem Bedürfnis gehalten. — Das gesamte lutherische Kirchenwesen Kurlands ist von Deutschen begründet worden, von den Herzögen und den Gutsbesitzern, denen damals alles Land gehörte, da die Bauernschaft leibeigen war. Die Pflicht der materiellen Erhaltung des Kirchenwesens liegt noch heute auf dem Großgrundbesitz bzw. auf dem Fiskus, indem an die Stelle des Herzogs die Krone getreten ist. Nur in einzelnen Fällen haben später die Gutsbesitzer durch zivilrechtliche Verträge beim Verkauf des Bauernlandes gewisse Leistungen der Güter an die Kirche auf die abverkauften Bauernhöfe übertragen. Die Bauernschaft leistet für die Kirche nichts, als daß sie das Material für den Bau kirchlicher Gebäude anfährt und Handlanger für die Bauten stellt. Der Patronatspflicht entspricht das Patronatsrecht, d. h. die Patrone wählen die Prediger und Kirchenvorsteher, welch letztere das Kirchenvermögen verwalten. So ist es in der Regel, eine Ausnahme machen nur einige städtische Gemeinden. Dem Fortbestehen des Patronats ist es zu verdanken, daß der größte Teil der Prediger Kurlands deutschen Stammes ist, nur 20 von ihnen sind Letten.

Die ganze Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten befindet sich noch in deutschen Händen. Die Prediger beziehen ihre Einnahmen aus den Pastoratswidmen (Pfarracker), aus den Pachten der den Pastoraten zugestellten Bauernhöfe, aus gewissen Leistungen der eingepfarrten Güter an Korn und Geld und endlich aus den Zahlungen der Gemeindeglieder für den Vollzug geistlicher Handlungen, den sogenannten Akzidentien (Stolgebühren), die hier nicht abgelöst sind. Alterszulagen, Pensionen usw. gibt es für die Prediger nicht; wer wegen Alters, Schwachheit oder Krankheit seinen Abschied nimmt, erhält von seinem Nachfolger ein Drittel aller Pfarreinkünfte, das sogenannte Emeriturdrittel.

Die 105 Kirchengemeinden Kurlands sind in 7 Propstbezirke eingeteilt, der Propst (Superintendent) ist der nächste geistliche Vorgesetzte der qu. Prediger. Die Pröpste werden von den Predigern ihres Bezirks gewählt. Über den Pröpsten steht ein Generalsuperintendent, der von dem Landtage gewählt und vom Zaren bestätigt wird. Zusammen mit 6 andern Gouvernements, darunter auch das Kownosche, bildet Kurland einen „Konsistorialbezirk". Das Konsistorium hat seinen Sitz in Mitau. Es besteht aus 3 weltlichen und 3 geistlichen Gliedern; der Präsident wird vom Zaren ernannt (weltlich), der Vizepräsident ist der jeweilge Generalsuperintendent. Dem Konsistorium kompetiert u. a. auch die ganze Überwachung der Prediger, sofern sie Standesbeamte sind (es gibt in Rußland sonst keine Standesämter), ferner die Führung und Entscheidung aller Ehescheidungs- und Ehelichungssachen usw. usw. Appellationsinstanz für das Konsistorium ist das Generalkonsistorium in Petersburg. Über den Kirchenvorstehern, denen die Verwaltung des gesamten äußeren Kirchenwesens zusteht, stehen die Oberkirchenvorsteherämter (5 an der Zahl), die ihrerseits für ökonomische Angelegenheiten den Gouverneuren, für speziell kirchliche aber dem Generalkonsistorium unterstellt sind.

Das kirchliche Leben im Lande steht seit Jahrzehnten unter schwerem Druck. Russentum und Orthodoxie sind bekanntlich für den Russen identische Begriffe, unwürdige Propaganda mit allen Mitteln zum Zweck der Gräzisierung des Landes ist immer wieder ohne eigentlichen Erfolg versucht worden. Die am 17. Oktober 1905 unter dem Drucke der Revolution verkündete „Glaubensfreiheit" bot wenig, und dieses Wenige wurde in demselben Maß zurückgenommen, in dem die Regierung nach 1905 wieder erstarkte. Sie sieht in der evangelischen Kirche ein spezifisch deutsches Institut, das daher angeblich im Interesse der Einheit und Sicherheit des Staates zu bekämpfen bzw. zu bedrücken ist. Da sich die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten tatsächlich trotz allen Wechsels der Zeiten noch in deutschen Händen befindet, hat es schon seit Jahrzehnten nie an nationalem Ansturm des

Lettentums auf die deutsche Position in der Kirche gefehlt. Dieses Sturmlaufen ist von der Regierung unterstützt worden und hat zu ihrer Freude der evangelischen Kirche viel Schaden gebracht. Dem Lettentum ist viel daran gelegen, die deutsche Vorherrschaft in der Kirche zu brechen; 1905 richtete sich der Angriff der Revolution vor allem gegen die Kirche und die deutschen Prediger. In lettisch-nationalem Interesse hat die lettische Presse sehr eifrig gegen die Kirche agitiert, und eine betrübliche Entkirchlichung der Massen ist daraus entstanden. Der Schaden aber ist einstweilen noch nicht so groß, daß er sich nicht wieder von selbst beheben könnte, wenn es erst eine Regierung gibt, die Autorität und Pietät pflegt und der Verhetzung gegen alles Deutsche ein Ende macht. Die Einführung einer „Kirchenreform" seitens der russischen Regierung ist eine längst geplante und beschlossene Sache, sie verfolgt als Hauptzweck die Ausschaltung des deutschen Elements und den Ersatz desselben durch das der Regierung viel gefügigere lettische. Die Tatsache, daß die russische Regierung das Lettentum als Mauerbrecher und Polizeispitzel gegen das Deutschtum verwendet, hat auch auf kirchlichem Gebiet zu viel Spaltung geführt und ist mit schuld an der Depravierung des lettischen Charakters. Besonders seit Ausbruch des Krieges sind die deutschen Pastoren mit dem äußersten Mißtrauen angesehen worden. Im Laufe von 10 Monaten sind etwa 40 Prediger denunziert und in Untersuchung gezogen worden, 4 Pastoren sind aus Kurland ausgewiesen, 3 nach Sibirien deportiert, einer hat dem Erhängen einer Reihe seiner deutschen Gemeindeglieder beiwohnen müssen, ist dann selbst dem Galgen entgangen (angeblich Spion) und schmachtet jetzt unter unglaublichen Umständen im russischen Gefängnis. In der Geschichte des Landes ist die evangelische Kirche derjenige Faktor, der mit am meisten deutsche Kultur in das undeutsche Volk getragen hat. Trotz aller Verhetzung ist der evangelische Lette — wenn auch oft unbewußt — evangelisch-deutschem Wesen nahe gebracht, und die Tatsache, daß Kurland ein evangelisches Land ist, bürgt dafür, daß deutsches Wesen in diesem Lande schnell neue, feste Wurzeln schlagen könnte.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 6 1. MÄRZ 1916

Das britische Kolonialreich.

Von F. Keutgen.

5.*) Imperialismus und Reichsbund: a. die Lage. — Die liberale Doktrin hatte es als selbstverständlich angesehen, daß die Kolonien mit weißer Bevölkerung britischer Abstammung Schritt für Schritt mit größeren Freiheiten ausgestattet, schließlich völlig selbständig als freie neue Nationen und Staaten neben dem Mutterlande dastehen würden und müßten. Und in den Kolonien selbst faßten weite Kreise die Sache nicht anders auf: kein Wunder, da man ihnen wieder und wieder zu verstehen gab, sie möchten sich zu diesem Zwecke mit ihrer Entwicklung beeilen. Durch den Triumph der Freihandelslehre daheim mochte diese Anschauung ihre endgültige Befestigung erfahren zu haben scheinen. Man stellte jetzt mehr noch als früher auch die Kosten in Rechnung, die dem Mutterlande aus der Verwaltung erwuchsen. Noch 1872 soll der liberale Finanzminister Robert Lowe, der selbst in jüngeren Jahren in Australien lebhaft am politischen Leben sich beteiligt hatte, dem neuen General-Gouverneur von Kanada, Dufferin, den Wunsch augesprochen haben, er möge auf die Lostrennung der Kolonie hinarbeiten. Für die gewaltigen, gar nicht abzusehenden wirtschaftlichen Vorteile aus dem Besitz der Kolonien, die doch gerade diesen Kreisen hätten einleuchten müssen, fehlte es, wie es scheint, an Verständnis. Zornig polterte Carlyle dagegen in den Latter Day Pamphlets (1850): „but as for the Colonies, we purpose through Heaven's blessing to retain them a while yet! Shame on us for unworthy sons of brave fathers if we do not. Brave fathers, by valiant blood and sweat, purchased for us, from the bounty of Heaven, rich possessions in all zones; and we, wretched imbeciles, cannot do the function of administering them?" Von liberalen Verfassungen hielt er nicht viel.

In der Tat ist ja die Entwicklung — in einem Maße, wie es sich damals noch gar nicht überblicken ließ — auf immer größere Selbständigkeit der Kolonien hinausgegangen. Wie einst die alten amerikanischen Kolonien in ihrem Zusammenschluß die Kraft gefunden hatten, dem Mutterlande zu widerstehen, so stand auch British North America seit und dank der Föderation ganz anders selbstherrlich da als vorher die einzelnen Kanadas und maritimen Provinzen in Ost und West. Und von dem geeinigten Australien und geeinigten Süd-Afrika gilt nicht nur jeweils dasselbe: sondern erst das Dasein von drei solch mächtigen, zukunftsreichen Bundesstaaten hat ihnen in ihrer Gesamtheit ein Gewicht gegenüber dem Mutterlande gegeben, von dem die Politiker der Mitte des Jahrhunderts sich nichts hätten träumen lassen. Ihrem gewaltig anwachsenden Wohlstand entsprach

*) Siehe Heft 5.

ihr Selbstgefühl. Sie wollten nicht mehr im Verhältnis von Kindern zum Mutterlande stehen, sondern, nun sie erwachsen waren, in dem von Schwestern: gerade wie die wirklichen Kinder in Kolonialländern frühzeitig ihren leiblichen Eltern selbständiger gegenübertreten als in der alten Heimat. Und die großbritannische Regierung anerkennt und teilt diesen Standpunkt: „Ob in dem Vereinigten Königreiche oder in einem der großen Länder, die Sie vertreten", so sagte der Premier-Minister Asquith auf der Reichskonferenz von 1911, „wir sind und beabsichtigen zu bleiben jeder Herr in seinem eigenen Haushalt. Dies ist hier zu Hause und durch die Dominien hin das Lebensblut unseres Staatswesens. Es ist der articulus stantis aut cadentis Imperii".

So schienen also nicht nur die dem Selbstbestimmungsrecht der Völker freundlichen Theorien bis in die neueste Zeit, sondern ebenso das natürliche Gewicht der Tatsachen, je mehr das Reich sich erweiterte, desto mehr in der Richtung seiner Auflösung zu weisen. Und dennoch hatten jene anderen Staatsmänner recht, die nicht nur in der Verleihung der Freiheiten, der Zufriedenstellung der kolonialen Wünsche, das ideale Band erkannt hatten, das realer als irgendwelche erdenklichen Machtschritte oder Machtmittel von seiten Großbritanniens die Einheit des ganzen Britenvolkes zusammenhielt; sondern die gerade in der Schaffung von Staaten von genügender Größe und mit einer genügend mannigfaltig zusammengesetzten Bevölkerung, um wirklich als Staaten gelten zu können, Staaten, die deshalb in der Lösung eigener Kulturaufgaben Befriedigung zu finden vermochten, das Mittel sahen, den Verhältnissen Festigkeit zu verleihen. Die Richtigkeit dieser Auffassung zeigte sich auch darin, daß gerade die Bevölkerung der australischen Einzelkolonien vor der Errichtung des Commonwealth gegen engere Beziehungen zum Mutterlande großenteils heftige Abneigung an den Tag legte. Begreiflich genug. Wenn es schon nicht leicht war, über ihre kleinen örtlichen Beziehungen hinaus ihnen Verständnis für die Vorzüge einer Union unter ihnen selbst beizubringen: um so weniger wußten sie noch die Zugehörigkeit zu einem Weltreiche zu schätzen oder die Mannigfaltigkeit der Fragen, die dabei in Betracht kamen, zu überblicken. Die Weckung des Verständnisses für die Kulturaufgaben ihrer nächsten Nachbarn auf demselben Kontinent, die durch das Bündnis mit ihnen herbeigeführt wurde, lieferte indessen, wenn auch spät genug, die notwendige Zwischenstufe politischer Erziehung.

Einstweilen aber war damit allein noch nicht viel gewonnen. Es lief dann hinaus auf ein freundliches Nebeneinanderleben, wobei jedes Glied seine eigenen Interessen verfolgte, ohne sich um die der anderen zu kümmern. Denn mit der Behandlung der Dominien als Staaten, der reicheren Ausgestaltung ihres inneren Lebens, mußte auch die Masse der Sonderinteressen jeder einzelnen von ihnen wachsen. Und darüber hinaus auch die der Sonderinteressen, die jede von ihnen nach außen, ihren eigenen fremdvölkischen Nachbarn gegenüber zu verteidigen hatte, vielleicht in Widerstreit mit denen der andern oder denen des Gesamtreiches. So konnte die reichere Entwicklung an sich doch auch gerade wieder zur Trennung hinleiten, und es mußte eben doch, wenn man diese Trennung nicht wollte, auf Mittel bedacht genommen werden, den ihr dienenden Kräften entgegenzuwirken. Man konnte an Stärkung ge-

meinschaftlicher wirtschaftlicher Interessen denken. Man konnte, wie zwischen den einzelnen Gliedern der Bundesstaaten, so nun eine weitere förmliche Föderation des Gesamtreiches ins Auge fassen. Daneben die kräftigere Pflege der ideellen Gemeinsamkeiten. Dies letzte, die Pflege des Wunsches dauernden Zusammenhaltens, war freilich für alles Übrige die Voraussetzung.

Gerade hierin, mit anderen Worten in den Anschauungen, war nun zunächst in England selbst seit dem Ende der sechziger Jahre, erst allmählich, dann entschiedener, der Umschlag eingetreten. Einmal brachten die neuen Verkehrsmittel, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Post, Telegraph alle Teile des Reiches und ihre Bewohner einander unendlich näher. Politisch veranlagte Reisende, die nun leichter und öfter die Kolonien besuchten, brachten einen neuen Begriff von Größe und Bedeutung des Reiches mit heim, wie das Charles Dilkes „Greater Britain", eine Reisebeschreibung von 1867, zeigt, der 1890 nach einer zweiten Reise als weiteres epochemachendes Werk desselben Staatsmannes „Problems of Greater Britain" folgte. Als Treffpunkt der Kolonial-Interessenten und Kolonial-Enthusiasten wurde 1868 in London das Royal Colonial Institute (anfänglich unter dem Namen Colonial Society) gegründet, wie es in dem Freibrief von 1882 heißt: „um die Zunahme und Verbreitung der Kenntnisse sowohl über unsere Kolonien, Dependenzen und Besitzungen, wie über unser Indisches Reich zu fördern und die Erhaltung einer dauernden Union zwischen dem Mutterlande und den verschiedenen Teilen des Britischen Reiches." Hier konnten Kolonialpolitiker ihre Ansichten austauschen, hier wurden Vorträge gehalten, um das heimische Publikum über den Wert der Übersee-Besitzungen Großbritanniens aufzuklären und das schließlich auch wachsende Empfinden zugunsten der Reichszusammengehörigkeit unter den jüngeren Gliedern des Reiches selbst. Eine möglichst vollständige kolonialwissenschaftliche Bibliothek sollte den gleichen Zwecken dienen. Und von hier ging aus ein neues Geschlecht von Männern, das sich zu patriotischeren Anschauungen als die jüngst noch herrschenden bekannte.

Diese Anschauungen aber bezogen sich natürlich nicht bloß auf die Organisation des Reiches, die Herausbildung eines angenehm arbeitenden Systems von Beziehungen zwischen Mutterland und Dominien. Sie faßten viel tieferen Grund und höhere und weitere Ziele ins Auge.

Alle weltlichen Ziele bedürfen für den nachdenkenden Menschen der sittlichen und religiösen Rechtfertigung. Besaßen das britische Weltreich, die britische Kolonialpolitik, so wie sie sich bisher dem Blicke zeigten, eine solche Rechtfertigung? Was war ihre Leistung? Gerade in diesen Kreisen verschloß man am wenigsten die Augen, sei es gegen die Schwächen der Politik früherer Regierungen, sei es gegen die auf materiellen Gewinn gerichteten Motive oder die oft mehr als fragwürdigen Mittel, durch die das Reich aufgebaut, die Kolonien errungen waren. Aber: waren die Früchte darum ganz und gar schlecht? War nicht Kultur in weite Erdstriche getragen worden, die sie früher nicht kannten? Über fast das ganze Nord-Amerika, nach Australien, mindestens eine höhere Kultur selbst nach Süd-Afrika? Waren nicht auch die Eingebornen, wenn auch die primitiveren unter ihnen in Amerika und Australien dem Prozeß

leider großenteils zum Opfer gefallen waren, in anderen Kontinenten, und zwar in überwiegender Zahl, der Segnungen europäischer Zivilisation teilhaft geworden? Vor allem aber — und dies konnte für das künftige Verhalten allein maßgebend werden —, der Besitz des Reiches, wie er nun einmal da war, legte Verpflichtungen höchster Art auf. Verpflichtungen einmal gegen die Beherrschten verschiedenster Kulturstufen: und in der Erkenntnis dieser Verpflichtungen und dem Verständnis für die Mittel, sie zu erfüllen, hatte man in der Tat gegen früher unverkennbare Fortschritte gemacht. Verpflichtungen aber auch gegen die Mitbürger und gegen das Reich als solches, es immer größer, mächtiger und herrlicher zu gestalten. Das waren die Ideale, an denen die neue Schule von Kolonial- und Reichspolitikern — die Imperialisten — sich begeisterten, die aber natürlich von den einzelnen in verschiedener Reinheit erfaßt wurden, und denen auch von den Besten in der rauhen Wirklichkeit nicht immer in gleicher Reinheit nachgestrebt werden konnte.

Es galt nun zunächst, diese Ideale in weitere Schichten zu tragen, auch in die Massen, die in den friedlich-individualistisch-manchesterlichen und eng religiösen Vorstellungen befangen waren. Eine Kolonialausstellung, die 1886 in London gehalten wurde, weckte bereits sehr wesentlich das Interesse an kolonialen Dingen in weiteren Kreisen. Sie gab zugleich Anlaß zur Gründung des Imperial Institute: einer dauernden Ausstellung von kolonialen Erzeugnissen, einschließlich indischer, verbunden mit Laboratorien zur wissenschaftlichen Förderung der kolonialen Produktion und ähnlichem. Politisch am eifrigsten betätigte sich die von dem liberalen W. E. Forster, Lord Rosebery und anderen Staatsmännern gegründete Imperial Federation League. Ihre ursprünglichen Pläne — Vertretung der Kolonien in beiden Häusern des Parlaments — zwar gingen ins Utopische. Aber durch Entsendung von Rednern, die in den Kolonien die dringend notwendige Aufklärung über einander und über das Mutterland verbreiteten, trug sie erheblich zur Festigung der Bande bei, die das Reich zusammenhielten. Allerdings wurden ihre Abgesandten schon wegen des Wortes „Federation“ in dem Titel der Gesellschaft von einem großen Teile, besonders der australischen Bevölkerung, anfangs mit äußerstem Mißtrauen aufgenommen. Andere Kreise dort draußen stießen sich daran, daß mehrere vornehme Konservative mit an der Spitze der Liga standen, während umgekehrt in dem sonst günstiger gesinnten, aber aus Gründen der Schulpolitik antiirischen Viktoria (vgl. oben Sp. 550) man es dem Vorsitzenden Lord Rosebery verübelte, daß er sich zu Homerule bekannte. Auch in Kanada fürchteten die entschiedenen Protestanten vom engeren Anschluß an das Mutterland eine Stärkung des katholischen und französischen Elementes. Kurz, schon im Vorstadium war der Weg mit Schwierigkeiten besät. Ein patriotisches Wort, eine einzige wohlgemeinte Rede konnten alles verderben. Nur die Zeit vermochte über das Erreichbare und Nichterreichbare die Klärung zu bringen, die nötig war, ehe sich auch praktische Ziele ernstlich in Angriff nehmen ließen.

Unter diesen lagen die wirtschaftlichen am nächsten. Bereits 1887 trat Jan Hendrik Hofmeyr, der Führer der holländischen oder Afrikander-Partei in der Kap-Kolonie, mit dem Plane eines

Reichszollvereins hervor: durch einen Reichszoll von allen reichsfremden Waren sollten die Mittel für die Reichsverteidigung zur See, 7—8 000 000 £, aufgebracht werden. Schon ein solcher mäßiger Zoll von 2% vom Wert aber verstieß nach Überzeugung der britischen liberalen imperialistischen Führer gegen die freihändlerischen Grundsätze und auch wohl gegen die Meistbegünstigungsklausel der Handelsverträge. Für Kanada seinerseits aber hätte der Wert einer Annäherung gerade in der Gewährung von Vorzugszöllen seitens des Mutterlandes auf seine Erzeugnisse vor denen der Vereinigten Staaten gelegen. In der Tat ist es dann mit gutem Beispiel vorangegangen und hat seine eigenen Zölle auf Einfuhren aus Großbritannien ermäßigt, damit aber sogleich die befürchteten internationalen Schwierigkeiten heraufbeschworen. Denn nach deutscher Ansicht verbot der Vertrag, nach dem Deutschland einerseits, Großbritannien und seine Kolonien andererseits einander Meistbegünstigung zugesagt hatten, den britischen Kolonien auch, ihrem eigenen Mutterlande irgendwelche Zollvergünstigungen zu gewähren: kaum ganz logisch, da Großbritannien danach in demselben Vertrage gleichzeitig als vertragschließende und als dritte Partei gegolten hätte. Im Gegensatz zu Kanada wieder fürchteten die Australier den Wettbewerb großbritannischer Erzeugnisse für ihre junge Industrie und indischer für Queensland mehr als den irgendeines fremden Landes. Vor allem aber: solange Großbritannien selbst am Freihandel festhielt, war auf diesem Wege überhaupt nichts Wesentliches zu erreichen. Daran festhalten mußte es aber auch schon deshalb, weil sein Handel mit seinen Kolonien außer mit Indien, wie auch erst recht der Handel der Kolonien untereinander, im Vergleich zu dem mit dem Auslande verschwindend gering war. Erst mußte jener also durch andere, natürliche Mittel ganz erheblich vermehrt werden. Darin ließ sich allerdings noch vieles erreichen.

Kaum minder unüberwindlich mußten, wenn man sie prüfte, die Bedenken erscheinen, die politisch einem Reichsverbande im Wege standen oder stehen. Daß Staatsmänner der älteren Schule, wie Lord Blachford, ihn für schlechthin undurchführbar hielten, wird nicht wundernehmen. Sein Zweck konnte, neben Stärkung der ideellen Einheit, nur Erzielung eines Einverständnisses über alle Reichsinteressen im weitesten Sinne und über die Politik sein, die deshalb zu verfolgen sein würde. Blachford sagt daher in einer zweiten Aufzeichnung aus dem Jahre 1885, er könne sich nicht vorstellen, daß für die Vereinigten Staaten und Großbritannien sich heute eine einheitliche äußere Politik würde durchführen lassen, sei es von London, sei es von Washington aus, auch wenn die alten Kolonien sich nicht von England losgerissen hätten. Genau so werde eine gemeinsame äußere Politik für Britannien und seine jetzigen Kolonien immer mehr unmöglich werden, je mehr diese zu Staaten von eigener Bedeutung heranwüchsen. Er sprach zudem als Praktiker, der die kleinen, bei jeder Bewegung auftauchenden inneren Schwierigkeiten während seiner Amtstätigkeit als Unterstaatssekretär (1860 bis 1871) aufs gründlichste kennen gelernt hatte.

Bisher sei man nach dem Grundsatz verfahren, die Bande immer mehr zu lockern, und dadurch habe man an gegenseitiger Zufriedenheit mehr gewonnen, als an Auktorität verloren.

Neuerdings [d. h. durch den Eintritt Deutschlands in die Kolonialpolitik] aber habe die Frage ein neues Gesicht bekommen. Und nun stellt sich in der Tat ein völlig neues Moment ein, wodurch die früheren Verhältnisse völlig auf den Kopf gestellt werden. Lord Blachford sieht ernstlich eine neue Gefahr für jenes Band und für das Mutterland selbst darin, daß den Kolonien erlaubt werde, sich ihrerseits in die Reichspolitik einzumischen. Er fürchtet einmal — recht bemerkenswerterweise! —, daß eine große angelsächsische Allianz, außer zu dem besonderen Zwecke, den Supremat einer fremden Übermacht abzuwehren oder einen unmoralischen Grundsatz zu bekämpfen, lediglich ausarten würde in eine Veranstaltung, die übrige Welt zu kujonieren. [Das brauchte ja nun seine Landsleute nicht abzuschrecken!] Aber er fürchtet außerdem, daß, wenn man den Vertretern der Kolonien bestimmte Rechte, in Fragen der Reichspolitik mitzusprechen, einräumte, daß sie dann vielleicht im Verfolg ihrer besonderen Interessen einander auf eine gefährliche Weise in die Hände spielen und das Mutterland zu politischen Abenteuern drängen würden. Auch mit der irischen Partei könnten sie sich, um deren Stimmen zu gewinnen, zur Verlegenheit der Regierung verbinden [wie ja etwas später Cecil Rhodes wirklich getan hat].

Indes darf dies Letzte als äußerster Fall angesehen werden, der nicht gefährlich zu werden braucht, solange nur die Zentralregierung die Zügel fest in der Hand hält: wozu sie allerdings auch daheim sicher im Sattel sitzen muß. Denn diese Personalunion zwischen einem Kabinett für die rein britischen Angelegenheiten, das jeden Augenblick aus einem binnenländischen Anlaß gestürzt werden kann, der die Kolonien nicht angeht, und einer Reichsregierung bleibt ein wunder Punkt. Dazu kommt in vielen Fällen die sachliche Schwierigkeit der Trennung von Reichsangelegenheiten und Landessachen, sei es des Vereinigten Königreichs, sei es der Kolonien. Und endlich jenes erste Bedenken Blachfords, daß, je enger die Beziehungen gestaltet, desto mehr die Kolonialregierungen ihrerseits in der Tat Anspruch haben werden, bei der Reichspolitik mitzusprechen, da diese doch das Wohlbefinden der Kolonien unvermeidlich in Mitleidenschaft ziehen wird. Einen Ausweg durch diese Klippen zu finden, das eben war die Aufgabe. Denn irgend etwas im Wege politischer Reichsorganisation mußte geschehen: sich aller Schritte zu enthalten wie bisher, dazu waren die Dinge nun doch zu sehr im Fluß. Ohne eine bestimmte Form aber kommt man nicht von der Stelle. Nur mußte man auch jetzt alles vermeiden, wodurch der Freiheit der Einzelglieder, als dem, was schließlich doch nach wie vor allen am innigsten am Herzen lag, irgend auch nur scheinbar zu nahegetreten worden wäre.

Es kam zunächst darauf an, eine verläßlichere Fühlungnahme der Reichsglieder anzubahnen. Dazu waren Konferenzen von amtlichen Vertretern des Mutterlandes einzuberufen, die dann in der Tat anfangs sporadisch, später regelmäßig und mit immer genauer geregelter Geschäftsordnung in London ins Leben getreten sind. Allerdings ist auch dieses Unternehmen, und gerade dieses, bei einem großen Teile des australischen Publikums anfänglich auf Mißtrauen gestoßen. Indes auf die Staatsmänner kam es an: denen die Herde ja früher oder später schon folgen würde. Die kolonialen Staatsmänner aber haben durch die Reichskon-

ferenzen zum ersten Male die Bedürfnisse des Mutterlandes und der andern Kolonien und die Erfordernisse der Reichspolitik würdigen gelernt, und damit, sich zu erheben über die Gesichtspunkte ihrer Kirchturmspolitik. Dazu trat das aus rein sachlichen Gründen stetig wachsende Bedürfnis der Regelung praktischer interimperialer Beziehungen auf den Gebieten des Verkehrs und des Rechtes.

b. Geschichte der Reichskonferenzen; Reichsverteidigung und parlamentarisches System. — Die Geschichte dieser Konferenzen ist an sich selbst von Interesse: für das Verständnis des Wesens der britischen interkolonialen Beziehungen, und damit des Reiches selbst, nicht minder von Bedeutung als die der sachlich dahin wirkenden Kräfte.

Schon im 18. Jahrhundert und früher hatten die Kolonien ihre Vertreter, Agenten, in London besessen, z. B. Barbados seit 1691: nicht immer besoldete Abgesandte, sondern auch wohl angesehene Engländer, die das Ehrenamt versahen. Ihre Aufgabe war, die Annahme erwünschter Gesetze im Parlament zu betreiben, der Auflage verderblicher Zölle auf die Erzeugnisse ihrer Kolonie entgegenzutreten, die Abstellung von Beschwerden durchzusetzen. Doch war es lange Zeit nicht ausgemacht, ob sie im Auftrage der Regierung ihrer Kolonien, der Kolonie im ganzen, oder der Volksvertretung zu handeln befugt seien. Zur Ernennung und Besoldung eines regelmäßigen Agenten bedurfte es der Zustimmung der Krone. Später, im 19. Jahrhundert, werden die Geschäfte sämtlicher Kronkolonien von zwei durch die Krone ernannten Agents General besorgt. Während nun die neuen Kolonien eine nach der andern mit freien Verfassungen auch das Recht erhalten, eigene General-Agenten zu ernennen, sinken eine ganze Anzahl ältere, insbesondere die Westindischen Inseln, jetzt erst zu dem Stande von Kronkolonien herab und verlieren ihre besonderen Vertreter. Denn von Haus aus besaßen auch diese kleinen, aber ehemals wichtigen Kolonien repräsentative Verfassungen mit weitgehenden Freiheiten, die sie aber aus dem einen oder andern Grunde, großenteils als Folge der Sklavenemanzipation, aufgaben. Gegen die freie Negerbevölkerung brauchten sie einen Rückhalt an der starken britischen Regierung.

Ein weiterer Wandel trat ein, als sich die Dominien bildeten. Ein Generalagent war ihnen nicht mehr gut genug. Ihre Vertreter mußten High Commissioners heißen, obgleich das ein Titel ist, den unter Umständen auch die königlichen Generalgouverneure führen: z. B. Governor General of Cape Colony and High Commissioner for South Africa. Auch Neu-Seeland, als es sich selbst den Titel einer Dominion beilegte, ernannte seinen Abgesandten zum High Commissioner, Neufundland dagegen ist bisher überhaupt ohne ständigen Vertreter in London fertig geworden.

Die Einrichtung der High Commissioners für die neuen Gruppengebilde aus ehemaligen Einzelkolonien (die übrigens zum Teil daneben ihre Sonderagenten für rein geschäftliche Sachen weiterführen) hat namentlich eine wesentliche Vereinfachung des Verkehrs zwischen der britischen Regierung und den Regierungen der Hauptkolonien im Gefolge gehabt. Und das spiegelt sich in besonders bedeutsamer Weise in der Geschichte der Reichskonferenzen: wobei sich schließlich sogar gezeigt hat, daß für deren

Zwecke selbst Männer von dem Range eines „High Commissioner" nicht mehr genügten!

Die erste Kolonialkonferenz wurde im Jahre 1887 gehalten aus Anlaß des Regierungsjubiläums Viktorias und als Folge der im Jahre vorher veranstalteten Kolonial-Ausstellung: also noch ganz im Anfange der imperialistischen Epoche, als alle Ziele noch im nebelhaften Zustande verharrten, aus dem sie sich erst nach und nach verdichten sollten. Die Besprechungen, mit viel Geschick geleitet von dem Kolonialminister Stanhope, bewegten sich denn auch in unverbindlichen Formen. Man handelte von Verbesserung der Verkehrsmittel zwischen den Reichsteilen und der Organisation der Verteidigung zu Lande und zu Wasser. Damals aber hat bereits Hofmeyr seinen Reichs-Zolltarif beantragt. Sieben Jahre später (1894) traten Abgesandte der Kolonien und einer der Reichsregierung in Ottawa, der Hauptstadt von Kanada, zusammen, auf Einladung eben der kanadischen Regierung: in erster Linie, um den Verkehr zwischen den Rändern des Stillen Ozeans durch ein Kabel und Dampferlinien enger zu gestalten. Aber auch über Handelsgegenseitigkeit und die Hindernisse, die Handelsverträge mit fremden Staaten den erwünschten Vorzugszöllen innerhalb des Reiches in den Weg legten, wurden Resolutionen gefaßt.

Eine dritte Konferenz folgte 1897 beim sechzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin in London, wozu diesmal die Premierminister der sich selbst regierenden Kolonien eingeladen waren: ein nicht unerheblicher Fortschritt. Den Vorsitz führte Joseph Chamberlain. Die Beschlüsse, die man über Vorzugszölle faßte, führten bald darauf zur Kündigung der Handelsverträge Großbritanniens mit Deutschland und Belgien.

Die Hauptfrage aber, die nun nicht mehr zur Ruhe kommen will, ist die des engeren politischen Verbandes, der mit sich bringt einerseits Teilnahme der Kolonialregierungen an der Richtung der Reichspolitik, andererseits einen verhältnismäßigen Beitrag der Kolonien zu den Ausgaben für die Reichsverteidigung.

Für die vierte Konferenz, von 1902, gab wiederum ein nationales Fest den Anlaß: die Krönung Eduards VII. Wiederum präsidierte der Kolonialminister Chamberlain, und wiederum wurden die Kolonien durch ihre zum Feste geladenen Premierminister vertreten. Aber für das inzwischen zum Bundesstaat geeinte Australien erschien deren jetzt nur noch einer, anstatt sechs wie beim vorigen Male. Dafür aber waren die Premierminister von einigen ihrer Ressort-Minister begleitet: man sieht daraus, wie die Sache gründlicher, ernstlicher betrieben wird. In eben diesem Sinne wurde beschlossen, solche Zusammenkünfte hinfort regelmäßig, so weit tunlich, nicht seltener als alle vier Jahre zu halten. Der Kolonialminister sollte sie mit den kolonialen Premierministern verabreden: in ihm und ihnen also sah man die ständigen Mitglieder. Hiermit war die Konferenz erst zu einem anerkannten Teil der Reichsmaschinerie erhoben. Die Bezeichnung „Dependenzen" aber läßt man jetzt in aller Form fallen und spricht schließlich nur noch von „Dominions over the seas".

Ehe man sich indessen wieder vereinigte, war im April 1905 Lyttelton, Chamberlains Nachfolger im unionistischen Kabinett, mit Vorschlägen hervorgetreten, den Konferenzen noch mehr Zusammenhang zu verleihen. Die

„Kolonial-Konferenz" sollte hinfort „Reichsrat", „Imperial Council" heißen. An der Mitgliederschaft wurde nichts geändert, nur sollte auch Indien bei Fragen, die es berührten, vertreten sein. Alles weitere, die Befugnisse des Reichsrates betreffende sollte der eigenen Entwicklung der Dinge überlassen bleiben. Die Hauptneuerung aber war, daß die vierjährigen Zusammenkünfte eine Ergänzung finden sollten in einer Art ständiger königlicher Kommission, in der ebenfalls alle fraglichen Regierungen vertreten sein würden, und die nach Bedarf das Material für den „Reichsrat" oder auch für die Reichsregierung bearbeiten sollte. Der ununterbrochene Bestand des Reichsrates würde damit eigentlich erst sichtbar gemacht sein und damit die nötige Folge gewährleistet.

Diese Vorschläge wurden von den einzelnen Dominien sehr verschieden aufgenommen. Sir Wilfrid Laurier (Kanada) zumal fürchtete von einem ständigen Reichsrat künftige Übergriffe in die jetzt genossene Autonomie: gegen die Bezeichnung Reichskonferenz würde weniger einzuwenden sein. Auch die ständige Kommission schien zu beargwöhnen. Indessen könnte alles den Beschlüssen der nächsten Konferenz überlassen bleiben.

Auf dieser, die wegen des Übergangs der Regierung auf die Liberalen um ein Jahr verschoben wurde (also bis 1907), war vor allem bedeutsam, daß zum erstenmal ein Premierminister von Transvaal erschienen war: General Botha, mit dem man noch vor so wenigen Jahren in blutigem Kampfe gelegen hatte. Im übrigen platzten jetzt die Ansichten, je näher man dem Ziele rückte, um so heftiger aufeinander. Herr Deakin, Australiens Wortführer, wollte völlige Gleichstellung aller Regierungen ohne wesentlichen Vorrang der mutterländischen. Und so sollte auch die ständige Kommission als gleiche Dienerin aller mit dem britischen Kolonialamt keine Berührung haben. Laurier dagegen blieb bei seinem Mißtrauen, daß gerade eine neue Instanz dieser Art sich eine Autorität über die einzelnen anmaßen könnte. Schließlich wurde der Bezeichnung Reichskonferenz zugestimmt. Worin jedoch eine wesentliche Neuerung im australischen Sinne zum Ausdruck kam: nicht mehr der Kolonialminister sollte präsidieren — wenn auch Mitglied bleiben mit dem Recht, den eigentlichen Präsidenten unter Umständen zu vertreten. Präsident vielmehr sollte in Zukunft der Premierminister des Vereinigten Königreichs selber sein: das Haupt des Ganzen nur ein primus inter pares. Um aber die gewünschte Kontinuität herzustellen, griff man zu dem Auswege eines ständigen Sekretariats. Sollten vor dem Zeitpunkt der nächsten Konferenz besondere Fragen Entscheidung heischen, so sollten sie durch Hilfskonferenzen erledigt werden. In diesem Sinne ist 1909 eine sehr wichtige „Verteidigungs-Konferenz" gehalten worden.

Im Jahre 1911 zeigte sich die weiter fortschreitende Konzentration der Reichskräfte darin, daß Botha als Premierminister nicht mehr bloß von Transvaal erschien, sondern von dem Südafrikanischen Bunde, der seitdem ins Leben getreten war. Die Reichskonferenz setzte sich nun also zusammen nur noch aus den sechs leitenden Staatsmännern von Kanada, Neufundland, Australien, Neuseeland, Südafrika und dem Vereinigten Königreiche: alle jedoch unterstützt von ihren Ressortministern, wenn Spezialfragen zur Debatte standen. Diesmal trat Sir

Joseph Ward, der Premier von Neuseeland, mit dem kühnen Plane eines Parlaments für die Reichsverteidigung hervor, mit einem ausführenden Rat von Fünfzehn an der Spitze. Diese Körperschaften sollten sich mit den auswärtigen Beziehungen des Reiches befassen, mit Fragen von Krieg und Frieden und den Kosten, wenn auch noch nicht sogleich auch das Besteuerungsrecht ausüben. Solche unklare, alles umwälzende Wünsche eines Provinzialpolitikers aus der fernsten Weltecke konnten bei den übrigen Staatsmännern nicht auf Zustimmung rechnen. Aber auch bescheidenere Vorschläge, auf der bisher befolgten Bahn entschiedener vorzuschreiten, scheiterten an dem Konservatismus Kanadas: Kanada will kein Anhängsel von Großbritannien sein, hat selbst der so stark imperialistische Premierminister Borden einmal erklärt. Noch immer fürchteten die Kolonien, sich Hand und Fuß gebunden dem Mutterlande auszuliefern und an einem Kriege teilnehmen zu müssen, der „sie nichts anging". Und doch: wenn sie den Union Jack mit führen wollten, so mußten sie bereit sein, auf ein Stück Selbständigkeit zu verzichten und einen Teil der Lasten auf sich zu nehmen, die Großbritannien seine Eigenschaft als wesentlich europäische Macht auferlegt.

So behielt sich schließlich jede Kolonie vor, Maß und Art ihrer Leistungen selbst zu bestimmen. Und wenn Neuseeland seinen Schlachtkreuzer der britischen Marine zur Verwendung im Reichsinteresse überwies, zog Australien vor, nur die eigenen Küsten und Gewässer zu verteidigen. In Kanada kam es darüber zu erbittertem Parteikampf. Und Südafrika legte mehr Gewicht auf die Ausbildung seines Heeres, zumal am Kap offenbarer als anderswo der Schutz der Häfen recht eigentlich im Reichsinteresse liegt.

Eben auf den weiteren praktischen Ausbau im einzelnen kam es nun an. In der Organisation hatte man das einstweilen Mögliche und Erforderliche erreicht. Das Weitere mußte man der Zukunft, dem Zwang der Ereignisse überlassen. Als Vorbereitung darauf aber blieb es ein Hauptgewinn, daß sich Gelegenheit geboten hatte, die Herren aus entlegenen Reichsteilen, zum Teil Angehörige der Arbeiterklasse, einzuweihen in die haarfeinen, verwickelten Probleme europäischer Politik. Sogar zu vertraulichen Sitzungen des britischen Reichsverteidigungskomitees zog man sie zu: jener von Balfour 1904 geschaffenen Körperschaft, die sich zusammensetzt aus dem Premierminister als Vorsitzendem, den Ministern der Finanzen, des Äußern, der Kolonien, für Indien, der Marine und des Krieges und gewissen ihrer fachmännischen Berater, wozu der Vorsitzende nach Bedarf auch andere Offiziere der Marine und des Heeres und sonstige Sachverständige einladen kann, und deren Aufgabe es ist, über alle Fragen der Reichsverteidigung im weitesten Sinne Rats zu pflegen und Beschlüsse zu fassen.

Das alles war ohne Frage von höchster Bedeutung im Sinne eines Zusammenarbeitens für die Einheit des Reiches. Ebenso klar ist aber auch einmal, daß nur ein engbegrenzter Personenkreis, soweit tunlich nur der der höchsten Träger der Verantwortung im Reichsmittelpunkt und den Gliedern, auf diese Weise ins Vertrauen gezogen werden kann. Dann aber erhellt, daß die Verantwortung und Machtstellung dieser Personen, mit andern Worten der Premierminister, dadurch gewaltig wachsen mußte. Der koloniale

Premierminister wird zwar, nach Hause zurückgekehrt, seinen mit ihm dem Parlament und Volk der Dominion verantwortlichen Kollegen das Unumgängliche weiter mitteilen. Allein in der Hauptsache werden sie ihm, und wird namentlich das Volk seinem Gewählten schlechthin vertrauen müssen.

Noch mehr aber hat sich durch sein Präsidium in den Reichskonferenzen und dadurch, daß sich in ihm die Verantwortung für die Reichsverteidigung in jeder Hinsicht konzentriert, die Stellung des britischen Premierministers gehoben den eigenen Kollegen in seinem Kabinett gegenüber. In höherem Maße als sie in ihren Ressorts ist er nicht bloß britischer, sondern Minister für das ganze Reich. Wie ein Reichskanzler, betont Lord Esher, der gründliche, erfahrene Kenner dieser Verhältnisse, mehr als einmal. Mögen formell alle Minister gleichmäßig verantwortlich heißen: in Wahrheit konzentriert sich die Verantwortung für das Ganze der Reichspolitik und ihre Durchführung auf seinen Schultern. Die Zeiten haben sich gewaltig geändert seit jenen Viktorianischen, wo das Kabinett eine Gruppe von Ressortministern war, jeder verantwortlich für sein Fach, und der Premierminister nicht viel mehr als ihr Vorsitzender. Schon die Aufgaben der Ressortminister haben sich unendlich vervielfältigt und erschwert, so daß kaum einer Zeit hat, sich um die allgemeineren Dinge zu kümmern. (Viel haben sie das früher, wo es möglich gewesen sein würde, allerdings auch nicht immer getan.) Dann aber: je komplizierter der Gesamtmechanismus wird, und in je höherem Grade sich gleichzeitig die Notwendigkeit strafferer Zusammenfassung ergeben hat: desto weniger ist ein schwerfälliges kollegiales Verfahren mit geteilter Verantwortung am Platze; desto mehr müssen die Entscheidungen in die Hände einzelner, mit höchstem Vertrauen ausgestatteter Männer gelegt werden. Das aber sind eben in erster Linie die Premierminister. Ja Lord Esher meint, in den Zwischenzeiten zwischen den Reichskonferenzen würde sich Wichtiges am besten erledigen lassen nach dem Muster der wöchentlichen „private and confidential letters", in denen zwischen dem Staatssekretär für Indien und dem Vizekönig alle für die indische Politik wesentlichen Fragen entschieden und abgemacht werden. Man sieht, welch erhebliche Verschiebungen der inneren Organisation des Reiches sich aus alledem ergeben.

Ein Beispiel, wie dieses System in der äußeren Politik sich bewähren oder nicht bewähren sollte, hat die Welt vor Augen. Das Vertrauen allein tut es eben nicht. Die Schattenseite des parlamentarischen Systems zeigt sich nur zu oft darin, daß in die führenden Stellen die Männer kommen, die als Redner und Debattierer alle andern übertreffen, oder die vornehme Beziehungen haben und die außerdem über genügende Mittel verfügen, um sich einer so kostspieligen und an Wechselfällen reichen Laufbahn hingeben zu können. Sind die Ministergehälter hoch, so bezieht man dafür, wenn man wieder in Opposition ist, nichts außer dem vor kurzem eingeführten Gehalt eines Unterhausmitgliedes. Disraeli ist erst spät als Premierminister aus den Schulden herausgekommen. Die Fachkenntnisse aber erwirbt man sich erst im Amt: wenn man lange genug drinbleibt.

Die Voraussetzung ist, daß Leute, die imstande sind, überhaupt im Parlament eine Rolle zu spielen, so hohe Fähigkeiten besitzen, daß sie jede Lage leicht

übersehen. Im übrigen sind sie angewiesen auf die fest angestellten Beamten ihres Ressorts, unter denen sich an den ersten Stellen fraglos hervorragende Köpfe befinden und Leute von großer Erfahrung. Botschafter sind im Auswärtigen Amt Unterstaatssekretäre geworden. Durch diese Einrichtung der „permanenten", parteilosen („nichtpolitischen") Unterstaatssekretäre ist erst die Folgemäßigkeit der Politik der wechselnden Regierungen gegeben, aber auch umgekehrt der Wechsel in den Anschauungen einer und derselben Person, je nachdem sie im Amt ist oder nicht: je nachdem sie Einblick in die Akten hat oder nicht mehr hat. So kommt es vor, daß ein Minister sich in der Debatte beruft auf die Politik, die sein Opponent und Vorgänger früher im Amt selber vertreten habe, jetzt aber anscheinend verleugnen wolle. In beiden Fällen war es in Wirklichkeit die Politik eines und desselben permanenten Unterstaatssekretärs, der erst dem einen, dann dem andern Minister soufflierte. Der Minister ist der Faust, der ohne seinen Mephisto nicht zaubern kann: und doch, wie Faust, trägt er die Verantwortung und muß das Gretchen Volk selber dahin führen, wo er es haben will. Wagt es aber einmal ein Minister, mit gar zu großem Eifer sich in die Einzelheiten seines Amtes einzuarbeiten, etwa gar in der Marine, so wird das von den Fachleuten als unleidliche Einmengung eines Dilettanten selbst durch die Presse bekämpft. —

Doch es gibt noch eine zweite Stelle, deren Bedeutung sich durch die geschilderte Entwicklung nicht unwesentlich gehoben hat. Das ist die Krone.

c. Die Krone. — Betrachtet man die vielverschlungenen Beziehungen des britischen Reiches, so läuft man leicht Gefahr, einen Faktor zu übersehen: das Königtum, zumal nach der landläufigen Vorstellung von der Rolle, die es im öffentlichen Leben des großbritannischen Mutterlandes spielt, und die ja in der Tat schwer zu umgrenzen ist. Und dennoch gilt im Urteil Zuständiger dieser Faktor als von gar nicht zu überschätzender Wichtigkeit, ja sogar als eigentlich der, der mehr als irgendein anderer einzelner das ganze Reich bis heute zusammenhält.

Einmal ist es das Gefühlsmoment. So stark das Bewußtsein der Verwandtschaft unter den Völkern und die Anhänglichkeit an „das alte Land" sein mögen: als sehr fraglich wird es bezeichnet, ob ohne die Treue gegen die Krone, besser die königliche Person, das Weltreich so lange zusammengehalten hätte. Geradezu als wesentlicher Grund, die Monarchie in Großbritannien beizubehalten — wenn das zur Diskussion stände —, wird diese Tatsache angeführt. Eine Parallele zu dieser merkwürdigen Erscheinung liefert es gewissermaßen, wenn das amerikanische Volk schon mehrfach in seiner Geschichte bei einem Streit mit einer fremden Macht, ohne viel zu fragen, ausdrücklich sich hinter seinen Präsidenten gestellt hat: right or wrong, the President. Eine Anwendung der lex regia: Abdankung des Volkes zugunsten seines erwählten Oberhauptes. Dazu aber kommt, daß in der Tat staatsrechtlich das ganze Reich an der Person des Königs hängt. Die sich selbst regierenden Kolonien sind ja nicht Dependenzen Englands, sondern Glieder, allenfalls Dependenzen des Reichs. Der Repräsentant der Reichseinheit aber ist der König, nicht etwa das britische Parlament. Wenn die Londoner Regierung in manchen Dingen

bei den Kolonien noch mitzureden hat: dem Parlament gestehen sie das nicht zu. Ferner: wie die heimischen Königreiche England und Schottland und Irland in ihrem Verhältnis zum Könige einander nebengeordnet sind, so auch gleich ihnen die Kolonien. Georg V. ist König von Großbritannien plus Irland plus Kanada plus Neufundland plus Australien plus Neuseeland plus Südafrika. Er ist ihr aller König in gleichem Maße. Und wenn die Kolonien durch ihre Parlamente und Ministerien in der Tat, wenn auch nicht ganz in der Theorie, so selbständig ihre eigenen Angelegenheiten verwalten wie das britische Parlament und sein Ministerium die mutterländischen, sie also diesem nicht unterworfen sind, so ist und bleibt der König gleichwohl mit seinem Privy Council die höchste Behörde für das Gesamtreich.

Er ist es für die Verwaltung: denn die Gouverneure der Kolonien sind seine Gouverneure und ihm verantwortlich. Er ist es in vielleicht noch eminenterer Weise im Gericht. Zwar nicht für alles bleibt der richterliche Ausschuß des geheimen Staatsrates die höchste Berufungsinstanz. So hat in Australien das Obergericht des Bundesstaates, der Federal High Court, wo es sich um die Rechte der Einzelstaaten gegenüber dem Commonwealth handelt, selbst zu entscheiden, ob Berufung an das Privy Council zulässig ist oder nicht: einer der Punkte, wo selbst ein Chamberlain nach heftigem Sträuben den kolonialen Wünschen nachgeben mußte. Aber von diesem und ähnlichen Fällen abgesehen — eine sehr komplizierte Materie —, bleibt der geheime Staatsrat höchstes Gericht des Reiches, in dem verfassungsgemäß auch die Kolonien und Indien durch eigene Richter vertreten sein können. Und zwar sind Appellationen häufig: zumal von Indien aus, wo Reisende in einer abgelegenen Gegend sogar Verehrung eines fernen, guten, unbekannten Gottes angetroffen haben wollen, namens „the Judicial Committee of the Privy Council".

Endlich bleibt der König letzte Instanz für die Gesetzgebung. Denn gegen sein Veto, das er durch den Gouverneur ausspricht, kann ja kein Gesetz in den Kolonien zustande kommen. Und es ließe sich wohl der Satz verteidigen, daß diesem königlichen Veto dort mehr wirksame Kraft innewohnt als zu Hause. Denn gegenüber der Kolonie würde hinter dem Veto die britische Regierung stehen und demnach regelmäßig das Vereinigte Königreich überhaupt, während es zu Hause ja gegen die Regierung und die Beschlüsse der Unterhaus-Mehrheit eingelegt sein würde. Nur durch Auflösung des Parlaments und durch ihm günstige Neuwahlen würde ja der König hier seinen Willen durchsetzen können. Allerdings hängt auch gegenüber der Kolonie der Erfolg von der Besonderheit des Falles ab — wird es auf die Umstände und, wie schon dargelegt, auf die Art der Frage ankommen, die zu der Meinungsverschiedenheit Anlaß gegeben hat. Wenn im allgemeinen in Sachen bloßer eigener innerer Gesetzgebung die Kolonien ihren Willen durchsetzen werden, so wird dagegen bei Fragen des Reichsinteresses die neueste Entwicklung der Dinge in der Richtung wirken, daß wenigstens die kolonialen Regierungen mehr und mehr einsehen lernen, daß an die Erfordernisse der Reichspolitik Zugeständnisse zu machen sind. Dabei können auch Streitigkeiten der Kolonien untereinander erhebliche Wichtigkeit gewinnen — auch das erst eine Frucht neuerer Ent-

wicklungen —, wie die über die Behandlung der Inder in Südafrika, in Britisch Kolumbien und in Nord-Australien, für deren Rechte die indische Regierung mit großem Nachdruck besonders gegen die südafrikanische eingetreten ist. Sie ist noch nicht endgültig gelöst. Wesentlich ist dabei, daß, während wir die Eingeborenen unserer Schutzgebiete nicht als „Reichsangehörige" betrachten, im britischen Reich alle, einerlei, welcher Hautfarbe, staatsrechtlich gleichermaßen als „British Subjects", als Untertanen der britischen Krone gelten. Das hat auch insofern praktische Bedeutung, als z. B. ein Inder, der sich in Großbritannien niederläßt, dort ohne weitere Naturalisation die staatsbürgerlichen Rechte ausüben kann. Auch hierdurch wird von neuem die Stärke des persönlichen Bandes deutlich, das alle Bewohner des weiten Reiches mit der Krone verbindet.

d. Äußerer Druck. — Seitdem Lord Blachford wirkte und schrieb, ist mit der Weltgeschichte auch die Entwicklung des britischen Kolonialreiches in großen Schritten vorwärtsgeeilt. Neue Momente sind aufgetaucht oder haben in ungeahnter Weise an Bedeutung gewonnen, die zwar nicht die sachlichen und formellen Schwierigkeiten hinweggeräumt haben, die einem Reichsbunde im Wege stehen, aber doch einen Zwang zu engerem Zusammenschluß stärker und stärker ausüben. Denn so stark, vielseitig und lebhaft die Bestrebungen in dieser Richtung waren, die auf Momenten innerer Reichsverhältnisse beruhten, so würden sie doch nicht vermocht haben, ein förmliches Aneinanderschließen der Reichsglieder zu bewirken, da ja dieses zur Erreichung jener Ziele jenseits des Notwendigen lag. Es kommt dazu, daß jene Momente in der Hauptsache von der Art waren, daß wohl die Regierungen, nur in geringerem Maße aber auch die Bevölkerungen dafür Verständnis haben konnten. Weiteres vermochte daher nur durch den Druck äußerer Kräfte erzielt zu werden.

Dieser machte sich in verschiedener Weise geltend. Einmal, indem das Reich sich weiter und weiter ausdehnte, mußte es früher oder später den leeren Raum ausgefüllt haben, der seine Grenzen von denen fremder Mächte getrennt hielt, und mit diesen zusammenstoßen. Das galt zumal in einer Zeit, wo auch andere europäische Staaten mit gehobener Energie ihre Kolonialreiche zu vergrößern strebten oder gar neue gründeten. Ja eben hiermit wurde es Pflicht und Aufgabe britischer Staatsmänner, dem Reiche an unbeherrschten Ländern zu sichern, was noch zu sichern war, und was man bisher, wenn auch nicht wirtschaftlich, so doch politisch brach hatte liegen lassen. Dazu gesellte sich die erhöhte Verpflichtung des Schutzes der Grenzen des Bestehenden. In Betracht aber kamen von solchen fremden Mächten vor allem Rußland, das in Asien rastlos vorwärtsdrängende; dann das in Afrika und Hinterindien nicht minder eifrig tätige Frankreich; und zuletzt Deutschland in Afrika und Ozeanien und Belgien ebenfalls in Afrika.

Bemerkenswert ist dabei, daß auf britischer Seite auch jetzt in der Regel nicht der Staat annektierend vorging. Er scheute nach wie vor Verantwortung und Kosten, solange die Umstände, sie auf sich zu nehmen, nicht geradezu zwangen. Wie in den ersten Zeiten englischer kolonialer Ausdehnung, erteilte er kaufmännischen Gesellschaften, deren Pläne er billigte, Freibriefe. So entstanden die British North Borneo Company 1881, die Royal Niger Compa-

ny 1886, die British East Africa Company 1888 und die British South Africa Company 1889. Wenn diese durchaus in erster Linie wirtschaftliche Unternehmungen waren, so lag ihnen doch auch daran, durch Herstellung geordneter Zustände die ihnen anvertrauten Gebiete allgemein der Kultur zugänglich und dadurch wertvoller zu machen. Durch Anlage ihrer Kapitalien leisteten sie dort mehr in dieser Hinsicht, als dem Staate selber, nach der britischen Auffassung von dessen Aufgaben, in diesem Stadium möglich gewesen sein würde. Auch hier ein Widerspruch zwischen den bei uns und den drüben landläufigen Anschauungen. Bei uns gilt als ausgemacht, daß der Staat pro bono publico stets mehr tun wird als der private Unternehmer. Dort aber werden nicht nur dem Staate als Unternehmer aus nationalökonomischen Bedenken die engsten Grenzen gezogen; sondern man glaubt auch, daß er noch sorgfältiger die Taschen seiner Steuerzahler zu schonen habe, als eine Gesellschaft die ihrer Aktionäre. Der Unterschied dieser gegenüber ist zunächst allerdings der, daß er möglichst wenig herausnehmen soll, sie möglichst viel hineintun. Macht er aber mithin kein Plus, so bleibt er auch unfruchtbar, während von ihr verlangt wird, daß sie vorausschauend ihre Kapitalien für die Zukunft fruchtbringend anlegt. Es versteht sich, daß in einem höheren Sinne auch der Staat nicht ganz als dieser Pflicht überhoben gilt. Aber einigermaßen mit Liebe können seine Diener sich ihr nur dort hingeben, wo, wie in Indien, das Volk bei der Steuererhebung nicht mitzusprechen hat.

Allerdings wird auch bei der südafrikanischen Chartered Company zugestanden, daß sie ohne die Reichtümer (wie auch ohne den Geist) ihres früheren Oberhauptes Cecil Rhodes nicht so, wie sie getan hat, schöpferisch hätte vorgehen können, weil erst in einer späteren Zukunft ihre großartigen Unternehmungen sich rentieren konnten. Aber wie einst unsere deutschen Städtegründer im Mittelalter den Siedlern ihren Grund und Boden zu einem nominellen Zins überließen, oder auch zinsfrei, und allen Vorteil vom künftigen Aufblühen der neuen Stadt erhofften: so wird der südafrikanischen Chartered Company nachgerühmt, daß sie in Süd-Rhodesien, als einem für weiße Ansiedler geeigneten Lande, ohne Rücksicht auf augenblickliches Einbringen mit weitestem Blick im Geiste ihres Gründers für die Zukunft sorgt. Besonders gepriesen wird, wie die Städte Bulawayo mit rund 5000 und Salisbury mit rund 4000 Einwohnern nicht nur Wasserleitung und elektrisches Licht und breite gepflasterte Straßen mit Alleen besitzen, sondern auch bereits öffentliche Bibliotheken und Museen, Hospitäler, öffentliche Gärten und Theater neben „zahlreichen“ Kirchen und Schulen. Das ist natürlich nicht bloß der Gesellschaft, sondern guten Teils dem Gemeinsinn der Bürger und dem Unternehmungsgeist der Stadträte zu verdanken.

Es wird sich nicht verkennen lassen, daß hier noch derselbe vorwärts- und aufwärtsdrängende Geist am Werke ist, wie einst in den alten Siedlungen in Virginien und Massachusetts. Ebenso versteht es sich, daß wie einst dort unter der Herrschaft der Virginia Company, so auch hier die etwa 30000 Europäer, die in einem Gebiet, nicht viel kleiner als Deutschland, verstreut leben, ihre gesetzgebende Versammlung haben, von deren achtzehn Mitgliedern zwölf gewählt sind (1913). Andererseits aber wird auch nicht zu

leugnen sein, daß der Staat, indem er die Verantwortung auf die Gesellschaften abschob, noch immer nicht den Idealen der Imperialisten entsprach. Denn es war ja, ganz allgemein gesprochen, durchaus nicht sicher, daß Erwerbsgesellschaften bei ihren Unternehmungen stets in erster Linie das Beste der Nation und des Reiches, den Ruhm des britischen Namens im Auge halten würden, wozu vorzüglich auch gehörte der Schutz der Eingeborenen, auch wo er dem Streben nach raschem Gewinn im Wege stand. Allerdings hatte die Regierung sich ein nachdrückliches Aufsichtsrecht gewahrt.

Eine Aufgabe aber blieb dem Staate außerdem, die nur er leisten konnte. Er mußte die Gesellschaften zunächst einmal im Besitze ihres Gebietes diplomatisch sichern. War das auch Sache des Ministeriums des Äußern, so waren damit doch auch für das Kolonialamt Aufgaben gestellt, die erheblich über das hinausgingen, was es sich bis dahin zugetraut hatte. Auch das Kolonialamt mußte seine Augen öffnen für Fragen der äußeren Politik, zumal sofern diese mittelbar oder unmittelbar die Dominien berührten und damit neue Belange schufen, in denen sie und das Mutterland sich ins Einvernehmen zu setzen hatten. Von noch weit erheblicherer Bedeutung aber wurden in diesem Sinne die Fragen der großen europäischen Politik, sofern sich diese von jenen noch trennen lassen: denn beides greift immer mehr ineinander über. Einmal indem wegen der Gefahren, die dem Reiche als Ganzem, insbesondere aber seinen fernen Gliedern, auch unter diesem Gesichtspunkte, d. h. aus europäischen Verwicklungen drohten, die Zentralregierung mit stets verstärktem Nachdruck auf Beteiligung der Dominien an der Reichsverteidigung drängte. Dann aber, indem verschiedene Kolonien sich mehr als früher unmittelbar durch ihre Nachbarn unter den Weltmächten bedroht fühlten und deshalb zu ihrem eigenen Schutz ein lebhafteres Bedürfnis des Anschlusses an die Zentralmacht des Reiches empfanden. Aber stärker noch als die Gefahren von seiten Amerikas oder Japans hat in dieser Richtung die vermeintliche Gefahr gewirkt, die seit einem Jahrzehnt von einer neuen Seite dem Gesamtreich zu drohen schien. Lord Esher wenigstens meint, in einem Vortrag, den er am 20. März 1912 in der United Service Institution unter dem Vorsitz des Feldmarschalls French hielt: wie französischer Chauvinismus und Revanchegelüste das Deutsche Reich verbündet und zusammengehalten haben; und wie Bismarck in Elsaß-Lothringen das Instrument gefunden habe, um Süd- und Norddeutschland zusammenzuhalten: so hätten seine Nachfolger Britannien für dessen Zwecke mit einer gleich mächtigen Waffe versehen. Kein britischer Staatsmann hätte einen Britischen Reichsbund zustande bringen können. Wohl aber möchte dieses Ziel durch die Drohung der deutschen Flotte erreicht werden.

Ganz gewaltig wirkt eben doch auch in den Kolonien das Bewußtsein — es mußte nur erst einmal geweckt werden —, einem Weltreich anzugehören, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Sogleich war damit der Wille gegeben, es auch nicht mindern zu lassen. Schon 1890 meldete Dilke, der so viel von der Abneigung der Australier gegen engere Beziehungen zum Mutterlande zu sagen wußte: wenn das Vereinigte Königreich einmal in Tagen seiner Schwäche sich geneigt zeigen sollte, Kapstadt aufzugeben, so würden die

Australier nicht erlauben, daß es in die Hände Deutschlands überginge oder in die einer Afrikander-Macht, die ihnen unfreundlich werden könnte. Um das Kap geht eben Australiens natürliche Verbindung mit Europa, und durch die Beteiligung vieler Australier an der Transvaaler Goldminen-Industrie und dem Johannesburger Uitlandertum wurden diese Interessen noch verstärkt. Als dann 1899 der Konflikt zwischen Großbritannien und den Buren drohte, bot Australien schon im Juli für den Kriegsfall militärische Hilfe an. Dabei wirkten eben doch jene idealen Momente bereits erheblich mit. Nichts aber verbindet ein Volk in sich so sehr wie ein gemeinsam geführter Krieg. Und wenn der Burenkrieg das eigentlich epochemachende Ereignis war, das die innere Einheit des ganzen britischen Reiches der Welt zum ersten Male vor Augen geführt hat, so wird der jetzige, für Britannien unheilvolle Krieg in noch erheblicherem Maße in derselben Richtung wirken. Denn, wenn schon vorher die deutsche Flotte, unser Streben nach Weltgeltung überall im britischen Reiche als Bedrohung empfunden wurde und auf Zusammenschluß hinwirkte: wieviel mehr, nachdem unsere Macht sich als wirklich und als unwiderstehlich erwiesen hat? Es spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Lord Eshers Voraussage sich dann erfüllen wird. Die Kolonien werden in weit erheblicherem Maße als früher bereit sein, zur Stärkung des Reiches und seiner Einheit Opfer zu bringen. Aber man wird auch ihnen mehr noch als bisher Einblick und Einfluß gewähren müssen in den bestimmenden Fragen der äußeren Politik.

e. Indien. — Bisher ist fast ausschließlich die Rede gewesen von den Dominien und ihrem Verhältnis zum Vereinigten Königreich, nur hin und wieder einiges über die Stellung Indiens innerhalb des Gesamtreiches berührt worden. Es ist natürlich ausgeschlossen, das indische Problem, vielmehr den Rattenkönig indischer Probleme im Rahmen dieses Aufsatzes zu erörtern. Auch ist darüber in diesen Spalten erst vor wenigen Monaten von W. Dibelius gehandelt worden (Jahrgang 9, Heft 7), und von mir selbst im „Weltwirtschaftlichen Archiv" (Oktober 1905, Bd. VI). Hier nur, soviel jene besondere Frage betrifft.

Wie schon bemerkt, hat während der Verhandlungen über die Ausgestaltung der Reichskonferenzen Lyttleton, der Staatssekretär für die Kolonien, im April 1905 vorgeschlagen, daß bei der Beratung von Angelegenheiten, die indische Interessen beträfen, auch dieses Land vertreten sein möchte. Daß es nicht von Anfang an vertreten war, und daß Lyttleton, was er vorschlug, nicht mit Amtsgewicht in die Wege leiten konnte, hängt zu einem Teile damit zusammen, daß Indien einem eigenen Staatssekretariat untersteht und amtlich überhaupt nicht als „Kolonie" gilt. Solche technischen Hindernisse stehen ja wertvollen Neuerungen oft nachhaltiger im Wege als sachliche Gegengründe. Besonders, wo Kompetenzstreitigkeiten mitspielen. Wie sollten in einer vom Kolonialminister berufenen Konferenz ein Land und seine Interessen vertreten sein, das nicht seiner, sondern der Kompetenz eines andern Ministers untersteht? Erst durch den Übergang des Vorsitzes auf den britischen Premierminister ist dieser Stein aus dem Wege geräumt. Ernstere Schwierigkeiten liegen natürlich in der abweichenden Organisation, die auf den total verschiedenen Zuständen Indiens beruht.

Dennoch hatte schon 1890, also lange ehe die Konferenzen eine ständige Einrichtung waren, Dilke sich eine Föderation des Reiches ohne Indien nicht vorstellen können. Indien schien ihm sogar ein ebenso notwendiges, ja sozusagen primäreres Glied als selbst Australien. Er sagt in seinen Problems of Greater Britain (S. 637 der einbändigen Ausgabe): „Ein Bund des Reiches ohne Australien würde so lahm sein, wie ein Bund ohne Indien, während die Schwierigkeiten, australische Zustimmung zu erhalten, jetzt so groß sind wie die, ein System zu ersinnen, unter dem Indien hereingebracht werden kann, um seinen Anteil an der Regierung eines demokratischen Reiches zu nehmen." Das australische Hindernis sieht er in den gegen Mutterland und Indien gerichteten australischen Schutzzöllen und hält es aus diesem Grunde für nicht unmöglich, daß Australien draußen, Indien aber drinnen bleibt. (Vgl. auch oben Sp. 649.)

In der Tat war für einen Staatsmann, der von britischen Traditionen erfüllt war und nicht im Banne konservativen Pessimismus' stand, kein anderes Ziel denkbar, als die Einfügung Indiens in den Reichsverband als gleichberechtigtes Mitglied neben den andern. Das Ziel lag nach der Natur der Dinge zwar noch in der Ferne. Inzwischen aber war nach dem bewährten und anerkannten Grundsatz britischer Regierungsweisheit zu verfahren, nach dem allemal die Einrichtungen die besten sind, die am sichersten von einem gegenwärtigen Zustand zu einem höheren hinüberleiten und auf ihn vorbereiten. (Vgl. oben Sp. 527.) Dennoch kommt es für den unmittelbaren Zweck gar nicht einmal so sehr darauf an, daß auch Indien eine parlamentarische Verfassung erhält, daß die Bevölkerung Indiens sich selbst regieren lernt nach dem Muster der von Kanada, Australien und Südafrika. Sondern wesentlich würde zunächst ein anderes sein.

Wenn jetzt unter dem Vorsitz des Premierministers auch ein Vertreter der indischen Regierung zu den Beratungen der Reichskonferenzen zugelassen würde, so würden zwar die besonderen Bedürfnisse Indiens, die denen der übrigen Reichsteile so oft zuwiderlaufen, in diesem Kreise wenigstens Gehör erhalten. Aber der indische Abgesandte, möchte er sein, wer er wollte, würde tatsächlich niemals gleichberechtigt neben denen der Dominien dastehen können, solange diese eine selbständige Politik, einen eigenen Willen vertreten können, während die des Vizekönigs jeden Augenblick gerade in den großen Fragen von einem unverständigen und eigennützigen britischen Parlamente über den Haufen geworfen werden können.

Hierauf also wird es zunächst ankommen: auf größere Unabhängigkeit der indischen Regierung gegenüber dem britischen Parlament in der Richtung, die einst von Pitt gegen Fox und Burke angebahnt worden ist. („Weltwirtschaftl. Archiv" VI, S. 323.) Die Interessen Indiens sind bei dem Vizekönig und auch bei dem Staatssekretär in London und ihren Räten im allgemeinen gewiß in guten Händen, in so guten, wie es eben nach menschlichem Verstande möglich ist. Von Zeit zu Zeit zwar fordert das Parlament eine Untersuchung indischer Zustände, manchmal, wie schon im 18. Jahrhundert, in bester Absicht im Interesse der indischen Bevölkerung oder dieser oder jener Bevölkerungsgruppe. Aber einmal versteht das Parlament zu wenig von indischen Dingen, sind auch die selbsternannten Vertreter indischer Interessen

in seinem Schoße zu einseitig, als daß nicht solche Einmischung meist mehr schadete als hülfe. Zu andern Zeiten aber handelt es sich überhaupt nur um die Wahrnehmung der Interessen dieser oder jener britischen Industrie- oder Handelsgruppe.

Das wird also vor allem nötig sein: größere handelspolitische und überhaupt fiskalische Selbständigkeit Indiens. Das Verhältnis Indiens zum Mutterland erinnert in dieser Beziehung noch sehr an das der alten amerikanischen Kolonien im 18. Jahrhundert, nur daß man jetzt Indien das freihändlerische System, das ja eine Art Glaubensartikel geworden ist, aufzuzwingen sucht, wie damals jenen das merkantile. Den indischen Staatshaushaltsplan durchzuberaten, gehört zwar nicht zu den Befugnissen des Parlaments. Nur unter dem Zwange einer gewissen Notwendigkeit aber würde es sich wohl bereitfinden, auf seine Macht, die fiskalische Politik Indiens im allgemeinen in letzter Instanz zu kontrollieren, zu verzichten.

Indes handelt es sich bei dem Problem der fiskalischen Selbständigkeit Indiens keineswegs bloß um handelspolitische Fragen. Sondern noch weit wichtiger und schwieriger zu lösen sind die der äußeren Politik und der Landesverteidigung. Gerade in dieser Hinsicht unterscheidet sich die Stellung Indiens gründlich von der bisherigen der Dominien und gibt zu weit größeren Schwierigkeiten Anlaß.

Es wurde bereits betont, wie die Dominien durch die Gefahren, die ihnen neuerdings durch Nachbarn zu drohen anfingen, zum Zusammenschluß, zu engerem Anschluß an das Reich, zur ersten Vorsorge für die eigene Verteidigung sich gedrängt gefunden haben. Gleichwohl sind oder waren jene Gefahren noch in unbestimmter Ferne. Gegen Indiens Grenze dagegen rückt eine der größten Kriegsmächte seit einem Jahrhundert systematisch Schritt für Schritt immer drohender und immer näher heran. Gewiß hat Indien selbst allen Grund, sich gegen diesen Angriff zu schützen und die dafür nötigen finanziellen Lasten zu tragen. Jedoch allein kann es sich nicht schützen: der Kern seines Heeres stammt aus Europa, und auch hiervon abgesehen würden seine eigenen Machtmittel niemals ausreichen. Umgekehrt wieder ist — unter normalen politischen Verhältnissen — die indische Grenze die verwundbarste Stelle des Gesamtreiches. Wenn nun schon für die Dominien die Frage der Verteidigung eine merkliche Beeinträchtigung ihrer finanziellen und politischen Selbstherrlichkeit mit sich gebracht hat: wieviel mehr muß das notwendig bei Indien der Fall sein. In der Tat ist das Problem, was für eine Politik an der Nordwestgrenze zu befolgen sei — ob eine mehr vorbauende oder mehr zurückhaltende —, schon seit länger als einem halben Jahrhundert tief mit der Frage verquickt gewesen, welche Mittel Indien in der Lage sei, selbst dafür aufzuwenden. Allerdings würde die Wendung, die das analoge Problem jetzt für die Dominien genommen hat, einen erheblichen Ausgleich zwischen ihrer Stellung und der Indiens auf den Reichskonferenzen anbahnen.

Ich bemerkte, daß die Art der Verfassung Indiens dafür gar nicht einmal so wichtig sei. Immerhin kann man fragen, welchen Einfluß eine selbständigere Stellung gegenüber England auf die bureaukratische Regierung schließlich haben würde, eine Stellung noch freier von der Kontrolle durch Parlament und öffentliche Meinung. Es

spielt dabei mit und kann in verschiedener Richtung wirken, daß, wie es heißt, manche britischen Beamten seit der Erleichterung des Dampferverkehrs sich nicht mehr in demselben Maße mit den Interessen des ihnen anvertrauten Volkes identifizieren, wie das zu jenen Zeiten der Fall war, als sie noch ihr ganzes arbeitsfähiges Leben unter ihm zubrachten. Indessen kann man rechnen, daß die etwa von dieser Seite drohenden Gefahren im Laufe der Zeit mehr und mehr werden ausgeglichen werden durch die immer stärkere Heranziehung der Bevölkerung zur Selbstregierung. Schon vor einem Vierteljahrhundert waren Körperschaften für die Selbstverwaltung in den Städten und zum Teil auch für ländliche Verbände eingeführt. Doch war man damit auf wenig Verständnis gestoßen. Außer Steuern zahlen solle man nun auch noch der Regierung einen Teil ihrer Arbeit abnehmen! So hat man in den unteren Schichten wohl die Sache angesehen. Im letzten Jahrzehnt unter der Herrschaft der Liberalen in England oder richtiger unter dem Staatssekretär Morley, dem sich der Vizekönig Minto willig zur Seite stellte, hat aber auch die Beteiligung der Inder an den zentralen Stellen der Regierung des indischen Reiches und seiner großen Provinzen rasche Fortschritte gemacht.

Es sei zunächst daran erinnert, daß an der bürgerlichen Verwaltung ganz Indiens mit seinen 315 Millionen Einwohnern überhaupt nur etwa 1200 Briten beteiligt sind. Es versteht sich, daß diese, jedenfalls in der eigentlichen Verwaltung, die höchsten Ämter innehaben, wenn auch verfassungsgemäß alle Posten, außer dem des Generalgouverneurs (Vizekönigs), auch Indern offen stehen. Es handelt sich vor allem um die Gouverneure der Provinzen unter verschiedenen Titeln und die Vorsteher der Distrikte, die in der Hierarchie also, wenn man von der nur in einigen der größten Provinzen vorhandenen Zwischenstufe der Commissioners of Divisions absieht, etwa die Stelle der preußischen Regierungspräsidenten einnehmen, ebenfalls verschiedene Titel führen (je nach der Vorgeschichte und dem Kulturzustande des einzelnen Distrikts), in der eigentlichen Verwaltung die entscheidenden Beamten sind und im Durchschnitt 931 000 Untertanen regieren. Dagegen sind die Vorsteher der Unterdistrikte, die auch zu den höheren Beamten gerechnet werden, fast ausschließlich Inder. Wiederum sind die Residenten und Agenten, die Vertreter der Regierung bei den abhängigen Fürsten, natürlich Briten. Dagegen wiegt im Richterstande das indische Element weitaus vor, besonders in der Zivilgerichtsbarkeit, und steigt hier auch zu den höchsten Stellen auf, so schmerzlich es manchem Angehörigen des herrschenden Volkes sein mag, von einem „Eingeborenen" verdonnert zu werden.

Von gar nicht zu ermessender Tragweite wurde dann aber die Aufnahme von Indern in die Ausführenden Räte des Vizekönigs (ein Mitglied unter sieben), der Gouverneure von Bengalen, Madras und Bombay, der stellvertretenden Gouverneure (Lieutenant-Governors) anderer Provinzen (je ein Mitglied unter dreien) und in den Rat des Staatssekretärs für Indien in London (zwei unter zehn bis fünfzehn). Das Wesentliche dabei ist nicht sowohl an sich, daß damit Inder zugelassen sind zu den höchsten Verwaltungsposten, z. B. dem des Justizministers für Indien, sondern daß sie nun teilhaft werden an den vertraulichsten Beratun-

gen über Lebensfragen der Regierungspolitik.

Gleichzeitig wurde die Mitgliederzahl der Gesetzgebenden Räte des Vizekönigs und der Provinzen bedeutend erhöht, im ganzen auf 370 Mitglieder, von denen 135 durch Handelskammern und verschiedene andere Körperschaften gewählt werden. Das Wesentliche hierbei ist die Tatsache der Vermehrung gegenüber dem Bestande bis 1909, wo die Zahlen 139 und 39 betrugen. Auch die neue Erhöhung war nicht gedacht als in irgendeinem Sinne endgültig, sondern als nur ein Schritt vorwärts, dem weitere in derselben Richtung zu ihrer Zeit zu folgen bestimmt sind. Außerdem sind die Befugnisse dieser Versammlungen und zumal ihrer gewählten Mitglieder erheblich erweitert worden. Und durch verschiedene Mittel werden bei den Wahlen die Moslime, die ja im Lande stark in der Minderheit sind, vor Majorisierung durch ihre Hindu-Landsleute geschützt.

Diese Vermehrung der gewählten Mitglieder der gesetzgebenden Räte hat vielleicht in noch höherem Grade Beifall gefunden als jene Aufnahme von Indern in die höchsten ausführenden Behörden, weil aus jener weitere Kreise unmittelbaren Vorteil ziehen. Die ungeheure Masse des Volkes, die für solche Wahl len nicht entfernt reif ist, hat natürlich nichts davon. Ja, es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß sie darunter leiden würde. Denn neben die väterliche Regierung durch britische Beamte, deren Aufgabe zu einem guten Teile darin besteht, das hilflose Volk zu schützen gegen Ausbeutung durch mächtige, reiche eingeborene Interessenten, tritt nun der amtliche Einfluß eben solcher Interessentenverbände auf die Regierung selbst. Aber es führt vom aufgeklärten Absolutismus kein anderer Weg zur eigenen Teilnahme des Volkes an der Lenkung seiner Geschicke als der über die Zwischenstufe einer mehr oder weniger aristokratischen Verfassung. Sollte nach und nach bei zunehmender Erweiterung der Einfluß der oberen indischen Kreise unheilvolle Wirkungen zeitigen, so könnte als Gegenmittel ein schärferes Eingreifen des Staatssekretärs nötig werden: was im Interesse der Entwicklung zu bedauern sein würde.

Um jedoch auf das Problem zurückzukommen, das im Mittelpunkt unserer Erörterungen steht: je mehr die mittelbare und unmittelbare Beteiligung der oberen Schichten des indischen Volkes an der Regierung des Landes wächst, und je mehr außerdem ihr Wohlstand zunimmt, desto inniger werden ihre Interessen mit denen der britischen Herrschaft verflochten. Das aber bleibt für diese ein bedeutendes Aktivum, selbst wenn an den Wühlereien der revolutionären Elemente und ihrem Einfluß auf die Massen dadurch nichts geändert wird. Andererseits wird so eine mächtige Organisation großgezogen, die später, wenn sie einmal mit der britischen Herrschaft unzufrieden werden und sich dabei stark genug fühlen sollte, selbst die Herrschaft zu übernehmen, weit gefährlicher werden könnte, als alle „anarchistischen" Putsche und Attentate und militärischen Meutereien. Damit hat es noch gute Wege: aber auch hier liegt bei aller Verschiedenheit eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Verhältnis der führenden Kreise im alten Amerika gegenüber Großbritannien vor.

Einstweilen ist die Lage also diese: Je mehr durch den jetzigen Krieg die Weltstellung Großbritanniens erschüttert wird, desto mehr Anlaß wird, wie die Dominien, auch Indien haben zu

engerem Anschluß an das Reich. Seine Stellung wird eine selbständigere sein müssen, besonders im Fiskalischen, so daß es auch in dieser Hinsicht den Dominien mehr angeglichen ist. Bei dieser Selbständigkeit handelt es sich zunächst um eine durch die indische Regierung für das Land wahrzunehmende. Das brauchte keine unüberwindlichen Schwierigkeiten zu machen, solange diese Regierung ihren alten väterlichen Charakter bewahren konnte. Indem aber gleichzeitig der Einfluß der höheren Schichten des indischen Volkes auf diese Regierung Schritt für Schritt erweitert werden muß, der Einfluß von Schichten, denen kein tieferes, auf Sympathie beruhendes Verständnis für die Reichsinteressen zugetraut werden kann, oder für das, was man an der Zentralstelle als solches ansieht, muß auch die Versuchung wieder wachsen, auf Umwegen die gewährte Selbständigkeit des Landes als Ganzen von neuem zu beschränken oder ihr die Hörner zu stutzen. Kurz, hier eröffnet sich der Fernblick auf ein Dilemma, das es die feinfühligste Staatskunst kosten wird, unschädlich zu machen. Außerdem wird es nötig sein, innerhalb der indischen Verwaltung, je eher, desto besser, manche liebgewordenen Zöpfe abzuschneiden, die ziemlich harmlos scheinen mögen, aber in die heutige Zeit nicht mehr passen, wo schärfste Zusammenfassung aller Kräfte, äußerste Sparsamkeit in ihrer Verwendung allein noch ein Staatsschiff flott zu erhalten vermögen. Auch in der Hinsicht haben die letzten Regierungen manches geleistet; aber gerade in diesem Punkte stoßen sie bei den verdienstvollsten Beamten auf hartnäckigeren und einmütigeren Widerstand als in Fragen großer Politik.

Jeder gesunde Organismus strebt mit Naturnotwendigkeit nach Entwicklung und Wachstum. Hundertmal ist gesagt worden, daß das auch vom Staate gilt. Maß und Art dieses Strebens hängen ab von seiner Macht, seiner Lage, seinen Hilfsmitteln, dem Charakter seiner Bürger und von den großen Ideen, die die Zeit bewegen. Je mehr seine Macht wächst, desto mehr wird mit innerer Notwendigkeit auch jenes Streben an Kraft gewinnen. Umgekehrt: sobald bei einem Staate sich ein Erlahmen dieses Strebens zeigt — nicht eine bloße Ruhepause zur Sammlung frischer Kräfte —, wird man, wenn nicht seinen völligen Verfall, so doch seinen Austritt aus der Reihe der Protagonisten prophezeien können. So fing der Verfall des Römischen Reiches mit dem Augenblicke an, in dem die ihm innewohnende Spannkraft nachließ und nicht mehr vermochte, es zu weiterer Ausdehnung zu treiben. Andernfalls, also wenn seine Säfte noch gesund sind, mag ein Reich wohl auf einen mächtigeren Rivalen stoßen oder auf eine Mehrzahl von Staaten, die in ihrer Vereinigung mächtiger sind, und es mag dadurch an weiterer Ausdehnung seiner Grenzen tatsächlich verhindert sein: aber es braucht darum in seiner Kraft noch nicht zurückzugehen, in seiner gesunden Entwicklung noch nicht stille zu stehen oder gar zu verfallen. Ein Baum kann auch in einer Allee gedeihen, wenn er sich dort auch nicht so unbehindert nach allen Seiten auszubreiten vermag, wie auf freiem Felde.

Die eigentümliche Größe Englands ist, wie gleichfalls schon oft hervorgehoben, vornehmlich auf den Umstand zurückzuführen, daß es das Meer zum Nachbarn hat. Und zwar gilt diese Wirkung gerade auch schon für das Mittelalter. Aber für den weiteren Gang

ist mindestens ebenso wichtig, daß es dank einer Reihe geschichtlicher Voraussetzungen, die darzulegen hier zu weit führen würde, und die zu einem beträchtlichen Teile von der Insellage unabhängig waren, freiheitliche Staatseinrichtungen bei sich ausgebildet hat, die bei den übrigen Völkern teils unterdrückt, teils infolge anfänglichen Überwucherns endlich verkümmert waren. Das freie Spiel der Kräfte, der persönliche Unternehmungsmut seiner Bürger haben England zur Größe geführt und jenes Kolonialreich geschaffen, von dessen neuerer Organisation auf den vorstehenden Seiten die Rede war. Diese Kräfte aber sind noch unvermindert vorhanden, ja sie sind erst im Laufe des letzten Menschenalters recht zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht und zu der Vorstellung, daß dem britischen Volke eine hohe zivilisatorische Mission in der ganzen Welt zugefallen sei. Deshalb mögen zwar beträchtliche Wandlungen mit dem britischen Weltreich bevorstehen; aber an seinen Verfall ist nicht zu denken.

In der Tat würde es, um noch einmal zurückzublicken, schwer sein, sich ein Bild davon zu machen, wie es bisher in der Welt ausgesehen haben würde ohne das britische Weltreich, wenn also das britische Volk auf seine Inseln und allenfalls einige unbedeutende tropische Kolonien beschränkt geblieben wäre. Es mag der Phantasie jedes einzelnen überlassen bleiben, es sich auszumalen, welche Folgen das für die übrige Menschheit gehabt haben würde, was es z. B. bedeutet hätte und bedeuten würde, wenn niemals Nordamerika von Briten besiedelt oder Indien von ihnen regiert worden wäre. Wer das versuchen will, sollte aber ferner nicht vergessen, daß auch die heimischen Leistungen Englands, auch auf dem Gebiete geistiger Kultur, nur ein Ausfluß desselben Volksgeistes sind, der das Weltreich geschaffen hat.

Mag man indessen die kolonisatorischen Leistungen Englands und ihre weltgeschichtliche Bedeutung einschätzen, wie man will; wollte man sogar dem britischen Standpunkte theoretisch Berechtigung zuerkennen, der behauptet, dem britischen Herrschaftsstreben sei freie Bahn zu lassen, weil noch nie Macht in dem Maße zum Heile der Menschheit ausgeübt worden sei, wie unter dem Union Jack, zumal in den neueren Zeiten, seitdem endlich das britische Volk zu erwachen beginne aus seiner Dumpfheit und anfange, seine Mission zu begreifen, und weil es sogar die Pflicht eines Volkes sei, seine Ideale, an die es glaubt, in der Welt mit allem Nachdruck zu vertreten; wollte man das anerkennen, und wäre seine Richtigkeit mathematisch demonstrierbar: so würde darin gleichwohl noch keineswegs für andere Völker ein Grund liegen, sich dem britischen Anspruche zu fügen. Nicht nur eben von jenem angenommenen Menscheninteresse aus. Nicht nur weil, wie selbst britische Schriftsteller, besonders die mit afrikanischen Dingen vertrauten, zugeben, das Feld der Kulturarbeit an den zurückgebliebenen Völkern so gewaltig ist, daß jeder Mitarbeiter freudig begrüßt werden muß, und ganz besonders, wer seine Befugnis so glänzend in so kurzer Zeit bewiesen hat wie Deutschland. Nicht das ist hier zunächst das Entscheidende. Sondern weil jeder Volksindividualität das höhere Recht zukommt, sich in der Welt auf ihre Weise zu betätigen. Weil es sogar den vom britischen Imperialismus selbst ausgerufenen Freiheitsidealen widersprechen würde, wenn nicht jedem Arbeiter im Weinberg eine nach seinen

Kräften bemessene Arbeitsgelegenheit gelassen würde. Und endlich auch, weil die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Kultur leiden und die Kultur selbst verkümmern müßte, wenn nur ein einziges Ideal sollte herrschen dürfen.

Aber dies letzte, hoher Reichtum der Kultur, ist vielleicht nicht einmal das Wichtigste, sondern jenes: die Freiheit der Betätigung, die auch bei den vorzüglichsten Absichten doch nur einigermaßen gewährleistet werden kann, solange eine Mehrheit von Gleichstarken sich in die Herrschaft über die Welt teilt und dadurch auch den Minderstarken am sichersten ihr Maß freier Lebensluft und Spielraum zur Betätigung auch ihrer Individualitäten gewährleistet. Denn auf der Freiheit möglichst vieler, vorausgesetzt, daß es eine vernünftig angewandte Freiheit ist, beruht die Gesundheit aller und damit die Aussicht, daß nicht der Baum der Menschheit vor der Zeit verdorre.

Der heilige Krieg des Islam in religionsgeschichtlicher und staatsrechtlicher Beleuchtung.

Von Friedrich Schwally.

Die Vorstellungen, die man sich in weiten Kreisen von der Mobilmachung des Islam durch den sogenannten heiligen Krieg, den Dschihād, macht, sind ebenso verworren und unklar wie die daran geknüpften Erwartungen und Hoffnungen. Um beides auf das richtige Maß zurückzuführen, ist es notwendig, nicht allein das Wesen der dem Islam eigentümlichen Einrichtung des Dschihād zu verstehen, sondern auch das Verhältnis der Türkei zu den übrigen mohammedanischen Ländern richtig zu erfassen. Das Problem, um das es sich hier handelt, ist also ebenso ein religionsgeschichtliches wie ein kirchen- und staatsrechtliches.

I.

Wie alle menschlichen Institutionen hat auch die des heiligen Krieges eine Geschichte, die so alt ist wie die Menschheit selbst.

Bei den primitiven Völkern des Erdkreises sind alle Kriege heilige Kriege. Man nennt sie so, weil sie von Anfang bis zu Ende mit religiösen Zeremonien durchsetzt sind und von religiösen Personen, wie Priestern und Zauberern, entscheidend beeinflußt werden. Der Krieger schmückt sich wie zu einem religiösen Fest und unterliegt in Nahrung und Hantierungen den peinlichsten Vorschriften. Fetische, Gottesbilder und andere gottesdienstliche Geräte werden mitgeführt. Wie neben dem nach militärischen Gesichtspunkten handelnden Anführer Priester, Wahrsager, Zauberer stehen, bedient man sich nicht allein der Waffen als Kampfmittel, sondern auch zahlreicher abergläubischer Handlungen, um den siegreichen Ausgang herbeizuführen. Man erinnere sich der verschiedenen Arten von Pfeil-, Speer- und Sonnenzauber. Auch der Kriegsmusik und dem Kriegsgeschrei werden geheimnisvolle, übersinnliche Wirkungen zugeschrieben. Viele Völker haben besondere Kriegsgötter oder Kriegsgeister, deren Kult dann während der Zeit des Kampfes seine höchste Steigerung erfährt.

Entsprechend der ungeheuren Zähigkeit des niederen Heidentums haben sich vereinzelte Spuren aus jenen primitiven Kulturkreisen sogar bis in un-

sere aufgeklärte Zeit hinein erhalten. Ich erinnere nur an die Fahnen und Standarten, die ihre Verwandtschaft mit Idolen nicht verleugnen können. Viel zahlreicher und deutlicher zeigen sich solche primitive Züge in dem Kriegswesen der Kulturvölker des Altertums, in Peru und Mexiko ebensogut wie in den vorderasiatischen Reichen, im alten Ägypten nicht minder als in Griechenland und Rom.

Wenn ich von diesen Kulturvölkern des Altertums nur auf die Israeliten näher eingehe, so hat dies seinen Grund weniger in der großen Bedeutung dieses Volkes für die religiöse Kultur überhaupt als darin, daß die israelitische Vorstellung vom heiligen Krieg ganz eigentümliche Entwicklungen durchgemacht hat, mit deren letzter und höchster Stufe die islamische Auffassung des Dschihād gewisse grundlegende Züge gemein hat.

In der ältesten Königszeit Israels hat der Krieg noch ganz die oben skizzierten primitiven Formen. Zeit wie Ort des Kampfes und vieles andere werden durch Orakel, Visionen und vorbedeutende Zeichen bestimmt. Der Opferkultus nimmt einen ungewöhnlichen Umfang an. Zauber mannigfaltiger Art kommt dem Schwert und Speer des Wehrmanns zu Hilfe. So fallen z. B. die Mauern der Stadt Jericho nicht durch Belagerungswerkzeuge und dergleichen, sondern durch die zauberhafte Wirkung des Feldgeschreis und den Schall der Posaunen (Buch Josua, Kap. 6). Der bekannte Sieg Josuas über die kanaanitischen Könige, welche die Stadt Gibea belagerten, wurde dadurch ermöglicht, daß es den Israeliten durch einen Zauberspruch gelang, die Sonne zum Stehen zu bringen, d. h. am Untergang zu verhindern und so den Schlachttag zu verlängern (Buch Josua, Kap. 10).

Wie der germanische Odin oder Wotan von dem „wilden Heere", ist der israelitische Kriegsgott Jahve von den Geisterscharen der Zebaoth begleitet, die in späterer Zeit auf Engel oder das gestirnte Himmelsheer bezogen wurden. Die Propheten im Zeitalter Sauls waren wilde, ekstatische Männer, die, vom Kriegsgott besessen, zum Kampfe schürten. Auch der gewöhnliche Krieger war eine geweihte Person und unterlag, solange er im Felde stand, denselben Reinheitsvorschriften, wie sie für die Teilnahme am Gottesdienst vorgeschrieben waren.

Die Israel eigentümliche Weiterentwicklung der primitiven Vorstellungen hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte vollzogen. Von dieser äußerst komplizierten Geschichte kann ich hier natürlich nur einige wesentliche Punkte herausheben. Zuerst hat sich — vielleicht noch vor der Königszeit — der Kriegsgott zum Volksgott umgestaltet. Aus dem Volksgott ist Jahve dann zum alleinigen Herrn, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt geworden. Und der Kultus des Weltengottes Jahve, neben dem es keinen anderen gibt, tritt schließlich mit dem Anspruche hervor, die einzig wahre Religion zu sein. Diese Entwicklung, an der die sog. prophetische Bewegung den hervorragendsten Anteil hat, ist erst in nachexilischer Zeit zum Abschluß gekommen.

Im Zusammenhang mit der höheren Gottesvorstellung bahnt sich nun im Judentum auch eine andere Vorstellung vom heiligen Kriege an. Während früher jeder Krieg als heilig galt, tritt jetzt eine Scheidung zwischen heiligem und profanem Kriege ein. Und zwar heißt heilig fortan nur der Krieg, der zur Verteidigung oder zur Ausbreitung der allein wahren Religion geführt wird.

Die klassische Stelle für die neue Auffassung ist das 4. Kapitel des Buches Joel. Da heißt es:[1])

V. 9. Ruft Schrecken aus unter den Heiden,
eröffnet den heiligen Krieg.
Erwacht ihr Helden und eilet herbei,
heran alle Kriegsmannen.

V. 10. Schmiedet eure Pflugscharen zu Schwertern
und eure Sicheln zu Spießen.

V. 12. Erwacht ihr Helden und zieht herauf
ins Tal Josaphat.
Denn dort will ich zu Gericht sitzen
über alle Heiden ringsum.

V. 14. Rauschen wie Meeresrauschen
im Tal Josaphat.
Denn nahe ist der Tag Jahves
im Tale der Entscheidung.

V. 15. Sonne und Mond verfinstern sich,
die Sterne lassen ihren Schein.

V. 16. Jahve brüllt von Zion her,
von Jerusalem erschallt sein Donner.
Erde und Himmel erbeben,
aber Jahve ist Zuflucht seinem Volke.

Wenn wir die altertümlichen und poetischen Worte des Propheten in nüchterne Prosa übertragen, so ergibt sich der folgende Sinn: Am Ende der Tage wird ein gewaltiger Ansturm der Heiden gegen Jerusalem, die heilige Stadt des Judentums, stattfinden. Um dem zu begegnen, werden alle jüdischen Männer zur Verteidigung aufgeboten. Im Tal Josaphat findet die Entscheidungsschlacht statt, in der die Heiden eine furchtbare Niederlage erleiden. Jahve selbst nimmt mit Donner und Blitz und anderen unheimlichen Schreckmitteln am Kampfe teil, bis die allein wahre Religion Mose's triumphiert und über die ganze Erde hin herrscht.

1) Der Text ist weit schlechter überliefert und viel stärker überarbeitet, als die vorhandenen Kommentare und Übersetzungen erkennen lassen. Vielleicht ist es mir gelungen, hier und da dem Originale näher zu kommen. Für das allgemeine Verständnis des Textes ist das indessen ohne Belang.

Das Motiv dieser Erwartung ist einerseits die Auffassung des jüdischen Staates als Gottesstaat, in dem das göttliche Gesetz alleinige Richtschnur ist, andererseits die Überzeugung von der Überlegenheit des Mosaismus über alle anderen Religionen. Die von dem Propheten erwartete Umwandlung des jüdisch-nationalen Gottesstaates in ein die ganze Welt umspannendes Gottesreich liegt allerdings in der fernen Zukunft des „jüngsten Tages". Aber der spätere jüdische Staat hat aus der idealen Theorie, welche die zünftige Wissenschaft als messianische Weissagung bezeichnet, zu verschiedenen Malen praktische Konsequenzen für die reale Politik gezogen. Es kann nicht wundernehmen, daß dies gerade unter der Dynastie der Hasmonäer geschah, die geistliche und weltliche Würde, Hohenpriestertum und Fürstentum in ihrer Person vereinigten. So wird von Simon, Sohn des Mattathias, berichtet, daß er die Städte Joppe und Gazara zur Annahme der Beschneidung und des jüdischen Gesetzes zwang. Dasselbe tat Johannes Hyrkan gegenüber dem Volksstamm der Idumäer, Judas Aristobul gegenüber den Ituräern in der Provinz Galiläa. Die Stadt Pella im Ostjordanlande, die sich solcher Bekehrung widersetzte, wurde von Alexander Jannaeus zerstört. Wenn der jüdische Staat nicht mehr und mehr in Abhängigkeit von Rom geraten und bald ganz untergegangen wäre, würde er solche Missionsfeldzüge gewiß noch öfter und in weit größerem Maßstabe unternommen haben.

In der aus dem Judentum hervorgegangenen Religion des Christentums konnte, entsprechend ihrem höheren Gottesbegriffe und geläuterten Frömmigkeitsideale, für eine gewaltsame Gewinnung von Anhängern kein

Raum sein, auch wenn die für eine solche Machtentfaltung notwendigen äußeren Bedingungen vorhanden gewesen wären. Deshalb findet sich weder in den Evangelien noch in der übrigen klassischen Literatur des Christentums ein anderes Mittel der Propaganda angegeben als Wort und Beispiel. Nachdem aber das Christentum im byzantinischen Reiche Staatsreligion geworden war, geriet das Ideal des Evangeliums in Vergessenheit. Das Heidentum wurde scharf unterdrückt und die ganze Strenge der frisch geschaffenen Gesetze gegen es in Anwendung gebracht. Man ging dabei von der Überzeugung aus, daß die Einheit des Reiches die Einheit des Glaubens zur Voraussetzung habe, eine ganz theokratische Auffassung des Staates nach jüdischem Vorbilde. Auch in den Kämpfen der späteren Byzantiner gegen auswärtige heidnische Staaten finden sich zuweilen Episoden, die an Religionskriege erinnern.

Im christlichen Abendland hat das byzantinische Beispiel Schule gemacht. Es kam da gar nicht selten vor, daß christliche Fürsten ihre Untertanen mit dem Schwert in das Taufwasser trieben oder fremde Stämme in blutigen Kriegen zum Knien vor dem Kreuze zwangen. Man erinnere sich an das Verfahren Karls des Großen gegen die heidnischen Sachsen, Ottos I. gegen die Wenden, Heinrichs des Löwen gegen die Pommern und die Wirksamkeit der Ritterorden unter den Pruzzen und Litauern. Indessen waren diese Bekehrungskriege weniger durch religiösen Eifer hervorgerufen als durch politische Erwägungen. Die Kreuzzüge gehören, streng genommen, nicht hierher, da sie mehr als eine Reaktion der Christenheit gegen den heiligen Krieg des Islam zu beurteilen sind.

II.

Die von dem Propheten Mohammed im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts unserer Ära gestiftete Religion des Islam steht ganz auf den Schultern der älteren Offenbarungsreligionen des Judentums und Christentums. Nach der Anschauung des Stifters haben die Propheten der Vergangenheit eine und dieselbe Offenbarung verkündigt. Die heiligen Schriften der Juden und Christen enthalten diese jedoch nur in stark entstellter und verfälschter Form. Deshalb hat Gott ihn, Mohammed, gesandt, um der Menschheit den echten Wortlaut mitzuteilen. Diese Theorie über das Verhältnis des Korans zu unserer Bibel ist, wie nicht weiter bewiesen zu werden braucht, ganz irrig, aber sie ist ein höchst charakteristisches Zeugnis dafür, wie deutlich sich Mohammed seiner Abhängigkeit von jenen älteren Religionen bewußt war. In Übereinstimmung hiermit sind von der Forschung als hauptsächlichste Quellen des Koran nachgewiesen alttestamentliche und neutestamentliche Erzählungen, apokryphe Evangelien, spätere jüdische Schriften gesetzlicher und legendarischer Art. Die Propheten der Vergangenheit, soweit sie der Koran erwähnt, gelten als heilige Personen, vor allem Abraham und Jesus, dessen Geburt aus der Jungfrau ausdrücklich anerkannt wird.

Den äußeren Beziehungen entsprechen die inneren. In der Glaubenslehre können die Vorstellungen von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes, von der Menschen- und Weltschöpfung, vom jüngsten Tage, von Hölle und Paradies ihren biblischen Ursprung nicht verleugnen. Dasselbe gilt von der Ethik, den Pflichten gegen Gott — Gottesdienst, Gebete, Fasten — und gegen die

Menschen. Das Zeremonielle ist allerdings noch stärker entwickelt als in der christlichen orientalischen Kirche. Das einzige Stück Heidentum, das offiziell dem Islam eingefügt wurde, ist der Kultus an der Kaʿba und den anderen heiligen Stätten von Mekka.

Zu den Pflichten der gläubigen Muslime gehört auch der heilige Krieg. Derselbe ist erst verhältnismäßig spät in den Gesichtskreis Mohammeds getreten. Denn der arabische Prophet war von Hause ein stiller und friedlicher Mann, der in der ersten Hälfte seiner Wirksamkeit, in Mekka, ausschließlich geistige Propagandamittel anwandte, Predigt, Ermahnung und Beispiel. Durch seine Auswanderung nach Medina, die sog. Hidschra, wurde er zunächst geistlicher Leiter des dort schon vorhandenen gläubigen Kreises. Sodann gelang es ihm, der durch langjährige Stammesfehden zerrütteten Stadt den Frieden zu geben und sich zum politischen Oberhaupte aufzuschwingen. Diese Entwicklung verlief jedoch nicht ohne blutige Kämpfe im Innern wie nach außen. Die heidnische Partei in Medina suchte sich dabei durch Verbindung mit Beduinenstämmen zu verstärken. Dasselbe taten die Mekkaner, die in den Erfolgen ihres abtrünnigen Landsmanns in der Fremde eine schwere Bedrohung ihrer eigenen Selbständigkeit erblickten. So wurde auch Mohammed genötigt, durch Vertrag oder Gewalt Beduinen auf seine Seite zu ziehen.

In dieser Zeit, und zwar wahrscheinlich noch vor dem Ende des Jahres 2 der Hidschra, taucht nun zum ersten Male der Gedanke des Religionskrieges auf, d. h. der Gedanke, daß die von Mohammed Unterworfenen auch seine Religion anzunehmen hätten, und daß allein zum Zwecke der Bekehrung Krieg zu führen nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten sei.

Falls Mohammed vielleicht schon früher diese Idee vorgeschwebt haben sollte, so ist sie jedenfalls von ihm nicht geäußert worden. Die zu ihrer Verwirklichung notwendigen Machtmittel hatte er ja erst in Medina in die Hand bekommen. Wenn deshalb auch diese Machtstellung die unerläßliche Vorbedingung für die praktische Durchführung des Religionskrieges ist, so kann dieser doch allein daraus nicht erklärt werden. Angesichts der großen Abhängigkeit des Islam von den früheren Offenbarungsreligionen drängt sich vielmehr die Vermutung auf, daß auch zu den Bekehrungskriegen dieser Religionen irgendwelche Beziehungen bestehen.

Nun ist freilich nicht der geringste Anhalt dafür vorhanden, daß Mohammed von der Weissagung des Propheten Joel oder von den jüdischen Religionskriegen etwas wußte. Die oben erwähnten Bekehrungskriege christlicher Fürsten scheiden fast alle von vornherein aus, da sie jünger als der Islam sind. Überhaupt ist zu bedenken, daß der Bekehrungskrieg in diesen Religionen nie eine große Rolle gespielt und in der dogmatischen und ethischen Literatur kaum einen Niederschlag gefunden hat. Dagegen mag Mohammed bekannt gewesen sein, daß der byzantinische Staat gegen seine heidnischen Untertanen mit großer Strenge vorging. Aber auch diese Kenntnis kann nicht von bestimmendem Einflusse gewesen sein, weil sie die große Bedeutung, die der heilige Krieg in der Gedankenwelt Mohammeds einnimmt, nicht erklärt.

Die Idee des heiligen Krieges ist nun dort aufs engste verknüpft mit dem wichtigsten Faktor der medinischen Entwicklung des Islam, nämlich mit

dem Begriffe des Gottesstaates. Das tritt besonders deutlich zutage in der sog. „Gemeindeordnung von Medina". Nach dieser bilden die Gläubigen gegenüber der übrigen Menschheit eine geschlossene Gemeinschaft (§ 2), an deren Spitze Allah und sein Gesandter stehen (§ 23. 42). Wenn die Gläubigen für Gottes Sache ihr Leben lassen, so tritt einer für den anderen ein (§ 19), und wenn sie im Kampfe für Gottes Sache Frieden schließen, so muß dieser Friede alle umfassen (§ 17). Unter diesen Umständen wird jeder Kampf, den der Gottesstaat führt, ein Kampf für Gottes Sache, ein heiliger Krieg, dessen Ziel nicht allein in der politischen Unterwerfung der Feinde, sondern gleichzeitig in ihrer Bekehrung zum Islam besteht.

Der Religionskrieg im Islam ist demnach nicht als besondre Institution von dem Judentum oder Christentum übernommen, sondern hat sich aus dem Begriff des Gottesstaates unabhängig entwickelt. Entlehnt ist diesen beiden Religionen nur die theokratische Idee, so daß im Islam eine parallele Entwicklung auf gleicher Grundlage vorliegt.

Die älteste Stelle, in der Allah selbst seinem Gesandten Weisungen über den heiligen Krieg erteilt, findet sich Sura 2 Vers 186, 187, 189, wo es heißt:

„Bekämpft auf dem Pfade Gottes die, welche euch bekämpfen . . . und tötet sie, wo ihr sie findet, und verjagt sie, von wo sie euch verjagt haben, denn Ärgernis ist schlimmer als Tötung . . . und bekämpft sie, bis kein Ärgernis mehr besteht und der Gottesdienst nur Allah gilt."

Diese Offenbarung richtet sich gegen Leute, welche die Ausbreitung des Islam gewaltsam hindern wollten, besonders die Mekkaner, auf die die Worte „verjagt sie, von wo sie euch verjagt haben" unverkennbar gemünzt sind. Während die Gläubigen hier lediglich zur Verteidigung des Islam unter die Waffen gerufen werden, hat die letzte Offenbarung, die beim Wallfahrtsfeste des Jahres 12 d. H. bekannt gegeben wurde, bereits den Angriffskrieg im Auge:

„Ansage von Allah und seinem Gesandten an die Menschen am Tage der großen Wallfahrt, daß Allah und sein Gesandter sich von den Götzendienern lossagen. Wenn ihr euch bekehrt, so ist es gut, wenn ihr euch aber abwendet, so wisset, daß ihr Allah keinen Abbruch tun könnt. Den Leugnern verkünde peinvolle Strafe. Jedoch gegenüber den Götzendienern, mit denen ihr seither verbündet wart, und die den Vertrag gehalten und niemals eure Feinde unterstützt haben, müßt ihr den Vertrag bis zur vereinbarten Frist ablaufen lassen. Denn Allah liebt die Treuen, Gottesfürchtigen" (Sura 9 Vers 3—5).

Aber auch diese Worte beziehen sich nicht auf das Heidentum überhaupt, sondern auf einen zeitgeschichtlich begrenzten Kreis, vielleicht nicht einmal auf alle Stämme der arabischen Halbinsel, sondern nur diejenigen, für welche die Kaʿba von Mekka das jährliche Wallfahrtsziel bildete. Nachdem Mohammed dieses Heiligtum für den Islam in Anspruch genommen hatte, durfte hinfort nur den Anhängern seiner Religion der Zutritt gestattet werden. Aber das allein genügte nicht. Wenn er auch die Macht hatte, diese Maßregel durchzuführen, so wären doch die Ausgeschlossenen eine dauernde Gefahr für den Gottesstaat gewesen. Deshalb ergab sich die Notwendigkeit ihrer gewaltsamen Bekehrung. Die

Bündnisse, welche der Gottesstaat früher, der Zeit gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, mit heidnischen Stämmen eingegangen war, werden nunmehr gekündigt. Bis zum Ablauf der Vertragsfrist dürfen die Heiden noch die Pilgerfahrt zur Kaʿba vollziehen. Hernach haben sie das gleiche Schicksal zu gewärtigen wie die anderen, falls sie nicht freiwillig zum Islam übertreten.

Während das Heidentum als schlechthin unvereinbar mit dem Wesen des Gottesstaates der Vernichtung anheimfiel, stellte sich Mohammed den Juden und Christen, im Bewußtsein der nahen Verwandtschaft ihrer Religion mit dem Islam, freundlicher gegenüber. Am weitesten geht in dieser Richtung Sura 2,59 = 5,73: „Fürwahr die, welche glauben, und die, welche jüdeln, und die Nazarener und die Zabier, die an Gott und den jüngsten Tag glauben und gute Werke tun, sie haben ihren Lohn bei ihrem Herrn, keine Furcht kommt über sie, noch werden sie Anlaß zu Betrübnis haben." Wie wir aus der Geschichte und den noch erhaltenen „Sendschreiben" Mohammeds wissen, gestaltet sich in der Praxis das Verfahren in der Regel so, daß das Gebiet der arabischen Christen zwar dem medinischen Staat einverleibt wurde, daß aber ihre Bewohner die Freiheit hatten, den Islam anzunehmen oder, gegen Entrichtung eines besonderen Kopfgeldes, bei ihrer Religion zu verbleiben. Das entspricht genau der in einer der spätesten Offenbarungen des Koran, Sura 9,29, gegebenen Anweisung: „Bekämpft die von den Schriftbesitzern, die nicht an Allah und den jüngsten Tag glauben, und nicht verbieten, was Allah und sein Gesandter verboten haben, und nicht die wahre Religion haben, bis sie die Kopfsteuer entrichten." Erst unter dem Kalifen ʿOmar wurden die Christen zum Verlassen Arabiens genötigt. Vermutlich deshalb, weil man die ganze Halbinsel als Wiege des Islam für geweihtes Gebiet hielt, dessen Heiligkeitscharakter durch das Vorhandensein anderer Religionen verletzt würde.

Die Juden sind immer weit schlechter behandelt worden als die Christen. Den jüdischen Gemeinden in Medina und seiner Umgebung hatte schon Mohammed selbst den Garaus gemacht, im Widerspruch zu den im Koran festgelegten Grundsätzen, und mit einer Grausamkeit und Härte, die sonst nicht seine Art war. Wie man dieses Vorgehen auch beurteilen mag, jedenfalls hat es nicht verhindert, daß neben dem Christentum auch das Judentum in allen islamischen Ländern — das Judentum sogar in einem Distrikt Arabiens selbst, in Jemen — bis auf den heutigen Tag erlaubte Religion geblieben ist.

Den Teilnehmern am heiligen Kriege wird nach dem Koran unvergleichlicher himmlischer Lohn zuteil (Sura 4, 97), noch größerer denen, die auf dem Pfade Gottes fallen oder sterben, sie erhalten von Allah Verzeihung für alle Sünden und werden Bewohner des Paradieses mit den ewig fließenden Bächen (Sura 3, 151. 194).

Es liegt hier offenbar eine Erweiterung des Begriffes des Martyriums zugrunde, das zum erstenmal im späteren Judentum auftaucht (Makkabäer II Kap. 6, 7) und das in der alten Kirche Tausende für ihren Glauben auf sich nahmen. In der Kirche wurden die Märtyrer schon früh fast wie Heilige verehrt, ihr Tod galt als Bluttaufe, die nicht nur die sakramentale Taufe ersetzte, sondern, wirksamer als diese, sofort zur vollen Seligkeit führte.

Der Name Märtyrer (schahīd) für die im heiligen Kriege Gefallenen kommt

allerdings im Koran noch nicht vor, wohl aber in angeblichen Aussprüchen Mohammeds, die in der sog. Traditionsliteratur (Hadīth) gesammelt sind. Da werden die den Märtyrern vorbehaltenen Wohnsitze im Paradiese, in unmittelbarer Nähe des göttlichen Thrones, näher beschrieben. Das Martyrium gilt als etwas so über alle Maßen Herrliches, daß die Gefallenen den Wunsch haben, zwei-, dreimal und noch öfter wieder zum Leben erweckt zu werden, um immer aufs neue im Kampfe für den Glauben zu sterben.

Als Mohammed am 8. Juni 632 die Augen für immer schloß, war der größte Teil Arabiens wenigstens äußerlich dem Islam untertan. Zwar schlug der Widerstand großer Beduinenstämme gegen das medinische Joch noch einmal helle Flammen, aber er wurde überraschend schnell unterdrückt. Kurz darauf konnte Abu Bekr die muslimischen Heere gegen die angrenzenden Gebiete der damaligen Großmächte, das byzantinische Reich und das sasanidische Persien, in Bewegung setzen, und schon unter dem dritten Kalifen, Othman, waren Ägypten, Syrien und Mesopotamien im festen Besitze der Muslime.

Nach der noch immer herrschenden Meinung sind diese Eroberungszüge eine Folge der von dem Propheten Mohammed erlassenen Vorschrift des heiligen Krieges. Aber das ist nicht zutreffend. Wie ich oben auseinandergesetzt habe, steht im Koran kein Wort davon, daß der heilige Krieg auch außerhalb Arabiens zu führen wäre. Andererseits geht das unaufhaltsame Bestreben der arabischen Beduinen, die Gebiete der angrenzenden Kulturstaaten in ihren Besitz zu bringen, in die vormohammedanische Zeit zurück. Die arabische Völkerwanderung ist älter als der Islam.

Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß der neuen Religion an dem Erfolge der Eroberungspolitik der Kalifen ein großer Anteil zukommt. Die Religion ist es vor allem, die aus der früheren Aktion einzelner Stämme oder Stammgruppen eine Angelegenheit des ganzen, durch den Islam geeinten, arabischen Volkstums gemacht hat. Nachdem diese Feldzüge in Fluß gekommen waren, unterlag es für die Gläubigen keinem Zweifel mehr, daß sie heilige Kriege im Sinne des Koran seien. Dadurch wurde die Begeisterung weckende Macht der Religion in den Dienst der militärischen Maßnahmen gestellt, indem das Bewußtsein von der Verdienstlichkeit des Glaubenskrieges und die Aussicht auf den dem Gefallenen winkenden himmlischen Lohn die Streiter mit fanatischem Kampfesmut und beispielloser Todesverachtung erfüllten. Die zeitgeschichtlich begrenzte Aufforderung des Koran zum Dschihād wurde jetzt auf die Ungläubigen der ganzen Welt bezogen. Nachdem also die koranische Vorstellung vom heiligen Kriege durch die weltliche Eroberungspolitik der Kalifen umgestaltet worden ist, hat diese Umgestaltung ihrerseits wieder die Politik beeinflußt, indem sie den fortgesetzten Eroberungskrieg zur heiligen Pflicht erhob und damit gleichzeitig der Mission die unendliche Aufgabe zuwies, den ganzen Erdkreis zum Islam zu bekehren.

Die ersten Spuren der sich anbahnenden Verallgemeinerung der koranischen Offenbarungen über den Dschihād liegen vor in angeblichen Aussprüchen Mohammeds, die schon in den ältesten Traditionssammlungen vorkommen. So soll er z. B. gesagt haben: „Mir ist befohlen, die Menschen zu bekämpfen, bis sie bekennen, daß es keinen Gott außer Allah gibt, und daß ich der Gesandte Allahs bin." Ferner: „Nicht werden

meine Volksgenossen aufhören siegreich für die Wahrheit zu streiten bis zum Tage der Auferstehung."

Auf Grund dieser und ähnlicher Aussprüche sowie der koranischen Offenbarungen bauten die mohammedanischen Theologen die Lehre vom heiligen Krieg systematisch aus. Ihre wichtigsten Grundsätze sind folgende:

Zwischen Mohammedanern untereinander soll überhaupt kein Krieg stattfinden. Dagegen ist der Krieg gegen alle Nichtmuslime heilige Pflicht. Dementsprechend werden alle Länder außerhalb des Islam unter dem Namen „Kriegsgebiet" zusammengefaßt, dem das „Islamgebiet" als Stätte des Friedens gegenübersteht. Deshalb ist die ganze nichtmuslimische Welt dazu bestimmt, erobert und dem islamischen Staate einverleibt zu werden. Vor Eröffnung eines Feldzuges ist der Islam allen Bewohnern anzubieten. Die Heiden müssen ihn annehmen, dagegen können sich die Christen und Juden durch Entrichtung einer besonderen Abgabe die Duldung ihres Kultus erkaufen. Das Ideal ist, daß auch sie schließlich zum Islam übertreten, wie ja die Bezeichnung Kāfir, „Leugner", außer den Heiden auch die Anhänger der bevorrechtigten Religionen mitumfaßt.

Mindestens einmal in jedem Jahre soll der — immer als Einheit gedachte — islamische Staat einen Glaubenskrieg führen. Dabei brauchen jedoch nicht alle Muslime auszurücken, sondern nur eine dem jeweiligen Zweck entsprechende Anzahl. Wenn aber muslimisches Gebiet vom Feinde angegriffen wird, haben alle Felddienstfähigen die Waffen zu ergreifen.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden ruht bei dem Chalifa, dem Stellvertreter des Gesandten Gottes auf Erden, der nach dem Vorbild des Propheten die höchste geistliche und weltliche Würde in seiner Person vereinigt, als Oberhaupt des als politische und religiöse Einheit dargestellten Islam gedacht ist und ein Abkömmling des Propheten sein muß.

III.

Obwohl die Verbindlichkeit dieser Lehre vom heiligen Krieg im Islam bis auf den heutigen Tag unangefochten ist, geht sie doch von Voraussetzungen aus, die im Laufe der Geschichte teils zweifelhaft, teils ganz hinfällig geworden sind.

Vor allem ist der der Theorie zugrunde liegende mohammedanische Einheitsstaat nicht mehr vorhanden. Schon zur Zeit der Höhe der Abbasidenherrschaft ein sehr lockeres Gefüge, ist er rasch in eine große Zahl ziemlich unabhängiger Statthalterschaften und Sultanate auseinandergefallen. Zwar verstand es die Dynastie der Osmanen nicht nur die meisten der ehemals abbasidischen Provinzen unter ihrem Zepter zu vereinigen, sondern auch große neue Gebiete, das westliche und nördliche Kleinasien sowie die Balkanhalbinsel, zu gewinnen. Aber auch das osmanische Reich hat im Verlaufe der letzten zwei Jahrhunderte alle nordafrikanischen Provinzen und fast die ganze Balkanhalbinsel wieder verloren.

Außerhalb der Türkei gibt es nur noch ein einziges selbständiges, größeres mohammedanisches Staatswesen, Persien, das aber wirtschaftlich wie politisch tief herabgekommen ist, und dessen Bevölkerung ebenso verweichlicht und erschlafft ist wie das, übrigens nicht nationale, Herrscherhaus der Kadscharen. Größere Hoffnungen darf man auf das kleinere Afghanistan setzen mit seinem von der Kultur noch

wenig berührten, aber dafür um so ungebrocheneren Volkstume.

Diese drei Reiche umfassen zusammen nicht mehr als 24 Millionen mohammedanischer Einwohner. Der weitaus größte Teil der mohammedanischen Welt — etwa 230 Millionen — ist christlichen Mächten untertan: Algier, Tunis und Marokko gehören zu Frankreich, Tripolis zu Italien, Ägypten und der Sudan zu England, desgleichen Indien mit 60 Millionen Mohammedanern. Holland hat in seinen malaiischen Kolonien 20 Millionen Mohammedaner, Rußland in Europa und Zentralasien zusammen etwa 18 Millionen.

Diese Übersicht, bei der nur die größten Gebiete berücksichtigt worden sind, zeigt übrigens, daß die Ausbreitung der Religion durch den politischen Zerfall nur wenig in Mitleidenschaft gezogen ist. Außer Spanien ist dem Islam eigentlich kein Gebiet verloren gegangen, das er unter den Abbasiden besessen hatte. Und diese geringe Einbuße wurde durch die staunenswerten Erfolge friedlicher Missionsarbeit, namentlich in Indien, dem malaiischen Archipel und in Zentralafrika, mehr als ausgeglichen.

Angesichts der starken politischen Zersplitterung der mohammedanischen Welt steht der Religion ein großer Wirkungskreis offen, um so mehr, als die Einheit des Glaubens, der Sitte und der Weltanschauung schon seit vielen Jahrhunderten eine fast vollkommene ist. Außerdem wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit wachgehalten teils durch zahlreiche, weitverzweigte mystische Bruderschaften, teils durch die jährlich wiederkehrenden Wallfahrtsfeste an den heiligen Stätten Arabiens, in Mekka und Medina, wo jährlich 100- bis 150000 Gläubige aus allen Teilen der Erde zusammenströmen. Hierzu kommt noch der gemeinsame Gegensatz gegen den gefährlichsten Feind, die christlichen Staaten.

Trotzalledem hat es der Islam bis zum heutigen Tage noch nicht zu einem organisierten kirchlichen Zusammenschluß gebracht. Dieser auffallende Umstand hängt nicht allein mit den politischen Verhältnissen zusammen, sondern noch mehr mit dem Kulturzustand der mohammedanischen Völker. Von geringerem Einfluß ist die bekannte Spaltung in eine sunnitische und schiitische Richtung, da die Zahl der Anhänger der Schia nur 10 Millionen beträgt, also noch nicht einmal 4 vom Hundert der Gesamtzahl.

Nun hat aber in der bekannten türkischen Dschihād - Erklärung vom Herbst 1914 der regierende Sultan, unter Berufung auf seine Kalifenwürde, die Mohammedaner der ganzen Welt zum Kampfe aufgerufen. Danach gibt es also doch eine Einheit des Islam mit einem persönlichen Oberhaupte. Um die Frage zu entscheiden, ob hier ein unlösbarer oder nur ein scheinbarer Widerspruch zu den Ergebnissen unserer bisherigen Untersuchung vorliegt, ist es notwendig, den Kalifatsanspruch des Sultans auf seine Berechtigung zu prüfen.

Da jedenfalls eine politisch-kirchliche Einheit des Islam nicht besteht, und da das kanonische Recht den für Krieg und Frieden verantwortlichen Kalifen als Oberhaupt dieser Einheit versteht, so ist es unzweifelhaft, daß der türkische Sultan nicht Kalif im Sinne dieses Gesetzes sein kann. Ebensowenig erfüllt er die weitere Forderung des Gesetzes, ein Koraischite zu sein, d. h. aus der Familie des Propheten Mohammed zu stammen. Er kann sich allerdings auf eine alte Tradition seines Hauses berufen, indem seine Vorgänger

seit vierhundert Jahren diesen Titel führen.

Als im Jahre 1258 der letzte Abbasiden-Kalif von Bagdad durch den Mongolen Hulagu Reich und Leben verlor, war das Herrscherhaus selbst schon seit mehr als 200 Jahren fast nur auf die geistliche Seite des Kalifentums beschränkt gewesen. Immerhin war dessen Nimbus in den Augen der Gläubigen noch groß genug. Deshalb hielt es der Mamluken-Sultan Beibars von Ägypten zur Mehrung seines Ansehens für geraten, einen dem Blutbad in Bagdad entronnenen abbasidischen Prinzen an seinen Hof zu ziehen, um dort in seinem Dienst und Auftrag als geistlicher Kalif zu amtieren. Dessen Nachkommen fristeten in dieser Stellung noch zwei Jahrhunderte lang ein, im Verhältnis zur glänzenden Vergangenheit ihres Geschlechtes, klägliches Dasein.

Inzwischen vollzog sich, vom Ende des 13. Jahrhunderts an, auf kleinasiatischem Boden eine neue islamische Staatenbildung, die der osmanischen Türken, welcher in wenig mehr als 200 Jahren Syrien, Palästina, Arabien, Ägypten und ein großer Teil der Balkanhalbinsel angegliedert wurde. Diese gewaltigen Erfolge berechtigten zu der Hoffnung, daß die osmanische Dynastie dazu bestimmt sei, das ganze Erbe der einstigen Abbasidenherrlichkeit anzutreten. Es war deshalb ein kluger Gedanke des Sultans Selim I., den abbasidischen Prinzen, den er bei der Eroberung Ägyptens — im Jahre 1517 — vorfand, nach Konstantinopel zu entführen und sich dort durch ihn die Kalifenwürde feierlich übertragen zu lassen. Seitdem führen seine Nachfolger den Titel Kalif.

Obwohl eine solche Übertragung im Widerspruch stand mit der Bestimmung des Gesetzes, daß die Kalifen aus der Familie des Propheten stammen müssen, werden wir uns doch, wenn wir nicht auf den Buchstaben des Gesetzes sehen, sondern auf die damalige politische Lage, der Einsicht nicht verschließen, daß Selim, wie kein anderer Fürst, es sich herausnehmen durfte, seine Hand nach dem Kalifate auszustrecken. Nachdem das Abbasidenreich zerfallen war, konnte es für den Islam nur von Vorteil sein, wenn das Kalifat an die Herrscher des mächtigsten islamischen Staatswesens kam. Das osmanische Reich war aber schon unter Selim eine solche Vormacht des Islam und ist es in der Folgezeit noch mehr geworden.

Natürlich konnten die Sultane auf Anerkennung der neuen Würde nur innerhalb der Reichsgrenzen rechnen. Eine allgemeine Zustimmung der Mohammedaner herbeizuführen, war nach Lage der Verhältnisse gar nicht möglich, selbst wenn es beabsichtigt worden wäre. Auch zur Zeit ihres höchsten Glanzes hatte die Türkei zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun, als daß sie eine allgemeine Islampolitik ins Auge fassen konnte.

Erst in der Neuzeit ist hierin eine Änderung eingetreten, und das Ansehen des osmanischen Kalifates in der islamischen Welt außerordentlich gestiegen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die wenigen, noch halbwegs selbständigen mohammedanischen Staatswesen — Türkei, Persien, Afghanistan — immer mehr zum Spielball europäischer Großmächte, während der übrige Teil der mohammedanischen Welt das Leben unter christlicher Herrschaft immer drückender empfand. So kam den Mohammedanern die Gemeinsamkeit ihrer Interessen mehr zum Bewußtsein, und stärkte sich ihr religiöses

Selbstgefühl. Man nennt diese religiös-politische Gärung „die panislamische Bewegung", muß sich aber stets vor Augen halten, daß keine feste Organisation dahintersteht. Gerade in den panislamisch gerichteten Kreisen wurde die Türkei, welche immerhin noch das mächtigste mohammedanische Staatswesen war, in zunehmendem Maße als Hort des Islam betrachtet, und die Kalifenwürde ihres Sultans als etwas Selbstverständliches hingenommen.

Es ist nicht das geringste Verdienst des viel geschmähten Sultans Abdulhamid (1876—1908), diese natürliche Wendung der Dinge erfaßt und durch ein Heer von politischen Agenten in allen Teilen der Welt befördert zu haben. Aber auch dieser Sultan wagte nie, ebensowenig wie einer seiner Vorgänger, die geistlichen Befugnisse eines Kalifen unmittelbar auszuüben. Vielmehr war als oberste Instanz für Angelegenheiten der Religion schon in alter Zeit das Amt des Großmufti oder Schech ül Islam geschaffen worden, der dem Großwesir an Rang gleichsteht. Deshalb ist auch die türkische Dschihād-Erklärung von dem geistlichen Gutachten oder Fetwa dieses Staatsmufti begleitet.

Das Kalifat der Schiiten, oder wie sie es mit einem kirchlicheren Ausdrucke bezeichnen, das Imāmat, ist nicht mit der Person eines bestimmten Staatsoberhauptes verbunden, sondern ruht, nach ihrem Dogma, jederzeit in den Händen eines in geheimnisvoller Verborgenheit lebenden Abkömmlings des Propheten Mohammed. Wenn der geeignete Augenblick gekommen, wird dieser Imām aus seinem Dunkel heraustreten und den Islam zum Siege führen über Welt und Menschen.

Solche Vorstellungen haben vielfach auch in das Gebiet des sunnitischen Islam übergegriffen und dort das Auftreten religiöser Eiferer veranlaßt, die sich Mollah oder Mahdi nannten und Aufstände gegen christliche Mächte hervorriefen, so in den letzten Jahrzehnten wiederholt im Sudan und in Somali-Land.

Obgleich die Schiiten an ihrem eigentümlichen, nicht wenig an die jüdische Messiashoffnung erinnernden, Imām-Glauben noch heute fest hängen, so haben nichtsdestoweniger die Oberhäupter der schiitischen Geistlichkeit an den heiligen Stätten von Nedschef, Kerbelá und Kezimen dem türkischen Aufrufe zum heiligen Krieg zugestimmt und ihren Gläubigen entsprechende Anweisungen erteilt. Das zeugt nicht nur von einer sehr beachtenswerten Annäherung der beiden feindlichen Richtungen innerhalb des Islam, sondern auch von einer erfreulichen politischen Einsicht.

Nach jener Kundgebung der Schiiten dürfen wir behaupten, daß die ganze mohammedanische Welt bereit ist, dem Rufe des türkischen Sultans zum Dschihād zu folgen. In dieser Hinsicht beruht der Aufruf also nicht auf Selbstüberschätzung und Größenwahn, sondern entspricht den wirklichen Verhältnissen.

Das gilt auch insofern, als die breiten Massen in den mohammedanischen Ländern den heiligen Krieg noch nicht zum alten Eisen geworfen haben. Vielmehr ist er für sie nicht allein ein Schlagwort von zündender Kraft, sondern gehört zu den Fundamenten ihres Glaubens und Hoffens. Alle Aufstände mohammedanischer Untertanen gegen ihre christlichen Herren bis in die jüngste Zeit standen immer unter dem Zeichen des heiligen Krieges und waren durch den religiösen Fanatismus, den sie entfachten, immer äußerst hartnäckig und gefährlich.

Ungeachtet aller dieser günstigen Umstände darf man indessen die Tragweite der türkischen Dschihād-Erklärung nicht überschätzen. Innerhalb des osmanischen Reiches selbst wird sie schon dadurch beeinträchtigt, daß infolge der neuen Verfassung vom Herbst 1908 auch die christlichen Untertanen zum Heeresdienst herangezogen werden.

Die Mohammedaner außerhalb der Türkei sind größtenteils gar nicht in der Lage, dem Aufruf zum heiligen Krieg zu folgen, da sie unter der Gewalt fremder Regierungen stehen. Nur da, wo ein türkisches Heer erobernd eindringt, haben die dort wohnenden Muslime die Möglichkeit, sich ihm anzuschließen. Das ist z. B. zu erwarten in gewissen Teilen des Kaukasus und in Ägypten.

Die mohammedanischen Bewohner von Tripolis haben trotz des Widerratens der Pforte, welche ernstlich bemüht war, ihre in dem italienisch-türkischen Friedensvertrag von Lausanne übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, den bewaffneten Widerstand gegen den italienischen Eindringling fortgesetzt. Nachdem aber Italien aus seiner hinterlistigen Neutralität herausgetreten ist und an Österreich den Krieg erklärt hat, werden die Tripolitaner ihren Kampf mit um so größerer Erbitterung und Hartnäckigkeit fortsetzen.

In den anderen Gebieten Nordafrikas sowie in Zentralasien und Indien ist zu erwarten, daß die einheimische mohammedanische Bevölkerung im geeigneten Augenblick Aufstände unternimmt, so daß die fremden Regierungen ihre dort stehenden Besatzungstruppen nicht wegnehmen können. Soweit die dortigen Mohammedaner zum Heeresdienst gepreßt und in den Kampf gegen uns geführt werden, ist ihr Gefechtswert von vornherein herabgesetzt, und wird ihnen jede Gelegenheit zum Überlaufen willkommen sein.

Die persische Regierung hat einstweilen ihre Neutralität erklärt, da sie militärisch zu schwach ist, um einen Kampf mit russischen und indischen Truppen bestehen zu können. Sie wird aber gewiß losschlagen, sobald auf den westlichen Kriegsschauplätzen die Feinde des Islam niedergerungen sind. Das gleiche gilt von Afghanistan, dessen kriegstüchtige Bevölkerung den jetzigen Herren von Indien schon viel Sorge bereitet hat.

Angesichts der politischen Zweckmäßigkeit, um nicht zu sagen Notwendigkeit, des türkischen Aufrufes müssen alle Bedenken, die sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus gegen den heiligen Krieg geltend machen lassen, weit zurücktreten.

Der heilige Krieg ist gewiß eine mittelalterliche Einrichtung und beruht auf einer Anschauung von der Religion, die dem christlichen Ideal widerspricht und selbst von den Gebildeten unter den Bekennern des Islam nicht mehr geteilt wird. Deshalb unterließ es auch die türkische Regierung im letzten Kriege mit den verbündeten Balkanstaaten, die grüne Fahne des Propheten zu entfalten. Damals waren es gerade die christlichen Serben, Bulgaren und Griechen, welche den Religionskrieg predigten. Wenn jetzt die Türkei wieder auf den Dschihād zurückgegriffen hat, so sind unsere Feinde am allerwenigsten befugt, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Denn die Russen ebenso wie die Engländer und Franzosen treten alles Völkerrecht dermaßen mit Füßen und legen ein so erschreckendes Maß von Unmenschlichkeit an den Tag, daß sie sich damit außerhalb der christlichen Kultur und

tief unter die von ihnen so verachtete Religion des Islam stellen.

Eine andere Gefahr, die hier nicht verschwiegen werden darf, besteht darin, daß auch unter den Mohammedanern, die Untertanen neutraler Staaten sind, Unruhen und Aufstände ausbrechen. Die in dem türkischen Aufruf anbefohlenen Einschränkungen können um so leichter beiseite geschoben werden, als das mohammedanische Recht solche Einschränkungen nicht kennt. Ebensowenig fällt ins Gewicht, daß die Pforte, mit Rücksicht auf ihre christlichen Verbündeten, den Ausdruck Kāfir, „Ungläubiger", geflissentlich vermieden hat. Als gefährdetes Gebiet in dieser Beziehung kommt, nachdem Tripolis durch das Abschwenken Italiens in das Lager des Dreiverbandes weggefallen ist, eigentlich nur noch Niederländisch-Indien in Betracht. Aber die mohammedanischen Untertanen der Königin Wilhelmine erfreuen sich einer so wohlwollenden und gerechten Behandlung, daß sie wohl kaum Lust verspüren, eine gewaltsame Veränderung ihrer Lage zu versuchen. Wenn Holland in diesen Kolonien überhaupt eine Gefahr droht, so kommt sie von ganz anderer Seite. Die zahlreichen Aufstände der mohammedanischen Atjeher sind großenteils von englischen Agenten geschürt worden. Und neuerdings ist im fernsten Osten eine Großmacht auf den Plan getreten, die alles Weiße zu verschlingen droht.

Ein weiteres Bedenken, das vorzugsweise in konservativen kirchlichen Kreisen gehegt wird, richtet sich gegen die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft überhaupt. Es sei, so hört man wohl sagen, für einen christlichen Staat unnatürlich und verwerflich, sich mit einer mohammedanischen Macht zu verbinden. Aber so alt die Feindschaft zwischen Islam und Christentum auch ist, so beruht sie doch, abgesehen von den politischen Verhältnissen und dem natürlichen Gegensatz der Rassen, in erster Linie auf der in beiden Lagern vorhandenen Unkenntnis über das Wesen der anderen Religion. Seit einigen Jahrzehnten bricht sich aber in der abendländischen Forschung immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß der Islam, wie schon früher dargelegt wurde, nichts als eine eigentümliche orientalische Abart des Christentumes ist und mit diesem in Glaube, Kultus und Sitte eine weitgehende Übereinstimmung zeigt.

Auch für die Kriegführung gibt das mohammedanische Gesetz sehr humane Vorschriften, indem es z. B. verbietet, Frauen, Kinder, Greise und andere wehrlose Leute zu töten und das Eigentum der Feinde ohne zwingende Not zu rauben oder zu verwüsten. Darum hat auch der deutsche Krieger alle Veranlassung, auf seine mohammedanischen Kampfgenossen stolz zu sein.

Auch wir sind uns bewußt, einen heiligen Krieg zu führen, d. h. einen Krieg für die Erhaltung der höchsten Güter, von Volkstum, Staat und Kultur, und einen Krieg, der den Geboten der Menschlichkeit und des Völkerrechtes entspricht. Wenn einmal unsere Feinde niedergerungen sind, und sich unsere Beziehungen zur Türkei noch enger gestalten, wird die deutsche Kultur großen Einfluß auf das Osmanentum gewinnen können. Die Verfassung, welche die Jungtürken vor acht Jahren durchgesetzt haben, ist nur von geringem Werte, wenn ihr nicht durch religiöse, soziale und wirtschaftliche Reformen der notwendige Unterbau gegeben wird. Aber das eine, das zuvor nottut, ist, um ein koranisches Wort zu gebrauchen:

„Hilfe von Allah und naher Sieg."

Rudolf Euckens Bedeutung für die Internationalisierung des Geisteslebens.

Von J. Benrubi.

Am 6. Januar des Jahres beging Rudolf Eucken seinen siebzigsten Geburtstag. Befänden wir uns jetzt nicht im Zustande des bellum omnium contra omnes, so würde sicher dieser Tag in der ganzen Welt gefeiert worden sein; denn der Jenenser Philosoph erfreut sich der lebhaftesten Sympathien nicht nur in sämtlichen Ländern Europas, sondern auch im fernen Ausland, in Amerika, Australien, Asien. Seine Schriften sind in verschiedene Sprachen übersetzt, seine Lehren bilden den Born, woraus die Gesinnungsgenossen Leben und Begeisterung schöpfen, um das Dasein der Völker innerlich zu bereichern. In Japan besteht sogar eine Gesellschaft zum Zwecke des Studiums der Euckenschen Philosophie. Es wäre nicht übertrieben zu sagen, daß Eucken in der Fremde ebenso, ja mehr geschätzt wird als in der Heimat. Beachtenswert ist das namentlich deshalb, weil Euckens Philosophie keineswegs Produkt bloßer Gelehrsamkeit ist, das man sich indifferent und aus bloß utilitarischen Gründen aneignen könnte. Euckens Werk ist vielmehr Sache persönlichen Lebensaffekts, dessen Annahme die Entscheidung des ganzen Menschen erfordert. Es ist ein treuer Ausdruck nicht nur der Eigenart Euckens, sondern auch der des deutschen Volkes. Diejenigen also, die sich Euckens Philosophie aneignen, legen damit zugleich Zeugnis ab von der Überzeugung des wohltuenden Einflusses sowohl dieser Philosophie als auch des deutschen Geistes überhaupt. Und das berechtigt uns, von einem internationalen Charakter der Euckenschen Philosophie und des deutschen Geistes zu sprechen.

Daß die Internationalität einen charakteristischen Zug der Euckenschen Eigenart bildet, wird in der Tat jeder zugeben, der mit dem Jenenser Philosophen persönlich verkehrt hat. Als Mensch ist Eucken frei von jedem Rassen-, Volks- und Glaubensvorurteil. Das wird man um so mehr schätzen müssen, als Eucken ein Mann von leidenschaftlicher Überzeugung ist und für seine Ideen mit seiner ganzen Lebensenergie kämpft. Obgleich Eucken von dem wohltuenden Werte seiner Anschauungen für das Leben völlig durchdrungen ist, enthält er sich jeder Proselytenmacherei. Kein Wunder daher, daß man von einer „Euckenschen Schule" gar nicht sprechen kann. Eucken gewährt fördernde Gastfreundschaft Studenten aller Nationen und Konfessionen. Juden, Katholiken, Protestanten, Mohammedaner oder Buddhisten werden von Eucken ebenso wohlwollend behandelt wie Deutsche, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen, Bulgaren, Griechen, Türken, Chinesen oder Japaner. Dadurch hat Eucken in hohem Grade zur Weltberühmtheit Jenas und seiner Universität beigetragen.

Ein anderes Kennmal der internationalen Art Euckens wird man wohl in seinem energischen Eintreten für das Recht und die Bedeutung der kleineren Nationen erblicken dürfen. Die kleineren Völker und Staaten sollen nach Eucken nicht ein Opfer des Expansionsdranges der Großen werden. Vielmehr ist es im Interesse des Kul-

turfortschrittes, daß jedes kleine Volk genau so wie jedes Individuum seine Eigentümlichkeit entfaltet und so das Werk des Ganzen fördert. Und zwar meint das Eucken nicht nur in allgemein kultureller, sondern auch in politischer Hinsicht. Daß aber in der Tat auch jetzt noch kleinere Völker eine Kulturmission zu erfüllen haben und eine selbständige Stellung erreichen und behaupten können, das lehrt die Erfahrung des 19. Jahrhunderts mit unwidersprechlicher Deutlichkeit. „Wie ließe sich die innere Geschichte dieses Jahrhunderts verfolgen," schreibt Eucken, „ohne der Teilnahme der Schweiz zu gedenken, ohne die zahlreichen Anregungen zu würdigen, die von dort den verschiedenen Gebieten des Lebens zugegangen sind, ohne die gegenseitigen Mitteilungen und Ausgleichungen anzuerkennen, welche dort große Nationen gefunden haben? Und an die Schweiz reihen sich würdig andere Völker. Die Niederlande haben ihren alten Ruhm tapfer aufrechterhalten. Sie blieben nicht nur im Kolonialwesen und Wasserbau die Lehrer der Völker, in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft gingen sie ihre eignen, auch den anderen wertvollen Wege." Hat doch z. B. hinsichtlich der Theologie ein hervorragender deutscher Gelehrter gemeint, noch heute folge in der protestantischen Theologie an Bedeutung der deutschen Literatur unmittelbar die niederländische, dann erst komme die englische; fürwahr ein deutliches Zeugnis, daß die bloße Ausdehnung nicht alles macht. „Und wie mächtig", fügt Eucken hinzu, „hat in den letzten Jahrzehnten das entlegene Norwegen durch seine Literatur in die geistige Bewegung Europas eingegriffen, mit welcher Kraft hat es der modernen Kultur neue Probleme vorgehalten! Auch Schweden und Dänemark bereicherten den geistigen Besitz des Jahrhunderts durch hervorragende Leistungen. Daß kleinere Nationen auch heute noch das Vermögen besitzen, der Menschheit wertvolle Dienste zu leisten, ja, daß wir diese Dienste nicht wohl entbehren können, steht demnach außer Zweifel." Von dieser Überzeugung durchdrungen ist Eucken in den letzten Jahren mit aller Energie für die kulturelle und politische Unabhängigkeit Finnlands eingetreten. Und so zögert er nicht, auf die Behandlung der kleinen Staaten durch die großen das Wort Kants anzuwenden: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben."

Am wichtigsten aber für uns ist die eminent internationale Auffassung der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie insbesondere bei Eucken. Glücklicherweise brauchen wir in dieser Hinsicht nicht bei ihm zwischen einer Auffassung vor dem Kriege und einer anderen während des Krieges zu unterscheiden; denn Eucken ist sich, trotz seinem Patriotismus, während des gegenwärtigen Krieges treu geblieben — was man leider von der großen Mehrzahl der Intellektuellen der kriegführenden Länder nicht behaupten kann.[1])

---

1) Was Frankreich anlangt, so wird man als das bedeutendste Beispiel von Treue gegen sich selbst Romain Rolland anführen dürfen. Auf seine versöhnende Wirksamkeit während des gegenwärtigen Krieges hoffen wir nächstens in dieser Zeitschrift zurückzukommen. Erfreulich in dieser Hinsicht ist auch die objektive Haltung des hervorragenden französischen Psychologen Th. Ribot. Die von ihm begründete und herausgegebene „Revue Philosophique de la France et de l'Etranger" ist eine der seltenen ernsten Zeitschriften Frankreichs, die seit Ausbruch des Krieges nicht nur ihr Erscheinen nicht eingestellt haben, sondern auch bei

So bemerkt Eucken in einem Vortrage, den er am 24. November 1915 in der Berliner „Urania" gehalten hat, die Deutschen sollten kräftiger als bisher nationale Würde als Selbstverständlichkeit zum Ausdruck bringen, aber trotz der gegenwärtigen Irrungen der Völker müßten die allgemein menschlichen Aufgaben lebendig gefördert werden. Kritik gegen alles Menschliche; Ehrfurcht aber vor allem Großen, woher es auch komme. Der ganz unwissenschaftliche „Rassen"gedanke, der zur Bevorzugung einer bestimmten Menschengruppe führen muß und zur Verachtung anderer Völker, müsse ausgerottet werden. Das Bedeutende am Menschen liege ganz außerhalb seiner „Rasse" in seiner Tat.

Noch kräftiger kommt die Überzeugung von dem Werte des internationalen Ideals in den philosophischen Arbeiten Euckens zum Ausdruck. Gewiß, Eucken ist weit davon entfernt, dem nationalen Dasein jede Berechtigung und Bedeutung abzusprechen. Er leugnet nicht, daß der nationale Staat dem Zusammensein mehr Leben einflößt und mehr Charakter verleiht. Aber das ist nur dann der Fall, wenn die Nation sich von der Zufälligkeit der bloßen Natur befreit, sich zu geistiger Art erhebt und ein Ganzes der Menschheit über sich anerkennt. „Aller bloße Nationalismus ist ein Rückfall in Naturalismus", schreibt Eucken. Er vergißt nicht, daß es zunächst idealistische Überzeugungen waren, welche die Kräftigung eines besonderen Volkstums als eine hochwichtige Sache am Anfange des 19. Jahrhunderts verkündeten. Die Nation galt dabei als eine eigenartige Individualisierung des gesamten Geisteslebens, worin es allererst eine Körperlichkeit, zugleich aber eine volle Anschaulichkeit wie Eindringlichkeit erlange. Die Vielheit dieser Individualitäten versprach das Leben der Menschheit weit reicher zu gestalten und in Entwicklung der eigentümlichen Art wie im edlen Wettkampf der Völker den Individuen eine Fülle belebender und erhöhender An-

der Berücksichtigung deutscher Werke vom blinden Völkerhaß völlig unberührt geblieben sind. Kein einziger Hetzartikel ist in dieser Zeitschrift seit Ausbruch des Krieges erschienen. Vielmehr zeugen sämtliche Besprechungen von deutschen Büchern nicht nur von Unvoreingenommenheit, sondern auch von Wohlwollen. So hat Ribot nicht gezögert, im Laufe des vorigen Jahres unsere Besprechung des echt patriotischen Werkes Rudolf Euckens „Zur Sammlung der Geister" zu veröffentlichen, wo wir im Anschluß an Eucken etwa folgendermaßen das deutsche Wesen charakterisieren: „Deutscher sein, heißt vor allem, arbeiten aus Liebe für die Arbeit selbst, es heißt, sich von jedem Egoismus befreien und in der Hingabe an die methodische und beharrende Arbeit ein inneres Wachsen des Menschen suchen. Und das Trachten nach einer inneren Bildung, nach einer Innerlichkeit ist der zweite Wesenszug des deutschen Volkes. Wir finden ihn in allen Äußerungen des deutschen Geistes: in Religion, Philosophie, Literatur, Kunst, Erziehung, Musik usw. Die tiefe Ursache dieses Strebens nach Innerlichkeit ist das Gefühl einer inneren Verwandtschaft des Menschen mit dem Ganzen der Wirklichkeit, ein kosmisches Gefühl. Der dritte Wesenszug des Deutschen ist der Idealismus. Dieser besteht aber nicht in einer Weltflucht, sondern vielmehr in einer fortwährenden Umgestaltung der gegebenen Wirklichkeit im Sinne des Ideals. Die deutsche Mystik ist keineswegs identisch mit dem Quietismus. Die großen Vertreter des deutschen Idealismus haben nie den Kontakt mit ihrer Zeit verloren. Dank diesem Streben entwickelt der Deutsche eine ‚Inhaltskultur' im Gegensatz zur bloßen ‚Formkultur'." Beachtenswert ist auch, daß Ribot selbst bei der Besprechung einer deutschfeindlichen Schrift, René Lotes „Les origines mystiques de la science allemande" sich nicht nur jedes Lobes des Werkes enthält, sondern auch die Charakteristik der deutschen Wissenschaft durch den Verfasser als einen mißlungenen Angriff bezeichnet.

triebe zuzuführen. Aber das hindert Eucken nicht zu sehen, daß je mehr die Nationalitätsidee von der Höhe der Gedankenwelt zur Breite der menschlichen Verhältnisse herabstieg, sie sich desto mehr vergröbert, mehr Gefahren erzeugt hat. Solange es die Ausbildung eines geistigen Lebenstypus galt, konnten die Völker ihren Weg friedfertig nebeneinandergehen; sobald aber die Sorge um Macht und Ausdehnung in der sichtbaren Welt vorantrat, und die Enge des Raumes dabei die verschiedenen Bestrebungen immer härter zusammenstoßen ließ, war eine gegenseitige Verfeindung, ein inneres Auseinandergehen der Menschheit nicht zu vermeiden. Dann also kann die Nationalitätsidee leicht Gewalt und Unbill erzeugen und die Handlungen, je nachdem sie uns oder andere betreffen, nach doppeltem Maß und Gewicht messen lassen. Auch hier muß nach Eucken über allen vermeintlichen Vorteilen die Idee der Gerechtigkeit stehen. Ferner drängt das überwiegende Verlangen nach äußerer Macht leicht die Sorge um die innere Durchbildung und Veredelung des eigenen Volkstums zurück, ein lärmender Nationalismus, weit verschieden von der stillen Glut echter Vaterlandsliebe, pflegt geistig wenig fruchtbar zu sein. Und so kann Eucken nicht umhin, bei aller Hochschätzung deutscher Art, der Überzeugung Ausdruck zu geben: „Dem Volk eines Luther und eines Bach, eines Kant und eines Goethe kann es an wahrer Größe nicht fehlen, wenn es nur sein eigenes Wesen ins Ganze faßt und diesem Ganzen die Treue wahrt."

Der Kampf um einen echten Internationalimus ist bei Eucken keineswegs eine Folge bloßer Sentimentalität. Er steht vielmehr im innigsten Zusammenhang mit seiner Philosophie. Das Ganze der Menschheit ist nach Eucken kein Abstraktum, sondern eine höchst konkrete Realität. Das ist es aber erst dann, wenn die Menschheit als Träger einer allumfassenden Geisteswelt, eines Innenlebens der Wirklichkeit erscheint und damit eine gemeinsame Aufgabe findet. „Namentlich das kann über alle Unterschiede erheben und die Gemüter zusammenhalten," fügt Eucken hinzu, „daß die Behandlung dieser Aufgabe auf gewaltige Widerstände stößt und im Kampf gegen sie gemeinsame Erfahrungen macht, gemeinsame Erschütterungen durchlebt, gemeinsam aus aller Anfechtung sich siegreich emporarbeitet, daß so die Menschheit die Stufen einer grundlegenden, kämpfenden, überwindenden Geistigkeit durchläuft und sie miteinander zu einem Lebensganzen verbindet. Dann kann sich über allen Gegensätzen der Parteien und aller Verschiedenheit der Völker der Idealgedanke einer geisterfüllten Menschheit wölben."

Einen vortrefflichen Beweis dafür, daß der Gedanke der Menschheit bei Eucken kein Abstraktum, sondern eine viel konkretere Realität ist als die des Individuums und der Nation, liefern seine Hauptwerke: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit" und „Die Lebensanschauungen der großen Denker", mit dem Untertitel „Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit". Schon aus den Überschriften dieser Werke geht hervor, daß der Kampf um die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit die Hauptangelegenheit des Euckenschen Schaffens bildet. Weder die Selbsterhaltung des bloßen Subjekts noch die Wohlfahrt dieses oder jenes Volkes, sondern vielmehr „ein heißes Sehnen nach mehr Glück, nach

mehr Entfaltung des Menschenwesens, nach einer Umwandlung, Erhöhung unseres Lebens" — das ist die Grundtriebfeder der Euckenschen Lebensarbeit. Von den Parteien mit ihrer Enge und Starrheit gibt es bei ihm eine Berufung an die Menschheit mit ihren immer neuen Kräften. Der Punkt, von dem her Eucken die Sache angreift, ist kein anderer als die Gesamtarbeit der Menschheit, wie sie ihre Verkörperung in der Geschichte, d. h. der Geschichte des Geistes in der Menschheit, findet. Das Leben, mit dem sich Eucken beschäftigt, ist nicht das Einzeldasein mit seiner Enge und Zufälligkeit, ebensowenig das Dasein dieses oder jenes Volkes, sondern das Menschheitsleben, das Gesamtleben der Menschheit, wie es in der Geschichte niedergelegt ist und wie es rastlos zur Zukunft weiterflutet, das Gesamtleben, wie es sichtbare Wirkung und innere Strebung, wie es soziale und individuelle Vorgänge in sich begreift. Von dem zerklüfteten und irrenden Bewußtsein der Menschheit legt Eucken Berufung ein an ihre Tat, an ihr tragendes und belebendes Schaffen, denn er ist von der Überzeugung durchdrungen, daß das, was im Menschen vorgeht, nicht bloß Sache des Menschen ist, sondern vielmehr von einer übermenschlichen Welt des Geistes getragen wird.

Wenn Eucken es unternimmt, die Lebensanschauungen der großen Denker zu prüfen und darzustellen, so fragt er, welches Licht ihre Arbeit auf das menschliche Dasein wirft, welche Stellung und welchen Inhalt sie ihm anweist, wie dieser Arbeit aus Ergehen und Tun ein Ganzes entsteht, mit einem Wort, er fragt nach dem hier gewonnenen Charakter des Menschenlebens. Eucken glaubt, daß in den einzelnen großen Denkern eben das zum Ausdruck kommt, was das Ganze der menschlichen Arbeit an Wertvollem hat. Sie sind alle, trotz ihren individuellen, nationalen und konfessionellen Unterschieden, Arbeiter an dem gemeinsamen Werk: dem Aufbau einer geistigen Wirklichkeit im Bereiche des Menschen, dem Kampfe für eine Vernunft unseres Daseins.

Und so erscheint es durchaus begreiflich, daß Eucken bei der Würdigung der Lebensanschauungen der großen Denker, sowohl des Altertums und des Mittelalters als auch der Neuzeit und der unmittelbaren Gegenwart, völlig frei von engherzig nationalen und konfessionellen Vorurteilen ist. Dieselbe Triebfeder, die Eucken Männer wie Plato, Plotin, Mark Aurel, Philo, Jesu, Augustin, Buddha, Mohammed und Dante mit Liebe behandeln läßt, führt ihn dazu, sich mit selbstloser Hingabe in das Schaffen von Denkern wie G. Bruno, Descartes, Spinoza, Montaigne, Bayle, Pascal, Locke, Rousseau, Comte und Bergson hineinzuversetzen und es zu würdigen. Dies bezüglich des Altertums und des Mittelalters näher nachzuweisen, halten wir für überflüssig. Wohl aber möchten wir mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse Euckens Würdigung des französischen Geisteslebens kurz charakterisieren.

Ganz allgemein wird man sagen dürfen, daß Euckens Vorurteilslosigkeit fremdländischer Geistesart gegenüber bei der Behandlung der französischen Denker und geistigen Strömungen mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck kommt. Gewiß kann von einer kritiklosen Beurteilung des französischen Geisteslebens bei Eucken nicht die Rede sein. Verhält er sich doch auch deutschen Denkern gegenüber in hohem Grade kritisch, ja oft ablehnend. Euckens Auffassung des Lebensproblems der

Menschheit gestattet ihm nicht, die Lehren von Denkern wie Montaigne, Descartes, Pascal, Bayle, Rousseau, Comte und Bergson ohne jeden Vorbehalt anzunehmen. Aber bei der Kritik, die er an diesen Lehren übt, ist er nicht im geringsten von nationalem Dünkel beherrscht; vielmehr ist er von rein sachlichen Gesichtspunkten geleitet. Was ist der Wahrheitsgehalt dieser oder jener Lehre, dieser oder jener geistigen Strömung? — das allein ist bei Eucken entscheidend. Andererseits hindert diese Kritik Eucken nicht, das Positive jener Lehren zum Ausdruck zu bringen. Ja man würde kaum fehlgehen, wenn man behaupten wollte, daß Euckens Würdigung der französischen Denker, was Gerechtigkeit und Wärme anlangt, von keinem namhaften französischen Philosophiehistoriker übertroffen worden ist.

Wir denken dabei zunächst an Euckens Beurteilung der Leistung des Descartes. Alle Punkte anzuführen, worin Eucken die bahnbrechende Bedeutung Descartes' für die Bereicherung des Lebensinhaltes der Menschheit erblickt, würde den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes überschreiten. Nur so viel sei hier bemerkt, daß Eucken, bei aller Ablehnung des Descarteschen Intellektualismus, über die große Wirkung des Mannes nicht im geringsten in Zweifel ist, denn sie reicht weit über die Schule hinaus in das Ganze des Lebens. Eucken zögert sogar nicht, in dieser Hinsicht, Descartes über Kant zu stellen. Alle Kulturvölker, meint er, haben von hier fruchtbare Anregungen empfangen, die Arbeit der ganzen Neuzeit ist von hier in eine feste Bahn gebracht worden. Alles in allem hat kein moderner Denker, auch Kant nicht, so eingreifend gewirkt wie Descartes. „Unfertig bleibt überhaupt bei Descartes manches, schreibt Eucken; dem bahnbrechenden Genius das zum Vorwurf zu machen, wäre undankbar und verkehrt. Er hat an allerwichtigsten Stellen nicht bloß schätzbare Anregungen geboten, sondern gewaltige Bewegungen in Fluß gebracht. Das moderne Ausgehen vom denkenden Subjekt wie der Aufbau eines rationalen Kultursystems, die exakte Naturbegreifung mit ihrem Zuge zum Mechanismus, das Beisichselbstsein des Seelenlebens mit seiner Überschätzung des Intellekts, sie verdanken ihm ihre philosophische Grundlegung. Manches davon erscheint uns nur deswegen minder charakteristisch und minder groß, weil es uns wie selbstverständlich in Fleisch und Blut übergegangen ist, auch weil die schlichte Klarheit der Darstellung oft die Tiefe und die Originalität des Inhalts vergessen läßt."

Mit großer Sympathie würdigt Eucken ferner Pascal. Indem Pascal das Gefühl als die Wurzel des Lebens und den Quell aller unmittelbaren Gewißheit bezeichnete, hat er der Religion einen sicheren Grund gegeben, so daß alle Bedenken der Wissenschaft, alle Widerstände der nächsten Welt ihr nichts anhaben können. Für sich selbst erhält hier das religiöse Leben eine große Zartheit und Innigkeit, aber bei aller Weichheit bleibt es gesund und kräftig, weil es seinen Kern in der moralischen Gesinnung findet; diesen Kern verficht es gegen jesuitische Verflachung mit männlichstem Mute. Die Religion bringt hier das Leben in die merkwürdigste Spannung und in eine unablässige Bewegung, indem sie sowohl das Elend des menschlichen Daseins erst voll zur Empfindung bringt, als auch durch das Ergreifen unendlicher Liebe sicher darüber hinaushebt. „War eine solche Denkweise", bemerkt

endlich Eucken, „auch nicht fähig, wie die Reformation die Welt aus den Angeln zu heben und die Menschheit auf neue Bahnen zu führen, so hat sie zur Aufrechterhaltung der Seele der Religion gegenüber aller Äußerlichkeit des Kirchenwesens segensreich gewirkt und wirkt so fort bis zur Gegenwart.“

Euckens feinsinnige psychologische Analyse Pierre Bayles kann man als eine echte Ehrenrettung des großen französischen Skeptikers bezeichnen. Wenn ich nicht irre, ist Bayle nicht einmal in Frankreich so gerecht beurteilt worden wie von Eucken. Es ist nach Eucken höchst ungerecht, einen großen Gelehrten, der sein ganzes Leben rastlos der wissenschaftlichen Arbeit widmete und für sich selbst nichts anderes wollte als Mühe und Arbeit, einen solchen Mann als einen Heuchler, einen raffinierten Heuchler preiszugeben, wie es seitens der Gegner Bayles geschieht. Aus Bayles Schriften, meint Eucken, empfangen wir „überall den Eindruck größter Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, nichts haßt, nichts verfolgt er so sehr als alle Zweideutigkeit, alles Gleisnertum, er weiß es auch in seinen verstecktesten Formen zu entlarven“. Bayle ist ein Mensch der unmittelbaren Anschauung und Empfindung und besitzt einen hohen Grad der Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den nächsten, einfachen Eindruck der Dinge, er sieht scharf ihre Besonderheit und will sie sich durch keine begrifflichen Erörterungen wegdisputieren lassen. Selbst die allgemeinsten Probleme entwickeln sich ihm an konkreten Fällen und erhalten dadurch eine ungemeine Anschaulichkeit, ja Eindringlichkeit. Aber derselbe Mann ist ein gewaltiger Logiker, ein Dialektiker allerersten Ranges, ein Held der Begriffsbewegung und Gedankenverkettung. Was nun Bayles Skeptizismus anlangt, so darf man nicht übersehen, meint Eucken, daß in ihm eine zweifache Art der Skepsis wirkt, eine niedere und eine höhere, eine, welche der Wissenschaft vorangeht, und eine andere, welche erst aus ihr hervorgeht. Aber der Kern der Leistung Bayles liegt in dem Skeptizismus höherer Art, einem Skeptizismus, der erst auf Grund von Vernunft und Wissenschaft entsteht und der auch in der schwersten Erschütterung diese Grundlage nicht sowohl aufgibt als bestätigt. Nun kann solche Weiterbewegung erfolgen, weil Bayle, in geradem Gegensatz zum niederen Skeptizismus mit seinem Individualismus und Subjektivismus, das Wirken einer Vernunft im Menschen anerkennt. Und zwar findet er es — auch darin bedeutend und vorbildlich für weitere Entwicklungen — nicht nur an einer, sondern an zwei Stellen: in der Erweisung von Denkgesetzen und im Urteil des Gewissens, in der wissenschaftlichen Arbeit und in der moralischen Lebensaufgabe.

J. J. Rousseau und die durch ihn bewirkte Umwälzung auf allen Gebieten des modernen Lebens ist meines Wissens von keinem namhaften Denker der Gegenwart, Höffding vielleicht ausgenommen, mit so großer Wärme und inniger Anteilnahme gewürdigt worden wie von Eucken. Ja man hat bei der Lektüre dieser Würdigung den Eindruck, als ob Eucken in Rousseau ein Stück seines eigenen Selbst wiedergefunden habe und ihn insofern als einen seiner Vorgänger betrachte. Jedenfalls wird man darin einen schönen Beweis für die Tatsache erblicken dürfen, daß die Saat des Genfer Bürgers gerade in Deutschland die tiefsten Wurzeln geschlagen, die wärmsten Sympathien gefunden und die reifsten Früchte ge-

zeitigt hat. Eucken ist sich allerdings der Schranken der Rousseauschen Lehren bewußt. Namentlich lehnt er Rousseaus romantische Verklärung der Natur ab. Ebenso vermißt er bei Rousseau das kosmische Empfinden. Das hindert ihn aber nicht, die hervorragende Größe Rousseaus mit Begeisterung zum Ausdruck zu bringen und die Angriffe, die man auf seine Lehren gerichtet hat, zurückzuweisen. So bemerkt Eucken, daß Rousseau nicht ernstlich daran denkt, der ganzen Kultur den Rücken zu kehren und die rohe Natur wiederaufzunehmen. Was Rousseau verlangt, ist vielmehr eine durchgreifende Umgestaltung des Kulturstandes im Sinne der Selbständigkeit des Individuums und einer Vereinfachung der Lebensführung, eine neue Gesellschaft, die den Zusammenhang mit der Natur besser wahrt, eine Verjüngung unseres ganzen Daseins. Ebenso hebt Eucken hervor, daß vor aller Einzelarbeit bei Rousseau die Sorge um einen neuen Menschen steht, einen kräftigen, einfachen, glücklichen Menschen, der nicht abhängt von anderen Menschen und Dingen, sondern in seiner gesunden Natur wahrhaft frei ist, der sich nicht zunächst als Glied eines besonderen Standes, sondern vor allem als Mensch fühlt. Dadurch wird die Erziehung an sich selbst erhöht: sie soll nun nicht sowohl eine vorhandene Kultur übermitteln, als durch ein Herausheben der einfachsten Elemente eine neue Kultur aufbauen; sie wird damit das Hauptmittel zur Bildung einer neuen Menschheit und gewinnt eine Selbständigkeit gegenüber den anderen Lebensgebieten. Und so zögert Eucken nicht, der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Rousseau zur Erfrischung und Verjüngung des Lebens Unermeßliches beigetragen hat. „Sein Verlangen nach einem neuen Menschen", schreibt treffend Eucken, „ist in tiefster Wurzel ethischer Art; mögen seine Lösungen unzulänglich sein, seine Probleme bleiben bedeutend und die Kraft bewunderungswürdig, mit der er sie der Menschheit auferlegte. Manche Ideen der Aufklärung hat er zuerst von der schulmäßigen Verpuppung befreit und zum Gemeingut gemacht; zugleich aber hat er neue Bahnen eröffnet. Mit ihm beginnt die Wendung zur Unmittelbarkeit des Gefühls, mit ihm beginnt auch die Spannung und der Kampf zwischen Individuum und Gesellschaft; so steht er am Scheidepunkt zweier Epochen."

Ferner ist beachtenswert, daß Eucken, trotz dem prinzipiellen Gegensatz, in dem er sich dem Positivismus gegenüber befindet, sich in die Gedankenwelt eines Auguste Comte hineinzuleben und sie zu würdigen versucht hat. Die Gedankenarbeit Comtes bildet nach Eucken, trotz allen Schranken, eine ansehnliche Leistung. „Comte bleibt ein großer und fruchtbarer Denker", schreibt Eucken. „Mehr als irgendein anderer hat er Hauptfäden des Realismus zu einem Gewebe verschlungen, namentlich die naturwissenschaftliche und gesellschaftliche Denkweise mit gleicher Kraft entwickelt und miteinander auszugleichen versucht. Mit seiner energischen Durcharbeitung und seiner, wenigstens für den ersten Eindruck, gleichartigen Gestaltung bildet das Ganze ein realistisches Gegenstück zum Systeme Hegels; wie bei diesem, so reicht auch bei Comte die Wirkung weit über die besondere Schule hinaus ins allgemeine Leben. Als das Tiefste an Comte erscheint aber die Belebung aller seiner Lehren durch das leidenschaftliche Streben des ganzen Menschen nach Wahrheit und

Glück. Mag dies Streben das System in ärgste Widersprüche verwickeln und es von seinem Ausgangspunkte weit abführen, gerade diese Widersprüche bilden ein ergreifendes Zeugnis eines großen Verlangens, einer tiefen Sehnsucht."

Was das französische Geistesleben des 19. Jahrhunderts anlangt, so wird man daraus, daß Eucken es in seinen Schriften nicht eingehend würdigt, nicht schließen dürfen, daß er es geringschätzt. Vielleicht hängt diese Lücke mit dem Mißkredit zusammen, den man in der ganzen Welt, und vor allem in Frankreich selbst, der französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts gegenüber hegte. Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Eucken auch das deutsche Geistesleben des 19. Jahrhunderts nicht ausführlich würdigt. Jedenfalls hat er in seinen Vorlesungen auch Vertreter des französischen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger eingehend behandelt und gerecht beurteilt. Jeder Kenner Euckens wird zugeben, daß weder in seinen Schriften noch in seinen mündlichen Äußerungen Unfreundliches über französisches Geistesleben enthalten ist. Vielmehr spricht er mit großer Hochachtung davon. Das gilt namentlich von dem französischen Geistesleben der letzten Vergangenheit und der Gegenwart. Sowohl in den neueren Auflagen seiner früheren Werke als auch in seinen letzten Schriften berücksichtigt und behandelt er mit großem Wohlwollen die französische philosophische Literatur der Gegenwart. Nicht nur hat Eucken selber die philosophische Bewegung Frankreichs in den letzten Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit verfolgt, sondern er hat nicht gezögert, das wahrhaft Fruchtbare darin sich anzueignen und dafür mit Wort und Tat Freunde zu gewinnen gesucht. Namentlich gilt das von den Arbeiten Boutroux' und Bergsons. Eucken ist einer der ersten, die Verständnis und Sympathie für diese Männer nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt geweckt haben, und man wird bis zu einem gewissen Grade sagen dürfen, daß diese Philosophen auf dem Umwege über das Ausland in Frankreich selbst zur Berühmtheit gelangt sind. Jedenfalls halte ich mich für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit zu konstatieren, daß ich in meinen Vermittelungsbestrebungen zwischen deutschem und französischem Geistesleben durch Eucken in der uneigennützigsten Weise ermutigt und unterstützt worden bin. Das tat Eucken namentlich deshalb, weil er selber in der gegenseitigen Ergänzung und Durchdringung von deutschem und französischem Geistesleben eines der erstrebenswertesten Ziele der europäischen Kultur erblickt. Als den letzten schönen Beweis dafür kann man die Schritte betrachten, die Eucken getan hat, um Boutroux die Möglichkeit zu verschaffen, im Frühjahr 1914 in Deutschland Vorträge zu halten und am 16. Mai in der alten Aula der Berliner Universität seinen Dank auszusprechen für die Ehre, die ihm hierdurch erwiesen sei.

Und so werden wir zum Schlusse sagen dürfen, daß Eucken als Mensch und als Schaffender für die Internationalisierung des Geisteslebens Hervorragendes geleistet hat, und daß die gegenwärtige Krise die Bedeutung seiner Tat auch nach dieser Seite hin nicht im geringsten schmälert. Dies bei Gelegenheit der Feier seines siebzigsten Geburtstages konstatieren, heißt zugleich den Meister segnen und dem Wunsche Ausdruck geben: möge das, was er mit unermüdlicher Arbeit gesäet hat, einst die von ihm ersehnten Früchte tragen!

Die deutsche Romanistik und der Krieg.

Von Oskar Schultz-Gora.

Durch den Weltkrieg sind die deutschen Romanisten in eine andere Lage versetzt worden, als es durch den Krieg 1870—71 der Fall war. Damals handelte es sich nur um ein romanisches Volk, und nach dem Kriege schlossen sich die Franzosen nicht gerade von uns ab, wie denn die Deutschen sich noch viel weniger von Frankreich fernhielten. Dazu kam, daß seinerzeit an den deutschen Universitäten nur erst wenige Lehrstühle für romanische Philologie bestanden, die Zahl derer also verhältnismäßig gering war, die etwa durch unfreundliches oder gar feindseliges Verhalten französischer Romanisten betroffen werden konnten; und hinwiederum wurden auch in Frankreich erst nach dem Kriege die romanistischen Studien in ausgedehnterem Maße betrieben. Einem wesentlich verschiedenen Stande der Dinge sieht sich unser in Deutschland gepflegter Wissenschaftszweig durch den gegenwärtigen Krieg gegenübergestellt. Einerseits ist noch ein zweites romanisches Volk, das nach den Franzosen am meisten auf dem Gebiete der romanischen Philologie geleistet hat, aus einem vermeintlichen Bundesgenossen ein Feind geworden, und andererseits erweitert sich die Kluft, die sich zwischen uns und Frankreich aufgetan hat, je länger je mehr und scheint unüberbrückbar geworden zu sein. Wenn es in der ersten Phase des Krieges noch deutsche Romanisten gab, welche glaubten, daß sich nach dem Friedensschluß die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Romanisten bald von selbst wiederherstellen würden, so dürften sie jetzt davon zurückgekommen oder wenigstens in ihrem Glauben stark erschüttert worden sein. Tauchen sich doch die französischen Federn, darunter auch solche von Männern der Wissenschaft, unausgesetzt und fast ausnahmslos in Gift und Galle, um uns der Verachtung der Welt zu empfehlen, und auch denen, welche sich bisher mit der bekannten deutschen Gutmütigkeit von ihrem Optimismus nicht freimachen konnten, beginnen allmählich die Augen aufzugehen, und sie können sich bei der allerseits wachsenden Erbitterung kaum mehr der Erkenntnis verschließen, daß die wissenschaftliche Verbindung auch späterhin auf geraume Zeit hinaus unterbrochen bleiben wird.

Allein sollen wir deshalb Schlimmes für unsere Wissenschaft befürchten und uns in bedauernden Wendungen ergehen? Mit nichten. Es heißt jetzt vielmehr, sich mit der gegenwärtigen und noch mehr mit der voraussichtlich noch lange weiterbestehenden Sachlage entschlossen und ohne Sentimentalität auseinanderzusetzen, sozusagen innere Maßnahmen zu treffen. Nachdem die erste Arbeitsunlust, die sich als naturgemäße Folge von Zorn und Ekel eingestellt hatte, so ziemlich verflogen ist, haben wir Gelassenheit genug gewonnen, um die Dinge einer ruhigeren Betrachtung zu unterziehen, und da wird sich denn zunächst fragen, ob die Nachteile und Schädigungen, die uns erwachsen, wirklich so groß sind, als es zuerst den Anschein haben kann, und ob nicht auch Verschiedenes auftaucht, das wir als Vorteil ansprechen dürfen und das uns mit manchem Ver-

lust auszusöhnen vermag. Daß in den siebziger und achtziger Jahren eine Art Zusammenhang zwischen deutschen und französischen Romanisten bestand, daß es ein gewisses Hinüber und Herüber gab, das nicht ohne fruchtbare Anregungen blieb, dies soll nicht geleugnet werden, aber deshalb brauchen wir den Wert des persönlichen und brieflichen Verkehrs, den wir mit französischen Fachgenossen gepflogen haben, auch nicht zu überschätzen. Wirklich intimere Beziehungen haben, so weit ich sehe, eigentlich nur zwischen schweizerischen, in Deutschland oder Österreich wirkenden Romanisten und ihren französischen Kollegen bestanden, und inwieweit diese gestört worden sind, hat zunächst noch von einer mehr oder weniger entschiedenen Stellungnahme der ersteren abgehangen. Bei den reichsdeutschen Romanisten ging, von vereinzelten Fällen [1]) abgesehen, das Verhältnis im ganzen kaum über das einer sachlichen Interessengemeinschaft hinaus, und auch dieses mußte wenigstens von denjenigen mit immer kühleren Augen angesehen werden, welchen es nicht entging, daß in der Romania, dem führenden Organ der französischen Romanisten, etwa seit den letzten fünfzehn Jahren und besonders nach dem Ableben von G. Paris der Ton uns gegenüber eigentümlich „süffisant", stellenweise sogar geringschätzig wurde. So erfolgte daselbst, um nur ein Beispiel anzuführen, nach dem Tode von G. Gröber, den wir unseren ersten Romanisten beizählten, eine Beurteilung seiner Arbeiten, die einer schmählichen Herabsetzung seiner wissenschaftlichen Verdienste gleichkam. Obiges hing nicht etwa mit unbefriedigender werdenden Leistungen der deutschen Romanistik zusammen, sondern wahrscheinlich mit den Zeitumständen: seit der Verbrüderung mit den Sarmaten begann bekanntlich den Franzosen der Kamm wieder gewaltig zu schwellen, und die Folgen davon machten sich nicht nur in der Politik und in der schönen Literatur, sondern eben auch in Fachzeitschriften unangenehm bemerkbar. Auf wissenschaftliche Beziehungen aber, die in Friedenszeiten sich bis zum gewissen Grade als von politischen Einflüssen bestimmbar erweisen, dürfte es nicht zu schwer sein, zu verzichten. — Etwas anders war es mit unserem Verhältnis zu den italienischen Romanisten bestellt, insofern, als für Deutschland wenigstens keine alte Erbfeindschaft vorlag und man lange nicht so frühe das Kommende ahnen konnte, daher denn die Enttäuschung um so herber war, und das plötzliche Zerreißen der Fäden von manchem vielleicht nicht ohne einiges schmerzliche Bedauern empfunden wurde.[2]) Es kamen mehr Gefühlswerte ins Spiel, und der Beschluß, Hesperien auf absehbare Zeit nicht mehr zu betreten, war nicht ganz leicht gefaßt. Immerhin darf auch hier der Verlust persönlicher Beziehungen, soweit er die Wissenschaft anging, nicht zu hoch angeschlagen werden.

Haben wir in obigem Punkte etwas verloren, so können wir es zum guten Teil ersetzen, nämlich durch engere Fühlungnahme und kräftigeren Zusam-

1) Dahin rechne ich die Verbindung deutscher Romanisten mit dem liebenswürdigen südfranzösischen Forscher Camille Chabaneau, welche dazu führte, daß ein deutscher Gelehrter einen großen Huldigungssammelband für diesen in die Wege leitete und zustande brachte. Gaston Paris gehört meines Erachtens nur bedingt hierher, da er zuweilen unter dem Zwange Pariser chauvinistischer Strömungen stand.

2) Man vergleiche das Schriftchen von H. Schuchardt: „Aus dem Herzen eines Romanisten". Graz 1915.

menschluß untereinander, der natürlich auch die österreichischen Romanisten zu umfassen hätte. Glücklicherweise gibt es schon mancherlei Anzeichen dafür, daß das Bedürfnis danach sich geltend macht und Berührungen herbeizuführen beginnt, die sonst wohl kaum eingetreten wären. Die günstigen Folgen würden nicht ausbleiben: ein regerer Gedankenaustausch, eine größere wechselseitige Anerkennung und beiläufig eine nicht so hohe Einschätzung der ausländischen Leistungen gegenüber den inländischen. Freilich, gewisse Arbeitsmittel und Arbeitsgelegenheiten können wir uns gegenseitig nicht beschaffen: die Handschriftenstudien sind für längere Zeit gehemmt, wenn nicht ganz unterbunden, denn das in Deutschland oder Österreich liegende hierher gehörige Material ist zum größten Teile ausgebeutet, und wer es unter seiner Würde hält, alsbald nach dem Kriege in Feindesland zu gehen, ist auf die Benutzung französischer oder italienischer, nach dem Inland geschickter Handschriften angewiesen; ob aber späterhin ein Handschriftenversand von seiten der französischen Regierung nach Deutschland und Österreich-Ungarn, die ja die französische Akademie aus der Reihe der Kulturländer gestrichen hat, auch nur in dem bescheideneren Umfange stattfinden wird, auf den er schon geraume Zeit vor dem Krieg infolge eines meines Wissens ohne entsprechende Gegenmaßregeln von unserer Seite gebliebenen Ministerialerlasses beschränkt war, das muß mindestens recht fraglich erscheinen. Ingleichen werden wortgeographische Studien und Dialektforschungen auf französischem und wohl auch italienischem Boden vorläufig ausgeschlossen sein. Ferner dürfte die literargeschichtliche Forschung, soweit sie die französische Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert zum Gegenstand hat, stark behindert werden; wer in Deutschland nicht ganz große Bibliotheken bequem benutzen kann, ist ziemlich übel daran, und selbst diese versagen naturgemäß gegenüber der Pariser Nationalbibliothek, besonders für gewisse Perioden, so die Periode der französischen Romantik. Diese Beeinträchtigungen sind nicht unerheblich, aber auch sie sind wenigstens zum guten Teile zu verschmerzen. Denn der „Atlas linguistique de la France“ bietet uns einigen Ersatz für Untersuchungen an Ort und Stelle, und was die altfranzösischen Handschriften angeht, so kann es sogar sein Gutes haben, daß wir längere Zeit von ihnen abgeschlossen sind. Einmal nämlich ist zweifellos schon gar manches aus ihnen veröffentlicht worden, was der Veröffentlichung nicht wert war, und auf der anderen Seite ist noch unendlich viel zu tun, zu dem man keine Handschriften nötig hat. So Bedeutendes auch die romanische Philologie in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens geleistet hat, so kann es doch bei der Ausgedehntheit des Gebietes nicht wundernehmen, daß noch weite Strecken so gut wie brach liegen, so die ganze Personennamenforschung und das große Feld der Stiluntersuchungen sowie alles dessen, was man „Realien“ genannt hat; erst wenige Furchen sind hier gezogen. Auch die Wortbildungs- und besonders die Bedeutungslehre bedürfen weiterer Ausgestaltung. Desgleichen ist in der Textinterpretation noch viel zu erarbeiten, und auch die Gebiete der Syntax und der Etymologie verlangen bei der großen Zahl ihrer Probleme immer noch nach unablässigem Anbau. Allen diesen Stellen könnten sich die Arbeitskräfte um so eifriger widmen, je mehr sie durch die Lage der Verhältnisse

von anderen ferngehalten werden, und mancher würde erstaunt sein, zu sehen, wie lohnende Erträge der Boden abwerfen würde, den er vorher gar nicht beackert hatte. Solchem jungfräulichen Boden ist, wenn ich das Bild plötzlich verlassen darf, auch Spanien zuzurechnen, wo noch viele Schätze zu heben sind. Dieses romanische Land könnte man nach dem Kriege mit gutem Gewissen betreten, und es wäre sehr erfreulich, wenn sich dorthin die Aufmerksamkeit namentlich junger Romanisten lenken würde, die den Anstrengungen des Reisens im Lande des Cervantes noch gewachsen sind.

Für deutschen Fleiß und deutsche Rastlosigkeit gibt es auf alle Fälle des Arbeitsstoffes genug, und es werden auch künftighin solche Leistungen auf deutschem Boden erwachsen, wie sie vorliegen in Toblers „Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik" und seinem „Altfranzösischen Wörterbuch", in Gröbers „Altfranzösischer Literatur", in Försters großer Ausgabe der Werke des Chrétien von Troyes, in Meyer-Lübkes „Romanischer Syntax", in Levys „Provenzalischem Supplementwörterbuch" und in Appels Ausgabe des Bernart von Ventadorn. Das Erbe von Friedrich Diez wird auch in Zukunft erfolgreich verwaltet und gemehrt werden, und dazu bedarf es in der Hauptsache keiner Beziehungen zum Ausland, wie denn ja Diez, zu dessen Hörern auch Gaston Paris zählte, unsere Wissenschaft nicht etwa in Anlehnung an Raynouard, sondern an Jacob Grimm begründet hat. Für die Publikationen der Ergebnisse unserer Arbeiten sind wir keinen Augenblick auf ausländische Zeitschriften oder Gesellschaften angewiesen, und niemand braucht dort, wie es leider früher vereinzelt geschah, etwas zu veröffentlichen. Besitzen wir doch schon seit langem eine ganze Reihe angesehener Fachzeitschriften und frei erscheinender Sammlungen. Wir haben ferner die von Vollmöller ins Leben gerufene „Gesellschaft für romanische Literatur", die schon gegen vierzig Bände herausgebracht hat und in der sogar die umfangreichsten Texte ein Unterkommen finden können. Auch fehlt es keineswegs an rührigen und bereitwilligen Verlegern, allen voran Max Niemeyer, der selbst vor recht kostspieligen Drucklegungen nicht zurückschreckt und dem unsere Wissenschaft zu nicht geringem Dank verpflichtet ist.

* * *

Es kann also keine Rede davon sein, daß der Sturmwind des Krieges den in Deutschland errichteten Bau der romanischen Philologie, welcher, wie der anderer Philologien, sich auf rein wissenschaftlicher Grundlage erhebt, umgestoßen oder in Trümmer gelegt habe oder legen werde. Allein der Charakter unserer Wissenschaft als eines Lehrfaches hat gewisse praktische Forderungen zur Folge gehabt, bei denen es noch zu sehen gilt, ob sie nicht ernstlich gefährdet werden. Wir haben es nicht mit toten, sondern mit lebenden Sprachen zu tun, und es wird von denen, die die romanischen Sprachen an den Universitäten vertreten, verlangt, daß sie mit der Durchforschung vergangener Perioden, also dem historischen Betrieb, eine genaue Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes jener Sprachen verbinden, ja daß sie wenigstens in einer derselben, nämlich in der französischen, sich mit Leichtigkeit und möglichst idiomatisch auszudrücken vermögen. Letzteres hängt damit zusammen, daß das Französische an den Universitäten zugleich Examensfach ist,

und daß die Prüfung darin auf Französisch abgehalten werden soll (entsprechend liegen die Verhältnisse im Englischen). Um aber in der Sprechübung zu bleiben und die Wandlungen, denen die langue courante namentlich in der Aussprache unterliegt, zu verfolgen, dazu ist ein von Zeit zu Zeit sich erneuernder Aufenthalt in dem betreffenden Lande mehr als erwünscht. In diesem Punkte erfahren wir eine wirkliche Einbuße durch den Krieg und seine voraussichtlichen Folgen, und wir stehen erheblich ungünstiger da als der Geschichtsforscher, Kunsthistoriker und romanistische Rechtslehrer. In gewissem Zusammenhang mit Obigem steht noch eine Frage, die schon jetzt anfängt, brennend zu werden, und zu der es sich empfiehlt, beizeiten eine bestimmte Stellung einzunehmen, ich meine die Lektorenfrage.

Bekanntlich hat der Universitätsprofessor unseres Faches einen Lektor des Französischen zur Seite, an einigen Universitäten auch einen Lektor des Italienischen, dem es in der Hauptsache obliegt, die Studierenden im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der heutigen Sprache auszubilden, daneben aber auch über ausgewählte Abschnitte aus der Literatur, über Land und Leute und ähnliches in französischer oder italienischer Sprache Vortrag zu halten. Die Nützlichkeit der Einrichtung selbst ist wohl niemals in Zweifel gezogen worden, da sie den Ordinarius von den mehr technischen Dingen entlastet und dem Studenten die Gelegenheit bietet, wiederholt die gesprochene Sprache in zusammenhängender Rede zu hören. Bisher bestellte man nun aber so ziemlich durchgängig, für das Französische so gut wie ausnahmslos, Ausländer zu Lektoren, und darüber, ob dies das Richtige war, herrschte schon lange vor dem Kriege etwelche Meinungsverschiedenheit. Dafür schien der Umstand zu sprechen, daß schließlich doch der geborene Franzose am besten im gegenwärtigen Französisch zu Hause sein müßte und man ihn in gewissen Fragen der Aussprache und des Sprachgebrauches als eine Art Autorität zu Rate ziehen könnte, dagegen, daß er die Bedürfnisse der Studierenden zu wenig kannte, auf deren Standpunkt zu wenig Rücksicht nahm, vielfach auch über keine gefestigte Lehrmethode verfügte und anderes. Bei Ausbruch des Krieges sind die Lektoren französischer Staatsangehörigkeit, soweit sie nicht schon vorher in der Stille verschwunden waren, von den preußischen Universitäten entfernt und über neutrale Länder abgeschoben worden. Das ging, ausgenommen in einem besonders liegenden, hier nicht näher zu berührenden Falle, leicht vonstatten, da den ausländischen Lektoren in Preußen glücklicherweise niemals eine Beamteneigenschaft zugestanden worden war. Man freute sich anfangs, der fremden Elemente ledig zu sein, und da naturgemäß der Besuch der Vorlesungen ein sehr schwacher wurde, vermißte man kaum das Fehlen ihrer Lehrtätigkeit. Jetzt beginnt es sich von Semester zu Semester fühlbarer zu machen, und vor allem fragt man sich, wie es denn damit nach dem Kriege werden soll. Es bleibt das selbstredend letzten Endes den Maßnahmen der Regierung vorbehalten, aber es ist den Universitätslehrern gewiß erlaubt, ihre Anschauung vorzutragen, und es steht zu hoffen, daß das Ministerium sie nicht unberücksichtigt lassen wird. Gibt es nun einen deutschen, d. h. einen in Deutschland geborenen Professor der romanischen Philologie an einer deutschen Universität, der es nicht als unerträglich

empfinden würde, später wieder einen Angehörigen des Volkes neben sich zu sehen, das uns nicht nur soviel des Kriegsleides zugefügt, sondern, was in vorliegendem Fall noch schwerer wiegt, uns verhöhnt, beschimpft, uns kulturell beleidigt hat? Die Frage ist keine rein rhetorische, denn ich kenne nicht die Auffassung aller in Betracht Kommenden, und gewisse Erscheinungen, die sich auch während des Krieges in Dozentenkreisen wahrnehmen lassen, machen es ratsam, mit Behauptungen vorsichtig zu sein. Und weiter, soll man unseren Studierenden zumuten, einen Franzosen als Lehrer hinzunehmen, der ihnen vielleicht in erbittertem Nahkampf gegenübergestanden hat? Das darf in absehbarer Zeit nicht geschehen. Wie aber soll Ersatz beschafft werden? Lektoren aus der französischen Schweiz zu beziehen, muß wegen der feindseligen Gesinnung, die die dortige Bevölkerung während des Krieges gegen uns bekundet hat, ebenfalls als ausgeschlossen gelten, ganz abgesehen davon, daß deren Französisch eben das Französisch der Schweiz ist, ebenso wie das Französisch der Belgier, an die noch weniger gedacht werden darf, das belgische wäre. Also bleiben nur inländische Kräfte, und zu diesen sollte in der Tat gegriffen werden. Zuvörderst kommen solche Deutsch-Lothringer in Frage, die von Geburt an Französisch gesprochen haben; ich nenne die Lothringer, weil es nicht nur auf Sprechgeläufigkeit ankommt — über diese verfügen auch manche Elsässer —, sondern auf korrekte, vom deutschen Akzent nicht beeinträchtigte Aussprache und von Germanismen möglichst freie Redeweise. In ähnlicher Weise wird man bei der Auswahl von Lektoren des Italienischen die österreichischen Grenzgegenden ins Auge zu fassen haben. Bedingung ist natürlich eine stichfeste vaterländische Gesinnung, deren es nicht schwer fallen dürfte sich zu vergewissern. Dann aber sind auch unbedenklich Männer von ganz deutscher Herkunft heranzuziehen. Es gibt immer genug Deutsche, welche zugleich mit Sprachsinn und entschiedenem Sprechtalent begabt sind, so daß sie es in der Handhabung einer fremden Sprache und der Aneignung idiomatischer Sprechweise erstaunlich weit bringen, ja unter Umständen es dem Eingeborenen annähernd gleichtun können, jedenfalls aber auf einer Stufe stehen, die für die Unterweisung unserer Studierenden vollkommen ausreicht; auch sei bei dieser Gelegenheit gleich daran erinnert, daß in den Jahren 1889—1894 ein Inländer, der das Neufranzösische gut beherrschte, sich an der Berliner Universität den Aufgaben eines Lektors unterzog und daß gegenwärtig dort und in Halle deutsche Lektoren des Italienischen mit allerbestem Erfolge tätig sind. Es darf eben nicht übersehen werden, daß im ganzen der Inländer vor dem Ausländer manches voraus hat, das oben schon angedeutet wurde: abgesehen von der Beherrschung der eigenen Sprache, die immer beim Unterricht zur Beleuchtung grammatischer und stilistischer Dinge erwünscht ist, mehr pädagogische Bemühung und bessere phonetische Kenntnisse, auf Grund deren er zeigen kann, auf welchem Wege gewisse idiomatische Laute hervorzubringen sind; dazu kommt, daß er besser weiß, worin die Schwierigkeiten für seine Landsleute liegen, weil er sie früher an sich selber erfahren und überwunden hat, und auch in der Literatur kann er greifbarere Ergebnisse erzielen, indem er mehr auf den dem Studierenden vielfach unbekannten Inhalt der Denkmäler eingeht, letztere vielleicht

auch mehr in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhange würdigt, als daß er sich nach Franzosenart damit begnügt, über dieselben, sei es im Plauderton (causerie), sei es in blendenden Phrasen, mehr oder weniger geistvolle Urteile zu fällen.

Es versteht sich fast von selbst, daß eine Besetzung der Lektorate mit geeigneten einheimischen Kräften nur dann ausführbar ist, wenn gleichzeitig eine ganz bedeutende Hebung der Lektorstellung eintritt, d. h. eine viel bessere Besoldung und Zuerkennung der Beamteneigenschaft, mithin Pensionsfähigkeit. Das Lektorat muß sich als eine Art Laufbahn darstellen, denn sonst würden sich nicht genug akademisch gebildete Bewerber finden. Der Ausländer konnte sich mit wenig begnügen, da es ihm bei dem bekannten Zulaufe, den vor dem Kriege alles Fremde bei uns hatte, an Privatstunden in Bürgerkreisen nicht fehlte. Zudem hatte er meistens nur einen kürzeren Aufenthalt in Deutschland im Auge, verfolgte auch mehrfach Nebenzwecke, wie den, bequem Deutsch zu lernen. Der Inländer müßte schon deshalb geldlich anders dastehen, weil für ihn ein nicht zu seltener Besuch des Auslandes, so wenig angenehm er sich auch nach dem Kriege gestalten könnte, unerläßlich und zu den Erfordernissen seines Berufes gehörig wäre. Dafür könnte dann die Regierung auch gewisse Ansprüche stellen und mit dem Lektoramte mindestens die Bedingung der bestandenen Staatsprüfung verknüpfen.

Aber wird man denn nach dem Kriege der romanischen Philologie noch ihren alten Platz an den Universitäten gönnen? Nun, mir scheint, daß der Romanist immerhin wenigstens so lange seinen Besitzstand wird behaupten dürfen wie der Völkerrechtsprofessor, dessen Lehren jetzt nur so wie Fetzen umherfliegen. Ernster schon ist die Frage, ob das Französische (und das Englische) an unseren höheren Schulen in demselben Unterrichtsumfang bestehen bleiben wird wie bisher; wenn nicht, dann würden an den Universitäten allerdings die Lektorate durch Rückwirkung davon betroffen werden. Schon lassen sich Stimmen vernehmen, die nach Beschränkung rufen, so in den „Neueren Sprachen", XXIII, 1 ff., so in der „Deutschen Monatsschrift für Politik und Volkstum", III, 1252, ja, ich sehe auch solche noch kommen, welche gänzliche Unterdrückung fordern werden. Demgegenüber dürfen folgende Erwägungen Platz greifen. Soll eine Beschränkung eintreten, so kann sie nur zugunsten des Unterrichtes im Deutschen erfolgen. Bei unserem aufs neue wachgerufenen und so lebendig gewordenen völkischen Bewußtsein wird gewiß niemand etwas gegen eine noch stärkere Betonung des Deutschen einwenden, im Gegenteil, aber daß sie nun gerade auf Kosten des Französischen (und Englischen) stattfinden sollte, müßte doch die allerschwersten Bedenken erregen. An den Realgymnasien, Oberreal- und Realschulen wäre ja derartiges überhaupt kaum durchführbar, es müßte denn sein, daß man diesen Schulen einen Teil ihrer Eigenart nehmen wollte, und an den Gymnasien ist das Französische (das Englische ist fakultativ) schon seit Jahren auf eine so bescheidene Stundenzahl angewiesen, daß jede weitere Beschneidung zur einfachen Erfolglosigkeit des Unterrichtes führen würde. Wollte man trotzdem eine solche Einschränkung ins Auge fassen, dann könnte man nur raten, lieber gleich eine völlige Streichung vorzunehmen. Ehe jedoch die Unter-

richtsverwaltung diesen Schritt tut, wird sie sicherlich mehr als eine Überlegung eintreten lassen. Es ist ja durchaus nicht ganz unverständlich, wenn im Ingrimm über so viel des Häßlichen, Verabscheuungswürdigen und der Kultur Zuwiderlaufenden, was die Franzosen getan haben, sich bei manchem das Verlangen einstellt, auch mit ihrer Sprache an unseren Schulen aufzuräumen, wobei dann noch der Hinweis darauf nicht zu fehlen pflegt, daß das französische Volk Anzeichen des Verfalles zeige. Allein man sollte sich doch nicht fortreißen lassen. Einmal ist es immer gewagt, Verfallssymptome bei einem großen Volke feststellen zu wollen; die Geburtenziffer allein ist noch nicht beweisend, und die Franzosen haben im Laufe ihrer Geschichte schon sehr schwere Krisen siegreich überstanden. Dann muß man sich immer gegenwärtig halten, daß unsere Nachbarn nun einmal an „fixen Ideen" leiden, die sich zu förmlichen Anfällen steigern können, in denen sie die Zurechnungsfähigkeit verlieren, um diese wiederzugewinnen, wenn sie zur Besinnung kommen oder gebracht werden. Selbst zugegeben indessen, es ginge mit ihnen endgültig bergab, so wäre das noch kein Grund, ihre Sprache zu verbannen. Die letztere würde nur etwas an Zeitgemäßheit verlieren, und auch angenommen, sie wäre schon ganz tot und die französische Zivilisation gehörte der Vergangenheit an, so könnte auch das noch an der Sache nichts ändern; denn die hohen Bildungswerte, die wir nun einmal neben manchem Verbildeten und auch geradezu Üblen von dem ersten romanischen Volke empfangen haben, sind nicht aus der Welt zu schaffen, und um sie des Näheren kennen zu lernen und zu würdigen, bedürfen wir der Sprache. Ohne ihre Kenntnis ist die französische Dichtung so gut wie ungenießbar, denn sie wäre des „Geheimnisses jedes dichterischen Reizes", der Anmut, entkleidet, die wieder ein Ergebnis der durchgebildeten Form ist; ohne sie könnten wir an der französischen Prosa, an der Sprache eines Voltaire, eines Taine, eines Gaston Paris nicht lernen, was uns doch immer noch heilsam sein kann: klare Abgrenzung der Gedanken und klare Darstellung derselben.

Das Maß also des Schulunterrichtes im Französischen sollte man nicht verringern. Dagegen wäre es wohl angebracht, und auch dieser Punkt steht in Zusammenhang mit dem Krieg, wenn man in Schulkreisen und an leitender Stelle sorgfältig erwöge, ob man nicht in den letzten Jahrzehnten ein übermäßiges Gewicht auf die äußere Beherrschung der Sprache gelegt habe. Ist es wirklich immer noch an der Zeit, sich mit der Frage abzuquälen, wie eine größere Sprechfertigkeit bei den Schülern zu erzielen sei? Man kann von der Schule nicht fordern, daß sie den künftigen Kaufmann oder Vergnügungsreisenden in der „Konversation" für das Ausland vorbereite; dazu ist sie nicht da, und nunmehr, wo sich die Verbindungen gelöst haben und vermutlich noch längere Zeit gelöst bleiben, ist eine solche Forderung noch weniger am Platze. Auch kann es sich bei den Sprechübungen doch nicht, wie man gemeint hat, um eine eigentliche Geistesbildung handeln, sondern vielmehr nur um eine Förderung geistiger Gewandtheit und Beweglichkeit. Wohlverstanden, die Sprechübungen haben ihre Berechtigung, schon weil sie belebend wirken und einen Kampf gegen die Schwerfälligkeit und Sprechträgheit des deutschen Schülers bedeuten, aber es ist meines Erachtens durchaus verfehlt, sie

etwa in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken, unter großen Zeitopfern einem viel zu hoch gesteckten Ziele nachzujagen, das auch mit der schönsten Methode unerreichbar bleibt, und darüber anderes, z. B. die wirklich sinngemäße und zugleich geschmackvolle Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche, zu vernachlässigen. Gerade wer im praktischen Schulleben gestanden hat, muß zugeben, daß trotz alles Eifers und Geschickes des Lehrers immer nur ein sehr bescheidenes Maß von Fähigkeit zu freiem mündlichen Ausdruck beim Schüler erzielt werden kann; daß dem aber so ist, liegt in der Natur, d. h. der ungeheuren Schwierigkeit der Sache, was dem ganz besonders deutlich wird, der sich sein ganzes Leben mit einer fremden Sprache nach allen Richtungen hin beschäftigt hat. Man sollte daher, wie mir scheint, endlich aufhören, den geistbildenden Wert solcher Fertigkeit, selbst wenn sie durch den Unterricht erreichbar wäre, so wie bisher bei uns zu überschätzen. Karl Hillebrand, ein Deutscher, der in der Sicherheit mündlichen wie schriftlichen Gebrauchs mehrerer moderner Fremdsprachen nicht seinesgleichen hatte, warnte doch schon vor vierzig Jahren („Zeiten, Völker und Menschen", Bd. 6, S. 120 f.): „Man übertreibt heutzutage den Wert des Sprachtalentes gar sehr und scheint fast zu vergessen, daß es ganz unabhängig von wirklicher origineller Begabung ist, wie man denn auch aus dem Besitz der Sprachen viel zu sehr einen Zweck macht, während er doch immer nur ein Mittel sein sollte. Ich habe Leute gekannt, die die fremden Sprachen mit solcher Leichtigkeit und mit so vollkommener Aneignung des fremden Geistes sprachen, daß sie darüber das bißchen eigenen Geist verloren, das sie haben mochten, und sich auch ihre Gedanken von den fremden Worten diktieren ließen." Gelangen wir nun dahin, der Sprechfertigkeit beim Schüler nicht mehr die Bedeutung beizumessen wie früher, so werden wir in dem fraglichen Punkte auch an den Lehrer nicht mehr dieselben hohen Anforderungen stellen, und dieser braucht wenigstens nicht mehr so oft seine Schritte nach Frankreich zu lenken.

Der Weltkrieg hat uns fast in allem und jedem auf uns selbst zurückgewiesen. Auch die deutsche Romanistik wird, soweit sie reine Wissenschaft ist, sich selber genügen und, soweit sie an den Universitäten gelehrt wird, wo praktische Forderungen hinzutreten, bestrebt sein, gewisse Einbußen aus eigener Kraft möglichst wettzumachen und auszugleichen. Sollten sich später wieder geistige Fäden mit dem Ausland anknüpfen lassen, so hat dies von unserer Seite sehr vorsichtig und mit großer Zurückhaltung zu geschehen. Jedenfalls können wir nicht zuerst die Hand darreichen; das entspräche unserer Würde nicht, denn wir sind, es sei wiederholt, kulturell beleidigt worden.

Straßburg, 6. Dezember 1915.

Der Großbetrieb im deutschen Bankgewerbe und der Krieg.

Von Otto Warschauer.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Deutschland das Bankgewerbe, mit Ausnahme der Notenausgabe, fast allein von Privaten betrieben. Die Umsätze gestalteten sich durchschnittlich gering, und die wirtschaftliche Bedeutung des Geld- und Kreditverkehrs gegenüber den sonstigen völkischen Interessen war untergeordnet. Solange namentlich die landwirtschaftliche Gütererzeugung überwog, Handel, Gewerbe und Industrien erst in zweiter Linie Beachtung sowie staatliche Unterstützung fanden, hatte das deutsche Bankwesen keine großen kulturellen Aufgaben zu verfolgen, und die Privatbankiers mit geringen Mitteln und begrenzter Unternehmungslust waren vollständig in der Lage, den vorhandenen Bedarf zu decken. Allmählich jedoch vollzog sich ein Umschwung der Verhältnisse. Der Bau der Bahnen, die Zollvereinigung der Bundesstaaten, die gegen früher breitere Organisation des öffentlichen Kredits, die praktische Verwertung der durch die Naturwissenschaften angebahnten Fortschritte, die erleichterten Verkehrsmittel und der in den meisten Teilen Deutschlands sich schnell entwickelnde Industrialismus steigerte die allgemeinen Ansprüche und minderte die Leistungsfähigkeit der Privatbankiers. Hierzu kamen Bestimmungsgründe sozialer Natur, die ihren Ausgangspunkt von Frankreich nahmen. Zur Verfolgung Saint-Simonistischer Ziele wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris durch die Gebrüder Péreire in Form einer Aktiengesellschaft der Crédit Mobilier gegründet, der ursprünglich den Kampf gegen das Großkapital aufnahm und zu diesem Zweck den bisher einflußreichen Privatbankiers, namentlich dem Hause Rothschild, Konkurrenz zu machen versuchte. Dem Beispiel Frankreichs folgten viele Staaten, so auch Deutschland, und Emissions- beziehungsweise Effektenbanken entstehen in einer Art, wie sie die Wirtschaftsgeschichte früherer Zeiten nicht gekannt hat. Ursprünglich waren sie nicht mit hohen Betriebskapitalien ausgestattet und hatten mit einer Reihe von Schwierigkeiten zu kämpfen. Allmählich jedoch, wenn auch nicht ohne Krisen und Verluste, brechen sie sich Bahn, und endlich gelingt es ihnen, einen Platz unter der Sonne zu erobern. So vollzieht sich eine Teilung der Machtsphäre zwischen den Privatbankiers und den aufstrebenden Aktienbanken. Die ersteren werden teilweise Bundesgenossen der letzteren, suchen kapitalkräftige Unterstützung in den anfänglich zu ihrer Konkurrenz geschaffenen Instituten, fördern deren Ausbau und gründen zur Stärkung des eigenen Einflusses neue Banken. Als das Reich begründet worden, entfachen die Produktivkräfte der Nation in höherem Maße als bisher, und andererseits entfaltete sich nach Beseitigung des die Entwicklung der Aktiengesellschaften lähmenden Konzessionssystems eine neue, dem gesteigerten Bedarf entsprechende Organisation des Kredits, die zur wesentlichen Ausbreitung namentlich der Effektenbanken beitrug. Je mehr sich nun Deutschland zum Industriestaat entwickelte, in desto höherem Maße wuchs deren Operationsge-

biet, und allmählich setzte eine den Großbetrieb erzeugende Konzentration des Bankwesens ein, die nicht frei von Krisen, Erschütterungen und Mißerfolgen gewesen, schließlich jedoch immer breitere Bahnen umschrieben und deren fast völligen Abschluß die Gegenwart zu verzeichnen hat.

Der erste Versuch, den Großbetrieb im Bankgewerbe einzuleiten, erfolgte bereits kurz nach dem Jahre 1870. Die Deutsche Bank erscheint vor Beginn des Krieges mit einem Betriebskapital von anfänglich fünf Millionen Talern auf dem Plan, wird, namentlich von der Diskonto-Gesellschaft, als unebenbürtig betrachtet, versucht, teilweise erfolglos, den Auslandverkehr zu erobern, sichert sich aber allmählich durch geschäftskundige und zielbewußte Leitung die Vorbedingungen einer dauernden Existenz, ohne an der Emissionstätigkeit jener Zeit, der übelberufenen „Gründerperiode", wesentlichen Anteil zu nehmen. Hier überwiegt noch vielfach der Einfluß der Privatbankiers, die zwar große Gewinne erzielen, aber durch den häufig auftretenden Mangel an Moral berechtigte Zweifel an der Richtigkeit des Laisser-faire-Prinzips, d. h. in dem vorliegenden Falle an der vollständigen Freigabe der Gründungen von Aktiengesellschaften, entstehen lassen. Das Beispiel der Deutschen Bank und die teilweisen Erfolge, die sie mühsam erringt, spornen zur Nachahmung. Andererseits suchen die von Frankreich an Deutschland gezahlten Milliarden Unterkommen. Der Unternehmungsgeist hebt und erhitzt sich, und eine große Zahl von Banken wird in Berlin, vielfach auch in den verschiedensten Großstädten des Reiches, in der Hoffnung begründet, daß die so überaus günstige Geschäftslage und der vollständige Umschwung im Wirtschaftsleben bis an das Ende aller Tage dauern werde. Die Deutsche Unionbank, der Berliner Bankverein, die Berliner Bank — nicht zu verwechseln mit dem späteren Unternehmen gleichen Namens —, die Berliner Wechslerbank, die Vereinsbank Quistorp — deren in der Gegenwart keiner mehr gedenkt, die aber doch einst der Grundform des Crédit Mobilier in Deutschland am meisten ähnelte —, die Gewerbebank Schuster usw. werden ins Leben gerufen und suchen an dem Aufschwung sowie der Gunst der wirtschaftlichen Verhältnisse teilzunehmen und dieselben zu fördern. Die Pflicht öffentlicher Rechnungslegung, die das Gesetz vorschreibt, gewährt ihnen durch die größeren Sicherheiten, die sie zu geben vermögen, einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung gegenüber den Privatbankiers; mit vollen Mitteln suchen sie das Effektenkommissionsgeschäft auf und pflegen es mit großer Umsicht, ihre Emissionstätigkeit umschreibt immer weitere Bahnen, Ausbreitungsbestrebungen der verschiedensten Art machen sich geltend, und der Großbetrieb im deutschen Bankgewerbe fängt zu keimen an. So wird die Provinz zu erobern gesucht, und Schwesterinstitute der Einzelbanken entstehen. Die Diskonto-Gesellschaft gründet die „Provinzial-Diskonto-Gesellschaft", die Berliner Wechslerbank die „Provinzial-Wechslerbank", die Gewerbebank Schuster die „Provinzial-Gewerbebank", und mit überschwenglichen Erwartungen wird der Zukunft entgegengesehen. Doch alle Hoffnungen wurden vernichtet. Überproduktion entstand, und nach Beginn der 1873 einsetzenden Krisis verschwanden[1]) die

1) Die Provinzial-Wechslerbank liquidierte 1873, die Provinzial-Diskontogesellschaft und die Provinzial-Gewerbebank folgten ihr 1878.

Provinzialunternehmungen vollständig, meistenteils nachdem das Schiff leck geworden und große Verluste zu verzeichnen waren. Viele der Mutterinstitute folgten, und der erste Anlauf zur Einführung des Großbetriebes war mißglückt. Trotz der meistenteils kurz bemessenen Dauer jener Banken, die als Kinder der Überproduktion dem Hochdruck der im Jahre 1873 einsetzenden Krisis nicht zu widerstehen vermochten, sind sie doch für die weitere Entwicklung des Bankwesens in Deutschland nicht ohne Bedeutung gewesen, weil sie als Liquidations- und Verschmelzungsmittel mannigfach zu der zur Zeit bestehenden Großmachtstellung ihrer früheren Konkurrenten beigetragen haben. Namentlich ist hierin einer der entscheidenden Bestimmungsgründe für den weiteren Aufschwung der Deutschen Bank zu suchen.

Als die Krisis überwunden war, finden die Banken, die in Berlin und den sonstigen Teilen des Reiches sich den Bestand gesichert hatten, vielfach erhöhte Lebenskraft und suchen auf gefestigter Unterlage die Möglichkeit einer volleren Entwicklung. Wirkungen des 1871 abgeschlossenen Einheitskampfes, die bisher nicht auf allen Gebieten des nationalen Lebens zum Durchbruch gekommen oder nur vorübergehend bemerkbar waren, machen sich nunmehr auch in wirtschaftlicher Beziehung geltend. Berlin wird Mittelpunkt des deutschen Geldmarktes, und leistungsfähige Provinzialinstitute errichten Zweigniederlassungen in der Reichshauptstadt. So z. B. nimmt die Dresdner Bank 1881 ihre Tätigkeit in Berlin auf, und der Schaaffhausensche Bankverein folgt 1891. Hierzu kommt die gegen früher wesentlich gesteigerte Pflege des Bareinlageverkehrs. Durch die Errichtung zahlreicher, diesem Zwecke dienender Depositenkassen gewinnt zuvörderst die Deutsche Bank die männlichen und weiblichen Bourgeoissparer, die in Mitteln und Fachkenntnis begrenzten Kapitalisten, den spekulationslustigen Kleinbürger und die minder begüterten Kaufleute. Dieser Vorgang und die Nachfolge, die er gefunden, haben teilweise den weiteren Verfall des Privatbankierstandes verursacht, und die Wiederaufnahme des Großbetriebes ermöglicht. In den Jahren 1880 bis 1895 ist er durch vier fernere, scharf zu trennende Faktoren beschleunigt worden. Vielfache Verschmelzungen einzelner Bankinstitute werden in den Provinzen und Berlin zum Abschluß gebracht; die Deutsche Bank, und ihrem Beispiele späterhin wiederum ein Teil der allmählich zu Großbanken sich emporringenden Unternehmungen folgend, errichtet an den hervorragendsten deutschen Handelsplätzen Zweigniederlassungen, und die in Berlin bestehenden Töchterinstitute einzelner Provinzialbanken werden, wenn auch aus Pietät oder örtlichen Eitelkeitsgründen die Bezeichnung des Stammsitzes als geschäftlicher Mittelpunkt bleibt, zur eigentlichen Hauptniederlassung umgebildet und demgemäß in erster Linie Berliner Bankinstitute. Endlich wird in dem vorerwähnten Zeitabschnitt der Großbetrieb durch die Politik zahlreicher Notenbanken gefördert. Ihr Wirkungskreis ist reichsgesetzlich begrenzt, der mit dem Erwerbsleben der Nation sich immer mehr verquickenden Reichsbank sind sie dauernd nicht gewachsen, die gewinnbringenden Eigenarten des Geldmarktes können sie voll schwer ausnutzen, und das ihnen zustehende Vorrecht der Notenausgabe trägt daher mehr zur Hemmung als zur Förderung ihres Geschäftsverkehrs bei. So verwandeln sie sich vielfach unter frei-

willigem Verzicht auf das wenig wertvolle Vorrecht in beruflich freiere Effektenbanken, breiten sich als solche aus, nehmen deren Geschäftsbetrieb in allen Einzelheiten auf und suchen schließlich, unabhängig von jeder gesetzlichen Bevormundung, Fühlung mit denjenigen Berliner Großbanken, die durch die Fülle ihrer geschäftlichen Beziehungen und die Größe ihrer Betriebskapitalien in der Lage sind, den Geldmarkt zu leiten und dessen Strömungen teilweise zu bedingen. So begibt sich z. B. die Hannoversche Bank unter die Oberhoheit der Deutschen Bank, die Bremer Bank unter diejenige der Dresdner Bank.

Von 1895 an machen sich neue Einflüsse geltend, die zuvörderst auf die Eigenart der sich immer mehr ausbreitenden Gesetzgebung zurückzuführen sind. Die Börsensteuer wird bereits im Jahre 1881 erlassen, 1885, 1894, 1900, 1906 und 1909 durch Zusatzbestimmungen ergänzt und erzeugt, wenn auch nicht sofort, so doch allmählich, Verhältnisse, die den Provinzial- bzw. Privatbankier schädigen, dessen Umsätze entweder durch die doppelte Belastung der Stempelgebühren oder durch den vermittelst der Schlußnote erfolgten Hinweis auf den am Börsenplatze billiger arbeitenden Vermittler auf ein Mindestmaß bringen und das großkapitalistische Bankwesen mit dem klar erkennbaren Ziele des sich stetig steigernden Großbetriebes fördern. Bei den Börsengesetzen vom 22. Juni 1896 und 27. Mai 1908 wirkte für den gleichen Zweck namentlich das Verbot des Terminhandels in Industriepapieren, das die Anzahl der Kassengeschäfte mehrt. Hieraus ergab sich einerseits eine Ausschaltung derjenigen kleineren Bankiers, welche die zum Kassengeschäft erforderlichen Barmittel in genügendem Maße nicht besitzen; andererseits sahen sich alle Berliner Großbanken veranlaßt, für diese Zwecke ihre direkten Betriebsmittel zu erhöhen. Ähnliche Folgen hatte die durch das Börsengesetz vorgeschriebene Emissionssperre. Nur wenige der mittleren und kleineren Bankgeschäfte waren und sind in der Lage, Aktien eines neugegründeten Unternehmens während der Dauer eines ganzen Jahres oder länger in eigenem Besitz zu behalten, und die Großbanken, bei denen die Kapitalfrage nie eine Existenzfrage war, nutzten die zu ihren Gunsten geschaffene Lage aus und sicherten sich schnell und leicht durch Ausgabe neuer Aktien die erforderlichen Beträge. Die teilweise Monopolisierung des so ergiebigen Emissionsgeschäftes gewährte ihnen die dauernde Möglichkeit hoher dem Aufgeld entspringender Gewinne und erweiterte den Umfang sowie die Spannkraft ihrer auf dem Großbetrieb ruhenden Tätigkeit.

Als Ursache und Wirkung ihres Bestandes, als Produktionsmittel ihrer Größe, die aus ihrer kapitalistischen Entwicklung hervorgegangen, sind ferner für die Großbanken die Interessengemeinschaften zu bezeichnen, die in doppelter Form auftreten. Entweder sichert sich eine Großbank für längere Zeit durch direkte Übernahme von Aktien einer anderen, meistenteils in den Provinzen gelegenen Bank, die direkte Beteiligung und Oberleitung an dem betreffenden Unternehmen, dessen formelle und rechtliche Selbständigkeit vollständig gewahrt bleibt, oder zwischen den Beteiligten erfolgen ohne gegenseitige Übernahme von Aktien Vereinbarungen, die die örtliche Begrenzung der Konkurrenz, die gemeinsame Durchführung größerer Geschäfte sowie eine den Betriebskapi-

talien und Reserven gleichmäßig entsprechende Verteilung des Reingewinnes betreffen. Die erstere Form war die bisher üblichere und bewährtere. Die dauernde Kapitalbeteiligung sichert der Großbank die Zuführung der Aufträge für den Handel in Wertpapieren und den Wechselverkehr sowie die Ausnutzung örtlicher und provinzieller Beziehungen, die ihr direkt nicht naheliegen; sie steigert ihren Einfluß und gewährt der Gegenpartei nicht zu unterschätzende Vorteile bezüglich der Billigkeit und Sicherheit der Umsätze sowie der allgemeinen Ausnutzung des Geldmarktes. In größerem Maßstabe wurden derartige Interessengemeinschaften von der Deutschen Bank zuvörderst mit der Bergisch-Märkischen Bank in Elberfeld, dem Schlesischen Bankverein in Breslau und der Hannoverschen Bank in Hannover abgeschlossen. Mit gleicher Energie folgten die Diskonto-Gesellschaft sowie die Dresdner Bank, und durch die Verbindung mit der Breslauer Diskontobank suchte z. B. die Bank für Handel und Industrie Schlesien zu erobern. Gegenwärtig bestehen vier, von je einer Großbank geleitete Bankgruppen, die mit drei anderen für viele Finanzmaßnahmen ihnen nahestehenden Banken und einer sehr kleinen, sich immer mehr mindernden Anzahl von Privatbankiers ein fast tatsächliches Monopol im deutschen Bankgewerbe besitzen. Der Eintritt einer vollendeten Tatsache ist zu verzeichnen. Die zahlreichen kleinen Banken und Bankiers, die, über ganz Deutschland verteilt, unabhängig voneinander, jeder in seinem verhältnismäßig eng begrenzten Wirkungskreis ihr Geschäft früher betrieben, sind fast vollständig verschwunden; eine in Berlin ansässige, aus kaum mehr als sieben Teilnehmern sich zusammensetzende Finanzoligarchie besteht, die ihren mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß über die Bankbetriebe aller deutschen Landesteile ausübt und im Großbetrieb herrscht.

Der Großbetrieb im deutschen Bankgewerbe, der in dem gegenwärtigen Kriege seine eigentliche Feuerprobe zu bestehen hat, ist eng verquickt mit dem Aufbau des Reiches, ein Spiegelbild der wirtschaftlichen Kraftverhältnisse, die in demselben ruhen, aber durchaus nicht frei von Mißständen und Gefahren. Zuvörderst muß auf die außerordentlich hohen Betriebskapitalien hingewiesen werden, über die die Großbanken verfügen und die einen durchaus nicht zu unterschätzenden Bestandteil des gesamten deutschen Volksvermögens bilden. Hierfür dauernd annähernd befriedigende finanzielle Ergebnisse zu erzielen, ist in Friedenszeiten schwer und in Kriegszeiten nicht möglich. Die für das Geschäftsjahr 1914 seitens der Großbanken festgestellten Dividendensätze sind daher auch durchweg niedriger als diejenigen der Vorjahre, und die Rückwirkungen, die sich hierdurch auf die Einkommensverhältnisse der Aktionäre einstellen, dürften sehr fühlbar sein. Ein gleiches ist zwar auch bei vielen anderen Aktiengesellschaften der Fall, aber hier handelt es sich doch nur ganz ausnahmsweise um derartig hohe Betriebskapitalien, als die Großbanken im Einzelfall aufweisen.

Auch Mißstände sozialer Natur sind unleugbar vorhanden. Mit dem Großbetrieb verknüpft sich zuungunsten der Mehrheit der Bankgewerbetreibenden eine Minderung oder wesentliche Begrenzung der individuellen Berufsselbständigkeit. Nur wenige der in den Großbanken beschäftigten Beamten tragen den Marschallstab im Tornister,

denn die meisten von ihnen finden überhaupt nur selten Gelegenheit, den vollen Umfang ihrer kaufmännischen Intelligenz entfalten zu können. Häufig wird diese letztere auf ein schmales Sondergebiet beschränkt, und der Berufsinstinkt vieler kann sich daher vielfach nur mit großen Schwierigkeiten Bahn brechen und finanziell bewerten. Ausnahmen bestätigen die Regel. So hat sich der Bankmittelstand gebildet und ausgebreitet. Er ist ein neuer Bestandteil des erwerbenden und besitzenden Bürgertumes, frei von eigentlichen Nahrungssorgen, begrenzt in der Möglichkeit des Unterhaltes, durchschnittlich gehemmt, die Höhen des Wohlstandes zu erklimmen, dem Proletariat nicht sach-, aber vielfach wahlverwandt, häufig mißmutig gestimmt über die verschiedenartige Bewertung der Arbeit und die ungleichmäßige Verteilung des Einkommens und daher nicht selten beseelt von gesellschaftsunfreundlichen oder staatsfeindlichen Regungen, denen bei politischen Wahlen die Diskontierung der Zukunftspläne zu folgen pflegte. In der Zeit des gegenwärtigen Burgfriedens machen sich derartige Stimmungen und Empfindungen weniger bemerkbar, da bei der Mehrzahl der Beteiligten vielfach die Wehr und Sorge für das Vaterland die Verfolgung der direkten Berufsinteressen in den Hintergrund drängt und die Großbanken zugunsten ihrer Angestellten fast durchweg eine hochherzige Sozialpolitik treiben, um das Leid und Elend, das der Krieg geschaffen, nach Kräften zu mindern. Die Deutsche Bank z. B. hat den im Dienste des Vaterlandes kämpfenden Arbeitern und Beamten während der ersten drei Kriegsmonate die vollen Bezüge vergütet und seit dem 1. November 1914 den Unverheirateten 30 % den Verheirateten 60 % sowie 5 % für jedes im elterlichen Haushalt lebende Kind bis zu 80 % der festen Gehaltsbeträge gezahlt. Auch wurde den im Felde stehenden Beamten die volle Weihnachts- sowie Abschlußgratifikation zuteil, und gewiß werden diese und gleichartige großzügige Maßnahmen sozial versöhnend wirken. Aber die seelischen Folgen, die sich hiermit verknüpfen, dürften doch nur vorübergehender Natur sein, und ob nach Abschluß des Friedens und dem Eintritt neuer wirtschaftlicher Verhältnisse, die den Banken den Spielraum weitgehender Betätigung und die erhöhte Möglichkeit großer Gewinne von neuem sichern werden, nicht die früheren sozialen Klagen und Gegensätze wieder aufleben, ist fraglich. Auch haben, wie bereits hervorgehoben, die alten angesehenen, sowohl in Berlin als auch in den Provinzialstädten ansässigen Privatbankiers fast sämtlich ihre Tätigkeit eingestellt, weil sie nicht imstande waren, der Konkurrenz der Banken erfolgreich zu begegnen. Neue derartige Unternehmungen sind in der jüngeren Zeit nur ausnahmsweise geschaffen worden, und da, wo sie bestehen, finden sie auch nicht annähernd, wie dies früher vielfach der Fall gewesen, die Gelegenheit, sich aus kleinen Anfängen heraus allmählich zu wirklich leistungsfähigen, Handel und Gewerbe fördernden, einen vollen Wirkungskreis umschreibenden Bankinstituten umzubilden. Auch damit verknüpfen sich soziale Mißstände! Von den Großbanken bedrängt, auf ein Mindestmaß der Leistungsfähigkeit beschränkt, führen die Privatbankiers durchschnittlich ein kümmerliches, lediglich von der Spekulation bedingtes Dasein. Der nach der offiziellen Schließung der Börsen sich allmählich

entwickelnde und zurzeit immer breitere Bahnen umschreibende freie Verkehr, von dem die Großbanken sich ursprünglich ferngehalten hatten, hob zwar ihre erlahmende Leistungsfähigkeit vorübergehend, aber dieser Zustand der Dinge war kein natürlicher und konnte nicht allzu lange dauern. Die Neuregelung der Verhältnisse erfolgte auf Wunsch der Großbanken, und die Sachlage, wie vor dem Kriege, war zuungunsten der Privatbankiers bald wieder voll hergestellt.

So führt der Großbetrieb zur Verkümmerung vieler individueller Kräfte und Existenzen. Er liegt jedoch im Geist und Bedarfe der Zeit und tritt nicht nur im Bankgewerbe auf, sondern hat sich auch auf alle diejenigen großindustriellen Unternehmungen übertragen, die in der abschließenden Vereinigung der zur Gütererzeugung erforderlichen Betriebsfaktoren die Wurzeln der Kraft, die Fähigkeit der gewerblichen Ausdehnung und die dauernde Steigerung des Unternehmergewinnes suchen. Er greift in das Wirtschaftsleben des Volkes tief ein, und namentlich im Bankgewerbe fördert er das Gesamtwohl und schafft Vorteile, deren Tragweite nicht unterschätzt werden darf. Diejenigen Großbanken, die den Sieg errungen, die Oligarchen, die Geldmarkt und Börse beherrschen, die die Konkurrenz gemindert oder vollständig beseitigt haben, gewähren durch die Barmittel, die ihnen zur Verfügung stehen, durch die Kreditquellen, die sie sich stetig zu eröffnen vermögen, durch das Vorzugsrecht ihrer Gläubiger vor den Aktionären im Fall des Konkurses sowie durch ihren sonstigen gesamten Aufbau, mit dem sie die geschäftlichen Obliegenheiten aufnehmen und vollziehen, einen derartig hohen Grad von Sicherheit, wie ihn Privatbankiers durchschnittlich nicht bieten können. Durch die großen Umsätze, die sie bei der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen in Friedenszeiten erzielten, waren sie in der Lage, die Vermittlungsgebühren auf ein Mindestmaß zu beschränken, und durch die stark ausgeprägte bürokratische Verwaltung, in der sie sich bewegen, und die die Größe ihrer Erscheinungen bedingt, fördern sie absichtlich oder unbewußt, jedenfalls aber tatsächlich bei der stetigen Kontrolle und Wiederkontrolle aller ihrer Beamten die Solidität des gesamten Geschäftsverkehrs. Seitdem sie ihre Tätigkeit voll aufgenommen haben, hat sich das Bankgewerbe sittlich gehoben, und jede ungebührliche, früher vielfach übliche finanzielle Belastung der Kunden ist geschwunden. So hatten sie bis zum Ausbruch des Krieges zur Regelung des Geldverkehrs, zur Entwickelungsmöglichkeit großer Industriezweige, zur Ergiebigkeitssteigerung des beweglichen Kapitals beigetragen und durch Übernahme großzügiger nationaler, mit Gewinn durchaus nicht immer verknüpfter Aufgaben auch die verzweigte Finanzpolitik des Reiches erleichtert und gefördert.

Häufig waren nun aber auch starke Zweifel gehegt worden, ob für den Fall eines Krieges der Großbetrieb sich bewähren würde, ob die Großbanken auch unter diesen erschwerenden Verhältnissen noch die Gelegenheit eines umfangreichen Wirkungskreises finden könnten, ob sie dem unvermeidlichen Ansturm der Rückzahlung der Depositengelder gewachsen seien, die gewährten Kredite nicht schnell kündigen und somit Katastrophen eintreten müßten, die die dann ohnehin schon bedrohte und erschütterte Volkswirtschaft wesentlich zu schädigen geeignet wä-

ren. All diese Befürchtungen sind glücklicherweise unbegründet gewesen. Die durch den Großbetrieb bisher so überaus leistungsfähigen Banken haben auch für den Notfall des längst erwarteten und nunmehr endlich zum Ausbruch gelangten Krieges sich glänzend bewährt und sind zurzeit ein vielleicht noch unerschütterlicherer finanzieller Stützpunkt für das Reich und die deutsche Volkswirtschaft geworden, als sie bereits früher gewesen waren. Gewiß hat durch den Krieg ihre geschäftliche Tätigkeit eine wesentliche Änderung erfahren. Der Verkehr mit dem feindlichen Ausland hörte auf, mit den neutralen Ländern wurde er stark erschwert, und infolge der vielfach außerhalb Deutschlands erlassenen Moratorien in jeder Hinsicht beschränkt. Die Abwickelung fast aller Emissionsgeschäfte stockte, und der Effektenhandel ist durch die Schließung der deutschen und zeitweilig auch der ausländischen Börsen auf ein Mindestmaß gesunken. So sickern viele Einnahmequellen, die in Friedenszeiten sich sehr ergiebig gestaltet hatten, in der Gegenwart nur langsam oder sind vollständig verstopft, aber den finanziell-moralischen Verpflichtungen, die die Effektenbanken übernommen, und die durch ihre Größeverhältnisse geschaffen waren, und verbürgt zu sein schienen, ist seit Beginn des Krieges und im bisherigen Verlaufe desselben voll Genüge geleistet worden. Die teilweise Rückzahlung der namentlich in den letzten Jahren so wesentlich gesteigerten Depositengelder erfolgte auf Verlangen der Einleger auch in den schwierigen Augusttagen des Jahres 1914 glatt. Später haben sich diese Beträge wieder gehoben, sind vielfach, da sie flüssig waren, zur Anlage in den Kriegsanleihen verwendet worden und haben somit zur Stärkung der Wehrkraft des Reiches beigetragen. Großzügig wurden auch seitens der Großbanken im Kontokorrentverkehr Mittel zur Verfügung gestellt, und Einschränkungen oder Entziehungen der Kredite erfolgten im Einzelfall nur dann, wenn die Verhältnisse der Schuldner dies unbedingt erforderlich erscheinen ließen. Ferner fanden erhebliche neue Kreditgewährungen oder direkte Kapitalbeteiligungen seit der Eröffnung des Krieges bis zur Gegenwart statt, sobald es sich um kurzfristige und gefahrlos erscheinende Geschäfte handelte, die der Bedarfsbeschaffung von Heer und Marine, den Zwecken der Volksernährung und der Stärkung des gesamten Arbeitsmarktes dienten.

Im Kriege haben die deutschen Großbanken die härteste Kraftprobe, die ihnen beschieden sein konnte, bisher erfolgreich überstanden, und der fernere Verlauf der militärischen Ereignisse wird hieran nichts ändern. Zu den großen Verdiensten, die sie in der Vergangenheit erworben, gesellen sich daher auch die überzeugenden Beweise ihrer ungeschwächten Leistungsfähigkeit in schwerster Zeit, die Zeugnis dafür ablegen, daß sie ein unentbehrlicher Faktor der deutschen Volkswirtschaft geworden sind, und daß der Großbetrieb, auf dem sie ruhen und durch den sie entscheidend in das Räderwerk des Güterverkehrs eingreifen, sich in den verschiedensten nationalen, sich innerlich wesentlich scheidenden, Wirtschaftslagen zweifelsohne bewährt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neue Weltkultur. Karl Joëls „Neue Weltkultur"[1]) gehört zu den unabhängigsten und aufrichtigsten kriegsphilosophischen Schriften der Gegenwart. Eine echt schweizerische Atmosphäre durchflutet die ganze Abhandlung. Bemerkenswert ist das namentlich insofern, als Joël zwar seit mehreren Jahren Professor in Basel ist, aber sich völlig solidarisch mit seiner preußischen Heimat fühlt. Joël offenbart sich uns in der vorliegenden Schrift zugleich als deutscher Patriot und als guter Europäer. Er liebt sein Vaterland in der Menschheit und die Menschheit durch sein Vaterland.

In erster Linie bezweckt diese Schrift die Verteidigung der deutschen Sache gegen die ungerechten Angriffe und Verleumdungen der Gegner. Eines der charakteristischsten Merkmale dieses Verteidigungskampfes ist die enge Verflechtung der deutschen Kulturmission mit der Philosophie Joëls. Mea res agitur, scheint sich Joël gesagt zu haben, als er sich entschloß, für die deutsche Sache einzutreten. Im deutschen Geistesleben nämlich erblickt Joël die beste Verkörperung des von ihm erstrebten philosophischen Ideals. Das deutsche Volk ist nach seinem Dafürhalten das Volk der Organisation von innen her, das Volk der Innerlichkeit, das Volk der Kultur im Gegensatz zur bloßen Zivilisation. Dynanismus und Voluntarismus zeigen sich als spezifisch deutsche Denkweisen entgegen dem mechanisierenden Materialismus und Rationalismus. Die deutsche Philosophie ist eine Philosophie der Freiheit gegen den Zwang äußerer Ursachen und Regeln, eine Philosophie des Lebendigen, eben Organischen gegenüber dem Toten, eine Philosophie der „Entwicklung", d. h. der Entfaltung von innen her. Nun steht aber nach Joël dieser deutsche Idealismus keineswegs im Gegensatz zum Realismus und zum sog. „preußischen Militarismus". Der organische Zug, der durch das deutsche Denken geht, ist eben derselbe unerschöpfliche Lebenstrieb, der heute das ganze Volk zur Tat ausschreiten läßt und zum Heldentum führt. Die ungeheure „Vitalität" dieses Volkes, die heute das Staunen der Welt ist, stammt nicht nur aus unverbrauchter Naturkraft, aus der brutalen Physis, die der Russe noch stärker zu bieten hätte, nein, sie stammt aus dem inneren Feuer, das von Dichtern und Denkern genährt ist. Daher wendet sich Joël mit wahrhaft prophetischem Zorn gegen die Verunglimpfung Deutschlands als ein Barbarenvolk. Ist aber der Vorwurf der Barbarei ungerecht, dann ist er selber das barbarischste aller Kriegsmittel.

Joël ist weit davon entfernt, Deutschland als frei von allen Fehlern zu betrachten, er ist sich der Unvollkommenheit der deutschen Realität bewußt. Das hindert ihn aber nicht, die Idealität des deutschen Geistes zu verteidigen. Deutschland kommt nach Joëls Dafürhalten etwa eine ähnliche Rolle zu, wie der Philosophie den Einzelwissenschaften gegenüber. Heute stehen wir an einer Wende der Zeiten: es gilt in der Politik wie in der Wissenschaft die Überwindung des mechanischen Prinzips durch das organische, und in ihm liegt der Keim der neuen Weltkultur. Nun ist das ein echt deutsches Prinzip. Einheit in der Mannigfaltigkeit, Mannigfaltigkeit in der Einheit, und das heißt: Harmonie, bleibt das Ideal, das ewige Thema des deutschen Denkens, des deutschen Lebens und der deutschen Kunst. Die Harmonie aber, der Bund der Stimmen und Instrumente, fordert den Bund der Menschen. Daher ist Deutschland der Schöpfer des Bundesstaates. In dieser Eigentümlichkeit eben liegt der hohe Beruf der Deutschen; denn daraus kann das Heil der Völker als das Band der Völker hervorgehen, kann der Keim des Weltfriedens aufblühen. Um Joël richtig zu interpretieren, wird man aber nachdrücklich bemerken müssen, daß er die Auserwähltheit des deutschen Volkes keineswegs im imperialistischen Sinne versteht. „Das deutsche Kulturprinzip der Organisierung, schreibt Joël, das der Deutsche gewiß nicht zuerst und gewiß nicht allein, aber doch höher und tiefer entfaltet als andere, bringt nicht Lähmung, sondern Erweckung der Volksgeister, nicht ihr Unisono noch ihre Dissonanz, sondern ihre Harmonie. Durch Bekehrung zu diesem Prinzip geben die Völker ihre Selbständigkeit nicht auf, sondern entfalten sie, statt störend gegeneinander, fördernd miteinander im wahren Werkbund der Völker." J. B.

1) Neue Weltkultur. Von Karl Joël. In der Sammlung: Zehn deutsche Reden. Herausgegeben von Axel Ripke. Leipzig 1915.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 7 1. APRIL 1916

Botanische Betrachtungen über Pflanzenkost in Krieg und Frieden.

Ein Vortrag

von **G. Haberlandt.**

Es gehört zu den folgenschweren, aber nicht unerwarteten Härten des Weltkrieges, daß in allen kriegführenden Staaten Ernährungsfragen verschiedenster Art eine mächtige Rolle spielen. England vor allem hat es bekanntlich versucht, den Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu einem Ernährungskrieg, zu einem Krieg um das tägliche Brot zu stempeln. Wenn nach dem Worte des Dichters Hunger und Liebe das Weltgetriebe erhalten, so sollten nach Englands menschenfreundlicher Absicht Hunger und Haß unser Staatsgetriebe verwirren, unsere Gesundheit untergraben und unsere Niederlage besiegeln. Es war und ist in der Tat ein gigantischer Plan, das ganze Deutsche Reich und Österreich-Ungarn als eine einzige Riesenfestung zu betrachten, zu belagern und auszuhungern. Dieser Plan konnte nur in den Köpfen von Staatsmännern reifen, deren Vaterland vier Fünftel der Weizenmenge, die es verbraucht, aus dem Auslande einführt, und das sich infolgedessen den Luxus gestatten konnte, ausgedehnte Parklandschaften an Stelle von Weizen- und Roggenfeldern anzulegen. So übertrug sich in England das Bewußtsein der Abhängigkeit der Volksernährung vom Auslande leicht auf das Deutsche Reich. In der Tat hat England die Abhängigkeit Deutschlands von der Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel weit überschätzt, es hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wirt aber, *unser* Wirt ist in diesem Kriege die *grüne Pflanzenwelt*, die zufolge ihrer unermeßlichen Assimilationskraft imstande ist, aus organischen Substanzen organische Stoffe zu bilden, aus Steinen Brot zu bereiten.

I.

Der Mensch, und mit ihm die gesamte Tierwelt, ist in bezug auf seine Ernährung ganz und gar von der grünen Pflanzenwelt abhängig. Die organischen Stoffe, die der Mensch zu seiner Ernährung benötigt, die *Eiweißstoffe*, die *Kohlehydrate*, nämlich *Zucker* und *Stärke*, endlich die *Fette*, werden direkt oder indirekt von den grünen Pflanzen geliefert. Diese bereiten in ihren grünen Laubblättern aus Kohlensäure und Wasser unter dem Einfluß des Lichtes organische Substanz. Die aus der Luft aufgenommene Kohlensäure wird in den grünen Chlorophyllkörnern des Blattes zersetzt, der Sauerstoff entweicht in die Atmosphäre, der Kohlenstoff dagegen verbindet sich mit den Elementen des von den Wurzeln aufgenommenen Wassers, mit Sauerstoff und Wasserstoff, zu Stärke. Aus

dieser und den gleichfalls von den Wurzeln aufgenommenen Stickstoff-, Schwefel- und Phosphorverbindungen werden dann Eiweißstoffe gebildet. Die von den Blättern erzeugten organischen Stoffe wandern fortwährend aus, durch die Blattstiele und Stengel nach den Orten des Verbrauches hin, also dorthin, wo Atmung und Wachstum stattfinden, wo neue Stengel, Blätter und Wurzeln angelegt werden; ferner nach den Orten, wo eine Aufspeicherung von Zucker, Stärke, Fett und Eiweiß statthaben soll, damit nach einer Ruheperiode die jungen Keimpflanzen, die austreibenden Knospen davon zehren, ihr erstes Wachstum davon bestreiten können. Diese Reservestoffbehälter sind die Samen und Früchte, sowie auch knollig angeschwollene Stengel und Wurzeln. Auf diese Nährstoffspeicher hat es der Mensch vor allem abgesehen. Indem er sie plündert, handelt er ähnlich wie der Imker, der sich des Honigs in seinen Bienenstöcken bemächtigt. Die Pflanze selbst, ihre lebende Substanz, ist als Nahrungsmittel im allgemeinen nur von untergeordneter Bedeutung.

Alle tierische Nahrung, die der Mensch neben der pflanzlichen genießt, stammt indirekt ebenfalls aus dem Pflanzenreich. Dieser Umweg durch den tierischen Organismus bedeutet freilich einen sehr bedeutenden Substanzverlust, indem ein großer Teil der pflanzlichen Nahrung vom Tierkörper zur Unterhaltung seiner eigenen Lebensfunktionen verbraucht, veratmet wird. Wollten wir die Nahrungsmittel, die das Pflanzenreich uns bietet, möglichst ökonomisch ausnutzen, so müßten wir sie alle direkt verzehren und den Umweg durch den Tierkörper, mit anderen Worten, den Genuß von tierischen Nahrungsmitteln, vor allem von Fleisch, nach Möglichkeit einschränken. Mit vollem Rechte ist von diesem Gesichtspunkte aus das Schwein in der Kriegszeit als ein schlimmer Nahrungskonkurrent des Menschen bezeichnet worden. Man darf aber die Ernährungsfrage nicht von diesem einseitig ökonomischen Standpunkte aus betrachten. Oft führt ein Umweg rascher und sicherer zum Ziel als der gerade Weg; das gilt vor allem auch für die menschliche Ernährung, und wenn auch die vegetarische Lebensweise gegenwärtig für uns eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, so ist doch durch die chemische und anatomische Beschaffenheit der pflanzlichen Nahrungsmittel, durch die Physiologie der menschlichen Verdauung und den anatomischen Bau unserer Verdauungswerkzeuge dafür gesorgt, daß die vegetarischen Bäume auch in der Kriegszeit nicht in den Himmel wachsen.

Bevor wir nun unsere Pflanzenkost vom Standpunkte der Anatomie und Physiologie der Pflanzen einer näheren Betrachtung unterziehen, müssen wir das Nahrungsbedürfnis des Menschen und die Art der Verwertung der aufgenommenen Nahrung näher kennen lernen.

Für den erwachsenen Menschen bedeutet die Nahrung zum größten Teile Brennmaterial, das im Körper physiologisch verbrannt wird, um die für alle Arbeitsleistungen nötige Energie zu gewinnen und den ununterbrochenen Wärmeverlust des Körpers zu decken. Innere Arbeit leistet der Mensch durch die Tätigkeit seines Herzens, die Peristaltik seines Magens und Darmes, die Bewegungen seiner Atmungsorgane usw.; äußere Arbeit dagegen ist das Gehen, Laufen und alle Bewegung, die man im gewöhnlichen Leben als körperliche Arbeit bezeichnet.

Zur Bestreitung des Energieaufwandes, den die Wärmeproduktion und Ar-

beitsleistung des menschlichen Körpers erfordert, muß diesem eine entsprechende Menge chemischer Energie, chemischer „Spannkraft“ mit der Nahrung zugeführt werden, die durch den Brennwert derselben zahlenmäßig ausgedrückt wird. Ein erwachsener Mensch benötigt 2500—3000, bei angestrengter Arbeit bis über 4000 Wärmeeinheiten oder Kalorien, wobei wir unter einer Kalorie bekanntlich jene Wärmemenge verstehen, die erforderlich ist, um die Temperatur von 1 kg Wasser um 1° C zu erhöhen. Natürlich kann nicht der gesamte Brennwert der aufgenommenen Nahrung ausgenutzt werden, ein größerer oder geringerer Teil davon wird unverdaut, also unverwertet wieder ausgeschieden.

Ein im Verhältnis zum Brennmaterial weitaus geringerer, aber keinesfalls zu vernachlässigender Teil der Nahrung wird nicht physiologisch verbrannt, sondern zu Wachstumszwecken, zur Regeneration der abgenutzten Organe und Zellgewebe verwendet. Dieser wichtigen Aufgabe dienen hauptsächlich die Eiweißstoffe, aus denen die lebende Substanz des Organismus, das Protoplasma, in erster Linie besteht. Es wäre deshalb eine einseitige Auffassung der Bedeutung, die die Nahrung für uns besitzt, wenn man sie nur nach ihrem Brennwert, ihrem Kaloriengehalt beurteilen wollte. Käme es nur auf den Brennwert der Nahrung an, so müßte es genügen, wenn man dem Körper bloß Zucker oder Stärke, oder noch besser nur Fett zuführte, so wie die Dampfmaschine sich mit Kohle als Brennmaterial zufriedengibt. Wäre aber die Dampfmaschine sowie der lebende Organismus imstande, sich selbst zu reparieren, so müßte man ihr auch etwas Eisen und andere Metalle zur Verfügung stellen.

Es fragt sich nun, wie groß die Menge von Nährstoffen ist, die der Mensch benötigt, um die besprochenen Leistungen auszuführen und alle Verluste, die der Stoff- und Kraftwechsel mit sich bringt, zu decken. Nach den Untersuchungen von Voit, Pettenkofer, Rubner u. a. braucht ein erwachsener Mensch täglich mindestens 80—90 g Eiweißstoffe, 56 g Fett und rund 350 g Kohlehydrate, damit sich die Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewichte befinden. Dazu nimmt der Mensch mit Speisen und Getränken noch täglich etwa 3 Liter Wasser zu sich. Von verschiedenen Forschern wird die nötige Eiweißmenge noch geringer angenommen, es werden 70, ja 60 g pro Tag und noch weniger für genügend erachtet. Dem widersprechen allerdings die Ergebnisse der Statistik, die nach den Angaben Ballods[1]) nicht nur für Deutschland und England, sondern sogar für das „arme“ Italien einen größeren Eiweißkonsum berechnet. Ähnliches gilt auch für den Fettgenuß. Daraus darf wohl gefolgert werden, daß bei der Feststellung der zur Ernährung des Menschen erforderlichen Nährstoffmengen neben dem physiologischen Experiment auch die Statistik ein Wort mitzusprechen hat. Sie ergänzt gewissermaßen das individuelle Experiment im Laboratorium durch jenes Dauer- und Massenexperiment, das jedes Volk an sich selbst anstellt, indem es den Verbrauch der Nahrungsmittel seinen physiologischen Bedürfnissen entsprechend regelt. Daß dieser Verbrauch das Bedürfnis wesentlich übersteigen und für das ganze Volk zum Luxuskonsum füh-

1) C. Ballod, Die Volksernährung in Krieg und Frieden, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reiche, Bd. 39, H. 1.

ren könnte, ist kaum anzunehmen. Überernährung und Unterernährung werden sich wohl im allgemeinen die Wagschale halten. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die Statistik deshalb etwas zu große Werte berechnet, weil sie die Stoffverluste außer acht läßt, die auf dem oft langen, ja gar zu langen Wege vom Produzenten bis zum Konsumenten sich unvermeidlich einstellen.

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet der Ernährungsphysiologie des Menschen, die zum vollen Verständnis unserer Betrachtungen über die Pflanzenkost unentbehrlich war, wollen wir nun die Frage aufwerfen, in welchem Ausmaße unser Bedarf an Nährstoffen durch pflanzliche Nahrungsmittel gedeckt wird.

Von den 87,7 g Eiweiß, die von Ballod pro Kopf und Tag der Bevölkerung des Deutschen Reiches berechnet werden, sind 40,3 g, d. s. 46 Prozent, also nicht ganz die Hälfte, pflanzlicher Herkunft; der größte Teil, fast $^3/_4$ davon, wird mit dem Weizen- und Roggenbrote verzehrt. Die Fettration beträgt im Deutschen Reiche pro Kopf und Tag 61 g, wovon aber nur 11,9 g, d. s. 19,5 Prozent, also rund $^1/_5$, aus Pflanzenfett bestehen. Die Menge des einheimischen Pflanzenfettes beträgt gar nur 2,8 g, während 9,1 g, d. i. also mehr als dreimal soviel, von eingeführtem Margarin, Palmin und wie diese exotischen Fette alle heißen, gebildet werden. Diese Zahlen lehren uns in betrüblicher Weise, wie arm Deutschland und überhaupt ganz Mitteleuropa an einheimischen Ölfrüchten ist, und wie wenig man sich bemüht hat, durch die Akklimatisation und den reichlichen Anbau fremdländischer Ölfrüchte die einheimische Produktion von Pflanzenfett zu steigern. Das macht sich besonders jetzt, wo empfindlicher Fettmangel herrscht, besonders fühlbar. — Was schließlich die Kohlehydrate, Stärke und Zucker, betrifft, so werden davon in Deutschland pro Tag und Kopf der Bevölkerung rund 400 g verzehrt. Sie werden fast ausschließlich vom Pflanzenreich geliefert. In Friedenszeiten entfallen davon 245 g, also weit mehr als die Hälfte, auf Weizen- und Roggenmehl, 76 g auf Kartoffeln, 49 g auf die Zuckerrübe, der Rest auf Hülsenfrüchte, Obst und Gemüse.

Von den 2700 Kalorien, die auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands pro Tag entfallen, stammen 1944, d. s. 72 Prozent, aus dem Pflanzenreiche. Der Deutsche lebt demnach, wenn man die Gesamtbevölkerung in Betracht zieht, in höherem Maße, als man vielleicht von vornherein erwarten möchte, von pflanzlicher Nahrung.

Es sei mir gestattet, des Vergleiches halber auch ein südeuropäisches Volk in Betracht zu ziehen. In Italien kommen auf den Kopf pro Tag 86,8 g Eiweiß, also nur 1 g weniger als in Deutschland, was gewiß überraschend ist, wenn man sich die sprichwörtliche Genügsamkeit der Italiener vergegenwärtigt. Von dieser Eiweißration sind 62,2 g pflanzliches Eiweiß, d. s. 71,6 Prozent gegenüber den 46 Prozenten der deutschen Eiweißration. Dieser große Konsum von pflanzlichem Eiweiß hängt damit zusammen, daß der Italiener weitaus mehr Weizenbrot verzehrt als der Deutsche, daß er doppelt soviel Hülsenfrüchte genießt und daß er noch fast 5 g Eiweiß täglich in Form von Edelkastanien[2]) und Walnüssen zu sich nimmt. — Der tägliche Fettgenuß des Italieners

2) Von Ballod (a. a. O. S. 102) wird der Eiweißgehalt der Kastanien irriger Weise mit 22 Prozent angegeben, während er nach

beträgt nur 52 g, also 9 g weniger als der des Deutschen. Davon sind 39,5 g, also 76 Prozent, Pflanzenfett, während der Deutsche nur knapp 20 Prozent Pflanzenfett genießt. Man errät sofort, worauf dieser auffallende Unterschied beruht: der Deutsche ißt Butter und Schweineschmalz, der Italiener verzehrt Olivenöl, und zwar nicht weniger als 24,5 g pro Tag, dazu noch so viel Nüsse, daß er daraus täglich 7 g Fett gewinnt. Drei Baumarten sind es sonach, die, verhältnismäßig wenig Pflege beanspruchend, für den Italiener arbeiten und ihn ernähren helfen: der Ölbaum, der Kastanien- und der Walnußbaum. Wir Mitteleuropäer sind nicht so gut daran. Wir besitzen nicht eine einzige Baumart, die zu unserer Ernährung in nennenswerter Weise beiträgt. Die Eicheln und Bucheckern unserer Wälder enthalten zwar beträchtliche Mengen von Eiweiß, Fett und Stärke, allein für unsere Volksernährung sind diese Nährstoffmengen nur auf dem Umwege über die Schweinemast verwendbar. Doch könnten, wenigstens in Süddeutschland, die Edelkastanie und der Walnußbaum viel häufiger kultiviert und so in höherem Maße der Volksernährung dienstbar gemacht werden. — Was schließlich den täglichen Verbrauch des Italieners an Kohlehydraten betrifft, so ist er nahezu ebenso groß wie der des Deutschen, nämlich 390 g. Von der Gesamtzahl der Kalorien, die rund 2600 pro Kopf und Tag beträgt, werden 2367, d. s. 90 Prozent, vom Pflanzenreiche geliefert, gegenüber den 72 Prozent, die der Deutsche aus vegetabilischer Nahrung bezieht. Man sieht daraus, wie sehr sich der Italiener der rein vegetarischen Lebensweise nähert. Er kann es sich leisten, weil ihm weit mehr konzentrierte, kalorienreiche Pflanzennahrung zu Gebote steht als dem Deutschen und dem Mitteleuropäer überhaupt.

Nach diesen statistischen Erörterungen wollen wir uns nun der pflanzenanatomischen Seite unseres Gegenstandes zuwenden.

Alle pflanzlichen Nährstoffe, die wir verzehren, sind in Zellen eingeschlossen, die als Formelemente und Elementarorgane den Pflanzenkörper aufbauen. Eine solche Zelle, mag sie nun in einem Kohlblatt, in einem Spargelkopf, in einem Getreidekorn oder in einer Kartoffelknolle enthalten sein, besteht aus einer relativ festen, elastischen Zellwand, die den Zellinhalt umschließt. Im Zellinhalte finden wir vor allem die lebende Substanz der Zelle und des ganzen Organismus überhaupt, das zähflüssige Protoplasma, das hauptsächlich aus Eiweißsubstanzen besteht und verschiedene kleine Organe, vor allem den Zellkern, in grünen Pflanzen die Chlorophyllkörner aufweist. In ausgewachsenen vegetativen Organen der Pflanze, in Stengeln und Blättern, bildet das Protoplasma in der Regel nur einen der Zellwand angepreßten dünnen Belag, der einen Schlauch darstellt, in dessem Innern sich der wässerige Zellsaft befindet. In diesem sind anorganische Salze, Pflanzensäuren, Zuckerarten, bisweilen auch Gerbsäuren und Farbstoffe, die roten und blauen Anthozyane, gelöst. Jugendliche, embryonale Pflanzenzellen, wie sie in den fortwachsenden Vegetationsspitzen der Stengel und Wurzeln auftreten, enthalten innerhalb der zarten Zellwände reichlich farbloses Protoplasma mit dem meist großen

König (Chemische Zusammensetzung der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel, 4. Aufl., 1. Bd., S. 620) nur 3,8 Prozent beträgt. Ich habe die von Ballod berechneten Werte dementsprechend korrigiert.

Zellkern. In Zellen dagegen, in denen die Pflanze Reservestoffe aufspeichert, sind die Plasmakörper meist rückgebildet; in ihr substanzarmes Gerüst sind Stärkekörner, Eiweißkörner und Öltropfen eingebettet, wobei in stärkehaltigen Samen und Früchten, wie z. B. im Weizen- und Roggenkorn, in der Bohne und Erbse, die Proteinkörner meist sehr klein, in ölhaltigen Samen dagegen, wie in der Sojabohne, in der Paranuß (Bertholletia excelsa) verhältnismäßig groß sind. Eine besondere Art der Stoffspeicherung tritt uns in den wasserreichen Stengel- und Wurzelknollen sowie in manchen Zwiebeln entgegen. Hier ist es der Zellsaft, der reichlich Reservestoffe gelöst enthält: in der Zuckerrübe Rohrzucker, in der Küchenzwiebel Traubenzucker, in der Kartoffelknolle stickstoffhaltige Amidokörper, die beim Austreiben der Knolle als Baustoffe bei der Entstehung von Eiweißsubstanzen dienen.

Es fragt sich nun, wie gelangt der menschliche Organismus in den Besitz der von den festen Zellwänden umschlossenen Nährstoffe? Es tritt uns da ein fundamentaler Unterschied in der anatomischen Beschaffenheit der pflanzlichen und tierischen Nahrungsmittel entgegen, der auf den Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenzelle zurückzuführen ist. Die Pflanzenzelle besitzt fast immer eine scharf begrenzte und verhältnismäßig derbe Zellmembran; der tierischen Zelle fehlen derartige Membranen in der Regel gänzlich. Es ist leicht einzusehen, daß die aus Zellulose bestehenden, ringsum geschlossenen Zellwände, die nirgends Poren oder Löcher aufweisen, den Zutritt der Verdauungssäfte zu den Zellinhaltsbestandteilen mehr oder minder stark erschweren. Die Verdauungsfermente können zwar durch Zellmembranen, die aus reiner Zellulose bestehen, hindurchtreten, allein das ist nur dann der Fall, wenn die Zellwände dünn und zart sind. Sind sie dicker, wie z. B. bei den Kleberzellen des Getreidekorns, so wird der Durchtritt der verdauenden Fermente so verlangsamt, daß die Zellinhalte nur zum Teil aufgelöst werden oder unverdaut den Verdauungskanal passieren. Wenn die Zellwände verkorkt oder verholzt sind, was auf der Einlagerung sehr widerstandsfähiger organischer Stoffe beruht, so wird ihre Durchlässigkeit für die Verdauungsfermente noch mehr herabgesetzt oder völlig aufgehoben.

Sollen demnach die in den Pflanzenzellen enthaltenen Nährstoffe möglichst ausgenutzt werden, so müssen die Zellen aufgeschlossen werden, was durch Zerreißung oder Auflösung der Zellwände geschieht. Die mechanische Aufschließung kann durch das menschliche Gebiß niemals in so weitgehendem Maße erfolgen, daß jede Zelle geöffnet wird, was ja die idealste Vorbereitung für die Verdauung wäre. Es muß daher eine möglichst weitgehende Zerreißung der Zellwände durch technische Hilfsmittel, die ein Zerreiben, Vermahlen bewirken, vorausgehen, wie es in der Geschichte der Menschheit zuerst beim Zermahlen des Getreides geübt worden ist. Was das Getreide zu dem wertvollsten Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche macht, das ist nicht nur sein hoher Gehalt an Stärke und Eiweißstoffen, sondern auch der Umstand, daß der Mehlkörper, das Endosperm des Weizen- und Roggenkorns so spröde ist und so leicht zerreißbare dünne Zellwände besitzt, daß seine weitgehende Vermahlung schon mit den einfachsten Mühlen bewerkstelligt werden kann. Noch wichtiger ist eine möglichst vollstän-

dige Zerkleinerung bei den Hülsenfrüchten, beim Obst und den Gemüsen, die ja in der Regel viel derbere Zellwände besitzen als die Getreidekörner. Auch vom pflanzenanatomischen Standpunkte aus ist demnach die Forderung aufzustellen, alle Pflanzenkost möglichst in Breiform zu genießen. Das ist nun freilich nicht jedermanns Sache, und es hat auch seinen guten physiologischen Grund, warum sich wenigstens der Erwachsene den Genuß des Selbstzerkleinerns der Speisen beim Kauen nicht gar zu sehr verkümmern lassen will. Diese Lust beim Essen, das längere Verweilen der Bissen in der Mundhöhle bewirkt nicht nur eine gründlichere Vermengung der Speisen mit dem reichlicher abgesonderten Speichel, in dem ja bereits Verdauungsfermente enthalten sind, die Essensfreude hat nach den Untersuchungen Pawlows u. a. auch eine reichlichere Absonderung von Magensaft zur Folge. Aufgabe der Kochkunst ist es nun, den Pflanzenbrei, der rasch verschluckt wird, durch allerlei Zutaten, besonders Gewürze, so schmackhaft zu machen, daß eine genügende Sekretion von Verdauungssäften durch Vermittlung der Geschmacksnerven angeregt wird.

Die Aufschließung der Pflanzenzellen geschieht aber nicht nur auf mechanischem Wege. Sie kann in unserem Darmkanal auch noch auf chemischem Wege erfolgen, und zwar mit Hilfe der Bakterien, die auch im Verdauungskanal des Menschen in großer Menge vorhanden sind. Die Auflösung der Zellulosewände durch Bakterien geht allerdings am lebhaftesten im Pansen der Wiederkäuer, des Rindes, des Schafes, vor sich, was nach den Untersuchungen von Popoff, Zuntz u. a. auf Sumpfgasgärung der Zellulose beruht. Allein auch beim Menschen werden nach Genuß von zartem Gemüse mit seinen dünnen, unverletzten Zellwänden, wie v. Knierim gezeigt hat, bis zu 60 Prozent der aufgenommenen Zellulose vollkommen verdaut. Ich selbst habe nach Genuß von gekochtem Spinat bei mikroskopischer Untersuchung nur die verholzten Verdickungsfasern der Spiralgefäße und einzelne Epidermisfetzen als unverdaute Reste nachweisen können. Freilich tritt bei dieser chemischen Aufschließung mit Hilfe der Bakterien eine zuweilen nicht unbeträchtliche Gasentwicklung ein, was gesundheitlich nachteilig werden kann. Das ist ja überhaupt einer der Gründe, weshalb die rein vegetarische Lebensweise für die Dauer nicht allgemein durchführbar ist.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund ist der, daß der unverdauliche Anteil der Zellwände und jene Reste der Zellinhaltsbestandteile, die von den Zellwänden gegen die vollständige Verdauung geschützt werden, für den Verdauungskanal einen zu großen Ballast darstellen, der die Verdauungsarbeit beträchtlich erhöht und durch verstärkte Darmbewegung ein zu kurzes Verweilen der Nahrung im Verdauungskanal zur Folge hat. So erfahren pflanzliche Nahrungsmittel im allgemeinen eine schlechtere Ausnutzung als tierische. Während vom Fleisch 95,5 Prozent, von Eiern 95 Prozent der Trockensubstanz ausgenützt werden, beträgt dieser Ausnutzungskoeffizient beim Weizenbrot 90, beim Roggenbrot nur 84 Prozent. Er sinkt dann bei den Hülsenfrüchten mit Schale und bei den Gemüsen auf 82, bei den Pilzen auf 70—80 Prozent. Werden die Hülsenfrüchte dagegen als Brei genossen, so wird die Menge der verdauten Stoffe um 8—10 Prozent größer.

Mit einigen Worten ist an dieser Stelle auch auf die Bedeutung des

Kochens und Schmorens für die Verdaulichkeit der Pflanzenkost einzugehen. Die Aufwerfung dieser Frage wird manchem sehr überflüssig erscheinen, so sehr haben wir uns seit der Erfindung des Feuers daran gewöhnt, die Vorteile des Kochens und Bratens als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Da aber in der Wissenschaft kein Erfahrungssatz selbstverständlich ist, so wollen wir mit Hilfe des Mikroskopes die gestellte Frage zu beantworten suchen. Durch das Kochen werden vor allem die Stärkekörner zur Quellung gebracht, sie vergrößern durch Wasseraufnahme ihr Volum um ein Mehrfaches, und die enorme Auflockerung ihrer Substanz, die damit verbunden ist, ermöglicht ein viel rascheres Eindringen der diastatischen Verdauungsfermente und demnach eine raschere Auflösung und Verzuckerung. Dies gilt besonders von den Stärkekörnern der Kartoffel, die in unversehrtem Zustande zu den widerstandsfähigsten Stärkekörnern gehören, die es gibt. — Ein weiterer Vorteil des Kochens besteht darin, daß dadurch die lebenden Protoplasmakörper der Zellen rasch abgetötet werden und so dem Eindringen der Verdauungsfermente keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Überlassen wir die Abtötung der lebenden Zellen unserem Magen und Darm, wie es z. B. bei Genuß von grünem Salat der Fall ist, so geht darüber für die Verdauung Zeit verloren, die Ausnutzung wird schlechter. Schließlich bewirkt das Kochen auch sehr häufig eine mehr oder minder vollständige Trennung der einzelnen Zellen voneinander, die Zellen isolieren sich, was z. B. bei der Kartoffel durch das bekannte Mehligwerden zum Ausdruck kommt. Diese gegenseitige Isolierung der Zellen beruht darauf, daß die Mittellamellen der Zellwände, die in der Regel aus sogenannten Pektinstoffen bestehen, beim Kochen verschleimen, so daß die Zellen leicht auseinanderfallen. Es leuchtet ein, daß dies für den Zutritt der Verdauungsfermente sehr günstig ist. So laufen also die Vorteile des Kochens und Schmorens im allgemeinen darauf hinaus, daß dadurch sehr rasch die Angriffsflächen der aufgenommenen Nahrung für die Verdauungsfermente bedeutend vergrößert werden. Das Kochen gehört demnach wie das Mahlen und Zerreiben zu den Mitteln, durch die die pflanzlichen Nahrungsmittel aufgeschlossen werden.

II.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir nun die verschiedenen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche flüchtig an uns vorüberziehen lassen. Wir wollen uns dabei auf den botanischen Standpunkt stellen, zuerst die Laubblätter, dann Stengel und Wurzeln und zuletzt erst Samen und Früchte ins Auge zu fassen. Diese Reihenfolge bedingt zugleich, daß wir von den am wenigsten nahrhaften Pflanzenteilen allmählich zu immer nahrhafteren aufsteigen, bis wir schließlich zu Speicherorganen gelangen, deren Inhalt hinsichtlich seines Nährwertes an die konzentriertesten tierischen Nahrungsmittel heranreicht.

Die grünen Laubblätter, die wichtigsten Ernährungsorgane der Pflanze, bestehen im wesentlichen aus Zellen, in deren lebendem Protoplasma zahlreiche Chlorophyllkörner auftreten. In diesen wird unter dem Einflusse des Lichtes aus Kohlensäure und Wasser Stärke gebildet. Wenn wir ein Blatt, das im Laufe eines warmen Sommertages kräftig assimiliert hat, abends durch kochenden Alkohol entfärben und

dann in eine Jodlösung tauchen, so wird es tief blauschwarz gefärbt, weil sich die im Laufe des Tages gebildeten Stärkekörner mit Jod bekanntlich dunkelblau färben. Wenn wir aber das Blatt am frühen Morgen der Jodprobe unterwerfen, so färbt es sich nur gelblich, das Blatt ist stärkefrei. Im Laufe der Nacht ist nämlich die tagsüber gebildete Stärke aufgelöst worden, sie hat sich in Zucker verwandelt, und dieser ist in den Leitungsbahnen des Blattes, den Blattnerven, in den Stengel ausgewandert. Es leuchtet ein, daß das Blatt um so nahrhafter ist, je mehr Stärke es enthält, und daß wir demnach das Blattgemüse zweckmäßiger am Abend ernten als am Morgen. Von Julius Sachs ist schon vor einem Menschenalter festgestellt worden, daß beispielsweise ein Blatt der Sonnenblume im Laufe eines warmen Augusttages infolge der Stärkebildung um 21 Prozent seiner Trockensubstanz an Gewicht zunimmt, ein Kürbisblatt um 17 Prozent. Das sind Zahlen, die, wenn man reichlich Blattgemüse ißt, immerhin berücksichtigt zu werden verdienen. Freilich ist der Nährwert der Laubblätter überhaupt nur ziemlich gering. Es ist nicht uninteressant, zu berechnen, welche Blattmengen ein erwachsener Mensch zu sich nehmen müßte, um beispielsweise ausschließlich von Spinat zu leben. Da frische Spinatblätter rund 3,7 Prozent Eiweißsubstanzen enthalten, so würden zur Deckung des täglichen Eiweißbedarfs 2,7 kg Spinat nötig sein. Unser Laubblattvegetarier würde aber dabei doch Gefahr laufen, zu verhungern, denn, vom Fett ganz abgesehen, würde sein Bedarf an Kohlehydraten durch die genannte Spinatmenge noch lange nicht gedeckt sein. Bei einem Gehalt an Kohlehydraten von 4,5 Prozent, wobei die Zellulose noch mitgerechnet wird, müßte man rund 7,5 kg Spinat täglich essen, um die nötige Menge von Kohlehydraten, Zucker, Stärke und Zellulose in sich aufzunehmen. Da aber in dieser Menge ein beträchtlicher Überschuß an Eiweißstoffen enthalten ist, so können wir unserer Versuchsperson in Anbetracht des Umstandes, daß 100 g Spinat etwa 44 Kalorien enthalten, das Zugeständnis machen, ihren Spinatgenuß auf $5^1/_2$ kg täglich einzuschränken.

Dieser lehrreiche Versuch wird natürlich immer nur ein Gedankenexperiment bleiben, allein er erfüllt auch so seinen Zweck. Er lehrt uns, daß die Blattgemüse zu arm an Nährstoffen sind, um bei unserer Ernährung, sofern es sich um Kaloriengewinn handelt, eine ansehnliche Rolle zu spielen. Das gilt auch von den verschiedenen Kohlarten, obgleich einige von ihnen bedeutend nahrhafter sind als Spinat. Der Grün- oder Winterkohl enthält 4 Prozent Eiweiß und 11—12 Prozent verdauliche Kohlehydrate. Beim Rosenkohl steigt der Eiweißgehalt sogar auf 5 Prozent, was damit zusammenhängt, daß die kleinen Köpfchen aus noch jungen, protoplasmareichen Blättern bestehen. Dagegen ist der Nährwert des Weißkohls oder Weißkrautes sowie auch des Kopf- und Feldsalates wieder recht gering.

Eine eigenartige Stellung nehmen unter den Gemüsen der Spargel und der Blumenkohl ein. Diese Stengelgemüse könnte man vielleicht noch charakteristischer Protoplasmagemüse oder Zellkerngemüse bezeichnen. Sie bestehen nämlich der Hauptsache nach aus ganz jugendlichen, embryonalen Zellgeweben, die sich durch sehr zarte Zellwände und mächtige Protoplasmakörper mit relativ großen Zellkernen auszeichnen. Wenn wir bedenken, daß in

den Zellkernen besondere Eiweißkörper, die phosphorhaltigen Nukleoproteide, enthalten sind, deren Abbauprodukte vermutlich zum Aufbau, zum Wachstum und zur Regeneration unserer eigenen Zellkerne besonders geeignet sind, so muß ein so zellkernreiches Gemüse, wie der Spargel und Blumenkohl, mit einer gewissen Andacht gegessen werden. Wir können uns dabei vor Augen halten, daß eine kräftige Spargelstange von 20 cm Länge ungefähr 14—15 Millionen Zellen, also ebenso viele Zellkerne enthält, so daß ein leidenschaftlicher Spargelesser in einer Saison leicht einige Milliarden pflanzlicher Zellkerne aufzehrt. Ähnliche Erwägungen gelten auch für den Blumenkohl, der nichts anderes darstellt als einen großen, enorm verzweigten, hauptsächlich aus embryonalem Gewebe bestehenden Blütenstand.

Wir haben uns mit dieser Betrachtung einem Gesichtspunkte genähert, der uns die ernährungsphysiologische Bedeutung der Gemüse noch in einem anderen Lichte erscheinen läßt als in dem sehr matten Lichte ihres Gehaltes an Eiweißstoffen und Kohlehydraten. Die Gemüse und auch das Obst enthalten in verhältnismäßig großer Menge die für unsere Ernährung, für unser Wohlbefinden unentbehrlichen anorganischen Stoffe, die „Nährsalze", wie man sie häufig auch nennt, die im Fleisch und Brot nur in unzureireichender Menge enthalten sind. Sie enthalten ferner auch jene merkwürdigen, in vieler Hinsicht noch rätselhaften Substanzen, die Vitamine, die schon in geringer Menge imstande sind, die schädlichen Folgen einseitiger Ernährungsweise aufzuheben. Der Skorbut der Schiffahrer, die Pellagra der fast nur von Polenta lebenden Bauern des Friaul, die schreckliche Beriberikrankheit der reisessenden Malayen Javas sind solche „Einseitigkeitskrankheiten", die man am besten durch den Genuß von frischem Gemüse und Obst verhüten oder selbst heilen kann.

Ich darf darauf verzichten, auch auf die übrigen Stengel- und Wurzelgemüse, den Kohlrabi, die Mohrrübe, die Schwarzwurzel einzugehen, die zum Teil schon einen höheren Nährwert besitzen, da sie keine bloßen Assimilationsorgane, sondern bereits Reservestoffbehälter sind. Die Schwarzwurzel z. B. enthält, Anfang Dezember geerntet, schon 12,6 Prozent Stärke, also mehr als die Hälfte des Stärkegehaltes der Kartoffel, dazu noch 2 Prozent Zucker.

Wenn von den Wurzelfrüchten die Rede ist, muß aber vor allem der Zuckerrübe gedacht werden, die uns bekanntlich eines der wichtigsten Nahrungsmittel liefert. Gerade jetzt im Kriege kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der Zucker ein Nahrungsmittel, ein Kalorienträger ist, der uns nicht nur den Wegfall einer bestimmten Menge von Brot und Mehl ersetzt, sondern in weitgehendem Maße auch das mangelnde Fett, die teuer gewordene Butter. Da unser Fettgenuß fast ausschließlich nur auf den Genuß von Brennmaterial für unseren Körper abzielt, so kann das Fett durch ein anderes Brennmaterial ersetzt werden, das, in entsprechender Menge genossen, genau dasselbe leistet. Der Brennwert von 1 g Fett beträgt 9,5 Kalorien, von 1 g Zucker 4 Kalorien. Wenn wir also etwas mehr als doppelt soviel Zucker als Fett genießen, so können wir auf dieses ruhig verzichten. Wer sein Brotstück heutzutage statt mit Butter tüchtig mit Marmelade bestreicht, der hat ein gutes ernährungsphysiologisches Gewissen. Und wer dagegen einwenden möchte, daß

der Deutsche in normalen Zeiten täglich pro Kopf der Bevölkerung 61 g Fett verzehrt, der Berliner sogar 100 g, dem kann entgegengehalten werden, daß sich der Italiener mit 52 g, der Österreicher mit 40 g und der Japaner gar nur mit 10 g Fett täglich zufrieden gibt, ohne in seiner Leistungsfähigkeit beeinträchtigt zu werden. Die Japaner haben soviel von uns gelernt, lernen wir auch einmal etwas von ihnen.

Der wichtigste Reservestoffbehälter, der im botanischen Sinne keine Frucht, sondern eine Stengelknolle darstellt, ist die Kartoffel. Daß wir diese so wichtige Waffe im Aushungerungskrieg Amerika verdanken, das jetzt zur Wahrung seiner Neutralität unsere Gegner mit Waffen versieht, ist eine von den ironischen Wendungen der Weltgeschichte, die mit der Pointe zuweilen jahrhundertelang wartet.

Fast das ganze Innere der Kartoffelknolle besteht aus Speichergewebe, in dessen Zellen wir in großer Menge die eiförmigen, schön geschichteten Stärkekörner vorfinden. Trotzdem enthält die Kartoffel nur etwa 20 Prozent Stärke, während ihr mittlerer Wassergehalt 75 Prozent beträgt. Dieses Wasser ist für die Pflanze gleichfalls ein Reservestoff, der im Frühjahr beim Austreiben ihrer Knospen Verwendung findet. Gering ist verhältnismäßig der Gehalt der Kartoffel an stickstoffhaltigen Substanzen, an Eiweißstoffen und sogenannten Amidokörpern, die neueren Untersuchungen zufolge an Nährwert hinter den Eiweißstoffen nicht zurückstehen. Obgleich nun der Gehalt der Kartoffeln an Stickstoff-Substanzen durchschnittlich nur 2 Prozent beträgt, produziert doch die Kartoffelpflanze pro Hektar etwa 360 kg solcher Stoffe, während ein Weizenfeld von gleicher Größe nur einen Eiweißertrag von 280 kg liefert; dabei beträgt der Eiweißgehalt des Weizens über 12 Prozent, also sechsmal soviel als der der Kartoffel. Die große Überlegenheit des Kartoffelackers hängt eben mit der kolossalen Produktionskraft der Kartoffelpflanze zusammen, die jene der Weizenpflanze um das Acht- bis Neunfache übertrifft, wenn die auf gleichgroßen Flächen erzielten Erträge verglichen werden. So kommt es, daß auch die Stärkeproduktion eines Kartoffelfeldes zweieinhalbmal so groß ist als die eines Weizenfeldes von gleicher Größe, obgleich die Kartoffel nur 20 Prozent, der Weizen gegen 70 Prozent Stärke enthält.

Im Deutschen Reiche sind vor Ausbruch des Krieges jährlich ungefähr 14 Millionen Tonnen Kartoffeln als menschliche Nahrung verwendet worden. Nehmen wir an, diese Kartoffeln würden vor dem Kochen sämtlich geschält werden, so würde das einen Verlust von nahezu 2 Millionen Tonnen pro Jahr bedeuten, da die Kartoffelschalen von der in unseren Küchen üblichen Dicke nach Abzug der dünnen Korkhäute ungefähr 14 Prozent des Kartoffelgewichtes betragen. Von diesen 2 Millionen Tonnen könnten im Deutschen Reiche rund 10 Millionen Menschen ihren täglichen Kartoffelverbrauch bestreiten. Wenn wir auch annehmen, daß ein großer Teil der Schalen zur Schweinemast verwendet würde, d. h. für die Volksernährung nicht verlorenginge, so ist es doch sicher, daß ein mindestens ebenso großer Teil den Müllkästen überantwortet würde. Schon in Friedenszeiten, um wieviel mehr erst im jetzigen Kriege ist es sonach eine patriotische Pflicht jeder Hausfrau, dafür zu sorgen, daß die Kartoffeln nicht roh geschält werden. Wie in tausend anderen Dingen darf auch hier nicht lächelnd bemerkt werden: „Auf den

einzelnen kommt es nicht an," denn die Wucht der Multiplikation mit der Kopfzahl des Deutschen Reiches schlägt jeden Einwand dieser Art augenblicklich zu Boden. Wenn Kinder in unschuldsvoller Gedankenlosigkeit Speisereste auf ihren Tellern liegen lassen, und sei es auch nur ein einziges Reiskorn, so empfiehlt es sich, mit der Wage in der Hand solche Multiplikationen vorzunehmen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie pädagogisch diese Rechenoperationen wirken; sie gehören jetzt auch zur Kriegsmathematik.

Gehen wir nun zu den Früchten und Samen im botanischen Sinne des Wortes über, so sei es mir gestattet, Sie zunächst nach Westjava zu führen, in die Umgebung eines der zahlreichen Dörfer und Flecken, der Kampongs, die friedlich in kleinen Wäldchen und Hainen versteckt sind. Hier habe ich vor 25 Jahren, als ich in dem berühmten botanischen Garten zu Buitenzorg mikroskopierte, lehr- und genußreiche Tage verlebt. Fast jeder Baum, der in den Dorfwäldchen wächst, befriedigt auf irgendeine Art die bescheidenen und doch wieder mannigfaltigen Bedürfnisse der Javanen. Vor allem fällt uns ein Baum mit spärlichen, aber großen Blättern auf, an dessen Stamm geheimnisvolle, kopf- bis kürbisgroße Früchte hängen; geheimnisvoll deshalb, weil sie gegen die Angriffe fliegender Hunde in grotesker Weise mit allerlei Flechtwerk und bunten Sarongfetzen umhüllt sind: es sind die Früchte des Brotfruchtbaumes (Artocarpus incisa und integrifolia), kein Obst in unserem Sinne, sondern wirkliche Brotfrüchte, die im Fruchtfleisch und in den Samen reichlich Stärke und gegen 5 Prozent Zucker enthalten. Demnach werden sie meist geröstet genossen und sind so nahrhaft, daß der Ertrag von 2—3 Bäumen ausreicht, um einen erwachsenen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Beträgt doch das Durchschnittsgewicht einer einzigen Frucht 10—11 kg. — Ein anderer, viel gepriesener Fruchtbaum Javas ist der Durian (Durio zybethinus), der Ölobst liefert, von dem die Europäer bald mit den Ausdrücken höchsten Entzückens, bald mit dem Gefühle des größten Abscheus sprechen. Die kindskopfgroße, grünschalige Frucht ist mit großen Stacheln versehen und wird von den Javanen in ihren großen Tragkörben zu Hunderten auf den Markt gebracht. Ich habe diese Durianhaufen stets in weitem Bogen umgangen, denn der Geruch dieser Früchte ist fürchterlich. Hat man aber den Mut, sich durch diese Duftzone durchzuschlagen, dann wird die Selbstüberwindung köstlich belohnt. Der weiße, überaus fettreiche Fruchtbrei schmeckt nach süßer Sahne und Mandeln zugleich und erinnert überdies noch an das Bukett eines feinen Ausbruchweines. Noch eine andere Ölfrucht wird in Java häufig genossen; es ist die im tropischen Amerika einheimische Advokatbirne (Persea gratissima), deren großer Steinkern von einem bräunlichen, fettreichen Fruchtmus umgeben wird, das, mit etwas Kognak angerührt, sehr fein nach Haselnüssen schmeckt. — Diese und andere Fruchtbäume werden überragt von den eleganten Blattkronen der Kokospalme. Wenn in der holländisch-javanischen Küche die Kuhmilch ausgegangen ist, dann weiß sich die malayische Köchin mit frischer Kokosmilch zu helfen, die freilich arm an Fett- und Eiweißstoffen ist. Um so wichtiger ist das Fett, das aus dem Kern der Kokosnuß, dem Endosperm, gewonnen wird. Es dient weit über das Verbreitungsgebiet der Kokospalme hinaus als vor-

treffliches Speisefett, dessen reichliche Einfuhr wir jetzt doppelt entbehren.

Von den fettliefernden Fruchtbäumen, die für die wärmeren Zonen so charakteristisch sind, wird nur einer auch bei uns gepflanzt, es ist der Walnußbaum, der in vorhistorischen Zeiten auch in den westlichen Mittelmeerländern wild wachsend vorkam, und gegenwärtig in Griechenland bis hinüber nach Transkaukasien und dem östlichen Himalaya wild vorkommt und in manchen Gegenden mit anderen Laub- und Nadelhölzern große Wälder bildet. Das Gewicht eines Walnußkerns, der fast ausschließlich aus den mit Fett und Eiweiß gefüllten Keimblättern besteht, ist $3^1/_2$ g. Bei einem Fettgehalt von nicht weniger als 58,5 Prozent enthält eine einzige Walnuß 2 g Fett. Man müßte also täglich 28 Walnüsse verzehren, um den normalen Verbrauch von 56 g Fett zu decken. Damit würde man zugleich den sechsten Teil des täglichen Eiweißbedarfes zu sich nehmen. Sie sehen hieraus, welch konzentriertes Nahrungsmittel die Walnuß ist und wie nachahmenswert der Italiener handelt, wenn er täglich im Durchschnitt 4 Nüsse ißt. Da der Walnußbaum im Westen Europas bis zum 56., im Osten bis zum 52. Breitengrade gedeiht, so folgt für uns Deutsche daraus die Lehre, in Zukunft mehr Walnußbäume zu pflanzen. Nur dürfen sie dann nicht, wenn sie groß geworden sind, ihres schönen Holzes halber gefällt werden. Man kann Gewehrkolben auch aus anderem Holze schnitzen. Wenn nach ehrenvollem Friedensschluß in deutschen Landen allerorts Gedenkbäume gepflanzt werden, dann wolle man sich erinnern, daß die Krone des Nußbaumes ebenso schön ist wie die der Eiche und Linde. Der Nußbaum wird uns dann zugleich ein Symbol dafür sein, daß wir es lernen müssen, in bezug auf unsere gesamte Volksernährung durchaus auf eigenen Füßen zu stehen.

Was unsere Obstfrüchte im engeren Sinne des Wortes betrifft, so kann ich mich ganz kurz fassen. Zunächst wollen wir fragen, welche Bedeutung das saftige Fruchtfleisch der Erd- und Himbeere, der Hagebutte, der Kirschen, der Äpfel und Birnen für die Pflanze selbst besitzt? Es hat die Bedeutung von Futtergewebe, das aber nicht für den Menschen, sondern für Tiere, besonders für Vögel, bestimmt ist, die beim Verzehren der fleischigen Früchte für die Verbreitung der Samen sorgen. Sie schleudern diese umher oder verschlucken sie und säen sie unverdaut in weiter Entfernung wieder aus. Wenn die Sperlinge und Drosseln unseren Kirschbäumen ihren unerwünschten Besuch abstatten, so tun sie dies kraft des ihnen von der Natur verliehenen uralten Vorrechtes, an das wir uns freilich wenig kehren. Da nun die Pflanze mit ihren Assimilaten sparsam umgeht, so stattet sie ihre Lockspeisen nur so weit mit Nährstoffen aus, als zur Anlockung der Verbreiter unbedingt erforderlich ist. Doch steigert sie oft durch Erzeugung von Riech- und Geschmackstoffen die Anziehungskraft ihrer Früchte. Der Mensch hat dann durch künstliche Zuchtwahl für seine Zwecke ein übriges getan und besonders den Zuckergehalt des Obstes sehr wesentlich gesteigert. Äpfel, Birnen, Kirschen weisen 7—10 Prozent Zucker auf und sind in dieser Hinsicht demnach bedeutend nahrhafter als Blattgemüse, wogegen ihr Eiweißgehalt minimal ist und den verschiedener Blattgemüse lange nicht erreicht. Seines Zuckergehaltes halber verdient aber das Obst, besonders in Musform, als Marmelade in der Kriegszeit erhöhte Beachtung.

Zu den Früchten gehören auch die Pilze und Schwämme, die in weiteren Kreisen häufig als besonders nahrhaft gelten. Der als Verfasser einer trefflichen Exkursionsflora bekannte Wiener Arzt Lorinser hat die Pilze vor einem Menschenalter sogar „zu den der Fleischnahrung nahestehenden Speisen" gerechnet. Allerdings enthalten die eßbaren Schwämme ziemlich viel Stickstoff-Substanzen, hauptsächlich Eiweiß, so z. B. der Champignon nahezu 5 Prozent, der Steinpilz (Boletus edulis) 5,4, die Trüffel sogar 7,57 Prozent, sie übertreffen also in dieser Hinsicht die eiweißreichsten Blattgemüse, allein mit der Ausnutzung dieser Eiweißstoffe ist es leider ziemlich schlecht bestellt. Beim Champignon z. B. bleibt über ein Drittel davon unausgenutzt. Das hängt, wie fast nur die Botaniker wissen, damit zusammen, daß die Pilzzellwände neben Zellulose reichlich Chitin enthalten, also eine Substanz, die das Hautskelett der Insekten und Kruster bildet. So werden die Pilzwände schwer durchlässig für die Verdauungsfermente.

Wenn wir nunmehr zu den Mehlfrüchten übergehen, zu den Getreidearten, die uns im „Vaterunser" zum Symbol aller leiblichen und geistigen Nahrung geworden sind, so kann ich mich hierüber als Botaniker und Pflanzenphysiologe ziemlich kurz fassen. Das Getreidekorn ist eine einsamige Trockenfrucht, an deren einem Ende der Keimling mit seinem Schildchen als Saugorgan dem Mehlkörper aufsitzt, worin die Mutterpflanze Stärke und Eiweißstoffe für das erste Wachstum des Keimpflänzchens aufgespeichert hat. Die äußerste Schicht dieses Mehlkörpers oder Endosperms, die unmittelbar unter der Frucht- und Samenschale liegt, wird als Kleberschicht oder Aleuronschicht bezeichnet. Sie enthält keine Stärke, wohl aber sehr zahlreiche Proteinkörner, ist also besonders eiweißreich. Bei der Bereitung von Feinmehl wird die Frucht- und Samenschale samt der anhaftenden Kleberschicht als Kleie entfernt, dem Mehle wird also ein wertvoller Bestandteil des Korns fast völlig entzogen. Seit langem schon war man deshalb darauf bedacht, auch die Kleberschicht dem Mehle einzuverleiben, und da dies kaum anders geht, hat man die Kleie dem Mehle beigemischt und Vollkornbrot oder Schrotbrot daraus gebacken. Die Hoffnungen, die man darauf gesetzt hat, haben sich allerdings nicht erfüllt. Mikroskopische Untersuchungen, wie sie von Rathay, Rubner u. a. angestellt wurden, haben vielmehr gelehrt, daß die Verdauungssäfte nicht imstande sind, in das Innere der Kleberzellen einzudringen und hier die Eiweißstoffe zu lösen. Die Zellwände sind eben zu dick dazu. Bestätigt wurden diese Beobachtungen durch Verdauungsversuche, die von Plagge und Lebbin über das zweckmäßigste Soldatenbrot ausgeführt wurden. Die Militärbehörden haben deshalb schon lange vor Ausbruch des Krieges die Herstellung eines bedeutend lichteren, an Kleie viel ärmeren Kommißbrotes angeordnet. Auch sonst wurde das Vollkornbrot vor dem Kriege immer mehr durch das Weißbrot verdrängt.

So dick nun verhältnismäßig die Zellwände der Kleberzellen sind, so zart und dünn sind die Wände der stärkehaltigen Zellen des Nährgewebes beim Weizen und Roggen. In dieser Hinsicht darf der Mehlkörper unserer Getreidearten geradezu als ein ideales pflanzliches Nahrungsmittel bezeichnet werden. Bei keinem anderen Pflanzenorgan oder Pflanzengewebe sind die Zell-

wände so wenig imstande, die Verdauung zu verlangsamen und zu beeinträchtigen.

Die wichtigste Brotfrucht der wärmeren, besonders der tropischen und subtropischen Ländergebiete ist bekanntlich der Reis. Als stärkereichste Frucht — sein Stärkegehalt beträgt 74—80 Prozent — ist er ein ganz eminenter Kalorienträger, dessen göttliche Herkunft eine in Madagaskar heimische Sage mit exotischer Phantasie beschreibt: die Gottheit hat einst einen Hahn und eine Henne auf die Erde geschickt, deren Kropf mit ungeschälten Reiskörnern gefüllt war. Die Kröpfe wurden aufgeschnitten, die Reiskörner ausgesät, und die Menschheit war um eine der größten Gottesgaben reicher geworden. Wir Deutsche verzehren davon nur etwa 9,5 g pro Tag und Kopf der Bevölkerung, der Italiener 16 g, überraschenderweise also nicht gar so viel mehr; der Japaner dagegen 327 g, d. i. etwa dreimal so viel als Gerstengrieß und Weizenmehl. Da der Reis viel ärmer an Eiweißstoffen ist als Weizen und Roggen, so brauchen wir es kaum zu bedauern, daß in unseren deutschen Sümpfen und Mooren niemals Reis wachsen wird.

Zum Schlusse haben wir noch die Hülsenfrüchte ins Auge zu fassen. Ihr hoher Nährwert ist allgemein bekannt. Er beruht vor allem auf dem hohen Eiweißgehalt, der den der Getreidearten im Durchschnitt um das Doppelte übertrifft. Während z. B. der Weizen 12 Prozent Eiweißstoffe enthält, beträgt der Eiweißgehalt der Gartenbohnen 23,7 Prozent, der der Linsen nahezu 26 Prozent. Dazu kommt die große Ertragsfähigkeit der Hülsenfrüchte, die es mit sich bringt, daß auf gleich großen Flächen der Eiweißertrag der Leguminosen doppelt so groß werden kann, wie der der Getreidearten. Was aber diese großen Eiweißmengen besonders wertvoll erscheinen läßt, das ist die so merkwürdige, anspruchslose Art, wie sie erzeugt werden.

Alle unsere Kulturpflanzen, mit Ausnahme der Leguminosen, sind zum Aufbau ihrer Eiweißstoffe auf gebundenen Stickstoff angewiesen, der ihnen in Form von Stickstoffdünger, als Stallmist, Guano, Salpeter usw. geboten wird. Den freien Stickstoff der atmosphärischen Luft können sie nicht verwerten. Schon im Altertum war es aber bekannt, daß die Hülsenfrüchte nicht auf Stickstoffdünger angewiesen sind. Wie sie das anstellen, ist zuerst im Jahre 1886 von Hellriegel und Wilfarth gezeigt worden. An den Wurzeln der Leguminosen treten in oft ganz enormer Zahl kleine Knöllchen auf, in deren Zellen zahllose Bakterien leben, die durch die Wurzelhaare eingewandert sind. Diese Bakterien, die verschiedenen Arten angehören, vermehren sich sehr lebhaft, assimilieren den atmosphärischen Stickstoff, der ihnen mit der Bodenluft zugeführt wird, und verwandeln sich schließlich in sogenannte Bakteroiden um, die die produzierten Eiweißstoffe an die Leguminosenpflanze abgeben. Diese deckt nun, wenn ihr im Boden kein Stickstoffdünger zu Gebote steht, ihren ganzen Eiweißbedarf, den sie zum Aufbau ihrer Vegetationsorgane und zur Füllung ihrer Samen nötig hat, mit Hilfe der Bakterien. Dafür stellt sie ihnen in ihren Wurzelknöllchen Zukker und Stärke und eine sichere Wohnstätte zur Verfügung. Die Leguminosenpflanze und die Bakterien bilden so eine auf Leistung und Gegenleistung beruhende Lebensgemeinschaft, die man seit de Bary als Symbiose bezeichnet.

Zur Aushungerungspolitik unserer

Feinde gehört es auch, unsere Einfuhr von Stickstoffdünger, Guano und Chilisalpeter zu unterbinden. Da auch der Stalldünger immer spärlicher wird und die Erzeugung gebundenen Luftstickstoffes auf künstlichem Wege vorerst militärischen Zwecken dient, so ist es für unsere Volksernährung von größter Bedeutung, zur Aufbesserung unserer Eiweißration reichlich Hülsenfrüchte zu bauen. Ihnen und ihren Bakterien müssen wir die Bindung des freien Stickstoffs der Atmosphäre zum Zwecke der Eiweißbildung anvertrauen. Ich habe auf diese Notwendigkeit schon im Januar vorigen Jahres, also rechtzeitig, hingewiesen. Ob es genützt hat, weiß ich nicht, doch habe ich nicht den Eindruck, als ob im verflossenen Sommer der Anbau der Hülsenfrüchte in Deutschland wesentlich zugenommen hätte. Da wir nicht wissen, wie lange der Krieg noch dauern wird, so kann es nur nützen, wenn die Mahnung, mehr Hülsenfrüchte zu bauen, nachdrücklich erneuert wird. Diese Mahnung ist um so mehr am Platze, als sie auch für Friedenszeiten gilt. Denn das deutsche Volk verzehrt überhaupt unter allen großen Völkern Europas am wenigsten Hülsenfrüchte. Nach den statistischen Angaben Ballods entfallen im Deutschen Reiche pro Tag und Kopf der Bevölkerung 23,6 g Hülsenfrüchte, in Österreich-Ungarn, England und Rußland je 25 g, in Frankreich 30 g, in Italien nicht weniger als 55 g. Von den 23 1/2 g, die der Deutsche verzehrt, werden 13 1/2 g, also mehr als die Hälfte, aus dem Auslande eingeführt. Das ist gewiß sehr bedauerlich und fordert die deutsche Landwirtschaft zu energischer Abhilfe auf. Der Landwirt kann freilich sagen, daß die Getreidefrüchte bei einfacherer Kultur eine größere Gleichmäßigkeit des Ertrages gewährleisten als die Hülsenfrüchte. Doch muß dieser Nachteil vom modernen landwirtschaftlichen Pflanzenbau unschwer zu überwinden sein.

Gegen den reichlichen Genuß von Hülsenfrüchten wird häufig auch geltend gemacht, daß sie schwer verdaulich seien. Diese schlechtere Ausnutzung beruht aber in erster Linie nicht auf der Beschaffenheit ihrer Eiweißstoffe, sondern darauf, daß ihre Zellwände ansehnlich dicker sind als bei den Getreidefrüchten. Wenn wir demnach die Bohnen, Erbsen, Linsen möglichst zerrieben als Brei genießen, so läßt ihre Ausnutzung bei der Verdauung nichts zu wünschen übrig.

Ich habe hier noch einer Hülsenfrucht zu gedenken, die in Zentralasien, China und Japan als Nahrungsmittel eine hervorragende Rolle spielt. Es ist dies die Sojabohne, die man ihres überraschend hohen Eiweißgehaltes halber, wozu noch ein bedeutender Fettreichtum kommt, wohl als das nahrhafteste pflanzliche Nahrungsmittel überhaupt bezeichnen darf. Ihr Eiweißgehalt beträgt 32—44 Prozent, ihr Fettgehalt 17—18 Prozent. Der Japaner genießt durchschnittlich im Tag 40 g Sojabohnen und deckt damit den vierten Teil seines gesamten Eiweißbedarfs und weitaus mehr als die Hälfte seines Fettverbrauchs. Das sind Zahlen, die zu denken geben.

Verschiedene Versuche, diese wertvolle Leguminose in Mitteleuropa einzubürgern, sind bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts mißglückt, da das Wärmebedürfnis der eingeführten Sorten ein zu hohes war. Da gelang es meinem Vater, Professor Friedrich Haberlandt, auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 einige frühreifende Varietäten der Sojabohne zu erwerben, mit denen im Jahre 1875

die ersten Anbauversuche vorgenommen wurden. Sie ergaben ein so überraschend günstiges Resultat, daß im Jahre 1877 bereits 160 Landwirte in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und Österreich-Ungarns sich an den Anbauversuchen beteiligen konnten. Das Ergebnis war, daß die Akklimatisation der frühreifenden Sojabohnen in Mitteleuropa, bis über die nördliche Verbreitungsgrenze der Maispflanze hinaus, als völlig gelungen bezeichnet werden konnte. Ein frühzeitiger Tod verhinderte meinen Vater, die Ausbreitung seines Schützlings weiter zu fördern. Mit prophetischem Blick hat er in seinem Todesjahre auf die große Bedeutung der Sojabohne in Kriegszeiten hingewiesen. Mögen seine Bemühungen im Interesse unserer Volksernährung verspätete Früchte tragen.

Die flüchtigen Betrachtungen über Pflanzenkost in Krieg und Frieden, die ich hier vorgetragen habe, führen zu einigen allgemeinen Folgerungen.

Aus dem berufensten Munde haben wir schon im Dezember vorigen Jahres im Reichstag gehört, daß wir auch im kommenden Jahre mit unseren Nahrungsmitteln vollkommen ausreichen werden. Wir werden um so leichter damit auskommen, je mehr wir den Umweg der Nahrungsmittel über den tierischen Organismus einschränken und uns vorübergehend an eine mehr vegetarische Kost gewöhnen. Wir werden um so weniger in die Gefahr kommen, auch nur einen Tag lang wirklich hungern zu müssen, je geringer die Verluste sind, die sich auf der Wanderung unserer Nahrungsmittel aus Feld und Garten bis in Mund und Magen einstellen.

Und eine andere Folgerung ist die, daß wir von nun an bestrebt sein müssen, alle wesentlichen Bestandteile unserer Nahrung unbedingt im eigenen Lande zu erzeugen. Wir müssen es so machen wie die grüne Pflanze, die ja auch alle organischen Stoffe, die sie zu ihrem Leben, zu ihrem Wachstum, zu ihrer Fortpflanzung braucht, sich selbst bereitet. Nur so ist sie imstande, ein mächtiger, stolzer Baum zu werden, der Jahrhunderten trotzt. Diese Folgerung wird zu einer so dringenden Forderung, daß sie auch unsere Kriegsziele beeinflussen muß. . . . Wir wollen, wie mein verehrter Freund und Kollege Max v. Gruber berechnet hat, am am Ausgang des 20. Jahrhunderts ein Volk von 250 Millionen sein! Allein auch dann noch, und dann erst recht, müssen wir hinsichtlich unserer Ernährung im Falle der Not auf eigenen Füßen stehen. Was uns dazu verhelfen wird, das ist die grüne Pflanzenwelt.

Spanien und Deutschland.

Von Adolf Schulten.

Fortis fide ac viribus semper Hispania.
Orosius.

I.

Es ist über 2000 Jahre her, seit die Zimbern die Pyrenäen überschritten — die ersten Germanen auf spanischem Boden. Ihnen folgten im 5. Jahrhundert n. Chr. mit besserem Glück die Scharen der Alanen, Vandalen, Sueven und dann die Westgoten. Diese herrschten 300 Jahre lang in Spanien, und von ihren in die asturischen Berge geflüchteten Resten ging im 8. Jahrhundert die Wiedereroberung des Landes aus.

Tiefe Spuren hat das germanische Element in Spanien hinterlassen. Noch klingen überall die germanischen Namen: Katalonien heißt nach den Goten und Alanen, Andalusien nach den Vandalen, und ein großer Teil der spanischen Personen- und Familiennamen, besonders des Adels, ist deutsch.[1]) Während des Mittelalters sind nur vereinzelte Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland vorhanden: der Zug Karls des Großen über die Pyrenäen, die Wahl Alfons' X., des Weisen, zum deutschen König, die Wallfahrten deutscher Pilger, z. B. Heinrichs des Löwen, zum Grabe des Apostels Jakobus, die Teilnahme deutscher Ritter am Kampfe gegen die Mauren u. a. m. Reger werden die Berührungen seit dem 15. Jahrhundert. Damals verbreiteten deutsche Buchdrucker die neue Erfindung in Spanien, und seit der Entdekkung Amerikas hatten die Fugger und Welser in Spanien, Portugal und in der neuen Welt ihre Faktoreien. Dann wurde Karl I. von Spanien Deutscher Kaiser, und nun traten die beiden Länder in regen Austausch. Damals war Spanien das erste Land der Welt und politisch wie kulturell maßgebend. Die strenge spanische Etikette wurde an den deutschen Höfen angenommen, und spanisches Kriegswesen, spanische Sitte und Tracht waren vorbildlich. Auch literarisch stand damals Deutschland unter spanischem Einfluß[2]); man übersetzte die spanischen Erbauungstraktate und Ritterromane, den „Amadis von Gaula" und sein Gefolge und ahmte sie nach. Mit Karls Tode wurden die politischen Beziehungen schwächer. Dem Fanatismus seines Nachfolgers gelang es, die Reformation, das große befreiende Werk deutschen Geistes, von Spanien abzuwehren, und während sich um Deutschland und seine Nachbarländer das Band des neuen Glaubens schlang, verharrte Spanien im Mittelalter. Verhängnisvoll für Deutschland waren die

1) Jungfer, „Germanisches aus Spanien" (Politisch-anthropol. Revue 6).

2) Über die literarischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland: A. Ebert, „Literarische Wechselwirkungen zwischen Spanien und Deutschland" (Deutsche Vierteljahrsschrift 1857), die erste Behandlung des interessanten Gegenstandes, und die vorzüglichen Arbeiten von A. Farinelli: „Die Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der Literatur der beiden Länder", I. Teil: Bis zum 18. Jahrh. (Diss. Berlin 1892), und: „Spanien und die spanische Literatur im Lichte der deutschen Kritik und Poesie" (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 1892 und 1895); ferner Adam Schneider, „Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts" (1898); Jul. Schwering, „Literarische Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland" (1902).

Angriffe, welche die Schüler des Ignatius von Loyola gegen die Reformation unternahmen, und mancher deutsche Gau sank wieder in die alte Knechtschaft zurück und blieb 200 Jahre dem deutschen Geistesleben entfremdet. Die kulturellen Einwirkungen Spaniens auf Deutschland beschränken sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. im wesentlichen auf die literarischen Beziehungen. Diese waren im 17. Jahrhundert überaus rege. Sowohl die spanischen Schäfer- und Schelmenromane, voran der „Lazarillo de Tormes", wie die großen Dichtungen von Cervantes, Calderon und Lope wurden eifrig gelesen, wie denn vom „Don Quijote" im 17. Jahrhundert nicht weniger als vier deutsche Bearbeitungen erschienen.[3]) In Grimmelshausens „Simplicissimus" erhielt die deutsche Literatur eine kongeniale Nachbildung der pikaresken Romane. Weniger erfreulich, aber mit seiner die Sinne blendenden Ausstattung sehr wirksam war das aus Calderon gespeiste Jesuitendrama. Auch die Nürnberger „Pegnitzschäfer" sind nach spanischem Vorbild gestiftet worden (1644). Im übrigen standen sich die beiden Länder innerlich noch fern. Was etwa an Sympathien sich entwickelt hatte, ging unter Philipp II. und seinen Nachfolgern völlig verloren. Die Angriffe auf die Reformation und das Wüten der spanischen Soldateska während des 30 jährigen Krieges machten die Spanier verhaßt, und das lutherische Deutschland war dem katholischen Spanien fremd.

Aus weiter Ferne sah man in Deutschland zu, wie das glänzende Weltreich Karls V. unter immer unbedeutenderen Nachfolgern zusammenbrach. Wie das 16. das Jahrhundert der Blüte gewesen war, so wurde das 17. das des Niederganges und des Falles. Mit dem politischen Verfall ging der des geistigen Lebens Hand in Hand, und die Wirkungen der spanischen Literatur auf das Ausland nahmen immer mehr ab. Von der Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrhunderts waren direkte Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien kaum noch vorhanden, und man kannte Spanien fast nur noch durch Vermittlung der gemeinsamen französischen Nachbarn. Französischen Werken entlehnte Schiller den „Don Carlos", Herder den „Cid", und aus dem gleichzeitigen Schriftsteller Beaumarchais Goethe den „Clavigo" und Mozart „Figaros Hochzeit". Aber um diese Zeit tritt eine Wendung ein. Durch den 7 jährigen Krieg wurde der bis dahin herrschende Einfluß der französischen Literatur gebrochen; an ihre Stelle trat nun die spanische. Lessing, der Bahnbrecher im deutschen Geistesleben, hat das Verdienst, zuerst auf die Größe und Originalität der spanischen Dramatiker hingewiesen zu haben, die er dem damals allmächtigen französischen Theater entgegenstellte. Herder entdeckte die Schätze der Romanzen und wies ihnen in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) einen Ehrenplatz an; 1801 erschien der „Cid". Seitdem ist in keinem Lande, Spanien eingeschlossen, diese älteste und nationalste Dichtungsart der Spanier so gepflegt worden wie bei uns. Man sah in den Romanzen Geschwister der alten deutschen Volkslieder, glaubte in ihnen einen Hauch germanischen Geistes zu verspüren.[4]) Mit divinatorischem Genius wußte Schiller im „Don Carlos" den finsteren Geist der Zeit Philipps II.,

3) Goedecke, „Geschichte der deutschen Dichtung" III, 2, S. 245.

4) A. Ebert in dem oben angeführten Aufsatz.

den Fanatismus der Kirche, das strenge Zeremoniell des Hoflebens darzustellen, während er im Marquis Posa dem spanischen Idealismus ein schönes Denkmal setzte. Zu seiner Lebensaufgabe machte die Propaganda für die spanische Literatur Bertuch. Er gab ein „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur" heraus und übersetzte den „Don Quijote" (1777). Diese mit Chodowieckis Bildern gezierte Übersetzung war in der Hand Schillers und Goethes. Bertuch hat das Verdienst, den Romantikern den Weg nach Spanien gewiesen zu haben. Auf die Bertuchsche Übersetzung folgte 1799 bis 1801 das Meisterwerk von Tieck, durch das der „Don Quijote" ein deutsches Volksbuch geworden ist.[4a]) Man möchte sagen, das Erscheinen des „Don Quijote" habe aktuelle Bedeutung gehabt. Hatte man doch soeben gesehen, wie Spanien, um den Mord Ludwigs XVI. zu rächen, in einem ritterlichen aber politisch unklugen Kriege seine letzten Kräfte verzehrte. Mit immer regerer Sympathie verfolgte man jetzt das traurige Schicksal des mit seiner alten Heldenzeit und seiner großen Literatur lebhaft bewunderten Volkes. Auch in Spanien begann man seit der friderizianischen Zeit, angeregt durch die auch dort populären Taten des großen Königs, sich für Deutschland zu interessieren. Freilich war der Austausch ein sehr ungleicher, wie er es ja noch heute ist.

Und nun zog die romantische Zeit herauf, der Spanien das Lieblingsland werden sollte. Die Romantiker, die sich aus einer unerquicklichen Gegenwart in fremde Länder und vergangene Zeiten sehnten und für Mittelalter und Katholizismus schwärmten, fanden in dem fernen, mittelalterlichen und katholischen Lande mit seinen hohen, von mystischem Dunkel erfüllten Domen, seinen sagenumwobenen Ritterburgen, seinem altertümlichen Volksleben ihre kühnsten Träume verwirklicht. Schon Herder äußert eine ganz romantische Neigung zu Spanien, wenn er schreibt: „Man wird so ruhig und sanft auf den spanischen Feldern... wir wollen einmal so zu leben suchen."[5]) Diese Sehnsucht teilten viele Zeitgenossen.

Die deutsche Romantik hat zwei Seiten, eine wissenschaftliche und eine gemütliche; jene wiegt in der älteren, diese in der jüngeren Romantik vor. Die ältere Romantik hat das größere Verdienst, dem deutschen Volk die Schätze der ausländischen, besonders der spanischen Literatur in mustergültigen Übersetzungen erschlossen zu haben. Wenn Tieck den „Don Quijote" übersetzt hatte, der den Romantikern das Ideal des Romans war, so gab Jacob Grimm eine Sammlung alter Romanzen heraus[6]), und A. W. v. Schlegel warf sich mit Feuereifer auf das spanische Drama, besonders Calderon. Er veröffentlichte 1803 die „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie", 1803—1809 das „Spanische Theater", 1809—1811 seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", in denen das altspanische Drama einen breiten Raum einnimmt.[6a]) F. v. Schlegel dichtete ein spanisches Drama „Alarkos" (1802), v. Arnim die „Gräfin Dolores", Brentano den „Ponce de Leon".

Das durch die Literaten geweckte Interesse für Spanien zog weitere Kreise.

4a) Berger, Don Quijote in Deutschland (Diss. Heidelberg 1908).

5) Farinelli, a. a. O. 1892, S. 332.

6) „Silva de Romances viejos" 1815.

6a) W. Schwartz, A. W. Schlegels Verhältnis zur span. und port. Literatur (Diss. Halle 1913).

Während man Spanien bisher nur aus den in Deutschland eifrig gelesenen Schilderungen französischer und englischer Reisender kannte, beginnen jetzt auch Deutsche über die Pyrenäen zu wallfahrten[7]), unter den ersten das große Paar der Brüder Humboldt. In demselben Jahre, in dem Tieck den 1. Band des „Don Quijote" veröffentlichte (1799), wurde A. v. Humboldt durch seine Barometermessungen der wissenschaftliche Entdecker des spanischen Bodenreliefs, besonders der für dieses so charakteristischen Hochplateaus.[7a]) Gleichzeitig bereiste Wilhelm mit seiner Familie die Halbinsel. Andächtig verweilten sie im Escorial vor den Gräbern Philipps II. und Elisabeths und gedachten in der Pracht der andalusischen Vegetation an Goethes „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn". Eine Frucht dieser Reise ist Humboldts klassische Schilderung des Montserrat und die noch heute bewunderungswürdige „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache", mit der er den Grund zur iberischen Ethnologie und zum Studium des Baskischen legte.

Mehr noch als durch diese schöngeistigen Beziehungen wurden dann die beiden Völker durch gemeinsames Unglück einander genähert. Deutschland fiel 1806, Spanien zwei Jahre später unter die Tyrannei des korsischen Eroberers. Beider Schicksal schien besiegelt. Aber nun geschah etwas ganz Unerwartetes, Ungeheures. Aus den verfallenden Städten, den elenden Dörfern Spaniens sammelte sich eine dunkle Masse, von der niemand etwas gehört hatte, am wenigsten der korsische Eroberer: das spanische Volk, und nun erlebte Deutschland, selbst in Ketten liegend und von seinen Fürsten verlassen, das große Schauspiel des spanischen Volksaufstandes und Befreiungskrieges. In der heldenmütigen Verteidigung von Zaragoza und Gerona, bei der Männer wie Mauern, Weiber wie Männer standen, schienen die Tage von Sagunt und Numantia wiederaufzustehen. Staunend sah die Welt, wie ein Volk ohne Staat, ohne Heer sich selbst befreite. Der „Dos de Mayo", der Aufstand in Madrid am 2. Mai 1808, wurde der Weckruf für die anderen von Napoleon geknechteten Völker. Nie soll Europa dem spanischen Volke den 2. Mai vergessen! Wie stark das spanische Beispiel auf Deutschland gewirkt hat, zeigt die damalige Literatur. In den Jahren 1808 bis 1813 erschienen außer zahlreichen Schriften über den spanischen Freiheitskrieg nicht weniger als drei deutsche Dramen über Numantia[8]), und selbst der Turnvater Jahn, ein ungelehrter Mann, pries in seinen Schriften das Heldentum der Numantiner.[8a]) H. v. Kleist schrieb über seinen „Katechismus der Deutschen" die Worte: „nach dem Spanischen abgefaßt", und seine „Hermannsschlacht" zeigt fast auf

7) Der erste deutsche Reiseführer von Volkmann, dem Baedeker des 18. Jahrh., erschien 1785.

7a) S. meinen Aufsatz „Begriff und Wort Hochebene" (Petermanns Geogr. Mitteil. Juli 1914).

8) 1. De la Motte Fouqués Übersetzung von Cervantes' Tragödie „Numancia". 2. „Der Numantiner Freiheitskampf", Tragödie in 5 Akten von K. Jul. Blumenhagen. 3. G. Ad. Salchow, „Numantias", episches Heldengedicht in 12 Gesängen. Ein von Jak. Fr. Becker verfaßtes Drama „Die Numantiner" wurde nicht gedruckt, A. W. Schlegel hat von einer Übersetzung der „Numancia" des Cervantes nur die erste Szene veröffentlicht.

8a) „Deutsches Volkstum" (1808): „Den Opfertod sind Helden zu allen Zeiten gestorben, aber kein zweites Volk so beispielgroß wie Numantia."

jeder Seite die Einwirkung des spanischen Vorbildes.[9]) Das waren verhüllte, aber deutliche Aufforderungen zur Nachahmung des spanischen Beispiels. Bald lernten viele dies heldenhafte Land aus eigener Anschauung kennen. In Napoleons Heer mußten Tausende deutscher Krieger gegen Spanien kämpfen. In ihren Tagebüchern[10]) spricht sich die Bewunderung für das tapfere spanische Volk und seine ritterliche Art aus. Als sich das deutsche Volk zum heiligen Kampfe rüstete, dienten nächst dem österreichischen Landsturm die spanischen Guerillas als Beispiel.[10a]) Unverkennbar gehört die Bewunderung für das spanische Vorbild zu den stärksten Hebeln des deutschen Freiheitskampfes. Endlich, fünf Jahre später als Spanien, erhob sich auch Deutschland zum Freiheitskampfe; auch hier das Volk, nicht die Fürsten, die vielmehr — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — um ihre Throne bangend, erst mitgerissen werden mußten.

Wie der Freiheitskampf der beiden Völker, so zeigen auch ihre nächsten Schicksale manche Ähnlichkeit, aber keine erfreuliche. In Deutschland folgte wie in Spanien auf die schöne Zeit der Volkserhebung die dumpfe Reaktion. Bald saßen die Fürsten, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, wieder auf ihren Thronen, und das Volk, das sie ihnen gerettet hatte, wurde kläglich um die versprochenen Rechte betrogen. Trauriger noch als in Deutschland sah es in Spanien aus. Über das durch die napoleonischen Kriege völlig verwüstete Land kam jetzt die entsetzliche Geißel des 7jährigen Bürgerkrieges zwischen Don Carlos, dem nach dem Grundgesetz der spanischen Dynastie der Thron gebührte, und Cristina, der Ferdinand VII. jenes Gesetz umstoßend, die Regentschaft für seine unmündige Tochter Isabella übergeben hatte (1833—1840). Und nun kann man ein merkwürdiges Schauspiel beobachten. Aus Deutschlands unerquicklichen Zuständen heraus stiehlt sich eine kleine Schar tapferer Männer durch Frankreich über die Pyrenäen; es sind preußische Offiziere, darunter später berühmte Namen, wie v. Goeben und Fürst Lichnowski. Ihre Berichte[11]) sind einstimmig in dem Lobe des Heldenmutes und der Kriegstüchtigkeit der kleinen und schlecht ausgerüsteten karlistischen Armee und in der Bewunderung ihrer Führer Zumalacarregui und Cabrera, dem Baron v. Rahden in einer Biographie ein schönes Denkmal gesetzt hat. Diese preußischen Offiziere hat die Begeisterung für Spanien über die Pyrenäen geführt.

Das durch die ältere Romantik geweckte Interesse für das spanische Volk war durch den spanischen Freiheitskampf mächtig gesteigert worden. Das äußert sich in der jüngeren Romantik (1806—1830). Während ihre Vorgänger, die Schlegel und Tieck, in strenger wissenschaftlicher Arbeit die spanische Literatur erschlossen hatten, ließen die jüngeren Romantiker ihre Phantasie auf den spanischen Gefilden schweifen und verbreiteten ein wenn auch falsches, so doch schönes Bild des fernen Lan-

9) Max Lehmann, „Scharnhorst" II, 182.

10) „Memoiren aus den spanischen Freiheitskämpfen", bearbeitet von Kircheisen („Bibliothek wertvoller Memoiren", 7. Band, 1908). Vgl. Anm. 11.

10a) Vgl. Max Lehmann, „Scharnhorst" II, 547.

11) W. Stricker, Die Deutschen in Spanien und Portugal (1850); v. Goeben, „Vier Jahre in Spanien" (Hannover 1841); Fürst v. Lichnowski, „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838, 1839" (1841); W. v. Rahden, „Wanderungen eines alten Soldaten" (1851) und „Cabrera" (1840); G. Höfken, Tirocinium eines deutsch. Offiziers in Spanien (1841).

des. Es ist die Zeit, in der in Frankreich Victor Hugo den „Ruy Blas", A. de Musset seine „Contes d'Espagne", P. Mérimée die durch Bizet unsterblich gewordene „Carmen" dichteten und in England W. Irving die „Alhambra" schrieb. Auch bei den deutschen Dichtern dieser Zeit — Chamisso, Platen, Uhland, Immermann, Müllner usw. — begegnen wir spanischen Stoffen. Mit besonderer Vorliebe bewegt sich Heinrich Heine in spanischem Gewande. Er ergeht sich am Arme seiner Doña auf den Wällen Salamancas und läßt Don Henriquenz sporenklirrend, serenadend durch Salamancas Straßen wandeln. Der „Romancero" trägt einen spanischen Namen, und „Atta Troll" spielt in der wilden Bergwelt der Pyrenäen. Auch die Musiker der Romantik behandelten spanische Stoffe: K. M. v. Weber die „Preziosa", Kreutzer das „Nachtlager von Granada".

Die nächsten Jahrzehnte sind für beide Länder eine Zeit heftiger innerer Kämpfe. Während aber Deutschland durch Bismarck Schritt für Schritt zu Einigung und neuer Größe geführt wurde, versagte das Geschick dem schwer geprüften Spanien einen großen Staatsmann. Wie mittlerweile in Deutschland das durch die Romantiker erregte Interesse für Spanien beständig zunahm, zeigt am besten die Literatur, in der Übersetzungen und Nachbildungen spanischer Werke immer zahlreicher werden. Es sei nur an Graf v. Schacks „Spanisches Theater" (1845), an Geibels „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (1843), an das von E. Geibel und P. Heyse herausgegebene „Spanische Liederbuch" (1852), an Grillparzers „Jüdin von Toledo" und Zedlitz' „Nächte zu Valladolid" erinnert. Tiecks Übertragung des „Don Quijote" wurde immer wieder aufgelegt und in keinem Lande das spanische Original so oft gedruckt wie in Deutschland. E. M. Arndt urteilte[12]: „Und wenn die Welt untergehen wollte, und man behielte die Bibel und Shakespeare und Cervantes, das Beste wäre gerettet." Damals sang Geibel sein „Fern im Süd das schöne Spanien", seitdem ein Lieblingslied der gefühlvollen Jugend.

Politisch berührten sich dann die beiden Länder wieder am Vorabend des großen Krieges, den Deutschland gegen Frankreich führen mußte. Die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern wurde der Anstoß zum Kriege. Daß Spanien damals unter Übergehung französischer Bewerber einem deutschen Fürsten die Krone Karls V. anbot, bezeichnet nicht nur das freundschaftliche Verhältnis der beiden Länder, sondern auch die Uneigennützigkeit, deren man sich zu Deutschland versah. Denn nie hätte Spanien einen fremden König geduldet, der andere als spanische Interessen verfolgte. In der Tat hatten die beiden weit auseinandergelegenen Länder keinerlei Anlaß zu irgendwelchem Mißtrauen. In diesem Sinne sind die Beziehungen Spaniens zu Deutschland seit 1870 immer freundschaftliche gewesen.[13]) Die Differenz über den Besitz der Karolineninseln wurde durch Deutschlands Entgegenkommen in einem für Spanien günstigen Sinne behoben (1885). Auch der Verkehr der beiden Länder hat zugenommen. Während man deutsche Kaufleute und Industrielle in allen Teilen des Landes findet, ist auch die Zahl derer, die das Land, sei es als gewöhnliche Reisende, sei es zu Studien, besuchen, immer größer geworden. Im Jahre 1897 er-

12) „Versuch einer vergleichenden Völkergeschichte" (1843) S. 166.

13) v. Brandt, „Deutschland und Spanien" (Deutsche Revue 32, 1907).

schien die erste und schon 1913 die dritte Auflage des deutschen Baedekers von Spanien. Vor allem hat sich die deutsche Wissenschaft lebhaft mit Spanien beschäftigt. W. v. Humboldt wurde der Begründer eines wissenschaftlichen Studiums der baskischen Sprache. Von deutschen Gelehrten stammen die besten Werke über das Jahrhundert Karls V. und Philipps II., über den König der altspanischen Maler, Velasquez, über den geographischen Bau und die Flora der Halbinsel[14]), die beste Karte von Spanien[15]), die Sammlung der lateinischen Inschriften und die der iberischen Sprachdenkmäler[16]), die erste textkritische Sammlung der Romanzen.[17]) Die reichen Schätze der spanischen Bibliotheken und Archive sind besonders von deutschen Forschern beschrieben worden. Von neueren deutschen Musikern bedienten sich spanischer Stoffe Rich. Strauß (in „Don Quijote" und „Don Juan") und H. Wolf (in seinem „Spanischen Liederbuch und der nach Alarcon komponierten Oper „Der Corregidor"). Wenn ich sage, daß kein anderes Volk sich mit solchem Interesse wie wir mit Spanien beschäftigt hat, so kann ich mich hierfür auf ein spanisches Urteil berufen.[18]) In neuerer Zeit haben die mannigfachen Beziehungen, welche E. Hübner, der Herausgeber der lateinischen Inschriften Spaniens, während dieses Lebenswerkes unterhalten hatte, deutsche und spanische Forscher genähert und kürzlich die Ausgrabungen von Numantia zu einem lebhaften, auf beiden Seiten als Gewinn empfundenen Austausche geführt. Das überaus freundliche Entgegenkommen, welches diese Unternehmung bei der spanischen Regierung und der Intelligenz des Landes fand, war ein neuer Beweis für die guten Beziehungen der beiden Länder und für die alte spanische Gastlichkeit, wie denn auch der Ministerpräsident Canalejas die Ausgrabungen mit seinem Besuch beehrte.

In den letzten Jahren schien sich freilich die spanische Regierung der Entente, England und Frankreich, zu nähern, und diese mögen bestimmt mit seiner Waffenhilfe im Falle eines Krieges gegen Deutschland gerechnet haben. Sie sahen sich enttäuscht. Das spanische Volk wollte keinen Krieg mit Deutschland.

II.

Beim Ausbruch des Weltkrieges erklärte Spanien seine Neutralität. Sie entspricht einer vernünftigen Realpolitik, denn Spanien hat weder an der Niederwerfung Deutschlands noch an einer Niederlage Frankreichs ein Interesse; Gibraltar könnte Spanien auf die Seite der Gegner Englands führen, jedoch erst dann, wenn Aussicht auf Niederwerfung Englands und Wiedergewinn Gibraltars eintritt. Aber es ist kein Geheimnis, daß bei aller durch die Neutralität gebotenen Zurückhaltung der Regierung die meisten Spanier, nämlich nicht allein die maßgebenden Faktoren: die Konservativen, das Militär, die Geistlichkeit, sondern auch weite Kreise des Volkes, mit Deutschland

14) Die Werke von Ranke, Justi, Th. Fischer, M. Willkomm.

15) von Vogel in Stielers Handatlas.

16) Hübner, „Corpus Inscr. lat." II, und „Monumenta Linguae Ibericae".

17) F. J. Wolf und C. Hofmann, „Primavera y Flor de Romances". Berlin 1856, 2 Bde.

18) Duran, der Herausgeber der Romanzen, schreibt (*„Romancero general"* I, p. VIII): „Alemanes son los que mejor han publicado la historia de nuestra literatura y teatro, los que sabia-y filosoficamente han reimpreso, comentado y juzgado algunas de nuestras crónicas."

sympathisieren. Diese deutschfreundliche Haltung muß auffallen, wenn man bedenkt, daß sich Spanien nicht anders wie Italien der Blutsverwandtschaft mit Frankreich bewußt ist, und daß es seit alters zu ihm noch nähere Beziehungen hat als Italien. Der junge Spanier, der die Welt kennen lernen will, geht nach Paris. Paris versorgt die spanische Presse mit den Nachrichten über das Ausland, und aus Paris bezieht die elegante Welt Spaniens allen Segen und Unsegen der französischen Kultur. Die einzige fremde Sprache, welche der Spanier kennt, ist die französische, und nur französische Bücher sind in Spanien überall verbreitet. Man könnte dagegen betonen, daß doch Spanien die barbarische Verwüstung des Landes und den Raub seiner Kunstschätze durch die Soldaten Napoleons nicht vergessen könne, aber historische Erinnerungen spielen augenscheinlich heute keine Rolle, sonst müßten ja auch die Italiener Frankreich wegen Korsikas und Savoyens hassen, was nicht der Fall ist. Die freundliche Haltung Spaniens ist um so auffallender, als sich unsere Gegner alle Mühe gegeben haben, auch in Spanien gegen uns zu hetzen. Gaben sich doch selbst französische Gelehrte dazu her, nicht allein Deutschland, sondern auch deutsche Kollegen, mit denen sie vor dem Kriege die besten Beziehungen unterhielten, in Spanien anzuschwärzen, eine Würdelosigkeit, deren sich kein deutscher Gelehrter schuldig gemacht hat. Aber weder sie noch die Politiker der Gasse, die Italien in den unsinnigsten aller Kriege stürzten, haben Glück gehabt. Das spanische Volk läßt sich seine Sympathien und seine Politik nicht vorschreiben.

Woraus erklärt sich nun diese auffallende Hinneigung Spaniens zu Deutschland? Materielle Interessen kommen nicht in Frage, denn sie weisen Spanien nach Frankreich, von dem es wirtschaftlich und kulturell abhängig ist, während Spanien von Deutschland zur Zeit nicht den geringsten Vorteil ziehen kann. Eher könnte man politische Gründe anführen: daß die Konservativen und die Geistlichkeit von dem republikanischen und kirchenfeindlichen Frankreich den Umsturz fürchten, während sie in dem monarchischen und religiösen Deutschland die Ordnung und Disziplin verkörpert sehen, und daß die Freundschaft mit Frankreich und England bisher nur faule Früchte eingebracht hat. Aber auch diese Gründe sind nicht ausschlaggebend, denn trotz aller bösen Erfahrungen hatte sich die spanische Regierung vor dem Kriege der Entente zugeneigt. Nein, der Grund liegt nicht bei der Regierung und der Politik; der eigentliche Grund ist der gemütliche Anteil, den Spaniens Volk an dem von allen Seiten überfallenen und nach allen Seiten deutsche Hiebe austeilenden Deutschland nimmt. Worauf beruht nun dieser gemütliche Anteil? Ich finde den Grund im spanischen Nationalcharakter.

Der Grundzug des spanischen Charakters ist Ritterlichkeit. Im schärfsten Gegensatze zum Italiener, der skrupellos nur seinem Vorteil nachgeht, lassen sich die Spanier mehr als irgendein anderes Volk von ideellen Motiven bestimmen. Während die durch und durch machiavellistische Politik Italiens ihr Ziel darin sieht, aus allen politischen Konjunkturen Nutzen zu ziehen, so daß Italien seine Befreiung durch Napoleons III. schwer erkaufte Hilfe anbahnte, durch Deutschlands Sieg über Frankreich vollendete, dann jahrzehntelang aus dem Dreibund Vorteile zog, um jetzt einer neuen Konjunktur wegen dieses Bündnis zu bre-

chen, würde der spanische Staatsmann, der ähnliches wagte, von dem Unwillen des ganzen Volkes weggefegt werden. Man begegnet diesem Idealismus in der ganzen spanischen Geschichte. Wie oft haben die Spanier auch dann noch gekämpft, wenn jeder Widerstand vergeblich war! Deshalb kennt die Geschichte keine glänzenderen Freiheitskriege als die spanischen, von dem 200jährigen Kampfe gegen Rom über die 800Jahre der Reconquista bis zu dem Kampfe gegen Napoleon. Spaniens Widerstand gegen Nordamerika war von vornherein nutzlos, aber er war eine Forderung der nationalen Ehre. Auch der unfruchtbare Kampf in Marokko läßt sich nur aus dieser idealistischen Politik verstehen. Dieser ritterliche Grundzug des spanischen Charakters ist es, der dem Spanier die schöne Gabe verleiht, gerecht zu sein gegen fremde Tüchtigkeit und Deutschlands wissenschaftliche, technische, kulturelle Leistungen anzuerkennen, welche Englands und Frankreichs Neid vertilgen möchten. Diese schon vor dem Weltkriege vorhandene Sympathie mußte durch Deutschlands Eintritt in den Kampf um seine Existenz mächtig gesteigert werden, denn wie sollte nicht dieses Volk der Freiheitskämpfer den Kampf Deutschlands um sein Dasein bewundern! Daß Deutschland in diesem Falle war, haben alle Lügen seiner Gegner den Spaniern nicht ausreden können; es war zu deutlich, daß Deutschland und Österreich nicht den Kampf gegen vier Großmächte gesucht hatten. Besondere Sympathien erweckt in Spanien die ritterliche Figur des Kaisers. Man hatte erlebt, wie er 25 Jahre lang bis an die äußerste Grenze sich um den Frieden und die Freundschaft der Nachbarstaaten bemühte, und hört nun, wie er freundlich mit den verwundeten Soldaten des Volkes spricht, dessen Presse ihn mit Kot bewirft.

Es lohnt sich, dieser ritterlichen Gesinnung, aus der sich m. E. Spaniens Sympathie für uns erklärt, nachzugehen und zu zeigen, daß sie in der Tat der Grundzug des spanischen Charakters ist. Zu einer solchen Betrachtung dürfte um so mehr Veranlassung sein, als man sich bei uns noch vielfach von Spanien eine falsche Vorstellung macht. Wir haben aber auch sonst allen Grund, uns mit Spanien zu beschäftigen, weil zu hoffen ist, daß aus diesem Kriege eine enge Freundschaft der beiden Länder hervorgehen wird.

III.

Das große Publikum denkt bei dem Namen Spanien an die bunte Pracht der Stiergefechte, an Fandango und Serenaden, kurz an all das fröhliche Leben, wie es uns aus hundert Reisebeschreibungen und Genrebildern, aus dem „Barbier von Sevilla“ und „Carmen“ entgegenlacht. Dieses malerische und romantische Spanien stammt aus der Dichtung der Romantiker. Aber dieses bunte und heitere Bild ist in Wahrheit ein Trugbild. Erstens bezieht man fälschlich jene nur auf einen kleinen Teil des Landes, auf das lustige Sevilla, passenden Schilderungen auf das ganze Land, und zweitens ist auch in Andalusien und erst recht im übrigen Spanien das Leben kein ewiger Fandango, sondern mehr ernst als heiter. Aber das große Publikum, das große Kind, hält nun einmal an den alten liebgewonnenen Bildern fest, und das ist auch insofern kein Schaden, als dadurch manchem Spanien lieb geworden ist. Die Spanier selbst haben freilich oft genug gegen dieses romantische Bild ihres Landes protestiert — etwa wie in Italien mancher gefühlvolle Reisende mit seiner

einseitigen Schwärmerei für das malerische und romantische Italien Anstoß erregt hat. Kein Volk läßt sich gerne nur als historische Reliquie ansehen, am wenigsten ein solches, das bestrebt ist, neues Leben aus den Ruinen zu erwecken. Jenes Theaterbild des lustigen Spaniens ist genau so falsch wie die herrschende Vorstellung von der Natur des Landes, das man sich, weil die Dichter immer wieder von Granada und Sevilla schwärmten, als einen Garten von Orangen und Granaten vorstellte, während in Wahrheit Spanien voll öder Steppen und wilder Berge ist und sich der schöne Teil auf die schmale Küste beschränkt. Ganz wie der Charakter des Landes ist der der Bewohner im allgemeinen nicht heiter, sondern im Gegensatz zum Italiener und Franzosen ernst und würdig. Nicht der lustige Schelm Figaro, sondern Don Quijote ist der Typus des Spaniers. Figaro ist nur in Andalusien zu Hause, Don Quijote dagegen fast im ganzen übrigen Spanien. Jeder, der mit den romanischen Ländern vertraut ist, empfindet, daß jenseits der Pyrenäen ein ganz anderer Menschenschlag beginnt, daß der Spanier vom Italiener und Franzosen völlig verschieden ist. Wer mit der Ethnologie des Landes vertraut ist, weiß, daß dieser Gegensatz vor allem auf der Verschiedenheit der Urbevölkerung beruht, daß Spanien durch die afrikanisch-iberische Rasse bestimmt wird, während in jenen Ländern das indogermanische Element vorwiegt. Aber außer der ethnologischen hat der spanische Charakter eine historische Grundlage. Er ist 800 Jahre lang durch Krieg und Rittertum gehämmert und gehärtet und friedlicher Kultur entfremdet worden.

Mit einem Worte pflegt man den spanischen Charakter zu bezeichnen, indem man vom spanischen Stolz spricht. Besser setzt man dafür den Begriff der Ritterlichkeit ein, von der der Stolz nur eine Seite ist. In einer wundervoll gezeichneten Figur hat Cervantes, der größte Dichter der Nation, den spanischen Nationalcharakter verkörpert: in „Don Quijote". Wie die Odyssee dadurch für den Griechen das Buch der Bücher wurde, weil Odysseus den Typus des vielgewandten Griechen aus der großen Zeit der Kolonisation darstellte, wie der „Faust" das Ringen deutschen Geistes verkörpert, wie Camoëns deshalb der Nationaldichter der Portugiesen ist, weil er in den „Lusiaden" ein Idealbild der kühnen portugiesischen Seefahrer geschaffen hat, so beruht die nationale Bedeutung der Dichtung des Cervantes darauf, daß jeder edle Spanier in dem irrenden Ritter sein Ebenbild erkennt. Unseren Kindern freilich ist „Don Quijote" nur das lustige Buch von dem verrückten Ritter und seinem scherzhaften Knappen, also einer jener spanischen Abenteuerromane, die vom „Lazarillo de Tormes" bis zum „Gil Blas" ganz Europa ergötzten. Wer tiefer sieht, weiß, daß der „Don Quijote" nichts mit jenen Abenteuerromanen zu tun hat, sondern ein tiefernstes Werk ist, das Cervantes mit seinem Herzblut geschrieben hat. Gewiß, der irrende Ritter fällt von einer Tollheit in die andere, aber er handelt in dem Banne hoher Ideale, er will das alte Rittertum wieder erwecken und das Unrecht strafen. Dabei hat er freilich den Blick für die Wirklichkeit verloren und stößt auf allerhand Hindernisse, welche ihn narren und seine Taten lächerlich machen. Wie wenig aber der Dichter diese Figur des irrenden Ritters, der von Windmühlen über den Haufen geworfen, von Maultiertreibern zerbläut

wird, als lächerlich und verächtlich angesehen wissen will, zeigt er jedem, der es nicht so sieht, an Don Quijotes Knappen Sancho Panza. Dieser sieht im Gegensatze zu seinem Herrn die Dinge, wie sie sind, er nimmt Mühlen für Mühlen, Schafherden für Schafherden, hält sich, während sein Herr von Traumbildern lebt, an wohlbesetzte Tafeln und goldgespickte Felleisen, auch wenn sie fremdes Eigentum sind, und verlangt nach der ihm versprochenen Insel, um hier in behaglicher Muße zu leben. Steht nun dieser praktische Sancho höher als Don Quijote? Der Dichter läßt keinen Zweifel. Don Quijote steht, selbst wenn er übel zerbläut am Boden liegt, hoch über seinem Knappen, der mit klarem Blicke das Unheil kommen sah, und nie würde es Sancho einfallen, sich für besser als seinen Herrn zu halten. Und wie Sancho empfinden auch wir. Wer wollte Sancho über Don Quijote stellen? Niemand! Wen beschliche bei Don Quijotes seltsamen Taten etwas von dem Grausen, wie es ein wirklich Verrückter einflößt? Und zwischen seinen törichten Streichen ist Don Quijote voll guten Verstandes und edlen Gefühles. Jeder erfreut sich über seine Reden an der Tafel des Herzogs und wo er sonst seine Weltanschauung bekennt[19]) und empfindet die tiefe Tragik dieses Lebens, wenn Don Quijote auf dem Totenbette seine Phantastereien bereut. Wir lieben ihn, diesen den Ausgeburten seiner Phantasie nachjagenden Ritter, und bewundern an ihm, daß er trotz aller üblen Erfahrungen an seinen Idealen festhält. Denn wer liebte sie nicht, diese Märtyrer des Idealismus, die unbekümmert um alle Mißerfolge ihren hohen Zielen nachjagen? Damit ist gesagt, warum Cervantes im „Don Quijote" nicht nur das größte Werk der spanischen Literatur, sondern ein Werk der Weltliteratur geschaffen hat. **Don Quijote ist nicht allein die Verkörperung des alten spanischen Idealismus, sondern des Idealismus überhaupt.** Er findet in den Edelstein jedes Landes seinesgleichen. Was wir einen Weltverbesserer nennen, ist nichts anderes, und wo immer ein hochgestimmter Mensch für unerreichbare Ideale kämpft und leidet, haben wir einen Don Quijote vor uns. Ein Don Quijote ist Platon, der an die Verwirklichung seines Idealstaates glaubte, ein Don Quijote Demosthenes, der Kleinstaaten ohne Heer und Geld gegen die mazedonische Großmacht führte, ein Don Quijote Luther, der den Kampf gegen die fest auf dem Glauben der Massen beruhende Macht der Kirche unternimmt. Gerade in Deutschland sind — und es sei zu unserem Lobe gesagt — die Don Quijotes häufig; gerne lassen wir anderen Nationen den Ruhm, mehr Sanchos hervorzubringen. Das Volk der Denker hat man uns genannt, man könnte uns besser das Volk der Idealisten nennen. Ein geistvoller Gelehrter[20]) hat unsere Unbeliebtheit im Auslande auf den deutschen Idealismus zurückführen wollen, der überall zu tadeln finde, während die anderen die Dinge nähmen, wie sie sind, und mit jedermann in Frieden lebten. Zweifellos spielt dieser Gegensatz der Weltanschauung eine Rolle, wenn auch der Hauptgrund des Hasses unserer Gegner ein viel gröberer,

19) „Don Quijote" II, 43: „Solamente disparaba en tocándole en la caballeria, y en los demas discursos mostraba tener claro y desenfadado entendimiento, de manera que á cada paso desacreditaban sus obras su juicio, y su juicio sus obras."

20) P. Hensel in seinem Vortrag „Wir und das Ausland" (Erlangen 1914).

der Neid auf deutsche Tüchtigkeit, sein dürfte. Es ist kein Zufall, daß gerade in Deutschland besonders viele Ausgaben und Übersetzungen des „Don Quijote" erschienen sind, so daß der „Don Quijote" jedem Gebildeten bekannt ist. Der deutsche Leser erkennt oder ahnt in dem kastilischen Ritter einen Verwandten des deutschen Geistes. Und hat nicht unser Schiller, der Prophet der idealistischen Weltanschauung, in Marquis Posa eine andere, zwar weniger lebensvolle, aber sehr dramatische Verkörperung des spanischen Idealismus geschaffen?

Für Spanien bedeutet der Don Quijote die Verkörperung des altspanischen Idealismus. Dieses hochstrebenden Geistes waren die kastilischen Ritter, die 800 Jahre lang kämpften, bis das Vaterland von den Ungläubigen befreit war, dieses Geistes ihre Nachfolger, die Konquistadoren, die dem Kreuze die neue Welt unterwarfen; dieses Geistes war auch Ignaz von Loyola, der aus einem Kriegsmanne ein Vorkämpfer der Kirche wurde. Ein einsichtiger Historiker hat geurteilt[21]): „Wir suchen vergebens in einem anderen Lande Europas nach einer gleichen Hingebung der ganzen Nation an allgemeine ideale Zwecke; die Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes, die Reinheit und das Ansehen der Religion, die Würde des Königs begeistert jeden Spanier zu der höchsten Opferfreudigkeit." Das Unglück war, daß sich mit diesem gewaltigen Streiten für die Herrschaft des Kreuzes blinder Fanatismus und rohe Unkultur paarten, daß man über den kriegerischen Idealen die des Friedens vergaß und wohl zu erobern, aber nicht zu kolonisieren verstand. So ergeht es Don Quijote, der Haus und Hof verläßt, um den Idealen der irrenden Ritter nachzujagen. Auch nach der Ritterzeit hat Spanien die schönen den nützlichen Künsten vorgezogen. Während die Malerei ihre glänzende Blume entfaltete und Kirchen und Paläste miteinander wetteiferten, verödete das Land ringsum immer mehr. Auch heute noch wird es in Spanien leichter sein, das Geld für eine Plaza de Toros und eine Kirche als für eine Straße oder eine Talsperre zusammenzubekommen.

Heute sind in Spanien die Don Quijotes vielleicht seltener als in anderen Ländern. Die religiösen Ideale sind verblaßt, und der Niedergang des Landes hat auch die besten Patrioten zu einer tiefen Resignation geführt. Es gibt Spanier, die sich Don Quijotes schämen, andere, die sogar behaupten, Cervantes habe in ihm gar nicht den spanischen Charakter zeichnen, sondern nur die Ritterromane parodieren wollen.[21a]) Als ob eine bloße Parodie jemals ein Buch der Weltliteratur hätte werden können! Aber noch immer finden sich hochgesinnte Männer, die nicht müde werden, trotz aller Mißerfolge sich für hohe und unerreichbare Ziele einzusetzen. Einer meiner kastilischen Freunde kämpft seit Jahrzehnten für eine wichtige Angelegenheit der Volkswirtschaft, für den Wald, gegen die teils von den Hirten, teils von den Besitzern selbst angelegten Waldbrände, denen allmählich auch die letzten Reste der spanischen Wälder zum Opfer fallen. Gebessert hat er bei der

21) Baumgarten, „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution" (1865). S. 2.

21a) Noch dümmer ist es aber, wenn Heinrich Heine behauptet, der „Don Quijote" sei die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung (Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quijote", 1837).

Ignoranz und Indolenz der Bevölkerung, der Passivität der Regierung, nichts, wohl aber reichlich Ärger und Feindschaft geerntet. Warum läßt dieser Mann nicht Waldbrand Waldbrand sein und verwendet seinen Einfluß und sein Geld dazu, eine politische Rolle zu spielen? Weil er ein Don Quijote ist! Ein anderer hat ein neues Projekt zur Schiffbarmachung des Tajo ausgearbeitet, ein seit 400 Jahren immer wieder auftauchender Plan, der an und für sich vielleicht ausführbar wäre, es aber im gegenwärtigen Spanien nicht ist, weil es an Geld, Einsicht und an der nicht minder nötigen Stetigkeit der Regierung fehlt. Ein dritter plant eine Reform der Universitäten nach deutschem Muster, ein vorläufig aussichtsloses Beginnen, da er zuerst das ganze geistige Leben Spaniens umgestalten müßte. Im großen treibt die spanische Regierung idealistische Politik, indem sie eher an Marokko und anderen überseeischen Besitz als an die viel näheren und wichtigeren Reformen im eigenen Lande denkt.

Wenn nun auch das hohe politische und religiöse Streben der Ahnen im heutigen Spanien matter geworden ist, so hat sich doch die Begeisterung für alles Gute und Schöne erhalten, die Ritterlichkeit der Gesinnung. Für Vaterland, Freundschaft, Liebe, für alles, was das Herz des Menschen höher schlagen macht, wird das des Spaniers am höchsten schlagen. So ist Don Quijote jederzeit bereit, sich einzusetzen, wo es gilt, die Unschuld zu beschützen und Gewalt zu brechen. Dieser Idealismus äußert sich am stärksten in der Liebe zum Vaterlande. Spaniens Zukunft ist jedem edlen Spanier die erste Angelegenheit. Nie wird ein Spanier sein Volk verleugnen oder gar im Ausland sein Verräter werden, wie man es an entarteten Söhnen größerer Nationen erlebt hat!

Die erste Tugend des Ritters ist die Tapferkeit. Von ihr legt jede Seite der spanischen Geschichte ein glänzendes Zeugnis ab. Die Römer haben Gallien in 10, Spanien erst in 200 Jahren unterworfen, und weniger durch kriegerische Erfolge als durch die Uneinigkeit der iberischen Stämme. Napoleons sieggewohnte Heere sind an den spanischen Guerillas zuschanden geworden. Wenn man gesagt hat, daß die Spanier nur hinter den Mauern ihrer Städte tapfer seien, so wird das durch genug glänzende Schlachtensiege widerlegt; richtig ist nur, daß die eigentümlichen Seiten der spanischen Kriegführung die fanatische Städteverteidigung und der Kleinkrieg sind. Der Guerillakrieg ist in keinem Lande zu solcher Meisterschaft ausgebildet worden und führt mit Recht den spanischen Namen. Viriatus und Sertorius, Zumalacarregui und Cabrera waren seine Meister. Dieser Krieg, bei dem Land und Menschen in idealer Weise zusammenwirken, macht Spanien unbesiegbar. Nie wird eine fremde Nation Spanien auf die Dauer erobern können!

Die zweite Rittertugend ist die Frömmigkeit. Sie ist noch heute bei hoch und gering verbreiteter als in anderen Ländern, sosehr auch der aus Frankreich eindringende Unglaube zersetzend wirkt. Besonders der Adel hält streng an Glaube und Brauch der Väter fest. Man wirft der spanischen Frau Mangel an Bildung vor. Freilich ist ihre einzige Bildung die religiöse, aber diese dünkt mich für Frauen besser als die Halbbildung der modernen Damen. Die Sittlichkeit der Frauen ist in keinem europäischen Lande besser als in Spanien, und das ist die Hauptsache. Der spanische Klerus ist in kultureller

Hinsicht zweifellos ein Hemmnis, und er will es sein. Exzentrisch, wie es der Spanier überhaupt ist, hat er bisher selbst den Versuch, Glauben und Bildung miteinander zu versöhnen, abgelehnt. Aber man darf nicht übersehen, daß sein Eifer für Religion und Tradition auch eine gute Seite hat, zumal in diesem Lande, dessen breite Massen leidenschaftlich und ungebildet sind.

Die Königstreue macht sich in Spanien weniger bemerkbar als bei uns, ist aber in den Herzen nicht minder vorhanden. Besonders der jetzige König ist wegen seiner ritterlichen Art im höchsten Grade populär. Seine Königstreue hat das spanische Volk 1808 selbst einem seiner unwürdigen Herrscher wie Karl IV. bewiesen; damals gab die Gefangennahme der königlichen Familie den Anstoß zum Freiheitskampfe.

Das ganze spanische Leben hat einen Zug der Vornehmheit. So ist denn der Verkehr voller Formen. Sie stammen aus der Ritterzeit, und viele erscheinen dem Fremden altfränkisch oder gar komisch, wie z. B. das lange Responsorium bei der Begrüßung und der Handkuß am Schlusse des Briefes. Aber solche Formen schafft sich nur ein vornehmes Volk, kein Volk der Krämer, dem die Rede nur das Organ zum Abschluß von Geschäften ist. Strengen Formen ist besonders der Verkehr der beiden Geschlechter unterworfen. Die Verlobten dürfen nur am vergitterten Fenster, der „reja", miteinander plaudern. Aber wem gefiele dieses leise Geflüster bei nächtlicher Weile nicht besser als die Ungeniertheit unserer Hochzeitspärchen? Die zurückhaltende Art der spanischen Frauen, der Respekt, den der Spanier den Damen entgegenbringt und in ritterliche Formen zu kleiden weiß, werden jedem ernsten Manne besser gefallen als die Ungebundenheit und Formlosigkeit, welche bei uns Mode zu werden begannen.

Dem Fremden tritt die spanische Ritterlichkeit besonders entgegen in der berühmten spanischen Gastlichkeit. Sie wird bereits den alten Keltiberern nachgerühmt. Selbst auf der großen von allerhand Volk erfüllten Heerstraße der Eisenbahn merkt der Fremde bald, daß er in Spanien ist. Auch ein der Landessprache Unkundiger hat, abgesehen von den durch die Fremden selbst korrumpierten Plätzen, keinerlei Betrug zu gewärtigen. Auf der Bahn findet er zwar manche Nachlässigkeit, aber dafür auch wieder manchen schönen und freundlichen Zug. Es gibt in Spanien nur selten ein Depot für Handgepäck, aber man mag es ruhig irgendeinem Beamten lassen, denn es ist sicher wie in Abrahams Schoß. *„Aqui no se pierde nada"*[22]) hörte ich bei meinem ersten Eintritt in Spanien — das stolze Wort ist mir unvergeßlich geblieben; es ist wie eine Überschrift des Landes. Gewiß, es reist sich bequemer, wenn man überall dieselben internationalen Einrichtungen findet und wie mechanisch seinen Weg nehmen kann, aber Spanien ist eben noch kein modernes Land; an Stelle der Maschine steht hier noch der Mensch. Ob das nicht auch sein Gutes hat? Wenn der Spanier mit dem berühmten *„aqui tiene U. su casa"* sein Haus anbietet, so ist das natürlich durch den alles verflachenden Eisenbahnverkehr vielfach, besonders im Munde der flüchtigen Reisebekanntschaft, zur leeren Phrase geworden, aber abseits der großen Heerstraße behält das schöne Wort noch heute seine volle Bedeutung, und zwar nicht allein im Palast des Vornehmen, sondern auch im armen Hause. Der Pfarrer

22) „Hier geht nichts verloren."

des kleinen Dorfes, der Lehrer, welcher mit 1000 Pesetas jährlich ein kümmerliches Dasein fristet, eifern, dem Fremden, der ihre Schwelle betritt, ihr Bestes vorzusetzen und ihm mit Rat und Tat zu helfen. Gerne weiter empfohlen, reist er so von einem gastlichen Hause zum anderen. Welcher Künstler und Gelehrte, ja welcher empfindende Mensch überhaupt zöge nicht diese Art zu reisen dem entsetzlichen Stumpfsinn der Gasthöfe und dem Verkehr mit lauter Larven vor? Dieser trauliche Verkehr von Mensch zu Mensch nimmt zu, je mehr man sich von der Heerstraße entfernt. Am schönsten reist es sich m. E. noch heute wie zu Don Quijotes Zeit im Sattel, bald auf alter Landstraße, bald querfeldein über Gebirge und Heide. Wer so reist, lernt Land und Leute kennen und gewinnt überall den Eindruck eines kräftigen und liebenswerten Volkes. Am einsamen Quell lagernd, tauscht er mit der vorüberziehenden Karawane die alte Frage nach dem Woher und Wohin und erfährt an einem Tage mehr über Menschen und Dinge als daheim aus seinen Büchern. Bald kreuzt sein Pfad eine schmale aber sorgfältig gepflasterte Römerstraße, bald reitet er auf dem breiten, Gebirge und Tiefland verbindenden Triftwege und begegnet den Wanderherden, die im Sommer in das kühle Gebirge, im Winter in die warmen Küstenländer ziehen, und ihren wilden Führern, andalusischen Hirten, die noch heute die Schleuder handhaben, wie sie Don Quijote an seinem Kopfe verspürte. Dann trabt er wieder auf dem stolzen, von Karl V. oder Philipp II. erbauten „Camino real" und über eine majestätische Brücke mit gotischen Bögen. Wenn er in der Venta, der Karawanserei der großen Heerstraßen, übernachtet, so findet er sich inmitten der aus „Don Quijote" bekannten Typen: des schlauen, sich mit allerlei Volk herumschlagenden Ventero und des rohen Arriero, des Führers der Maultierkarawanen, die noch heute in entlegenen Gegenden den Warenverkehr vermitteln; auch Maritornes, die asturische Magd, mit der Don Quijote jenes ergötzliche nächtliche Abenteuer erlebte, fehlt nicht. Im einsamen Walde von dunklen Pinien und stachligen Eichen oder auf weiter Heide von Rosmarin und Lavendel, die im Abendwinde berauschenden Duft ausströmen, findet er den Jäger und hört von ihm allerhand über das Wild des Landes. Hoch im Gebirge, wo die Pfade der Menschen seltener werden, haust am frischen Bergquell, auf grüner Alm, in seiner aus rohen Steinen erbauten Majada der Hirt, der dem Reisenden aus kunstvoll geschnitztem Kuhhorn den Trunk kredenzt und allerhand merkwürdige Dinge aus seiner Welt, nicht nur von Tieren und Pflanzen, sondern auch von den Geistern der Berge und Bäume und den verzauberten Bewohnern des alten Castillo, erzählt. Bei allen findet der Fremde freundliche Aufnahme. Um seine Sicherheit braucht er nicht besorgt zu sein, denn die Guardia civil, eine Mustertruppe, hütet Weg und Steg.

Wenn schon der einfache Mann des Volkes dem Fremden gastlich begegnet, so entfaltet sich spanische Gastfreundschaft am glänzendsten im städtischen Palaste oder im ländlichen Schlosse des vornehmen Spaniers. — Endlich ist der langsame Zug an der kleinen Station, bei der das Schloß des Marquis C. liegt, angekommen. Es ist zwei Uhr morgens, und ein kalter Nordwind rauscht in hohen Pappeln. Ein fackeltragender Diener wartet des Gastes und geht voran, zuerst durch den düsteren Park, dann durch lange Gänge des al-

ten Schlosses. In einem hochgewölbten Zimmer, von dessen Wänden Ahnenbilder in altspanischer Tracht herabschauen, brennt ein Kamin, und auf dem Tische steht ein Imbiß, um den Reisenden nach langer Fahrt zu erquicken. Lautlos, ohne ein Wort zu reden, wartet der Diener seines Amtes; dann geleitet er den Gast in sein Zimmer, wo in Möbeln und Ausstattung altertümliche Pracht herrscht. Draußen rauschen die Bäume des Parkes, plätschert eine Fontäne. Wie köstlich schlummert sich's in dem alten Castillo! Am Morgen läßt sich der Hausherr, der leidend ist, nach dem Befinden und den Wünschen des Gastes erkundigen und die Stunde des Dejeuners mitteilen. Bis dahin hat man Zeit, sich umzusehen. Das Schloß liegt inmitten eines durch künstliche Bewässerung geschaffenen Parkes und ist ein Bau des 16. Jahrhunderts, der Park im Geschmacke der Renaissance mit allerlei Architektur an Tempelchen und Säulengängen, geraden, von hohem Buchs eingefaßten Wegen, Plätzen mit Statuen aus Italien. Am Ende des Parkes liegen die Ställe für ein Gestüt von 60 edlen Pferden. Im Inneren des Schlosses ein Labyrinth von Räumen, darunter allein 20 Gastzimmer, Zimmer und Gänge voll alter Bilder und Geräte. Nach und nach erscheinen die Bewohner des Schlosses: der Marquis, seine Familie und andere Gäste. Der Verkehr denkbar bequem, nichts von Steifheit, auch im Anzug jeder, wie es ihm paßt und am besten zu der ländlichen Umgebung stimmt. Der Spanier hält auf Etikette, wo sie am Platze ist, also besonders bei Zeremonien staatlicher und kirchlicher Art, sonst läßt er sich und seinem Gast jede Bequemlichkeit. Bei Tisch lebhafte Unterhaltung der Herren, die Damen hören meistens zu. Das Essen ist ausgezeichnet; man vergißt, daß man sich weitab der Hauptstadt befindet. Nach Tisch treibt wieder jeder, was er mag, für den Abend ist eine Ausfahrt verabredet. Man besucht eine von dem Marquis veranstaltete Ausgrabung, lernt nun die einzelnen Personen der Gesellschaft näher kennen. Ein Bruder des Marquis spricht vorzüglich deutsch und beschäftigt sich mit einer Übersetzung Homers in kastilische Stanzen, wobei er besonders die deutschen Kommentare mit erstaunlichem Fleiße benutzt. Die älteren Damen sind von großer Liebenswürdigkeit, die jüngeren zurückhaltend. Draußen hat man Gelegenheit, die kordiale Art des Verkehrs mit dem Volke zu beobachten; bei der Heimfahrt werden zwei auf der Landstraße patrouillierende Gendarmen aufgefordert einzusteigen. Abends köstliche Teestunde in einem der Staatszimmer des Schlosses; auch hier größte Ungebundenheit; man kommt und geht, setzt sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe. Das Diner erst spät nachts, aber in der Villeggiatur beginnt der Tag des Spaniers kurz vor Mittag. Nach der Tafel führen Burschen und Mädchen aus dem Dorf ihre Tänze auf. Man staunt über die Gewandtheit und Kraft der Tanzenden, deren Gesichter auch während des lebhaften Tanzes ernst und regungslos bleiben. Welche Kraft steckt in diesem Volke! Am nächsten Tage kommt ein Bischof zu Besuch, ein Ereignis nicht allein für das Schloß, sondern für die ganze Gegend. Auf der Station drängt sich alles zum Handkusse, ein patriarchalisches Bild. Auch dieser Prälat ist von angenehmen Formen, nur mit etwas mehr Gravität.

Dieselbe vornehme Gastlichkeit begegnet dem Fremden in allen Kreisen der Gesellschaft: wie in den Schlössern so in der kleinen Landstadt, in den Klö-

stern, Bibliotheken, Archiven. Wohlverstanden dem Fremden, der sich in die Landesart zu finden weiß! Wer mit der Hast und Geschäftigkeit eines Handlungsreisenden in diese beschauliche Welt hineinfährt und etwa zwischen zwei Zügen eine Klosterbibliothek oder die Sammlung eines vornehmen Liebhabers erledigen will, bereitet sich und den anderen Ärger.

Nahe verwandt mit der Gastlichkeit ist die Freigebigkeit. Der Spanier hat eine offene Hand und gibt gerne, er ist wie Don Quijote *„liberal y gastador"*.[23]) Wer dem Bettler keine Gabe spendet, entschuldigt sich mit *„perdone U. por Dios"*. Auch der Geringste bietet, wenn er das mitgebrachte Mahl hervorholt, den Vorübergehenden oder Mitreisenden an. Wenn das auf der Eisenbahn zur bloßen Form werden mußte, so ist es sonst durchaus ernst gemeint. Welch freundliche Sitte ist doch der bei jeder Gelegenheit angebotene und ohne Reserve annehmbare Cigarillo! Er wird, meine ich, bleiben, solange es ein Spanien und Cigarillos gibt. In diesem kleinen Zuge liegt tiefer Sinn. Während in der übrigen Welt die Menschen immer mehr kalt und fremd aneinander vorüberhasten, will der Spanier Mensch unter Menschen bleiben. Und welche Wunder bewirkt nicht diese kleine Höflichkeit! Sie bahnt auf der Bahn ein freundliches Verhältnis zwischen den vielleicht zwölf Stunden aneinandergefesselten Reisenden an, macht im Café den Fremden mit den Einheimischen bekannt und gewinnt ihm in der Postkutsche das Herz des wortkargen Postillions. Die Kehrseite dieser Liberalität ist, daß der Spanier materielle Güter, die leider nur zu sehr die Kultur des übrigen Europas bestimmen, mit Geringschätzung behandelt.

23) „Don Quijote" I, 39.

Das ist nationalökonomisch gewiß ein Fehler, aber ist es nicht ein Glück, daß es noch ein Land auf der Welt gibt, wo das Geld nicht alles ist?

In seiner Lebenshaltung, besonders im Essen und Trinken, ist der Spanier überaus einfach. Diese Frugalität ist von jeher den Fremden aufgefallen, je nach dem eigenen Verhältnis zu ihr angenehm oder unangenehm. Das Altertum bewunderte die Frugalität des großen Lusitanerfürsten Viriatus, der auf seiner Hochzeit im Hause des reichen Schwiegervaters nichts von Speise und Trank berührte, sondern die Braut aufs Pferd nahm und ins wilde Gebirge ritt. Die verwöhnten Franzosen haben über die unglaubliche Bedürfnislosigkeit der spanischen Soldaten gestaunt, die mit ein paar Zwiebeln und einem Cigarillo 24 Stunden marschierten. *„Comas poco y cenes menos"*, iß zu Mittag wenig und zu Abend noch weniger, predigt Don Quijote seinem Knappen. Besonders an der Mäßigkeit des Spaniers im Trinken sollten sich nordische Völker ein Beispiel nehmen. Ich habe in Spanien manches Volksfest, aber nie einen Betrunkenen gesehen.

Berühmt war im Altertum die *„fides Celtiberica"*, die iberische Treue. Sagunt, die *„civitas fide et aerumnis nobilis"*, besiegelte sie mit seinem Untergang; *„fortis fide ac viribus semper Hispania"* rühmt Orosius von seiner Heimat. An ihrem großen Volkshelden Viriatus hingen die Iberer mit rührender Treue, aber auch an dem Römer Sertorius, der ihre Herzen gewonnen hatte. Selbst treu, trauten die Iberer auch dem Gegner keine Arglist zu und ließen sich immer wieder von den Römern, die auf ihre Leichtgläubigkeit spekulierten, hintergehen. Um so größer war ihre Dankbarkeit gegen die wenigen römischen Feldherrn, welche

sie nicht wie wilde Tiere, sondern wie Menschen behandelten. Auch dieser große Zug ist dem spanischen Volke geblieben. In Sanchos unermüdlicher Treue zu seinem Herrn hat Cervantes dieser schönen Eigenschaft ein Denkmal gesetzt. Noch heute gibt es keine treueren Diener als in Spanien. Noch heute kann man sich auf das Wort des Spaniers bei hoch und niedrig unbedingt verlassen. Geradheit und Aufrichtigkeit nötigen im Verkehr immer wieder zur Hochachtung und lassen andere, weniger gute Seiten vergessen.

Wenn der ritterliche und idealistische Zug des spanischen Charakters, wenn Vornehmheit und Gastlichkeit, Geradheit und Treue dem Fremden unbedingte Achtung einflößen, so hat der spanische Charakter andere weniger soziale Züge, die aber nicht minder fest in seinen Grundlagen verankert sind. Auf der Grenze von Gut und Böse steht der berühmte spanische Stolz. Unbedingt zu rühmen ist der nationale Stolz. Wie einst des Römers *„civis Romanus sum"*, so klingt das *„soy Español"* des Spaniers. Von diesem spanischen Stolz könnten manche Deutschen mit ihrer Liebedienerei vor dem Auslande lernen. Auch im Verkehr hat der Stolz seine guten Seiten. Wer an ihn appelliert, wird vom Spanier alles erreichen. Der persönliche Stolz ist kein Reservatrecht des Besitzes, wie wohl sonst, sondern eine allgemeine Eigenschaft. Selbst der Geringste trägt den Kopf hoch, denn Armut ist ihm keine Schande. Wie der einfache Mann sich achtet, so wird er geachtet. Der spanische Hidalgo verkehrt mit seinen Leuten in den freundlichsten Formen, und doch werden diese nie vergessen, wer er ist. Man denkt auch hier an Don Quijote, der Sancho gegenüber stets der Herr ist, aber beim ländlichen Mahle ihn an seine Seite setzt.[24]) Ganz Stolz ist der vornehme Spanier. Haltung, Gang, Würde in Ausdruck und Gebaren — das *„sosiego"* — kennzeichnen ihn nach außen. Man hat den Eindruck, daß diese Menschen, so wie sie nun einmal sind, fest auf sich beruhen und schwer zu ändern sind. So sehen wir sie auf den Bildern des Velasquez, der durch seine Darstellung des alten vornehmen Spaniens dieselbe nationale Bedeutung hat wie Cervantes; so treten sie uns noch heute entgegen: hohe, schlanke Gestalten mit dunklem Teint, tiefschwarzem Haar und Bart, großen dunklen Augen, das Gesicht lang und schmal, der Ausdruck ernst und düster. Vor allem sitzt aber der Stolz des Hidalgo in seinem Herzen. Er rühmt sich seines Adels und ziert auch das bescheidene Landhaus mit riesigem, oft die ganze Fassade bedeckendem Wappenschild. Welche Welt des Stolzes liegt nicht in folgendem Ausspruch:

Antes que Dios fué Dios y los peñascos peñascos,
Los Quiros eran Quiros y los Velascos Velascos!

Mit dem spanischen Stolze wird man für alle Zukunft zu rechnen haben. Er ist nicht wie der des Engländers ein Produkt nationaler Kultur, beruht nicht auf der Überzeugung, daß Spanien das beste Land der Welt sei, sondern er bildete schon im Altertum einen Charakterzug der Iberer, fand sich gerade bei den rohesten Stämmen und wurde durch Unglück und Niedergang nicht gebrochen, sondern erhärtet. Aus dem iberischen Stolze erklärt sich der fanatische Widerstand gegen den Landesfeind — Sagunt, Numantia, Zaragossa, Gerona —, aber auch die Abneigung gegen alles Fremde. Vor der Verletzung

24) „Don Quijote" I, 11.

des spanischen Stolzes wird sich besonders der Deutsche zu hüten haben, der auch und gerade gegen den Freund aufrichtig ist, während andere, weltgewandtere Nationen den Spanier umschmeicheln und ausnutzen. Der Stolz und die Empfindlichkeit des Spaniers ist zweifellos ein Hindernis für seinen Verkehr mit anderen Völkern und für die Möglichkeit, vom Auslande zu lernen.

Ein noch größeres Hindernis ist eine andere Eigenschaft eines großen Teiles der Spanier: die Indolenz. Sie äußert sich vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Ein Ritter ist meist ein schlechter Haushalter; Don Quijote hält es für überflüssig, Geld und Wäsche mitzunehmen, und muß sich erst vom Wirte der Venta belehren lassen, daß dies durchaus mit dem Wesen des Rittertums verträglich sei. Die wirtschaftliche Trägheit ist nicht erst durch das jahrhundertelange Kriegerleben der Reconquista entstanden, sondern altiberisch. Schon die alten Schriftsteller tadeln die ὀλιγωρία der Keltiberer. Sie trägt die Hauptschuld an der Rückständigkeit Spaniens. Hier setzt die einseitige Kritik des oberflächlichen Reisenden ein, der die guten Seiten des spanischen Lebens nicht zu würdigen weiß. Aber auch der wohlwollende Freund des Landes darf nicht blind sein gegen diese Schattenseiten des spanischen Charakters. Wenn den Künstler die Altertümlichkeit des spanischen Lebens entzückt, der Volkswirt sieht hierin einen Schaden. Für ihn hat auch der stolze Hidalgo, der sich ein beschauliches Leben nach der Väter Weise leisten kann, soziale Pflichten. Auf seinen nur von wenigen Menschen bewohnten und schlecht bewirtschafteten Latifundien könnten bei besserer Wirtschaft Tausende leben, die heute über den Ozean auswandern. Das idyllische Stilleben der Geistlichkeit in der Einsamkeit der Klöster und im Halbdunkel der Kathedralen wäre besser mit einer werktätigen Seelsorge vertauscht. Dem kleinen Manne fehlt bei allem Fleiße die Lust an der Arbeit und die Energie, sein elendes Dasein zu bessern. Die politische Regungslosigkeit der Bauern macht es den Großen leicht, sie zu beherrschen. Das sind die „Kaziken", die tausend kleinen und großen Tyrannen des Landes. Don Sebastiano in D'Alberts „Tiefland" ist ihr Typus: Feld und Wald, Mensch und Vieh, Leib und Seele, alles gehört dem Herrn, dem Herrn Sebastiano. So laufen in Spanien seit Jahrhunderten viele große und kleine Kreise, ohne sich zu berühren, nebeneinander, statt einen einzigen lebendigen Organismus zu bilden, wie es im modernen Staate sein muß, wo einer für alle, alle für einen arbeiten. Es fehlt in Spanien noch sehr an dem Verständnis für die staatlichen Pflichten des Bürgers. Am verzeihlichsten ist das bei den Kleinen. Willig zahlt der deutsche Bauer seine schweren Steuern, aus denen der Staat Heer und Beamte, Universitäten und Schulen unterhält, denn er weiß, daß er an allem diesen teilnimmt. Was soll dagegen dem spanischen Bauern der Staat, der ihm keine Schulen und keine Kornhäuser, keine Wege und keine Talsperren baut? Der herrschenden Klasse sagt man nach, daß sie, statt dem Staate zu dienen, ihn für ihre Interessen ausnütze, daß bei einem Wechsel der Regierung jeder für sich und die Seinen sorge.[25]) Dieser Mangel an staatlichem Sinn ist Mittelalter, wie denn das ganze spanische Kazikentum mittelalterlich ist.

So wohnen denn im spanischen Charakter neben jenen edlen Zügen des

25) H. Schurz, „Spanien nach der Niederlage" (Nord und Süd 4, 1903).

Idealismus und der Ritterlichkeit andere, der Kultur feindliche Geister. Kulturell steht der Spanier dem Franzosen und Italiener nach, aber ethisch überragt er beide. Der Charakter des Spaniers hat ein entschieden männliches Gepräge und in Gut und Böse ein hohes Relief, wie denn auch seine Sprache gegenüber der Musik der italienischen und der Eleganz der französischen einen harten Klang hat. Der Spanier ist stark in seiner Liebe, stark im Haß, während Franzosen und Italiener Sanguiniker sind. Er neigt zum Exzentrischen, und leicht verkehrt sich bei ihm Tapferkeit in Raserei, Frömmigkeit in Fanatismus, Frugalität in Indolenz, Stolz in Hochmut. Die Fehler des spanischen Charakters sind der Art, daß man sie bedauern, nie aber über sie spotten kann. Der echte Spanier ist durch und durch Gemütsmensch. Das ist für das politische und wirtschaftliche Leben eine Gefahr, für den menschlichen Verkehr und die ethische Bewertung ein Lob. Zwei Dinge sind mir in Spanien immer als die schönsten erschienen: die spanische Sonne und das spanische Herz.

Alles in allem übt das spanische Volk mit seinem geraden und ritterlichen Wesen auf den Fremden einen starken Zauber aus, ganz wie das Land, und zwar gerade die öde aber majestätische Natur des Hochlandes einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Jüngst schrieb mir ein Gefährte spanischer Reisen aus dem Felde, daß ihm in den Schrecken des Krieges immer wieder Spanien wie eine ferne Fata Morgana erschienen sei. *„Sibi Hispaniam antiquam patriam esse"*, sagte der in Spanien heimisch gewordene Sertorius von sich. Dieses Wort habe auch ich oft empfunden. Es läßt einen nicht los, dieses Land der Sonne und der stolzen Sierren, die aus geheimnisvoller Ferne den Wanderer locken, dieses Land der alten Schlösser und mauerumgürteten Städte, dieses Land der Gastlichkeit und der Treue.

IV.

So viel vom Charakter der Spanier. Er ist das Glück und das Unglück des Landes geworden. Aus ihm erklärt sich die glänzende kriegerische Vergangenheit, aus ihm der schnelle Niedergang, aus ihm das Ringen der Gegenwart.

Kann sich Spanien wieder zu besseren Zeiten erheben? Kein Freund des Landes wird die Frage verneinen. Wer wollte leugnen, daß Spanien in den letzten vierzig Jahren große Fortschritte gemacht hat. Und ist nicht auch Italien aus tiefer Not zu neuer Blüte emporgestiegen, erleben wir nicht eben staunend die Wiedergeburt der Türkei? Spanien besitzt sehr lebensfähige Elemente. Von jeher gibt es im spanischen Leben neben der zur Geringschätzung der Wirklichkeit neigenden idealistischen Richtung eine realistische Unterströmung. Cervantes hat sie in Sancho verkörpert, und so finden wir auch in der spanischen Kunst, bei Velasquez und Murillo, beide Richtungen nebeneinander. Auch in der Literatur hat der Realismus in den alten Schelmenromanen und den neuen Sittenbildern Vorzügliches geleistet. Wenn die idealistische, einseitig politische Richtung mehr auf dem kastilischen Hochlande zu Hause ist, herrscht im katalonischen und baskischen Küstenlande der Sinn für wirtschaftliche und praktische Ziele vor. Die katalonischen und baskischen Provinzen bilden die Brücke, welche Spanien mit dem übrigen Europa verbindet. In der Richtung auf einen Ausgleich der Gegensätze zwischen Hochland

und Tiefland, die zugleich wirtschaftlicher und politischer Natur sind, liegt die Zukunft Spaniens. Und schon sind Ansätze zu einem Ausgleich da; schon gibt es kastilische Adlige, die auf ihren Gütern industrielle Anlagen betreiben und mit ihren Produkten handeln.

Überall schlummert, wie im Boden des Landes so im spanischen Volke, viel edles Metall; es harrt auf die Meister, die es heben und schmieden. Der spanische Bauer ist überaus fleißig, sparsam und genügsam, aber ihm fehlt der Trieb zu wirtschaftlichem Fortschritt. Der spanische Soldat hat von jeher wegen seiner fabelhaften Leistungen im Marschieren und im Ertragen von Strapazen, wegen seiner Frugalität und Gutmütigkeit die Bewunderung der fremden Offiziere gefunden; aus diesem Materiale ließe sich wieder eine glänzende Armee bilden. Daß es dem Volke nicht an technischer und künstlerischer Begabung fehlt, lehrt nicht nur die Reihe der großen spanischen Künstler des 17. Jahrh., sondern noch die Gegenwart. In der Wissenschaft hat Spanien große Namen aufzuweisen, früher und jetzt; wenn es heute im allgemeinen in ihnen eine bescheidene Rolle spielt, so liegt das vor allem an dem tiefen Stande des ganzen Unterrichtswesens. In Deutschland werden selbst mittelmäßige Talente durch die glänzenden Arbeitsbedingungen gehoben, in Spanien müssen selbst bedeutende durch den Mangel an Hilfsmitteln niedergehalten werden. Wo es keines gelehrten Apparates bedarf, auf dem Gebiete der schönen Literatur, leistet Spanien noch heute Großes.[26]) Die vorzüglichen Schöpfungen der modernen spanischen Novellistik sind bei uns zuwenig bekannt, aber es soll gesagt sein, daß unsere heutige Literatur keine solche feinen Charakter- und Sittenbilder besitzt wie Juan Valeras *„Pepita Jimenez“* und Colomas *„Pequeñeces“*. Das realistische Sittenbild ist im 16. Jahrh. in Spanien entstanden, und sowohl Grimmelshausens „Simplicissimus“ wie Lesages „Gil Blas“ sind nichts als Nachahmungen der spanischen Originale. Auch an Staatsmännern und Volkswirten, deren es vor allem bedarf, um die im Volke schlummernden Kräfte zu wecken, hat Spanien keinen Mangel gehabt. Es sei nur an Macanaz und Ustariz unter Philipp V., an Campomanes, den Berater Karls III., an Canovas del Castillo und Canalejas erinnert. Was in Spanien fehlt, ist die Entfaltung und Organisation der vorhandenen Kräfte. Die Hebung der Volksbildung muß die Grundlage der Reform sein. Ein Land, in dem von 18 Millionen 10 Millionen Analphabeten sind[27]), steht außerhalb des modernen Europas. Sehen wir zu, wer im Lande solchen Zuständen abhelfen könnte.

Das Land wird, abgesehen von gelegentlichen liberalen Intermezzi, regiert von einer konservativen und klerikalen **Aristokratie**, die ihr Unvermögen zu Reformen genügend bewiesen hat. Auch eine Aristokratie kann Großes leisten, wie die Spartas und Roms in ihrer Blütezeit und Venedigs im 14. bis 16. Jahrhundert, aber jede Herrschaft Weniger hat die Tendenz, sich aus einer Aristokratie in eine Oligarchie zu verwandeln, denn bei dem natürlichen Verfall aller menschlichen Dinge wird auf die Intelligenz und den Gemeinsinn der

---

26) Lady Blennerhassett, „Der moderne spanische Roman“ (Deutsche Rundschau 86 und 88 (1896).

27) Salmeron y Garcia, „Der Klerikalismus in Spanien“ (Deutsche Revue 1911).

Väter die Borniertheit und der Eigennutz der Enkel folgen. Man denke an den Verfall Spartas, das aus einem Staat von Kriegern eine Oligarchie von 100 Großgrundbesitzern wurde, und an Rom, dessen Senat um 300 v. Chr. eine Versammlung von Königen, 150 Jahre später eine Clique von Kapitalisten war. Die konservative Partei und der Klerus haben als Stütze von Königtum und Religion ihre großen Verdienste, aber energische Reformen widerstreben ihrem Wesen. Nein, eine Reform ist nur von den beiden anderen Faktoren des politischen Lebens zu hoffen, vom Volke oder vom Königtum.

Daß Spaniens Volk, wie es ist, die Oligarchie stürzen und selbst regieren könne, glaube ich nicht. Das Volk hat frühzeitig, früher wie in England, große Rechte — die *fueros* — besessen, aber sie nicht zu benutzen gewußt. Wenn bisher die liberale Partei wenig Erfolg gehabt hat, so liegt das am Volk. Die große Masse, vor allem das ganze kastilische Hochland, beharrt noch heute in alter Indolenz, und das, was sich in Katalonien und bei den Basken regt, neigt unter dem hier sehr starken französischen Einflusse zum Radikalismus. Eine Herrschaft der radikalen Demokratie wäre aber für Spanien ein noch größeres Unglück als die Oligarchie, denn sie würde zu anarchischen Zuständen führen wie in Portugal. Eine Demokratie, die sich durch allmähliche Zunahme der Bildung und der politischen Mitwirkung des Volkes langsam aus aristokratischen Zuständen entwickelt, wie die athenische, kann eine glänzende Verfassung bilden, aber von einer solchen kulturellen und politischen Hebung des Volkes ist in Spanien noch wenig zu spüren. Eine plötzliche, von Demagogen unter einem noch unreifen Volke angezettelte Demokratie ist dagegen stets ein Unglück, und eine solche droht, wenn die französischen Aufwiegler Einfluß gewinnen. Diese Elemente fernzuhalten, ist die erste Aufgabe der spanischen Regierung, und sie hat diese Aufgabe bisher erfüllt.

So dürfte denn eine Wiedergeburt Spaniens zunächst nicht vom Volke, sondern nur vom Königtum zu erwarten sein. Nur das Königtum ist außer dem Volke selbst an einer Hebung der Kultur, der geistigen wie der materiellen, interessiert. Mit Stolz nennen wir unsere Hochschulen und Akademien königlich, denn dem festen und unparteiischen Patronat des Königs dankt die Wissenschaft die Ruhe und Muße, deren sie bedarf. Auch die wahre Freiheit wird das spanische Volk nicht bei seinen hundert kleinen Tyrannen und nicht bei den Demagogen, sondern nur beim Monarchen finden. Wenn die Oligarchen zu langsam, die Radikalen zu schnell sind, ist das Königtum die beste Gewähr für die Sicherheit und Stetigkeit des Fortschrittes, auf den in Spanien alles ankommt. Aber zur Erfüllung so großer kultureller und politischer Aufgaben ist das jetzige Königtum selbst unter einem so tüchtigen Monarchen wie Alfons XIII. nicht imstande.[28])

Durch die mechanische Übertragung der englischen Verfassung auf die ganz anders gearteten Verhältnisse des Kontinents hat auch Spanien eine verkehrte Verfassung erhalten, einen schrankenlosen Parlamentarismus. Er hat in Frankreich und Italien zu demokrati-

---

28) Ein ausgezeichneter Kenner Spaniens, A. Gallenga („Iberian reminiscences" London 1883, II, p. 395), urteilt: „There is little hope for Spain even under the best of kings so long as she has too many courtiers, too many nobles, to many generals and above all things too many politicians."

schen, in Spanien, bei der Indolenz der Masse, zu oligarchischen Zuständen geführt. So bedarf denn Spanien vor allem einer Reform der Verfassung im monarchischen Sinne. Nur ein starkes Königtum kann den Ausgleich zwischen den beiden Parteien finden und beiden das für das Land Nützliche entlehnen: von den Konservativen die Achtung vor Staat und Religion, von den Liberalen den kulturellen Fortschritt. Schon einmal hat das Land einem Könige den Aufschwung aus tiefer Not verdankt: Karl III. Was damals möglich war, ist es auch heute, sobald das Königtum Macht gewinnt. Während eine freiwillige Abdankung der Oligarchie und eine schnelle Reife des spanischen Volkes zu einer guten Demokratie Utopien sind, ist die Stärkung des Königtums etwas durchaus Mögliches, und schon sind Ansätze in dieser Richtung vorhanden.

V.

Wird Deutschland dem befreundeten Lande auf dem schweren Wege zur Wiedergeburt helfen können? Ich glaube, daß spanische wie deutsche Patrioten gleichmäßig diese Frage bejahen werden. Das monarchische Deutschland ist für eine Stärkung des spanischen Königtums der beste Rückhalt und das beste Bollwerk gegen die gallischen Umstürzler. Wirtschaftlich würde ein Austausch zwischen den beiden Ländern zweifellos Spanien große Vorteile bringen, denn in ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen ergänzen sich das an Rohprodukten überreiche Spanien und die deutsche Industrie, und Spanien kann für die Hebung der in seinem Boden schlummernden Schätze und für technische Anlagen aller Art keine bessere Hilfe finden als die der deutschen Industrie und Technik, der ersten des Kontinents. Vor allem aber stehen unsere Universitäten und technischen Hochschulen der spanischen Jugend, der Zukunft des Landes, offen. Von jeher ist unsere Liberalität in der Zulassung der Ausländer berühmt gewesen, und leider haben unsere Gegner nur zuviel von uns gelernt. Es bedarf nicht der Versicherung, daß man gerne an der Stelle von Russen und Japanern die Söhne des Landes sehen wird, das sich uns während des Krieges so freundlich gezeigt hat. — Ob sich Spanier und Deutsche verstehen und befreunden können? Nach den bisherigen Erfahrungen darf man das unbedingt bejahen. Politisch fehlt jeder Grund zu Reibungen. Bismarck hat gesagt, daß Spanien zu den wenigen Ländern gehöre, „die auf Grund ihrer geographischen Lage und der politischen Bedürfnisse keinen Anlaß haben, antideutsche Politik zu treiben". Das gilt noch heute, und jetzt, wo Spanien sich von England und Frankreich abwendet, mehr denn je. Während England und Frankreich von jeher bestrebt gewesen sind, Spanien niederzudrücken, hat Deutschland das größte Interesse an einem starken Spanien.

Alle Zeichen weisen darauf hin, daß wie für Deutschland so auch für Spanien eine neue Zeit heraufzieht, und daß die beiden Nationen in Zukunft Hand in Hand gehen werden. Von jeher hat Spanien uns Deutschen lebhafte Sympathien eingeflößt. Die Meisterwerke der spanischen Literatur und Kunst sind jedermann bekannt, wie denn kein fremder Übersetzer den Geist der spanischen Originale so wie unsere Tieck und A. W. Schlegel erfaßt hat. Während die Franzosen von Voltaire und Montesquieu bis A. Dumas dazu neigen, Spanien von oben herunter, vielfach mit

verletzendem Spott, zu behandeln[29]) — wie denn Objektivität gegen fremde Nationen dem französischen Genius fernliegt — sind ernsthafte deutsche Forscher bei allem Tadel der Fehler dem großen Grundzug des spanischen Wesens stets gerecht geworden.[30]) Hier stehe, was einst der alte E. M. Arndt seinen Bonner Studenten von Spanien sagte[31]): „Geh hin und durchblättere die Denkmäler der spanischen Literatur, schaue ihre Kunstwerke, schaue dir den ernsten, ehrenfesten, wahrhaftigen spanischen Mann an; aber dann geh auch hin und schaue ihre Feste, Spiele und Tänze, die Gewandtheit und Schwunghaftigkeit ihrer Leiber, die Leichtigkeit und Anmut und dann wieder die Ritterlichkeit, Erhabenheit und Majestät ihrer königlichen Sprache —, und du stehest still und nimmst tief den Hut ab."

So denkt man in Deutschland noch heute von Spanien. Wie dort werden auch bei uns die Sympathien immer stärker. Wohl kein deutscher Künstler und Gelehrter ist aus Spanien zurückgekehrt, ohne von der Reise Freundschaften für das Leben und eine warme Liebe zu Land und Leuten mitzubringen. So wissen auch unsere Kaufleute die Zuverlässigkeit ihrer spanischen Geschäftsfreunde zu rühmen. Auf der anderen Seite haben die noch wenigen Spanier, welche mit Deutschland verkehren, allen Grund, mit uns zufrieden zu sein. Im Charakter besitzen die beiden Völker bei aller Verschiedenheit manches Gemeinsame.[32]) Der Ernst des spanischen Charakters ist dem deutschen Ernst verwandt, so daß man ihn, freilich nicht mit Recht, auf die Goten hat zurückführen wollen. Gleich dem Spanier ist der Deutsche von Natur religiös, wie denn in der Geschichte beider Völker religiöse Bewegungen eine große Rolle spielen und beide reich sind an religiösen Genies. Im Gegensatze zu anderen, revolutionären Nationen sind Deutsche und Spanier ruhige, konservative Völker. Sie halten an den überkommenen Institutionen fest und ertragen um der Monarchie willen selbst schlechte Vertreter derselben. Bei beiden ist die Lässigkeit in politischen Dingen tief eingewurzelt, bei beiden verwandelt sie sich, wenn das Maß voll ist, in furchtbaren Aufstand, sei es nach außen, sei es nach innen; wie man von einem *„furor teutonicus"* spricht, kann man von einem *„furor ibericus"* sprechen. Man hat gesagt, daß die romanischen Völker Wort-, die germanischen Sachmenschen seien.[33]) Jeder kann die Richtigkeit dieser Unterscheidung an dem Benehmen der kriegführenden Nationen ersehen. Während

29) Morel-Fatio, „Études sur l'Espagne", 1888 I, 105 und E. Hübner, „Spanien im Lichte der Weltliteratur" (Deutsche Rundschau 96, 1898, S. 369).

30) Das gilt auch von meinem Aufsatz „Kastilische Bauern" (Deutsche Rundschau 1913), Wenn er in der geschilderten Gegend, der Provinz Soria, dem Lande der alten Keltiberer, vielfach Anstoß erregt und sogar einen Sorianer Patrioten zu einer Gegenschrift erregt hat, so sind das Auswüchse regionalen Stolzes; die Objektivität jener Schilderungen ist von allen Einsichtigen anerkannt worden (s. „Vida Socialista" Nov. 1913), und ich habe nicht nur die wirtschaftliche Unkultur, sondern auch und mit besonderem Nachdruck die großen sittlichen Eigenschaften dieses altertümlichen Volkes dargelegt, hier wie in meinem historischen Werk „Numantia", Bd. I, 252f..

31) „Versuch einer vergleichenden Völkergeschichte" (1843) S. 165.

32) So schon W. v. Humboldt; ausführlich: Alex. Flegner, „Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung" (1845), Kap. II.: „Vergleichung des spanischen Nationalcharakters mit dem deutschen".

33) H. Schuchardt, „Aus dem Herzen eines Romanisten" (Graz, 1915).

sich Frankreich und Italien an Phrasen berauschen, bewahren Deutschland und England bei aller Verschiedenheit eine ähnliche Objektivität. Der Spanier ist, obwohl auch hier ein Teil der Presse korrumpierend wirkt, der Phrase weit weniger zugänglich als seine Vettern. Es darf deshalb ruhig abgewartet werden, ob ihm nicht die deutsche Sachlichkeit und die Solidität deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens mehr bringen werden, als ihm die französische Kultur gebracht hat, deren gute Seiten in Spanien leider weniger gewirkt haben als die schlechten. Manches auch könnten die beiden Völker voneinander lernen. Der Spanier kann dem Deutschen von dem Zuviel seines persönlichen und nationalen Stolzes abgeben, er seinerseits von deutscher Disziplin und Organisation, die wir dem viel geschmähten und beneideten „Militarismus" verdanken, lernen.

Möchte aus dem Weltkriege für beide Länder eine neue schöne Zeit hervorgehen! Möchte Spanien zugleich an äußerer Macht gewinnen und den inneren Ausbau des Landes vollenden! Möchte sich versöhnen, was heute gegeneinander streitet, und Hochland und Tiefland einig werden im Dienste des von beiden gleichgeliebten Vaterlandes! Dann kommen die beiden Geister zur Ruhe, die schon so lange über die spanischen Fluren schweifen, und Don Quijote findet seine ritterlichen Ideale, Sancho Panza seine materiellen Wünsche verwirklicht.

In Deutschland regt sich ein starkes Gefühl des Dankes gegen das einzige Land, welches ihm in seiner Schicksalsstunde wirkliche, uneigennützige Sympathie gezeigt hat. Das wird das deutsche Volk dem spanischen Volke nie vergessen, mögen ihre Regierungen denken, wie sie wollen.

Vor 100 Jahren schwärmten unsere Väter für ein romantisches Spanien, wie es gar nicht existierte. Wir wollen mit besserem historischen Verständnis Spanien sehen, wie es war und wie es ist. Wir wollen das alte Spanien lieben, das Spanien von Sagunt und Numantia, das Spanien der Ritterzeit und das der großen Dichter und Künstler; aber wir wollen auch das neue Spanien lieben, und lieben, wie es ist, mit seinen Tugenden und seinen Fehlern, denn wir erkennen in ihm noch heute das ritterlichste Land der Welt, und wir meinen, daß auch seine Fehler aus dem großen Zuge des spanischen Charakters entspringen!

Das heutige England im Bilde englischer Literatur.

Von Bernhard Fehr.

Ist England entartet? Diese Frage wird gerade jetzt besonders häufig gestellt, und wir sind oft nur allzusehr geneigt, sie mit einem bestimmten Ja zu beantworten. Wir sollten uns aber vor jeder Selbsttäuschung hüten und uns bestreben, ein von allen persönlichen Wünschen unbeeinflußtes Urteil zu gewinnen. Das können wir am besten erreichen, wenn wir die neueste englische Literatur vor dem Kriege zu Rate ziehen; denn hier vernehmen wir die Stimmen von Engländern, die nicht zu uns, sondern zu ihren eignen Landsleuten bewundernd oder warnend sprechen. Wir sehen die Sprecher in zwei Lager geteilt.

Der Führer des ersten Lagers ist Kipling, der des zweiten H. G. Wells. Kipling und seine Anhänger sagen:

Wir stehen ein für die alte englische Tradition. Wir brauchen nichts Neues. Kehren wir ganz einfach zurück zu jenen alten Kräften, die unserm tief innersten Wesen zugrunde liegen und die da heißen Selbstzucht und Rasseninstinkt. Die Selbstzucht hat uns den englischen Gentleman gegeben, der stets den britischen kategorischen Imperativen gehorcht. Die Imperative aber sind nur der Ausdruck des Rasseninstinktes, der schneller und sicherer als der schärfste menschliche Verstand alle Lebenslagen erkennt und den Willen zum richtigen Handeln hinlenkt. Ein Brite braucht nie zu begreifen und zu verstehen. Er gehorcht seinem Instinkt, und dieser hat immer recht. So sind wir zu unserer Weltherrschaft gelangt, der greifbaren Verwirklichung unseres inneren Dranges, einem Werke, das nicht vom starren Rationalismus, sondern von dem göttlichen britischen Instinkte beherrscht wird. Unser Weltreich ist der größte Segen für alle Völker, die es umfaßt. Es könnte aber noch zum Segen einer weiteren Menschheit gereichen; denn der britischen Rasse unterworfen zu werden, ist das größte Heil, das einem Volke widerfahren kann. In dem Kopfe eines Kipling ist der britische Rassentrieb zu einer mystischen, religiösen Wesenheit geworden. Schultze-Gaevernitz hat ihn in seinem klassischen Buche über den britischen Imperialismus mit der Religion des Puritanertums verquickt und die englische Charaktergeschlossenheit auf die feste Grundlage puritanischer Religion gestellt. Aber, wenn die Religion erstirbt? Was dann? Dann wankt das mächtige Gebäude in allen Fugen.

Dieser Gedanke vom wankenden Gebäude wird vom zweiten Lager vertreten, das neben H. G. Wells auch Bernard Shaw, Galsworthy, Chesterton, Belloc und C. F. G. Masterman beherbergt. Masterman ist für uns ganz besonders interessant. Er war bis vor ein paar Monaten nach Kriegsausbruch Mitglied der englischen Regierung und zog sich dann zurück. Er gehört dem linken Flügel der liberalen Partei an. Masterman hat tiefe Blicke in die englischen gesellschaftlichen Verhältnisse getan und seine scharfen Beobachtungen in dem Werke The Condition of England (1908), dem besten Buche über das moderne England, das in der Form einer Volksausgabe schon sieben Auflagen erlebt hat, niedergelegt. Er spricht ganz offen von den Zeichen der Entartung und glaubt, daß eine ganz gewaltige Krisis, z. B. ein Krieg, allein zeigen könne, ob die treibenden Kräfte stärker als die zersetzenden seien.

Alle Anhänger des zweiten Lagers haben schon längst eine Krisis gewittert. Es ist nicht nur das Versagen der Religion als eines gesellschaftlichen Fundamentes, das diese Geister beunruhigt. Der alte Glaube an die Unfehlbarkeit des britischen Instinktes wird von ihnen in Frage gestellt. Denn sie sagen sich mit Recht, daß dieses Vertrauen in den britischen Instinkt zu einem gefährlichen Automatismus geführt hat, unter dessen Einfluß die geistigen Kräfte des englischen Volkes eingeschlafen sind. Der gedankenlos bewunderte Automat bedeutet ja nur die fertige Anpassung an ein stabiles Milieu. Der englische Automat hat denn auch in der Tat ganz schön und sicher gearbeitet, solange das Milieu dasselbe blieb. In den goldenen Tagen der mittelviktorianischen Zeit schien die englische Volksmaschine auf die damaligen Weltverhältnisse tadellos eingestellt zu sein. Ach hätten doch die Verhältnisse sich nicht geändert! Wie schön wäre das gewesen! Da hätte die Maschine

ruhig weiterpuffen dürfen. Aber da sind neue Völker mit starken wirtschaftlichen und seelischen Kräften entstanden. Da sind neue störende Elemente aus dem heimatlichen Boden selber emporgewachsen. Ein Milieu hat sich entwickelt, auf das der Automat nicht mehr eingestellt ist. Die Maschine hat zu stocken begonnen. Da stutzt der Engländer und fährt mit der Hand an den Kopf. Was tun? — Der Stockengländer antwortet unentwegt: Unser Heil liegt immer noch im alten Rasseninstinkt, den die andern Völker nicht besitzen. Die jüngere Schule aber sagt: Wenn ihr nicht endlich aus euerem Winterschlaf erwacht, nicht endlich einmal denken wollt, dann ist es aus mit euch. Jetzt hilft nur der helle Verstand, der klare Geist, das streng planmäßige Handeln. Sonst geht England unter. Aber fast will es uns scheinen, daß ihr nicht mehr denken könnt.

Die beiden Geistesrichtungen sind während der letzten 16 Monate ganz deutlich zum Ausdruck gekommen. Anfänglich herrschte der unverwüstliche Glaube an den englischen Instinkt, der alle Hindernisse spielend überwinden werde. Haldane verkündigte im Oberhaus, eine streng systematische Handlungsweise sei unenglisch, man vertraue viel besser der typisch englischen allmählichen Anpassung an neue Verhältnisse. Dann aber begann das unbedingte Vertrauen in den britischen Instinkt zu schwinden, und zur Stunde beobachten wir ein nervöses Tasten nach festen Ergebnissen, die der langjährige Mangel an Methodik der faßbaren Nähe immer wieder aufs neue entzieht. Man strengt sich an, zu denken, und erstrebt gerade jene Systematik, die man vorher verpönt hatte.

Denken! Denken! Denken! So haben seit den Tagen des erhabenen Einsiedlers Meredith die kritischen Köpfe England immer wieder zugerufen. Wells steht geradezu im Banne dieses Wortes. Für die meisten Leser ist er vielleicht nur phantastischer Zukunftsschilderer. Aber er hat eine ganze Reihe von Werken geschrieben, wo er neben einer geradezu erstaunlichen prophetischen Kraft eine tiefe Einsicht in gegenwärtige Verhältnisse, verbunden mit einem reichen Gestaltungsvermögen, verrät. Kurz vor dem Kriege kam sein Buch An Englishman looks at the World heraus (bei Tauchnitz), das eine Anzahl Aufsätze enthält, die darauf ausgehen, das eingeschlafene Gehirn des Engländers lächerlich zu machen, und Folgen vorausgesagt haben, die tatsächlich eingetreten sind. Die Prophezeiung von der Wirkung der feindlichen Unterseeboote und der Lahmlegung der englischen Flotte hat Wells viel schärfer, sachlicher und umfassender als Conan Doyle ausgesprochen. Wir brauchen uns jetzt nicht daran zu kehren, daß auch Wells entgegen Shaw von der epidemischen Nervosität seiner Landsleute angesteckt worden ist und Äußerungen tut, die seine frühern Werke Lügen strafen. Denn auch für ihn gilt das Gesetz, daß das Denken eines Menschen von der Umgebung abhängig ist. Betrachten wir ganz ruhig jene Werke, in denen er in dem lockern Rahmen des Romans versucht, das moderne England künstlerisch und philosophisch darzustellen! Zwei dieser Bücher: Kipps (1905) und Tono Bungay (1909) bilden mit Shaws Dramen zusammen die schärfste Satire, die seit den Tagen Byrons über England geschrieben worden ist.

Kipps ist die Geschichte eines Ladenlehrlings, der trotz später ererbten Reichtums nie Gentleman werden kann.

Zwei Erscheinungen des modernen Englands fesseln hier unsere Aufmerksamkeit: die abscheuliche Ausbeutung der Lehrlinge im Kleinwarenhandel, wo das alte Schwitzsystem, wie es Charles Kingsley im Schneiderroman Alton Locke (1850) schildert, heute noch — auch nach Mastermans Zeugnis — weiterlebt, und das falsche Ideal vom englischen Gentleman.

Gewiß ist der englische Gentleman eine hervorragende Kulturleistung, aber eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Wie Dibelius in seinem prächtigen Vortrag[1]) gezeigt hat, ist dieses alte Ideal in Deutschland und Frankreich seit der Romantik schon längst überwunden. In England herrscht es weiter als Idol. Kipps hat genügend innere Kraft, das veraltete Ideal auf seinen Wert hin zu prüfen, und genügend Verstand, seine Wertlosigkeit zu erkennen. Wells untersucht den Gentleman und findet an ihm nur ein prunkendes Gewand, das keinen lebendigen Leib mehr umhüllt. Dem englischen Kavalier — sagt er uns — klebt eine Frömmigkeit an, die über die engen Kirchenmauern nicht hinausgeht, es sei denn, daß ein bedeutungsvolles Innehalten im Gespräch, begleitet von einem tiefen Blick, dem ein schroffes Abbiegen von der eingeschlagenen Gedankenrichtung folgt, uns jene Frömmigkeit verraten kann. Denn der Gentleman weicht der Besprechung aller großen Fragen, die das Leben an unsern Verstand und an unsere Seele richtet, ängstlich aus. One doesn't talk of that sort of thing! Warum denn nicht? Es gehört nicht zum guten Ton, sagen die Lippen. Das Herz aber flüstert ängstlich: Solche Fragen sind mir unbequem und zwingen mich zum Denken. — Das Leben des Gentleman geht auf in den Kleinlichkeiten gesellschaftlichen Umgangs, in der Verehrung der Anstandsregeln und der Korrektheit. Kleinlich erdacht ist seine Welt. Ihr Heiligtum ist die Respektabilität, „ihr Genius die Dummheit, die als Ungeheuer, als Antiseele über der ganzen Insel schwebt".

Noch schärfer ist die Satire im zweiten Roman. Tono Bungay ist eines jener schwindelhaften Heilmittel, wie sie bekanntlich in England als Massenartikel vielfach hergestellt werden. Sein Erfinder, Ponderevo, ein ungebildeter Abenteurer aus den untersten Klassen, wird durch den Verkauf der Medizin zum Milliardär und damit auch zum angebeteten Kavalier und zu einer gesellschaftlichen Macht im Lande der Kurpfuscherei auf allen Gebieten. Wells schwingt sich hier zu einer künstlerischen Gesamtdarstellung des modernen Englands auf, die für uns gerade jetzt an Bedeutung gewinnt; denn was er uns gibt, ist das Bild gesellschaftlicher Auflösung und Entartung. Zwei Systeme treten uns entgegen: Bladesover und Tono Bungay. Bladesover liegt am Sterben, Tono Bungay wächst gewaltig und beginnt alles, auch das sterbende Bladesover, zu überwuchern. Doch, was ist Bladesover? Das alte englische Junkertum, das Land und Gesellschaft beherrscht, ein Schema, das du soundso viele hundert Male über ganz England hingestreut vorfindest. Wohin du nur deine Blicke wendest, siehst du ein Bladesover, eine kleine Welt für sich: im Mittelpunkt ein schönes Herrenhaus, daran anschließend Park, Kirche und Dörfer und Städtchen. Und alles, weit und breit, was da lebt und webt, Pächter, Landarbeiter, Krämer und Händler, scheint einzig und allein um des großen Hau-

1) England und Wir. Hamburg 1914.

ses willen zu leben und zu wirken. Das Ganze ist ein festes soziales System, in dem jedes menschliche Wesen seine genau begrenzte Stellung innehat. Die Spitze der Pyramide ist der Junker, dann folgen der Pfarrer mit seiner Familie, der Doktor und der Vieharzt, dann die breitere Schicht der Pächter, dann die zahlreichen Hausbedienten, vom stolzen Butler bis zum bescheidenen Dienstmädchen. Das ist Bladesover. Du findest es überall. Nebenan liegt Eastry, das einfach ein noch größeres Exemplar desselben Musters ist. Gehst du nach London, dann zeigt dir der westliche Teil eine ganze Menge solcher Bladesover. Ihre ideelle Spitze erblickst du im Parlamentsgebäude, das bis vor hundert Jahren noch ein Haus der Junker war, das Kaufleute und Fabrikanten nicht zulassen wollte.

Starr ist das Bladesoversystem. Wer sich ihm nicht einpassen will, wer nicht guter Pächter, guter Landarbeiter, frommer Besucher der Staatskirche ist, wird fortgeschleudert und auf einen Kehrichthaufen, wie die Stadt Chatham einer ist, geworfen. Es gibt viele solcher Kehrichthaufen über das Land hin verteilt, Provinzstädte, die die Abfälle des Systems enthalten.

Alt ist das Bladesoversystem, wurde es doch schon 1688 erfunden. Seitdem ist nichts an ihm geändert worden. Schon ist es so alt, daß das Todesstarren es erfaßt. Äußerlich zeigt es noch den alten Glanz, innerlich ist es erstorben. Bladesover kracht zusammen. Wenige Engländer wissen das. Die Mehrzahl glaubt immer noch an das tote System.

Wells hat dieses Totsein einer äußerlich riesenhaften sozialen Formel durch das Landhaus Bladesover konkret dargestellt. Am Anfang bewohnt noch ein altes Adelsfräulein mit ihrer ebenso alten Cousine das Landgut. Aber die beiden sind nur die zwei zusammengeschrumpften, dürren Kerne in der äußeren Nußschale, die ihre alte Form und Festigkeit getreulich bewahrt hat. Am Schluß haust Sir Reuben Lichtenstein, ein Vertreter jüdischer Hochfinanz, auf Bladesover; ein anderer Landsitz ist von einem Bierbrauer, wieder ein anderer von einem Zeitungskapitalisten, wie Lord Northcliffe, der Eigentümer der Daily Mail und der Times einer ist, erworben worden. Die echten Landjunker sind verschwunden. An ihre Stelle sind die Großkaufleute, Rentner und Finanzmänner getreten. Eine Pseudo-Junkerschaft hat ihren Einzug auf den alten Burgen gehalten. An Stelle der behäbigen, würdevollen und stolzen Aristokratie der Grundrente ist die bewegliche, würdelose, gemeine Aristokratie der Dividende getreten. Beide sind zwei verschiedene Abarten derselben Gattung, die da Dummheit heißt. Die alte Art war schläfrig, die neue ist nervös. Die alte war wenigstens äußerlich schön und stilvoll; die neue ist häßlich und geschmacklos. Beiden aber fehlt die geistige, schaffende Kraft. Lichtenstein bringt nichts Neues außer seinem ordnungslosen Erwerbstrieb. Leider erringt der Typus Lichtenstein immer mehr die Vorherrschaft. Da werden immer zahlreichere Fäden zwischen Hochfinanz und britischem Imperialismus, zwischen Effektenbörse und äußerer englischer Politik gesponnen. Ist doch der heutige Krieg in erster Linie das Werk und das Geschäft englischer Hochfinanz!

Seht ihr denn nicht, daß dieses ganze System des ehrwürdigen Bladesover zu einer Lüge geworden ist? Nein, ihr seht es nicht; denn ihr Engländer habt noch nie eure Gegenwarts-

verhältnisse formulieren können. Ihr hängt am alten Wort und damit auch am alten Sinn, dem die Gegenwart schon längst entronnen ist. Das alte leere Formelngebäude bleibt euch stehen, und unbemerkt schleichen fremde Eindringlinge sich bei ihm ein. Das ist das moderne England, das das Kleid der Tradition nie ablegen will und in lächerlicher Weise aus ihm herauswächst. Das ist das moderne England, das nicht merkt, daß sein Bladesover verfault und zerfällt.

Was hat die Gegenwart an seine Stelle zu setzen? Tono Bungay! Eine Flüssigkeit, die keinem Menschen etwas nützt! Aber das ist Nebensache! Hauptsache bleibt, daß fieberhaft gehandelt werde, gleichgültig, was für Werte herumgeboten werden. London, die Provinz, England, die ganze Welt ist ein großes Geschäft, das Leute wie Ponderevo betreiben. „Ja," sagt dieser Virtuos des Handels in Schwindelwerten, „wir leben in einer großen, fortschrittlichen, zukunftsverheißenden, imperialistischen Zeit. Millionen in China, Marokko, Südafrika! Wir müssen das ganze Land, die Welt in ein großes Geschäft verwandeln. Es ist unser!" Gewiß! Denn unter dem englischen Individualismus ist alles möglich. So entstehen Finanzleute und Pseudojunker wie Ponderevo, vor dem die Bischöfe, die seinen schwindelhaften Aufstieg genau kennen, sich ehrfurchtsvoll beugen. Tono Bungay ist eigentlich noch dümmer als Bladesover. Ist die Welt noch gesund, in der Tono Bungay möglich ist? Achtet das gute England sich selber noch, das Tono Bungay in das für alle Würde und heilige Tradition stehende leere Gehäuse Bladesover hineinkriechen läßt? Der Landadel mit seinen prunkenden Gewändern und ehrwürdigen Wappenschilden nimmt Tono Bungay bei sich auf. Das ist die große Komödie des englischen Systems. In England, sagt Ponderevo, gibt es ein System, durch das du gehen kannst. Am Schluß winken dir Reichtum und gesellschaftliche Herrschaft.

Aber wo ist der Geist, der Sinn der Sache? Streben hier nicht alle Kräfte dem dunkeln Nichts entgegen? — In das trostlose Nichts strebt alles! Nicht nur Bladesover und Tono Bungay, das Leben selber eilt nutzlos dahin. Wells vervollständigt das Bild der Entartung und zeigt uns, wie sogar die wichtigste Lebensbedingung eines Volkes, die Fortpflanzung, vernachlässigt wird. Dem hochintelligenten George, dem Neffen des Finanzschwindlers, ist ein Weib nach dem anderen über den Weg getreten und hat ihm zugerufen: Siehe! Ich bin das Überrationale, ich bin das Leben! Und George hat sich dem wirtschaftlichen Gewühl abgewendet, um dem „Leben" in die Arme zu stürzen. Hier im „Leben" fand er noch einen Sinn. Aber selbst hier verlor er den Sinn bald aus den Augen. Die moderne englische Zivilisation hat die Leidenschaft verstümmelt und fruchtlos gemacht. Wie ein Fluch lastet es auf George. Kinderlos war seine Marion, kinderlos die Frau seines Oheims, kinderlos scheidet die prächtige, adelige Beatrice aus ihrem durch moderne Sitten verdorbenen, sinnlosen Leben. In Bladesover ist alles gestorben. Das zum Ersatz eilende Tono Bungay ist nicht besser. Auch es stirbt aus. — Wells, der hier in schwarzen Farben malt, weiß nur allzugut, daß die englischen Mittelklassen, um ihren gesellschaftlichen Pflichten ökonomisch nachzukommen, zu dem gefährlichen Zweikindersystem ihre Zuflucht genommen haben. So verkümmert die bürgerliche Volkskraft, die der englichen Gesell-

schaft immer neue Stärke spenden sollte. Wells weiß auch, daß die elegante Dame der obersten Kreise sehr oft ihrem Verlobten die Kinderlosigkeit zur Bedingung der Eheschließung macht. Überall hält uns Wells das Bild der Zersetzung vor Augen. Eine hektische Röte liegt über England, die durch das aufreibende, zwecklose Fieber des Handelns, des Geldmachens und der Vergnügungssucht verursacht wird.

Gegen den Schluß hin fährt George Ponderevo auf seinem Torpedozerstörer die Themse hinunter, vorbei an allen jenen toten Symbolen des modernen Englands. Da gleitet das ehrwürdige Parlamentsgebäude an ihm vorüber und scheint noch fragend ihm zuzurufen: „Willst du nicht einmal mich ehren und achten?" — „Nein!" ertönt die Antwort. „Denn in deinen Hallen gehen die Gutsbesitzer und Juristen, die Bischöfe, die Eisenbahnfinanzmänner und die Handelsmagnaten hin und her — mit ihrer unheilbaren Tradition eines vergeschäftlichten Bladesoverismus, eines kleinen Landadels, der feilscht, und eines hohen Adels, der durch Geld käuflich ist." — „Ein gewisser Pomp ist immer noch vorhanden, aber wer läßt sich durch ihn täuschen? Der König kommt in einer vergüldeten Staatskarosse, das Schauspiel zu eröffnen und trägt lange Gewänder und eine Krone. Dabei entwickelt sich ein Gewimmel von dicken und dünnen Beinen in weißen Strümpfer und dicken und dünnen Beinen in schwarzen Strümpfen und von verschmitzten alten Herren in Hermelin." — „Und was für Wirklichkeiten verhüllen diese Gewänder? Gierigen Handel, gemeine Gewinnsucht, freche Reklame!" — Aber König und edle Ritterschaft sind trotz aller kostbaren Gewänder schon längst tot.

Und weiter zieht das Schiff. St. Pauls Kathedrale schwebt über den grauen Handelshäusern der City. Aber die Religion ist vergessen. Die englische Kirche ist zum hohlen Schädel geworden. — Allmählich wird das offene Meer erreicht. Licht um Licht geht unter. England, das Königreich, Britannien und das Imperium, der alte Stolz und die alte Ehrfurcht gleiten vorbei und versinken am Horizont. London, England verschwinden.

Ist England entartet? Du kannst entweder Kipling oder Wells glauben. Je nachdem wird für dich die Antwort „Nein" oder „Ja" sein. Wie du aber auch entscheiden mögest, eines steht fest. Schlimm muß es stehen, wenn ein intelligenter Schriftsteller wie Wells aus dem ihm vorliegenden Tatsachenmaterial ein Bild des modernen Englands, wie es uns in Tono Bungay entgegentritt, entwirft.

Treitschke in London.

Von Karl Hampe.

Wilhelm v. Humboldt schrieb im Jahre 1818 als Einundfünfziger aus London an Karoline, sein dortiger Aufenthalt sei ihm „eine Prüfung und Erfahrung mehr", vorher „war es doch eine ordentliche Lücke in mir, diese Nation nicht zu kennen". So etwa mag auch Heinrich v. Treitschke empfunden haben, als er als Einundsechziger einen langgehegten Vorsatz endlich zur Ausführung gebracht hatte und im Beginn einer in den Universitätsferien angetretenen längeren Englandreise vom 16. bis zum 24. August 1895 in der britischen Hauptstadt verweilte. „Ich kenne keinen Menschen dort", hatte er mir kurz vorher geschrieben, „und wäre also sehr glücklich, wenn ich Sie als Landsmann und Fachgenossen einmal um Rat fragen könnte. Ich komme nur als einfacher Reisender, um den letzten, mir noch unbekannten Winkel Europas endlich zu sehen."

Ich war damals auf einer Forschungsreise für die Monumenta Germaniae historica erst kurze Zeit in London und wünschte wohl, ich hätte einen ortskundigeren Führer abgeben können. Auch hatte ich, im Beginn meiner wissenschaftlichen Laufbahn und im Auslande vor eine neue Aufgabe gestellt, noch eine etwas ärgerliche Gewissenhaftigkeit, die mich trieb, die Zeit, die der persönliche Verkehr mir übrigließ, auch in diesen Tagen für die übernommenen Arbeiten voll auszunützen. So bin ich, obwohl ich mir der Gunst des Schicksals voll bewußt war, zu Aufzeichnungen, die so manche scharfgeprägte Zusammenfassung der ersten englischen Eindrücke Treitschkes hätten festhalten können, leider nicht gekommen. Ich bedaure das jetzt um so mehr, als, wie ich höre, seine brieflichen Äußerungen von der englischen Reise nur dürftig sind, und der allzu rasche Tod ihn gehindert hat, seine Auffassungen selbst zu verwerten, indem er etwa seinen weiteren historischen Darstellungen, wie er es so meisterhaft verstand, aus eigner Anschauung helle Lichter aufgesetzt hätte. Da nun der Herausgeber dieser Zeitschrift hier vor kurzem einen auf breiter Grundlage ruhenden Aufsatz über „England in Treitschkes Darstellung und Urteil" veröffentlicht hat und mich ermuntert, selbst das Wenige, das ich heute, nach zwanzig Jahren, aus dem Gedächtnis noch mit Sicherheit verbürgen kann, zu Papier zu bringen, so möge der Leser die nachfolgenden Aufzeichnungen als eine bescheidene Ergänzung jenes Aufsatzes betrachten.

Treitschke kam nach England in der gehobensten Stimmung. Wohl war ihm der Tod v. Sybels, wie er mir sagte, sehr nahegegangen, wohl war seine Sorge um die Politik der nachbismarckischen deutschen Regierung mit dem Abgange Caprivis keineswegs behoben und äußerte sich in schärfster und freimütigster Kritik. Aber noch beschwingte ihn der durchschlagende Erfolg des glänzenden fünften Bandes seiner deutschen Geschichte, und eben hatte er in der wundervollen Rede „Zum Gedächtnis des großen Krieges" in einem Augenblick allgemeiner vaterländischer Besinnung Deutschlands trotz schwerer Gegenwartsbedenken doch auch seiner felsenfesten Zuversicht für die große

Zukunft des Reiches zündenden Ausdruck gegeben. Es war, als habe ihn diese Stimmung übers Meer begleitet, und als verklärte sie ihm auch widrige Eindrücke zu goldenem Humor. Auch körperlich schien er noch im Vollbesitz seiner Kraft, trotz der drückenden Hitze jener Hundstage unternehmungslustig und ausdauernd; nur einmal, als wir, um einen Zug zu erreichen, einige Schritte gelaufen waren, hatte er in der üblichen Stickluft der damaligen Untergrundbahn so schwer mit dem Atem zu ringen, daß ich erschrak und es später als ein Zeichen für den Keim der Todeskrankheit ansehen mußte, der doch schon in diesem starken Körper steckte.

Bei seiner völligen Taubheit mußte der Gedanke, ihn in dem Londoner Straßengetümmel zu wissen, seine Angehörigen mit banger Sorge erfüllen. Er selbst setzte sich lächelnd darüber hinweg, und bei seiner ganzen Art war es doch auch begreiflich genug, daß ihm nicht daran gelegen sein konnte, in sicherer Begleitung etwa die Hauptsehenswürdigkeiten pflichtmäßig abzutun, sondern daß er sich lieber allein in den Strom warf und darin treiben ließ, bis ihn ein Hansom zu seinem Gasthof zurückbrachte. Vorkenntnisse, Phantasie und offnes Auge ließen ihn dann das Kennzeichnende der Erscheinungen sicherer erfassen als die meisten andern, denen die Quelle mündlicher Belehrung floß. Aber die Fülle der Tagesgesichte abends im Gespräch bei einem Glase Bier zu formen und mitzuteilen, war ihm innerstes Bedürfnis —, freilich ein so durchaus unenglisches, daß es in der Millionenstadt nicht leicht fiel, ein ruhiges Plätzchen dafür zu finden. Denn zumeist hatte man — wenigstens in dem damaligen London — nur die Wahl zwischen Sitzen und Essen oder Trinken und Stehen. Gleich für den ersten Abend hatte ich in meiner Ahnungslosigkeit als Treffpunkt ein gut eingerichtetes englisches Restaurant in der Strandstraße in Vorschlag gebracht. Schlag neun Uhr war ich pünktlich zur Stelle und konnte noch gerade Zeuge davon sein, daß ein Kellner die Tür absperrte; denn die Dinnerzeit war vorüber, und daß man sich dort zu anderm Zwecke niedergelassen hätte, war nach englischen Vorstellungen undenkbar. Als Treitschke etwas später erschien, und ich ihn durch die Gebärde des Abschließens über den Mißerfolg verständigte, begann er eine zornige Philippika mit den Worten: „Ja, der Puritanismus hat furchtbar an England gesündigt! Wo ist das merry old England Shakespeares geblieben?" Nachdem in einer andern Wirtschaft die Sitzgelegenheit durch die Zutat einer unleidlichen Lärmmusik hatte erkauft werden müssen, die mir das Verstehen der Unterhaltung nahezu unmöglich machte, einigten wir uns die folgenden Abende, ohne weiteren Neuerungsgelüsten nachzugeben, regelmäßig auf die einzige bayrische Bierstube, die London damals besaß.

Daß die Abneigung gegen England, mit der Treitschke in seinen späteren Jahren ja nicht hinter dem Berge hielt, nicht Gefühlen und Vorurteilen entsprang, dafür hat Cornicelius reiche Belege erbracht. Im Gegenteil, seine anfänglich sehr günstige Meinung wandelte sich erst allmählich ab mit dem tieferen Eindringen seiner wissenschaftlichen Forschungen, die ihn von der fabelhaften Rücksichtslosigkeit der kontinentalen Politik Englands überzeugten. Einseitig konnte seine spätere Beurteilung wohl nur insofern genannt werden, als sie die von Deutschland her gesehenen englischen Dinge des

üblichen nationalen und religiösen Cant entkleidete und sich in temperamentvollen Formulierungen äußerte, die von der tiefen Kluft zeugten zwischen dem ganz und gar idealistisch gerichteten Wesen Treitschkes und dem Nützlichkeitsstandpunkt dieses aus einer römischen Weltherrscherstellung mehr und mehr in die Rolle Karthagos hinübergleitenden Handelsvolkes.

Es freute ihn, daß die deutsche akademische Jugend von 1895, die England selbst kennen lernte, nicht leicht mehr in den alten Fehler der Anglomanie verfallen konnte, zumal da selbst auf dem Gebiete der Zivilisation der frühere Vorsprung Englands in den letzten Jahrzehnten von Deutschland im wesentlichen eingeholt, auf manchen Gebieten bereits überholt war. Und als er nun selbst die wenig günstigen Vorstellungen, die er von der englischen Hauptstadt gehegt hatte, nur nach der negativen Seite hin, durch Unzier und Schmutz, Getümmel und Unwirtlichkeit, übertroffen sah, war ihm das eine Art von grimmiger Genugtuung.

In ganz London machte ihm, abgesehen natürlich von den fremden Kunstschätzen, wirklich großen Eindruck nur das Innere der Abteikirche von Westminster mit ihrer feinen mittelalterlichen Kunst, die sich der belastenden Fülle späterer mittelmäßiger Denkmale so siegreich erwehrt; und eben bei diesen erhebt doch wieder die Größe und Einheitlichkeit der nationalen Ehrung, gewiß das Letzte, wofür ein Treitschke unempfänglich gewesen wäre. Ruhte aber sein Auge mit Wohlgefallen auf der aus dem Dunst aufsteigenden Kuppel von St. Pauls, und kam er voll Befriedigung von Hampton Court und seinen französischen Gartenanlagen zurück, so waren es im Grunde unenglische Kunstleistungen, die ihm da zusagten. Selbst die altehrwürdige Kirche von St. Albans, nördlich von London, zu der er in Erinnerung an die große, insbesondere auch historiographische Vergangenheit der Abtei pilgerte, enttäuschte ihn durch ihr zu übermäßiger Ausdehnung gerecktes, die Verhältnisse störendes Langschiff und konnte den Vergleich mit den mittelalterlichen Kirchen des geliebten Rheinlandes nicht entfernt aushalten.

Für die landschaftlichen Reize der Parks und Umgebung Londons war die Jahreszeit sehr ungünstig. Die Hitze der letzten Wochen hatte die sonst so üppigen Rasenflächen ausgedörrt. Auf einer Fahrt durch den berühmten Park von Windsor über den „Long Walk“ fand daher das auf einen Briefumschlag geschriebene Wort „Tempelhofer Feld“ Treitschkes lebhafte Zustimmung. Vom Schloß herab war der Blick in die liebliche, an die holsteinische Ebene erinnernde Landschaft nicht ohne Reiz, aber im ganzen verdiente doch auch Windsor nicht seinen Weltruf; die fünf Stunden dort auf einem gemeinsamen Sonntagsausflug reichten jedenfalls im Übermaß aus.

Wenn so die Baedekersterne nicht durchgehends Eindruck machten, so konnte die Besichtigung andrer Anziehungspunkte Londons bestenfalls Humor auslösen. Beim Besuche des einst so berühmten Kristallpalastes in Sydenham kamen wir aus dem Lachen kaum heraus. Das Gebäude aus Eisen und Glas hatte ja in den fünfziger Jahren konstruktive Bedeutung gehabt, und der Blick von einem Balkon herab in die liebliche Ebene von Kent war wenigstens eine kleine Belohnung für die Fahrt hinaus. Aber was der häßliche Riesenbau in seinem Innern barg, ein widerliches Panoptikum der gesamten Weltkultur in jahrmarktmäßiger,

elender Nachbildung, kunterbunter Aufstellung und schlechtester Erhaltung, das konnte höchstens für die Erkenntnis der Bildungsbedürfnisse des Durchschnittsengländers von Belang sein. Nachdem wir uns eine Stunde an dem wirren Allerlei ergötzt hatten, in dem etwa ein Stück des alten Athen, eine Dampfmaschine, ein ausgestopfter Tiger, ein gekreuzigter Christus, eine Sammlung von Stärkefabrikaten und Cellinis Perseus, Büsten von Garrick und Luther und — auf falschen Sockeln mit verkehrten Inschriften — sogar die der preußischen Könige einander folgten, das Ganze durch Reklamebogen an den Wänden und Butterbrotspapier auf dem Fußboden anmutig belebt und von Refreshment rooms unterbrochen, schlug Treitschke am Ende doch vor, aufzubrechen; oder wollen Sie noch länger in diesen Schandräumen herumlaufen?"

Die gute Laune verließ ihn nicht bis zur Abreise. Ich sehe ihn noch leibhaft vor mir, wie er, obwohl wir schon etwas eilig waren, mitten im Getümmel des Gasthofsausgangs stehen blieb, tief Atem schöpfte und begann: „Ja, ich freue mich, daß ich London gesehen habe, aber ich freue mich noch mehr, daß ich es gesehen *habe*", wobei er im Jubel der Befreiung das letzte Wort so gewaltig hinausschmetterte, daß es wie ein Trompetenstoß in die Ohren der entsetzt aufhorchenden Fremden, Kellner und Hausdiener drang. Später, nachdem er in Oxford, Cambridge und Schottland die britische Insel auch von Seiten kennen gelernt hatte, die seinem eignen Wesen mehr entsprachen, pflegte er seine Eindrücke aus der Hauptstadt in dem grimmigen Scherzwort zusammenzufassen, London sei „wie der Traum eines branntweintrunkenen Dämons".

Während des jetzt tobenden Weltkrieges, in dem auch dem Namen Treitschkes die Ehre widerfuhr, von unsern Feinden mannigfach verunglimpft zu werden, habe ich oft an die Augusttage von 1895 zurückgedacht, und da war es eine Szene, die mir immer besonders lebhaft vor Augen trat. Wir standen auf der Schloßterrasse von Windsor. Da redete er von dem Hochmut der englischen Nation. Wohl machte er Unterschiede zwischen den Volksschichten. Er hatte auch da auf der Straße seine Beobachtungen angestellt, einmal z. B., ich glaube auf der Herreise in Brighton, längere Zeit lebhaft gestikulierenden Straßenpredigern zugeschaut, die er launig als „tanzende Derwische" bezeichnete. Der kleine Mann, der fleißig und ruhig seiner Tagesarbeit nachging, hatte ihm allenthalben den besten Eindruck gemacht. Indes für das Volk in seinen maßgebenden Schichten und darum auch in seiner staatlichen Gesamtheit hatte sich seine historisch gewonnene Überzeugung nur verdichtet, daß es, durch langes Glück verwöhnt, von einem grenzenlosen Hochmut beseelt sei, der an den der Spanier in den Zeiten ihres Weltreiches unter Philipp II. erinnere, zwar berechtigter sei als jener, da er auf ungleich bedeutendere Leistungen hinweisen dürfe, aber gleichwohl auch einmal zum Fall führen könne. Und als er die Möglichkeit erwog, daß diese Überhebung früher oder später zum Kriege mit Deutschland treiben könne, blitzte sein Auge, und seine Stimme klang wie Schwertstreich.

Hätten wir ihn heute noch unter uns als Rufer im Streit! Wie würden wir seinen zornglühenden und Begeisterung entfachenden Worten lauschen!

Alfred Fouillée über Deutsche und Franzosen.

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

Von E. Hurwicz.

Einer der hervorragendsten Philosophen des modernen Frankreichs, der vor vier Jahren verstorbene Alfred Fouillée, der sich nicht nur mit Problemen der reinen Philosophie, sondern vorzugsweise auch mit denen der Psycho- und Soziologie befaßte, schrieb im Jahre 1903 eine „Esquisse psychologique des peuples européens". (Die 5. Auflage dieses Werkes ist 1914 in Paris erschienen.) Es ist sicherlich kein bloß äußerer Umstand, daß die Psychologie des deutschen Volkes in diesem Werke den verhältnismäßig größten Raum einnimmt. Vielleicht kein anderes Volk, sagt die Vorrede, darf in größerem Grade auf sich die unvoreingenommene Betrachtung des Psychologen und des Soziologen lenken. Fouillée zeigt ein offenes Auge wie für die Vorzüge des deutschen, so auch für die Mängel des französischen Charakters. Allerdings wird die kühle Objektivität von einer deutlich leidenschaftlichen Subjektivität abgelöst, wo in ihm — bewußt oder unbewußt — die Reminiszenzen an den Krieg von 1870, ja an die vorangehenden Kriege Preußens nachzittern; und in seiner Vorrede bemerkt er ferner mit Recht, daß die „Einfühlung" des Forschers in das beobachtete Subjekt nie das „Fühlen" dieses Subjekts selbst ersetzen kann. Wir wollen daher unsere Darlegungen auf die Kulturpsychologie als solche beschränken und die einschlägigen Ausführungen Fouillées einer kritischen Beleuchtung und zum Teil einer Gegenüberstellung mit den Beobachtungen anderer Autoren unterziehen.

Der Haupteinwand gegen solche Betrachtungen, wie sie Fouillée anstellt, besteht in dem Hinweis auf die Mannigfaltigkeit der individuellen Charaktere innerhalb eines Volkes, der gegenüber der völkerpsychologische Typus nur als eine Abstraktion erscheine. Hierauf ist zu erwidern, daß trotz dieser Mannigfaltigkeit die Kulturschöpfungen eines Volkes uns unverkennbar übereinstimmende Züge, die mithin als die Objektivierung der Eigenart seines nationalen Geistes betrachtet werden müssen, darbieten; jener Einwand beruht ferner auf einer Verkennung des sozialen, d. h. interindividuellen Wesens der Völkerpsychologie, welches eben darin besteht, daß die bei individueller Beobachtung verborgen bleibenden Züge erst im Zusammenwirken mehrerer, also in Kollektivhandlungen hervortreten; es kommt endlich bei der Völkerpsychologie gar nicht auf die sich in jedem einzelnen wiederholenden, sondern auf die vorherrschenden Züge, auf die zweifellos vorhandenen Unterschiede des einen Volkes von dem andern an, so daß auch die ethnischen Verschiedenheiten, z. B. gerade in Deutschland und Frankreich, deren Bedeutung ja ohnehin schon durch die Einheit der historischen Schicksale abgeschwächt wird, gegenüber jenen dominierenden Tendenzen zurücktreten. Was aber noch einen anderen Einwand, der die Rolle der äußeren Faktoren, insbesondere der geschichtlichen Ereignisse, für die Entwicklung eines Volkes betont, anbelangt, so sind wir am allerwenigsten geneigt, sie zu leugnen. Aber ebensowenig kann

eine objektive Betrachtung die Eigenart der Reaktion auf die äußeren Faktoren, die wiederum psychologisch bedingt ist, leugnen. —

I.

Die Empfindungsart der Franzosen ist nach Fouillée „durch Schnelligkeit und Intensität der Reaktion gekennzeichnet und mit dem sanguinisch-nervösen Temperament zusammenhängend, welches bei den Galliern vorherrschte und noch heute bei den Franzosen vorherrscht... Die Lebhaftigkeit der Franzosen ist durch ein sehr ausgebildetes Nervensystem bedingt, welches, durch einen genügenden Blutzustrom genährt, zum Ort einer äußersten Spannung wird, wie ein gespannter, zum Abschnellen des Pfeils ganz bereiter Bogen... Die Sanguinisch-Nervösen sind in ihrem Charakter vorwiegend expansiv: schon daher, weil ihre Leidenschaften lebhaft und beweglich sind, verbreitet sich die Emotionswelle mit Schnelligkeit in allen ihren Organen, die Glieder und das Gesicht einbegriffen; daher diese Gesten und diese ausdrucksvolle Physiognomie, die die inneren Eindrücke nach außen unmittelbar verrät" ... „Der sanguinisch-nervöse Mensch zeigt nicht jene verhältnismäßige Langsamkeit der Reaktion, die das phlegmatische Temperament der nordischen Völker kennzeichnet ... Die nervöse Beweglichkeit erzeugt das, was man heute Suggestibilität nennt, und man kennt die wichtige Rolle der Suggestion selbst im gesunden Zustande und ohne vorangegangene Hypnotisierung. Guyau und Tarde haben diesen Gesichtspunkt nachdrücklich betont. Je suggestibler aber das Individuum ist, um so eher unterliegt es dem Einfluß der sozialen Umgebung, um so eher empfängt es die Wandlungen und Eindrücke von außen her, wie ein sehr empfindliches Thermometer, das in einer sehr veränderlichen Atmosphäre unaufhörlich variieren würde ... Schon die Rasse und das sanguinisch-nervöse Temperament verleihen den Franzosen eine kleinere Willensenergie, besonders aber eine geringere Selbstbeherrschung und Ausdauer. Er besitzt in größerem Maße das Vermögen der Erregbarkeit als das, welches die Physiologen als das Hemmungsvermögen bezeichnet haben. Seine geistige Lebhaftigkeit bewegt ihn dazu, sich von einer plötzlichen Eingebung eher denn von einer langen Überlegung bestimmen zu lassen" ...

Hand in Hand mit dieser psychophysischen Impulsivität geht aber die geistige, und gerade die Franzosen bieten ein charakteristisches Beispiel dieses Parallelismus dar. Die geistige Impulsivität reagiert vorzugsweise nur auf große Ideen, auf Verallgemeinerungen. Hierin liegt die Wurzel jenes Rationalismus oder vielmehr Intellektualismus, der nach dem übereinstimmenden Urteil der Franzosen selbst wie anderer Völker das kennzeichnende Merkmal des französischen Geistes bildet. Für Descartes, für Pascal sind die Leidenschaften selbst „Präzipitationen der Ideen", d. h. allerdings nicht kalter Ideen, sondern flammender Gedanken, die die Dinge und die inneren Visionen repräsentieren. Und Pascal fügt hinzu: „je mehr Intelligenz man besitzt, desto größer sind die Leidenschaften". Michelet erblickt den hervorragenden Zug des französischen Genies in der „leidenschaftlichen Logik". „Die Form meines Verstandes", sagt auch Taine, „ist eine französische" und definiert sie: „Die Ideen in regelmäßige Reihen ordnen mit einer Steigerung nach der Art der Naturalisten". „Wie sich die Ideen ordnen" — sagt er noch —, „das haben die Franzosen Europa gelehrt".

Fouillée sucht nun den französischen Intellektualismus folgendermaßen zu rechtfertigen: „In Frankreich lieben wir es, das Feld unserer Beobachtung einzuengen, um besser zu sehen; der Geist der Deutschen, der durchaus vieles gleichzeitig sehen will, ist breit und trübe („large et trouble"). Er besitzt nicht diesen Sinn für die geradlinige Geometrie, dieses Bedürfnis nach Ordnung und Klarheit, das bei anderen Völkern so gebieterisch ist; er gefällt sich in Widersprüchen und unbestimmten Verwicklungen." Daß der französische Intellektualismus, der nach dieser Auffassung als das bewußte Produkt einer Reflexion erscheint, indes, zumindest zum Teil, in dem Temperament wurzelt, fanden wir in den oben zitierten Bekenntnissen Michelets und Pascals, dieses nach der Auffassung der Franzosen selbst, echtesten Repräsentanten des französischen Geistes, bestätigt. Auch Guyau (in seinem Werke „L'irréligion de l'avenir", Paris 1887, S. 221) sagt, indem er den auch auf wissenschaftlichem Gebiete zuweilen hervortretenden Mangel an Solidität bespricht: „Muß man denn ernst bis zur Langweiligkeit sein? Nein, zweifellos ist das weder notwendig noch in unserem Temperament begründet. Aber gestehen wir's: sich auf die Langeweile zu verstehen („savoir s'ennuyer") ist eine große Kraft bei manchen Völkern; es ist das Geheimnis der langsamen, geduldigen und zaghaften Arbeit, die kein Detail im Schatten läßt, die allen Konstruktionen des Geistes die solidesten, wenn auch tief verborgenen Fundamente gibt." Hier liegt auch die Quelle jener dem deutschen Denken charakteristischen „Andacht zum Unbedeutenden" (Schlegel), die dem französischen Geiste abgeht.

Die geschilderten geistigen Züge drükken ihren unverkennbaren Stempel auch der ganzen Geschichtsauffassung wie der politischen Entwicklung auf. „In der Geschichte", sagt Fouillée, „betrachten sich die Deutschen als die Meister, wenn es gilt die eigentliche Entwicklung der Ideen und Völker zu untersuchen. In Frankreich und Italien, behaupten sie, faßt man die Geschichte wesentlich als eine Reihenfolge immer neuer, bestimmter Typen auf, die, einmal entstanden, sich einander nach gleichfalls bestimmten Gesetzen ablösen — es ist gewissermaßen eine geregelte Reihenfolge starrer und „objektiver" Formen. Die Deutschen hingegen wären die ersten, die die rein inneren Veränderungen, welche innerhalb eines lebendigen Ganzen vor sich gehen, verstanden haben. Durch diesen Sinn für das geschichtliche Werden erkläre sich die besondere Eignung der Deutschen für die methodische historische Untersuchsung." Fouillée beklagt wiederholt und nachdrücklich auch den durchschnittlichen Mangel an geschichtlichem Sinn in Frankreich. Und Stuart Mill bedauert, daß die sozialen Reformatoren in Frankreich zu oft den logischen Zusammenhang für einen Beweis nehmen und sich zu sehr von einer Kontrolle durch die Tatsachen befreien. In der Revolution von 1789, die wohl die größte Tat des französischen Geistes darstellt, erblickt auch Tocqueville „dieselbe Anziehung durch allgemeine Theorien, ganze gesetzgeberische Systeme und exakte Symmetrie in den Gesetzen; dieselbe Nichtachtung der bestehenden Tatsachen; denselben Wunsch, die ganze Verfassung auf einmal zu ändern, gemäß logischen Gesetzen und einem einzigen Plan, statt zu versuchen, sie in ihren Teilen zu ändern." Nach Guyau (op. cit.) ist die Deklaration der Rechte eine Reihenfolge von Formeln a priori, die eine Art auf der Offenbarung des persönlichen Gewissens begründeter Metaphysik

oder Religion des Rechts darstellen. Für den französischen Intellektualismus ist wohl auch die von Grünberg in seiner Geschichte der Utopien mitgeteilte Tatsache charakteristisch, daß von den 20 Utopien, die die Geschichte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zählt, auf Frankreich allein 14 kommen, wogegen England nur 4 und Italien 2 derartige Konstruktionen aufzuweisen hat (s. Ernst Bernhard, „Die Struktur des französischen Geistes", Logos 1912). Die sprunghafte politische Entwicklung Frankreichs offenbart somit einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Geistes- und Affektbeschaffenheit des französischen Charakters. In Betracht ist aber hierbei auch die von Fouillée bereits oben betonte Bedeutung der Massensuggestibilität zu ziehen. „Isoliert", sagt Fouillée, „hat der Franzose nicht die Willenskraft eines Engländers, die ausharrende Geduld eines Deutschen; er findet vielmehr seinen Vorteil überhaupt erst, wenn er sich mit der Gesamtheit vereint fühlt, wenn er gewissermaßen kollektiv will."

Bernhard erblickt auch in der Verwaltung Frankreichs den rationalistischen Zug: „Im Gegensatz zu den Engländern mit ihrer individualisierenden, sich den Dingen und Situationen anschmiegenden Behandlung, ihrer Vorliebe für Dezentralisation, irreguläre Anordnung und freie Rhythmik suchen die Franzosen der Wirklichkeit rationelle Maßstäbe und symmetrische Formen aufzuprägen, die auf deren besonderes, individuelles Sein keine Rücksicht nehmen. Das Leben wird einheitlichen, von einem Zentralpunkt ausstrahlenden Direktiven unterstellt." Symptomatisch ist, meint er, auch die von Boutmy mitgeteilte Tatsache, daß der Gedanke einer einzigen Kammer in Frankreich heute sich zahlreicher Anhänger erfreut, weil bei einer derartigen Einrichtung Reformen und Änderungen viel mehr beschleunigt und radikaler durchgeführt werden können. Indessen scheinen hier u. a. auch demokratische Ideen mitzuwirken, wie denn der Ruf nach Abschaffung des Oberhauses neuerdings auch in England erscholl.

Mit den bisher geschilderten Zügen hängt ein Individualismus eigener Art zusammen. Die Verknüpfung von Intellektualismus und Individualismus ist sehr natürlich, indem die Vernunft des Individuums zum höchsten Maßstab der Dinge erhoben wird. Ja, die Idee der Gemeinschaft selbst wird aller ihrer mystischen Elemente entblößt. Die Ratio („raison commune") wird zum vinculum societatis selbst (Boutroux „Pensée allemande et pensée française", Revue politique internationale, September—Oktober 1914, Lausanne). Dies bestimmt die ganze Tendenz der sozialen und religiösen Entwicklung. „Die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Individuums im Verhältnis zur sozialen Gruppe — sagt Fouillée — ist eine der für die Erkenntnis der Völker wichtigsten Beziehungen. Wir haben gesehen, daß der Angelsachse oder der Deutsche das angeborene Bedürfnis haben, sich einer oder mehreren, eine Hierarchie bildenden Gruppen anzuschließen. Insbesondere zeigt uns der Deutsche die Neigung zu einer Subordination.... Der Franzose ist viel weniger gehorsam und diszipliniert; er will andererseits sich nur an ganz allgemeine Gruppen anschließen, wie an die Nation selbst oder, was noch mehr ist, die Menschheit. Das, was der französische Geist am besten begreift, ist das menschliche Individuum als solches oder die menschliche Gesellschaft als solche. Er begreift viel weniger die Mittelglieder, die durch besondere Gemeinschaften oder auch mehr oder weniger aus dem gemeinsamen Stamm hervorgehende Persönlichkeiten darge-

stellt werden." In enger Verbindung mit solchem Individualismus steht das Streben nach sozialer Gleichheit. „Eine der offenbarsten und am wenigsten bestrittenen Neigungen des französischen Geistes ist die Gleichheitsliebe... Die materielle Situation, die durch Vererbung bedingte Lage eines Menschen und die überlieferte Rangordnung, alles das berührt nicht das französische Volk, alles das erscheint ihm als eine dem Menschen selbst und der Menschheit fremde Unterwerfung... Von allen europäischen Völkern machten die Franzosen am wenigsten Aufhebens von dieser Hierarchie, wenigstens soweit sie auf Geburt, Privilegien, Vermögen, selbst Überlieferung und Geschichte beruht... Alles, was mit einer geschlossenen Kaste, mit einer mehr oder weniger engherzigen Klasse Ähnlichkeit hat, ist ihnen verhaßt geworden... Nachdem es die rechtliche, sodann die politische Gleichheit angestrebt hat, strebt Frankreich jetzt einer sozialen Gleichheit nach." Auch nach Boutroux ist die soziale Entwicklung Frankreichs von einem „esprit de sécularisation" beherrscht, der auf die Abschaffung der Kasten und Privilegien ausgeht.

Dieser Geist der Verweltlichung, der im Grunde, wie Boutroux selbst mit Recht bemerkt, im Geiste des Humanismus wurzelt, hat ganz entschieden die religiöse Entwicklung Frankreichs beeinflußt und in deren letztem Stadium, der Trennung von Staat und Kirche, sich greifbar objektiviert. Über den inneren religiösen Zustand aber legen die folgenden Ausführungen Fouillées ein beredtes Zeugnis ab: „Der katholische Glaube sinkt in Frankreich und kann nur durch einen philosophischen und sozialen Glauben ersetzt werden. Andererseits verabscheut der französische Geist halbe Maßnahmen, mehr oder weniger unlogische Kompromisse: daher kann man nicht mit Renouvier hoffen, daß der Franzose, nachdem er aufgehört hat, an den Katholizismus zu glauben, das Bedürfnis fühlen wird, an den Protestantismus zu glauben, weil in diesem die Portion des Geheimnisvollen geringer, die der Vernunft größer ist; der Wunderglaube erscheint ihm nicht als eine Portionsfrage: einer der Züge des französischen Geistes ist der logische Radikalismus: alles oder nichts. Wenn er nur eine Inkarnation oder eine Transsubstantiation annehmen kann, was wird ihm der Grad oder die Form des theologischen Dogmas ausmachen? Sein Bedürfnis nach Klarheit wird entweder alles leugnen oder ganze Befriedigung heischen: er wird entweder ganz gläubig oder ganz ungläubig sein. So hat der Franzose auch keinen Sinn für den der Seele des Deutschen teuren Symbolismus: er verleiht nicht alten Dogmen eine neue und poetische Bedeutung, er verwandelt sie nicht in Metaphern, Allegorien und philosophische Mythen; getreu dem Geiste Descartes' legt er sie entweder alle mit Respekt beiseite oder verwirft sie ganz im Namen der Vernunft. Keine aus dem Interesse der Massen, aus der „Notwendigkeit der Religion für das Volk" gefolgerte politische Erwägung wird ihn zu irgendeiner Beeinträchtigung dessen, was er für die Wahrheit hält, veranlassen."

Die im bisherigen dargestellten psychologischen Züge, deren Wirkung auf die wichtigsten Lebensgebiete wir bis jetzt verfolgt haben, kehren aber auch auf anderen, entlegeneren Gebieten wieder und bestätigen somit die Richtigkeit des Ausgeführten. So verdankt die Mode in Frankreich ihre Entstehung nicht, wie allgemein geglaubt wird, lediglich der Neuheitssucht, wenn auch diese Entwicklung der Mode nicht ohne

Bedeutung ist, sondern in erster Linie, wie Fouillée bemerkt, derselben Liebe zur Symmetrie, deren wir oben gedachten und die sich hier auch in den äußeren Dingen dokumentiert, einer Symmetrie, die individuelle Absonderlichkeiten und Abweichungen von dem allgemeingültigen Maße verhindern soll. — So sind ferner, wie Bernhard bemerkt, für die französische Anschauungsform gewisse Straßenbezeichnungen, die an allgemeine Ideen, an Abstraktionen und nicht wie regelmäßig bei uns an lokale und konkrete Beziehungen anknüpfen, charakteristisch. Wir finden in Paris eine „Rue de la Bienfaisance", eine „Rue de Commerce", eine „Place de la Concorde"; dem deutschen Sprachgefühl sind dagegen Bildungen wie „Handelsstraße" oder „Einigkeitsplatz unmöglich. Ebenso unmöglich, können wir umgekehrt hinzufügen, für das französische Sprachgefühl derartig konkrete Wortbildungen, wie z. B. „Reichswollwoche".

Auch im Drama, in der schönen Literatur überhaupt, wiederholen sich die bereits gestreiften nationalpsychologischen Gegensätze oder Unterschiede. In der deutschen Poesie und Literatur, sagt Fouillée, wohnen wir immer einer Reihe innerer Krisen, geistiger Zweifel und sittlicher Fehler bei, deren Resultat die Bildung einer Persönlichkeit ist. Die klassische Tragödie der Franzosen setzte gewöhnlich eine einzige personifizierte Leidenschaft auf die Bühne, eine Tugend oder ein Laster, die durch einen Menschen symbolisiert sind, oder ferner zwei geistige Gesichtspunkte, zwei miteinander kämpfende Ideen, deren Versöhnung der Intellekt finden mußte. Die psychologische Analyse, die in der deutschen Literatur üblich ist, bezieht sich hingegen nicht auf eine isolierte Leidenschaft, umfaßt vielmehr den ganzen Menschen und seine innersten Veränderungen. „Wenn eine bestimmte Leidenschaft gegeben ist — so fragt sich der französische Dichter — was für ein Mensch wird sie repräsentieren?" „Wenn ein bestimmter Mensch gegeben ist — so fragt sich der deutsche Dichter — welche entgegengesetzten, gleichzeitigen oder einander folgenden Leidenschaften werden sich als Folgen des individuellen Charakters entwickeln?" Ganz in demselben Sinne charakterisiert auch Bernhard die klassische französische Kunst. Und wir können hinzufügen, daß dieselbe Tendenz auch die neuere und neueste französische Literatur vielfach beherrscht, in der, wie in den sozialen Romanen Zolas, aber auch in den gesellschaftlichen Romanen A. France's, fest umrissene, von einem beherrschenden Motiv her konstruierte Persönlichkeiten figurieren, die irrationellen, gemischten und fragwürdigen persönlichen Züge aber unterdrückt oder in den Hintergrund geschoben werden.[1])

Zum Schlusse seien die bemerkenswerten Worte erwähnt, die Fouillée, u. a. auch auf Grund einer Reise in Deutschland, dem Universitätsstudium widmet, da wir auch hierin die uns aus dem bisherigen bekannten nationalen Züge wiedererkennen. „Einen offenbaren Vorsprung vor den analogen Einrichtungen in Frankreich haben in Deutschland besonders die Universitäten. In den unsrigen kann man zweifellos eine schon gemachte Wissenschaft lernen, ja man

1) Wunderbar und treffend charakterisiert Fouillée die deutsche Musik. „Die deutsche Harmonie", sagt er, „läßt uns die innersten Stimmen der Seele und gleichzeitig alle Stimmen der Natur, die sich mit ihr vermischen, hören; es scheint, als ob wir dem eigentlich intellektuellen und bewußten Sein enthoben wären, um wieder in jenen Ozean des tiefen Lebens zu tauchen, wo jedes Wesen die Vibrationen des Weltlebens widerschallt."

kann sogar lernen, diese Wissenschaft zu lehren, aber trotz der neuesten Fortschritte lernt man doch nicht etwas ganz anderes, das eine lange Übung erfordert: nämlich das Handwerk der Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft, sei es theoretisch oder praktisch, oder besser gesagt, die unteilbar theoretische und praktische Wissenschaft zu entwickeln, das ist eine große Kunst, welche sich nicht improvisieren läßt und immer mehr jene lange Geduld erfordert, in der Newton das Genie erblicken wollte. Die reine Wissenschaft selbst hat ihre Technik, die sich von den bereits errungenen Resultaten oder allgemeinen Ideen, unter welche diese Resultate von dem Philosophen geordnet werden, unterscheidet. Wir Franzosen haben uns in unserem höheren Unterricht während langer Jahre zu sehr mit „großen Prinzipien" und „großen Folgerungen" begnügt, während die Deutschen sich bis zum äußersten mit den wissenschaftlichen Methoden und mit der wissenschaftlichen Technik beschäftigt haben."

II.

Nach dieser Skizzierung der französischen Psychologie, in der aber bereits auch verschiedene Gegensätze zu der deutschen hervorgetreten sind, gehen wir zur besonderen Betrachtung der letzteren über. Die Empfindungsart der Deutschen schildert uns Fouillée im allgemeinen als stark phlegmatisch und halb sanguinisch, mit langsamer Reaktion. Die Gefühle und Perzeptionen zeichnen sich durch geringe Schärfe aus. Ebenso können die Emotionen nur in einer längeren Zeitspanne erweckt werden, aber einmal in Bewegung, sind sie energisch und andauernd. So ist es vor allem der Wille, durch den der deutsche Charakter einer Achtung würdig ist. Energie und Ausdauer sind seine hauptsächlichsten Eigenschaften. Daher rührt die Geduld, von dem Erfolg unzertrennliche Schwierigkeiten zu ertragen, die Ausdauer, die Disziplin, die Pflichtergebenheit. Hier ist auch der wahre Mittelpunkt jenes Individualismus, der den Deutschen kennzeichnet. Hier endlich die lebendige Quelle einer unausgesetzten Wirksamkeit. Wenn die Tiefe des Intellekts im Verein mit einer inneren Gefühlsbegeisterung die religiöse und metaphysische Neigung begünstigt, so macht andererseits die Willensstärke den Deutschen, wenn es nötig ist, einer energischen Handlung fähig. — Diese Schilderung Fouillées gibt uns vielleicht den Schlüssel zu der Eigenart des deutschen Denkens im Gegensatz zum französischen. Wie dieses nach uns mit der psychophysischen Grundeigenschaft der Impulsivität zusammenhängt, so ergibt sich beim Deutschen aus der Langsamkeit der Reaktion die gleichmäßige Richtung des Denkens auf alle Seiten des Daseins, die gleichmäßige Berücksichtigung der Dinge, sowie jene „Andacht zum Unbedeutenden", die ohne diese Langsamkeit überhaupt undenkbar ist. In seinen „Wahlverwandtschaften" hat Goethe in Ottilie, deren Sinn auf alle Dinge gleichmäßig gerichtet war, vielleicht unbewußt das Symbol dieses Denkens geschaffen. Wollte man bildlich sprechen, so könnte man das französische, vielfach als ein geometrisches bezeichnete Denken, genauer als ein planimetrisches, in gerader Linie sich bewegendes, dem deutschen als einem trigonometrischen, die Welt vielseitig umfassenden, gegenüberstellen. Die aus der Eigenart eines solchen Denkens resultierende psychische Vielseitigkeit ist verschiedenen Beobachtern nicht entgangen. „Tel est le Tout, au point de vue allemand —" sagt Boutroux in seinem erwähnten Discours — „il embrasse la matière comme l'esprit, le mal

comme le bien, la douleur comme la joie, toutes les formes, tous les degrés de l'être, la négation comme l'affirmation, le non-être comme l'être lui-même. Car ce qui nous paraît contradictoire, en réalité est solidaire, et la loi de l'être passe infiniment celle de notre logique." Auch ein deutscher Verfasser (P. Lorentz im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914 in einem Aufsatz: „Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung") bemerkt: „Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit deutscher Individualität war es denn auch nicht zu verwundern, daß diese auf so rein persönlichen Erfahrungen beruhende Fähigkeit zur Weltanschauung und Weltbedeutung auch außerordentlich verschiedene Formen annahm... Auf Grund der Beobachtungen der Äußerung unserer Volksseele müssen wir feststellen, daß weder Idealismus noch Realismus schlechthin den Grundcharakter unserer volkhaften Denkart ausmacht, vielmehr das, was man ja praktischen Idealismus genannt hat, ebensogut aber idealistisch gerichteten Realismus nennen könnte. Ich meine indes, es ist zutreffender und bezeichnender, statt mit solchen gemischten Kunstausdrücken — ganz positiv und unzweideutig von dem deutschen Wirklichkeitssinn zu sprechen... In der deutschen Kulturgeschichte hat sich der Wirklichkeitssinn so bewährt, da der reale wie der ideale, ja geradezu irrationale Faktor in ganz bestimmtem, wirkungsvollem Zusammenhang auftraten." In dieser, zugleich die geschichtliche Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit des deutschen Volkes mitbedingenden, psychischen Mannigfaltigkeit liegt wohl ein seine Erkenntnis durch andere Völker erschwerendes Hindernis, ja eine Quelle des Hasses. Für Fouillée z. B. ist die Dialektik Hegels ein Symbol des dem Deutschen eignenden antithetischen Denkens, das ihn befähigt, alle seine Handlungen, auch die eines Unwertsurteils würdigen, zu rechtfertigen. Fouillée zitiert auch Nietzsche, der behauptet, daß derjenige Deutsche, der von sich sagen würde: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust", sich stark irren, da er sich um einige Seelen verrechnen würde; sowie sein Urteil, daß die Deutschen „unerfaßlich, ohne Grenzen, unerkennbar, überraschend, selbst erschreckend sind, sich einer Definition entziehen und schon dadurch allein die Franzosen zur Verzweiflung bringen". Daß die Vergeistigung des Sachlichen, wie die Versachlichung des Geistigen, daß die Verbindung von Gedanke und Tat in den Grundeigenschaften des deutschen Charakters wurzeln, entgeht Fouillée; er sieht nur das Chaotische hierin, und die Tat erscheint ihm, nach dem Vorbild von Faust, nur als eine Selbstbefreiung von durch den Gedanken verursachtem Zweifel.

Der deutsche Individualismus unterscheidet sich wesentlich — gleichfalls nach deutschem wie nach französischem Urteil — von dem französischen Individualismus. Nach Fouillée gehört zu den „angeborenen Bedürfnissen" des Deutschen nicht „die Liebe zur Geselligkeit, die den Franzosen charakterisiert. Er genügt gern sich selbst. Seine Empfindungsart hat keineswegs einen zentrifugalen, expansiven und nach Mitteilung drängenden Zug. Seine Leidenschaft ist eine innere... Im allgemeinen ereifert sich der Deutsche für irgendeine Arbeit, der er eine hohe Bedeutung beimißt, für irgendeine mehr oder weniger hohe Aufgabe, für eine moralische, philosophische, patriotische Lehre. Seine Leidenschaft ist eine objektive, wie sein Intellekt..." Der deutsche Individualismus bedeutet „keineswegs einen Egoismus, eine Interessentenberechnung, in deren

Zentrum das Ich auf Kosten des anderen steht; er ist vielmehr eine Kraft, die sich bejaht durch die Tatsache selbst, daß sie existiert und energisch ist; vor jedem Gebrauch ihrer selbst offenbart und schützt sie ihre tiefe Individualität. Sie isoliert sich gern in sich selbst und wenn sie eine Beziehung zu einem anderen setzt, sucht sie dieser Beziehung einen persönlichen Charakter zu verleihen"... „Aber das ist nur die erste Seite des deutschen Charakters, wenn man ihn in sozialer Umgebung betrachtet. Durch eine jener Antithesen, die seine Eigentümlichkeit bilden, verbindet er seine angeborene und herrliche Liebe zur Unabhängigkeit mit einer nicht minder angeborenen Neigung zur hierarchischen Subordination... Der Deutsche liebt um sich ein ganzes System wohlorganisierter Beziehungen zu setzen oder gesetzt zu sehen, und da er sich bemüht, diesen Beziehungen selbst einen ganz persönlichen Charakter zu bewahren, so endet die Antithese mit einer Art Synthese"... Hiermit ist hervorgehoben, daß mit dem deutschen Individualismus eine soziale Disziplin verbunden ist, die den Franzosen mangelt. Noch entschiedener betont das soziale Denken bei den Deutschen Boutroux: „L'esprit allemand, qui vise à la réalisation d'un tout de plus en plus complexe et cohérent, excelle à voir les limitations inhérentes à toute portion de l'être, l'impossibilité où se trouve chaque être particulier de former un tout à lui seul et de se suffire". Wir könnten unter diesem Gesichtspunkte die deutsche und die von uns oben geschilderte französische Denkungsart als ein sozio- und ein anthropozentrisches Denken einander gegenüberstellen. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß die rechtsphilosophische Lehre von der realen Verbandspersönlichkeit — deren Hauptvertreter in der Gegenwart O. v. Gierke ist — sich vornehmlich in Deutschland entfaltet hat.

Die Eigenart des deutschen Individualismus hebt auch P. Lorentz in seinem schon erwähnten tief grabenden Aufsatz „Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung hervor. Er bedeutet nach ihm „differenzierte Geisteskultur, im Gegensatz zum englischen Individualismus, der nur einen negativen Freiheitsdrang, Isolierung und bloße Zivilisation bedeutet". Von dem französischen Individualismus aber unterscheidet er sich durch die „Erkenntnis, daß die Behauptung, Freiheit und Gleichheit zu verbinden, nichts weiter als Phrase ist". Das andre „notwendig ergänzende Kennzeichen des deutschen Freiheitsbegriffs bildet aber die freiwillige, selbstgewollte Gebundenheit; neben der aufs Höchste geforderten Freiheit im Wirken und Gelten der Persönlichkeit die allerstrengste Sachlichkeit. Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun. Dieses Selbstbinden, darauf kommt alles an, ist ein freier Akt der Überzeugung aus Würdigung der in der Sache, den Verhältnissen, den Umständen, kurz der Wirklichkeit liegenden Schranken und Gesetze."[2])

Psychologisch interessant ist in Zu-

2) Dieselbe Charakteristik gibt auch Hermann Nohl in seinem Aufsatz: „Die Ideen in der auswärtigen Politik" in der „Tat", April 1915, S. 37: „Wir wissen jetzt, daß in unserer Verfassung ein viel tieferer Begriff von Freiheit und Staatsbewußtsein enthalten ist, als die Aufklärungsphilosophie unserer Gegner sich träumen läßt. Aber auch einen neuen Begriff von Freiheit haben wir gegenüber dem persönlichen Freiheitsideal der Engländer entwickelt . . . Berufsauffassung des Lebens, Pflichtbewußtsein innerhalb einer Organisation, freies sich Einstellen in objektive Zusammenhänge, das ist deutsche politische Kultur gegenüber dem abstrakten Staatsbewußtsein der Engländer und Franzosen."

sammenhang hiermit die Charakteristik, die Fouillée von der deutschen Philosophie, namentlich von Kant gibt. „Die Deutschen sehen mit Recht ihren Spiegel in Kant. Wie kann man in der Tat leugnen, daß, obgleich der große Philosoph viel der Heimat Descartes' und Rousseaus verdankt, er sich vom Rationalismus des 18. Jahrhunderts durch bedeutende Züge unterscheidet, in denen man die germanische Physiognomie wiedererkennt? Für das „Zeitalter des Lichtes und der Vernunft" war der Mensch von Natur aus gut. In Übereinstimmung mit dem deutschen Protestantismus nimmt Kant hingegen eine wesentliche Verdorbenheit des Menschen an, seinen natürlichen Widerstand gegen das moralische Gesetz, der im Kampf des Interesses gegen die Pflicht sichtbar wird. Um die Erbsünde unserer Natur zu überwinden, bedarf es keines Geringeren, als einer vollständigen Prinzipänderung, einer Neugeburt der Zuneigung: man muß sich durch einen Willensakt wiedererschaffen, der übrigens keine Erklärung zuläßt. Es ist möglich, diesen Akt zu verwirklichen, weil wir ihn vollbringen müssen: das ist alles, was man darüber sagen kann." „Die Deutschen erkennen in Kant, wie in einem Idealbild ihrer eigenen Natur, den tiefen moralischen Ernst, den großen Sinn für Pflicht und Disziplin, die Begeisterung für die Majestät des moralischen Imperators, der die Welt regiert, die Verachtung eines erbärmlichen Utilitarismus, das Aufgeben schmeichelnder Illusionen über die Güte und Reinheit der menschlichen Natur." Für Hegel findet er aber die folgenden Worte: „Die französische Philosophie ist im ganzen wesentlich intellektualistisch. Die deutsche, trotz der scheinbaren Orgie des Hegelschen Intellektualismus, im Grunde naturalistisch, pantheistisch und mystisch. Hegel selbst hat von der Logik nur den Schein, sein Rationalismus birgt einen tiefen, absoluten, vergöttlichten Realismus in sich."

III.

Im vorangehenden dürften die tieferen psychologischen Züge zutage getreten sein, die die ganze geistige Physiognomie der beiden Völker und ihre geistige (das Wort im umfassenden Sinne verstanden) Entwicklung bestimmt haben. Man könnte die beiderseitige weltgeschichtliche Stellung dahin zusammenfassen, daß Frankreich bis heute noch tief in den Traditionen des 18. Jahrhunderts wurzelt und den politischen, sozialen und religiösen Radikalismus repräsentiert, während Deutschland mit seinem geschichtlichen Sinn und politischen Konservativismus die Stetigkeit des sozialen Fortschritts darbietet, wie er in besonders mustergültiger Weise in seinen sozialpolitischen Institutionen zutage tritt. Allerdings haben jene humanistischen Überlieferungen einen größeren Anspruch auf kosmopolitische Geltung, während diese sozialpolitischen Fortschritte den täuschenden Schein eines bloßen nationalen Egoismus erwecken könen.

Unsere Darstellung hat manche Streiflichter auf die psychische Distanz der beiden Völker und somit auch auf manche Quelle des Mißverständnisses und des Hasses geworfen. Vermöge ihrer hierarchischen Subordination erscheinen Fouillée die Deutschen als têtes demi-féodales, während er allerdings den Mangel an sozialer Disziplin in seinem eigenen Lande beklagt, ja diesem Mangel die Niederlage von 1870 zuschreibt.[3]) Und es ist bezeichnend, daß

3) Vgl. auch Proal („Crime et suicide passionels", Paris 1900, p. 306): „Le défaut de la volonté devient de plus en plus fréquent chez les hommes, même chez les hommes

er am Schlusse seiner Ausführungen Deutschland auffordert, sich von seinem ausschließlich nationalen mehr den allgemein-menschlichen Idealen zuzuwenden; wobei er aber zugleich sein von den humanistischen Traditionen immer noch beherrschtes Vaterland betrauert, dem — wie sich dies besonders auf dem Gebiete des Militärwesens zeigt — die politische Nüchternheit abgeht, und dessen internationale Stellung daher immer mehr als gefährdet erscheint.[4])

Es darf bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen werden, zu bemerken, daß selbst Bewunderer Frankreichs, wie Kidd, die Franzosen auf die Gefahren einer einseitigen Ausbildung des Intellekts auf Kosten des Willens für die nationale Entwicklung, oder, wie Matthew Arnold, auf die der französischen Freiheitsauffassung und „athenischen Leichtigkeit", die zur Zerrüttung des sozialen Sinns und zur Verweichlichung führen, aufmerksam machen und ihnen die Notwendigkeit der „Entsagung" im individuellen Leben wie im Wettbewerbe der Völker vorhalten. Und es ist lediglich eine dialektische Ausflucht, wenn Guyau hierauf antwortet, diese Frage berühre nicht die Moral, sondern die Hygiene.

Es dürfte sich aus dem Vorangehenden zugleich ergeben, daß die beiden, hier in ihrer Psychologie analysierten Völker vielfach eine gegenseitige psychologische Ergänzung darbieten, und daß die Weltgeschichte sie mithin gewissermaßen aufeinander angewiesen hat. Bisher aber hat der Lauf der politischen Geschichte sie immer wieder in einen äußeren Gegensatz zueinander gesetzt.

de talent; le caractère se fait rare. Cette faiblesse de volonté se fait sentir partout, dans la direction de la famille, comme dans la direction du gouvernement. Personne ne sait plus commander, personne ne sait plus obéir. Le général Jarras, chef d'état major de l'armée de Metz, a constaté que c'est la faiblesse de la volonté, encore plus que le manque de l'intelligence qui a constitué l'incapacité du général en chef: «il ne possédait en aucune manière l'énergie du commandement; il ne savait pas dire: Je veux! et se faire obéir. Donner un ordre net et précis, c'était de sa part chose impossible»".

4) Es ist nicht ohne Interesse, daß er von der franko-russischen Allianz die „Verwandlung West-Europas in eine russische Provinz" befürchtet.

Nachrichten und Mitteilungen.

Belgiens europäische Stellung. Von allen Ländern auf dem Festlande von Europa hat das kleine Fleckchen Erde, das wir Belgien nennen, für den Weltverkehr vielleicht die bevorzugteste Lage. Es besitzt in der Mitte der atlantischen Küste unseres Erdteils an einer breiten Flußmündung mit tiefem Fahrwasser einen der größten Häfen, auf den weite Gebiete des Binnenlandes für ihren Verkehr mit dem Ozean angewiesen sind, es hat bequeme Überfahrt zu den britischen Inseln und wird endlich von der großen Überlandstraße durchquert, die das nordeuropäische Tiefland von Ost nach West durchschneidet und eben hier auf der Strecke Paris — Brüssel — Köln zuerst kunstgemäß ausgebaut worden ist. Nicht der gesegnete Reichtum des Bodens, noch die gewaltigen in seiner Tiefe aufgespeicherten Schätze haben die Stellung bestimmt, die das Land in der Geschichte Europas einnimmt, sondern diese seine für den europäischen und den Weltverkehr überaus günstige Lage. — Als sich im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrtausends die Völker in Europa neu lagerten, war es geschehen, daß dies wichtige Durchgangsland von keiner der großen Gruppen, die allmählich zu Nationen erwachsen sind, in Besitz genommen wurde, sondern zwei kleinen Stämmen, Wallonen und Flamen, zufiel, die es noch heute bewohnen. Klein im Vergleich zu den Nachbarn, zu schwach zu wahrer staatlicher Selbständigkeit sind die beiden Stämme immer ge-

blieben, auch wenn sie in einem Staate verbunden waren. In diesen beiden Tatsachen, der für den Weltverkehr vorzüglichen Lage des Landes und der Einordnung einer politisch schwachen Bevölkerung in die Mitte zwischen übergewaltige Nachbarn lag Belgiens Schicksal beschlossen; seine Bewohner haben ihre Geschichte vielleicht mehr erlitten als selbst bestimmt.

Eine kurze Darstellung der belgischen Geschichte bietet Karl Hampe in seiner Schrift „Belgiens Vergangenheit und Gegenwart", Teubner, Leipzig und Berlin 1915. An sie schließen sich die folgenden Bemerkungen an, die etwas schärfer, als es bei ihm geschieht, hervorheben wollen, wie tief die Wandlungen der Geschichte der Belgier in ihrer geographischen Lage in Europa begründet sind.

Sehr allmählich hat sich im Laufe der Jahrhunderte der Wert der Lage des Ländchens für unsern Erdteil herausgestellt. Er wächst mit der zunehmenden Dichtigkeit der Besiedlung in den Nachbarländern, dem fortschreitenden Ausbau ihres wirtschaftlichen Lebens, der Festigung ihrer staatlichen Ordnungen, der Erweiterung des allgemeinen geographischen Gesichtskreises, dem Beginn und der Ausdehnung des überozeanischen Handels. Belgien rückt gleichsam von der Peripherie des Erdteils in dessen Mittelpunkt hinein. Mit den großen Wandlungen im Leben seiner Nachbarn wandeln sich auch Belgiens politische Beziehungen zu ihnen. Seine Herren wechseln.

Seit dem Jahre 925 sind die Niederlande westwärts bis zur Schelde mit dem deutschen Reiche verbunden. Ihre südlichen Nachbarn sind mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Wie anderwärts bildet dann das 13. Jahrhundert auch in der Geschichte der Niederlande einen Abschnitt. Franzosen und Engländer, jetzt als Nationen sich fühlend, begegnen einander auf flandrischer Erde, nicht nur in der für beide und den Ruf der deutschen Waffen folgenschweren Schlacht bei Bouvines, sondern sie ringen, die Wichtigkeit des Landes erkennend, beständig miteinander. Wie Hampe fein beobachtet, gehen sie schon damals dieselben Wege und wenden die gleichen Mittel an, um ihrem Einfluß das Übergewicht zu sichern, denen sie bis in die neueste Zeit treu geblieben sind: die Franzosen zwischen heftigen kriegerischen Vorstößen und emsiger stiller Arbeit zu friedlicher Durchdringung wechselnd, die Engländer ihnen wehrend und eben nur so viel Anstrengung aufbietend, als dieser fest umgrenzte Zweck jeweils erfordert, daneben den wirtschaftlichen Verkehr, der seit alters über die südliche Nordsee herüber und hinüberspielt, sorgsam pflegend. Als der hundertjährige englisch-französische Krieg die Kräfte beider Völker fesselt, können die Niederlande, obwohl in viele kleine Herrschaftsgebiete gespalten, lange Freiheit und Selbständigkeit wahren, bis im 15. Jahrhundert mit der burgundischen Zeit, wie Hampe abweichender Auffassung belgischer Historiker gegenüber mit Recht betont, die Fremdherrschaft beginnt, die dann „bis zum Jahre 1830 die historische Form" ihres staatlichen Bestehens gewesen ist.

Neben den politischen Wandlungen, die Belgien unmittelbar berühren, vollziehen sich fern von seinen Grenzen, im Osten Europas, gewaltige „Ereignisse, die in ihren Folgen auf die Niederlande zurückwirken. 1204 wurde unter Mitwirkung niederlothringischer Fürsten und Barone Konstantinopel erobert und der Mittelmeerhandel aus seinem alten Mittelpunkte nach Venedig gezogen. Wenige Jahrzehnte später wurden die uralten osteuropäischen Handelsstraßen durch den Mongoleneinfall verschüttet, und die alten blühenden Handelsplätze des russischen Tieflands verödeten. Eine Verschiebung des europäischen Handels nach Westen war die Folge. Gleichzeitig schritt unter tätigster Teilnahme der Niederländer die deutsche Kolonisation nach Osten vorwärts, und die Hansa schuf hier ein neues ergiebiges Handelsgebiet. Dieser nordische Handel und der mittelländische begegneten einander in Flandern. Die Gunst der geographischen Lage der südlichen Niederlande trat klar in die Erscheinung. Noch mehr. Je vollständiger sich der Osten vom Abendlande löste, Rußland unter dem Drucke der Tataren die innere Fühlung mit Europa verlor, von Südosten her die Türken vordrangen, an Donau, Sau und Drau auftraten, Konstantinopel eroberten, desto mehr rückten Venedig und Rom wieder an den Außenrand der lateinischen Christenheit, Flandern trat in den Mittelpunkt der christlichen Welt. Nimmt man die Entfernung Antwerpen — Rom (etwa 1300 km) in den Zirkel und schlägt mit ihr als Halbmesser einen Kreis um Antwerpen, so umfaßt er die wichtigsten Länder der abendländschen Christenheit. Er schließt Mittelitalien, Norddalmatien,

Ungarn bis zur Theiß, Krakau, Warschau, Preußen, Südschweden mit Stockholm, die britischen Inseln, Frankreich und Aragonien ein; nur Süditalien, Sizilien, Sardinien und Spanien fallen aus der Kreislinie heraus. Erasmus stand geographisch im Mittelpunkte der damaligen Welt, als er seine „unerhörte Weltstellung" einnahm.

Von hier aus begreift man, was es auf sich hatte, daß der Herr der Niederlande, Philipp von Burgund aus dem Hause Habsburg, mit der Hand der Erbin Spaniens den westlichen Teil von Südeuropa gewann. Und dies geschah in den für die Geschichte Europas, ja der Welt vielleicht denkwürdigsten Jahren, als der geographische Gesichtskreis der Zeitgenossen durch die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien durchbrochen und vorläufig ins Unabsehbare erweitert wurde. Nun erst wirkte sich die Bedeutung der geographischen Lage der Niederlande für die Welt voll aus.

Wer während der spanischen Zeit nur die Niederlande ins Auge faßt, verliert leicht den Blick dafür, was der Besitz der Niederlande für Spanien bedeutete. Und doch ist nichts lehrreicher, als auch dabei einen Augenblick zu verweilen. Man wird sagen dürfen, daß nur durch den Besitz der Niederlande Spanien für Europa werden konnte, was es geworden ist. Wenn es eine Mission in der Geschichte Europas zu erfüllen hatte, so konnte es ihr nur von den Mündungen der Schelde, den flandrischen Niederungen und den Höhen von Brabant aus gerecht werden. Auf den äußersten Südwesten Europas beschränkt, hätten die spanischen Könige weder ihren Kolonialbesitz voll auswerten noch die Kämpfe zur Erhaltung der alten Kirche durchfechten können. Beide Aufgaben auch nur zu denken wäre ohne einen Platz im Herzen Europas unmöglich gewesen. Was Philipp II. für die Gegenreformation mit den Mitteln seiner Macht erreicht hat, hat er von Flandern aus erreicht. Wollte man dem Gedanken die zugespitzteste Form geben, so könnte man sagen: Rom ist von Belgien aus gerettet worden. Kein Wunder, daß Sixtus V. dem Kirchenstaat die schwersten Steuern auferlegte, um Philipp in seinen flandrischen Kämpfen zu unterstützen. Die spanischen Staatsmänner wußten recht gut, daß der Besitz Flanderns die Weltstellung Spaniens bedeutete. Als Karl V. seine Bemühungen, Philipp die Nachfolge im Reiche zu sichern, scheitern sah, konnte er 1556 nicht anders handeln, als er getan hat, er mußte die Niederlande aus ihrer alten Verbindung mit Deutschland lösen, um sie für Spanien zu behaupten. In der Vereinigung mit Spanien hat dann Belgien seine größte Bedeutung für Europa gehabt, aber sie hat dem Lande auch seinen blühenden Wohlstand gekostet. Begreiflich ist, daß Spanien bis aufs äußerste um den Besitz des Landes gekämpft hat. Es hat sich in diesem Kampfe verblutet.

Die Möglichkeit der Herrschaft Spaniens beruht auf der gesicherten Verbindung zwischen der pyrenäischen Halbinsel und den Niederlanden. Sie ließ sich zur See und von Mailand aus zu Lande herstellen. Die Sicherung der Seeherrschaft führt zum Kriege mit England und den nördlichen Niederlanden, die Sicherung eines Landwegs verwickelte in die Kämpfe mit Frankreich. Geraume Zeit hindurch konnte es scheinen, als habe Spanien beide Wege fest in der Hand. Was sich bis jetzt in der europäischen Geschichte nicht wiederholt hat, geschah damals, die Herrschaft zur See und die zu Lande waren in einem Staate vereinigt. Das Verhängnis Spaniens und Belgiens wurde, daß England und Frankreich den Druck, der von dieser überragenden Stellung auf sie ausgeübt wurde, auf die Dauer nicht ertragen wollten und alle ihre Kräfte daran setzen, sie niederzubrechen. Der erste Schlag traf Antwerpen. Etwas Ungeheures liegt darin, daß dieser größte und blühendste Hafen Europas zur Verödung gezwungen wurde. Die Vernichtung der spanischen Armada besiegelte die Scheldesperre für Jahrhunderte. Spaniens Seeherrschaft war gebrochen, und trotz der Silberflotten von Potosi gelang es nicht, sie wiederaufzurichten. Der Welthandel zog sich fortan an die englische und holländische Küste.

Obwohl die Stellung Spaniens mit diesen Unglücksschlägen schwer getroffen worden war, durfte sie noch nicht für überwältigt gelten, solange es Belgien selbst beherrschte. Welche Vorteile für den Landkrieg die südlichen Teile Belgiens gewährten, wurde damals erkannt. Vielleicht war es Farnese, der sie zuerst voll ausnutzte. Wir sehen ihn bald am Niederrhein, bald in den nördlichen Niederlanden, bald bei Paris, bald in Ostende zur Überfahrt nach England bereit. Mehr als die sieben nördlichen Provinzen oder England, die beide natürlichen Schutz ihrer Grenze besaßen, fühlte sich das gegen

Norden offene Frankreich bedroht. Clausewitz sagt dazu: „Die Linie von Brüssel auf Paris ist derjenigen von Mainz oder Straßburg auf Paris unendlich vorzuziehen, denn teils ist sie viel kürzer, teils führt sie durch fruchtbare, ebene, reich bevölkerte Gegenden und wenig kriegerische Einwohner, endlich aber (und das ist der Hauptpunkt!) ist sie nicht so stark von der französischen Landmasse flankiert, wie diejenige von Mainz und besonders die von Straßburg. Rechts hat man gleich das Meer, und da die Linie die Landesgrenze Frankreichs durchschneidet, hat man links nicht mehr Land in der Flanke, als man durch das Vorschreiten nach und nach zurücklegt. Dagegen hat derjenige, welcher von Straßburg auf Paris geht, das ganze südliche oder vielmehr fünf Sechstel des ganzen Frankreich in seiner linken Flanke."

„Daß die Franzosen", führt er an einer anderen Stelle aus, in den Niederlanden „das Übergewicht hatten, lag schon in dem allgemeinen Verhältnis. Frankreich führte diesen Krieg von seinem Zentrum aus, drückte, soweit dies damals überhaupt der Fall sein konnte, mit seiner ganzen Last, während Spanien diesen Krieg nur mit der Kraft eines ihm ganz entlegenen Gliedes geführt hat. Wie konnte das weit entfernte Spanien aus den Niederlanden so starke Armeen, so schnelle Verstärkungen, so zweckmäßige Anordnungen aller Art hervorgehen lassen?"

Als während des Dreißigjährigen Krieges sich die Franzosen am Oberrhein festgesetzt hatten und die Verbindung zwischen Belgien und Oberitalien durchschnitten, als sie 1648 ihre Stellungen am Oberrhein behielten, war das Ringen zwischen beiden Mächten entschieden, und im Pyrenäischen Frieden verzichtete Spanien auf eine Stellung, die es nicht mehr halten konnte. Da aber Frankreich, nicht zufrieden mit dem, was es erreicht hatte, entschlossen war, Spaniens Erbe zu werden, begann eine neue Leidenszeit für Belgien. Denn England, dessen Staatsmänner Burleighs Überzeugung, daß Belgien Englands contrescarpe sei, ausnahmslos teilten, trat Frankreich an der Seite der Habsburger entgegen. Als man dann 1713 Europa unter dem Gesichtspunkte, ein Gleichgewicht auf dem Festlande herzustellen, neu ordnete, kam man auf den Gedanken, das vielumstrittene Land aus dem Ringen der Westmächte gleichsam auszuschalten, indem man es an die im Westen wirtschaftlich und politisch am wenigsten beteiligte Großmacht, Österreich, gab, ihr aber die Möglichkeit unterband, das wirtschaftliche Leben in dem arg mitgenommenen Lande von neuem zu erwecken. Der Mißerfolg dieser Lösung ist bekannt.

Das 19. Jahrhundert hat dann ein selbständiges Belgien gesehen. Die Großmächte erkannten den Staat an und übernahmen für seine Neutralität eine Garantie. Damit hörten sie aber nicht auf, alles, was sie dort als ihr eigenes Lebensinteresse berührend erkannten oder zu erkennen meinten, scharf im Auge zu behalten und zu fördern. Für den englischen Staatsmann und Feldherrn lag die Grenze des eigenen Landes nach wie vor an der Maas, trotz der Verbesserungen seiner Nordgrenze würde Frankreich niemals eine starke Macht in dem Nachbarlande geduldet haben, und für Deutschland war es von Anfang an gewiß, daß der Ausbau der Maas- und Scheldefestungen seine eigenen Grenzen bedrohte. Dieser gespannte Zustand konnte nur so lange dauern, als es den Nachbarn Ernst damit war, die Neutralität des Landes zu achten, und die Bewohner alles vermieden, was als Verletzung ihrer Pflichten als Neutrale gedeutet werden konnte. Wie wenig diesen Voraussetzungen tatsächlich entsprochen wurde, zeigt Hampe eingehend. Hätte aufrichtige Freundschaft zwischen den drei großen Nachbarmächten bestanden, so wäre das Dasein des belgischen Staates niemals gefährdet worden, in dem Augenblick aber, als die politischen Beziehungen seiner Nachbarn zueinander sich so verschlechterten, daß eine Waffenentscheidung zwischen ihnen gesucht werden mußte, brachte es die geographische Lage des Landes mit sich, daß es in eine neue Katastrophe hineingerissen wurde. Wie der Krieg auch ausgehen mag, das eine wird man sagen dürfen: das Belgien von 1914 wird nicht wiederkehren. Der Staat war das Ergebnis einer bestimmten Spannung zwischen den Kräften seiner Nachbarn, die so, wie sie vorher gewesen ist, nicht wiederhergestellt wird. Alle Verhältnisse der Kriegführenden sind zu tief verändert worden. Belgien wird von neuem das Schicksal seiner geographischen Lage erfahren.

Zehlendorf, Februar 1916.

Prof. W. Pfeifer.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 8 1. MAI 1916

Grundzüge unserer nationalen Entwicklung bis zur Aufrichtung des neuen Reiches.

Von Friedrich Meinecke.

Nur zu leicht vergißt man im Überschwang nationaler Empfindung, daß die modernen Nationen nicht allein durch eigene Kraft geworden sind, und daß die Charaktere der einzelnen Nationen nicht etwas schlechthin Festes und Gegebenes, durch die Jahrhunderte Unveränderliches sind. Gewachsen sind die Nationen vielmehr im Rahmen umfassender Kulturgemeinschaften, und ein unübersehbar großer Teil ihres geistigen Besitzes stammt aus diesen und erneuert und verändert sich in stetig flutender Wechselwirkung mit ihnen. Ererbtes und Erworbenes aber im Charakter der Nationen sind niemals genau zu scheiden. Erinnert man sich der Schilderung des keltischen Wesens bei Cäsar und des germanischen Wesens bei Tacitus, so sieht man wohl, daß gewisse ursprüngliche Züge und Neigungen hüben und drüben vor zwei Jahrtausenden schon vorhanden waren, aber ihre eigentlich wertvolle Ausprägung und Füllung erst durch die Erlebnisse dieser beiden Jahrtausende erhalten haben. Die volle Individualität der Nationen tritt, wie beim Einzelmenschen, nicht am Anfange, sondern auf dem Gipfel der Entwicklung hervor. Sie bleibt auch auf ihm keinen Augenblick unverändert, sie drängt und wandelt sich weiter. Ein starres, dumpfes, dogmatisches Nationalgefühl kann sich freilich von der Vorstellung nicht losreißen, daß die Geister der Nationen unveränderliche Götter- oder Götzenbilder seien, die einen ausschließlichen Kultus und eine unbedingte Unterwerfung fordern. Freier und höher schlägt uns das Herz, wenn wir wissen, daß Nationen, gleich den Individuen, zu dem ewig Werdenden gehören, daß sie wie diese der Welt der freien sittlichen Tat angehören und dazu berufen sind, sich innerlich zu steigern und zu erhöhen. Jedes Geschlecht hat die Nation neu zu schaffen und ihren ererbten Werten neue Werte hinzuzufügen. Deutschtum ist mehr etwas Aufgegebenes als etwas Gegebenes.

Auch die Erkenntnis, daß die deutsche Nation nur in enger Verflechtung mit den westeuropäischen Nationen sich hat entwickeln können, vermag uns nicht niederzudrücken. Mögen diese heute in Haß und Hochmut sich von uns kehren und das alte Band der Kulturzusammenhänge zerschneiden wollen. Wir grüßen um so ernster die alte, ehrwürdige und geistesgewaltige Gemeinschaft der romanisch-germanischen Völker- und Staatenwelt. In ihr sind wir

Einleitungskapitel einer historisch-politischen Einführung in das öffentliche Leben der Gegenwart, die ich auf Anregung des Geh. Oberregierungsrats Dr. Negenborn und im Zusammenhange mit den von ihm seit Jahren gepflegten Bestrebungen staatsbürgerlicher Erziehung übernommen habe.
Der Verfasser.

emporgekommen, mit ihr haben wir gebend und nehmend das Erbe der antiken Welt und die religiösen Schätze des Christentums verwaltet und seit den Tagen der Renaissance und der Reformation den modernen Staat und die moderne Bildung entwickelt. Jede große Bewegung, die in dem einen Volke entsprang, pflanzte sich fort zu dem anderen, wo oft schon Ansätze zu ähnlichem ihr entgegenkamen. Selten nahm man wahllos und blind an, was die andere Nation bot. Fast immer reagierten trotz der vielen gemeinsamen und ähnlichen Interessen und Einrichtungen die besonderen Bedürfnisse und Auffassungen des einzelnen Volkes. Unendlich fruchtbar und vorteilhaft war es also für jedes einzelne Volk, daß alle diese geistigen und politischen Entlehnungen nicht nur quantitative Bereicherungen, sondern auch Reizmittel waren, eigenen Reichtum hervorzubringen, eigene Art zu entwickeln.

Zweierlei Güter der modernen Welt waren es vor allem, die auf diese Weise einen zugleich europäisch-universalen und national differenzierten Charakter erhielten — der moderne Staat und die modernen Bildungsideale.

Der Nationalstaat, für dessen Behauptung uns heute kein Opfer zu schwer erscheint, hat zur geschichtlichen Voraussetzung und Vorstufe den geschlossenen Einheitsstaat überhaupt. Dieser wurde geschaffen im Kampfe mit dem Feudalismus und Korporationsgeist des Mittelalters, der das staatliche Leben zersplittert hatte in eine Unzahl kleiner politischer Lebenskreise, mehr oder minder selbständiger Territorien, Grundherrschaften und Städte. Auf dem Kontinente gingen die französischen Könige seit dem späteren Mittelalter damit voran, ein nur von ihnen abhängiges Beamtentum sich zu schaffen, das zum Vorkämpfer der Königsmacht und damit auch der Staatseinheit wurde. In Deutschland dagegen fiel die Aufgabe, den Feudalismus zu überwinden, den unzähligen Territorialfürsten zu, die mit ihren geringeren Machtmitteln sie sehr viel langsamer und oft nur höchst unvollkommen lösen konnten. Stellten sie doch selbst insgesamt, als eine Wolke von Staaten und staatsähnlichen Gebilden, dem verfallenden Reiche gegenüber, den Zustand einer völligen staatlichen Zersplitterung, einer Selbständigkeit kleinerer und kleinster Lebenskreise dar. Der französische Einheitsstaat Ludwigs XIV. erschien als Ausprägung spezifisch romanischen Wesens, die Libertät der deutschen Reichsfürsten als germanische Ungebundenheit, als germanischer Individualismus und Partikularismus. Unzweifelhaft kam hier ein alter deutscher Wesenszug zum Ausdruck, der schon bei Tacitus anklingt und noch in der Art, wie wir schließlich unsere nationalpolitische Einheit erlangt haben — indem der Partikularismus nur gebeugt und zurechtgebogen, aber nicht zerbrochen wurde —, ganz deutlich sich ausgewirkt hat. Und doch war auch die deutsche Art imstande, die Idee des Einheitsstaates, die in Westeuropa ihren Siegeszug begonnen hatte, in sich aufzunehmen und die ihm dienenden staatlichen Einrichtungen des Westens nach- und für sich umzubilden oder durch eigene Schöpfungen zu ersetzen. Neue staatliche Zentral- und Mittelbehörden, besetzt mit einem Berufsbeamtentum, das mehr und mehr im Dienste des Fürsten seinen Lebenszweck fand, erwuchsen seit Ausgang des Mittelalters allenthalben in den deutschen Territorialstaaten. Die harte Schule des Dreißigjährigen Krieges erzog die Untertanen der größeren Terri-

torien dazu, Heeressteuern zu zahlen und ihren Fürsten dadurch die neue Waffe des stehenden Heeres und damit eine neue Klammer des Staates zu liefern. Unter den deutschen Fürsten aber lernten voran die Herrscher des brandenburgisch-preußischen Staates das Lebensgesetz eines von mächtigen Nachbarn umgebenen, unter stetem Drucke stehenden Staates verstehen. Die Sorge für ein starkes Heer wandelte den patriarchalischen Territorialstaat von Grund aus um. Von Generation zu Generation wurde er straffer und einheitlicher und doch in einem anderen Geiste einheitlich als die große französische Monarchie. Einmal blieb auch unter den umklammernden Einheitsorganen mehr provinziales Sonderleben und bodenständige Aristokratie erhalten, und ferner waren die inneren Bande, die den Offizier und Beamten an die Person des Fürsten und an den werdenden Einheitsstaat fesselten, von merklich anderer, spezifisch deutscher Beschaffenheit. Alte Empfindungen von germanischer Gefolgs- und mittelalterlicher Lehnsmannentreue pflanzten sich in ihnen fort, und Luthers Lehren von der gottgewollten Amts- und Schwertführung der Obrigkeit steigerten ihre sittliche Verpflichtung. Freilich haftete dem friderizianischen Staatsleben trotz aller Energie und alles Heroismus, die sich in ihm entfalteten, eine soziale Starrheit, die durch die berechnete Bevorzugung des Adels entstand, und eine gewisse geistige Enge und Trokkenheit an. Es fehlte der natürliche Wellenschlag eines großen Nationaldaseins und starker Kulturbewegungen, den England und Frankreich hatten. Nun aber erlebte Deutschland schon in den letzten Zeiten Friedrichs des Großen den Beginn einer geistigen Umwandlung, die schließlich auch den preußischen Staat und das allgemeine deutsche Staatsleben zu ergreifen und mit einer bis zu unseren Zeiten fortwirkenden Lebendigkeit zu erfüllen vermochte.

Auch hierin war Westeuropa vorangegangen mit den großen und unvergänglichen Leistungen seiner Aufklärungsliteratur, denen Deutschland lange Zeit nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatte. Dann aber regte es sich in den verborgenen Tiefen des deutschen Wesens. Die bürgerlichen Schichten erwachten, weniger zum Standesbewußtsein als zum Bewußtsein der einzelnen Individuen. Die Empfindungen der Menschen wurden tiefer und heißer, ihr Denken energischer und kühner. Der neue Lebensdrang ergoß sich in Dichtung und Philosophie, und aus gewaltiger Gärung der Geister erhoben sich die schöpferischen Gedanken des deutschen Idealismus. Blieb die Aufklärung Westeuropas allzusehr in den Grenzen der sinnlichen Erfahrung stecken, neigte sie dazu, den Geist in die Bande des Naturmechanismus zu geben, so baute der deutsche Idealismus, indem er die Mängel eines bloß empirischen Verfahrens mit unwiderleglicher Kritik bloßlegte, die Natur vom Geiste her auf und entdeckte in seinen Tiefen all das Gute, Wahre und Schöne der schaffenden und formenden Kräfte. Unermeßlich war die Wirkung auf das deutsche Leben. Zwar ist es eine lächerliche Übertreibung, zu meinen, daß das deutsche Volk schlechthin nun zum Volke der Dichter und Denker geworden sei. Wohl aber haben die großen Dichter und Denker Goethe, Schiller, Kant, Fichte usw. die starre Kruste, die seit dem Niedergange der Reformationsbewegung über Deutschland lag, zerbrochen und im deutschen Volke einen Exzelsiordrang entfacht, der nach und nach allen Ge-

bieten menschlichen und nationalen Strebens sich zuwandte. Sie haben der Nation den goldenen Helm der Pallas aufgesetzt und das Schwert des Geistes in die Hand gedrückt, ohne zu ahnen, auf wieviel Schlachtfeldern dieses Schwert siegreich geschwungen werden würde. Sie hatten bei ihrem eigenen Denken noch nicht den Staat, wie er wirklich war, im Sinne und kümmerten sich anfangs wenig um die politischen Schicksale ihrer Nation. Und doch hat das, was sie in ganz weltbürgerlicher Gesinnung schufen, auch dem Staate neue Kraft und der Nation ein Bewußtsein ihres Wertes, ihrer Würde und ihrer Aufgaben gegeben. Als die Stunde der Prüfung für sie kam, das alte Preußen zusammenbrach und der Süden und Westen Deutschlands unter das Gesetz des fremden Eroberers geriet, waren es die ethischen Triebkräfte und die Kulturgedanken des deutschen Idealismus, mit denen ausgerüstet die Staatsmänner und Heeresorganisatoren des neuen Preußens das Werk der staatlichen Erneuerung und nationalen Befreiung durchführten.

Ihre Grundmeinung war, daß der Mensch für sich selbst eine Würde habe und nie als bloßes Mittel zum Zwecke verwandt werden dürfe. Damit brachen sie mit der Praxis des mechanisch gewordenen Staates des ancien régime und berührten sich mit der Forderung der unveräußerlichen Menschenrechte, die die Französische Revolution aufgestellt hatte. Nur eine ganz enge Geschichtsauffassung könnte es wagen, die wuchtige Wirkung der Französischen Revolution auf das politische Leben und Denken in Deutschland und insbesondere die Impulse, die sie den preußischen Reformern gab, zu bestreiten. Und doch gewann das Ideal von Menschenwürde und dem auf ihr beruhenden Staate im Geiste der deutschen Staatsmänner, die Preußen reformierten, ein anderes Aussehen als bei den Männern von 1789. Der Individualismus und das Staatsideal der französischen Menschenrechte verleugnete nicht den mechanischen Geist der westeuropäischen Aufklärung, erstritt wie in einem Prozesse eine Reihe formaler Rechte des Individuums und setzte infallibel und für alle Welt gültig fest, welche Verfassung der Staat in einem sein eigenes Schicksal bestimmenden Volke haben müsse. Der deutsche Individualismus der Reformer sagte mit Gneisenau: „Begeistere du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht.“ Alle Freiheit sollte dem Individuum nur geschenkt werden, damit es in eigener Selbstbestimmung durch freie sittliche Tat dem Staate und der Menschheit diene. Dafür war es nicht erforderlich, den Staat von Grund aus zu revolutionieren; es war schimärisch, einen Normalstaat zu schaffen. Weil sie sich lebendig verwachsen fühlten mit der Monarchie Friedrichs des Großen, beschränkten sie ihren politischen Ehrgeiz und Neuerungsdrang darauf, sie zu stützen durch die Hingebung freier Bürger, und Institutionen zu schaffen, in denen die sittliche Persönlichkeit atmen und ihre Flügel regen konnte. Bauernbefreiung, Städteordnung, ein überall auf Erweckung der Selbsttätigkeit gerichtetes Schul- und Bildungswesen, eine dasselbe erstrebende Reform des Gewerbewesens und schließlich als Gipfelung freien, aber auch pflichtmäßigen Opfers für den Staat die allgemeine Wehrpflicht waren die wichtigsten dieser neuen Einrichtungen, durch die der alte Beamten- und Soldatenstaat, ohne seine festen traditionellen Grundlagen zu verlieren,

einen neuen Sinn, eine neue immer weiter treibende Entwicklungstendenz zum Volks- und Nationalstaate hin erhielt. Der soziale Kern dieser Neuerungen war, daß die bürgerlichen Schichten zum Anteil am Staatsleben aufstiegen. Aber das Bewußtsein, einen Klassenkampf um die Macht zu führen, trat noch ganz zurück vor dem Ideale, Staat, Volk und Persönlichkeit in eine innigere Gemeinschaft zu bringen. Darum war auch soviel adliges Blut in den Reihen der Neuerer, und darum wurden die alten Qualitäten und Gesinnungen des deutschen Volkscharakters, die den Staat bisher getragen hatten, nicht beiseite gedrängt, sondern geistvoll vertieft durch die Berührung mit der Weltanschauung des deutschen Idealismus. Mannen- und Lehnstreue und patriarchalische Unterordnung unter die Obrigkeit waren bisher schon instinktive Äußerungen eines deutschen Grundgegefühls gewesen, das auf Eingliederung des einzelnen in höhere sittliche Gemeinschaften, auf Bildung und Anerkennung überindividueller Organismen ging. Ein, wie man richtig gesagt hat, recht eigentlich kosmisches Grundgefühl, weil es ahnte und forderte, daß die ganze Welt ein geistig-sittliches Ganze sei. Ihm hatte immer zugleich entgegengewirkt ein anderes ebenso deutsches Grundgefühl, ein trotziger, steifnackiger Eigensinn und Selbständigkeitsdrang, der vor allem auf eigene, ungefesselte Meinung, oder tiefer empfunden, auf innere geistige Freiheit ging. Schon Luther hatte diesen Gegensatz zur Einheit zu verschmelzen gesucht mit seiner Lehre, daß der Christ zugleich ein freier Herr aller Dinge und ein Knecht aller Dinge sein müsse. Durch den deutschen Idealismus und die preußische Staatsreform kam jetzt diese Einheit in neuer Form wieder zustande. Die neue, gleichzeitig mit Fall und Erhebung Preußens sich verbreitende Bewegung der Romantik gab ihr noch einen besonderen Sinn und Glanz. Den Denkern, die alles überschauten, erschien die Welt nun als große Individualität, unendlich reich durch die Fülle von Individualitäten, die sie in sich barg, vom Einzelnen an bis zu Staaten und Nationen und Geistesgemeinschaften hinauf, alle wirkend der Gottheit lebendiges Kleid, jede zugleich dienendes Organ des Ganzen und eigener freier Organismus, Selbstzweck für sich und Glied großer überpersönlicher Zusammenhänge.

Diese organische Weltansicht wurde zu einer konstitutiven Kraft des deutschen Nationallebens. Sie vertiefte das neue deutsche Nationalgefühl und gab ihm ein universales Element mit, das, wenn auch mannigfach abgewandelt, uns noch heute vor trüber nationalistischer Entartung schützt. Sie gebar ferner, wie wir zeigten, den organischen deutschen Staatsgedanken. Wir haben es erlebt, wie das feindliche Ausland es nicht verstehen wollte, daß wir uns im Laufe des verflossenen Jahrhunderts aus der Welt unserer freien Gedanken und Träume hinabbegeben konnten in den Zwangsdienst des Staates und in ein allgemeines, wohlorganisiertes Arbeitshaus. Unserem Organisationstriebe, um dessen Leistungen es uns beneidet, sucht es den Makel der Sklavengesinnung anzuheften. Wir aber, indem wir uns seiner geschichtlichen Wurzeln bewußt werden, fühlen hier, wie der Geist unserer Nation sich stufenweise entfaltet hat. Harte Schicksale, in nicht geringem Grade verursacht durch seine eigenen unausgeglichenen Eigenschaften, zersplitterten seine politischen Daseinsformen. In mühsamer Arbeit und Charakterbildung an sich selbst begann

er sie wieder aufzubauen, schwang sich dann, plötzlich seiner ganzen Kraft bewußt, hoch empor über alles Staatliche in die Sphäre reinen Menschentums, um von ihr aus dem Staate und der Nation eine neue Seele einzuhauchen und sich ihnen neu zu widmen. Daß er in allem Auf und Ab dieser Entwicklung immer an die Schranken menschlichen Schaffens gebunden blieb, niemals sein Ideal ganz verwirklichte und alle Pein der Unvollkommenheit durchkosten mußte, räumen wir unseren ausländischen Beurteilern nicht nur gern ein, sondern wollen es, um uns kennen zu lernen, streng und gewissenhaft uns klar machen. Treten wir ein in die genauere Betrachtung der Probleme, die dem deutschen Volke vor hundert Jahren nach Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit gestellt wurden.

* * *

Ohne daß es immer ausgesprochen zu werden brauchte, erfolgte die Reform und der Befreiungskampf des preußischen Staates im Bunde mit der deutschen Idee. Aus dem weiteren Deutschland kam ein großer Teil der Reformer selbst, voran der hochgesinnte Reichsfreiherr vom Stein, der Niedersachse Scharnhorst, der aus süddeutschem Blute stammende Gneisenau. Aus dem allgemeinen deutschen Geistesleben kamen die leitenden Gedanken der Reform. Nicht nur um sich, sondern auch um Deutschland zu befreien, zog Preußen 1813 das Schwert. Und die wirksamsten Vorkämpfer einer allgemeinen deutschen Einheit und Freiheit sahen in dem preußischen Staate damals den erstgeborenen Sohn Deutschlands und den Träger und Verwirklicher ihrer Hoffnungen. Dennoch hat es mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die einzig mögliche und haltbare Lösung der deutschen Frage, die Einigung Deutschlands durch und unter Preußen, erreicht wurde. Eine Last von äußeren und inneren Hemmnissen erhob sich dagegen. Man muß sie kennen, auch um die Probleme des heutigen Deutschlands zu verstehen. Denn selbst diejenigen von ihnen, die heute völlig überwunden und geschichtlich abgetan zu sein scheinen, wirken doch noch in verwandelter Gestalt irgendwie nach oder bestimmen wesentliche Einrichtungen unseres Staatslebens.

Das stärkste der äußeren Hemmnisse war das Nebeneinander zweier Großmächte in Deutschland. Um eine deutsche Einigung mit Österreich und Preußen im Bunde zu erreichen, blieb nur die lose Form des Staatenbundes übrig, die Bundesakte von 1815. Sie ließ fast alles Elend der älteren staatlichen Zersplitterung bestehen; alle Grenzen zwischen den großen und kleinen deutschen Vaterländern in Gesetzgebung und Wirtschaft, Zoll, Münze, Maß und Gewicht spürte man weiter am eigenen Leibe. Das geistige Gemeinschaftsleben der Nation konnte zwar weiterblühen, aber wurde, je bewußter es zur Gemeinschaft strebte, um so empfindlicher für jede Störung, die durch die verschiedenartigen politischen Zustände verursacht wurde. Der Deutsche Bundestag, die Vertretung der Regierungen, nicht der Nation, wich ängstlich und mißtrauisch jedem bessernden Eingriffe aus, um dafür um so eifriger kühne Neuerer, die revolutionärer Umtriebe verdächtig waren, zu verfolgen. Auch der kleinste Staat genoß dieselben Souveränitätsrechte wie der größte. Man mußte Aufreizendes, Demütigendes, Lächerliches in Fülle hinnehmen von der Willkür kleiner Potentaten und kleinlicher

Bureaukraten. Vom Auslande fühlte man sich in Herablassung geduldet. Frankreich, das 1813/15 geschlagene, erstritt nach 1815 doch wieder geistige Siege in Deutschland durch seine liberalen Staatseinrichtungen und Theorien. Die feinere nationale Empfindung mochte es beklagen, daß man in Süd- und Westdeutschland von ihnen das Heil für die politische Stagnation im ganzen Vaterlande erhoffte. Aber was hatte man ihnen entgegenzusetzen, wo nun auch in Preußen nach 1815 die Bahnen einer eigenartig deutschen Staatsreform verlassen wurden. Breite Massen des Volkes lebten wohl dahin, ohne diese innere und äußere Ohnmacht tiefer zu empfinden. Unpolitische oder konservativ gestimmte Naturen konnten sich mit ihr abfinden. Aber die vorwärts Strebenden, die Träger freierer politischer und nationaler Ideale, mußten sich in Unmut und Bitterkeit verzehren.

Sie machten sich nicht klar, daß hier nicht nur Kurzsichtigkeit und übler Wille der Regierungen, sondern auch eherne Notwendigkeiten walteten. Das Nebeneinander Preußens und Österreichs im Bunde war für die Zeitgenossen eine geschichtliche und nationale Selbstverständlichkeit. Die österreichische Dynastie erschien ja ihrer romantischen Geschichtsempfindung als das einzige Band, das die deutsche Gegenwart mit ihrer größeren Vergangenheit verknüpfte. Trotzdem wäre dieses Band vielleicht schon damals durchschnitten worden, wenn der preußische Staat sich stark genug gefühlt hättte, um den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland aufzunehmen. Einen Augenblick, um die Wende der Jahre 1814/15, als der Streit um Sachsen den Wiener Kongreß zu sprengen drohte, erwogen die preußischen Staatsmänner und Heerführer dies Unternehmen. In der damaligen Lage aber, wo man nur die wenig zuverlässige Bundesgenossenschaft Rußlands gegenüber einer europäischen Weltgegnerschaft hatte, mußte es als ein Abenteuer auf Leben und Tod erscheinen. Man verzichtete also, aber dieser Verzicht bedeutete zugleich Anerkennung des österreichischen Vorranges in Deutschland und der gesamten Mächtekonstellation in Europa, das heißt des konservativen Systems der heiligen Allianz, der Interessengemeinschaft aller altmonarchischen und aristokratischen Gewalten. Unter dem unausweichlichen Drucke dieser weltpolitischen Lage also stand das deutsche Staatsleben seit 1815. Wohl wird man dadurch milder gestimmt gegen seinen reaktionären Charakter, ohne ihn doch damit im ganzen Umfange zu rechtfertigen. Denn Preußen ging in der Beschränkung und Verkleinerung seiner inneren und äußeren Ziele nun weiter, als es nötig war, um den allgemeinen europäischen Burgfrieden zu wahren. Dem engen Geiste des Königs Friedrich Wilhelm III. erschienen die Anfänge politischer Bewegungen und Leidenschaften in der Nation als Ansätze zu einer Revolution. Es setzten die Demagogenverfolgungen ein — eines der unerfreulichsten Blätter in der inneren Geschichte Preußens, denn so mancher edle und fruchtbare Keim wurde hier zertreten und der unreife Radikalismus der jungen Generation dadurch nicht vernichtet, sondern an- und aufgereizt. Es wurde den neuen Einrichtungen der Reformzeit der Abschluß einer Verfassung und Volksvertretung versagt, und es wurde damit die Möglichkeit verscherzt, einen eigenartig preußischen und deutschen Typus von moderner Verfassung, der überall auf Selbstverwaltung und staatlicher

Pflichterfüllung beruhen sollte, zu schaffen. Was man den neuen, aufstrebenden bürgerlichen Schichten versagte, kam der alten sozialen Stütze des preußischen Königtums, dem Grundadel der östlichen Provinzen zugute. Die Agrarreform erhielt seit 1815 eine Wendung und Wirkung in seinem Sinne, und ein nicht geringer Teil des kleinbäuerlichen Besitzes ging in den Rittergütern auf. Als Surrogat einer Volksvertretung wurden seit 1823 Provinzialstände eingerichtet, in denen der Rittergutsbesitzer dominieren konnte. Bei dieser Restauration der aristokratischen Interessen wirkte die Romantik jetzt als geistige Hilfsmacht mit. Sie verherrlichte die gebundenen Lebensformen der Vergangenheit und gab ihnen zugleich, durch Erneuerung pietistischer und orthodoxer Frömmigkeit, eine religiöse Weihe. Eine kleine, aber geistig bedeutende Gruppe von Politikern und Denkern meist adliger Herkunft vertrat ihre Lehren. In ihrer das ganze Innenleben ergreifenden Überzeugungsglut wirkte wohl das Feuer des deutschen Idealismus nach. Aber der reale Kern ihrer Lehre blieb das aristokratische Interesse und seine Verbündung mit der legitimen Monarchie.

Das Machtbedürfnis des friderizianischen Staates hatte einst das Bündnis der Krone mit dem waffentüchtigen Grundadel, der Pflanzschule des Offizierskorps, gebraucht. Auch im Heere der allgemeinen Wehrpflicht verstand das aristokratische Offizierskorps seit 1815 seine alte Stellung gegenüber der als liberale Einrichtung geltenden Landwehr und ihren bürgerlichen Landwehroffizieren kräftig zu behaupten. So ging die jetzige Zwiespältigkeit des preußischen Staatslebens, der Gegensatz von reformerischem und reaktionärem Geiste, auch mitten durch das Heerwesen. Dennoch war das Heer das gesundeste und kräftigste Glied des preußischen Staatsorganismus. Es vereinigte in sich ja die Energien des alten und des neuen Preußens, das Erbe Friedrichs des Großen und die hohen Impulse der Reform- und Befreiungszeit. Aber es schien zum Schicksal des preußischen Staates fortan zu gehören, daß diese Vereinigung, die auf allen Schlachtfeldern der kommenden Zeit so großartig immer wieder aufglänzte, im Gleichmaße der Friedenstage von den Härten und Roheiten des altpreußischen Militarismus verdeckt und verunstaltet wurde.

Wie das preußische Heer, so glich auch das preußische Beamtentum dem vor- und rückwärtsblickenden Januskopfe. Es stellte die kleinlichsten Demagogenverfolger, Polizei- und Schreiberseelen, aber auch die trefflichen, oft hochgebildeten, strengen und sparsamen Verwaltungsbeamten, die das neue Gefüge der alten und neuen Provinzen jetzt festigten und wohlmeinend, freilich auch bevormundend die alte preußische Tradition des suum cuique im Streite der sozialen Schichten hochzuhalten versuchten. Ihre aufgeklärte Handels- und Zollpolitik verstand es seit 1818, nicht nur ein neues festes Einheitsband um die auseinanderliegenden Teile der Monarchie zu legen, sondern dieses Band auch elastisch auszudehnen über angrenzende deutsche Staaten. Es war ein Musterbeispiel dafür, wie ein weitblickendes preußisches Staatsinteresse sich selbst zum preußisch-deutschen Interesse erweiterte. So entstand der Deutsche Zollverein, der seit dem 1. Januar 1834 den größten Teil des heutigen Deutschen Reiches wirtschaftspolitisch einigte. Man hat die Bedeutung des Zollvereins für die spätere politische Einigung der Nation nicht immer richtig erfaßt. Wohl bequemten sich die Regierungen der deutschen Mittelstaaten da-

zu, auf diesem Gebiete mit Preußen enger zusammenzuhalten, aber ihr politisches Mißtrauen gegen Preußens hegemonische Absichten dauerte fort und fand im Metternichschen Österreich stete Rückendeckung. Auch der wirtschaftspolitische Gegensatz zwischen den mehr schutzzöllnerischen Bedürfnissen der Mittelstaaten und den mehr freihändlerischen Tendenzen des damaligen, auf Ausfuhr der Agrarprodukte angewiesenen Preußens hat oft genug den Bestand des Zollvereins auf harte Probe gestellt. Nicht sowohl die Regierungen und Staaten Deutschlands wuchsen in ihm zusammen, sondern die Bevölkerungen in erster Linie waren es, die durch den ungehinderten Verkehr und Austausch sich näher rückten und die einmal geschaffene Gemeinschaft als natürliche und selbstverständliche Form nationalen Arbeitslebens anzusehen begannen.

So kamen um die Mitte des Jahrhunderts die Zeiten der ersten Entfaltung moderner wirtschaftlicher Kräfte, der Eisenbahnen, der Großindustrien, der großen Banken. Es blühten auch bis zur Mitte des Jahrhunderts weiter alle Triebe der idealistischen Kultur in Dichtung, Philosophie und Wissenschaft, nicht mehr so originell wie in der großen Zeit, aber feinsinnig und liebevoll gepflegt von einer Fülle von Talenten. Die Höhen des geistigen Lebens sanken etwas, aber die mittleren Erhebungen stiegen dafür. Erst jetzt eigentlich erhielt Deutschland eine einheitliche bürgerliche Bildung, auf gutem humanistischem Unterricht beruhend, an den deutschen Klassikern und Romantikern sich nährend, von sinniger Freude an Musik und Lyrik durchweht. Aber auch inmitten dieses häuslichen Stillebens regte sich und wuchs die unbefriedigte politische Sehnsucht. Sie rief nach Freiheit und Einheit und rieb sich allenthalben an dem bestehenden konservativ-polizeilichen Regierungssystem. Als unwürdig für eine reife Nation empfand man die Beschränkungen der Preßfreiheit, die Hemmungen, die jeder neuen freieren geistigen und religiösen Bewegung entgegengesetzt zu werden pflegten, die nicht immer glücklichen Bevormundungen im wirtschaftlichen Leben. Scharf traten nun auch die Scheidelinien hervor, die Napoleon in das deutsche Staatsleben durch den Rheinbund hineingeschnitten hatte, die aber auch schon durch eine ältere Vergangenheit vorgezeichnet waren. Die Staaten des Westens und Südwestens kannten keinen zahlreichen, auf eigenem Großgrundbesitz beruhenden Agraradel, der wie in Preußen zur sozialen Stütze der Monarchie hätte dienen können. Um ihre alten und neuen Untertanen zu verschmelzen und zu gewinnen, hatten die süddeutschen Regierungen seit 1815 Verfassungen und Volksvertretungen gegeben, die zwar auf beschränktem Wahlrecht beruhten und beschränkte Rechte nur erhielten, aber den Bevölvölkerungen als Palladium konstitutioneller Freiheit gegenüber den absolutistischen deutschen Großmächten an das Herz wuchsen. Ein süddeutscher Liberalismus von rhetorischer und pathetischer Haltung entwickelte sich, der mit seinen eigenen bureaukratischen Regierungen oft genug haderte, aber stolz, hochmütig und mißtrauisch auf die anscheinend ganz stagnierenden preußischen Zustände sah. Man vergaß, daß der preußische Staat den unschätzbaren Vorzug hatte, das Wesen des Staates, die volle starke Macht zur Selbstbehauptung zu besitzen, und sah in seiner Macht nur das Hemmnis der Freiheit. Und da Frankreich seit der Julirevolution von 1830 den Vor-

marsch zum Freiheitsideal, wie es schien, wieder aufnahm, so hofften nicht wenige in Süddeutschland in völliger Verblendung von einem Bunde mit Frankreich gegen den Absolutismus das Heil für Deutschland.

Tiefe Risse also bedrohten das Leben und die Zukunftshoffnungen der Nation. Das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft, diese erste und unentbehrlichste Triebkraft des nationalpolitischen Fortschritts, wurde untergraben, wenn das Bedürfnis nach nationaler Unabhängigkeit dem Bedürfnis nach Freiheitsrechten untergeordnet wurde. Kaum minder verhängnisvoll war es, daß die Vorstellungen vom Wesen des Staates, die sich auf diese Weise in den Köpfen festsetzten, grundfalsch waren und die Verständigung zwischen Regierenden und Regierten unendlich erschwerten. Die Freiheitsforderungen des Individuums mißachteten das Machtbedürfnis des Staates und die Verpflichtungen, die der einzelne dem Staatsganzen schuldet. Indem sie von einem schimärischen, nach ausländischen Idealen konstruierten Volks- und Freiheitsstaate träumten, verkannten sie, daß alle bessernde und reformierende Arbeit am Staate, wie energisch sie auch eingreifen möge, vom geschichtlich gegebenen, individuellen Staate auszugehen hat und seine gesunden und lebendigen Traditionen und Kräfte niemals ungestraft vernachlässigt. Die größte Errungenschaft der vorangegangenen Epoche, die Idee des organischen Staates und der organischen Zusammengehörigkeit von Staat, Nation und Individuum, war in Gefahr, vergessen zu werden.

Aber es wirkten doch schon vom Boden süddeutscher Denkweise aus diesem überspannten Radikalismus andere Gedanken entgegen. In den einst so zersplitterten Gebieten des Südwestens, die man früher das „Reich" nannte, war eine gesamtdeutsche Empfindung nie ganz erstorben und durch den starken und tiefen Anteil am deutschen Geistesleben wieder neu belebt worden. Auch manchen derer, die in den konstitutionellen Einrichtungen ihrer süddeutschen Heimatsstaaten einen unschätzbaren Vorzug vor dem Norden sahen, konnte doch das Mißverhältnis zwischen geistiger Weite und politischer Enge, in dem man leben mußte, unerträglich werden. Sie sehnten sich nach großen, freien und mächtigen Verhältnissen für die ganze deutsche Nation — und mußten, wenn sie nach der Macht suchten, die sie schaffen könnte, ihre Blicke notgedrungen bei Preußen verweilen lassen. Wie, wenn Preußen wieder einböge in die Wege seiner Reformzeit und die Forderungen des Liberalismus erfüllte? Es war der Württemberger Paul Pfizer, der 1832 in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" diesen Appell an Preußen, an seine süddeutschen Landsleute aber zugleich die Mahnung richtete, in Einheit und Macht der Nation das erste und unentbehrlichste aller politischen Güter zu sehen. Er sah den Adler Friedrichs des Großen über Deutschland auffliegen, er spürte die tiefe Notwendigkeit, daß das geistige, schier übergeistig gewordene Deutschland aus der Welt der Gedanken und Träume in die Welt des Willens und der Tat schreiten müsse und werde, um das Ideal eines ganzen und vollen Lebens zu erreichen. Er blieb auch nicht ganz vereinzelt unter seinen süddeutschen Landsleuten. Es bildete sich eine Richtung südwestdeutscher Nationalpolitiker, die Pfizers Glauben an Preußens Mission, zugleich aber auch seine Sorge vor einem Mißbrauche und vor einem

lastenden Übergewichte der preußischen Hegemonie teilten.

Diese aus Vertrauen und Mißtrauen merkwürdig gemischte Stimmung der einsichtigsten außerpreußischen Politiker gegen Preußen wurde nun erst recht genährt durch den zwiespältigen Charakter der neuen Regierung Preußens seit 1840. Durch seinen romantisch-deutschen Enthusiasmus, durch manche Äußerungen einer freieren Gesinnung, durch seine ganze lebenswarme und glänzende Persönlichkeit erregte König Friedrich Wilhelm IV. die höchsten Hoffnungen — um sie schon bald schwer zu enttäuschen. Vor allem wurde die Hoffnung, daß er die Verfassungsverheißungen der Reformzeit für das preußische Volk erfüllen würde, bald zerstört. Dem modernen liberalen Konstitutionalismus, der den gewählten Volksvertretungen das Recht der Mitregierung oder gar der entscheidenden Beeinflussung der Regierungen geben wollte, sagte er Todfeindschaft an. Aber auch mit dem Geiste der Reformzeit hatte sein Gedanke, die Provinzialstände von 1823 zu einem allgemeinen Landtage der Monarchie zu vereinigen, nichts mehr zu tun. Er wollte damit das Ideal jenes kleinen Kreises frommer, romantisch gestimmter Aristokraten verwirklichen, den sogenannten christlich-germanischen Staat, der dem Grundadel eine glänzende Vorzugsstellung geben, der Krone aber, wenigstens nach dem Wunsche des Königs, nichts Wesentliches von ihrer alten patriarchalischen Machtfülle nehmen sollte. Wahrhaft organisch beanspruchte dieser Staatsgedanke zu sein, weil er die geschichtlichen und gottgewollten Gliederungen und Autoritäten des Volkslebens zur Geltung brächte, und doch wurde er recht eigentlich unorganisch, weil er nur das Gewordene, nicht das Werdende anerkannte und für die Träger des neuen Lebens in der Nation, für Bürgertum und Individuum, keinen Platz wußte. So bedrohte nicht nur ein unhistorischer Radikalismus, sondern auch eine pseudohistorische Romantik das Erbe der Reformzeit, die organische Zusammengehörigkeit von Staat, Nation und Individuum.

Die Spaltungen in der Nation blieben, gruben sich tiefer ein und wurden leidenschaftlicher empfunden als je. In genauer Wechselwirkung damit stieg aber auch die leidenschaftliche Sehnsucht der Nation nach Einheit und Macht. Auch Friedrich Wilhelm IV. träumte von deutscher Einheit und Größe, von Wiederaufrichtung alter Reichsherrlichkeit, freilich nicht unter hohenzollerischem, sondern unter habsburgischem, nach seiner Vorstellung geschichtlich dazu berufenem Kaisertum, das aber in seiner krausen Phantasie mit einer Steigerung preußischen Einflusses in Deutschland sich verbinden sollte. Aber war es vielleicht möglich, den deutschen Traum des Königs zu vereinigen mit dem der Volksbewegung und unter dem Panier der Nationalität die hadernden Parteien zu vereinigen und von dem zerrüttenden Streite um Verfassungsrechte abzulenken? Der hochgesinnte Freund des Königs, der General von Radowitz, gewann ihn für dieses glänzende Ziel und wußte doch, befangen von veraltenden Gedankengängen, nur das untaugliche Mittel dafür anzugeben, dem ohnmächtigen deutschen Bunde neue Arbeitsaufgaben zu stellen und ihm dadurch den Schein des Lebens einzuhauchen. Und auch diese Bemühungen wurden verschüttet durch das Erdbeben, das sich von der Pariser Februarrevolution von 1848 nach Deutsch-

land fortpflanzte. Alle unzufriedenen Elemente der Nation erhoben sich zu offener Bekämpfung der alten Zustände. Hinter dem Bürgertume, das seine liberalen und nationalen Forderungen stellte, drängten und stießen nun auch die unteren Massen, um den demokratischen Freistaat zu erzwingen; das eben sich entwickelnde Industrieproletariat begann seine sozialistischen Forderungen anzumelden.

So erlebte nun Deutschland seine erste und einzige Revolution großen Stils von unten her, die ihm seit den entfernten Zeiten des Bauernkrieges noch einmal beschieden war. Damals hatte sich die unreife bäuerliche Bewegung gebrochen an den festen Mauern des deutschen Territorialstaates. Die politischen und sozialen Bewegungen des Jahres 1848 waren unvergleichlich umfassender, tiefer und reicher an Inhalt. Aber die Macht, an der sie scheiterten, war wiederum der festgefügte und jetzt auf noch viel stärkeren Fundamenten beruhende deutsche Einzelstaat. Preußens und Österreichs Regimenter brachen im Herbste 1848 den demokratischen Widerstand ihrer Hauptstädte; Preußens Ablehnung ruinierte im Frühjahr 1849 das deutsche Verfassungswerk der konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt am Main, und preußische Truppen warfen in Sachsen und Südwestdeutschland die Barrikadenkämpfer und Freischaren nieder, die für die deutsche Republik sich erhoben hatten. Es war nicht nur die Macht der Bajonette, sondern auch die Macht von Gesinnungen, von Institutionen, von politischen Lebenskräften, die hier siegte über eine Bewegung, die neben vielem trüben Bodensatze auch viele edle Elemente, große, zukunftsreiche und unabweisbare Gedanken auf ihrer Seite hatte. Ein wahrhaft tragisches Schicksal, daß hier so viel Lebendiges gegen Lebendiges stand, beides hüben und drüben fast untrennbar gemischt mit starren Vorurteilen und unfruchtbaren Illusionen. Und doch blieb die Revolution im ganzen nicht unfruchtbar. Auch in ihr vollzog sich eine echte Erhebung der Nation, auch sie gehört, wenn auch in ganz anderer Weise als die Erhebung von 1807/13, zu den großen Sammlungs- und Läuterungsperioden des Staatslebens. Manches Neue hat sie unmittelbar geschaffen, und die größeren Aufgaben, die sie nicht zu lösen vermochte, wenigstens geklärt einem erfolgreicheren Geschlechte hinterlassen. Fassen wir die wichtigsten dieser Leistungen und Probleme in das Auge.

Die Revolution von 1848 schuf, was ihr nie vergessen werden kann, die erste allgemeine Nationalvertretung großen Stils, eine gemeinsame Vertretung des geistigen und politischen Deutschlands, zwar tief gespalten wie dieses selbst von allen Parteiungen der Zeit, aber durchglüht auch von dem heißen Wunsche, sie zu überwinden. In kühnem Anlaufe, über die Macht der jetzt nur gebeugten, nicht gebrochenen Einzelstaaten hinwegstürmend, wagte sie sogleich einen provisorischen Organismus des deutschen Nationalstaates aufzurichten. Dieser Versuch mußte mißlingen, aber er wurde nicht wieder vergessen. Mißlingen mußten auch die fast unzähligen Versuche des Frankfurter Parlaments, die Grundfragen des staatlichen Lebens und der Stellung des Individuums, der Gemeinde, der Kirche usw. in ihm in modernen und liberalem Geiste zu entscheiden. Und doch hinterließen viele dieser Versuche tiefe Anregungen für künftige Entscheidungen, zum Teil auch schon für die jetzt neugestalteten Verfassungen der Ein-

zelstaaten. Die bisher Regierten, bisher gewohnt, frei und unverantwortlich zu denken, lernten ihre Ideale unter dem Drucke der Verantwortung der gegebenen Wirklichkeit anzupassen. Ganz Deutschland wollte man einigen — bald erkannte man, daß keine staatliche Form ausreichte, um Deutschland mit seinen beiden Großmächten zu einer Einheit zu verschmelzen. Um aus dem losen Staatenbunde zum echten Bundesstaate zu gelangen, mußte man auf das Deutschtum Österreichs verzichten und sich mit der kleindeutschen Lösung begnügen. Aber man verzichtete damit nicht auf den alten geschichtlichen Zusammenhang mit der Donaumonarchie und auf die großen nationalen und wirtschaftlichen Interessen, die das Deutschtum donauabwärts zu verteidigen und auszubreiten hatte. Die Konstellation der Gegenwart, die Kampfesgemeinschaft der germanischen mit der subgermanischen Zentralmacht Europas, ist in den Entwürfen der Paulskirche vorgezeichnet worden.

Die kleindeutsche Lösung enthielt noch ein weiteres Zugeständnis an die Wirklichkeit. Man mußte den Graben der Vorurteile und Abneigungen zuschütten, der Deutschland von Preußen ferngehalten hatte, und Preußens Bedeutung und Mission für Deutschland anerkennen. Umgekehrt mußte auch Preußen die Hindernisse, die seiner inneren Vereinigung mit Deutschland im Wege gestanden hatten, wegräumen. Friedrich Wilhelm IV. war auch nicht ganz unempfänglich für den Gedanken, daß Preußen die Ergänzung seiner immer noch schmalen und unfertigen Machtgrundlage nur in Deutschland und in einem von ihm geschaffenen und geleiteten deutschen Nationalstaate finden könnte. Aber als die Frankfurter Nationalversammlung ihm die deutsche Kaiserkrone anbot, schlug er sie aus. Ein Herrscher von seiner Gesinnung konnte nicht wohl anders handeln. Er verabscheute den „Ludergeruch" der Revolution, der von ihr ausging; er konnte sich nie und nimmer dazu verstehen, das Prinzip der Volkssouveränität, das die Frankfurter Versammlung ihrer Reichsverfassung zugrunde gelegt hatte, anzuerkennen. Ebensowenig konnte er es über sich bringen, eine weitere ungeschriebene Bedingung dieser Kaiserkrone zu erfüllen. Der preußische Staat sollte, so war die Absicht der Frankfurter, über kurz oder lang ganz aufgehen im deutschen Nationalstaate, sein Eigenwille untergeordnet werden unter und mit der Zeit ganz aufgesogen werden durch den deutschen Reichswillen. Es sollte also nicht etwa der preußische Staat die Hegemonie über Deutschland erhalten, sondern es sollten die Hohenzollern, zur Kaiserwürde berufen, die tatsächlichen Machtmittel des preußischen Staates dem Reiche und seinen Organen zur Verfügung stellen. Als Ziel der Entwicklung, das man am liebsten gleich verwirklicht hätte, war gedacht, daß Preußen auf seine besondere Volksvertretung verzichten, sich mit Provinzialständen begnügen und in allen zentralen Angelegenheiten vom Reiche aus regieren lassen solle. Die alte Sorge Pfizers und seiner südwestdeutschen Genossen vor einer Vergewaltigung Deutschlands durch Preußen, die alte Abneigung gegen die spröde und harte Eigenart des friderizianischen Militärstaates färbte und begrenzte also auch die Wünsche derer, die Preußen und Deutschland vereinigen wollten unter hohenzollerischem Kaisertum.

Vielleicht hätte ein anderer Herrscher auf dem Throne Friedrichs des Großen

es vermocht, die Wünsche der Nation zu erfüllen, ohne den von Preußen geschaffenen Felsenboden der Macht zu opfern. Allerdings würde Preußen nicht nur deutsche, sondern auch europäische Gegnerschaften zu überwinden gehabt haben. Denn der Druck der Nachbarmächte auf Deutschland, und ihr Wunsch, es schwach und zerteilt zu sehen, dauerte fort. Nur ein schöpferisches Heldentum hätte das wagen dürfen, was der junge Bismarck am 6. September 1849 als die „nationale preußische Politik" erklärte: das Schwert in die Wagschale zu werfen und den Deutschen zu befehlen, was ihre Verfassung sein solle. Weniger heroisch, aber leichter ausführbar wäre eine andere Art von preußischer Machtpolitik gewesen. Es wurde in diesen Jahren wiederholt dem Könige zugeflüstert, auf deutschnationale Ziele ganz zu verzichten und dafür Österreichs Zustimmung zu einer Aufteilung der Kleinstaaten unter Preußen und die Mittelstaaten zu erhalten. Diese brutale Versuchung fand bei dem gewissenhaften Könige keine Stätte. Er versuchte es, dem legitimen Prinzipe und der Nation zugleich zu genügen und ging nach dem Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes, beraten von Radowitz, daran, mit milderen Mitteln, durch Appell an den guten Willen der Regierungen den kleindeutschen Bundesstaat aufzurichten und Österreich für den Gedanken eines mitteleuropäischen Doppelreiches zu gewinnen. Aber diese große „Union" wurde von Österreich, das seine Vorherrschaft in Deutschland nicht opfern wollte, spöttisch abgelehnt, und die kleine Union Preußens mit den Kleinstaaten, zu der das Einigungswerk 1850 zusammenschrumpfte, wurde von Preußen selbst preisgegeben, als es sich herausstellte, daß sie nur durch Krieg gegen Österreich und vielleicht auch gegen Rußland zu behaupten war. Der Guß zersprang, weil das bindende Metall untauglich war, und das Ende war die politische Demütigung Preußens in Olmütz.

Preußen trat in den alten Bundestag wieder ein, aber nicht mehr als das alte vormärzliche Preußen. Im Ansturme der Revolution und in den Erfordernissen, die die deutsche Verfassungsfrage während der Revolution an Preußen stellte, hatte sich weder der bureaukratische Absolutismus, noch das altständisch-patrimoniale Experiment des Königs als haltbar erwiesen. Und da die Verfassungswege der Reformzeit, die einst Stein und Wilhelm von Humboldt gezeigt hatten, inzwischen verschüttet waren und der konstitutionelle Gedanke fast nur noch in der Form des westeuropäischen Parlamentarismus den Zeitgenossen vertraut war, so erhielt Preußen eine Verfassung nach diesem Zuschnitt, durch die besonders das belgische Vorbild deutlich durchschimmerte. Aber Preußen erhielt nun doch eine Volksvertretung nach allgemeinen Wahlen und mit entscheidendem Anteil an Gesetzgebung und Staatshaushalt; es erhielt „Rechte der Preußen", die dem einzelnen Bürger ein reiches Maß politischer Freiheiten und freie Bewegung aller Meinungen und Richtungen verhießen. Preußen rückte damit ein in die allgemeine Linie der deutschen und europäischen Verfassungsstaaten und tat damit, was notwendig war, um seiner eigenen Bevölkerung zu genügen und um die Kluft auszufüllen, die es vom übrigen Deutschland trennte. Es war eine bedeutende staatsmännische Tat, daß es sich dazu endgültig entschloß in eben dem Augenblicke, in dem es jeden physischen Zwang der Revolution von sich abgestreift hatte und frei,

auf sein Schwert gestützt, dastand. Aber deswegen fühlte es sich auch stark genug, um, nachdem die Revolution in Deutschland ganz zu Boden geworfen worden war, einen Teil der liberalen Zugeständnisse, die es gemacht hatte, wieder zu beschneiden. Das allgemeine gleiche Wahlrecht, das zuerst gegeben war, blieb zwar allgemein, aber wurde zum ungleichen Wahlrecht umgebildet durch Einführung der drei nach der Steuerleistung abgestuften Wählerklassen (Mai 1849). Die anfangs verheißene Vereidigung des Heeres auf die Verfassung wurde nicht ausgeführt. Die im Januar 1850 abgeschlossene Revision der am 5. Dezember 1848 oktroyierten Verfassung ergab eine Reihe konservativer Umformungen. Vor allem aber sicherte die Regierung sich die Möglichkeit, bei einer Verweigerung des Staatshaushalts durch die Volksvertretung, die bestehenden Steuern und Abgaben weiter zu erheben und damit im Notfalle unabhängig von parlamentarischen Bewilligungen dazustehen. Die Erste Kammer der preußischen Volksvertretung, die nach der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 im liberalen Sinne aus Wahlen der Selbstverwaltungskörperschaften der Provinzen, Bezirke und Kreise hervorgehen sollte, wurde in den Jahren 1850/54 umgebildet zum feudal-monarchischen Herrenhause.

Nimmt man hinzu, daß auch die kriegsherrlichen Rechte des Königs durch die Verfassung ungeschmälert weiterdauerten, so sieht man, daß das alte vormärzliche Preußen tief in den nachmärzlichen Verfassungsstaat hineinragte. Es lebte in ihm fort, nicht nur, weil die konservative Gesinnung des Grundadels und der Landbevölkerung sich durchsetzte, sondern auch, weil die geschichtlichen Existenzbedingungen des preußischen Staates sich geltend machten. Diese jüngste und kleinste der Großmächte hatte nur durch straffe Zusammenfassung der militärischen und finanziellen Kräfte des Landes zur selbständigen Großmacht werden und sich unter dem Druck der sie rings umgebenden größeren Mächte als solche behaupten können. Der Imperativ der Machtbehauptung war für sie strenger und unbedingter als für andere Staaten. Ihm gehorchte auch der schwache und unkriegerische König Friedrich Wilhelm IV., wenn er die Vorrechte des Monarchen gegenüber der Volksvertretung so eifersüchtig wahrte. Er hielt damit Machtpositionen aufrecht, die ein tatkräftigerer Nachfolger einst wirksamer benutzen konnte. Wenn dabei auch die Machtpositionen des Grundadels wieder gestärkt wurden, so erneuerte sich auch darin das alte politische Interesse, das die preußischen Könige an der Pflege ihres Offiziers- und Schwertadels hatten. Zwar war seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht das Junkertum nicht mehr der einzige soziale Pfeiler der militärischen Macht des Staates, und wären die Pläne der Reformer von 1807/13 ganz zur Ausführung gekommen, so würden auch einem liberalen Preußen, einer auf volkstümlichen Grundlagen aufgebauten Monarchie die vollen Bürgschaften der Machtbehauptung nicht gefehlt haben. Aber wir kennen das Verhängnis, das die Arbeit der Reform unterbrach und alle Gegensätze verhärtete. Die Demokratie von 1848 war kein Boden mehr, der die preußische Macht in Deutschland und Europa hätte tragen können. So kam es, daß das Königtum, von tiefstem Mißtrauen gegen die Zeitgewalten erfüllt, seine Stütze wieder bei den alten aristokratischen Gewalten seines Landes suchte und fand.

Diese Art von Machtpolitik war freilich nicht nur in ihren Mitteln, sondern auch in ihren Zielen konservativ. Sie wollte mehr ein sicheres Erbe wahren als vermehren und steigern. Aber wir sahen, daß das schöpferische Heldentum nicht nur den damaligen Lenkern des preußischen Staates, sondern auch den von der Nation gewählten Männern von Frankfurt, die durch die Macht des Volkswillens hatten wirken wollen, fehlte. Der liberale und demokratische Ansturm auf die konservativen Gewalten scheiterte an deren harter Substanz, aber auch diese sahen wir mit zerbrechlichen Waffen kämpfen, als sie von sich aus das nationale Problem zu lösen versuchten. Dies doppelte Verhängnis war nicht zufälliger Natur; geistesgeschichtliche Tatsachen bedingten es. Die idealistische Bewegung in Deutschland, fernab vom Staate einst entsprungen, hatte wohl seit Beginn des Jahrhunderts aus eigenem Bedürfnis den Staat zu erfüllen und zu erneuern unternommen und Großes darin geleistet, aber zugleich auch eine Fülle unstaatlicher Vorstellungen in das politische Denken eingeführt, hüben und drüben, bei den Romantikern des christlich-germanischen Staates sowohl wie bei den vernunftstolzen Demokraten und den von Aufklärung und Romantik zugleich beeinflußten Anhängern des liberalen Nationalstaates. Sie alle hatten aus den Idealen der Dichter und Denker den Antrieb empfangen, einen edleren und geistigeren Staat zu schaffen, als es der Machtstaat des Absolutismus und der Kabinettskriege gewesen war. Sie schalten diesen mechanisch und seelenlos, weil er nichts als Vorteil zu erjagen, nichts als Macht anzuhäufen verstanden habe. In vielem war ihre Kritik richtig, aber das Wesentliche übersahen sie, nämlich daß der staatliche Egoismus, der rücksichtlose Trieb zur Selbstbehauptung und Macht, mag er auch in historisch bedingten und veränderlichen Formen sich äußern, doch in seinem Kerne zeitlos, unbedingt ist und zum Wesen des Staates selbst gehört. Deswegen stellten sie an den Staat ihrer Zeit Ansprüche, die mit seinem Wesen, seiner Selbstbehauptung, oder, modern ausgedrückt, mit gesunder Realpolitik unvereinbar waren. Statt der unbedingten Realpolitik verlangten sie eine ideale Politik von ihm, statt der Erfüllung seiner selbstischen Bedürfnisse eine Erfüllung überstaatlicher, sittlicher Gebote, die die einen aus der christlich-romantischen Weltanschauung, die anderen aus den Idealen der Aufklärung und des Vernunftrechtes entnehmen konnten. Wir lernten zwei lehrreiche Beispiele kennen. Die Liberalen und Demokraten von 1848 verlangten von dem preußischen Staate, daß er der deutschen Nation zuliebe sein Selbst auslöschen und aufgehen solle im deutschen Zentralstaate. Als Friedrich Wilhelm IV. es verweigerte, sprach aus ihm die Seele des preußischen Staates, die sich instinktiv auflehnte gegen die ihr zugemutete Entsagung. Aber er selber entsagte zugleich der Versuchung, die durch die Revolution geschaffene Lage rücksichtslos auszunutzen zur Begründung der preußischen Vorherrschaft in Deutschland, denn seine christlich-romantische Ethik hielt es für Sünde.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik der Persönlichkeit Shakespeares.

Von Lorenz Morsbach.

Von allen englischen Dichtern ist keiner so heimisch bei uns geworden, gleichsam einer der unseren, wie Shakespeare. Unseren Dichterheroen ist er mehr als ein Gegenstand der Bewunderung und Erhebung gewesen. In Deutschland wird Shakespeare heute besser verstanden und besser gespielt als in seinem Heimatlande. England hat nichts mit unserem Shakespeare-Jahrbuch Vergleichbares. Auch der Krieg hat ihn nicht aus unseren Herzen verdrängt, noch von den Brettern verscheucht. In dem eroberten Lille ist unlängst Shakespeares „Was ihr wollt" von einer deutschen Truppe vor Feldgrauen gespielt worden. Gerhart Hauptmann, der größte lebende Dramatiker, hat noch während des Krieges, auf der vorletzten Weimarer Shakespeare-Tagung, ihm heißes Lob gespendet und den innersten Nerv seiner Tragödien bloßgelegt. Am 23. April dieses Jahres hat die deutsche Shakespeare-Gesellschaft seinen dreihundertjährigen Todestag, trotz des Krieges mit England, feierlich begangen.

In diesem Geiste will auch ich hier von ihm reden und versuchen, ein Bild seiner Persönlichkeit in großen Zügen zu entwerfen.

Den Schlüssel zu Shakespeares Werken gibt uns der Dichter selbst. Seine Werke sind nur Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit. Die Entwicklung der Persönlichkeit ist aber bedingt durch die innere Veranlagung und die äußeren Einwirkungen. Beides ist freilich schwer gegeneinander abzuschätzen, zumal bei dem großen Mangel an persönlichen Nachrichten über den Dichter. Die innere Veranlagung ist das Ausschlaggebende, und alle Einwirkung von außen tritt nur fördernd oder schwächend hinzu.

Die geistige Entwicklung unseres Dichters ist durch äußere Lebensverhältnisse stark gehemmt worden.

Sein Wissen war nicht allzu groß. Die humanistische Bildung, welche die aristokratisch gerichtete Zeit der Hochrenaissance von allen forderte, die sich über die stumpfe Menge erheben wollten, ging ihm zum großen Teile ab. Auf der Schule hatte er zwar Latein, das ganz im Mittelpunkt des Unterrichts stand, wohl ziemlich gelernt, aber vom Griechischen verstand er nur sehr wenig. Die großen griechischen Tragiker sind ihm versiegelte Bücher geblieben und, da es keine englischen Übersetzungen gab, lassen sich in seinen Werken auch nicht die geringsten Spuren dieser Dichter bei ihm nachweisen. Plutarchs Biographien, die Quelle der Römertragödien, hat er in englischer Übertragung gelesen, auch Übersetzungsfehler mit hinübergenommen. Und daß ihm die homerische Welt verschlossen blieb (nur Teile der Ilias konnte er später in Chapmans englischer Übertragung lesen), zeigt sein „Troilus und Cressida", dessen Stoff er trüben mittelalterlichen Quellen entnahm. Eine Verhöhnung Homers, den er nicht kannte, ist ausgeschlossen. Auch sonst finden sich nirgends Spuren in Shakespeares Werken, die für eine

Der vorliegende Aufsatz ist ein wortgetreuer Abdruck meiner am 27. Januar d. J. an der Göttinger Hochschule gehaltenen Kaiser-Geburtstagsrede. Nur die der besonderen Gelegenheit gewidmeten Anfangs- und Schlußworte der Rede sind gestrichen, sowie einige selbstverständliche Änderungen in den Zeitangaben der Einleitungsworte gemacht worden. L. M.

Lektüre griechischer Originale Zeugnis ablegen könnten.

Auch seine Belesenheit in lateinischen Klassikern war eine sehr beschränkte. Ovid und Virgil, die er im Originale lesen konnte, hat er gekannt, am besten die Metamorphosen. Doch auch von diesen gab es schon englische Übertragungen. Dasselbe gilt von dem in der Renaissance übermäßig geschätzten und vielfach nachgeahmten Tragödiendichter Seneca, dem Shakespeare wohl manche Anregung entnommen hat. Jedoch Terenz, falls er ihn gelesen, hat keine Spuren bei ihm hinterlassen, und ob ihm Plautus für seine Komödie der Irrungen und sonst eine stoffliche Quelle war, muß aus guten Gründen bezweifelt werden. So viel aber dürfte feststehen, daß Shakespeares klassische Belesenheit und Bildung sich nicht entfernt mit der der meisten zeitgenössischen Schriftsteller und Dramatiker, ja selbst vieler Gebildeter messen konnte. Die große Mehrzahl dieser hatte an einer der beiden Universitäten studiert, wo die klassischen Studien eifrig betrieben wurden. Freilich gab es auch solche, wie Ben Jonson, die ihre klassische Bildung nicht auf der Universität, sondern durch eigenes Studium später sehr vertieften. Shakespeare aber, der schon frühe die Theaterlaufbahn ergriffen und als Schauspieler und Dramatiker eine erstaunlich vielseitige Tätigkeit entfaltete, auch durch die Verwaltung des Theaters und später des eigenen Vermögens, das er in Häusern und in Grundbesitz anlegte, sehr in Anspruch genommen war, ihm blieb nur wenig Zeit, eine so umfassende klassische Belesenheit zu erwerben, wie wir sie bei Ben Jonson, Drayton und vielen anderen nachweisen können. Wie wenig er von Rom und den Sitten der alten Römer wußte, zeigen seine Römerdramen aufs schlagendste, für die er sich die dürftigen Notizen für das Milieu aus seinem englischen Plutarch mühsam zusammengesucht hat. Ben Jonsons gelehrte Römerdramen weisen hier ein ganz anderes Bild auf. In Shakespeares „Julius Cäsar" zeigt sich völliges Nichtverstehen dieser großen historischen Persönlichkeit.

Von der Weltbedeutung antiker Schriftsteller, die auch heute noch lebenspendend sind, hat Shakespeare, auch für die damalige Zeit, nur eine oberflächliche Vorstellung gehabt. Die Bestrebungen und Forderungen der Klassizisten konnte er zwar aus der kritischen Tagesliteratur entnehmen, auch ihren Wert nach ihren dichterischen Erzeugnissen abschätzen. An dem leidenschaftlichen Streite zwischen Antike und Moderne nahm er aber nicht als Gelehrter, sondern als Künstler teil, mehr dem eigenen Instinkte folgend als den sogenannten „Regeln", deren Berechtigung er wohl anzweifeln, aber nicht mit gelehrtem Rüstzeug widerlegen konnte. Die Begeisterung für das klassische Altertum, die damals die höheren und gebildeten Kreise mächtig erfaßt hatte, hat er nicht geteilt.

Von den modernen Sprachen hat er sich wohl das Französische etwas angeeignet, obwohl die Lektüre französischer Schriftsteller kaum bei ihm nachzuweisen ist. Dagegen das Italienische mit seinen damals in England viel bewunderten Novellen und Dramen hat er wohl kaum gekonnt. Seine angebliche Reise nach Italien wird mit Recht bestritten, mehr aus inneren als aus äußeren Gründen. Das Spanische, das stofflich und stilistisch das elisabethanische England stark beeinflußt hat, ist ihm fremd geblieben. Die starken Berührungen Shakespeares mit italieni-

scher und die weit geringeren mit spanischer Literatur erklären sich in den meisten Fällen, die wir nachprüfen können, durch abgeleitete Quellen in englischer Sprache. Auch ist nicht zu vergessen, daß die englische Literatur schon zahlreiche italienische und spanische Werke übersetzt und verarbeitet hatte, und daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der damaligen englischen Literatur verlorengegangen ist. Nicht die wenigen Fälle, in denen man italienische Originale als Quelle vermuten könnte, geben für die Frage den Ausschlag, sondern die zahlreichen Entlehnungen, in denen wir die Benutzung abgeleiteter Quellen (wie z. B. in „Maß für Maß") mit Sicherheit feststellen können.

Daß Shakespeare die zeitgenössische englische Literatur mit größter Teilnahme verfolgte und auch einige ältere Schriftsteller wie Chaucer, Gower, Caxton las, wird man als selbstverständlich hinnehmen. Auch seine Werke legen davon Zeugnis ab. Die dramatische Literatur der Zeit lernte er zum größten Teil auf der Bühne kennen. Vieles davon ist später, anderes nie gedruckt worden. Die Bibel kannte Shakespeare genau und muß sie fleißig gelesen haben. Er benutzte die englischen Bibeln seiner Zeit, die „Genfer" und die sogenannte „Große Bibel". Die „Authorised Version" (The James's Bible) erschien erst 1611. Ebenso gut kannte er auch das offizielle Gebetbuch der anglikanischen Kirche: The „Prayer Book".

Die erstaunlichen Kenntnisse, die man Shakespeare früher nicht bloß in den fremden Literaturen, sondern auch auf vielen anderen Gebieten des Wissens zugesprochen hat, sind durch die moderne Forschung sehr zusammengeschrumpft. Seine astronomischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse gehen nicht über das hinaus, was man aus volkstümlichen Schriften oder im Umgange mit anderen erfahren konnte. Besondere Studien hat er nicht gemacht, wohl aber kennt er den ganzen in jener Zeit damit verbundenen Volks- und Aberglauben. Das weist uns deutlich auf seine Quellen hin. Daß er vom englischen Gerichtsverfahren gute Sachkenntnis verrät, wird niemand verwundern, der weiß, wie manchen Rechtsstreit er und sein Vater geführt haben.

Auch mit den philosophischen Schriftstellern der Zeit, Montaigne, Giordano Bruno, Bacon, soll er, wie manche meinen, sich eingehend beschäftigt haben. Den geistreichen Franzosen, dessen berühmte Essais schon 1603 ins Englische übertragen wurden, mag er wohl gelesen haben (im Originale oder wahrscheinlicher in der Übersetzung), ein sicherer Beweis dafür läßt sich aber nur aus einer Stelle im späten „Sturm" herleiten. Die Skepsis Hamlets braucht nicht auf Montaigne zurückgeführt zu werden, da sie auch ein Merkmal der Zeit ist. Wenn Hamlet im 5. Akte vor dem Duell mit Laertes den christlichen Gedanken ausspricht, daß man jederzeit für den Tod vorbereitet sein soll (denselben Gedanken spricht auch Heinrich V. in dem gleichnamigen Drama aus), so weicht das von den Betrachtungen, die Montaigne darüber anstellt, erheblich ab.

Auch des großen italienischen Denkers, der einige Zeit in Oxford gelehrt hat, Brunos Philosophie hat man in Shakespeares Werken wiederfinden wollen. Aber Shakespeare ist (wie Milton) noch Anhänger des ptolemäischen Weltsystems, während Brunos Philosophie das kopernikanische als Voraussetzung und Grundlage hat. Wenn sich bei Shakespeare gelegentlich ein ähnlicher Gedanke, wie der bei Bruno über die Relativität des Übels, also das Verhältnis

von Gut und Böse findet, so ist zu beachten, daß Shakespeares Worte viel mehr an Montaigne und andere als an Bruno erinnern.

Gleiches gilt von Bacons philosophischen Schriften, von deren Lektüre sich keine sicheren Spuren bei Shakespeare nachweisen lassen. In Betracht kommen nur Bacons Essays 1597 und sein „Advancement of Learning" 1605 Anderes ist lateinisch und später verfaßt. Das „Novum Organum" ist erst nach dem Tode Shakespeares, 1620 erschienen. Falls der Dichter die Essays doch einmal gelesen hat, hat er für sich nur wenig daraus lernen können. Dem Menschenkenner Shakespeare hatten sie kaum etwas zu sagen. Bacons flüssige Essays sind zwar in fein geschliffener bilderreicher englischer Prosa geschrieben, aber geistig wenig hervorragend; die erste Ausgabe 1597 auch mager gegenüber den späteren stark erweiterten, die für Shakespeare nicht mehr in Frage kommen. Das „Advancement of Learning" mußte dem ungelehrten Dichter der Tendenz nach zwar sympathisch sein, sonst aber weniger zusagen, der sich jedenfalls zu der Anschauung bekannt hat, die Goethe ausgesprochen, daß „jede Kunst im Können und nicht im Wissen ihren Schwerpunkt hat". Für diese Wahrheit liefert gerade Shakespeare im Vergleich mit dem hochgelehrten Ben Jonson, seinem Rivalen, den schlagendsten Beweis. Zudem war Bacon ein eifriger Lobredner des antiken Theaters, der noch im Jahre 1623, als Shakespeares gesammelte Dramen in einem stattlichen Foliobande erschienen, dem zeitgenössischen englischen Drama nur sittenverderbenden Einfluß zuschrieb. Trotz allem hat Shakespeare den großen Wert der Schule und Bildung und den Fluch der Unwissenheit nicht verkannt. Er hat es oft genug in seinen Dramen durch den Mund seiner Personen aussprechen lassen. Darin stimmt er ganz mit den Humanisten seiner Zeit überein, deren Anschauung Bacons Wort: „Wissen ist Macht" den schärfsten Ausdruck gegeben hat. Auch die gebildete und gelehrte Frau der englischen Renaissance hat der Dichter zu würdigen verstanden.

Die ungelehrte Art Shakespeares spiegelt sich deutlich auch in der Benutzung historischer Quellen wieder. Seine naive Geschichtsauffassung läßt ihn nicht zu irgendwelchen Originalen greifen, sondern er schöpft fast immer aus Holinshed und benutzt daneben in größter Unbefangenheit ältere historische Dramen als gleichwertige Geschichtsquellen. Er sieht die Menschen und Zeiten fast überall mit derselben Parteibrille wie seine Vorlagen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Holinsheds Geschichtsdarstellung, obwohl er nur politische und soziale Begebenheiten berichten will, stark mit heidnischen Mythen, Volkssagen und Märchen verquickt ist, also legendarische, sagenhafte, aber keine wirkliche Geschichte enthält. Und wie für Shakespeares Königsdramen (mit Ausnahme Heinrichs VIII.) Holinshed die einzige Geschichtsquelle war, so hat er auch den Inhalt seiner sämtlichen Römerdramen aus dem einen Plutarch geschöpft, der freilich, mit Holinshed verglichen, immerhin Geschichte bot. Die verhältnismäßig große Zahl der Königs- und Römerdramen ist wohl nicht bloß einer persönlichen Neigung, sondern auch diesen äußeren Verhältnissen zuzuschreiben.

Auch für die übrigen Dramen lagen damals die Quellen, aus denen er schöpfte, durchaus nahe. Die Zeitgenossen konnten leicht mit dem Finger darauf hinweisen. Als Stoffquelle be-

nutzte er vor allem den reichen Novellenschatz der Zeit, englische, französische und besonders aus dem Italienischen übersetzte Novellen. Nicht minder auch englische Dramen, bei denen er starke Anleihen machte, wie für die „Zähmung der Widerspenstigen", „König Johann", „Maß für Maß", „König Lear" und sehr wahrscheinlich auch für „Hamlet", mit vielfacher Herübernahme einzelner Charaktere, Motive, Situationen, Wortwitze, und vereinzelt halber und ganzer Verse. Was ihm sonst noch an Quellen nachzuweisen ist, betrifft meist Nebensächliches und läßt uns auch hier nicht auf besondere Studien schließen. Was Shakespeare der überaus reichen zeitgenössischen dramatischen Literatur entnommen hat, wird sich niemals abschätzen lassen, da das meiste davon verlorengegangen. ist. Schon diese älteren Dramatiker hatten, wie die Zeitgenossen Gosson, Nash und andere bezeugen, den Tragiker Seneca, die römischen Komödiendichter, die italienischen, französischen und spanischen Novellen sowie die dramatische Literatur dieser Länder für ihre Zwecke reichlich ausgebeutet.

Trotz seines beschränkten Wissens ist Shakespeare philosophischen und historischen Ideen nicht unzugänglich gewesen. Er hat die philosophischen Brocken, die er auf seinem Wege fand, begierig aufgegriffen und in sich verarbeitet. War er doch auch ein Denker und in gewissem Sinne ein Grübler. Freilich darf man neue philosophische Ideen nicht bei ihm erwarten. Shakespeares sogenannte Philosophie ist teils aus Büchern, teils aus eigener Beobachtung geschöpft. An letztere knüpft er gerne allgemeine Betrachtungen und Urteile an, die durch innere Wahrheit und scharfe Prägung hervorstechen.

Die Renaissance hatte die Blicke der Menschen nicht bloß in die antike Welt, sondern auch in die eigene Vergangenheit gelenkt. Der historische Sinn war neu geweckt, und mit der Philosophie des Altertums, die man jetzt aus den Originalen schöpfte, war auch das Interesse an philosophischen Problemen in weite Kreise getragen.

Die Zeit, in der er lebte, war kaum weniger arm an politischen und sozialen Kämpfen, an blutigen Katastrophen und Verwandtenmord in Königsschlössern als jene früheren Zeiten, die er aus seinen Geschichtsbüchern kennengelernt und zu neuem Leben erweckt hat. Im „123. Sonett" spricht er den Gedanken aus, daß das von der Zeit scheinbar neu Geschaffene nur ein Aufputz des Früheren sei. In seinen Geschichtsdramen hat er die historischen Vorgänge oft mit starken Änderungen in einen geistigen und künstlerischen Zusammenhang gebracht. Sein „Heinrich V." sollte zugleich ein Bild eines musterhaften Herrschers geben, der „für sein Volk und mit seinem Volke lebt". Sein Hauptbestreben war jedoch, Englands Vergangenheit auf den Brettern wieder aufleben zu lassen. Die Geschichte betrachtete er im Grunde genommen nur mit menschlicher Anteilnahme, denn den Menschen und nicht den staatlichen Ordnungen, ihren Kämpfen und nicht der Politik war sein Interesse in erster Linie zugewandt. Die Magna Charta wird in „König Johann" nicht einmal erwähnt. Seine Dramen lassen kaum eine besondere politische Stellungnahme erkennen. Er ist Protestant und selbstverständlich englischer Patriot und hat sein England wie andere damals hochgepriesen. Die Feinde Englands hat er mit Worten nicht geschont, öfters Hohn und Spott über sie ausgegossen. Wie

Edmund Spenser ist auch er ein Vollblutengländer, der in dem Kampfe der unterdrückten Iren nur „Rebellen" sieht, die blutig niedergeschlagen werden müssen. Die staatlichen Einrichtungen und die schroffe Standesgliederung, wieviel er auch daran auszusetzen haben mochte, hat er als solche nicht bekämpft. Er nimmt für keinen Stand Partei, läßt alle gelten, findet überall Gute und Missetäter. Daß seine Verbrecher und Bösewichte meist der höheren Gesellschaft angehören, ist keine Absicht des Dichters, sondern in den Stoffen, die er übernahm, begründet. Das meiste spielt in höheren und den höchsten Gesellschaftskreisen, selten in niederen und kleinbürgerlicher Enge. Das entsprach der Renaissance. Nur für den vielverachteten Schauspielerstand hat er im „Hamlet" eine Lanze gebrochen und im „111. Sonett" das Erniedrigende dieses Standes, das er mehr als andere fühlte, in kräftigen Worten bitter beklagt. Trotzdem hat er seinen jüngsten Bruder Edmund Schauspieler werden lassen. Der Stand hob sich rasch durch die Gründung stehender Theatergesellschaften in London und den Schutz, den ihnen hohe Lords und Gönner zuteil werden ließen. Im Jahre 1603 wurde Shakespeares Truppe zur Königlichen Truppe erhoben.

Shakespeare ist allmählich auch in der sozialen Rangordnung zum „Gentleman" aufgestiegen und hat mit seinem Vater ein Familienwappen bei dem Heroldsamte erwirkt, mit der Begründung, daß ihre Vorfahren Heinrich VII. treue Dienste geleistet hätten. Und als er mit der Zeit ein großes Vermögen erworben hatte (denn die Theaterlaufbahn war für den Schauspieler, der zugleich Aktionär und obendrein noch Dramendichter wie Shakespeare war, eine äußerst einträgliche), ist er in seinem Heimatsorte einer der größten Grundbesitzer geworden und hat später in seinem Testamente Bestimmungen getroffen, die der Gründung eines Majorats nahekommen.

Es ist aber falsch, Shakespeare als einen Aristokraten und Verächter des Volks hinzustellen, weil er es als eine urteilslose, leicht zu verführende Masse mit niederen Trieben im „Julius Cäsar" und besonders im „Coriolan" so eindrucksvoll geschildert hat. Die römische Plebs hat er sich wie den Londoner Pöbel vorgestellt, zu jeder Gewalttat und Gemeinheit fähig. Shakespeares Schilderungen, die natürlich auch manchen Zug seiner Vorlagen übernommen haben, weichen im ganzen nicht von dem Wirklichkeitsbilde des Pöbels seiner Zeit ab, sie sind nur anschaulicher gestaltet als die trockenen Geschichtsurkunden. Aber er hat das Volk in anderen Dramen auch in seinen besseren Elementen mit seiner derben und gutmütigen Art, in harter Arbeit und fröhlichem Genießen mit sichtbarer Teilnahme gezeichnet.

Shakespeare ist kein Gesellschaftskritiker. Die Erörterung sozialer Probleme, zu der er sich nicht berufen fühlte, lag ihm durchaus fern. So wenig er Geschichtslehrer sein wollte, so wenig hatte er Lust, als Gesellschaftsreformer aufzutreten. Er wollte nur Bildner und Künstler, nicht zugleich auch Kritiker sein. Im „Kaufmann von Venedig" hat er ebensowenig eine Rechtsfrage, wie im „Othello" die Rassenfrage erörtern wollen, die es überhaupt nicht gab. Daß seine Personen, hinter denen häufig genug der Dichter steht, sich öfter über soziale Mißstände äußern (auch die Sonette enthalten einiges) und im „Hamlet" sogar die damaligen Theaterverhältnisse berührt werden, ändert nichts an dem Charakter

seiner Dramen. Ebensowenig, daß er in gewissen Lustspielen Vertreter einzelner Stände oder Berufsarten mit Spott oder Satire behandelt. Seine Dramen sind niemals Thesendramen, die es damals noch nicht gab.

Als Protestanten hat er sich stets bekannt. Wie seine Eltern gehörten auch er und seine Kinder der englischen Staatskirche an, von der er sich niemals losgesagt hat. Er liegt in der Dreifaltigkeitskirche seiner Vaterstadt begraben, in der ihm auch kurz nach dem Tode ein Denkmal gesetzt ist. In Heinrich VIII. hat er seiner Quelle folgend den gewalttätigen König als kirchlichen Reformator gepriesen. In religiösen Fragen übte er Toleranz, im Gegensatz zu vielen Dramatikern der Zeit. Er hat sich der Angriffe auf die unterdrückten Katholiken, die von allen Staatsämtern ausgeschlossen und hart angefeindet waren, stets enthalten. Nur auf die Doppelzüngigkeit der Jesuiten spielt er einmal an. Die Priestergestalten in seinen historischen Dramen hat er entweder fertig übernommen oder ihren Charakter nach künstlerischen, nicht parteipolitischen Gesichtspunkten umgestaltet. Die geistlichen Possengestalten in den Lustspielen sind stets mit Humor, nie mit gehässiger Satire gezeichnet. Die Eremiten und Mönche, die ihm sonst fremd waren, hat er, einer alten literarischen Tradition folgend, im Gegensatz zu manchen Dramatikern und protestantischen Schriftstellern der Zeit, stets mit Wohlwollen behandelt. Zu Unrecht hat man hierin eine persönliche Hinneigung zum Katholizismus erblickt. Auch die dem Theater feindlichen Puritaner, die von anderen Dramatikern vielfach mit Hohn und Spott überschüttet wurden, hat er sehr geschont. An den Kern der Frage hat er nicht gerührt, nur gewisse Äußerlichkeiten an ihnen verspottet. In der Person des Angelo in „Maß für Maß" soll nicht der engherzige und heuchlerische Puritaner entlarvt, sondern nur gezeigt werden, wie ein im Anfang nicht unehrenhafter moralischer Schwächling der fleischlichen Lust erliegt, die er gebändigt zu haben wähnte, und darüber zum Verbrecher wird. Daß Shakespeare ihn am Ende des Stückes frei ausgehen läßt, entspricht der laxen Moral der Renaissance und der freieren Behandlung sittlicher Werte in der Komödie, oft in engem Anschluß an Inhalt und Ton der zugrunde gelegten Novelle. Sogar dem geprellten Juden Shylock, den er der literarischen Tradition folgend als einen hartgesottenen Bösewicht schildert (auf der Bühne damals eine komische und keine tragische Figur) versagt er nicht alles menschliche Mitgefühl. Eine Judenfrage gab es in England nicht. Die Juden waren schon 1290 unter Edward I. aus England vertrieben worden und wurden erst unter Cromwell wieder zugelassen. Die elisabethanischen Dramatiker schöpften ihre Kenntnisse von den Juden fast nur aus Büchern, in denen der Jude, der allgemeinen Anschauung nach, zu einem geldgierigen Wucherer und verstockten rachsüchtigen Bösewicht gestempelt war.

Was Shakespeare trotz seiner geringen Kenntnisse in den alten Sprachen, die in der Renaissance als die notwendige Voraussetzung der höheren Bildung galten, über die Masse der weniger Gebildeten emporhob, war nicht nur selbstverständlich sein künstlerisches Genie, sondern auch eine Lebenserfahrung, die von einem hellen Verstande und gesunden Urteil getragen war. Hatten die Lebensumstände einer gründlichen Vertiefung seiner

Studien Zügel angelegt, so waren sie andererseits der Entwicklung des Menschen und Künstlers äußerst günstig gewesen. Es muß als ein Glück betrachtet werden, daß er in einem kleinen Landstädtchen in einfachen bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen ist und erst später in den Strudel der verfeinerten und lasterhaften Hauptstadt hineingezogen wurde. Stadt und Land haben ihn in gleichem Maße erzogen und gebildet. Dort lernte er die Menschen, hier die Natur kennen. Seine seltene Beobachtungsgabe, die ihn vor allem auszeichnet, und sein heller Kopf erwarben ihm jene Lebensweisheit, die in dem fertigen Manne als ein Grundzug seines Wesens und seiner Kunst erscheint.

Die Landschaft, in der er aufwuchs, das Städtchen Stratford, im reizenden Tale des sich träumerisch dahinschlängelnden Avon gelegen, mit seinen grünen Wiesen und zahllosen Feldblumen, den reichen Obst- und Ziergärten, von sanft anschwellenden Hügeln umsäumt und Wäldern bekränzt, war so recht geeignet, den Sinn des Knaben für Natureindrücke und Naturschönheiten zu entwickeln. Sein Auge ist nicht achtlos an den Feld- und Waldblumen, den Bäumen, Sträuchern und Kräutern seiner Heimat vorbeigeglitten. Er beobachtet ihr Wachstum, weiß, was ihnen nützt oder schadet, kennt die guten und bösen Kräfte der Kräuter und nicht minder den mit dem Pflanzenleben verknüpften Aberglauben. Auch die Gartenkunst ist ihm nicht fremd, er folgt der sorgsamen Hand des Gärtners, der hier schneidet, dort okuliert, und das Unkraut, den größten Feind des Gartens, unermüdlich jätet. Wer erinnert sich nicht des Gärtnergesprächs in „Richard II". und des Monologs des kräutersammelnden Bruders Lorenzo? Diese und andere Kenntnisse hat uns der Dichter an zahllosen Stellen seiner Dramen verraten. Er ist aber nicht nur ein genauer Beobachter und teilnehmender Zuschauer. Es drängt sich dem immer nachdenklichen Sinne des Dichters auf, wie doch das Menschenleben dem Wachstum der Pflanzen gleicht; wie die äußeren Umstände, dem Wetter ähnlich, auf den Menschen hemmend und fördernd oder gar wie der Frost zerstörend wirken. Einen übel regierten Staat, eine Welt, die aus den Fugen gegangen, vergleicht er im „Hamlet" mit einem ungejäteten, von Unkraut überwucherten Garten. Für die Denkweise des Dichters ist das „15. Sonett" an den schönen Freund besonders bezeichnend:

„Denk ich, wie allem, was auch blüh' und grüne,
Für kurze Frist nur die Vollendung währt,
Wie jedes Schauspiel dieser Riesenbühne
Sich durch der Sterne Zauberzwang erklärt;
Schau ich den Menschen wachsen gleich der Pflanze,
Geschmückt vom selben Himmel und entstellt,
Im Jugendsaft sich blähn, bei höchstem Glanze
Sich mindern, bis vergessen er zerfällt:
Dann seh im Spiegel all der Flüchtigkeiten
Vor meinem Blick ich deine Jugendpracht,
Seh Räubrin Zeit mit dem Verfall sich streiten,
Damit dein Lenz entschwind' in trübe Nacht;
So, dir zu lieb, wenn Zeit dich nagt, behüte
Ich dich vor ihr, dir pfropfend neue Blüte."[1])

Der Natursinn begleitet den romantisch veranlagten Dichter durchs ganze Leben. Die Naturstimmung, als Hintergrund und Folie der Handlung, spielt bei keinem anderen Dramatiker Englands auch nur entfernt eine solche Rolle. Mond- und Sonnenschein, Wolken und Nebel, Gewitter und Sturm, Wald und Heide, Blumenduft und Vogelsang, Nachtigall und Lerche, Eule

1) Übersetzung von Ludwig Fulda, 2. Aufl., Berlin 1913.

und Rabe, sie verschmelzen in freier künstlerischer Verwendung mit dem heiteren oder düsteren Inhalt der Dramen zu einheitlichen Ereignis- und Stimmungsbildern. Auf dieser Verknüpfung menschlicher Handlungen und Zustände mit dem Wirken und Walten der den Menschen umgebenden Natur beruht zum großen Teil der Zauber und die gewaltige Wirkung vieler Szenen, ja ganzer Dramen. Der „Mittsommernachtstraum" und „König Lear" sind Höhepunkte dieser Kunst.

Das Landleben gab dem Dichter auch die Möglichkeit, das Leben der Tiere, ihre Eigenschaften und Bewegungen, scharf zu beobachten. Tier- und Jagdbilder durchziehen in reicher Fülle seine Werke. Von der Teilnahme, die er den Pflanzen und vor allem den Menschen entgegenbringt, ist die Tierwelt natürlich nicht ausgeschlossen. „Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt, fühlt körperlich ein Leiden ganz so groß, als wenn ein Riese stirbt." Dies Mitgefühl mit aller Kreatur ist auch einer der Grundzüge seines Wesens. Trotzdem verfällt er nicht ins Sentimentale, von dem er ebenso frei war wie der Bauer und der damalige Großstädter. Aber auch hier fehlt die Beziehung und Anwendung auf den Menschen nicht. Wie ihm alles Menschenleben als organisches Wachstum erscheint, so sieht er auch das Tierische in der Menschennatur, das kein anderer Dichter vor ihm so stark betont und mit grellen Farben dargestellt hat.

Wie stark auch der ganze Volks- und Aberglaube der Zeit die junge Seele des Dichters ergriffen hat, davon legen die Dramen gleichfalls Zeugnis ab. Mag er sich auch in späteren Jahren von diesem Glauben befreit haben, eine abergläubische Stimmung hat ihn doch zeitlebens beherrscht. Das Übernatürliche hat er nicht rundweg abgewiesen. „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt." Der Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen, ein damals noch weit verbreiteter Glaube, wird nicht nur in den Dramen, sondern auch in den Sonetten deutlich ausgesprochen. Der ganze Volks- und Aberglaube, der des Dichters Werke so stark durchzieht, das Übernatürliche, das in manchen Dramen als ein wesentlicher Bestandteil der Fabel erscheint und auch den Stimmungsgehalt des Dramas stark beeinflußt, darf nicht ohne weiteres durch die Phantasie des Dichters und die Anregungen, die er aus seinen Vorlagen erhielt, noch aus bloß künstlerischen Zwecken erklärt werden, sondern muß auch, bis zu einem gewissen Grade, einem rein persönlichen Verhältnis des Dichters zu diesen Dingen entsprochen haben.

„So voller Harmonie sind ew'ge Geister;
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören"

läßt er den Lorenzo im „Kaufmann von Venedig" sagen. Im „Mittsommernachtstraum" und im „Sturm" hat er sogar der Geisterwelt einen breiten Raum gegönnt. Geister und Menschen stehen auch hier in engster Beziehung zueinander, im „Mittsommernachtstraum" als Traumgebilde in schwüler Mittsommernacht, im späten „Sturm" vielleicht mit leiser Symbolik, in beiden aber mit naturalistischer Ausmalung. Es ist das Reich der Naturgeister, der Elfen und des Puck, des Luft- und Feuergeistes Ariel, des Herrscherpaares Oberon und Titania, denen er Leben und Farbe gibt. Germanisch-keltische Vorstellungen, nicht ohne christlichen Einschlag, und klassische Mythologie sind hier vom Dichter mit schöpferischer Kraft und in persönlicher Auffassung zu lebensvollen

dichterischen Gestalten umgebildet worden. Die zeitgenössische Literatur, besonders auch die dramatische, hatte hier schon vorgearbeitet, aber niemand vor ihm war so tief in die Abgründe des Volksglaubens hinabgestiegen, der in dem primitiven Seelenglauben seine Wurzeln hat.

Ob der Dichter den Hexenglauben der Zeit geteilt hat, der im 17. Jahrhundert in England seinen Höhepunkt erreicht, ist schwer zu sagen. Shakespeare fand das Motiv der Schicksalsschwestern im „Macbeth" schon in der Quelle vor und prägte es teilweise um im Sinne des damaligen Hexenglaubens, wobei ihm verwandte Vorstellungen aus der klassischen Mythologie mit unterliefen. Auch die Erscheinung des Geistes im „Hamlet" und im „Julius Cäsar" hat er aus seinen Vorlagen übernommen, sowie die widernatürlichen Ereignisse, die sich vor dem Tode Cäsars abspielen. Indessen Gelesenes und Gehörtes flossen bei ihm oft in eins zusammen und haben seine Phantasie gleichstark befruchtet.

Die Natur hatte den Dichter mit äußerst scharfen Sinnen ausgestattet. Der Gesichts- und Gehörsinn sind bei ihm in selten gleicher Stärke vereinigt und im reifen Künstler zu einer Höhe entwikkelt, an die kein Dichter vor ihm auch nur entfernt hinanreicht. Der Bedeutung der einzelnen Sinne war er sich wohl bewußt; er hat sie öfter gegeneinander abgewogen. Die Farb- und Tonelemente spielen in seinen Dramen eine ungeheure Rolle und geben ihnen jenen sinnlichen Reiz und jene Anschaulichkeit, mit der er alles so deutlich und lebhaft vor uns hinstellt. Gewiß hat er manches auch seinen Vorlagen entnommen. Anderes ist als konventionelles Gut nachzuweisen. Kleopatras Einzug in Tarsus ist in dieselben Farben und Bilder gehüllt wie bei Plutarch, nur mit einigen Zutaten und feinerer Ausmalung. Allein das meiste und beste ist ohne Zweifel sein Eigentum. In der Jugendperiode spielt das Konventionelle noch eine große Rolle, wie „das ermüdende Spiel mit Weiß und Rot"; später fußt er auf eigener Beobachtung, der er hohen künstlerischen Ausdruck verleiht, besonders an den zahlreichen Stellen, wo das Bild- und Klanghafte eng verbunden und zu einheitlicher Wirkung gesteigert ist.

Anfangs wiegt der Augensinn noch vor, doch macht schon frühe daneben der Gehörsinn sich in feiner Weise geltend. In den späteren und reifen Dramen spielen sie eine verschiedene Rolle, in einigen treten die Gesichts-, in anderen die Gehörsempfindungen in den Vordergrund, in anderen beide in gleicher Stärke. Eine gleichmäßige Folge zeigt sich in diesem Punkte bei unserem Dichter so wenig wie in vielem anderen. Ohne Zweifel spielen Inhalt und Charakter der einzelnen Dramen auch hier eine große Rolle. Doch sie erklären nicht alles. Jedes Drama war ihm ein Erlebnis, das er auch künstlerisch auf einen besonderen Ton abgestimmt hat. Mensch und Künstler haben den gleichen Anteil daran. Die „verblüffende Bilderarmut" in „Maß für Maß" und „der fast gänzliche Mangel an Tönen und charakteristischen Bildern" in den „Lustigen Weibern" sind ebenso beachtenswerte Fingerzeige wie „die Farbenwitze und Wortspiele mit musiktechnischen Ausdrücken, bei sonstigem starken Fehlen eigenartiger Bilder" in „Troilus und Cressida". Auch war der Geschmack vielfach ein anderer als jetzt. Manches, was uns jetzt als unkünstlerisch, weil übertrieben und gespreizt oder getüftelt erscheint, galt bei vielen damals als durchaus schön und

natürlich. Shakespeare hat vieles Geschmacklose in seinen Jugenddramen später selbst gemieden, aber auch die reifsten und spätesten Dramen sind nicht immer frei von manchem, was unserer künstlerischen Empfindung nicht mehr entspricht. Shakespeare teilte die große Farbenfreude seiner Zeit. Er liebt die satten, lebhaften Farben und starke Kontrastwirkungen, für feinere Abtönungen ist sein Auge noch wenig eingestellt, trotz seines später gereiften koloristischen Geschmacks. Wohl aber zeigt er einen ausgeprägten Sinn für Lichteffekte, für feine Licht- und Schattenspiele. Nicht minder auch für Größenverhältnisse und Entfernungen. Das Linienhafte, besonders auch die Gesten, Mienen, Bewegungen an Menschen und Tieren sieht er scharf. Hier verrät sich auch der Schauspieler. Er hat den zeichnenden und bildenden Künsten offenbar große Aufmerksamkeit geschenkt, während er die malerischen Werte eines Gemäldes, wohl aus Mangel an geeignetem Beobachtungsmaterial, noch wenig erkannt hat.

Ebenso fein, vielleicht noch feiner als sein Auge, ist sein Gehör, seine Empfindung für die Geräusche und Töne in der Natur, für die Stimmen der Menschen und Tiere, für den Rhythmus der Verse und ganz besonders auch für die Musik. Wie bei den Gesichtsempfindungen verschwinden später auch hier die konventionellen Töne in seinen Dramen. Sein Ohr verfeinert sich immer mehr, das musikalische Element nimmt an Stärke zu und auch die Fähigkeit, die Gehörsempfindungen wiederzugeben. Das akustische Element ist wie das optische in seinen Dramen durchaus ungleich verteilt. Auch hier verrät sich wieder der Schauspieler, wenn er im „Hamlet" die Schauspieler ermahnt, auf Tonfall und Gebärde zu achten.

Für die Musik aber hat er ein ganz besonderes Ohr und eine besondere Empfänglichkeit gehabt. Gesang und Musik spielten auch auf der Volksbühne eine große Rolle. Das Theaterorchester hatte schon eine erkleckliche Anzahl Instrumente: Violinen, Hoboen, Flöten, Trompeten, Hörner und Trommeln. Die große Vertrautheit mit der Musik zeigt sich bei Shakespeare auch in der Kenntnis der musikalischen Kunstausdrücke, die er richtig und mit gutem Verständnis anwendet. Die Musik hat ihm eine besondere Beziehung zum Charakter des Menschen. „Bei fast allen wichtigen Personen stellt er fest, in welchem Verhältnis sie zur Musik stehen." Im „Kaufmann von Venedig" leiht der Dichter dem Gefühle für Musik den schönsten Ausdruck. Er muß in das Wesen der Musik tief eingedrungen sein, da er ihre Wirkung sogar auf Gemütskranke und Wahnsinnige schildert. Auch auf die Musik der Sprache versteht er sich meisterhaft, auf den Zusammenklang von Wort, Rhythmus und Bedeutung. Die Lautmalerei dagegen ist in ziemlich engen Grenzen gehalten. Darin wird er von den Neueren weit übertroffen.

Die Jugendzeit des Dichters, die er im Elternhause und in ländlicher Umgebung verlebte, war für ihn eine Quelle mannigfaltiger Eindrücke und Erfahrungen. Die vielseitige Beschäftigung des tätigen Vaters, der außer der Ackerwirtschaft auch einen Tuch- und Wollhandel betrieb und dem der Sohn wohl oft zur Hand gegangen sein wird, trug jedenfalls dazu bei, den praktischen geschäftlichen Sinn zu wecken, den der Dichter in späteren Jahren so reichlich an den Tag gelegt hat. Denn Shakespeare war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein guter Geschäftsmann. Mit jeglicher Tätigkeit des Land-

manns, auch seinen Freuden und Nöten, zeigt er sich sehr vertraut. Das Handwerk spielt in seinen Dramen eine weit geringere Rolle. Der ländlichen Feste gedenkt er oft und gern und hat sie, wie das Schafschurfest im „Wintermärchen", mit den schönsten Farben ausgemalt. Die im Landleben fester verankerten Volksbräuche kennt er genau, auch die Volkslieder, deren naiven warmherzigen Ton er in den reichlich in die Dramen eingestreuten eigenen Liedern aufs glücklichste zu treffen weiß. Heimatgefühl und Familiensinn wurzeln tief in seinem Herzen. Für Frau und Kinder hat er aufs beste gesorgt. Trotz aller Wirrnisse seines späteren Großstadtlebens blieb sein Herz stets in Stratford, wohin er sich nach einer beispiellosen Laufbahn als reicher Grundbesitzer zurückzog. Auch den bitteren Wechsel des Glücks hat er schon als Knabe im Elternhause fühlen gelernt. Der frühere Wohlstand des Vaters begann rasch zu sinken. Er verschuldet und gerät in große finanzielle Bedrängnis, die wahrscheinlich mit der damaligen Tuch- und Wollkrisis zusammenhängt, mit jener Überproduktion an Tuch und Wolle im 16. Jahrhundert, in welchem man in England von der früheren Ackerwirtschaft vielfach zu einer übertriebenen Schafzucht übergegangen war. Den schroffen Wechsel des Glücks, der in Shakespeares Tragödien eine so gewaltige Rolle spielt, lernte der Dichter später in noch weit größerem Maßstabe im Leben der Großstadt und auch aus seinen Geschichtsbüchern kennen.

Andererseits wird auch die lange ehrenamtliche Tätigkeit des Vaters, der Jahre hindurch im bürgerlichen Rate saß und auch einmal das höchste Stadtamt bekleidet hat, den Sinn des Knaben für obrigkeitliche Fürsorge und gesetzliche Ordnung geweckt haben, die auch in den Werken des Dichters als notwendige Grundlage des Staatslebens erscheinen. Das Landleben wird auch jenen konservativen Geist in ihm gefördert haben, der das Land zu allen Zeiten ausgezeichnet und sich stets, wie auch bei unserem Dichter, als ein gesundes Gegengewicht gegenüber dem oft überhasteten Fortschritt der überfeinerten Großstadt bewährt hat.

Die historischen Gedenkpunkte in der Nähe von Stratford mußten schon frühe den geschichtlichen Sinn des romantisch veranlagten Knaben wecken. Da war das alte Schloß Warwick, wo vor mehr als zwei Jahrhunderten der „Königsmacher" gewaltet hatte, den der Dichter später in seiner ersten Historie, „Heinrich VI.", den Zuschauern leibhaftig vor Augen stellte. In dem nahen Kenilworth war 1575 die Königin Elisabeth vom Grafen Leicester empfangen und mit glänzenden Spielen bewirtet worden. In dem benachbarten Städtchen Coventry wurden die vielbesuchten Mysterienspiele, theatralische Darstellungen der christlichen Heilsgeschichte, noch bis tief in Shakespeares Jugendzeit hinein gegeben. Auch haben wandernde Schauspieler in der Stratforder Gildhalle ihre Bühne öfters aufgeschlagen. Unter anderem spielte auch die größte englische Truppe, die Leicestersche dort im Jahre 1574, an deren Spitze James Burbage stand, der Vater des berühmteren Richard Burbage, des späteren Freundes und Kollegen des Dichters. Shakespeare war damals zehn Jahre alt.

Ein folgenschweres Ereignis für den jugendlichen Dichter war ebenfalls die übereilte Heirat des Achtzehnjährigen mit der acht Jahre älteren Tochter einer Witwe, deren Mann ein kleiner Pächter in der Nachbarschaft gewesen

war. Einige Jahre darauf muß der Dichter die Heimat verlassen haben. Er ging nach der Hauptstadt und wurde Schauspieler.

Sein dramatisches Talent wies ihn auf das Theater hin. Es war ein Glück für ihn, daß er den Anschluß an die Volksbühne so frühe fand. Hier lernte er bald die Bühne und ihre Wirkungen, die Technik des neuen Dramas kennen; hier fühlte er ganz den Herzschlag der Dramatiker seiner Zeit, ihre Stärke und ihre Schwächen; hier blieb er in engster Fühlung mit der Volksseele, dem Volksdrama, das in langsamem Aufstieg sich kräftig entwickelt hatte und durch die Antike veredelt war. Wie sehr der Dichter sich auch als Schauspieler fühlte, zeigen die vielen über alle Dramen verstreuten und manchen Personen wenig passend in den Mund gelegten Anspielungen auf die Theaterverhältnisse, die Bühne und das Spiel. Für seine eigenen Schöpfungen ist sein Schauspielerberuf, dem er lange treu blieb, von der allergrößten Bedeutung geworden. Treffend sagt Grillparzer von ihm: „Ihn nötigte der Schauspieler, sich mit den Personen und Situationen zu identifizieren und aus ihnen heraus zu dichten, statt in sie hinein. Er hat seine Personen gelebt, als er sie schrieb, und er war ebensosehr der Gesamtschauspieler seiner Stücke als ihr Dichter."

Die Hauptstadt hat ihn früh in ihre Arme aufgenommen. Aber er war standhaft genug, ihren Verlockungen zu widerstehen. Er hat nicht das traurige Schicksal anderer dramatischer Größen und Schriftsteller der Zeit geteilt. Aus seinen Sonetten, die zum großen Teile Modedichtung sind, darf man keine schweren Verirrungen herauslesen. Nichts kennzeichnet ihn mehr als die immer gleiche Art, das treue Festhalten an dem als richtig Erkannten, das zielbewußte unablässige Streben in seiner beruflichen, geschäftlichen und dichterischen Wirksamkeit. Er ist im Grunde immer derselbe geblieben, mag er auch vielen in seinen Jugenddramen als Optimist, später als Melancholiker oder Pessimist erscheinen. Die erschreckenden Erfahrungen in der Hauptstadt, in der er Menschen aller Klassen und Stände, den Hof und den Pöbel kennen lernte, sind natürlich nicht ohne großen Einfluß auf ihn geblieben. Alle Eindrücke hat er auf sich wirken lassen. Auch an bitteren „Schmerzenserfahrungen" wird es ihm nicht gefehlt haben. Ein leicht erregbares, leidenschaftliches Temperament gibt sich aus seinen Werken kund. Wechselnde Stimmungen hat er ohne Zweifel wie jeder tief veranlagte Mensch gehabt. Den reichen Schatz seiner großstädtischen Erfahrung hat er in den ernsten Schauspielen und markerschütternden Tragödien niedergelegt, als er auf der Höhe des Lebens und des Schaffens stand. Es lockte ihn in die tiefsten Tiefen der Menschenseele und in die jähesten Abgründe des Menschendaseins hinabzusteigen. Aber der große Menschenkenner braucht darum noch nicht selbst zum Pessimisten geworden zu sein. Die heiter-ernsten Romanzenkomödien, seine letzten Schöpfungen, sprechen durchaus dagegen. Ein Charakter macht keine solchen Sprünge von heute auf morgen. Daß sein Humor in den meisten Dramen der mittleren Periode oft so grimmig erscheint im Gegensatz zu der früheren Zeit, hängt mit dem Inhalt und Ton dieser Stücke zusammen, ist aber nur zum Teil der Ausfluß rein persönlicher Stimmung. Der Künstler hat einen größeren Teil daran. Da der Dichter alle Register des Humors beherrscht, hat er ihn auch auf den besonderen Ton eines jeden Dramas abgestimmt.

Wie er über die Menschen dachte, hat er öfter ausgesprochen. Im widerstreitenden Kampfe der Vernunft und der Leidenschaft ist „das Blut stärker als das Gehirn oder das Gesetz". In dieser Anschauung wurzelt seine Tragik. Seine Tragödien sind keine Schicksalsdramen, sie schildern das freie Spiel freier menschlicher Kräfte, nur gebunden an den Charakter, gehemmt und gefördert durch die tausend Zufälligkeiten des Lebens. Das Übernatürliche übt keinen entscheidenden Einfluß. Die Renaissance hatte auch ihn gelehrt, den Menschen im Menschen zu suchen, sein Erdenlos mit menschlicher Teilnahme zu begleiten. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Doch er sieht alles mit den Augen des Dramatikers. Alles Geschehen wird ihm zum Schauspiel, die ganze Welt zur Bühne. Die Menschen treten als Spieler und Gegenspieler vor sein Auge. Er lacht und weint mit ihnen. Jeden läßt er gelten, bis das Spiel ausgespielt ist, zum guten oder schlimmen Ende.

Sein romantischer Sinn, der zugleich tausendfache Nahrung aus der Gegenwart zog und dadurch seinen Dramen einen starken Realismus gab, flüchtete sich in seinen dichterischen Schöpfungen in die Vergangenheit, in die Geschichte früherer Zeiten und Völker, vor allem auch des eigenen Volkes, oder in das Reich der Phantasie und der Märchenwelt. Viele seiner Dramen spielen in fremden Ländern und fast alle in der Vorzeit. Die Wirklichkeitskomödie hat er Ben Jonson überlassen. Shakespeares Menschen sind Geschöpfe seiner Phantasie, nur in wenigen Komödien haben ihm einzelne Personen seiner Umgebung als Modell gedient. Einen Macbeth, einen Hamlet, einen Lear konnte er nur mit seiner Phantasie erschaffen. Im Leben fand er sie nicht; nur ähnliche oder gleiche Züge, die er an den Menschen der Gegenwart beobachtete oder schon in der Quelle angedeutet fand, waren ihm dabei dienlich. Seine seltene Beobachtungsgabe, das unvergleichliche Einfühlen in die Art und Empfindung anderer, seine schöpferische Phantasie sind die Voraussetzungen, welche die Synthese seiner Gestalten uns verständlich machen.

Der große Dramatiker war auch von einem starken Willen zur Tat beseelt. Kaum ein anderer hat so rastlos gearbeitet wie er. Sechsunddreißig Dramen innerhalb zwanzig Jahre. Sie sind zugleich ein Beweis für seine große schöpferische Phantasie. Der Spielplan verlangte immer neue zugkräftige Stücke. Jede Bühne hatte in der Regel ihren eigenen Theaterdichter. Eine große Leichtigkeit des Schaffens war Shakespeare von Natur gegeben. Er soll nie eine Zeile ausgestrichen haben. Die Fabel hat er nur selten frei erfunden. Er nahm die Bausteine, wo er sie gerade fand, und hat seinen Dramen auch manches fremde Gut einverleibt. Die moderne Forderung der Originalität kannte die Renaissance nicht. Selbst Ben Jonson, der mit seiner Erfindungsgabe stets geprunkt hat, hat doch auch manche Charaktere und Situationen entlehnt. Shakespeares Dramen sind vielfach ungleich komponiert. Unausgeglichenes und Widersprüche, Halbfertiges und Übereiltes finden sich auch später oft genug. Freilich ist ein sicheres Urteil durch die schlechte und verworrene Überlieferung oft erschwert.

Shakespeare ist ein Kind der Renaissance und doch über sie hinausgewachsen. Die englische Renaissance kennt nicht die ungeheuerlichen Auswüchse der italienischen. Wohl gab es faustische Naturen wie John Dee, doch von dem Übermenschentum eines Ce-

sare Borgia ist England frei geblieben. Die Zahl der Freidenker war nicht groß, Staat und Kirche gingen mit scharfen Mitteln gegen sie vor. Religiöse Skepsis war freilich in Humanistenkreisen weit verbreitet. Doch gab es auch solche, wie Gabriel Harvey, die Humanisten und zugleich Puritaner waren. Der Humanismus schließt die Konfession nicht aus. Doch ist es schwer, dies alles genauer abzuschätzen. Die Literatur allein gibt kein richtiges Bild. Über Shakespeares Stellung zu den Dogmen seiner Kirche sind wir nicht unterrichtet. An dem christlichen Gottes- und Seelenglauben hat er festgehalten. Dies und manches andere bezeugen auch die Sonette. Einen Skeptiker dürfen wir ihn nicht nennen. Die Rätsel der Welt hat er weder geleugnet noch zu lösen versucht. Die Welt erschien ihm zwar oft genug wie ein Tollhaus, in welchem der Narr der einzige Weise ist. Dennoch ist er von der Ehrfurcht vor der höheren unsichtbaren Macht tief ergriffen. Seine Tragödien sind nicht voraussetzungslos. Ein großer sittlicher Ernst durchzieht seine Meistertragödien. Nur in gewissen Komödien, wie „Maß für Maß", „Ende gut, alles gut", ‚Kaufmann von Venedig" gleitet er über bedenkliche Handlungen und Situationen ebenso leicht hinweg, wie in seinen lust- und witzsprühenden Komödien über manches Unwahrscheinliche und psychologisch Unmögliche.

Shakespeare sah die Welt von einer hohen Warte. Nicht „Versöhnung" und „ausgleichende Gerechtigkeit" sind die Pole seiner Tragödien. Cordelia und Desdemona sterben schuldlos. Menschenlos und Menschenschicksal, Daseinsschwere und Daseinskämpfe will er schildern, zeigen, in welchen Konflikt, in welchen Strudel der einzelne, mit oder ohne eigene Schuld, hineingezogen werden kann. Die Tragik liegt nicht im Einzelnen, sie liegt im Ganzen. Das Verbrechen wird nicht beschönigt: Verstehen, aber nicht Verzeihen, das ist die männliche Tragik seiner Tragödien, die den Dunstkreis des Verbrechertums zerreißt, wie die Sonne die Wolken durchbricht. Mit dem sittlichen Urteil des Dichters sind wir einverstanden. Das Zeitalter Elisabeths kannte keine Nervenschwäche. So stark es im Verbrechen war, so kräftig auch in der Sühne. Shakespeare entläßt den Zuschauer nicht mit einer unbestimmten Aussicht auf ein unbestimmtes Etwas, sondern mit dem Vertrauen auf den Sieg der moralischen Ordnung. Das Böse, sooft es auch zu triumphieren scheint, geht schließlich doch zugrunde. Das ist kein Machiavellismus!

Die sittlichen Kräfte behaupten sich in der Welt. Das ist sein Glaube. Und dieser Glaube an eine höhere sittliche Macht, ob sie nun in der poetischen Sprache der Zeit Gott, Himmel, Schicksal, Sterne genannt wird, ist um so bemerkenswerter, als die sittliche Verwilderung eine der markantesten Begleiterscheinungen der Renaissance ist.

In jüngeren Jahren erfaßt ihn die Woge der Renaissance mit großer Macht. Er huldigt dem Kultus des Lebens und der Schönheit in jeder Form. Er besingt den schönen Jüngling in den Sonetten und verherrlicht die schwärmerische Männerfreundschaft, eine Frucht der Antike. Er berauscht sich an dem tragischen Pathos der Akademiker und ergötzt sich an der überfeinerten Rhetorik des Zeitstils. Er ist gepackt von der titanischen Wucht Marlowescher Heldengestalten und erfreut sich an des Hofdichters Lyly geistreich witzelnden, antikisierenden Dialogen. Er teilt den Hunger der Zeit nach Bildung und Lebensgenuß, den Drang nach ungebän-

digter Freiheit und Selbstbestimmung. Er ist entschlossen, seine Geisteskräfte ganz zu entfalten, sich und seine Kunst rückhaltlos durchzusetzen. Seine gesunde Natur aber läßt ihn das Hohle der auf die Antike aufgepfropften Renaissancekunst bald erkennen. Er lernt das Wesentliche vom Scheine, das Natürliche vom Unnatürlichen trennen. Doch versagt er sich nicht dem Großen und Guten, das seine akademischen Vorgänger im Drama von der Antike gelernt hatten. Er übernimmt den Blankvers so gut wie die Lichtseiten des Euphuismus. Aber er schafft sich einen eigenen Stil, der in seiner Anpassungsfähigkeit nicht dem Prunk, nur der Wahrheit dienen soll. Sein Bestes schöpft er aus der eigenen Seele, die fest in den Traditionen des Volkes verankert war. Den Forderungen der Klassizisten stemmte er sich immer mehr entgegen und folgte mit gesundem Instinkt den reichen Überlieferungen der englischen Volksbühne. Die alte aus der eigenartigen Volksbühne herausgewachsene Technik behält er in verfeinerter und jedem einzelnen Drama künstlerisch angepaßter Form bei. Selbst manche veraltete und primitive Züge hält er fest. Die Massen- und Volksszenen, die große Stoffülle, oft durch Parallelhandlung noch vermehrt, den Personenreichtum, die Figur des Narren, die häufigen Kontrastfiguren, die Mischung tragischer und komischer Szenen, den Tod auf der Bühne, den vielfachen Wechsel von Ort und Zeit, den lockeren Aufbau, die fließenden Grenzen der dramatischen Gattungen, dies und anderes übernimmt und bildet er um zu neuen Kunstwerken, denen der Stempel seines Volkes und seiner Persönlichkeit aufgeprägt ist. Seine Kunst ist nicht minder die Kunst eines einzelnen, als das Produkt ganzer Jahrhunderte.

Einiges aus der neuesten Literatur.

Ich gebe nur eine kleine Auswahl dessen, was die Leser vielleicht am ersten interessieren dürfte, zugleich als Beleg für wertvolles Material, das ich benutzt und für vielfache Anregungen, die ich aus diesen (wie aus anderen nicht genannten) Schriften empfangen habe. Der Kenner der Shakespeare-Literatur wird natürlich sofort sehen, was ich anderen verdanke und wo ich eigene Wege zu gehen glaube.

Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. Eine mythologisch-literarwissenschaftliche Abhandlung. Frauenfeld 1914.

Anders, Shakespeare's Books. Berlin 1904 (Schriften d. Shak.-Gesellsch. B. I).

Alois Brandl, „Festrede" i. Jahrb. d. deutsch. Shak.-Gesellschaft, Jahrg. L (1914), S. IX ff.

Derselbe, Thomas Elyots „Verteidigung guter Frauen" (1545) und die Frauenfrage in England bis Shakespeare; Jahrb. d. d. Shak.-Gesellsch. LI (1915), S. 111 ff.

Dempewolf, Shakespeares angebliche Modelle. Jena 1914.

Deutschbein, Shakespeare und die Renaissance, „Die neueren Sprachen" B. 23, S. 9 ff. Marburg 1915.

Ekwall, Die Shakespeare-Chronologie (Germ.-Rom. Mon.). B. III (1911), S. 90 ff.

Haberl, Die Entwicklung des optischen und akustischen Sinnes bei Shakespeare. Berlin 1913.

Kabel, Die Sage von Heinrich V. bis zu Shakespeare. (Palaestra, B. 49.) Berlin 1908.

Kliem, Sentimentale Freundschaft in der Shakespeare-Epoche. Jena 1915.

Köhler, Die Schilderung des Milieus in Shakespeares Hamlet, Macbeth und King Lear. Halle 1912 (Morsbachs Stud. z. engl. Phil. XLVI).

Sidney Lee, The Impersonal Aspect of Shakespeare. (Leaflet 13 der Engl. Association, July 1909. Oxf. Univ. Press.)

Lüdemann, Shakespeares Verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem Parallelismus bei Figuren, Situationen, Motiven und Handlungen. Bonn 1913 (Bonner Stud. z. engl. Phil. VII).

Meinck, Über das örtliche und zeitliche Kolorit in Shakespeares Römerdramen und Ben Jonsons „Catiline". Halle 1910 (Morsbachs Studien XXXVIII).

Morsbach, Shakespeare und der Euphuismus (Nachrichten d. Königl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-histor. Klasse 1908).

Morsbach, Shakespeare als Mensch (Jahrb. d. d. Shak.-Ges. 44. Jahrg. 1908).
Derselbe, Die Sonette Shakespeares im Lichte der Überlieferung (Nachr. d. Königl. Ges. d. Wiss. zu Gött. Phil.-hist. Kl. 1915).
Sarrazin, Shakespeare als Landmann (Jahrb. d. d. Shak.-Ges. 48. Jahrg. 1912).
Schelenz, Shakespeare und sein Wissen auf den Gebieten der Arznei- und Volkskunde. I. Leipzig u. Hamburg 1914.
Schmidt, Shakespeare's Dramen und sein Schauspielerberuf. Berlin 1914.
Schücking, Primitive Kunstmittel und moderne Interpretation. Ein Beitrag zur Shakespeare-Forschung (Germ.-Rom. Monatsschrift IV, 1912, S. 321 ff.).
Sieburg, Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare, dargelegt am Macbeth. Halle 1906 (Morsbachs Studien XXVII).
Stoll, Anachronism in Shakespeare-Criticism (Modern Philology VII, Nr. 4, April 1910).
Derselbe, Criminals in Shakespeare and Science (Mod. Philol. X, Nr. 1, July 1912).
Tupper, The Shakespearean Mob (Public. of the Mod. Lang. Association of America XXVII, 4, 1912).
Vershoven, Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeares Dramen (Bonner Beiträge z. engl. Phil. XX, 1905).

Die Geburtenabnahme im Lichte der Kriegserfahrungen.

Von Arnold Sachse.

Die Energie, mit der ein Volk im Kampf ums Dasein auftritt, hängt von der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der Menge und der Beschaffenheit seiner Bewohner ab. Die Begrenzung des Landes, seine Zufahrtswege, seine inneren natürlichen und künstlichen Verbindungen, seine Bodenschätze sind maßgebende Faktoren. Wichtiger aber ist die Menge der Einwohner. Die Energie wächst mit ihr in geradem Verhältnis. Darum setzen sich die an Bevölkerungszahl rasch zunehmenden Völker kräftig durch. Lehrreiche Beispiele gewährt die Völkerwanderung, gewährt aus jüngster Zeit Deutschland und Japan. Umgekehrt werden an Zahl abnehmende Völker, auch wenn die natürlichen Bedingungen ihres Landes die günstigsten sind, wie in Frankreich, schwächer und vermögen sich aus eigener Kraft nicht mehr durchzusetzen. Das beständige Wachstum der Einwohnerzahl Deutschlands war die Grundlage seiner Machtentfaltung seit dem deutsch-französischen Kriege, die Minderung dieses Wachstums, die infolge der ständigen Abnahme der Geburtenzahl drohende, auch durch das Sinken der Sterblichkeit schwerlich mehr aufzuhaltende schließliche Abnahme der Bevölkerungszahl ist eine ernste Gefahr für seine Zukunft. Während in dem Jahrzehnt von 1870/80 auf 1000 Einwohner in Deutschland noch 40,7 Geburten kamen, waren es 1912 nur noch 28,3.

Bismarck hat für den unvermeidlichen Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 mit staatsmännischem Scharfblick den günstigsten Zeitpunkt gewählt. Er ist im Sommer dieses Jahres nicht, wie er das 1867 getan hatte, und wie es Preußen bei anderer Gelegenheit hat tun müssen, der Herausforderung des Feindes ausgewichen, weil der Erfolg zu ungewiß war, sondern er hat damals die Herausforderung mit der Emser Depesche kraftvoll aufgenommen. Den jetzigen Weltkrieg hat die Gefahr für den Bestand des Deutschland verbündeten Österreich-Ungarischen Reiches, die sich bei der serbischen Krise ergab, veranlaßt. Dem Kampfe mit Rußland, hinter dem der Weltkrieg drohte, auszuweichen, wäre unseren Staatsmän-

nern immer noch möglich gewesen. Wenn sie es nicht getan haben, so müssen sie der Ansicht gewesen sein, daß die gegenwärtigen Umstände unserem Siege förderlich waren, ein späterer Zeitpunkt aber, zu dem die Krise sich erneuern mußte, minder günstig gewesen wäre. Günstig war im jetzigen Zeitpunkt vom rein militärischen Standpunkt aus der Ausbau des Nordostseekanals, die Herstellung gewaltiger Steilfeuergeschütze und überlegener Unterseeboote und Luftschiffe. Hier aber war ein weiterer beständiger Fortschritt zu erwarten, und die deutsche Überlegenheit wäre zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht noch größer gewesen. Der Krieg hat gezeigt, welchen Fortschritts die Technik gerade unter dem Zwange der Notwendigkeit fähig ist. Einen Umstand aber gab es, der die deutschen Staatsmänner mit Sorgen für die Zukunft erfüllen und der ihnen nahelegen mußte, den unvermeidlichen Kampf nicht zu spät aufzunehmen. Das war die Sorge um die Abnahme der wehrfähigen Mannschaft in Deutschland. Gegenüber dem westlichen Nachbar bedeutete das keine Gefahr — wie denn auch die Geburtenabnahme eine internationale Erscheinung bei den Kulturvölkern ist —, wohl aber gegenüber dem östlichen, dessen slawische Bevölkerung eine ungeheure Vermehrungsfähigkeit besitzt, die in den letzten Jahren durch eine verständnisvolle Agrarpolitik gefördert worden ist. Frankreich hätte, gestachelt von den Revancheideen, längst losgeschlagen, wenn es sich nicht seiner zahlenmäßigen Ohnmacht bewußt gewesen wäre. So mußte es unter großen Opfern die Anlehnung an Rußland suchen, dessen unerschöpfliche Menschenmassen ihm als die begehrenswertesten Freunde erschienen. Die Bevölkerung Deutschlands betrug bei Anfang des Krieges 65 Millionen, Österreich-Ungarns 51, der Türkei 21,5, Bulgariens 4,7, Frankreichs 40, des Europäischen Rußlands 141, Englands 47, Italiens 35, Serbiens 4,5 Millionen.

Die Gefährlichkeit der drohenden Bevölkerungsabnahme in Deutschland hat der Weltkrieg in das hellste Licht gerückt. Es ist zu hoffen und es muß mit allen Mitteln erstrebt werden, daß die Geburtenzahl nach dem Kriege nicht bloß, wie das nach allen Kriegen eine natürliche Erscheinung ist, in der ersten Zeit, sondern dauernd anwächst. Aber darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß die Versäumnisse der Vergangenheit in den nächsten Jahren sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend machen werden. Es werden nicht allein die Jahrgänge, welche am mörderischen Kampfe teilgenommen haben, klaffende Lücken aufweisen, sondern auch die Jahrgänge der jüngeren Einwohnerschaft werden geringere Zahlen aufweisen, als bisher. Das wird eine Minderung unserer Wehrfähigkeit und unserer wirtschaftlichen Kraft bedeuten. Die Beobachtung, daß in einzelnen Bezirken des preußischen Staates die absolute Zahl der Volksschüler herabging, bestimmte mich, eine statistische Untersuchung darüber anzustellen, ob die für ganz Preußen und Deutschland beobachtete Abnahme der Geburtenzahl zu einem Stillstand und danach zu einem allgemeinen Rückgang der Volksschulkinderzahl führen wird. Das Ergebnis dieser im Frühjahr 1913 ausgeführten und in der „Zeitschrift für Verwaltung und Statistik“ 1913, Heft 3 veröffentlichten Untersuchung ist, daß spätestens in diesem Jahre (1916) das Wachstum der Zahl der Schulkinder im volksschulpflichtigen Alter in Preußen und vielleicht noch etwas früher in Deutschland zum Still-

stand gekommen sein wird. Von da aber findet ein allgemeiner Rückgang statt, wie er sich in einigen preußischen Bezirken schon mehrere Jahre früher gezeigt hat. Die Methode, welche diesen Blick in die Zukunft ermöglicht, ist folgende. Die Zahl der Schulkinder eines Jahres im volksschulpflichtigen Alter, das die acht Jahre der Kinder umfaßt, die das 6. bis 13. Jahr vollendet haben, ist in der Summe der Zahlen der Kinder enthalten, die 6 bis 13 Jahre vor dem betrachteten Jahre, in den Rekrutierungsjahren, geboren sind. Aus den bekannten Zahlen bis zur Gegenwart läßt sich berechnen, wieviel Prozent die Kinder im volksschulpflichtigen Alter von der Summe der Kinder aus den Rekrutierungsjahren ausmachen. Da man die Zahl der bis zur Gegenwart in jedem Jahre geborenen Kinder kennt, so kann man für jedes der sechs folgenden Jahre mit Hilfe der festgestellten Prozentzahl die wahrscheinliche Zahl der Kinder im volksschulpflichtigen Alter ermitteln. In ähnlicher Weise läßt sich unter Beobachtung aller derjenigen Korrekturen, die nur dem erfahrenen Militärstatistiker zu Gebote stehen, berechnen, wie groß die Zahl der wehrfähigen, zur Aushebung geeigneten jungen Leute in jedem der folgenden neunzehn Jahre sein wird. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß wir nur wenige Jahre davon entfernt sind, daß diese Zahl eine rückläufige Bewegung einschlagen wird. Für einen berechenbaren Zeitpunkt muß ein Mangel eintreten, der dazu nötigt, die Anforderungen an die körperliche Beschaffenheit der Rekruten behufs Auffüllung des Heeresbestandes herabzusetzen. Das bedeutet aber auch eine Schädigung des Wirtschaftslebens, namentlich im Hinblick darauf, daß schon seit Jahren die einheimische Bevölkerung nicht mehr ausreicht, um die wirtschaftlichen Aufgaben im Deutschen Reiche, namentlich in der Landwirtschaft, aber auch in der Industrie noch zu bewältigen. Dieser Blick in die Zukunft muß auch ohne rechnerische Begründung lehren, daß Deutschland des Wachstums seiner einheimischen Bevölkerung wieder dringend bedarf, wenn es seine Machtstellung unter den Völkern der Erde behaupten will.

Es kann erwidert werden, daß unter den Faktoren, welche die Energie eines Volkes ausmachen, die Art (die Qualität) der Einwohner von großem, die Menge (Quantität) ausgleichendem Einfluß ist. Dieser Einfluß ist auch in diesem Weltkriege spürbar. In der Breite der durch die Schulpflicht und Wehrpflicht begründeten Volksbildung und in der technischen Bildung der Arbeiter, Ingenieure, Chemiker besitzt das deutsche Volk jetzt allerdings noch einen Ausgleich gegenüber der Zahl seiner Feinde. Es verdankt ihm viele Erfolge. Aber auch der Feldherr der an Qualität überlegenen Truppen sucht doch noch immer die Überzahl am Punkte der Schlacht zu gewinnen. Es ist uns schmerzlich genug, daß wir nicht auf allen Fronten diese Überzahl vereinigen können, um rascher zum durchschlagenden Erfolge zu gelangen. Und es muß damit gerechnet werden, daß unsere Nachbarvölker, wenn sie sich auch auf manchen Gebieten den Deutschen nicht gewachsen gezeigt haben, doch imstande sind, diesen Qualitätsmangel, wo er vorhanden ist, durch ernste Arbeit, das eine Volk früher als das andere, aber doch alle mit der Zeit auszugleichen. Den Zeitpunkt des Ausgleichs der Qualität durch immer höhere Leistungen hinauszuschieben, muß das unausgesetzte Bestreben des deutschen Volkes sein. Die Vervollkommnung unserer Rüstung im weitesten Sinne des

Wortes, nicht bloß der militärischen, sondern auch der wirtschaftlichen während der der Abwehr des Krieges dienenden Friedenszeit ist notwendig. Nicht minder muß die Erziehung in immer vollkommnerer Weise die Willenskraft des einzelnen stärken und die Bildung fester Charaktere erstreben, die in Sturm und Drang bestehen werden, wie es Väter und Brüder im jetzigen Kriege tun. Und doch wird, fast sollte man meinen, mit mathematischer Notwendigkeit asymptotenhaft ein Ausgleich der Qualitäten stattfinden, namentlich auf den die Kriegführung beherrschenden technischen Gebieten. Darum kann das deutsche Volk der Überlegenheit der Menge nur durch unausgesetzte starke Vermehrung begegnen. Sie ist notwendig und muß durch Aufklärung und Belehrung und, weil diese allein nicht helfen, durch gesetzgeberische Maßregel auf allen Gebieten gefördert werden. Dabei müssen manche Vorurteile über Bord geworfen und manche Opfer an liebgewonnenen Überzeugungen gebracht werden. Der Krieg hat Deutschland aufgerüttelt und ihm Gefahren gezeigt, denen es unterliegen muß, wenn es nicht auf dem Wege der Geburtenabnahme einhält.

Unzweifelhaft liegt eine gewollte Beschränkung der Kinderzahl vor. Sie ist auf verschiedene Ursachen und Beweggründe zurückzuführen: auf die durch Wohlstand begründete, aber auf immer weitere Schichten übergreifende Genußsucht, auf die verteuerte Lebenshaltung, auf die verfeinerte Kinderliebe (Brentano), auf die Rationalisierung des Sexuallebens (Wolf), auch auf die Unzufriedenheit der unteren Volksschichten, die in ihren äußersten Ausläufern nicht mehr willens waren, Kinder für unzulänglich bezahlte Arbeit zu zeugen. Der Krieg hat die soziale Entfremdung überbrückt. Regierende, Besitzende und Arbeiter haben erkannt, daß sie aufeinander angewiesen sind. Es darf auch nach dem Frieden an beiderseitigem guten Willen zu gemeinsamer Arbeit nicht fehlen. Aber auch die Gegensätze der politischen Parteien müssen sich mildern, und sie müssen zusammenfließen in dem einen großen Ziele, das deutsche Vaterland so stark zu machen, daß ein gleich furchtbarer Krieg, wie ihn die jetzigen Kriegsmittel mit sich bringen, vermieden wird. Dazu ist das vornehmste Mittel: Vermehrung der Bevölkerungszahl.

Welche Mittel können nun eingeschlagen werden, um dies Ziel zu fördern? Erstens solche, die auf ethischem und gesundheitlichem Gebiete liegen, zweitens solche, die auf wirtschaftlichem Gebiete liegen.

Mit den Leuten, welche aus volkswirtschaftlichen Gründen zum Zwecke der Vermehrung des Einzelbesitzes und Lebensgenusses die Vermehrung der Bevölkerung nicht für erstrebenswert erachten, ist angesichts der staatlichen Notwendigkeit nicht zu rechten. Dabei soll unbestritten sein, daß im Einzelfalle aus hygienischen und wirtschaftlichen Gründen die Beschränkung der Kinderzahl gerechtfertigt sein kann. Es ist ganz richtig, daß Deutschland heute nicht genug Getreide erzeugt, um ein Volk von über 65 Millionen zu ernähren. Was wir aber über den Ernteertrag der Heimat hinaus brauchen, müssen wir erwerben mit Hilfe etwa einer Million fremder Arbeiter, die zum Teil feindlichen Völkern angehören. Die Gefahr dieser fremden Elemente im deutschen Volkskörper kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Welche Stärkung für die Macht des deutschen Volkes wäre es, wenn wir diese Fremdlinge abschütteln könnten! Jetzt erfüllt

uns der Gedanke, daß diese fremden Arbeiter nach dem Kriege aus unserer Landwirtschaft und Industrie fortbleiben könnten, mit Sorge. Wollen wir gar Nachbargebiete erwerben und damit die Nahrungsmittelerzeugung vom Ausland unabhängig stellen, so bedarf es noch Hunderttausender rüstiger deutscher Arme, um das neue Land zu besiedeln und zu verteidigen.

Weit schwieriger ist es, sich mit den Pessimisten auseinanderzusetzen, die alle staatlichen Bemühungen zur Vermehrung der lebendigen Volkskraft als vergeblich und darum als unnütz ansehen. Es wird dabei auf die Erfahrungen aus der römischen Kaiserzeit hingewiesen, in der alle Moraledikte und alle Kinderprämien den Rückgang der römischen Herrenrasse nicht aufhalten konnten. Aber es wird nicht beachtet, daß dem heutigen Staate vermöge seiner Organisation ein ganz anderer Einfluß auf den einzelnen beiwohnt als in früherer Zeit. Die Versicherungsgesetzgebung des Deutschen Reiches wäre im römischen Kaiserreich auch unmöglich gewesen. Bedrückender ist die Erinnerung daran, daß es den ernsten, auf wissenschaftlichen Forschungen begründeten Mahnungen angesehenster französischer Nationalökonomen nicht gelungen ist, den Geburtenrückgang in Frankreich aufzuhalten. Die Aufklärung über die verderblichen Folgen des Neomalthusianismus muß in alle Schichten des Volkes getragen werden. Noch, darf man annehmen, wirken die Lehren der schrankenlosen Genußsucht auf geschlechtlichem Gebiet, wie sie bis vor kurzem in Wort und Bild in oft schamloser Weise vorgetragen wurden, so daß es der Aufklärung über die für den Staat verderblichen Folgen dieser Lehre bedarf. Nach dem ewigen Auf- und Abwogen im Volksempfinden darf aber gehofft werden, daß jetzt bereits die rückläufige Bewegung eingesetzt hat. Der Krieg hat die Notwendigkeit, die staatliche Organisation aufrechtzuerhalten und zu stärken, so eindringlich gepredigt, daß nicht anzunehmen ist, daß dies wirkungslos geblieben ist. Es müssen nur die nötigen staatlichen Maßnahmen getroffen werden, um den guten Willen zu stützen. Der Einzelwille muß zur Unterordnung unter den staatlichen Willen gezwungen werden. Der Machtbereich des Staates ist heute größer denn je, und er muß noch viel größer werden. Der Staat darf nicht davor zurückschrecken, daß er damit sozialistische Bahnen betritt, wie er ja auch heute schon und in der Kriegszeit mehr als je zuvor solche Bahnen beschritten hat. Wenn ein Teil der männlichen Bevölkerung nicht gewillt oder nicht fähig ist, Kinder zu zeugen und aufzuziehen, so muß er von seinem Verdienst einen angemessenen Teil steuern, um dem Willigen die vaterländische Aufgabe der Vermehrung der lebendigen Volkskraft zu ermöglichen oder zu erleichtern. An dem guten Willen des weiblichen Teils der Bevölkerung ist nicht zu zweifeln trotz einzelner vor dem Kriege gefallener abweichender Äußerungen auf dieser Seite; dazu ist die Sehnsucht nach dem Kinde zu tief in das Weib hineingepflanzt. Oder täusche ich mich darin? Wenn ja, dann ist allerdings der Zweifel berechtigt, ob sich die Deutschland drohende Gefahr überhaupt abwenden läßt.

Die sonst gegen so viele Gebrechen im öffentlichen Leben in Anspruch genommene Schule darf hier einmal ausgeschaltet werden. Das Thema geht nur die Erwachsenen an, und es könnte nur vom Übel sein, wenn man unreife Kinder auf ihre zukünftige Beteiligung an der Lösung dieses staatlichen Pro-

blems hinweisen wollte. Etwas anderes ist es, wenn man die Säuglingspflege als Unterrichtsgegenstand für die 12 bis 14 jährigen Mädchen der Volksschule einführt, wie das im Regierungsbezirk Wiesbaden kürzlich angebahnt sein soll. Das ist, so ungewöhnlich der Vorgang ist, unter den heutigen Verhältnissen als Notbehelf erträglich. Aber richtiger wird es doch sein, diesen Unterrichtsgegenstand der Fortbildungsschule zu überlassen, sobald es erst zulässig sein wird, Pflichtfortbildungsschulen für alle aus der Volksschule ausgetretenen Mädchen einzurichten. Weit einflußreicher als die Schule kann die Kirche mit ihrem moralischen Einfluß sein — von Bevölkerungsstatistikern wird freilich bestritten, daß sie auf diesem Gebiete irgendwelchen Einfluß besitzt. Leider ist der evangelischen Geistlichkeit in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl der Weg der Einwirkung auf ihre Pfarreingesessenen in dieser Beziehung verschlossen, weil die Bevölkerung einen seelsorgerischen Einfluß in dieser Richtung zurückweisen würde. Anders ist es bei der katholischen Geistlichkeit, deren Einfluß tiefer in das Innere der Familie hineinreicht. Es ist ein Grundsatz der katholischen Kirche, daß die Verhinderung der natürlichen Vermehrung sündhaft ist. Wenn sich trotzdem auch in katholischen Gegenden die Abnahme der Geburtenzahl in gleicher Weise wie in evangelischen gezeigt hat, so ist dies teils darauf zurückzuführen, daß die katholische Geistlichkeit dort nicht mehr den früheren Einfluß besitzt, teils daß sie die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt hat. In letzterer Beziehung ist inzwischen abgeholfen, und Anzeichen deuten darauf hin, daß der Einfluß der katholischen Geistlichkeit sich in der in Frage stehenden Richtung wieder geltend gemacht hat. Daß die Zahl der unehelichen Geburten in manchen katholischen Gegenden größer ist als anderwärts, hängt eng mit diesem Einfluß zusammen und kann nach den heutigen volkswirtschaftlichen Anschauungen von der Notwendigkeit der Vermehrung der lebendigen Volkskraft nicht getadelt werden. Ein durch seine Stellung und seine Klugheit ausgezeichneter evangelischer Geistlicher hat es einmal sogar in größerem Kreise seiner Amtsbrüder auszusprechen gewagt, daß jetzt die Gegend als die sittlich höchststehende anzusehen sei, in der die meisten unehelichen Geburten vorkämen. Die moderne Gesetzgebung ist bereits bemüht, der unehelichen Geburt Rechte zuzuerkennen, die sonst nur der ehelichen zukamen. Das staatliche Interesse verlangt, ganz abgesehen von der christlichen Liebe, versöhnende Haltung gegenüber dem unschuldigen unehelichen Kinde und gerechten Schutz seitens des Staates, da in der Regel die väterliche Obhut dem zarten Leben fehlt. Das Haltekinderwesen bedarf des Ausbaues. Eine segensreiche Wirksamkeit üben die Mutterschutzvereine und die Einsetzung weiblicher Vormünder für uneheliche Kinder aus. Den Schäden der Geburtenabnahme wirken entgegen alle Bestrebungen für die Säuglingspflege, die gerade während der Kriegszeit gewachsen und neu eingeführt sind. Aber es kann und muß hier noch mehr geschehen. Ist auch die Säuglingssterblichkeit in Deutschland durch die seit 1904 entfaltete Säuglingsfürsorge von 20,5 auf 15 Prozent herabgesunken, so bleibt sie doch noch erheblich höher als in Frankreich und Großbritannien, wo sie 10 bis 10,5 Prozent beträgt. Die Reichswochenhilfe und die Stillgelder und -prämien sind eine sehr segensreiche Einrichtung, und es ist zu wünschen, daß sie auch nach dem Kriege

grundsätzlich erhalten bleiben. Jetzt sind Wochenhilfsstellen eingerichtet, um den Wöchnerinnen, denen gegen die Krankenkasse ein Anspruch auf Reichswochenhilfe zusteht, die unentgeltliche Beschaffung des Nachweises, daß sie ihr Kind stillen, zu ermöglichen. Fürsorgeschwestern, die in der Säuglingspflege ausgebildet sind, besuchen und beraten die Mütter und überwachen die Stillung der Kinder. Der gerade in der Kriegszeit drohenden Vermehrung der Säuglingssterblichkeit soll damit vorgebeugt werden. Die Gesunderhaltung der Frauenwelt ist eine weitere große Aufgabe der Staatsfürsorge. Es ist leider jetzt in der Kriegszeit unvermeidlich, fast auf allen Arbeitsgebieten die Frauen mit heranzuziehen, um die fehlende Arbeit der im Felde stehenden Männer mitzuverrichten. Die deutschen Frauen haben sich dieser Kriegsarbeit willig unterzogen und helfen auf dem Acker, in der Fabrik, in der Schreibstube redlich unter Einsetzung ihrer ganzen Kraft mit an dem endlichen Siege. Aber die Sorge, daß ihre Kräfte, die der Mutterschaft zu dienen haben, damit ungebührlich in Anspruch genommen werden, ist nicht zu beseitigen. Und es wird nach dem Kriege eine Notwendigkeit sein, die Frauen, zuweilen auch gegen ihren Willen, wieder aus manchem die stärkere Manneskraft erfordernden Berufe zu entfernen und ihrem natürlichen Beruf, der Mutterschaft und der Pflege des häuslichen Herdes, wieder zuzuführen. Die jetzt schlafenden Gesetze zum Schutze von Frauen und Kindern müssen wieder in Kraft treten um der Zukunft des Volkes willen. Hoffentlich tritt nach dem Kriege auch der Intellektualismus in der Frauenwelt zurück hinter der Betätigung in den alten Frauenberufen und werden die den weiblichen Körper schädigenden Prüfungen, in denen man es dem männlichen Geschlecht durchaus gleichtun wollte, wieder auf ein vernünftiges Maß beschränkt.

Nicht unberührt bleiben kann die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Sie muß mit allen Mitteln angestrebt werden, da gerade diese Krankheiten am meisten die Vermehrung der Bevölkerung unterbinden. Auch hier soll der Krieg ein Lehrmeister sein. Das Kriegsministerium und die Generalkommandos sind mit wirksameren Mitteln gegen die Geschlechtskrankheiten vorgegangen, als sie nach der bisherigen Lage der Gesetzgebung den bürgerlichen Behörden zustanden. Das Kurpfuschertum mit seiner unheilvollen Wirkung und seinen Hemmungen des Heilungsverfahrens ist unterbunden. Darüber hinaus aber ist man mit einer Reihe von vorbeugenden und heilenden Maßnahmen gegen die Geschlechtskrankheiten vorgegangen, die größeren Erfolg versprechen als die bisherige polizeiliche Reglementierung. Die Heeresverwaltung geht davon aus, daß es, in der heutigen Zeit noch mehr als früher, die Pflicht eines jeden wehrpflichtigen Mannes ist, sich gesund und leistungsfähig zu erhalten, daß aber gerade durch die Geschlechtskrankheiten die Leistungsfähigkeit des Einzelnen, die Schlagfertigkeit des Heeres und sein Ersatz in der Zukunft aufs schwerste geschädigt werden. Darum hat sie mit aller Energie, aber unter vorurteilsloser Anerkennung der menschlichen Triebe den Kampf gegen diese Krankheiten aufgenommen. Im Verein mit dem Reichsversicherungsamt hat sie Beratungsstellen für Erkrankte gegründet, die sich in diskreter Weise der im Kriege Erkrankten zur Nachuntersuchung und Behandlung anbieten. Es ist zu hoffen, daß diese Einrichtungen sich

auch in der Friedenszeit erhalten, und die Eindämmung der Geschlechtskrankheiten als eine öffentliche Angelegenheit von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung immer mehr anerkannt wird, so daß die gesetzlichen Handhaben dazu auch nach dem Kriege nicht werden versagt werden. Auch das von den kommandierenden Generalen verhängte Verbot der Anpreisung antikonzeptioneller Mittel und des Feilhaltens und Vertriebes von Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft dienen, sollte erhalten bleiben. Die Bekämpfung der anderen Volksseuchen, die freilich nicht so unmittelbar, wie die Geschlechtskrankheiten, die Nachkommenschaft bedrohen, mag hier nur gestreift werden. Der Impfzwang gegen Pocken ist unbedingt aufrechtzuerhalten. Im Kriege ist gegenüber den Heeresangehörigen auch der Impfzwang gegen Cholera und Typhus, namentlich gegen die erstere Krankheit, mit bestem Erfolge durchgeführt worden. In dieses Gebiet gehört auch die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, die jetzt, dank der Verordnungen der kommandierenden Generale, Fortschritte gemacht hat. Sie dienen, indem sie Ausschweifungen vorbeugen, der Erhaltung der lebendigen Volkskraft, und manche Einrichtungen daraus sollten auch in die Friedenszeit übernommen werden.

Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft ist die Ehe. Aus ihrem Boden soll nach den Gesetzen der Moral die Vermehrung des Volkes hervorsprießen. Die Heilighaltung der Ehe ist ein Erfordernis für die Gesundheit des Volkslebens; ihre Mißachtung führt zu seinem Verfall. Darum hat der Staat ein großes Interesse daran, daß die Eheschließung der Bevölkerung im weiteren Umfange ermöglicht wird in der Weise, daß nicht nur die Mehrzahl der Bewohner eine Ehe eingehen, sondern daß sie dies auch in einem Alter tun, in dem zahlreiche und kräftige Nachkommenschaft zu erwarten ist. Der Vollzug der Eheschließung hängt fast überall von den wirtschaftlichen Verhältnissen der Eheschließenden ab. Wenn beide Teile glauben, wirtschaftlich so gestellt zu sein, daß sie die Ehe miteinander eingehen können, so werden sie in der Regel nicht zögern, dies zu tun. Aber die Ansprüche an die wirtschaftliche Lage sind oft ungebührlich groß, und um so größer, je höher auf der gesellschaftlichen Stufenleiter die Ehewilligen stehen. Schillers Wort von dem Eheglück, das auch in der kleinsten Hütte Raum hat, ist in Vergessenheit geraten oder gar verspottet worden. Gerade die gebildeten Schichten des Volkes sind hier infolge der wachsenden Wohlhabenheit des deutschen Volkes immer anspruchsvoller geworden. Und dieser Umstand ist ein wesentliches Hindernis für die Eheschließung überhaupt und für die Eheschließung in jungen Jahren. Bei der Männerwelt der gebildeten Stände hat sich der Zeitpunkt der Eheschließung immer weiter hinausgeschoben, weil sie früher nicht glaubt der Ehefrau diejenige Behaglichkeit gewähren zu können, auf welche nach der eigenen Gewohnheit und der des Standes und Berufes Anspruch erhoben wird. Mit daran schuld war ja unleugbar auch die Überfüllung aller höheren Berufe, namentlich der Staatsbeamtenstellungen, von deren Beispiel doch immer noch gesellschaftliche Tugenden und Untugenden mit abhängen. Es war ein Luxus eingerissen in der äußeren Lebenshaltung, in der Kleidung, in der Geselligkeit, gegen den an sich nichts einzuwenden war, wenn er auf den Be-

sitz der nötigen Mittel begründet war. Der Fehler lag vielmehr bei denen, die solche Mittel nicht besaßen und doch glaubten, auf gleichem Fuße mit den reichen Leuten ihrer Gesellschaftsklassen verkehren zu müssen, andererseits aber auch bei den Höhergestellten, die schwach genug waren, die Menschen nach ihrem Reichtum zu beurteilen und zu fördern. Das hat einen unheilvollen Einfluß auf die Eheschließung und die Kinderzeugung ausgeübt. In den Beamtenkreisen war nicht allein die Frage nach der Begabung maßgebend für die Beförderung zu höheren Stellen, sondern wesentlich sprach mit die nach den Repräsentationsmitteln. Ehrgeizige Männer haben darum lieber auf das Familienleben und das Kinderglück verzichtet, als daß sie sich ihre Laufbahn verderben wollten. Der Krieg wird auch hierin, wie zu hoffen, eine Änderung bringen. Die Knappheit der Mittel, auch die Entwöhnung vom gesellschaftlichen Luxus während des Krieges wird hier eine segensreiche Wirkung ausüben. Es bleibt nur zu hoffen und zu wünschen, daß die Bevölkerung bei der einfachen, eine frühere Eheschließung ermöglichenden Lebenshaltung verbleibt. Die aus dem Kriege Heimkehrenden werden durchdrungen sein von der Notwendigkeit, dem Vaterlande Kinder zu zeugen, die es dereinst verteidigen mit Waffen und in der Arbeit hinter der Front. Die stärkere Beteiligung des Volkes an der Regierung wird die bureaukratischen Auswüchse beseitigen helfen. Die Scheu vor dem Kinde, die in den letzten Jahrzehnten unser deutsches Volk nur zu sehr beherrscht hat, muß wieder verschwinden. Die Gesellschaft muß den brandmarken, der den Kindersegen verspottet und zu hintertreiben sucht.

Dieser Gedanke richtet sich auch gegen die Hausbesitzer, welche eine Familie mit Kindern nicht in ihr Haus aufnehmen wollen. Wie oft ist die ins Herz schneidende Klage des Arbeiters gehört worden, daß er keine Wohnung finden könne, weil ihn niemand mit seiner Kinderschar aufnehmen wolle. Der Eigennutz und die Kurzsichtigkeit der Hausbesitzer, die sich so an den kinderreichen Familien versündigen, muß an den Pranger gestellt werden. Ja, es muß versucht werden, mit gesetzlichen Mitteln hier helfend einzugreifen, etwa durch Wohnungsgeldzuschüsse an kinderreiche Familien, die einen Ausgleich bieten für Abnutzung der Wohnung durch Kinder, und in etwa auch eine Entschädigung für die Unruhe, die Kinder mit sich bringen. Die Wohnungsnot für kinderreiche Familien geht aber auch in höhere soziale Schichten herauf. Es gibt Städte, in denen eine solche Familie nur Wohnungen zu ebener Erde findet, während die Hausbesitzer und die kinderarmen Familien die ruhigen oberen Stockwerke bewohnen. In diesem Zusammenhang mag auch darauf hingewiesen werden, daß der Staat alle Ehebeschränkungen, die er in seiner Gesetzgebung und seinen Verwaltungsnormen aufgestellt hat, fallen lassen muß, so das Eheverbot für die Lehrerinnen, die Ehekonsense für einzelne Beamtengruppen und für die Offiziere, insoweit Vermögensnachweise gefordert werden. Verträgt sich die Eheschließung mit den Berufsanforderungen nicht, so wird von allein das Ausscheiden aus dem Beruf eintreten, und das Beispiel wird hinreichend belehrend wirken. Jedes Ehepaar, das Kinder großzieht, erwirbt sich damit ein Verdienst um den Staat, der die Arbeitskräfte so notwendig braucht. Daraus folgt, daß der Staat die Eheschließung und die Kin-

deraufzucht fördern muß. Der Familienvater besitzt ein höheres Interesse an dem Bestande und an der Zukunft des Staates als der Ledige. Wird darum überhaupt das Wahlrecht nach den Interessen des Wählers am Staatswohle bemessen, so entspricht es der Billigkeit, dem Familienvater ein bevorzugtes Stimmrecht zu gewähren.

Die Abnahme der Geburten ist unzweifelhaft nicht allein auf Genußsucht, sondern auch darauf zurückzuführen, daß sich im modernen Leben mit der Aufziehung der Kinder mehr und mehr wirtschaftliche Nachteile verbunden haben. Vom hohen idealen Standpunkte aus kann dieser Beweggrund verwerflich erscheinen gegenüber dem Glück, das der Besitz von Kindern in sich birgt. Aber in der rauhen Wirklichkeit spielen diese wirtschaftlichen Nachteile, in welche sich die wirtschaftlichen Vorteile des Kinderbesitzes aus früheren Zeiten verwandelt haben, eine wesentliche Rolle. Und hier kann der Staat eingreifen durch seine Gesetzgebung. Es muß die Forderung aufgestellt werden, daß er dies tut, daß große leitende Gesichtspunkte gesucht werden, nach denen der Gedanke zur Wirklichkeit wird, daß der Besitz von Kindern wenigstens keine Nachteile mit sich bringt, welche die Freude an ihrer Aufziehung überwiegen und damit zur Verhinderung der Volksvermehrung führen. Aber der Staat muß auch um seiner selbst willen weitergehen und mit dem Besitz von Kindern seinerseits Vorteile verknüpfen, die solchen Besitz begehrenswert erscheinen lassen. Die Gesetzgebung muß daraufhin geprüft werden, ob sie nicht Bestimmungen enthält, die der Volksvermehrung schädlich sind, und ob sich nicht neue Bestimmungen treffen lassen, die sie fördern. Das gilt von der Gesetzgebung auf allen Gebieten, von der Reichs- und Landesgesetzgebung, von dem öffentlichen und privaten Recht, von Straf- und Verwaltungsrecht, von Wohlfahrts- und Kulturpflege. Namentlich kommt es darauf an, alle die Geburtenzahl beschränkenden Arbeitsbedingungen zu unterbinden; z. B. müßten Inserate, in denen ein kinderloses Ehepaar für eine Pförtner- oder Gärtnerstelle gesucht wird, gesetzlich verboten werden. Zu dieser Durchprüfung der Gesetzgebung gehören überall Spezialkenntnisse. Auf einem der Kinderaufzucht nahestehenden Gebiete, dem der Volksschulgesetzgebung, habe ich einen solchen Versuch unternommen (Preußische Jahrbücher, Augustheft 1915). Es sind zum Teil nur kleine Mittel, auf die es bei dieser Prüfung hinauskommt, aber sie dürfen nicht verschmäht werden, und schließlich summieren sie sich doch zu einem beachtenswerten Erfolge. Und sie sind leichter durchzuführen als die großen Mittel.

Große Mittel, die der Volksvermehrung dienen, lassen sich anwenden auf den Gebieten der Wohnungsfürsorge, der inneren Kolonisation, der Lohnzumessung, der politischen Rechte.

Die Wohlfahrtseinrichtungen, die auf dem Gebiete des Wohnungswesens geschaffen sind, reichen bei weitem nicht aus, um die Familiengründung zu fördern. Die Bekämpfung der Wohnungsnot und der Wohnungsteuerung muß eigentlich erst beginnen. Leider ist das preußische Wohnungsgesetz nicht zustande gekommen. Der Einspruch der Grundbesitzer und der um ihre Selbstverwaltung besorgten Gemeinden muß zurücktreten gegenüber den sozialpolitischen Forderungen. Wie für die Städte die Reform des Wohnungswesens, so ist auf dem Lande die

innere Kolonisation, die Vermehrung der ländlichen Stellen mittleren und kleineren Umfanges, die Voraussetzung für die Volksvermehrung. Der preußische Staat hat die Bedeutung der inneren Kolonisation sowohl durch organisatorische wie durch finanzielle Betätigung wirksam anerkannt. Das sind aber Gebiete, über die so viel verhandelt wird, daß die Andeutung des Zieles, auch hier der Geburtenabnahme zu steuern, genügt. Ohne tiefen staatlichen Eingriff in die bestehenden Eigentumsrechte läßt es sich nicht erreichen. Und sicherlich wird es sehr schwer sein, hier einen billigen Ausgleich zu finden.

Für die Lohnzumessung gilt bis jetzt der Grundsatz: „Wie die Arbeit, so der Lohn." Seine Blüte findet dieses Lohngesetz in der Akkordlöhnung. So gerecht es erscheint, vom Standpunkt des einzelnen Menschen aus, so bedarf es doch der Ergänzung vom Standpunkte des Staatswohles aus. Anschauungen, die bisher als fundamental galten, ändern sich mit den Zeitverhältnissen. Nach bisheriger Anschauung setzt sich der Kampf zusammen aus Angriff und Verteidigung. Der Unterseebootskrieg hat diese Anschauung über den Haufen geworfen. Denn das U-Boot kämpft wohl, aber es kann sich nicht verteidigen. Der Lohn braucht nicht allein von der Arbeit abhängig zu sein, sondern er kann auch abgestuft werden nach dem Nutzen, den der Staat von seinem Verbrauch hat. Allerdings wird es kaum angehen, die über den notwendigen Lohn hinausgehende Mehrlöhnung, welche lediglich dem allgemeinen Staatswohl dient, dem Arbeitgeber aufzubürden. Wohl läßt sich vorübergehend im Kriege durch die der Militärverwaltung zustehenden gewaltigen Machtmittel erreichen, daß der außerhalb des Wohnortes seiner Familie in gewissen Rüstungsindustrien tätige Arbeiter seitens der Betriebe eine tägliche Zulage für seine Familie, analog den Tagegeldern des nach außerhalb seines Amtssitzes abgeordneten Beamten, erhält. Aber es ist in Friedensverhältnissen nicht durchführbar, dem Arbeitgeber die Gewährung von Familienunterstützungen aufzuerlegen, weil damit lediglich das schon jetzt oft peinlich auftretende Bestreben, verheiratete und mit Kindern gesegnete Arbeiter auszuschließen, gefördert und damit voraussichtlich nur die Familiengründung gefährdet würde. Wenn nicht ein Mittel gefunden wird, das dem Arbeitgeber diesen schädlichen Ausweg verschließt — und es wird schwerlich gefunden werden können —, so bleibt nur übrig, die für die Kinderzucht notwendige Familienzulage zum Lohn auf Staats- oder Reichskosten zu übernehmen. Verfolgt man diesen allerdings nach dem sozialistischen Staat schmeckenden Gedanken weiter, so ist zu entscheiden, nach welchen Grundsätzen die Familienzulage gewährt werden soll. Sie muß billigerweise abgestuft werden nach der Zahl der Kinder, vielleicht erst bei einer Mindestzahl von Kindern beginnen und bei einem gewissen Alter der Kinder aufhören, vielleicht auch bei einer gewissen Stufe des Einkommens, die im Interesse des für die Höherbildung seiner Kinder besonders besorgten Mittelstandes nur nicht zu niedrig gegriffen sein darf. Die Beiträge für alle Personen gleichhoch zu bemessen, scheint im Staatsinteresse weder erforderlich noch wünschenswert. Denn die Lebensbedürfnisse sind sehr verschieden, und die Forderung, daß der Staat allen das gleiche schuldet, muß abgelehnt werden. Es wird von dem Entwicklungs-

gesetze im sozialen Aufstieg auszugehen sein. Der Staat gewährt jeder Familie nur eine ihrer gegenwärtigen Lebensstellung entsprechende Zulage und überläßt es der Tüchtigkeit und Willenskraft des Einzelnen, sich zu einer höheren Stufe emporzuarbeiten. Als Maßstab für die Lebenshaltung dürfte am besten das der staatlichen Einkommensteuer zugrunde zu legende Jahreseinkommen gewählt werden und von diesem ab die Grundfamilienzulage prozentual bemessen werden. Damit wird auch ein Antrieb zur Erreichung eines höheren Einkommens und zu ehrlicher Steuererklärung gegeben; es muß freilich auch dafür gesorgt werden, daß nicht etwa das Jahreseinkommen fälschlich zu hoch angegeben wird, um auf diese Weise trotz höheren Steuersatzes durch Erlangung einer höheren Familienzulage Gewinn zu erzielen.

Der Gedanke der staatlichen Familienzulage ist im Keime enthalten in der Reichswochenhilfe; er findet sich auch in den meisten deutschen Steuergesetzgebungen vor, indem den Familienvätern innerhalb bestimmter Grenzen Steuernachlässe gewährt werden. Diese Nachlässe sind aber so völlig unzulänglich, daß sie kaum der Erhaltung wert sind. Es macht den Eindruck, als ob nur der Schein der Erleichterung gewahrt werden sollte. Für den Familienunterhalt macht es nichts aus, ob von dem steuerpflichtigen Einkommen für das Kind 50 Mark abgezogen, oder nach anderer Steuergesetzgebung beim Vorhandensein einiger Kinder die Steuern um eine oder zwei oder auch drei Stufen herabgesetzt werden. Überdies ist zuweilen die Erlangung dieser sogenannten Erleichterung noch ziemlich verklausuliert. Jedenfalls sind alle die bisher getroffenen Steuermaßregeln in keiner Weise geeignet, den Zweck der Förderung der Kinderaufziehung zu erfüllen. Am besten wird dieser Weg ganz verlassen, weil er diesen Zweck überhaupt nicht erfüllen kann — es müßte denn zu ganz gewaltigen Steuererhöhungen kommen —, und dann, weil die Herabsetzung in der Steuer eine Minderung der staatsbürgerlichen Bedeutung des Steuerzahlers herbeiführt und dem Familienvater nur auf künstlichem Wege erspart werden kann.

Der Krieg hat Ansätze zur staatlichen Familienzulage in der Reichswochenhilfe geschaffen. Erfreulicherweise scheint der ernste Wille zu bestehen, die Reichswochenhilfe unter Einbeziehung in die Krankenversicherung auch nach dem Kriege fortbestehen zu lassen. Weiter finden sich Ansätze zur staatlichen Familienzulage vor in den Beamtengesetzgebungen. Hier ist es am leichtesten, die Familienzulage einzuführen, weil Reich, Staat oder Gemeinde die Arbeitgeber sind, und wenigstens bei den Reichs- und Staatsbeamten die oben erwähnte Gefahr einer Schädigung der Familiengründung ausscheidet. Bei den Gemeindebeamten allerdings nicht. Hier würde dieselbe Gefahr wie beim privaten Arbeitgeber vorliegen und, je kleiner die Gemeinde ist, um so schlimmer auftreten. Auch von diesem Gesichtspunkt aus wird es wünschenswert sein, große Gruppen von Beamten, die jetzt von der Gemeinde besoldet werden, zu Staatsbeamten zu machen. In erster Linie wird hier an die Volksschullehrer gedacht. Für die Reichs- und Staatsbeamten sind Familienzulagen am leichtesten durchführbar. Ansätze dazu sind zuweilen auch schon vor dem Kriege gemacht worden teils in der Form wirklicher Familienzulagen, in Preußen eine kurze Zeit für die evangelischen Geistlichen, teils in der

Form von Ledigenabzügen. Die ersteren Ansätze sind wieder aufgegeben worden aus Scheu vor der finanziellen Wirkung bei allgemeiner Einführung. Ledigenabzüge finden sich in den meisten Bundesstaaten aber nur bei den Volksschullehrern vor, im Königreich Sachsen und in Hessen übrigens bei allen Beamten, und zwar in der Form geminderter Mietsentschädigungen und der Gewährung minder umfangreicher Dienstwohnungen; in Form eines Gehaltsabzuges für alle Beamten nur in Oldenburg. Aber diese Abzüge oder Einkommensminderungen sind weniger ausgegangen von dem Gedanken, damit die Volksvermehrung zu begünstigen, als von Sparsamkeitsrücksichten für die unterhaltungspflichtigen Verbände. Und dabei ist der Begriff des eigenen Hausstandes, bei dessen Vorhandensein die volle Mietsentschädigung gewährt wird, so weit ausgedehnt worden, daß jeder Lehrer, der nur einen gemeinsamen Haushalt mit Mutter oder Schwester führt, die volle Mietsentschädigung erhält. Damit wird aber nicht die Familiengründung begünstigt, sondern lediglich der künstliche, oft genug die Getrenntheit nur verschleiernde Zusammenschluß zum Zwecke der Erlangung eines höheren Diensteinkommens. Dieses Verfahren verdient beseitigt zu werden. Nur der, welcher der Zukunft des Staates durch Gründung einer Ehe dient, hat Anspruch auf Bevorzugung vor den Ledigen. Die privaten Rücksichten auf Sohnes- oder Bruderpflichten müssen hinter dem Staatsinteresse zurücktreten. Die Gerechtigkeit erfordert aber, daß diese Ansätze einer Familienzulage, die sich im Volksschullehrerrechte vorfinden, nach Einschränkung des Begriffs des eigenen Hausstandes auf alle Beamten ausgedehnt wird, wenn nicht eine allgemeine Gewährung von Familienzulagen eintreten kann, die selbstverständlich alle Beamten mitumfassen muß. Es war nicht zu verstehen, daß vor einigen Jahren vom preußischen Finanzministerium die Minderung des Wohnungsgeldzuschusses für ledige Staatsbeamte abgelehnt wurde mit der Begründung, daß eine Aufnahme gezeigt hätte, daß der finanzielle Ertrag zu gering wäre, weil nur 8% der Beamten der Minderung unterliegen würde. Auch wenn es nur so wenige waren, so verlangte doch die Gerechtigkeit die Minderung. In denjenigen Staaten, deren Beamtenrecht die Gewährung eines besonderen Wohnungsgeldes nicht kennt, wie z. B. Bayern, versagt natürlich das Mittel der Berücksichtigung des Familienstandes des Beamten bei der Wohnungsgeldbemessung, und es kann für die Bedürfnisse der Familie nur durch Zulagen oder Ledigenabzüge gesorgt werden.

Für den preußischen Staat ist die Ungleichheit der Gemeindesteuerlasten der Vermehrung der Bevölkerung geradezu hinderlich. Die Ungleichheit ist vornehmlich bedingt durch die Volksschullast. Letztere wächst mit der Zahl der Kinder; die kinderreichen Gemeinden sind aber die steuerarmen. So entstehen die schlimmsten Ungerechtigkeiten. Es handelt sich um das Problem des Volksschullastenausgleichs, das in den letzten Jahren vor dem Kriege in immer steigendem Maße die Öffentlichkeit beschäftigt hat. Die Forderung des Ausgleichs, die seitens der Staatsregierung Unterstützung erfuhr, hat die die wohlhabenden Städte zu ihrer Verteidigung aufgerufen und selbst die bescheidenen Forderungen der Staatsregierung sind bisher gescheitert. Im Abgeordnetenhause ist die Lösung vornehmlich in der Richtung in Angriff genommen worden, daß der einzelne

Schulverband von der persönlichen Volksschullast befreit werden soll. Unter dem Gesichtspunkt der Förderung der Kinderaufzucht ist die Frage auf der 1914 stattgefundenen Mitgliederversammlung des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik von Dr. Georg Wilhelm Schiele behandelt worden. Er schlägt vor, zum Maßstab der Verteilung der Volksschullasten lediglich die Leistungen der Gemeinde zu nehmen, die Leistungen aber ausschließlich zu messen an der Kopfzahl der unterrichteten Kinder. Aus allgemeinen Mitteln soll jede Gemeinde eine bestimmte Summe für den Kopf des Kindes vergütet erhalten, die etwa den Betrag darstellt, den durchschnittlich ein Schulkind in Preußen kostet. Diese Mittel können auf verschiedene Weise beschafft werden, sowohl nach den für die Staatssteuerveranlagung als nach den für die Gemeindesteuern geltenden Grundsätzen. Dieser Vorschlag hat, so radikal er ist, außerordentlich viel für sich; er wurde, wie nicht anders zu erwarten, von den Vertretern der reichen Städte aufs nachdrücklichste bekämpft: diese unglückselige Verbindung von Einkommensteuersoll und Kinderzahl führe zu einer Zerrüttung der städtischen Finanzen. Es erscheint als nebensächlich, ob der Schielesche Vorschlag mehr oder weniger zur Staatsschule führt, deren Schattenseiten nicht zu verkennen sind, und ob er der Gemeindeautonomie Schranken zieht, die ihr unbequem werden können. Das sind untergeordnete Gesichtspunkte gegenüber der ausgleichenden Gerechtigkeit der Entlastung der jetzt mit Gemeindesteuern schwer belasteten Familienväter der kinderreichen Gemeinden von diesen Steuern, die sie tragen zum Nutzen der Gesamtheit. Denn ihr Kinderreichtum stellt den Reichtum des Staates dar. Ihre Entlastung erleichtert und fördert die Volksvermehrung, während die Fortsetzung des bisherigen Systems sie unterbindet. Eine solche Umwälzung, wie sie der Schielesche Vorschlag für die Gemeindehaushalte mit sich bringt, läßt sich jedenfalls nicht auf einmal vollziehen, sondern kann nur durch allmähliche Steigerung des aus allgemeinen Mitteln zu zahlenden Kopfgeldes erreicht werden. In den meisten übrigen deutschen Staaten ist die Frage des Schullastenausgleichs nicht so brennend, wie in Preußen, teils weil die Unterschiede der Belastung nicht so groß sind, hauptsächlich aber, weil der Staat bereits in erheblichem Maße die persönlichen Lasten, wenigstens die die Einzelgemeinde unerwartet belastenden, auf sich genommen hat.

Schon vor Jahren habe ich die Empfindung gehabt, daß die bisherige Form der Volksschulunterhaltung in Preußen unhaltbar ist, und daß die in anderen deutschen Staaten schon deutlich hervorgetretene Reformbewegung zur Verstaatlichung der Volksschule (selbstverständlich unter Belassung der sachlichen Kosten bei der Gemeinde) führen würde. Aber diese Entwicklung schien mir nicht wünschenswert. Die Kriegserfahrungen haben mich eines anderen belehrt. Es wird nichts übrigbleiben, als die Volksschule trotz aller Nachteile, die damit in den Kauf zu nehmen sind, zu verstaatlichen, aber auch die höheren Schulen. Dabei spricht neben dem die Bekämpfung der Geburtenabnahme stärkenden Steuerausgleich, und neben vielen anderen Gründen auch die Erwägung mit, daß ohne die Verstaatlichung die Kriegsbeschädigtenfürsorge gehemmt und einseitig zur Belastung der Staatsanstalten oder der vom Staate abhängigen Schulen führen würde. Ge-

gen diesen Ideengang wird geltend gemacht werden, daß wir doch nicht unsere ganzen staatlichen Einrichtungen lediglich unter dem Gesichtspunkte ordnen müssen, daß vielleicht in einigen Jahrzehnten wieder ein Krieg ausbricht. Ich bin allerdings der Ansicht, daß wir dies müssen. Das lebende Geschlecht kann und wird die für die Verteidigung des Besitzstandes notwendige Rüstung nicht ablegen, es müßte denn sein, daß unsere Feinde einen Sieg erringen, der unsere Waffen nicht bloß stumpf macht, sondern auch verhindert, daß sie wieder geschärft werden. Diesen Fall brauchen wir aber glücklicherweise nicht mehr ins Auge zu fassen.

Wenn die in dieser Arbeit gemachten Vorschläge überhaupt Beachtung finden, so wird man sicherlich zahlreiche Einwände dagegen erheben. Der erste dürfte der sein, daß eine Gefahr gar nicht besteht oder doch stark übertrieben ist, daß es keineswegs einwandfrei festgestellt ist, daß der Geburtenrückgang wirklich anhalten wird. Die Optimisten werden einwenden, daß der Aufschwung der ganzen Nation nach dem Kriege die bisherigen Verluste auch ohne staatliche Einwirkung ausgleichen wird. Man kann wohl die Hoffnung hegen, daß das für die erste Zeit nach dem Kriege gelten wird. Die betrüblichen Beobachtungen aus den Zeiten der Reichtumsjahre Deutschlands lassen es aber nicht wahrscheinlich erscheinen, daß die ethische Erhebung und das Wachstum der Bevölkerung anhalten werden, ohne daß beides eine wirksame Unterstützung durch die Gesellschaft und den Staat erfährt.

Weiter wird man einwenden, daß die Vorschläge, abgesehen von den kleinen Mitteln, ultraradikal sind, daß sie einen Angriff auf den Besitz darstellen, wie er von staatserhaltender Seite nicht gewagt werden darf. Und doch sollen diese Vorschläge nur der Erhaltung des Staates dienen. Die kleinen Mittel allein führen nicht zum Ziel. Frankreich, das mit kleinen Mitteln dem Geburtenrückgang hat steuern wollen, das sich noch immer gescheut hat, den behaglichen Besitz durch Belastung mit direkten Steuern zu stören, hat nichts erreicht. Andererseits blicken wir auf England, wo man auch vor der radikalsten Maßregel, der Einführung der Wehrpflicht, wenn auch notgedrungen, nicht zurückgeschreckt ist; wo man weiter die direkten und indirekten Steuern in ungeheurem Maßstabe vermehrt hat. Ähnliche finanzielle Opfer muß das deutsche Volk auch bringen, wenn es nach dem Kriege auf seiner Machtstellung beharren will. Wenn die Einführung der Familienzulage aus finanziellen Gründen für undurchführbar erklärt wird, so muß dem widersprochen werden. Auch die Arbeiterversicherung hatte zahlreiche heftige Gegnerschaft aus prinzipiellen und aus finanziellen Gründen, und doch hat sie sich durchgesetzt und ist immer mehr erweitert worden. Jetzt ist sie nach drei Jahrzehnte langem Ringen gekrönt durch die Reichsversicherungsordnung und die Privatangestelltenversicherung. Wie diese eine lange geschichtliche Entwicklung bis dahin, daß sie einigermaßen den Bedürfnissen genügt, durchgemacht hat, so darf man auch nur eine ähnliche allmähliche Entwicklung für die Familienzulage erwarten. Dann wird Reich und Volk in allmählicher Erstarkung und in der vermehrten Bevölkerung nach den neuen Aufgaben sich anzupassen vermögen. Der großen Gefahr, die dem Deutschtum durch die Geburtenabnahme droht, kann nur mit großen Mitteln begegnet werden.

Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg.

Von Friedrich Thimme.

Vor etwa Jahresfrist erschien unter dem Patronat des Kardinal-Erzbischofs Amette von Paris die Kampfschrift des offiziellen französischen Katholizismus „La Guerre allemande et le Catholicisme", die es unternahm, den Kulturkrieg, den unsere Feinde auf der ganzen Linie gegen uns entfesselt haben, zu einem förmlichen Religionskrieg zu steigern. Ihr offen ausgesprochener Grundgedanke war der: Deutschland sei der eingefleischte theoretische und praktische Gegner des Katholizismus, ja selbst des ganzen Christentums; Deutschland betrachte und führe den Krieg als Vernichtungskampf gegen Katholizismus und Christentum; Frankreich aber kämpfe mit seinen Verbündeten für die geheiligten Prinzipien des Katholizismus; es sei die Sache Gottes selbst, die es in einem wahren Kreuzzuge gegen das gottlose Deutschland vertrete.

Von der Fülle beweisloser giftiger Schmähungen, die diese hauptsächlich für die Katholiken neutraler Länder bestimmte Schrift im einzelnen über Deutschland und nicht zuletzt über die deutschen Katholiken ausschüttet, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Eine kurze Blütenlese von Zitaten möge den Eindruck vergegenwärtigen, den man schon beim ersten Durchblättern empfängt: „Wir haben in diesem Augenblicke die Explosion des furchtbaren heidnischen Hochmuts gesehen, von dem Deutschland geschwellt ist — durch die Handlungen seiner Führer und seiner Soldaten offenbart sich Deutschland als grundsätzlicher und tatsächlicher Gegner des Katholizismus — mit Absicht ist Deutschland zuerst über das katholische Belgien und in diesem Belgien über alles eigentlich Katholische hergefallen — alles geht aus ausgeprägter Methode gottloser Berechnung hervor — aus religionsfeindlichem Sadismus — aus einem Jukken nach Sakrilegien, aus purem religiösem Fanatismus — dieser Krieg ist nach der Barbarei der Sadismus und die Bestialität — die verpreußten Deutschen sind Luther und seinen rechtmäßigen Erben, Kant, Strauß, Haeckel, Nietzsche und Harnack, alles gründlichen Antikatholiken, gefolgt ... sie achten nichts, weder den heiligen Charakter der internationalen Verpflichtungen, weder die Schwäche der Kinder, weder die Ehre der Frauen, noch die Würde der Priester, noch die Unantastbarkeit der offenen Städte und des Privateigentums, noch endlich die Majestät der Denkmäler. Auch die deutschen Katholiken sind nur verpreußte Deutsche, sie sind einer Art von delirium germanicum verfallen, sie sind in Bausch und Bogen entklerikalisiert, sind durch ein strenges, demütigendes Regime gefügig gemacht und in die Bahnen der modernen deutschen Geistesrichtung, die mit dem Protestantismus identisch ist, hineingezogen" usw.

Es ist und bleibt schwer begreiflich, wie sich hochstehende katholische Kreise, darunter Persönlichkeiten wie Baudrillart und Goyau, die vor dem Weltkrieg so viel Rühmenswertes von dem deutschen Katholizismus und von Deutschland überhaupt zu sagen wußten, zu solchen unsinnigen Anklagen versteigen konnten, die allen geschicht-

lichen Tatsachen ins Gesicht schlagen. Alle Welt weiß es doch, daß gerade Frankreich das klassische Land der Religionsfeindlichkeit und des Atheismus ist. Waren denn nicht die französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts die eigentlichen Väter des Atheismus? Ist nicht Voltaire, der „Altmeister des Kirchen- und Religionshasses", der das geflügelte Wort „écrasez l'infâme" geprägt hat, einer der reinsten Franzosen? Die Französische Revolution, die aller Religion geradezu den Krieg erklärte, die die Gottheit förmlich absetzte, die viele Tausende von Priestern, bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern des Klerus, auf die Schlachtbank trieb, war sie nicht das echteste Kind des französischen Geistes? Ist nicht der gleiche Geist von neuem aufgeflammt in den Schreckenstagen der Pariser Kommune, wo der Vorgänger des Kardinalerzbischofs Amette, Erzbischof Darboy, mit zahlreichen anderen Geistlichen auf das schmählichste ermordet wurde? Ist das Gepräge der französischen Republik seither nicht bis auf den heutigen Tag das der ausgesprochensten Kirchenfeindlichkeit gewesen? Hat der mit so viel Leidenschaft geführte französische Kulturkampf nicht zu einem Abbruch der Beziehungen zu dem Haupt der katholischen Kirche, zu einer Entklerikalisierung im größten Stile, zu der Schließung von 23000 Klöstern und über 16000 katholischen Schulen, zum Verfall unzähliger Gotteshäuser geführt? Würde man mit den kirchen- und religionsfeindlichen Äußerungen französischer Parlamentarier und Schriftsteller nicht mit Leichtigkeit ganze Bände füllen können? Hat nicht selbst ein Viviani in offener Kammersitzung triumphierend festgestellt, daß die Lichter am Himmel gelöscht seien?

Nun völlig haben sich ja auch die Verfasser des Buches „La Guerre allemande et le Catholicisme" nicht der Erinnerung an all diese Tatsachen entziehen können. Sie geben notgedrungen den schlechten Ruf Frankreichs, den „ungestümen brutalen Antiklerikalismus", der hier bis in die neuesten Zeiten geherrscht habe, zu. Aber während ihnen der antikatholische, ja teuflische Gesamtcharakter Deutschlands trotz der absoluten Geringfügigkeit ihres Beweismaterials, das auch durch den leidenschaftlich aufgegriffenen Lügenwust der Greuelaussagen keine höhere Bedeutung erlangt, ein für allemal feststeht, ist ihnen jede Todsünde Frankreichs gegen Kirche und Religion nur eine vorübergehende und oberflächliche Schwäche, eine Verirrung, die nicht von Frankreichs Seele herrühre und daher auch nicht andauern könne. Was auch Frankreich gefehlt haben mag, immer bleibt es nach dem Urteil des Bischofs von Versailles „das auserwählte Volk Gottes, der Freund Christi, der älteste Sohn und getreue Diener der heiligen Kirche". In den Augen der französischen Katholiken hat Frankreich alle Schuld schon durch die Entschlossenheit, mit der es jetzt im Weltkriege den Religionskampf gegen Deutschland aufgenommen habe, reichlich, ja überreichlich ausgeglichen. Ihr Land erscheint ihnen unter dem Bilde eines unglücklichen Vergifteten, der sich seines Giftes entledigt hat und fast schon geheilt ist. Überflüssig zu sagen, daß der böse und teufliche Vergifter nur in Deutschland zu suchen ist, „denn wo anders her kommt uns diese Religionslosigkeit, diese Areligion als aus der deutschen Philosophie, der deutschen Geistesrichtung"? Die gottlose Philosophie, der Modernismus, der französische Kulturkampf, alles nur deutsche Importartikel, alles deutsche Bazillen, absichtlich dem

französischen Volkskörper eingeimpft, um ihn zu verderben! Difficile est satiram non scribere!

Wahrlich, der französische Bischof Dupanloup von Orleans, ein ehrlicherer Vertreter des Katholizismus als seine von der Kriegspsychose erfaßten Nachfolger, hatte nur zu recht, als er bald nach den Tagen der Kommune seinen Landsleuten die Worte ins Stammbuch schrieb „Wir leiden in Frankreich an zwei großen Fehlern: wir können nicht scharf genug Schlüsse ziehen, und wir vergessen zu schnell! Wieviel leichtfertige Geister möchten jetzt schon nicht mehr an jene Verbrechen denken, welche die Welt mit Entsetzen erfüllt haben, oder weigern sich noch immer, sie auf ihre wahren Ursachen — d. h. auf die in Frankreich herrschende Gottlosigkeit! — zurückzuführen."

* * *

Es hat nicht anders sein können, als daß die Flut gehässiger Anklagen und Beschimpfungen, die die „Elite der französischen Katholiken" in dem gegen uns entfachten Religionskampf über Deutschland und über den deutschen Katholizismus ausgießt, die deutschen Katholiken auf den Plan gerufen hat. Im Namen des ganzen deutschen Episkopats haben die beiden Kardinäle von Hartmann und von Bettinger dem Kaiser alsbald ihre Empörung und Entrüstung über die Verunglimpfungen des deutschen Vaterlandes und des deutschen Heeres ausgesprochen. Mit nachdrücklicher Beschwerde wandte sich die deutsche Bischofskonferenz an den Papst, der dann auch in seiner Antwort vom 6. September 1915 das Machwerk der französischen Katholiken deutlich abschüttelte. Zur Abwehr alter und neuer Angriffe bildete sich ein ständiger Arbeitsausschuß deutscher im öffentlichen Leben stehender Katholiken, der den Paderborner Professor A. J. Rosenberg mit der Herausgabe einer Verteidigungsschrift beauftragte. Dieser ersten Schrift „Der deutsche Krieg und der Katholizismus" (Berlin 1915) ist vor einigen Monaten eine umfassendere, aus freier Initiative hervorragender katholischer Gelehrter entsprungene Abwehrschrift großen Stiles gefolgt, als deren Herausgeber der Freiburger Theologe G. Pfeilschifter zeichnet.[1]) Sie ist in vollem Umfange das geworden, was ihren Urhebern bei der Arbeit vorschwebte: ein Buch von dauerndem Werte zu schaffen, das weit über die Abwehr des leidenschaftlich lärmenden Kriegshasses hinaus auch positiv aufzeigen sollte, „was wir Deutschen und insbesondere wir deutschen Katholiken wirklich sind, was wir an echter Gesittung erarbeitet haben, und was man von uns — auch bezüglich dessen, was uns noch mangelt — mit Sicherheit erwarten darf und muß." Dies doppelte Ziel, erst das negative, die Abwehr des ungerechten französischen Angriffes, dann das positive, die eindringende Selbstcharakteristik des deutschen Katholizismus, verleiht allen Beiträgen ein einheitliches Gepräge; in vielen ist es in einer künstlerisch anmutenden Art durchgeführt.

Die einzelnen Aufsätze — es sind im ganzen 20 an der Zahl — können hier nicht genauer analysiert werden.

---

1) Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches „La Guerre allemande et le Catholicisme". In Verbindung mit G. Briefs, G. J. Ebers, M. v. Faulhaber, H. Finke, H. v. Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiefl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper, H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlin, H. Schrörs, W. B. Switalski herausgegeben von Georg Pfeilschifter. gr. 8° (VIII u. 494) Mk. 5.—.

Ihr wesentlicher Inhalt ergibt sich schon aus den Themen selbst. Den etwas locker, ohne strengere Gliederung gefügten Reigen eröffnet Joseph Mausbach mit einem ausgezeichneten einleitenden Aufsatz über die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken, in dessen Inhalt und Tonart schon alle Leitmotive der Schrift anklingen. Recht und Notwendigkeit des Weltkrieges untersucht Heinrich Finke, in seinen klaren und überzeugenden Ausführungen sich vielfach mit den geistvollen Darlegungen Hermann Onckens in „Deutschland und der Weltkrieg' berührend. Ist der Krieg ein Religionskrieg? fragt Heinrich Schrörs in einem prachtvollen Aufsatze, um selbstverständlich diese „Spottgeburt von Dreck und Feuer" in das Nichts zurückzuschleudern. Ungemein sympathisch und fesselnd wirkt Peter Lippert S. J., der in warmherzigster Weise zeigt, wie tief allen leichtfertigen französischen Unterstellungen zum Trotz die Gottesverehrung gerade im deutschen Volke verankert ist; ebenso Franz Sawicki, der (Die deutsche Philosophie und der Weltkrieg) die neuere deutsche Philosophie nachdrücklich gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, den geistigen Nährboden für eine Macht-vor -Recht- Politik abgegeben zu haben. Eine besonders eingehende Behandlung erfährt Belgiens Neutralität und ihr Untergang durch Godehard Ebers. Mit den leidenschaftlichen Anklagen der französischen Katholiken gegen die deutsche Kriegsführung beschäftigen sich Aloys Meister (Der Krieg und die Lüge); Wladislaus Switalski (Zur Psychologie der Greuelaussagen); Joseph Sauer (Kunst und heilige Stätten im Kriege); Georg Pfeilschifter (Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere) und Alois Knöpfler (Deutsche und französische Kriegshirtenbriefe), alle mit dem übereinstimmenden Resultat, daß das deutsche Heer in Feindesland und der in ihm lebende Geist glänzend gerechtfertigt und in das rechte Licht gestellt werden. Eine wirkungsvolle Parallele zwischen dem deutschen und dem französischen Kulturkampf und ihren Ursachen und Wirkungen zieht Hermann Platz, scharf hervorhebend, daß der deutsche Kulturkampf keineswegs wie der französische gegen das Christentum, nicht einmal gegen die katholische Kirche an sich, vielmehr nur gegen deren Freiheit und Machtstellung gerichtet gewesen sei. Eins der bedeutungsvollsten Kapitel behandelt Franz Kiefl in „Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland"; seine Ausführungen wird auch ein Protestant, ohne sich mit allem einverstanden zu erklären, mit warmer Freude begrüßen können. Wie nichtig der Vorwurf der deutschen Weltherrschaft ist, wird von Hermann v. Grauert (Deutsche Weltherrschaft?) klargelegt. Den wirklichen Charakter der deutschen Politik und Kultur setzen Karl Hoeber (Reich, Kaiser und Parität), Goetz Briefs (Staat, politische Freiheit und Militarismus in Deutschland), August Pieper (Deutsche soziale Kultur) und in besonders feinsinnigen Ausführungen Karl Muth (Das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst) auseinander. Einen glänzenden und temperamentvollen Aufsatz des Bischofs Michael von Faulhaber in Speyer über „Unsere religiöse Kultur" sähe man am liebsten als wirkungsvolle Bekrönung an das Ende des Buches gerückt, während jetzt eine übrigens sehr gediegene Abhandlung von Joseph Schmidlin über „Das katholische Deutschland und die Heidenmission" den Beschluß macht.

In ihrer Gesamtheit enthalten die vorstehend aufgeführten Abhandlungen eine ebenso erschöpfende wie wirkungsvolle Widerlegung der französischen Anklageschrift, von der kein Stein auf dem anderen bleibt. Die Abwehr würde vielleicht noch wuchtiger ausgefallen sein, wenn die Verfasser darauf ausgegangen wären, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und all die Blößen und schwärenden Wunden am Körper des französischen Katholizismus aufzudecken. Schon ein flüchtiger Blick in Frankreichs Geschichte lehrte uns ja vorhin, wieviel häufiger und schwerer die „älteste Tochter der Kirche" sich an ihrer Mutter durch Taten und Gesinnung vergangen und versündigt hat als Deutschland. So grausam aber wollen die Verfasser unseres Buches, die sich die Mahnung des Papstes gesagt sein lassen, nicht neuen Zunder zu der schon bestehenden Erbitterung zu liefern, nicht mit den französischen Katholiken ins Gericht gehen. „Möchte unsere Abwehr", so ruft einer der Verfasser aus, „von keinem Tröpfchen der Geringschätzung gegen Frankreich und namentlich das kirchlich gesinnte Frankreich durchtränkt sein, kein Hauch des Hasses von ihr ausgehen!" So ist denn die Abwehr im Sinne vornehmer Ruhe, Sachlichkeit und Objektivität gehalten. Ein jeder Neutraler, der beides, Anklage und Verteidigung, halbwegs unbefangen miteinander vergleicht, kann nur zu dem Resultat kommen, daß die deutschen Katholiken weitaus bessere Katholiken als die Franzosen sind, und daß es um die deutsche Sache überhaupt viel besser bestellt sein muß als um die mit so niedrigen Mitteln vertretene Sache ihrer Gegner. Wir wollen es hoffen, daß die geplante und zum Teil wohl schon bewerkstelligte Übersetzung der Abwehrschrift in die englische, französische, holländische usw. Sprache ihr in den Kreisen der Neutralen eine weite Verbreitung verschafft.

Was uns Deutsche mit besonderer Freude an der Verteidigungsschrift unserer katholischen Brüder erfüllt, ist, daß sie sich nicht auf die Abwehr der direkt gegen den deutschen Katholizismus geschleuderten Angriffe beschränken, sondern sich überall solidarisch selbst mit dem größeren protestantischen Volksteil fühlen und erklären. Die Schrift ist ein Bekenntnis zum Deutschtum, wie es nicht wärmer und beredter ausgesprochen werden konnte. Es mögen nur die wundervollen Worte hierher gesetzt sein, mit denen Schrörs sein Bekenntnis zum deutschen Volkstum ablegt. „Wir lieben die Erde, auf der unsere Väter wohnten; wir lieben die Sprache, die uns die Mutter lehrte; wir lieben das Volk, zu dessen Stämmen wir gehören; wir lieben den Anteil an der Kultur, den der Schöpfer und Weltregierer uns gab. Niemand kann es uns verargen. Wir freuen uns des Vaterlandes, weil es nach langer Zerrissenheit Einigkeit und Leben wieder gewann und den Platz in Europa einnahm, auf den es nach Größe und Kraft ein Anrecht hat. Wir wollen festhalten an der nationalen und staatlichen Einheit, wie sie andere Völker des Erdteils besitzen und Frankreich am frühesten besaß und mit Eifersucht hütet. Wir schauen mit Treue und Ehrfurcht und Stolz auf den, der die kaiserliche Krone trägt, und vertrauen seinem Gerechtigkeitssinn und seinem großen Charakter. Vom Standpunkt der christlichen Weltordnung aus darf keiner es uns mißgönnen."

Von derselben Glut und Kraft vaterländischer Gesinnung sind auch die übrigen Aufsätze getragen. Selbstverständlich spricht aus allen ein star-

kes und selbst ein stolzes katholisches Bewußtsein, aber dieses Bewußtsein fühlt sich nicht als ein Staat im Staate, sondern als ein dienendes Glied des Ganzen, das dem Staatsleben geradeso gut, geradeso innig eingefügt sein will als der protestantische Volksteil, das diesem auch bereitwillig die Hände zur gemeinsamen Arbeit entgegenstreckt. Wie es August Pieper einmal ausdrückt: „Alle diese Kulturarbeit ist die Arbeit nicht etwa einer vom Volks- und Staatsleben isolierten katholischen Gruppe, sondern die Arbeit der deutschen Nation, ihrer Staatsgewalt, ihrer Gemeinden, ihrer freien sozialen Organisationen, das gemeinsame Werk von Katholiken und Protestanten." Derselbe Verfasser spricht auch mit hoher Anerkennung von der geachteten Stellung und dem weitreichenden Einfluß in der Volksgemeinschaft, welche die protestantische Mehrheit den deutschen Katholiken auf Grund ihrer Leistungen für das Gesamtleben der Nation zugestanden habe. Das bedeutet doch eine Höhe der Gesinnung und ein Grad des Gemeinsamkeitsgefühls, der von protestantischer Seite nicht warm genug anerkannt, nicht herzlich genug erwidert werden kann. Wahrlich wir haben allen Grund, den Verfassern von „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" für ein Buch zu danken, in dem das deutsche Bewußtsein und Solidaritätsgefühl unserer katholischen Brüder so stark und rein zum Ausdruck gelangt ist. Kein Zweifel, wir haben hierin eine der schönsten Offenbarungen des Weltkrieges, eine der größten Hoffnungen für unsere nationale Zukunft zu sehen. Und so hätte sich auch jene Schmähschrift der französischen Katholiken, indem sie den Unseren Anlaß gab, sich mit aller Glut und Innigkeit zu Deutschland, zu uns zu bekennen, nur als ein Teil jener Kraft erwiesen, die stets das Böse will, das Gute schafft!

Über englische Geschichtsschreibung.

Von Carl Brinkmann.

„Wenn die Geschichte unseres Landes je richtig erzählt werden soll, bedarf das Werk der Mitwirkung vieler Arbeiter, vor allem gelernter Arbeiter. Gegenwärtig gibt es keinen Ort in England, wo man die geeignete Ausbildung für diese Arbeit empfängt." [1]) Diese Feststellung eines der besonnensten unter den heutigen englischen Historikern verdiente Beachtung überall, wo man neuere englische Geschichtsschreibung beurteilt. Die Anstalt, der das Festland die Entstehung und Verbreitung einer kritischen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert am meisten verdankt, der akademische Unterricht, lehnt es drüben im Zusammenhang eines mittelalterlichen, praktisch-enzyklopädischen Bildungssystems großenteils noch immer ganz bewußt ab, die geringste Vorsorge für einen Forschungsbetrieb zu treffen, den jede zeitgemäße Elementarunterweisung eigentlich voraussetzt. Der festgefügte, allein auf wiederholte

1) A plea for the historical teaching of history. An inaugural lecture delivered on November 9, 1904 by C. H. Firth, M. A., Regius Professor of Modern History in the University of Oxford. Oxford, Clarendon Press, 1905.

schriftliche Prüfungen abgerichtete Studienkurs der sogenannten Modern History School läßt Lehrern und Studenten gleich wenig Zeit und Teilnahme für einzelne oder seminaristische Untersuchungen an den Quellen. Die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten aber, die es Männern wie Firth gekostet hat, ein solches System auch nur an einzelnen Stellen zu durchbrechen, enthüllen zugleich tiefere Ursachen dieser erstaunlichen Beharrung. Die englische Gesellschaft im ganzen legt offenbar zu wenig Wert auf die Früchte rein wissenschaftlicher Geschichtserkenntnis, um das Versagen der Hochschulen durch ein selbständiges Wachstum außerakademischer Gelehrsamkeit ausgleichen zu können. Was davon hier und da namentlich in mediävistischen Disziplinen lebt, wie in der Rechtsgeschichte seit Maitland oder der Diplomatik seit Round, hat in dem historischen Charakter der englischen Rechtswissenschaft und des englischen Familien- und Grundeigentumsrechts besonders starke praktische Antriebe oder doch Resonanzen. Wo das Wirtschaftsbedürfnis des Lebens leichter befriedigt wird, also namentlich für das dem politischen Tagesgebrauch unentbehrliche Wissen um neuere Geschichte, besteht nicht nur fast keine Nachfrage nach andern als den hergebrachten, im Grunde eben praktischen Fragestellungen und Methoden, sondern darüber hinaus zweifellos auch die Abneigung einer Jahrhunderte alten Gesellschaftsordnung gegen die Abenteuer einer unabhängigen Sozialwissenschaft. Ein Blick auf die hervorragendsten Leistungen der modernen englischen Historiographie über die neueren Jahrhunderte lehrt, daß sie in ungleich höherem Grade als die der andern Kulturvölker in den Grenzen des diplomatischen und biographischen Horizonts befangen geblieben ist. Während auf dem Kontinent beinahe allenthalben eine rastlose Entwicklung nicht nur lange über diesen Horizont hinaus gedrängt, sondern durch die draußen gewonnenen Ergebnisse auch ihn selbst wesentlich erweitert hat, scheint dieselbe Geschichtsschreibung, die in der Blüte des englischen Staats- und Sozialwesens im 18. Jahrhundert die ganze Tiefe des gesellschaftlichen Lebens für Europa entdecken half, heute gerade methodisch in einer seltsamen Erstarrung. In Deutschland oder Frankreich ermutigt das reifste Werk immer wieder dazu, das unreifste lediglich für einen Anfang zu halten; in England gilt wie von der künstlerischen so auch von der wissenschaftlichen Formung, daß einmal Erreichtes als breites Mittelmaß jeden Fortschritt zu Boden drückt. Journalismus, Nationalismus, Klassenstandpunkt und alle die andern Erbsünden der Geschichtsschreibung neuester Zeit, gegen die dort hart gerungen wird, sind hier in etwas geringerer Stärke und größerer Feinheit desto unausrottbarer eingenistet. So empfinde ich auch an jener berüchtigten Kriegskundgebung der akademischen englischen Historiographie[2]) nicht die Einzelheiten der diplomatischen Beweisführung als das eigentlich Peinliche. Abgesehen von ihrer vorläufigen Unzugänglichkeit für eine allseitige wissenschaftliche Nachprüfung kenne ich viele ebenso schlechte Arbeiten aus unserem eigenen Lager.[3]) Das wirklich Uner-

2) Why we are at war. Great Britain's case. By members of the Oxford Faculty of Modern History. Oxford, Clarendon Press.

3) So möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die journalistische Ausbeutung von Dostojevskijs Nationalismus gegen Rußland völlig auf einer Stufe mit der steht, deren sich die Engländer an Treitschke gegen uns schuldig machen.

trägliche liegt in der nach F. Bries treffender Bewertung[4]) unzweifelhaft nicht einmal bewußten Autosuggestion, mit der hier die oberflächlichste Zeitungsbetrachtung als leidenschaftsloses letztes Wort der zugleich verstehenden und richtenden Weltgeschichte sich gebärdet.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die heutige englische Geschichtsschreibung mußte ich vorausschicken, um recht verstanden zu werden, wenn ich das in Deutschland bisher freundlich aufgenommene Buch von G. P. Gooch „History and historians in the nineteenth century“ (London, Longmans, 1913) als ungenügende Lösung seiner Aufgabe beurteile. Es ist eine tüchtige echt englische Durchschnittsarbeit, aber eben darum für seinen Zweck, wie ich meine, mit Notwendigkeit unzureichend.

Die Geschichte der Historiographie im 19. Jahrhundert hat für die Geschichtswissenschaft des 20. eine praktisch völlig andere Bedeutung als die Untersuchung des gleichen Gegenstandes während irgendeiner früheren Zeit. Auch der Historiker, der sich nicht bewußt ist, den eigentlich wissenschaftlichen Betrieb seines Fachs dem verflossenen Jahrhundert zu verdanken, muß rein tatsächlich zu den Persönlichkeiten und Leistungen seiner unmittelbaren Vorgänger ein von jedem ähnlichen verschiedenes Verhältnis haben. Die Historiker aller früheren Zeiträume sind ihm in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle selbst anstatt Inhalt schon Gegenstand seiner Forschung geworden, seine Erkenntnis des von ihnen behandelten Objekts hat sich durch die unmittelbare Überlieferung mehr oder minder von ihrer Führung befreit. Die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts dagegen sind zunächst aus äußeren Gründen in ungleich größerem Umfang auch seine Quellen, weil ihre Nachprüfung an den wirklichen Überresten bei unendlich mehr Gelegenheiten praktisch unausführbar sein wird. Bis zu einer allerjüngsten Strömung aber, die die Quellenbereitung von der Quellenverwertung weitgehend trennen und eine durchaus sachlich - mechanische Technik dafür ausbilden zu wollen scheint, hat außerdem gerade das letzte historiographische Zeitalter mit der Massenhaftigkeit und Unübersehbarkeit seiner Quellenerschließung auch innerlich Subjekt und Objekt historischer Erkenntnis, Darstellung und Quelle auf unzähligen Gebieten ineinander verschmolzen und verflochten. Sei es daher, daß man die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts wissenschaftsgeschichtlich in ihrer Annäherung an gegenständliche oder methodische Ideale, sei es, daß man sie wie Eduard Fueter mit vorsichtiger Begrenzung in ihrer ästhetisch - literarischen Bedingtheit durch das allgemeine Geistesleben verstehen möchte, jedenfalls wird von der Tiefe solchen Verständnisses in eigentümlichem Maße die historische Gesamterkenntnis der Gegenwart mitbestimmt werden.

Goochs Rüstzeug für die Bearbeitung eines so gewaltigen und feinen Problems entstammt sichtlich der akademischen Modern History School: Es besteht im wesentlichen sachlich aus einem fleißig, aber mit eiserner Selbstbeschränkung zusammengetragenen Apparat von Materialien, hier den Werken der bedeutenderen Historiker des 19. Jahrhunderts und der nächstliegenden, meist unter ihrem Namen unmittelbar erreichbaren biographisch-kritischen Literatur über sie und ihre Schulen; methodisch vorwiegend aus einer unendlich eintönigen Aneinanderreihung von

4) „Der Tag“ 22. Oktober 1914.

Inhaltsangaben und Beurteilungsversuchen lediglich unter schulmäßig formallogischen Gesichtspunkten, eintönig eben wegen der ganz und gar typischen Dosen von Verständlichkeit, Unparteilichkeit und (leider auch) Stilornamentik und Witzigkeit, vor der der Kenner moderner englischer Essayistik nachgerade zu fliehen gelernt hat. Der trokkenste festländische Gelehrte, wie er die Vogelscheuche des englischen Bildungsphilisters zu sein pflegt, hätte aus dem gleichen Rohstoff doch ein erheblich wertvolleres Werk gemacht, einfach weil er in der Bearbeitung nie bis zu dieser entsetzlichen verwischenden und abstumpfenden Blüte gediehen wäre.

Schon der Titel zeigt, daß Gooch die Schilderung von Persönlichkeiten am Herzen lag. Die Hälfte seiner Kapitelüberschriften und damit doch wohl entsprechender Begriffsbildungen und Induktionsreihen trägt die Namen einzelner Männer, nicht immer von Großen oder Führern (es begegnen Lecky, Seeley, Creighton, aber nicht Buckle, Tocqueville, Burckhardt). Wie werden, denkt man im Anblick dieses Mangels an Augenmaß, die absoluten Größen seines Zeitraums bei ihm herauskommen. Bei einem Nichtdeutschen wird es vielleicht nicht wundernehmen, daß seine Ehrerbietung vor Jacob Grimm oder Leopold Ranke im Grunde äußerlich an der Sichtbarkeit ihrer Werke und Schulen haftet und uns diese Väter aller unserer historiographischen Form deshalb wider Willen fast mehr in ihrer notwendigen und lehrreichen Begrenztheit gegen die unvollendbare Aufgabe zeigt, als daß sie irgend in ihr überragendes Ausschließliches ahnend hinabstiege. Sehr empfindlich aber wird der Mangel an geistiger Gemeinschaft gegenüber den ganz wenigen historiographischen Helden Englands. Wenn Carlyles Bedeutung in der Tat nur selten in dem Ergebnis seiner Intuition liegt, so war doch, wenn eines, dies Buch der Ort, der endlich zu einer reineren Würdigung des größten aller bürgerlichen Historiker, Macaulays, verpflichtete. Hier wäre es darauf angekommen, jenseits aller Unerbittlichkeit der Kritik gegen die begriffliche Leistung jenen andern, den „großen unbewußten Macaulay" zu enthüllen, über den erst neulich G. K. Chestertons Victorian Age in Literature so Wundervolles gesagt hat und der am jungen Anfang jener degenerierten akademischen Tradition Englands die geschichtliche Welt aus wirklich griechischem, wirklich humanistischem Auge zurückstrahlt. Ebensowenig Empfindung hat auf kleinerem und feinerem Felde der moderne Engländer etwa für die Auferstehung, die der Witz und die Schärfe der mittelalterlichen englischen Jurisprudenz in dem scheinbar so ungezogenen Stil Maitlands feiern. Doch genug der Beispiele, die beweisen, was wir je nach dem Volkstum der Temperamente verschieden auch auf dem Festland nur zu oft erfahren: Daß die intuitive Geschichte zu unserer Zeit aufgehört hat, im Bereich des historischen Handwerksbetriebes zu liegen.

Für eine wissenschaftliche, d. h. begriffliche und ursacherklärende Bewältigung des Themas boten sich ganz naheliegende Prinzipien dar. Wohl als das nächste von einem individualisierenden Verfahren aus die so offenkundige Einordnung der historiographischen Ereignisse in den Lauf der Staaten- und Gesellschaftsschicksale während des 19. Jahrhunderts. Wie in Weltkrieg und Weltfrieden die Romantik ihren großen materialen und methodischen Erkenntnisplan auch über das geschichtliche Le-

ben auswirft, wie dann die wachsende nationale Differenzierung die geschichtswissenschaftliche Arbeit an alten und neuen Perioden, von Droysen, Thiers und Froude zu Ficker, Guérard und Kemble unerbittlich in ihren Dienst zwingt, wie endlich der neue europäische Friede nach dem Deutsch-Französischen Krieg einen großartigen Internationalismus der Bestrebungen, Gebiete, Methoden überall einleitet, das ist das schematische Bild allgemeinster Zusammenhänge, die völlig ihre aufhellende Kraft verlieren, wenn wie bei Gooch durch gelegentliche persönliche Hinweise da und dort in Zeit und Raum von ihnen die Rede ist. Denn natürlich rächt sich der Mangel solcher Prinzipien vor allem auch in heuristischer Beziehung. Man findet auch das besonderste Einzelne nur da, wo man vom Allgemeinen aus danach suchte, und es ist sehr merkwürdig, daß gerade die subjektivistisch-idealistische Geschichtsmethodik der Gegenwart in der Praxis immer wieder völlige Gefühllosigkeit für den Wert induktorischer Oberbegriffe zeigt und so sklavischer als je dem zufällig gegebenen Objekt anheimzufallen droht. Auch ein Ausländer (dessen Darstellung doch so viel kleine Leute ungebührlich ehrt) hätte sonst wohl wenigstens mit einem Wort die Gruppe der ersten preußischen Staatshistoriker, die G. W. v. Raumer und Rumohr, Riedel und Stenzel, Preuß und Förster erwähnt, deren noch mehr kultureller als politischer Gegensatz gegen die populäreren Süddeutschen so viel dazu beiträgt, den Niebuhr-Rankeschen Kritizismus aus seiner wunderhaften Vereinzelung herauszuheben. Pedantischer kann man Haupt- und Nebensache jedenfalls nicht vertauschen als Gooch im Kapitel über historiographische Gewissensfragen eines ganzen Volkes, wie es die Französische Revolution und Napoleon für die Franzosen stets gewesen und bis heute geblieben sind, denn klarer hat die Weltgeschichte der Historiographie wohl selten das Ringen aller Klassen einer Gesellschaft in den Wandlungen ihres Vergangenheitsbewußtseins gespiegelt; hier aber erscheint der Sozialismus Louis Blancs beinahe wie eine persönliche Velleität, Tocqueville, der große Entdecker der absolutistisch-demokratischen Kontinuität, als „a Catholic and a royalist", und von Taine erfährt man so obenhin, daß die deutsche Invasion seinem Leben eine ganz neue Richtung gegeben habe. So entgehen schließlich selbst dem Engländer die tiefen Wurzeln, die die Geschichtsschreibung eines Froude mit dem antiliberalen Imperialismus Jungenglands, die eines Acton (er gehörte, statt mit Maitland zusammen, unbedingt ins Kapitel über den Katholizismus) mit der sublimen englischen Form des demokratischen Ultramontanismus verknüpfen.

An dem anderen, immanenten Maßstab aller Wissenschaftsgeschichte, der Vervollkommnung der Forschung, konnten die Leistungen des 19. Jahrhunderts für die geschichtliche Erkenntnis in strengerer Betrachtung gemessen, neben den äußeren Anstößen aus der sozialen Gesamtentwicklung so die inneren Selbstzeugungsvorgänge der Probleme und Schulen in ihr Recht gesetzt werden. Aber auch dazu fehlt es bei Gooch an der bescheidensten Aufmerksamkeit auf die sachlichen Fortschritte, die über so grobe Gebietsumgrenzungen, wie die geographischen oder chronologischen, und so grobe materielle Tatsachen, wie Büchererscheinungen, Ausgrabungen oder Anstaltsgründungen hinausreichen. Gewiß werden als komparative Materialsammlungen Übersichten wie die

über Byzantinistik und griechische Altertumswissenschaft (von denen hauptsächlich Mommsens wegen die römische abgetrennt ist), Orientalistik, Kirchengeschichte, die Vereinigten Staaten, und namentlich die „Minor Countries“ (ich wage aus Höflichkeit nicht zu übersetzen) Österreich, Italien, Spanien, Portugal, Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland und Polen gerade in ihrem Nebeneinander der allgemeinen Berufsbildung des Historikers förderlich sein, auch wenn sich von selbst versteht, daß diese Abrisse mit der zunehmenden Kürze auch unter immer größerer Willkürlichkeit der Behandlung leiden. Ganz ungeschieden sind die Gesichtspunkte des historischen Schrifttums in einem Land oder über ein Land, so daß bei den historiographisch unselbständigen häufig die deutschen Forscher der Heeren-Ukertschen Staatengeschichte erscheinen — ein seltsamer Übergang in die reine Quellenkunde. Der historische Roman, der für die Hauptländer (außer etwa bei Freytag) mit einem gewissen Recht fern bleibt, tritt für Italien und die Schweiz (Meyer, nicht Keller!) sichtlich als Lückenbüßer auf; seine zugleich edelste und eigenartigste Erscheinung bei Tolstoj hat dem noch nicht verbündeten England offenbar schon zu fern gelegen. Die Wirtschaftsgeschichte hat keinen besonderen Abschnitt.

Völlig im dunkeln muß vor einer solchen Beobachtung der eigentliche Brennpunkt aller Geschichtsforschung liegen, wo aus den großen (oder kleinen) quantitativen Eroberungen fast unvermerkt die entscheidenden qualitativen Änderungen ihres theoretischen Wesens abfolgen, ein Prozeß, dem keine stoffliche Einteilung der Wissenschaft auch nur annähernd gerecht wird, weil er allen Stoffgebieten grundsätzlich gemeinsam ist. Was ist es, das kommenden Jahrhunderten als die Grundfarbe der heutigen historiographischen Bildungsstufe und damit als die herrschende wissenschaftliche Strömung ihrer Vorbereitungszeit entgegentreten wird? Mir scheint, es ist das unvermeidliche Zusammentreffen aller möglichen materialen Erweiterungstendenzen mit den Lösungen oder Richtungen jener großen systematischen und theoretischen Arbeit, die als das Erbe der Aufklärung und des klassischen Zeitalters von den romantischen Anfängen dieser selben Tendenzen zunächst hatte beiseite geworfen werden müssen, und es sind die beiden beherrschenden Entdeckungen, die sich die Geschichtswissenschaft auf diese Weise[5]) von der Erfahrung her neu gesichert hat: die der gesetzmäßigen Forschung am subjektiven und die der gesetzlichen Lebensgemeinschaft am objektiven Ende der Erkenntnis. Der flüchtigste Blick genügt, um zu beweisen, was anderseits die gründlichste Beleuchtung aller historischen Disziplinen nicht zu erschöpfen vermöchte, daß jeweils gerade die scheinbar uferlose Ausdehnung der Forschung aufs entlegene Einzelne, die Privaturkunde, den Papyrus, den anthropologischen Fund, die Flurkarte, am sichersten und schnellsten zu jenen theoretisch-systematischen Grundbeziehungen des geschichtlichen Lebens zurückgeführt hat. Wo der geheimnisvolle Reichtum dieser Wechselbefruchtung zu schildern wäre, entläßt Goochs Schlußkapitel über Kulturgeschichte (History of Civilization) die Leser seines Buches mit dem Eindruck trockenster Leere. Die Notiz, daß Comtes Gesetz der drei Sta-

5) Einige Stationen dieses Wegs habe ich in meinem Aufsatze über Apelt und Buckle im Arch. f. Kulturgesch. 11 (1913), 310 ff. zu zeichnen versucht.

dien „a suggestive hypothesis" gewesen sei, bezeichnet die unsägliche Flachheit, mit der hier die vorgestrige communis opinio des gelehrten Journalismus vorgetragen wird. Die Inhaltsangabe der ebenso berühmten wie bedeutungslosen Polemik zwischen Dietrich Schäfer und Eberhard Gothein wirkt als (von Lamprecht, Steinhausen und Breysig abgesehen) letztes Dokument der deutschen Geschichtswissenschaft geradezu irreführend, nachdem inzwischen in jahrzehntelanger innerer Arbeit der universalste unserer Mediävisten seiner staatlichen Geschichtsauffassung einen ganz neuen Unterbau wirtschaftlich-geographischer Gesetzmäßigkeiten gegeben hat.

Goochs Buch ist schlecht genug und (auch das möchte ich wiederholt betonen) gut genug, um aller Voraussicht nach eine weite Verbreitung zu finden. In Deutschland wenigstens sollte man bei aller Dankbarkeit für das Gute namentlich den Antrieb und die Warnung beherzigen, die in dem Schlechten und seinen Gründen liegen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Deutsch-romänische Beziehungen. Es dürfte vielleicht wenig bekannt sein, daß Romänien unter allen Balkanstaaten das beste Hochschulwesen besitzt. Es hat zwei Universitäten, je eine Technische Hochschule, höhere Handelsakademie, Landwirtschaftliche Hochschule usw. In fast allen anderen Balkanstaaten dagegen finden sich nur größere oder kleinere Anfänge von Universitäten, und von Technischen Hoch- oder Mittelschulen kann noch gar keine Rede sein. An diesen romänischen Hochschulen studieren eine große Anzahl von Studenten aus dem Königreiche selbst und auch viele aus den benachbarten Ländern. Obwohl man also in Romänien selbst für jeden Beruf akademische Bildung erlangen kann, wandern doch eine große Schar von Studierenden nach dem Auslande. Es ist bezeichnend für die starke Entwicklung des romänischen Staates, daß die Zahl der Studenten im Inlande wie im Auslande in stetigem Steigen begriffen ist, und man kann ruhig behaupten, daß die Romänen jährlich Millionen für das Studium im Auslande anwenden.

Deutschland hat durch die riesigen Fortschritte seiner Industrie, Technik und Wissenschaft einen immer größeren Einfluß in allen Ländern des nahen Ostens gewonnen, und somit haben immer größere Scharen von Studierenden dieser Länder deutsche Universitäten und Hochschulen besucht. Die Vorteile, die Deutschland aus diesem Zuströmen genießt, liegen auf der Hand, denn die deutsche Sprache und die deutsche Wissenschaft finden eine immer größere Verbreitung, und zu gleicher Zeit gewinnen Handel und Industrie einen stetig wachsenden Einfluß. Ein Ingenieur zum Beispiel, welcher in Deutschland studiert hat, ist der idealste Abnehmer für deutsche Waren. Er wird immer, unter allen Umständen die Fabrikate des Adoptivlandes bevorzugen.

Ein klassisches Beispiel hierfür bietet Romänien, das fast nur aus Deutschland importiert, obwohl England und Belgien die Hauptabnehmer des romänischen Getreides waren. Von Jahr zu Jahr wächst der Handel Deutschlands mit Romänien, und obwohl vom Staate keineswegs gefördert, obwohl auch die deutsche Sprache bedeutend schwieriger für den Romänen zu erlernen ist wie die französische, wuchs der Besuch deutscher Hochschulen durch romänische Studenten ins Riesenhafte, zwei mächtige Kaiserreiche, Rußland (33 mal größer) und Österreich-Ungarn (12 mal größer), überholend. Die folgende Statistik der Königlichen Technischen Hochschule zu Charlottenburg spricht eine beredte Sprache.

Nach diesen amtlichen Feststellungen hat sich in einem Zeitraum von 14 Jahren die Zahl der romänischen Studenten dieser Hochschule von 38 auf 172 erhöht, also beinahe verfünffacht. Sehr interessant sind auch die Beziehungen Bulgariens zu Deutschland. Die Zahl der Bulgaren stieg von Null auf 52 Mann, also auch eine sehr starke

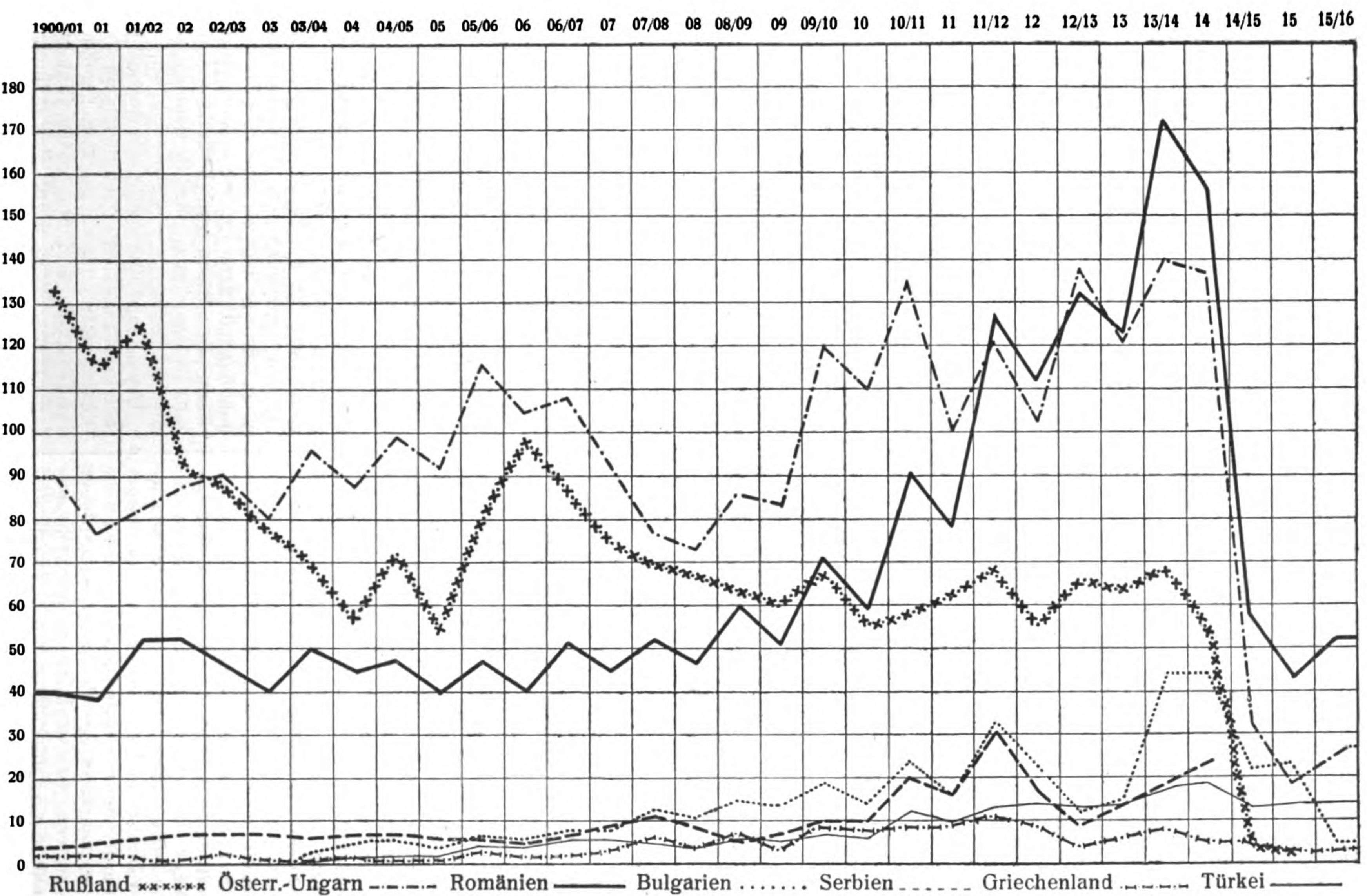
Zunahme. In Rumänien ist die deutsche und französische Sprache auf dem Gymnasium obligatorisch; in Bulgarien dagegen waren Russisch obligatorisch und Deutsch oder Französisch fakultativ. Rumänien war der einzige und erste Balkanstaat, welcher seine Armee nach deutschem Muster organisierte, und nach dem Balkankriege verhöhnten alle Nachbarn die Rumänen wegen ihres „wertlosen Kruppschen Geschützes“. Rumänien besitzt die größten Getreidespeicher Europas sowie eine bedeutende Mühlen- und Petroleumindustrie, und auch auf diesen Gebieten hat die deutsche Industrie und Finanz die führende Rolle. Der rumänische Staat hat alle Anleihen, ohne Ausnahme, in Deutschland aufgenommen, und Rumänien war ein größerer Abnehmer deutscher Waren als der ganze übrige Orient. Die deutsch-rumänischen Beziehungen hatten in vierzig Jahren gegenseitiger Harmonie und Verständnisses einen derartig innigen Charakter erhalten, daß mir hier der Raum fehlt, dieses Thema zu erschöpfen. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß wie die Rumänen große Vorteile hatten, indem sie das nötige Kapital und die erforderlichen technischen Führer aus Deutschland erhielten, so auf deutscher Seite wiederum die nötigen Rohstoffe billig bezogen wurden und das Kapital in Rumänien äußerste Sicherheit und Rentabilität fand. Es sind denn auch die Fälle, wo das deutsche Kapital mit sehr großem Gewinn arbeitet, außerordentlich häufig.

Leider ist man in Deutschland mit nicht genügendem Verständnis den rumänischen Fragen entgegengekommen. Es ist auch sehr wenigen Kreisen bekannt, daß die Deutschen in Rumänien immer aufs wohlwollendste aufgenommen wurden. In der ganzen Welt gibt es keine deutsche Auslandschule, die sich mit denen aus Bukarest vergleichen könnte, und es muß betont werden, daß das Deutsche Reich sehr spät und in ungenügender Weise, diese Schulen unterstützt hat. Vielmehr war es der rumänische König und die rumänischen Staatsmänner, welche von Anfang an die Schulen durch bedeutende Schenkungen förderten. Die rumänischen Zöglinge dieser Schulen zählten zu vielen Hunderten; in den deutschen Turn- und Gesangvereinen verkehrten und waren Mitglieder eine große Anzahl Rumänen, man lernte die deutsche Sprache mit dem größten Eifer. Die Behauptung,

Statistik der Studierenden aus den Balkanländern, Österreich-Ungarn und Rußland von 1900—1915.

	1900/1901	1901	1901/1902	1902	1902/1903	1903	1903/1904	1904	1904/1905	1905	1905/1906	1906	1906/1907	1907	1907/1908	1908
Griechenland	—	—	1	1	2	1	1	2	1	1	3	2	2	3	6	4
Türkei	2	2	2	—	—	—	1	2	2	2	4	4	6	6	5	4
Serbien	4	5	6	7	7	7	6	7	7	6	6	5	7	9	11	9
Bulgarien	—	—	—	—	—	—	3	5	6	4	7	6	8	8	13	11
Rumänien	40	38	52	52	46	40	50	45	47	40	47	40	51	45	52	47
Österr.-Ungarn	90	77	115	88	90	80	96	87	99	92	116	104	108	92	87	73
Rußland	133	115	125	92	87	77	70	57	72	54	81	98	86	74	69	67

	1908/1909	1909	1909/1910	1910	1910/1911	1911	1911/1912	1912	1912/1913	1913	1913/1914	1914	1914/1915	1915	1915/1916
Griechenland	7	3	9	8	9	9	11	9	4	6	8	5	5	2	3
Türkei	6	5	7	6	12	10	13	14	13	14	18	19	13	14	14
Serbien	5	7	10	10	20	16	21	17	9	14	19	24	—	—	—
Bulgarien	15	14	19	14	24	16	33	23	12	15	55	54	22	23	5
Rumänien	60	51	71	59	91	79	127	112	132	123	172	156	58	43	52
Österr.-Ungarn	86	83	120	110	135	100	121	103	138	121	140	137	33	19	25
Rußland	63	60	67	55	58	62	68	55	65	63	70	67	4	2	2


1900/01 01 01/02 02 02/03 03 03/04 04 04/05 05 05/06 06 06/07 07 07/08 08 08/09 09 09/10 10 10/11 11 11/12 12 12/13 13 13/14 14 14/15 15 15/16
180 170 160 150 140 130 120 110 100 90 80 70 60 50 40 30 20 10 0
Rußland ×××××× Österr.-Ungarn -·-·- Rumänien —— Bulgarien ...... Serbien ----- Griechenland -ı-ı-ı- Türkei ——

die romänischen Studenten studierten vorwiegend in Frankreich, ist durchaus irrig. Eine weit größere Anzahl studiert in Deutschland, und man kann leicht beweisen, daß die Mehrzahl der romänischen Staatsmänner von M. Kogâlniceanu bis zu T. Maiorescu deutsche Universitäten besucht haben. Auch die meisten Universitätsprofessoren haben deutsche Bildung, und bemerkenswert ist, daß der größte Dichter den das romänische Volk gehabt hat — M. Eminescu — von deutschem Wissen und Denken beeinflußt worden ist. Außer für Jus und Mathematik bevorzugt der Romäne immer deutsche Universitäten. Es ist unnötig zu sagen, daß die Pariser Technische Hochschule eine weit geringere Anzahl Romänen beherbergt als die Charlottenburger. Es muß betont werden, daß schon auf dem Gymnasium auf die Erlernung der deutschen Sprache sehr großer Wert gelegt wird. So hatten zum Beispiel an dem „Lyceum Lazar" in Bukarest, einer der besten Schulen Romäniens, die meisten Professoren ihre Bildung in Deutschland genossen. Dem Besucher müssen schon beim Durchwandern der Gänge und Säle die vielen Kunstreproduktionen deutscher Meister auffallen. Auch die Schulbibliothek hat eine reichliche Auswahl deutscher Autoren. In den Jahren meines Besuches dieser Lehranstalt gab sich der Professor für deutsche Sprache — einer der besten romänischen Pädagogen, der auch im Unterrichtsministerium hohe Stellen bekleidet hatte — die größte Mühe, das Verständnis seiner Schüler für deutsches Wissen und Denken zu erwecken. So hatte, unter seiner Leitung, jede Klasse einen Lesezirkel gegründet, und einmal wöchentlich versammelten sich die Schüler in seiner Wohnung, wo dann die Meisterwerke der deutschen Literatur vorgelesen und erläutert wurden. Es wurden Stellen aus Klopstock, Lessing, Goethes Götz und Faust, Schillers Tell usw. mit verteilten Rollen vorgelesen. Auch wurden Werker neuster Erscheinung vorgelesen: Oswalds Große Männer, H. S. Chamberlains Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, Springers Kunstgeschichte, Ebbinghaus' Psychologie u. a. m. Auch an den anderen Schulen lehrten viele Lehrer, welche in Deutschland studiert hatten, und überall wurde die größte Sorgfalt auf die Erlernung der deutschen Sprache verwendet. Jeder Deutsche, welcher Bukarest oder eine andere Stadt Romäniens bereist, kann sich mit allen Gebildeten auf deutsch verständigen. Also von einem Haß gegen Deutschland kann im Ernst keine Rede sein. Die starke gegen Österreich-Ungarn gerichtete Stimmung aber hat mit den deutsch-romänischen Beziehungen wenig zu schaffen. Sowohl in politischen, wirtschaftlichen wie auch in verkehrstechnischen Fragen haben Romänien und Deutschland gemeinsame Interessen. Romänien muß vor der russischen Gefahr Schutz bei Deutschland suchen. Beide Staaten haben sehr großes Interesse daran, daß die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und auf der Donau vollkommen frei bleibt. Anderseits spielt romänisches Getreide in der Ernährung Deutschlands eine wichtige Rolle.

Auch im Verkehr Deutschlands mit der Türkei gebührt den Romänen der erste Platz, da sie die Donaumündungen und die besten Donauhäfen besitzen. Auch sind die romänischen Eisenbahnen viel zahlreicher und leistungsfähiger, und die Strecke Berlin—Bukarest — Constanza —Konstantinopel ist der kürzeste Weg. In Zukunft werden die romänischen Ingenieure ihre Hauptbestrebungen auf den immer besseren Ausbau der Verkehrswege nach dem Orient richten müssen. Wenn die großen Kanalbauten in Deutschland und Österreich verwirklicht werden sollten, so wird man auch in Romänien entsprechende Bauten ausführen. Die Frage wird jetzt schon lebhaft erörtert, und alle stimmen darin überein, daß eine Erweiterung der Donau auch Romänien großen Vorteil bringen wird. Die Arbeiten, welche auf dem unteren Teil des Stromes ausgeführt werden müßten, wären:

1. Ein guter Kanal am Eisernen Tor.
2. Ein Kanal an den Donaumündungen von Cernavoda bis Constanza.
3. Ein weiterer Ausbau der Donauhäfen.

Der Verkehr mit Bulgarien muß viel mehr gefördert werden, als dies bis jetzt der Fall war. Dazu ist der Bau mehrerer Donaubrücken notwendig geworden. In Romäniens Interesse liegt es, eine gute Bahnverbindung mit dem Ägäischen Meer zu besitzen. Die Häfen von Saloniki und Cavalla spielen im Handel Romäniens eine wichtige Rolle.

Deutschland obliegt für die Zukunft gerade in den Balkanfragen eine schöne Rolle. Die Gegensätze müssen geglättet, gemildert, das gegenseitige Mißtrauen beseitigt werden. Wenn dieses Werk nicht gelingt, ist

alles Mühen um den Balkan vergeblich gewesen. Es muß ein längerer, dauernder Friede dort kommen, denn alle sind ruhe- und erholungsbedürftig. Gerade Románien kann hier mildernd und beschwichtigend wirken.

Ich habe bis jetzt manche Vorzüge Romäniens erwähnt, warum sollte ich auch unsere argen Schwächen verschweigen? So die große Zahl der Analphabeten, verbunden mit der Armut der Bauern. Bis jetzt hat man mehr seine Aufmerksamkeit auf den Ausbau des Hoch- und Mittelschulwesens gerichtet und so manches im Volksschulwesen unterlassen. Eng verbunden mit dieser Frage ist der Bodenhunger des romänischen Bauers und die zu großen Latifundien der Gutsbesitzer. Viele Bauern besitzen zu kleine Bodenparzellen und sind so schlechter daran als diejenigen, welche überhaupt keinen Grund und Boden haben. In letzter Zeit sind aber beträchtliche Summen für die Volksschulen verwendet worden, und die Genossenschaftsbewegung hat erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Die Steigerung der Produktionsfähigkeit Romäniens ist für Deutschland außerordentlich wichtig, denn das Königreich liegt viel näher an Deutschland als Anatolien. Auch sind die Vorbedingungen für eine steigende Vermehrung der Produktion durchaus gegeben. Schon heute ist der Durchschnittsertrag des Hektars größer in Romänien als in Ungarn und Bulgarien.

Im Jahre 1911 beauftragte das romänische Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Kommission von Ingenieuren mit der Ausarbeitung eines Planes der künstlichen Bewässerung der Donauebene. Nach dem Entwurf des Herrn Ingenieurs Al. Davidescu wäre die ganze Ebene zwischen den Flüssen Arges, Siret und Donau für Bewässerung geeignet. Es handelt sich um eine Fläche von ca. 1 300 000 Hektar. Im Sommer des Jahres 1915 berief die Nationale Gesellschaft für Ackerbau den berühmten Ingenieur und Fachmann Sir William Wilkocks. Seine Berichte sind soeben veröffentlicht worden. W. Wilkocks zweifelt durchaus nicht an der Möglichkeit der Ausführung des Projektes. Um die Rentabilität festzustellen, sollen vorläufig in zwei Dörfern Bewässerungsarbeiten ausgeführt werden. Die Frage beschäftigt romänische Kreise in hohem Maße, und für die Industrie sowie für die Versorgung Deutschlands ist sie auch sehr wichtig. Übrigens sind in Romänien schon manche beachtenswerte Leistungen auf dem Gebiete der Technik vollbracht worden; ich erwähne nur den Bau der längsten Brücke Europas, der Donaubrücke bei Cernavoda, sowie den Bau einer Röhrenleitung von der ungarischen Grenze bis zum Schwarzen Meer (Câmpina—Constanza), in welcher das Petroleum, Benzin und Rohöl auf pneumatischem Wege auf Hunderten von Kilometern befördert wird. Diese Röhrenleitung hat ihresgleichen nirgends in Europa. Auch sind die größten Getreidesilos Europas in den romänischen Häfen.

Um ein kleines Beispiel zu geben, welche wichtige Rolle Romänien in der Ernährung Deutschlands spielt, sei erwähnt, daß zirka 54% der gesamten Ernte jährlich ausgeführt werden. Der romänische Ackerbauminister konnte sich vor kurzem rühmen, Romänien hätte innerhalb weniger Wochen Getreide für über eine Milliarde Franken verkauft. Sowohl die Landwirtschaft wie auch die Petroleum-, Mühlen- und Nährmittelindustrie sind in Romänien noch in hohem Maße entwicklungsfähig. Auch der Fischfang, die Vieh-, Eier- und Obstausfuhr könnten leicht um ein Vielfaches gesteigert werden. Dies alles bedingt einen starken Verbrauch an Kapitalien und Maschinen aller Art. Gerade auf wirtschaftlichem Gebiet ergänzen sich Deutschland und Romänien vollkommen. Zu beklagen ist, daß im gegenwärtigen Augenblick, wo die günstigste Gelegenheit wäre für deutsche Waren, den romänischen Markt zu versorgen, unnötige Formalitätsschwierigkeiten den Handel stark hemmen. Vor einigen Tagen beklagte sich ein Großkaufmann, daß es leichter sei, aus Deutschland Kriegsmaterial zu beziehen als — Nürnberger Puppen. Für erstgenannte Waren wird nach dem Kompensationsverfahren getauscht, während es für Stapelartikel, an denen in Deutschland Überfluß herrscht, ungemein schwierig ist, eine Ausfuhrbewilligung zu erhalten. Auch wird in Kreisen der romänischen Landwirte mit Recht behauptet, Deutschland schädige sich selbst, wenn es die Ausfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen erschwert, da durch dieses die zukünftige Ernte beeinträchtigt wird. Überhaupt muß man mit Bedauern feststellen, daß auch in einem Teil der deutschen Presse die Stimmung und Lage in Romänien in einem falschen Lichte gezeigt wird. Sicher hat auch anderseits manches gelesene romänische Blatt nicht weniger

große Irrtümer begangen. Es wäre durchaus falsch, bei den Romänen von irgendwelchen Sympathien für Rußland und auch für Österreich-Ungarn zu sprechen. Den Deutschen aber achtet und schätzt jeder Romäne, und es ist fraglich, ob selbst die Franzosen mehr Sympathien besitzen, wenn ich auch nicht bestreiten will, daß die Romänen Frankreich lieben. Die viel größere Zahl der Studenten an deutschen als an französischen Universitäten, die wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen zu Deutschland beweisen dieses zur Genüge.

Die Zahl der deutschen Einwanderer nach Romänien stieg von Jahr zu Jahr. Mancher deutsche Schmiede- oder Tischlergeselle ist dort millionenreicher Fabrikant geworden. Neben den unzähligen Vereinen, guten Schulen usw. erschien auch eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache. Man zeige mir ein anderes Land, das so viel Toleranz und Zuvorkommen gegen die Deutschen gezeigt hat wie Romänien. Allerdings war wohl auch keine Freundschaft so gewinnbringend für beide Teile.

Berlin, den 5. April 1916.

Florea Maior.

Arthur Dix: Bulgariens wirtschaftliche Zukunft. Leipzig 1916, S. Hirzel.

Arthur Dix, den der große Krieg im feldgrauen Kleid nach Sofia geführt hat, genießt als Wirtschaftspolitiker einen guten Ruf. Daß der nicht unverdient ist, zeigt auch die vorliegende Schrift. D. hat sich vortrefflich in den Stoff eingearbeitet und weiß ihn so klar darzustellen und so übersichtlich vor uns auszubreiten, daß auch der Leser an dem Büchlein seine Freude haben wird, den die darin behandelten Fragen nicht allzuviel angehen. Sogar der Umstand, daß die Hoffnungen des Verfassers, der Bulgarien beispielsweise schon einen Strom deutscher Touristen verheißt, die auf einer Zahnradbahn zum Witosch emporklimmen und an der bulgarischen Küste der Ägäis die lateinische Riviera entbehren lernen, mitunter doch etwas zu rosig erscheinen, tut dem Werte dieser Schrift keinen Eintrag. Freuen wir uns lieber dessen, weil auch solche Äußerungen die augenblickliche Stimmung in der bulgarischen Hauptstadt zu ihrem Teile kennzeichnen dürften!

Zweierlei sucht D. überall in den Vordergrund zu rücken, erstens die Tatsache, daß Bulgarien in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung erlebt hat, und zum anderen die grundlegende Wahrheit, daß die wirtschaftlichen Bestrebungen Bulgariens und seiner Verbündeten einander nicht durchkreuzen, sondern aufs beste ergänzen, so daß jeder Bundesgenosse mit der richtigen Förderung seiner eigenen Interessen notwendigerweise auch der Wirtschaftpolitik der größeren Gemeinschaft wichtige Dienste leisten muß. Dort, wo der Verfasser uns hiervon spricht, gewinnen wir mitunter beinahe den Eindruck, als ob er sich weniger an den deutschen Leser wendet als an jene Bulgaren, die ihm gegenüber Bedenken äußerten, daß der Waffengenosse von heute in Kürze zum übermächtigen Konkurrenten werden könnte.

Die raschen Fortschritte des jungen Bulgariens zu kennzeichnen, fällt D. nicht schwer; braucht er doch nur die Summen, welche das Land in verschiedenen Jahren für landwirtschaftliche Maschinen (1900: 605 000, 1904: 1 500 000 und 1912: 6 900 000 Leva) und für Unterrichtszwecke (1886: 1 500 000, 1906: 13 200 000 u. 1911: 22 700 000 Leva) aufwandte, nebeneinanderstellen, um uns zu zeigen, wie schnell sich der Aufstieg im letzten Menschenalter vollzogen hat. Ebenso leicht ist der Beweis zu erbringen, daß Deutschland durch seinen Überschuß an industriellen Fabrikaten die beste wirtschaftliche Ergänzung Bulgariens darstellt, das auf die Ausfuhr von Lebensmitteln angewiesen ist und dauernd industrielle Zufuhren aus technisch fortgeschrittenen Ländern verlangt.

Alles in allem dürfen wir D. jedem, der sich möglichst schnell über die wirtschaftliche Lage unseres jüngsten Bundesgenossen unterrichten will, als zuverlässigen Gewährsmann empfehlen. Mögen wir in manchen Dingen (z. B. hinsichtlich der Zukunft Makedoniens) auch weniger optimistisch denken, so leben wir doch ebenso der frohen Zuversicht, daß die deutsch-bulgarische Freundschaft zum Segen beider Parteien den großen Weltkrieg lange überdauern wird, denn „die festesten Bande lassen sich immer da knüpfen, wo der Empfangende zugleich gibt und der Gebende zugleich empfängt".

Professor Fritz Braun, Graudenz.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 9 1. JUNI 1916

Staatsgewalt und bürgerliche Freiheit.

John W. Burgeß, The Reconciliation of Government with Liberty.[1])

Von Heinrich Triepel.

I.

Jedermann weiß, daß die Staaten des Vierverbandes zu keinem andern Zwecke das Schwert gezogen haben, als um der guten Sache der „Zivilisation" und der „Freiheit" gegenüber deutscher Vergewaltigung zum Siege zu verhelfen. Deutschland ist es bekanntlich, das die Freiheit der kleinen Völker, die Freiheit Europas, die Freiheit der Welt bedroht. Deutschland muß folglich vernichtet werden. Wenigstens das Deutsche Reich in seiner jetzigen Gestalt. Denn seine Verfassung, ein Geschöpf des eroberungssüchtigen Preußen, hat dessen Militarismus auf den Thron erhoben und seinen Despotismus zu einer Gefahr für die Menschheit gemacht. Das deutsche Volk, in seiner Mehrheit dem Preußentume abhold, wartet im Grunde selbst auf seine Befreiung und wird den Sieger segnen, der es aus drückender Knechtschaft erhebt.

Von den Staatsmännern, die sich nicht scheuten, solchen Unsinn zum Inhalte amtlicher Verkündigungen zu machen, glaubte sicherlich kein einziger an das, was er aussagte. Aber die Feierlichkeit, mit der sie predigten, und die Häufigkeit der Wiederholung hat doch Eindruck gemacht. Nicht nur bei dem ungebildeten und dem gebildeten Pöbel in den Ländern, die gegen uns Krieg führen, sondern auch bei manchen, sonst geistig hochstehenden Männern des neutralen Auslandes. Es war für uns eine schmerzliche Erfahrung, daß in den Vereinigten Staaten sogar Gelehrte, die deutsches Geistes- und Staatsleben durch wissenschaftliches Studium wie durch persönlichste Anschauung zur Genüge kennen gelernt hatten, der britisch-französischen Suggestion erlegen sind. Mancher, den wir für einen Freund gehalten, hat sich als ein schmähsüchtiger Feind entpuppt; andere haben geschwiegen, als es galt, für uns zu zeugen.

Unter den nicht allzu vielen, die uns die Treue gewahrt haben, steht John W. Burgeß, der erste Inhaber der Roosevelt-Professur an der Berliner Universität (1906), mit in der vordersten Reihe. Auf den Universitäten Göttingen, Leipzig und Berlin gebildet, hat er schon früher mit sympathischen Worten ausgesprochen, wieviel er deutschem Denken und deutscher Arbeitsweise für seine Entwicklung zu verdanken habe. Sein erstes großes Werk, die im Jahre 1893 erschienene „Political Science and Comparative Constitutional Law", war pietätvoll dem Gedächtnis an seinen Lehrer Johann Gustav Droy-

1) New York, Charles Scribner's Sons, 1915. (XIX, 394 S.)

sen gewidmet, und noch neuestens gedenkt er lebhaft der Eindrücke, die er von Georg Waitz in dessen historischen Übungen empfangen hat. Seine deutschen Freunde und Bekannten — ich persönlich gehöre nicht zu ihnen — hatten ihn richtig beurteilt, wenn sie erwarteten, daß er gegenüber den seit Beginn des Krieges über uns in Umlauf gesetzten Verleumdungen nicht stumm bleiben werde. In der Tat hat er sich in dieser kritischen Zeit wiederholt bemüht, seinen Landsleuten ein der Wahrheit entsprechendes Bild vom Charakter des deutschen Volkes, von der Persönlichkeit unseres Kaisers, von den Zielen unserer Politik zu zeichnen. Wenn sein Bestreben, die öffentliche Meinung in der Union für Deutschland zu stimmen, nur zum Teil den gewünschten Erfolg erzielt hat, so lag das an psychologischen Hemmungen, die sich von vornherein einer verstandesmäßigen Beeinflussung unzugänglich zeigten.

In einem gewissen Sinne dürfen wir auch das neueste, umfangreichere Werk des amerikanischen Historikers und Staatsrechtslehrers, das sich über das große Problem der „Versöhnung von Regierung und Freiheit" verbreitet, als eine Aufklärungsarbeit zu unseren Gunsten bezeichnen. Wir haben es freilich nicht mit einer Gelegenheits-, nicht mit einer Streit- oder Verteidigungsschrift gewöhnlicher Art zu tun. Der fast 400 Seiten starke Band ist ein gelehrtes Buch, das auf geschichtskundige Leser berechnet ist und offenbar die Frucht eindringender, auf lange Zeit zurückreichender Studien darstellt. Auch berührt es, obwohl während des europäischen Krieges erschienen, diesen selbst und die von ihm veranlaßten Debatten über die deutsche Politik mit keiner Silbe. Aber für die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte, war es erforderlich, auf die deutsche Verfassung nach Geschichte und heutiger Gestalt ausführlich einzugehen und sie mit den anderen Verfassungen zu vergleichen. Und bei diesem Vergleiche läßt er uns sehr viel besser wegkommen, als es den urteilslosen Schwätzern gefallen wird, die in Paris oder Rom oder — New York die öffentliche Meinung gegen uns aufpeitschen. Was diese uns zum Vorwurfe machen, ist in Burgeß' Augen ein Vorzug. Denn obwohl durch und durch Republikaner, hat er doch einen sicheren Blick für die Gefahren, die in der demokratischen Bewegung der Gegenwart enthalten sind. Parlamentarische Regierung, Einkammersystem oder, was auf dasselbe hinausläuft, Verkümmerung der Oberhäuser (wie etwa in England), die maßlose Ausdehnung des parlamentarischen Wahlrechts und andere Lieblingsforderungen des modernen Radikalismus finden bei ihm schroffe Ablehnung. Deutschland gehört nach Burgeß zu den wenigen europäischen Staaten, „in denen noch den Männern von Bildung, Charakter und Vermögen die Stellung im politischen Leben eingeräumt wird, auf die sie nach dem Maße ihrer persönlichen und wirtschaftlichen Leistungen Anspruch haben", — „in denen noch allgemein anerkannt wird, daß es für die Kultur und den echten Fortschritt verhängnisvoll ist, Intelligenz, Charakter und Wohlstand der Unbildung, der Verderbtheit, der Faulheit untertänig zu machen", — „in denen die höheren Klassen noch Kraft und Mut bewahrt haben und nicht zulassen, daß sie von der bloßen Zahl überwältigt werden" (S. 273). Gegenüber dem nervösen Charakter der romanischen Staatenbildung wird in warmen Worten die Besonnenheit gerühmt, mit der die Deutschen ihren neuen Staat geschaffen haben. Warum, fragt Bur-

geß, sind alle Revolutionen bei den mehr oder weniger latinisierten Völkern gewaltsamer, blutiger und in ihren Ergebnissen radikaler gewesen als bei den Völkern „teutonischen" Stammes? Die gemeine Ansicht sieht den Grund in der angeblichen Tatsache, daß der Widerstand der autokratischen Gewalten bei den Deutschen stärker gewesen sei als bei den anderen. Aber das ist keine ausreichende Erklärung; denn je stärker der Gegendruck, um so stärker pflegt die Explosion zu sein. Der tiefere Grund liegt darin, daß sich von der Periode der Reformation an im germanischen Charakter etwas zeigt, das seine politische Methode von der der Romanen bedeutsam unterscheidet; es ist das, was die Deutschen „Vernunft" nennen. Sie war immer in der Lage, revolutionärer Leidenschaft einen Zügel anzulegen. „Während das Volk, richtiger die Masse, im latinisierten Europa blutdürstig die alten herrschenden Klassen, in denen das vorhandene Kapital an Intelligenz, Charakter und Fähigkeiten zumeist vertreten war, ausrottete oder unter die Füße trampelte, schlugen die germanischen Völker, vor allem die Deutschen, einen anderen Weg ein. Unter der Herrschaft der Vernunft schonten sie alle gesellschaftlichen Schichten, gaben jeder Klasse und jedem Individuum die gehörige und geeignete Stellung und das richtige Gewicht im politischen, bürgerlichen und sozialen Leben und nutzten alles, was sich bei ihnen an Genie, an Talent, an Fähigkeit und Energie vorfand, für die höchste Entwicklung des Einzelnen und die Wohlfahrt des Gemeinwesens aus." Daher die langsamere, aber gesündere, weil das Neue sorgfältig auf das Alte aufbauende Entwickelung. „Wenn man Kant mit Rousseau, die Hohenzollern mit den Napoleons vergleicht, so sieht man sofort den echten Konservatismus oder, um ein neues Wort zu prägen, Konservationismus auf der einen, die unbekümmerte Zerstörungssucht auf der anderen Seite" (S. 251 f.).

Aber auch was die besondere Frage anlangt, mit der sich Burgeß beschäftigt, so führt ihn die vergleichende Methode, die er befolgt, zu Feststellungen, die manchem unserer Gegner diesseits und jenseits des großen Wassers unlieb sein werden. Nicht als ob der amerikanische Gelehrte der Meinung wäre, daß die Verfassung des deutschen Staates das Problem des Ausgleichs von Staatsgewalt und Freiheit richtig gelöst habe. Im Gegenteil, er glaubt uns noch weit entfernt von einem Rechtszustande, unter dem für den Schutz der individuellen Freiheit gegenüber der Regierung die erforderliche Gewähr geleistet ist, — aus Gründen, die sofort erhellen werden. Aber nach Burgeß haben die Engländer, die Franzosen, die Italiener, von den Russen natürlich ganz zu schweigen, die Lösung noch sehr viel weniger gefunden als wir! Selbst die Vereinigten Staaten von Amerika, obwohl im Hauptpunkte fortgeschrittener als die europäische Staatenwelt, sind dem Endziele nicht ganz so nahe gekommen, wie es Burgeß nötig dünkt. Ja, er findet, daß die Politik der Union im Verlauf des letzten halben Menschenalters in eine Bahn geraten sei, die der bürgerlichen Freiheit verhängnisvoll zu werden, sie dem Despotismus der „Regierung" zu opfern drohe. Man sieht, daß der Verfasser mit einer Objektivität zu Werke geht, die uns unter den Umständen, unter denen sein Buch erscheint, mit Genugtuung erfüllt, auch wenn sie bei einem Manne von seiner Art ohnehin selbstverständlich ist.

Indes auch abgesehen von dem tages-

politischen Interesse, das die Ansichten des Verfassers im Augenblicke für uns besitzen, würde sein Buch einer Besprechung wert und bedürftig sein. Es gehört ohne Zweifel zu den beachtenswertesten Erscheinungen, die uns in der amerikanischen Staatslehre der letzten Zeit begegnet sind.

II.

Das Gleichgewicht zwischen staatlicher Herrschaft und individueller Freiheit herzustellen, ist eine Aufgabe, an deren Lösung sich die Menschheit seit Jahrtausenden abmüht. Bis zur Stunde ist das Ziel noch nirgends vollkommen erreicht worden. Immer noch sind wir in Gefahr, von dem rechten Wege abzuirren, der zwischen der Szylla des Despotismus und der Charybdis der Anarchie hindurchführt. Nur eine tiefere Einsicht in die geschichtliche Entwicklung des Staates kann uns vor der Gefahr schützen. Und um diese Einsicht zu fördern, unternimmt Burgeß eine mühsame Wanderung durch die Staats- und Verfassungsgeschichte der ganzen bewohnten Erde, immer die Frage vor Augen: welche Versuche sind gemacht worden, um Regierung und Freiheit miteinander zu versöhnen? Dabei werden die theoretischen Versuche fast nirgends berührt. Die Namen Milton und Locke, Montesquieu und Sieyès begegnen uns an keiner Stelle. Der Verfasser läßt nur Tatsachen, nicht Menschen sprechen. Das ist in meinen Augen ein Mangel. Man kann die Französische Revolution, die Entwicklung der modernen Demokratie, den europäischen Konstitutionalismus nicht genügend begreiflich machen, ohne die staatsrechtlichen Doktrinen zu berücksichtigen, auf denen jene doch zu sehr großem Teile beruhen. Insbesondere über die ideengeschichtlichen Grundlagen des Freiheitsbegriffs, der doch den Mittelpunkt des Ganzen bildet, würden wir gerne eine tiefere Belehrung erhalten haben. Immerhin, — innerhalb des Rahmens, den sich der Verfasser gezogen hat, entrollt er uns ein großes und farbenreiches Bild. Nacheinander werden die Anstrengungen (the efforts) dargestellt, die von den Staaten Asiens und Afrikas, Europas und Amerikas zur Lösung des Freiheitsproblems gemacht worden sind, von den Zeiten des alten chinesischen Reiches bis zur unmittelbarsten Gegenwart. Kleines wird dabei ebenso beachtet wie Großes, das öffentliche Recht der Dominikanischen Republik nicht minder wie die Verfassung der früheren und der heutigen Großmächte. Selbstverständlich nicht alles in gleicher Ausführlichkeit. Das erste Buch, das von Asien und Afrika handelt, konnte knapp gehalten werden. Das zweite Buch über Europa ist naturgemäß das längste. In chronologischer Anordnung werden hier das alte Griechenland, das römische Reich, Germanien, das fränkische Königtum, der karolingische und der angelsächsische Staat, die Staatenwelt des Mittelalters, die Monarchie im Zeitalter der Renaissance und des Absolutismus, die Revolution in England, in Frankreich und auf dem übrigen europäischen Kontinent, die heutigen Verfassungen der europäischen Staaten besprochen. Etwas kürzer ist dann das dritte Buch ausgefallen, das die amerikanischen Einrichtungen behandelt. Indessen zieht der Verfasser auch hier das gesamte Material heran, außer dem Verfassungsrechte der Vereinigten Staaten das von Mexiko, von Zentral- und Südamerika bis zu dem der kleinen Republiken des westindischen Archipels. Der ungeheure Stoff ist mit sicherer Hand geordnet und wird in künstlerischer Form dar-

gestellt. Obwohl gelegentlich zu Wiederholungen genötigt, versteht es der Verfasser, den Leser bis zum Schlusse zu fesseln.

Der uns zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns nicht, Burgeß auf dem langen Wege durch die Verfassungsgeschichte mehrerer Jahrtausende zu folgen. Aber wir werden ihm vielleicht ebenso gerecht, wenn wir in einer mehr systematischen Weise die Ergebnisse seiner Untersuchungen zusammenzustellen und kritisch zu würdigen versuchen. Bis zu gewissem Grade fordert der Verfasser dies Verfahren sogar heraus. Denn sowenig seine Darstellung auf die Dogmengeschichte der Staatslehre eingeht, so bewußt tritt er doch selber mit ganz bestimmten dogmatischen Voraussetzungen an die Verfassungsgeschichte heran. Volkssouveränität z. B. und Gewaltenteilung sind für ihn ebenso unumstößliche Glaubenssätze, wie sie es für die Theoretiker der Französischen Revolution gewesen sind. Vor allem: es steht für ihn von vornherein fest, daß sich das Freiheitsproblem nur, dann aber auch restlos durch genau bezeichnete organisatorische Mittel lösen läßt. Die Staatsverfassung muß mit diesen Mitteln arbeiten, wenn eine Gewähr für die Freiheit des Individuums gegeben sein soll. Erfüllt eine Verfassung auch nur eine einzige der aufgestellten Bedingungen nicht, so ist es nichts mit der bürgerlichen Freiheit. Man glaubt Montesquieus Forderung zu hören: damit Freiheit im Staate herrsche, muß die Regierung so eingerichtet sein, daß der Bürger den Mitbürger nicht zu fürchten braucht, und das einzige Mittel hierfür ist die Trennung der staatlichen Gewalten. Freilich muß nach Burgeß noch eine Reihe anderer Einrichtungen vorhanden sein, um das Ideal des freien Staates herbeizuführen. Aber genau wie Montesquieu die englische, die türkische und die Verfassung der aristokratischen Republiken Italiens gleichmäßig unter dem Gesichtspunkte des von ihm aufgestellten organisatorischen Prinzips beurteilte, so legt auch der Amerikaner an alle von ihm behandelten Verfassungen den Maßstab seines organisatorischen Programmes an. Diese Methode ist sicherlich, vom Standpunkte der Historie betrachtet, sehr einseitig. Aber sie ist, wie ich glaube, nicht an sich falsch. Es mag wunderlich erscheinen, daß die Staaten des Orients und des Okzidents, die japanische Mikadoregierung und die brasilianische Republik, der germanische Freistaat und die russische Dumaverfassung sozusagen auf ein und denselben Nenner gebracht werden. Aber der Verfasser ist ein viel zu guter Historiker, als daß er in den Fehler verfallen könnte, die Verfassungen in ihrer Totalität ohne Rücksicht auf Ort und Zeit dem gleichen sittlichen Wertmaßstabe zu unterstellen. Er verkennt keineswegs, daß Freiheitsbegriff und Freiheitsbedürfnis nicht überall und immer die gleichen, und daß nicht überall und immer die kulturellen Voraussetzungen für die organisatorische Sicherung der Freiheit vorhanden gewesen sind. Er nimmt sich nur das Recht, zu sagen: das und das betrachten wir heute als Freiheit, nach meiner Meinung bedarf es unter allen Umständen für die Gewähr dieser Freiheit folgender Einrichtungen, und ich stelle lediglich fest, ob und wieweit die uns geschichtlich bekannten Verfassungen solche Einrichtungen geschaffen haben, oder ob sie in dem Versuche, sie zu schaffen, stecken geblieben sind. Das ist ein doktrinärer Ausgangspunkt, gewiß. Aber warum soll er schließlich unzulässig sein? Nur muß nun der Verfasser auch uns das Recht

zugestehen, ebendiesen Ausgangspunkt zur Grundlage unserer kritischen Besprechung zu nehmen.

III.

Burgeß macht uns nicht schon am Anfange des Buches mit den Forderungen bekannt, die er an eine wahrhaft „freie" Verfassung stellen zu müssen glaubt. Sie treten erst im Laufe der Darstellung nach und nach hervor. Selbst die Grundbegriffe, mit denen er arbeitet, werden nicht von vornherein klargestellt, auch später übrigens nicht alle mit voller Schärfe umgrenzt. Man muß das oben erwähnte systematische Hauptwerk des Verfassers mit zu Rate ziehen, wenn man über seine staatstheoretischen Anschauungen völlig klar werden will. So jedenfalls bezüglich des Wesens der „Freiheit". In der Political Science definiert er die Freiheit als „den Bereich, in dem das Individuum seinem eigenen Willen überlassen ist, und in den einzugreifen die ‚Regierung' weder sich selbst, noch anderen gestattet". Wie eine Münze Avers und Revers, so hat die bürgerliche Freiheit eine positive und eine negative Seite. Von der negativen aus betrachtet, enthält sie Freiheiten im engeren Sinne (immunities), von der positiven aus gesehen, enthält sie Rechte (rights). Das erste ist ihr öffentlichrechtlicher, das zweite ihr privatrechtlicher Charakter (I, 174). Im großen und ganzen deckt sich dieser Begriff etwa mit dem, was Jellinek den „negativen Status", den „status libertatis" des Individuums genannt hat. Bekanntlich haben nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Einzelstaaten und der Union, vor allem dann unter dem Einflusse der französischen Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte die modernen Staaten in ihrer Mehrzahl katalogartige Zusammenstellungen der Freiheitsrechte in ihre Verfassungen aufgenommen. Nach Burgeß ist dies Verfahren auch eine der ersten Grundbedingungen, unter denen von einer Garantie bürgerlicher Freiheit gesprochen werden kann. Die Verfassung muß in Gestalt einer Bill of Rights eine „well defined sphere of individual immunity against governmental power" abgrenzen. Die amerikanischen Verfassungen sind in dieser Hinsicht ohne Ausnahme befriedigend. Von den europäischen die meisten. Aber fünf von ihnen lassen schon hier im Stich und werden darum hart getadelt. Vor allem die der dritten französischen Republik, die in auffälligem Widerspruch zur großen Tradition von 1789 keinen Katalog der Bürgerrechte enthält; nach der seinerzeit von der „Déclaration des droits" formulierten Doktrin verdient eine Konstitution mit solcher Lücke überhaupt nicht den Namen einer Verfassung. Bei England und Ungarn erklärt sich der Mangel einfach aus der Tatsache, daß diese Staaten ohnehin keine Kodifikation des Verfassungsrechtes besitzen; die Verfassung beruht dort auf Gewohnheit oder auf gewöhnlichen Gesetzen, und es hätte keinen Sinn, dem Bürger gesetzliche Freiheiten zuzusichern, die ein einfaches Gesetz wieder beseitigen könnte. Daß die deutsche Reichsverfassung nur wenige Bestimmungen über die individuelle Freiheit getroffen hat, erklärt Burgeß aus der bundesstaatlichen Natur des Reiches; es mochte naheliegen, die Aufstellung der Freiheitsrechte den Einzelstaaten zu überlassen, in deren Verfassungen sich denn auch zumeist die entsprechenden Zusicherungen finden. Gleichwohl sieht der Verfasser hierin einen bedauerlichen Fehler. Die Freiheit des Bürgers muß von dem Bundesstaate nicht nur gegen die Zentral-, sondern auch gegen die Partikulargewalt geschützt werden, wie

es die Vereinigten Staaten — allerdings erst nach dem Bürgerkriege — getan haben. Wir würden einwenden, daß unser Reich zwar nicht in der Verfassung, aber in zahlreichen Einzelgesetzen dem deutschen Staatsbürger reichlich bemessene „Freiheitsrechte" eingeräumt und ihre Beachtung bis ins kleinste geregelt habe, und daß uns dies wertvoller und praktischer dünke als pathetische Deklamationen über Grundrechte, die doch zumeist in der allgemeinen Form, in der sie formuliert zu sein pflegen, schlechterdings kein Leben gewinnen können. Aber Burgeß würde uns antworten, es sei eben nicht genügend, daß ein einfaches Gesetz übernehme, was Sache des Grundgesetzes sein müsse. Wenn er übrigens in diesem Zusammenhange auch die österreichische Verfassung als lückenhaft bezeichnet, so ist ihm — bei seiner sonstigen Gründlichkeit seltsamerweise — das österreichische Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger vom 21. Dezember 1867 entgangen.

Während sich der von Burgeß angenommene Freiheitsbegriff in Ansehung des Gegenstandes der staatsbürgerlichen Freiheit im großen und ganzen mit dem Freiheitsbegriffe der deutschen Doktrin in Einklang befindet, entfernt er sich in einem anderen Punkte sehr wesentlich von ihm. Bürgerliche Freiheit ist — und darauf legt der Verfasser das größte Gewicht — immer ein Verhältnis zur Regierung, nicht zum Staate. Nach einer in der amerikanischen Staatslehre und in erster Linie gerade von Burgeß vertretenen Auffassung ist nämlich das „Government" auf das sorgfältigste vom „State" zu scheiden. Government ist nicht Staat, auch nicht Staatsgewalt. Government ist das Organ oder die Organe, denen der Staat die Ausübung öffentlicher Gewalt durch die Verfassung übertragen hat. Unser deutsches Wort „Regierung" trifft also nicht ganz das, was der Amerikaner im Auge hat; wir haben freilich keinen anderen, ganz passenden Ausdruck zur Verfügung. Government in diesem Sinne ist nicht Tätigkeit, sondern Subjekt einer Tätigkeit. Und nicht nur der Inhaber der vollziehenden Staatsgewalt, sondern auch der Träger der Legislative wird darunter verstanden.

Das gewinnt nun eine besondere Bedeutung für das Problem der Freiheit des Bürgers. Es handelt sich bei dieser Frage nicht um Freiheit gegenüber dem Staate. Der Staat ist souverän, das heißt, er hat ursprüngliche, absolute, unbeschränkte, allgemeine Gewalt über das Individuum. Das Individuum vom Staate frei machen, hieße den Staat beschränken, und das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Allerdings empfängt der Einzelne seine Freiheit vom Staate. Aber er empfängt sie gegenüber dem Government. Indem der Staat dem Bürger Freiheitsrechte erteilt, beschränkt er nicht sich, sondern er beschränkt das Government. Er ist gleichsam der große Unparteiische, der zwischen Government und Bürger Licht und Schatten gleichmäßig verteilt. Und damit ist nun die andere, und zwar die hauptsächlichste Bedingung gegeben, unter der nach Burgeß allein das Freiheitsproblem lösbar ist. Freiheit ist denkbar nur, wenn über dem Government eine von ihm völlig unabhängige, organisatorisch von ihm getrennte Gewalt steht, aus deren Hand die Regierung ihre Befugnisse, der Einzelne seine Freiheit erhält. Und zwar Freiheit nicht nur gegenüber der Exekutive, sondern, worauf fast noch mehr ankommt, auch gegenüber der Legislative! Denn es ist keine Gewähr für die Freiheit vorhan-

den, wenn der Gesetzgeber die Rechte, die er dem Individuum heute gegeben hat, morgen wieder entziehen kann. Freiheitsrechte haben nur dann einen Sinn, wenn sie auch vom Gesetzgeber nicht angetastet werden dürfen. Folglich gibt es, rechtlich betrachtet, keine Freiheit, wo der Inhaber der gesetzgebenden Gewalt die Verfassung, in der die Freiheitsrechte zugesichert sind, aufzuheben oder abzuändern vermag. Gewöhnliche Gesetzgebung und Verfassungsgesetzgebung müssen also auf verschiedenem Wege, durch verschiedene Subjekte ausgeübt werden. Verfügt die Legislatur auch über die Verfassung, so ist sie nicht mehr bloß Government, sondern selbst Souverän. Und das ist in jedem Falle der Tod der Freiheit.

Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, für den ist es natürlich ein leichtes, die Staaten mit wirklicher Freiheit von der Fülle der anderen abzuscheiden. Frei ist der Bürger nur unter der doppelten Voraussetzung, daß der Souverän, oder sagen wir gleich: das souveräne Volk die Verfassung gibt, aber nicht selbst regiert, und daß die von ihm eingesetzten Gewalten regieren, aber nicht an die Verfassung rühren können. Demnach hat weder der griechische noch der römische Staat jemals wahre Freiheit gekannt; denn auf allen Stufen ihrer Entwicklung laufen Souveränität und Regierung in eins zusammen. Der alte germanische Staat gewährt Freiheit nur dem, der an der Volksversammlung in Dorf, Hundertschaft oder Stamm teilzunehmen befugt ist, und selbst hier ist die Minderheit der Gnade der Mehrheit ausgeliefert; die Herrschaft der souveränen Volksversammlung ist um kein Deut weniger despotisch als die irgendeines römischen Cäsaren. Das karolingische System vereinigt in der Person des Kaisers Regierungsgewalt und Souveränität; folglich gibt es dort keine Freiheit. Das Mittelalter ist schon deshalb unfähig, unser Problem zu lösen, weil es kein Volk im politischen Sinne kennt, sondern nur eine durch vielgliederige Abhängigkeitsverhältnisse gespaltene Bevölkerung. Die Monarchie des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts beseitigt zwar den Druck, den die feudale Aristokratie auf den gemeinen Mann ausübt, entwickelt das Gefühl und den Begriff einer nationalen Einheit und eines Volkes; aber indem sie die Regierung souverän macht, opfert sie ihr die Freiheit auf. Die großen Revolutionen in England und auf dem europäischen Kontinent haben gewiß vielerlei für die bürgerliche Freiheit getan. Sie fördern die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Scheidung zwischen souveräner Gewalt und Regierung. Sie schaffen legislative Körperschaften, die das Volk repräsentieren. Sie ermöglichen eine Kontrolle der Exekutive durch die Legislative. Ihre Verfassungen räumen dem Bürger ein reich bemessenes Feld persönlicher Freiheit gegenüber dem Mitbürger, der Kirche, der Regierung ein. Aber eine Gewähr für die Freiheit schaffen sie nicht. Die englische Revolution hat zum Ergebnis, daß an Stelle der Tyrannei des Königs die Tyrannei des Parlaments gesetzt wird; die vielgerühmte englische Freiheit ist in Wirklichkeit heute ebensowenig vorhanden wie zu den Zeiten des angelsächsischen oder normännischen Despotismus. Und am deutlichsten hat die Französische Revolution gezeigt, was die Freiheit des Individuums von einer unbeschränkten Legislatur in einer ungezügelten Demokratie zu erwarten hat.

Richten wir unsern Blick auf die heutigen Staaten Europas, so haben sie zum Teil, wie z. B. Österreich, Ita-

lien, Rußland, ihre Verfassungen aus der Hand der Krone empfangen. Hier fehlt es also von vornherein an dem „organized Sovereign back of both Government and Liberty“, und dies Gebrechen ist auch nirgends dadurch geheilt worden, daß man eine besondere höchste Gewalt für Verfassungsänderungen eingerichtet hätte. Also keine Lösung des Problems. Anderwärts, wie z. B. in Belgien, in Frankreich, im Deutschen Reiche, in Spanien, in Bulgarien, Griechenland, der Schweiz, ist allerdings die Verfassung von einer Autorität gegeben worden, die über dem Government stand. (Was Deutschland anbelangt, so beruht diese Behauptung auf einer unrichtigen Deutung der Vorgänge, die zur Entstehung der norddeutschen Bundesverfassung geführt haben. Die einzelstaatlichen Delegierten und eine ad hoc gewählte Volksvertretung haben zwar den Text der Verfassung festgestellt, aber die Verfassung nicht „gegeben“. Es kann keine Rede davon sein, daß sich diese als das Geschöpf einer über der „Regierung“ stehenden Nationalsouveränität darstelle.) Aber alle jene Verfassungen, mit wenigen Ausnahmen, haben die Souveränität in das Government oder einen seiner Zweige verlegt. Denn sie gestatten den gewöhnlichen gesetzgebenden Körperschaften, die Verfassung abzuändern. In Bulgarien und Griechenland ist das Recht zur Abänderung der Verfassung besonderen Nationalkonventen zugewiesen worden; aber die Initiative dazu liegt ausschließlich in der Hand der regelmäßigen Volksvertretungen. In Frankreich ist die aus den beiden Häusern des Parlaments bestehende Assemblée nationale zu Verfassungsrevisionen berufen; aber jedes der Häuser ist in der Lage, den Zusammentritt der Assemblée zu verhindern, indem es seine Mitglieder nicht zur Teilnahme an ihr ermächtigt. Und so bleibt schließlich nur die Schweiz übrig. Sie ist der einzige Staat in Europa, der durch die Einrichtung der Verfassungsinitiative und des Verfassungsreferendums einen von der Entschließung der gewöhnlichen Legislatur völlig unabhängigen Weg für Verfassungsänderungen eröffnet und damit das Volk organisiert hat als „den Souverän über Government und Freiheit“.

Von den amerikanischen Staaten wäre zu erwarten gewesen, daß sie im Punkte der bürgerlichen Freiheit dem aufgestellten Ideale näher kämen als das alte Europa. Sie sind alle aus Revolutionen hervorgegangen, und das souveräne Volk hatte es in der Hand, sich in den selbstgegebenen Verfassungen seine Freiheit zu sichern. Aber nach Burgeß hat man auch hier fast immer versäumt, eine reinliche Scheidung von Government und Souveränität vorzunehmen. In Südamerika, mit Ausnahme von Paraguay und Argentinien, gehört überall die Verfassungsgesetzgebung zur Zuständigkeit der Parlamente. In Mexiko werden Verfassungsänderungen durch den Bundeskongreß und die Mehrheit der einzelstaatlichen Legislaturen beschlossen. In den Staaten Zentralamerikas sind es zwar besondere Nationalkonvente, denen die Verfassungsgesetzgebung obliegt, aber die Initiative steht den gewöhnlichen Legislaturen zu. Selbst mit der Verfassung der Vereinigten Staaten ist Burgeß nicht ganz zufrieden. Sie ist zwar entstanden als der „original sovereign act“ des amerikanischen Volkes, aber sie enthält Bestimmungen über die Verfassungsänderung, die bedenklich sind. Die Unionsverfassung stellt verschiedene Wege zur Auswahl. Nur einer von ihnen nähert sich einigermaßen

dem Ideal: Vorschlag der Verfassungsänderung durch einen Nationalkonvent, Gutheißung des Vorschlags durch Konvente in drei Vierteln der Einzelstaaten, freilich mit der vom grundsätzlichen Standpunkte aus verwerflichen Einschränkung, daß es zur Einberufung des Nationalkonvents eines Antrags von zwei Dritteilen der Einzellegislaturen bedarf. Die Praxis hat indes in jedem Einzelfalle nicht diesen, sondern einen andern, gleichfalls verfassungsmäßig in Aussicht genommenen Weg eingeschlagen: Initiative durch den Kongreß, Ratifikation durch drei Viertel der Staatslegislaturen. Damit ist nach Burgeß alles verdorben. Dem Government wird hier zu viel überlassen; es kann seine eigene Gewalt auf Kosten der Freiheit nach Gutdünken verstärken. Und so bleibt die Unionsverfassung in der entscheidendsten Frage noch ein Stück hinter der schweizerischen Bundesverfassung zurück.

IV.

Die Organisation einer souveränen Gewalt über dem Government und die verfassungsmäßige Umgrenzung der Freiheitsrechte sind, wie Burgeß meint, zwar unentbehrlich, aber für sich allein noch nicht ausreichend, um die bürgerliche Freiheit zu gewährleisten. Die Verfassung muß besondere Mittel zur Verfügung stellen, um die Freiheit im Bedarfsfalle vor Angriffen des Government zu schützen.

Solche Mittel sind zum ersten in dem allgemeinen Aufbau des Government zu schaffen. Eine Teilung der Gewalten scheint das nächstliegende zu sein. Aber das kann gut und kann schlecht gemacht werden, sagt der Verfasser. Die modernen europäischen Verfassungen haben sich im allgemeinen damit begnügt, die Legislative von der Exekutive zu trennen und der gesetzgebenden Körperschaft den Schutz der individuellen Freiheit gegenüber Beeinträchtigungen durch die Exekutive anzuvertrauen. Das war geschichtlich ganz erklärlich; denn es handelte sich für die europäische Staatenwelt in der Hauptsache darum, der fürstlichen Willkür einen Riegel vorzuschieben. Man band also die Gesetzgebung an die Zustimmung einer Volksvertretung, verlangte, daß die Staatsoberhäupter die Exekutive durch Minister ausüben ließen, machte diese für Gesetzesverletzungen und Amtsmißbräuche verantwortlich und suchte die Verantwortlichkeit durch die Einrichtung einer Ministeranklage sicherzustellen. Das waren an sich vernünftige und der Freiheit zuträgliche Maßregeln. Aber das Üble war nur, daß sich die Legislaturen, die doch von Hause aus als „check" gegen das Government gedacht waren, sehr bald selber zu Mitinhabern oder gar alleinigen Trägern des Government entwickelten! Damit wiederholt sich ein Vorgang, der sich — mit der gleichen verhängnisvollen Wirkung — auf vielen anderen Stufen der Verfassungsentwicklung abgespielt hat. Als die englischen Barone dem König Johann die Magna charta abtrotzten, fühlten sie sich noch als Vertreter der gesamten Untertanenschaft, und was sie erzielten, diente zum Wohle jedes freien Mannes im Königreich. Solange der Ausschuß, den sie aus ihren bedeutendsten und intelligentesten Mitgliedern auswählten und der den König bei seiner Zusage festzuhalten hatte, „extra-governmental" blieb, bildete er eine Garantie der englischen Freiheit. Damit war es aber in demselben Augenblick vorbei, in dem sich die Lords in den Mitbesitz der gesetzgebenden Gewalt und damit des Government setzten. Und genau so ist es mit allen

mittelalterlichen Landtagen, soweit sie überhaupt eine Bedeutung besaßen, so ist es mit den Parlamenten der englischen und der französischen Revolution gegangen. An sich ist die Teilnahme der Untertanen an der Regierung gewiß ein Mittel, die Freiheit gegen die Regierung zu schützen. Aber es ist ein rohes und ein ungenügendes Mittel. Das sahen wir schon an der altgermanischen Verfassung. Das zeigte sich bei den Witenagemots des angelsächsischen Staates, die sich zu bloßen Werkzeugen des königlichen Willens entwickelten, weil die in ihrer Versammlung ausschlaggebenden Männer, die Thans, mit dem Könige aufs engste verbunden waren. In der Gegenwart ist es nicht besser: sobald eine Vertretung der Regierten durch den Gewinn der gesetzgebenden Gewalt selbst zum „Government" wird, ist sie für die Freiheit gefährlicher als die Exekutive. Das System der parlamentarischen Regierung ist damit ohne weiteres gerichtet. Unter ihm kommt die bürgerliche Freiheit um so weniger zu ihrem Rechte, als hier das Parlament auch noch die Exekutive aufsaugt, und als die Ausübung der Exekutive durch die Parlamentsmehrheit eine wirkliche Ministerverantwortlichkeit, insbesondere die Verhandlung von Ministeranklagen vor einem aus selbständigen und leidenschaftslosen Männern bestehenden Kollegium unmöglich macht.

Was aber das wichtigste ist, die europäischen Verfassungen gewähren zwar der Freiheit einigen Schutz gegen die Exekutive, aber sie sehen von Anfang an gänzlich davon ab, die Freiheit der Bürger gegen die gesetzgebende Gewalt zu sichern. Sie haben höchstens den Versuch gemacht, durch organisatorische Vorkehrungen innerhalb der Legislatur Garantien gegen bedrohliche Ausschreitungen der Gesetzgebung zu schaffen. Dahin gehört das Institut des Zweikammersystems, soweit und solange den beiden Kammern gleiche Rechte eingeräumt sind; dahin gehört die ursprüngliche Beschränkung des parlamentarischen Wahlrechts auf einen verhältnismäßig engen Kreis der Besitzenden. Beides soll und kann dazu dienen, die Volksvertretung zu einer besonnenen, in gutem Sinne konservativen Haltung zu veranlassen und damit die Freiheit vor willkürlicher Beeinträchtigung zu schützen. Wenn nun auch in der Mehrzahl der europäischen Staaten das Zweikammersystem äußerlich aufrechterhalten worden ist, so verrät doch die fast überall vorhandene Bevorzugung der Wahlkammer vor dem Oberhause in finanziellen, aber manchmal auch in anderen Angelegenheiten die Neigung, zum Einkammersystem überzugehen. Nur fünf Staaten bilden eine rühmliche Ausnahme, indem sie bei allen Gesetzgebungsakten Initiative und Veto beiden Kammern gleichmäßig zugestehen: Österreich, Rußland, Schweden, die Schweiz und das Deutsche Reich. (Was das letztere anlangt, so müssen wir das uns gespendete Lob ablehnen. Die Reichsverfassung kennt kein Zweikammersystem, der Bundesrat ist kein Oberhaus. Der Verfasser hat hier an einer schon früher vertretenen Auffassung festgehalten, von der er weiß, daß sie in Deutschland niemand teilt; Political Science II, 77.) Schließlich hat in den europäischen Ländern allmählich eine durchaus unnatürliche Erweiterung des Wahlrechts stattgefunden; die modernen Wahlsysteme ignorieren alle natürlichen Unterschiede, setzen den bloßen Zweifüßler dem Weisen gleich und verlangen auch vom Abgeordneten nicht mehr, als daß er ein Zweifüß-

ler sei. Eine Legislatur, die auf solcher Grundlage beruht, wird immer geneigt sein, sich eine unbeschränkte Herrschaft anzumaßen. Sie ist alles andere als ein Schutz der Freiheit.

Obwohl die Regierungsorgane in den Vereinigten Staaten von Amerika sämtlich aus Wahlen hervorgehen — was nach dem Verfasser heutzutage eine besondere Gewähr für die Freiheit nicht bildet —, ist die Verfassung doch aus anderen Gründen den europäischen auch in bezug auf die organisatorische Seite unseres Problems weit überlegen. Schon die Einrichtung des Bundesstaates als solchen, der ja nach amerikanischer Auffassung auf einer besonderen Art von „Gewaltenteilung" beruht, bedeutet, wie jede séparation des pouvoirs, einen Schutz für die Freiheit. Dazu tritt dann die mit äußerster Strenge durchgeführte Teilung der Regierungsgewalt zwischen Präsident und Kongreß nach dem „check- and balance-system". Die Vereinigten Staaten sind von parlamentarischer Regierung weit entfernt. Der Präsident ist vom Kongreß vollkommen unabhängig; nur im Falle schwerster Amtsmißbräuche, man kann sagen, nur bei Versuch eines Staatsstreiches kann er durch Impeachment beseitigt werden. Eine Ministerverantwortlichkeit gibt es nicht. Umgekehrt ist der Kongreß dem Präsidenten gegenüber durchaus selbständig. Der Präsident kann ihn zwar hindern, in die Exekutive überzugreifen. Aber die Gesetzgebungsgewalt liegt ausschließlich in der Hand des Kongresses. Der Präsident hat gegen Kongreßbeschlüsse nur ein suspensives Veto, das bei der Wiederholung der Abstimmung durch eine Zweidrittelmehrheit überrannt werden kann. Auch die beiden Häuser des Kongresses sind im wesentlichen gleichgestellt. Das Repräsentantenhaus hat zwar bei Einbringung von Steuergesetzen den Vortritt; aber der Senat kann solche Gesetze genau wie alle anderen amendieren. (Die zentral- und südamerikanischen Verfassungen beruhen zum Teil auf denselben Grundgedanken, zeigen aber im einzelnen bedenkliche Abweichungen. Namentlich ist da und dort eine gefährliche Neigung zur parlamentarischen Regierung und zur Verflüchtigung des Zweikammersystems zu beobachten.)

Was nun aber der nordamerikanischen Verfassung den Hauptvorsprung vor den europäischen gegeben hat, ist die Stellung, die sie den Gerichten zuweist. Und das führt uns zu der letzten Forderung, die nach Burgeß erfüllt sein muß, wenn das Problem der Versöhnung von Regierung und Freiheit gelöst werden soll.

V.

So wertvoll die Garantien der Freiheit sein können, die durch eine richtige „Struktur" des Government geboten werden, so reichen sie doch für sich allein nicht aus. Die Freiheit muß für alle Fälle noch einen, dem Government gegenüber selbständigen Verteidiger erhalten. Es scheint, als ob die Menschheit zu allen Zeiten ein Bedürfnis dieser Art empfunden habe. Denn die Verfassungsgeschichte zeigt uns die vielfältigsten Versuche, zwischen Regierung und Untertanen eine Art unparteiische Zwischeninstanz einzuschieben, um den Despotismus auf der einen, die Anarchie auf der anderen Seite zu bändigen. Mit großer Sorgfalt und Liebe ist Burgeß den in diesen Zusammenhang gehörigen Bildungen rechtlicher und gesellschaftlicher Natur nachgegangen, und die einschlagenden Abschnitte gehören zu den feinsten und interessantesten des ganzen Wer-

kes. Wir wollen auch hier wieder die von ihm behandelten Erscheinungen nicht in chronologischer, sondern kurz in systematischer Form zusammenstellen.

Es sind auf der einen Seite die Religion und ihre Diener, die sich als Schützer der individuellen Freiheit gegenüber den herrschenden weltlichen Gewalten bewährt haben. In Asien und Afrika hat der Mohammedanismus diese Rolle gespielt. Der Koran setzt dem orientalischen Despotismus ethische Schranken, der Koran ist auch für den Herrscher absolut bindendes Gesetz, und die autoritative Auslegung des Korans liegt in der Hand einer von der weltlichen Gewalt unabhängigen Priesterschaft. Der Mujtahid von Kerbela, auf dessen Wahl der persische Kalif jahrhundertelang keinen Einfluß besaß, der türkische Scheich ul Islam, das Kollegium der Ulemas in Marokko waren allesamt Hüter der durch die islamitische Morallehre anerkannten menschlichen Freiheit. Für den europäischen Kulturkreis ist es die christliche Kirche gewesen, die zwischen den Ansprüchen der staatlichen Gewalt und dem Freiheitsbedürfnisse des Menschen die Vermittlung gesucht und gefunden hat. Es kann hier nur angedeutet und muß bei Burgeß selbst nachgelesen werden, wie er das kirchliche Interzessions- und Asylrecht im spätrömischen und im karolingischen Reiche, die Organisation der kirchlichen Hierarchie, den Einfluß der Kirche auf die Entstehung eines Nationalbewußtseins (z. B. im angelsächsischen Staate), ihre Einwirkung auf die Rechtspflege, auf die Entwicklung des demokratischen Stadtbürgertums, auf Ehe, Erziehung, Armen- und Krankenpflege, auf die geistige und sittliche Bildung — wie er das alles mit dem behandelten Problem in Zusammenhang setzt. Trotz aller Verweltlichung ist doch die Kirche bis zum Zeitalter der Reformation die Zuflucht des kleinen Mannes und die Verteidigerin seiner Freiheit geblieben.

Es hat aber auch niemals an weltlichen Elementen gefehlt, denen die Aufgabe zufiel, die individuelle Freiheit gegen übertriebene Ansprüche der Staatsherrschaft zu schützen. Der Verfasser führt uns das an zahlreichen Beispielen von buntester Mannigfaltigkeit vor Augen. Im chinesischen Kaiserreiche sind es die Zensoren, die den kaiserlichen Despotismus im Sinne der Morallehre des Konfuzius zu gängeln verstehen. Die Ephoren in Sparta, der Areopag in Athen, die Tribunen in Rom, die Missi dominici im fränkischen und die ihnen nachgebildeten Fideles im angelsächsischen Reiche dienen alle dem großen Zwecke, eine Versöhnung zwischen Regierung und individueller Freiheit herzustellen. Selbst die absolute Monarchie hat solche Anwälte der Freiheit geduldet; von der Zeit Philipps des Schönen bis an die Schwelle der Französischen Revolution war das Parlament von Paris in der Lage, königliche Edikte wegen eines Widerspruchs mit dem Verfassungsrechte vom „Enregistrement“ auszuschließen und ihnen damit die Gesetzeskraft vorzuenthalten.

Freilich — der große Gewinn, den die bürgerliche Freiheit aus allen derartigen Einrichtungen zieht, geht in demselben Augenblicke wieder verloren, in dem der Vermittler zwischen Regierung und Freiheit selber den Besitz von „Government“ erlangt. Die spartanischen Ephoren wurden aus einem zur Kontrolle der Regierung bestimmten Organ zu einer selbstherrlichen Oligarchie. Die römischen Tribunen hatten ihre Rolle als Beschützer der Freiheit gegen die Regierung ausgespielt, als

sie und die Comitia Tributa zu Bestandteilen des Regierungsapparates wurden. Die Freiheit ward der Regierung zum Opfer gebracht, als sich Adel und Geistlichkeit nicht mehr mit der Stellung eines „check upon governmental despotism" begnügten, sondern sich, wie im fränkischen Reiche, in Träger eines unbeschränkten aristokratischen Regimentes oder, wie im angelsächsischen Staate, in Verbündete des Königtums verwandelten. Daß die Kirche des Mittelalters mehr und mehr in den Besitz weltlicher Macht gelangte, hatte die Wirkung, daß sie allmählich selbst in ihrem eigensten Bereiche zur Despotin wurde. Wenn, um ein Beispiel aus der jüngsten Verfassungsgeschichte heranzuziehen, die türkische Verfassung den Senat zum höchsten Interpreten der Gesetze, soweit es sich um „Verfassungsfragen" handelt, gemacht hat, so war das ein verfehltes Experiment. Denn der Senat ist gleichzeitig auch Organ des Government, er wirkt beim Erlasse der Gesetze mit, und er kann deshalb unmöglich ein unparteiischer Richter sein, wenn es sich darum handelt, ein Gesetz auf seine Übereinstimmung mit der Verfassung und den verfassungsmäßigen Freiheiten der Bürger zu prüfen.

Es kommt also alles darauf an, daß unabhängige Gerichte mit der Aufgabe betraut werden, die individuelle Freiheit gegen Eingriffe der Regierung zu schützen. Gerichte, die vom Government getrennt sind und seinem Einflusse nicht unterliegen. Zu den widerlichsten Eigenheiten der englischen Revolution von 1688 gehörte es, daß sie die Gerichte dem Parlament unterordnete, so, daß das Parlamentsstatut den Vorrang vor jeder richterlichen Entscheidung erhielt und daß das Parlament jeden Richter durch „impeachment" seines Amtes entsetzen konnte. Das Urteil des Richters muß unter allen Umständen die letzte, endgültige Entscheidung bringen, und es muß als „impeachable offense" gelten, wenn die Exekutive es verabsäumt, dem Richterspruch zur Durchführung zu verhelfen. Die Zuständigkeit des Gerichtes muß endlich unmittelbar auf der Verfassung beruhen, nicht, wie etwa die des deutschen Reichsgerichts, auf einem einfachen Gesetze; die Gerichtsbarkeit muß „constitutional", sie darf nicht bloß „statutory" sein. Denn es ist gerade eine Hauptaufgabe der Gerichte, über die Verfassungsmäßigkeit aller Akte der gewöhnlichen Gesetzgebung zu urteilen, um den Bürger auch gegenüber der Legislative bei den ihm verfassungsmäßig zugesicherten Freiheiten zu erhalten. Wo die Gerichtsgewalt auf einfache Gesetze gegründet ist, kann sich die Legislatur von allen Schranken frei machen, indem sie durch einfaches Gesetz die Gerichte abschafft oder in ihren Befugnissen verkümmert.

Das Ideal, das dem Verfasser vorschwebt, ist nun in der nordamerikanischen Union zur Wirklichkeit geworden. Die Verfassung und ihre Auslegung in der Praxis haben den Gerichten, in erster Linie dem Oberbundesgericht, die Stellung eingeräumt, die Burgeß verlangt. Die europäischen Staaten bleiben durchweg, die süd- und mittelamerikanischen zum Teil hinter den Anforderungen zurück. Da sie außerdem in anderen Beziehungen mangelhaft sind, so muß der Verfassung der Vereinigten Staaten nachgerühmt werden, daß sie das vollendetste System zum Schutze der persönlichen Freiheit enthält, das die Welt bisher hervorgebracht hat.

VI.

Es konnte sich bei der vorstehenden Inhaltsangabe nur darum handeln, die staatsrechtlichen und politischen Grundgedanken, von denen das Buch beherrscht wird, so einfach wie möglich herauszuschälen. Auf die Darlegungen im einzelnen konnten wir nicht eingehen. Auch bei den kritischen Bemerkungen, mit denen wir diese Anzeige abschließen wollen, beschränken wir uns auf das Grundsätzliche und setzen uns mit dem Verfasser nicht über Einzelheiten auseinander. Die Versuchung dazu wäre freilich groß. Denn in dem Werke finden sich, neben einer Fülle gesunder Gedanken und feiner Beobachtungen, auch Ausführungen, die, sei es in geschichtlicher, sei es in staatsrechtlicher Beziehung zum Widerspruch reizen — bei einer so subjektiv gefärbten Arbeit beinahe selbstverständlich.

Burgeß formuliert die Frage, um die es sich handelt, so: wie läßt sich die Freiheit des Einzelnen festhalten gegenüber der Regierung im Staate? Über diese Problemstellung ließe sich nun zunächst allerhand sagen. Nach Burgeß soll sich die Menschheit jahrtausendelang abgemüht haben, auf jene Frage eine richtige Antwort zu finden. Ist das wirklich wahr? Ich glaube es nicht. Das große Problem, mit dem die politischen Denker und die praktischen Staatsmänner gerungen haben, war vielmehr immer das, ob sich das Freiheitsbedürfnis des Individuums mit der öffentlichen Gewalt als solcher, mit der Existenz einer organisierten, herrschenden Gemeinschaft, kurz mit dem Staate selber in Einklang setzen lasse. Burgeß schiebt dieses Problem kurzerhand beiseite, indem er von vornherein als logisch unmöglich bezeichnet, daß der Einzelne gegenüber dem souveränen Staate einen Anspruch auf Freiheit besitze. Versteht man unter Freiheit eine Sphäre menschlichen Beliebens, die von der Rechtsordnung abgesteckt wird, und verlegt man die Rechtsordnung ausschließlich in den Staat, so wird sich allerdings über die Logik des Satzes kaum streiten lassen. Wir hätten es dann einfach als eine unabänderliche Tatsache hinzunehmen, daß der Mensch, um mit Rousseau zu sprechen, zwar frei geboren, aber überall in Ketten geschlagen ist. Und es käme höchstens darauf an, diesen Zustand durch eine vernunftgemäße Erklärung uns leidlich erträglich zu machen. Aber es stimmt doch, wie ich meine, mit dem Ausgangspunkte des Verfassers nicht recht zusammen, daß er gleichwohl an den Souverän oder, was auf dasselbe hinausläuft, an die von ihm ausgehende Verfassung ganz bestimmte Forderungen über die Art und den Umfang der dem Untertanen zu gewährenden Freiheit richtet. Denn wenn es sich nach seiner Auffassung bei der ganzen Angelegenheit nur darum handelt, den verfassungsmäßigen Freiheitsbesitz des Einzelnen gegenüber der gleichfalls durch die Verfassung eingesetzten Regierung zu schützen, so muß dabei zwar vorausgesetzt werden, daß dem Einzelnen irgendein Bestand an Freiheitsrechten vom Staate zugesichert sei; aber auf das Maß der Freiheit, darauf, ob die Freiheitssphäre „fairly defined" ist oder nicht, kann es dann schlechterdings nicht ankommen. Indes wir wollen das nicht weiter verfolgen. Stellen wir uns einmal ohne Vorbehalt auf denselben Boden wie der Verfasser und prüfen wir, ob die organisatorischen Einrichtungen, die er verlangt, das Problem, so wie er es auffaßt, zu lösen imstande sind.

Auf die innere „Struktur" des Go-

vernment, insbesondere auf den Versuch, durch eine scharfe Trennung von Legislative und Exekutive ein System der „checks and balances" herbeizuführen, legt der Verfasser nicht das entscheidende Gewicht. Vielleicht achtet er diese Seite der Angelegenheit ein wenig zu gering. Denn unbeschadet der Frage, ob jenes System in voller Reinheit überhaupt durchführbar, und wenn ja, ob es dem Staate im ganzen zuträglich ist, so wird sich nicht leugnen lassen, daß, von dem einseitigen Standpunkte des Staatsuntertanen betrachtet, das gegenseitige Sich-in-Schach-Halten der obersten Staatsorgane für die Aufrechterhaltung der individuellen Freiheit doch recht vorteilhaft sein kann. Allein da es dem Verfasser darauf ankommt, diese Freiheit gegen das Government als solches zu schützen, so ist es folgerichtig, wenn er den Verteidiger außerhalb des Government suchen will. Und ebendarum sieht er das Ziel in der Einsetzung der in jedem Sinne unabhängigen Gerichte. Aber was ist damit gewonnen? Gewonnen ist, daß Exekutive und gesetzgebender Körper mit der Verfassung nicht nach Belieben umspringen können. Dieser Gewinn wird jedoch erkauft um den Preis, daß nunmehr die Verfassung und das, was sie über die bürgerliche Freiheit besagt, nur genau soviel oder genau sowenig bedeutet, als ein Dritter, nämlich der Richter, aus ihr herauslesen will. Die Folge ist, daß der Schwerpunkt im System der staatlichen Kräfte auf die richterliche Gewalt übergeht. Der Richter ist, bei Lichte besehen, zum Government geworden; es ist also gerade das eingetreten, was nach Burgeß' formalistischer Grundanschauung allemal den Tod der Freiheit bedeutet. Burgeß kann das nur deshalb übersehen, weil er den Begriff des Government auf Legislative und Exekutive beschränkt. Aber das ist willkürlich. Jedenfalls läßt sich behaupten, daß der Richter, der in souveräner Freiheit entscheidet, was als Inhalt der Verfassung zu gelten habe, eine der gesetzgebenden völlig ebenbürtige, und wenn er Gesetze für nichtig erklären darf, überlegene Gewalt besitze. Die Amerikaner pflegen zu sagen, der eigentliche Herrscher in den Vereinigten Staaten sei das Oberbundesgericht in Washington, und darin liegt ein gut Teil Wahrheit. Burgeß wird einwenden: der Richter sei an die Verfassung gebunden. Allein das gilt für das „Government" in demselben Maße. Er könnte ferner einwenden: es sei nicht zu erwarten, daß die zu den treuen Hütern des Verfassungsrechts bestellten Richter ihre Aufgabe verkennen werden. Indes damit würde in die Behandlung der Frage ein irrationales Element eingeführt, das von Burgeß sonst überall ängstlich ferngehalten wird. Niemand wird leugnen, daß ein ehrenhaftes Richtertum ein starkes Bollwerk der Freiheit bilden kann. Aber der amerikanische Bürger ist um keinen Deut sicherer, daß das Oberbundesgericht seine verfassungsmäßige Freiheit in jedem Einzelfalle schützen werde, als ein Preuße seiner Freiheit gewiß ist, der sich darauf verlassen kann, daß ein verfassungstreuer König ihn vor etwaigen Übergriffen der Bureaukratie oder vor freiheitsgefährlichen Gesetzesvorschlägen eines Landtags bewahren werde.

Wichtiger noch als gerichtlicher Schutz der Freiheit soll nun aber nach Burgeß das Vorhandensein eines „sovereign body" sein, das als Verfassungsgesetzgeber über Government, Richter und Individuum zu stehen hat. Das ist ja die Hauptforderung, hinter

der alles andere zurücktritt. Wie verhält es sich damit? Wer mit der Geschichte der Staatstheorien vertraut ist, weiß, daß wir es hier mit dem alten Gedanken des „Pouvoir constituant" zu tun haben, der in der Staatslehre der Demokratie und in der Verfassungsgeschichte Amerikas und namentlich der Französischen Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hat. (Vgl. dazu das wertvolle Buch von Egon Zweig, Die Lehre vom Pouvoir constituant, 1909.) Die Lehre Burgeß' vom Unterschiede zwischen „Government" und „State", zwischen Regierung und Souverän, zwischen einfacher Gesetzgebung durch die Legislatur und Verfassungsgesetzgebung durch das Volk oder einen Nationalkonvent steht durchaus auf dem Boden jener Ideen — wobei hier nicht näher auf die feineren Unterschiede eingegangen werden soll, die sich in bezug auf Begründung und Formulierung zwischen Burgeß und anderen amerikanischen Staatslehrern aufweisen lassen. Nun ist in der Gegenüberstellung von Government und Staat sicherlich ein richtiger Gedanke enthalten. Schon Erich Kaufmann hat darauf aufmerksam gemacht, daß die amerikanische Lehre mit ihrer Unterscheidung zwischen dem souveränen Gemeinwesen und der ihm eingeordneten, nichtsouveränen Regierung nicht wesentlich verschieden ist von der bei uns herrschenden Doktrin, die die Souveränität in das Staatsganze verlegt und diesem die nichtsouveränen „Staatsorgane" entgegengesetzt. Kaufmann hat aber auch die wunde Stelle aufgezeigt, an der die amerikanische Staatslehre krankt. Es ist dieser völlig entgangen, „daß die ‚constituant convention' auch nur eine Organisation des Staates ist, in welcher er sich lediglich für diese eine Funktion der Verfassungssetzung und -änderung äußert, und daß es doch auch nur ein Verfassungsrechtssatz ist, auf Grund dessen diese Funktion von einem gerade so gearteten ‚Organe', wie es die ‚constituant convention' ist, versehen wird" (Auswärtige Gewalt und Kolonialgewalt in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1908, S. 165 ff., 193 ff.). In der Tat: das „sovereign body", dem die Verfügung über die Verfassung zukommt, ist nicht der Staat, nicht der wahre „Souverän", sondern schlechterdings nichts anderes als das höchste Organ des Staates. Und es ist dabei ganz gleichgültig, in welcher Weise es konstituiert wird, ob es aus einem Konvent besteht, oder ob es das zu einer Abstimmung berufene „Gesamtvolk" ist; denn auch das abstimmende Volk ist immer nur ein Bruchteil der Volksgenossen, deckt sich keineswegs mit dem Staatsganzen, ist, wenn man so will, „Staatsorgan". Um in der Ausdrucksweise der Amerikaner zu reden: der Verfassungsgesetzgeber ist gleichfalls nichts anderes als — Government! Was folgt daraus für unser Problem? Es folgt daraus, daß der Schutz der individuellen Freiheit gegenüber dem Government in den Staaten, die dem Ideale des Verfasser entsprechen, wiederum einem Zweige des Government anvertraut ist. Damit würde nach des Verfassers Meinung für die Freiheit weniger als nichts gewonnen sein. Ich möchte auch hier wieder nicht so weit gehen wie er. Wenn schon die gewöhnliche Teilung der Staatsgewalt zwischen Exekutive und Legislative der bürgerlichen Freiheit in beträchtlichem Umfange Schutz bieten kann, so erst recht die abermalige Spaltung der Legislative in eine gesetzgebende und eine verfassunggebende Gewalt. Vorausgesetzt freilich, daß auch an dieser Stelle ein gegenseitiges Sich-in-Schach-halten der

beiden Gewalten ermöglicht wird, d. h. daß die Verfassungsänderung in gewissen Grenzen an eine Mitwirkung, z. B. an eine Initiative der gewöhnlichen Legislatur gebunden ist. Aber gerade solche Erschwerungen der Verfassungsgesetzgebung sind dem Verfasser ein Stein des Anstoßes! Denn da er die verfassunggebende Gewalt als „extra-governmental" ansieht, und da es ihm immer auf ein Gegengewicht gegen das Government ankommt, so muß er für jene die denkbar vollkommenste Unabhängigkeit in Anspruch nehmen. Mag man nun den Dingen diesen oder jenen Namen geben, jedenfalls wird sich das eine nicht abstreiten lassen: daß auch nach dem von Burgeß gerühmten System die Freiheit des Bürgers am letzten Ende auf den guten Willen eines „Herrschers" gestellt ist. Und dieser wird um so despotischer sein, je radikaler die Masse ist, auf die er sich stützt. Der Verfasser sieht die demokratischen Institutionen der Initiative und des Referendums bei der gewöhnlichen Gesetzgebung keineswegs mit günstigen Augen an (S. 375). Warum aber das Verfassungsreferendum und die Verfassungsinitiative des Volkes für die Freiheit zuträglicher sein soll als jene, ist nicht einzusehen.

Die jüngste Phase in der politischen Geschichte des nordamerikanischen Bundesstaates, die Burgeß mit tiefer Sorge und mit lebhaftem Unwillen erfüllt hat, scheint mir auf das deutlichste zu zeigen, welch beschränkten Wert die von ihm gepriesenen organisatorischen Einrichtungen für die Lösung des Problems besitzen. Es handelt sich dabei um zwei Vorgänge.

Seit 1898 ist die Union teils durch die Annexion von Hawaii, teils durch die Erwerbung von Porto Rico und den Philippinen im spanisch-amerikanischen Kriege in den Besitz von überseeischen „Kolonien" gelangt. Es erhob sich sehr bald die Frage, ob diese Nebenländer zu integrierenden Bestandteilen der Union geworden seien, und ob die Bundesverfassung auf sie dieselbe Anwendung zu finden habe wie auf das kontinentale Bundesgebiet. Traf dies zu, so hatte sich die Bundesgesetzgebung in Ansehung der Gebiete und ihrer Bewohner streng an die Schranken zu halten, die ihr von der Verfassung gezogen waren; traf es nicht zu, so konnte sie unter freier Würdigung der wirtschaftlichen Interessen von Heimatland und Kolonie und unter Berücksichtigung des Kulturstandes ihrer Einwohner das Geeignete verfügen. Im ersten Falle hatte sie namentlich zwei Kardinalsätze der Verfassung zu berücksichtigen: daß alle Abgaben im ganzen Unionsgebiet nur „gleichförmig" auferlegt, und daß im Strafverfahren niemand ohne „presentment" oder „indictment" einer Anklagejury, der „Grand Jury", zur Verantwortung gezogen werden dürfe. Im anderen Falle brauchte man sich hierum nicht zu kümmern. Nun hat sich der Kongreß auf den zweiten Standpunkt gestellt. Er hat Gesetze erlassen, die zwischen Hauptland und Nebenländern Zollschranken aufrichteten, ohne den Verkehr zwischen anderen „Teilen" der Union „gleichförmig" zu belasten. Und er hat das schwurgerichtliche Verfahren in den Hauptkolonien nicht für notwendig erklärt. Die Verfassungsmäßigkeit der Kongreßakte ist vor dem Supreme Court in einer Reihe von Prozessen, die unter dem Namen der „Inselfälle" Berühmheit erlangt haben, angefochten worden, und das Oberbundesgericht hat sich für die Verfassungsmäßigkeit ausgesprochen. Die Vertreter des amerikanischen Imperialismus und die Anhänger des Gedankens, daß man eine

kulturell tiefstehende Bevölkerung erst zur Freiheit erziehen müsse, ehe man ihr die „Grundrechte" der amerikanischen Bürger verleihen könne, waren von den Entscheidungen befriedigt. Aber Burgeß ist kein Imperialist. Er will die Kolonien am liebsten wieder los werden. Er fürchtet, daß die vom Supreme Court den Entscheidungen zugrunde gelegte, von ihm mißbilligte Verfassungsauslegung, die dem Kongresse eine ganz unbeschränkte Gewalt in bezug auf das „Government" der Territorien und Nebenländer verleiht, der Unionsregierung freie Bahn gebe auf dem Eroberungszuge durch den ganzen amerikanischen Kontinent, „zu dem die immer extravaganter werdende Auslegung der sogenannten Monroe-Doktrin — die mehr ein Idol als ein Ideal unserer Politik ist, — uns jeder Zeit verführt". Und er fürchtet vor allem, daß der vom Gericht für die Nebenländer sanktionierte „Despotismus des Government" über kurz oder lang auch die konstitutionelle Freiheit der Heimat anfressen werde. Nun lasse ich die Rechtsfrage, um die es sich in den Inselprozessen handelte, ganz beiseite; wer sich näher dafür interessiert, findet in dem vorhin erwähnten Buche von Kaufmann eine gründliche Darstellung. Ich maße mir auch kein Urteil darüber an, ob die politischen Befürchtungen Burgeß' begründet sind oder nicht. Ich will einmal mit ihm annehmen, daß der Gerichtshof den Geist der Bundesverfassung verkannt und der Unfreiheit eine Gasse gebrochen habe. Aber wenn das richtig ist, so steht auch unumstößlich fest: daß in dieser Lebensfrage der Union, an einem entscheidenden Punkte ihrer Verfassungsentwicklung, die Freiheit gerade von dem verraten worden ist, der nach Burgeß ihren zuverlässigsten Verteidiger bildet!

Nun das Zweite. Nach der Verfassung der Vereinigten Staaten kann der Kongreß die Erhebung direkter Steuern nur unter der Bedingung beschließen, daß sie unter die einzelnen Staaten im Verhältnisse zu ihrer, nach einem bestimmten Zensus berechneten Bevölkerung verteilt werden. Diese Beschränkung machte bis vor kurzem eine Besteuerung des Einkommens unmöglich; denn die von der Verfassung geforderte Repartition ist bei einer Einkommensteuer praktisch unmöglich. Nun verlangte die von einer starken populären Strömung getragene Antitrustbewegung eine Besteuerung des Einkommens der Aktiengesellschaften und anderer Korporationen, und eine von Sozialreformern genährte, von den Massen begierig aufgegriffene Agitation forderte die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer. Im Jahre 1909 wurde zunächst auf das Einkommen der Aktiengesellschaften eine Steuer gelegt. Der Supreme Court erklärte das zur größten Überraschung aller verständigen Leute für verfassungsmäßig, indem er die Taxe nicht als eine Steuer vom Einkommen, sondern als eine — Gebühr für das Korporationsprivileg konstruierte! Bei der allgemeinen Einkommensteuer war mit solchem Advokatenkniff natürlich nicht zu helfen. Deshalb wurde die Verfassung geändert. Das sechzehnte Amendment vom Jahre 1913 bestimmt: der Kongreß hat das Recht, Taxen auf das Einkommen zu legen, gleichviel aus welcher Quelle es fließt, ohne Repartierung auf die einzelnen Staaten und ohne Rücksicht auf Zensus oder Volkszählung. Der Kongreß hat sich beeilt, von der Ermächtigung Gebrauch zu machen. Burgeß ist über diese Vorgänge aufs höchste entrüstet. Die Einkommenbesteuerung mißachtet, wie er annimmt, das verfassungs-

mäßige Recht des Einzelnen an seinem Vermögen. Das neue Verfassungsgesetz hat allen Besitz und allen Fleiß des Bürgers der Gnade des Government ausgeliefert. Das Government kann jetzt willkürlich den einen besteuern, den anderen frei lassen, jeden nach verschiedenem Maßstabe heranziehen. Die Maßregel ist nichts anderes als eine Konfiskation. Das schlimmste aber ist, daß der Verfassungsgesetzgeber, also der Souverän, indem er der Legislatur jene schrankenlose Ermächtigung erteilte, seine eigene Gewalt auf das Government übertragen hat! Die Scheidung von State und Government ist damit illusorisch geworden, und der Bürger ist nunmehr in einer für seine Freiheit unendlich wichtigen Angelegenheit dem Government preisgegeben.

Einem deutschen Leser wird diese vernichtende Verurteilung der Einkommenbesteuerung befremdlich klingen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß die Dinge bei uns wesentlich anders liegen als in einem Staatswesen, in dem die gesetzgebende Gewalt ausschließlich einer von den Stimmungen der Masse abhängigen Volksvertretung anvertraut ist; hat doch das neueste, das siebzehnte Amendment zur Unionsverfassung im Jahre 1913 die Volkswahl auch der Senatoren eingeführt! Indes das ist eine Sache ganz für sich. Ich will annehmen, Burgeß habe buchstäblich recht, wenn er meint, die sechzehnte Verfassungsänderung habe die Freiheit des amerikanischen Bürgers dem Government geopfert. Aber ich denke, damit hat der Verfasser selbst aufs schlagendste seine eigene Behauptung widerlegt, daß die verfassungsmäßige Trennung von Government und Sovereignty die beste Schutzwehr der Freiheit bedeute. Denn dieses Bollwerk besteht eben nur so lange, als es nicht dem Souverän gefällt, es einzureißen oder zu durchlöchern. Ob ein Souverän, der mit dem Government identisch ist, die dem Bürger verheißene Freiheit beeinträchtigt, oder ob ein Souverän, der über dem Government steht, dem Government die Erlaubnis gibt, den Bürger zu berauben, das kommt ganz auf eines hinaus. Keine Macht der Welt kann den Souverän verhindern, die Freiheit so oder so zu schädigen — wenn er sich nicht, um mit Burgeß zu reden, von den noch über der Verfassung stehenden „gesunden Grundsätzen der politischen Wissenschaft" leiten läßt.

Das bringt uns auf das Letzte, was zu den Forderungen des Verfassers zu sagen ist. Bei der gründlichen Umschau, die er unter den heute geltenden Staatsverfassungen gehalten hat, sind ihm nur ganz wenige begegnet, die seinem Ideal allenfalls entsprechen. Im Grunde nur zwei: die Verfassung der Schweizer Eidgenossenschaft und die Verfassung Argentiniens, des „Lichtes und der Hoffnung von Südamerika". Ist es nun mit der Freiheit auf Erden in Wirklichkeit so schlecht bestellt? Wenn ich Burgeß recht verstehe, ist das nicht seine Ansicht. Er betrachtet die Dinge auch hier ungefähr so wie der Verfasser des Esprit des lois. Montesquieu, der in der englischen Konstitution das Muster einer freien Verfassung entdeckt zu haben glaubte, sagte: „Ich habe nicht zu untersuchen, ob sich die Engländer wirklich dieser Freiheit erfreuen oder nicht. Es genügt mir, zu behaupten, daß sie durch ihre Gesetze festgelegt ist, und nach mehr frage ich nicht." An diesen Satz erinnert es, wenn Burgeß — in entgegengesetztem Gedankengange — erklärt: „Es ist richtig, daß sich in England und Ungarn das Individuum eines weiten Spielraumes persönlicher Frei-

heit erfreut, eines weitern als in manchen anderen Staaten; aber das ist nur tatsächlich, nicht von Verfassungs wegen so" (S. 258). Schon in der „Political Science" hatte er festgestellt: „Ich meine nicht, daß das Individuum im deutschen Staate keine Freiheit besitze ... Ich meine lediglich, daß es an den Garantien dafür fehlt" (I, S. 180). Umgekehrt — der mexikanischen Verfassung rühmt er nach, daß sie bis auf einige kleine Lücken und Schwächen ungefähr alles erfülle, was er von einer Verfassung verlangt, und er muß doch zugeben, daß wenige Staaten so schrekkenerregend zwischen Despotismus und Anarchie hin und her schwanken, wie der mexikanische. Man sieht also: es gibt Staaten, in denen Freiheit herrscht, ohne daß sie durch Rechtsregeln ausreichend gesichert ist, und es gibt andere, die alle denkbaren Schutzwehren für die Freiheit geschaffen haben, ohne daß die Freiheit dadurch irgend etwas gewonnen hätte. Ich meine, wir können daraus die Lehre ziehen, daß nirgends in der Welt allein durch eine Verfassung, und möge sie noch so kunstvoll gezimmert sein, absolute Garantien für die Freiheit geschaffen werden können. Denn auch die Geltung und Bewährung der Verfassung, wie alles Rechtes, beruht im letzten Grunde auf irrationalen Voraussetzungen, sagen wir einfach: auf der Pflichttreue und der Einsicht der herrschenden Gewalten. Und es möchte vielleicht mit der Stimmung des Verfassers gar nicht so sehr in Widerspruch stehen, wenn wir behaupten, daß *diese* Voraussetzungen in der konstitutionellen Monarchie deutschen Stiles sehr viel mehr erfüllt sind als in den radikalen Demokratien, deren Freunde sich heute in der alten wie in der neuen Welt als die wahren Hüter der Freiheit auszuschreien belieben.

Grundzüge unserer nationalen Entwicklung bis zur Aufrichtung des neuen Reiches.[1]

Von Friedrich Meinecke.

Der moderne Staat hat tiefer und schwerer als der Staat der Vergangenheit mit dem Problem zu ringen, die unveräußerliche Pflicht zum Egoismus mit den unveräußerlichen Idealen der Kultur und Sittlichkeit und des nationalen Geisteslebens zu vereinigen. Ihnen verdankte er, wie wir sahen, seine Erhöhung zum organischen Staate und zum Nationalstaate und damit zugleich eine unermeßliche Machtsteigerung. Von ihnen drohten ihm aber auch unnatürliche Fesselungen seines Willens und seiner Kräfte. Diese mächtige Auseinandersetzung zwischen Staat und Kultur und zwischen Ideal und Wirklichkeit erfüllt das 19. Jahrhundert. Es ist, bei aller Mannigfaltigkeit der mitspielenden Kräfte, doch ein einziger großer Zusammenhang in den Wandlungen des Staates und der Kultur. Den spekulativen Gebilden der Philosophen folgte um die Mitte des Jahrhunderts eine nüchternere, auf die Erfahrung gegründete Behandlung der Lebensprobleme, die sich bis zum groben Materialismus verflachen konnte. In Kunst und Dichtung verblaßte die Romantik, und ein realistischer Geist versuchte es, dem Leben einen neuen Spiegel vorzuhalten. Ein nicht geringer Teil der geistigen

1) Siehe Heft 8.

Energien aber, die bisher in der Welt des Gedankens und des schönen Scheins gewirkt hatten, wandte sich dem schaffenden Leben zu und half an dem Aufbau des deutschen Wirtschaftslebens mit. Überall brachten diese Umbildungen Gewinn und Verlust zugleich. Die freie Muße und innere Sammlung, das selige Leben in der Idee, die Unbefangenheit von störender Wirklichkeit und profanem Getriebe, in der einst der deutsche Geist seinen Höhenweg gegangen war, blieb denen versagt, die in eben diese Wirklichkeit und ihr Massengetriebe sich jetzt entschlossen hineinstellten. Dafür gediehen nun Wille und Tatkraft; die Muskeln wurden straffer, das Blut röter. Die neuen Verkehrsmittel, kapitalistischen und industriellen Unternehmungen begannen die Massen mobil zu machen, stagnierende Landschaften in den Fluß des Lebens und der Arbeit zu reißen, neue Talente zu wecken und drängenden Wetteifer. In dieser Vervielfältigung der Teilnehmer und Beziehungen des Nationallebens lernte sich Deutschland genauer kennen und wurde seiner selbst auf eine neue Art bewußt, denn es entdeckte praktische Fähigkeiten und Möglichkeiten zu ihrer Entfaltung in sich, die man sich früher gar nicht zugetraut hatte. Die Gedanken Friedrich List's, der sie zuerst geahnt hatte, machten ihren Weg. In allem aber wirkte unsichtbar die Leistung Goethes und Kants nach. Die geistige Befreiung und Steigerung des deutschen Lebens mußte vorausgehen, um die freie und mutige Kraft zu entfesseln, die jetzt das neue praktische Deutschland aufzubauen begann, und eine starke Unterströmung reiner geistiger Bedürfnisse blieb auch unter allem neuen Realismus lebendig. Das organische Denken vor allem, das Goethe, Kant und die Romantiker gelehrt hatten, wurde die Brücke vom geistigen zum praktischen Deutschland, denn es prägte diesem ein, daß die Umgestaltung der Lebensverhältnisse, in die man hineingerissen war, zum Chaos werden würde, wenn nicht Geist und Wille eingriffen und die neue Welt organisierten. Und es prägte ihm ferner auch jene pflichtmäßige Hingabe an die Sache, jene Einstellung des Willens in einen größeren Zusammenhang ein, die zugleich auch immer schon durch die Traditionen des deutschen Staats- und Heeresdienstes gepflegt worden war.

So steht die Revolution von 1848 mitte inne zwischen dem alten und dem neuen Deutschland und gehört ihnen beiden an, reich zugleich an Ideologie und Illusion und an praktischem Gestaltungs- und Organisierungsdrange. Als dieser Drang auf politischem Gebiete scheiterte und zu wirtschaftlicher Arbeit sich wandte, konnten die reaktionären Regierungen diese Ablenkung der nationalen Interessen zufrieden begrüßen. Es wurde ihnen nicht zu schwer, eine Art von politischer Kirchhofsstille zu schaffen. Ein dumpfer schwerer Groll nur blieb übrig in den Schichten, die die politische Bewegung bisher getragen hatten. Mancher schloß aus strebsamer Berechnung oder aus Ermüdung seinen Frieden mit den Machthabern und half dann mit, nach unten zu drücken. Die Errungenschaften des Verfassungsrechtes der Einzelstaaten, die die Märzrevolution gebracht hatte, bröckelten wieder auseinander, und Verfassungs- und Rechtsbrüche der Regierungen halfen hier und da nach. Ein ganz unnatürlicher politischer Zustand trat ein, noch schwerer zu ertragen als der vormärzliche, denn dieser hatte den Trost unbestimmter Hoffnungen und noch unversuchter Lösungen vor sich gehabt. Jetzt lag die

gescheiterte Lösung hinter den Menschen, und Regierte wie Regierungen hatten ihre Unfähigkeit dargelegt.

Dieser Zustand konnte nicht dauern. Bundestag und Reaktion, frömmelnde Romantik, bureaukratischer Absolutismus und intelligenter Materialismus konnten nicht der Weisheit letzter Schluß im Staatsleben sein. Der neue Geist des Willens und der Wirklichkeit mußte, wenn er sich höher reckte, auch von diesem Gebiete wieder Besitz zu nehmen versuchen. Er konnte es vom Boden staatlicher Macht wie vom Boden der volkstümlichen Bedürfnisse her, von konservativer oder von liberaler Grundlage aus tun. Je freier und kühner, je weniger befangen von Parteivorurteilen er es tat, um so gewaltiger konnte er wirken auf die Nation und ihren Schicksalen den Stempel seines Wesens aufdrücken. Den konservativen und liberalen Mächten wurde gleichsam die Möglichkeit des Wettrennens auf das Ziel der nationalen Einigung gegeben. Als am Schlusse der fünfziger Jahre der Regierungswechsel in Preußen und die Nöte und Niederlagen Österreichs in Italien den Druck des reaktionären Systems lösten, machten sich gar viele Renner aus liberalem Lager wieder auf. Auch an liberal gefärbten Konservativen, die den Wünschen der Nation gern dienen wollten, fehlte es jetzt nicht, und sie scharten sich um den Prinzregenten und König Wilhelm I. von Preußen, der zwar nicht im Sturmschritt, aber bedächtig voranschritt. Nur ein einziger Renner aus den Reihen der alten, schwarzweißen Konservativen erhob sich, der aber schließlich alle, die Bedächtigen wie die Eiligen, überholen und aus dem Felde schlagen sollte — Otto von Bismarck. Er zwang das Schicksal und die Nation in seine Bahnen und nahm seinen Platz unter ihren großen Heroen ein, neben Luther, Friedrich dem Großen und Goethe. Wie Luther und Goethe Beginn und Höhe des geistigen Aufstiegs unseres Volkes bezeichnen, so tun es Friedrich der Große und Bismarck für den deutschen Staat. Goethe wie Bismarck haben ihresgleichen hinterdrein in den ihnen folgenden Geschlechtern zwar nicht gefunden, aber in diesen den edlen Ehrgeiz hinterlassen, das Unsterbliche an Goethe und Bismarck zum ewigen Besitz der Nation zu erheben.

Bismarck war immer ein preußischer Junker und war immer, auch in seinen junkerlichsten Zeiten, mehr als ein preußischer Junker. Auf den Arbeits- und Ruhmesstätten seines öffentlichen Lebens sehnte er sich zurück in die Unabhängigkeit des naturkräftigen Edelmannslebens, aber als er diesem am engsten angehörte, stimmte ihn das Gefühl der ungenützten großen Kraft schwermütig und unbefriedigt. Ungebrochen und elementar war der Grund seines politischen Denkens und Wollens; ohne Schwanken und Zweifeln fand er stets die Mittel und Wege, die seinen Zielen am wirksamsten dienten. Wenn man die menschlichen Naturen in fragende und in antwortende Naturen teilen kann, so gehörte er zu den raschesten und kräftigsten Antwortern, für den Untersuchung, Urteil und Entschluß fast ein Akt waren, vor dem, wie er es einmal in einem Traume erlebte, selbst die Felsen auseinanderweichen und Durchlaß gewähren mußten. Keine bloße dynamische Willens- und Herrscherkraft konnte das leisten, was er leistete; ein ungewöhnlicher Geist und eine ungewöhnliche Freiheit dieses Geistes mußte mit ihr zusammenwirken. Und man mag das vielleicht als das Merkwürdigste und Größte an ihm an-

sehen, daß er ganz bodenständig und ganz frei zugleich war, daß eine gewisse höchste Wirksamkeit der Natur mit einer ebenso hohen Wirksamkeit der Kultur sich in ihm verband. Er ragte in das zersplitterte und differenzierte Leben der modernen Menschheit hinein wie einer der Helden des Volksepos, mit einfachen und wuchtigen Leidenschaften und Grundgesinnungen, aber er beherrschte sie in sich und stellte sie in den Dienst einer überpersönlichen Idee, wie es das strenge Sittengesetz der eigentlichen und höchsten Kultur verlangt, und er durchschaute und beherrschte alle Fäden des modernen Lebens, wie es nur die entwickeltste und feinste Urteilskraft dieser Kultur vermag.

Genau auf diesen Eigenschaften beruht seine besondere Leistung für das deutsche Staats- und Nationalleben. Er führte es aus der Verbildung und Überspannung, in der er es antraf, zur Einfachheit der Natur zurück, aber diese Einfachheit war zugleich ein Sieg höchster politischer Kultur. Alles, was wir sagten, zielt nur darauf ab, die geistige Kraft zu verstehen, die das Deutsche Reich schuf, und in das Wesen der Bismarckschen Staatskunst einzudringen.

Ihr einfacher Kern ist, daß sie den Egoismus der Staaten und der staatlich geeinigten Nationen wieder in sein Recht einsetzte. Wir sahen, daß die große Welle des geistigen Lebens, die seit der Wende des Jahrhunderts den Staat zu veredeln und zu versittlichen unternommen hatte, dies zwar in vieler Hinsicht leistete, zugleich aber unnatürliche Schranken und Hemmungen für ihn schuf. Wir sahen, daß es nicht möglich war, mit liberaler oder romantisch-konservativer Ideologie gesunde preußische oder deutsche Realpolitik zu treiben. Kaum Einen der Zeitgenossen gab es, der nicht ein Stück dieser Ideologien in sich getragen hätte. Selbst denen, die wie Ranke sie als Denker und Betrachter ganz überwunden hatten, konnte sie in der praktischen Politik noch anhaften. Sogar Bismarck hat, solange er nur als konservativer Parteimann auftrat, noch einen leichten Anflug von ihnen gehabt. Sobald er politische Verantwortung zu tragen hatte, sobald er die Gedanken, Sorgen und Interessen des großen Individuums Staat in seiner eigenen Seele nachzudenken und zu erleben hatte, nahm er mit instinktiver Genialität seinen Platz mitten im schlagenden Herzen des Staates, dachte und handelte nur von ihm aus. Innere Selbstbestimmung ist das Geheimnis und das Recht des Individuums. Bismarck wies jede ideologische Zumutung an den Staat, jede nicht aus dessen eigenstem Bedürfnis und Natur entspringende Forderung zurück und kannte keine andere Norm als die des wohlverstandenen preußischen Staatsinteresses. Denn für den konkreten preußischen Staat, nicht für eine abstrakte Idee von Staat lebte er. Die konservative Ideologie forderte, daß Preußen, um die Revolution zu bekämpfen, gute Freundschaft mit Österreich und Rußland halte. Die Freundschaft mit Rußland hielt auch Bismarck für nützlich zu pflegen, aber nicht um die Revolution zu bekämpfen, sondern um Österreich bekämpfen zu können, das Preußen die Lebensluft wegnahm in Deutschland und Europa. Die konservative Ideologie war wehrlos gegen die Unbilden des Partikularismus und der Vielstaaterei, weil sie das Legitimitätsprinzip für heilig hielt. Bismarck, sobald er dies Terrain kennen gelernt hatte, wußte sofort, daß man mit den deutschen Höfen von Bückeburg bis München noch einmal Fraktur werde re-

den müssen. Die konservative Ideologie scheute vor jeder näheren politischen Berührung mit dem Frankreich Napoleons III., des Sohnes der Revolution, zurück. Bismarck kannte auch hier nur das Interesse, daß Preußen im Osten und Westen gesicherte Flanken haben müsse, wenn es den Kampf gegen Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland, um die Erhebung Preußens zur wahrhaft selbständigen Großmacht auszukämpfen haben werde. Dann mußte, so erkannte Bismarck, auch die deutsche Nationalbewegung, der deutsche Gedanke zu Hilfe gerufen werden. Zwar hatte er 1848/50, nicht nur als Konservativer, sondern auch als egoistischer Preuße, die Hand der deutschen Nationalpartei von sich gestoßen, weil Preußen für diese nur Mittel, nicht Zweck war und in Gefahr geriet, sein eigen Selbst zu verlieren an die deutsche Idee. Ließ sich aber diese umgekehrt nun als Mittel zum Zweck der preußischen Machterhöhung gebrauchen, und behielt Preußen bei dem Bündnisse mit ihr die Zügel in der Hand, so lag kein Grund mehr vor, es zu verschmähen. Wohl hat Bismarck immer ein deutsches Herz in seiner Brust gehabt, starke, urtümliche, trotzige Empfindungen für deutsche Art, Kraft und Größe — den Mann in ihm erfüllten sie bis in die Tiefen des Wesens, der Staatsmann in ihm aber gab ihnen erst dann Einlaß in seine Politik, als sie ihm zur Triebkraft seines preußischen Ehrgeizes werden konnten. Auf diesem Punkte der Vereinigung preußischen und deutschen Interesses aber angelangt, erfaßte er großartig und weitsichtig die neue Situation. Nur durch die innigste Verbindung mit Deutschland, so sah er, konnte die Aufgabe gelingen, Preußen zur selbständigen Großmacht inmitten der älteren und stärkeren Mächte des Ostens und Westens zu erheben. Darum mußten Preußen und Deutschland zusammenrücken zu konzentrischen Kreisen, jeder dem andern geben und von ihm nehmen, was er für sein Wesen brauchte. Liberal im alten Sinne der Freigebigkeit und Großherzigkeit mußte diese Vereinigung sein und der Vorteil des einen dem Vorteil des anderen dienen. Dann mußte aber auch der Liberalismus im neuen, politischen Sinne befriedigt werden, denn er war mit der deutschen Nationalbewegung untrennbar verwachsen. Beide hatten immer eine große, deutsche Volksvertretung auf breiter, volkstümlicher Grundlage gefordert. Bismarck war bereit, sie zu geben, nicht nur um ihnen zu genügen, sondern auch um eine feste unitarische Klammer um das preußisch-deutsche Gemeinwesen zu legen, die deswegen notwendig war, weil zugleich auch die ebenso lebendigen konservativen und partikularistischen Gewalten Deutschlands in die neue Interessengemeinschaft gezogen werden mußten, um dem Ganzen Halt zu geben. Der deutsche Einzelstaat sollte leben und atmen können in ihm, sollte sich sogar sicherer fühlen in seinem starken Schutze als bisher, wo nur die Eifersucht und Rivalität der großen Mächte das Dasein der Kleinen verbürgt hatte, wo sie hatten bangen müssen sowohl vor großen europäischen Krisen wie vor den Gefahren einer inneren Revolution. Abzugeben und zu verlieren hatte der deutsche Einzelstaat von seiner bisherigen Macht nur diejenigen Stücke, die das von Preußen vertretene und geleitete neue Gemeinwesen brauchte, um seine volle militärisch-politische und wirtschaftliche Kraft zu organisieren, um in das Spiel der großen Mächte fortan geschlossen und wuchtig einzu-

greifen. Die auswärtige Politik zu bestimmen, das deutsche Heer in Krieg und Frieden zu führen, mußte das Recht des Königs von Preußen werden, und die deutsche Wirtschaftspolitik mußte von den zentralen Organen des Bundesstaates gemacht werden.

Die Einfachheit der Natur, so sagten wir, verband sich in diesem Plane mit der höchsten politischen Kultur. Alles war auf die natürlichen Interessen des Ganzen und seiner Teile aufgebaut. Der Stärkste in Deutschland erhielt die Rechte, die er beanspruchen durfte und das Mehr von Macht, dessen er benötigte, um seine Aufgabe in der Welt für sich und Deutschland zu erfüllen, denn automatisch wuchs jetzt in allen großen Lebensfragen preußisches und deutsches Interesse zusammen. Ein solidarisches Gesamtinteresse Preußens, der deutschen Nation und der deutschen Einzelstaaten wurde so geschaffen, und die Herrschaft Preußens in Deutschland, die zunächst nur durch physische Macht zu gewinnen war, sollte sich erhalten durch Vertrauen. Der organische Staatsgedanke, der die Teile und das Ganze lebendig zusammenfügt, Freiheit und Macht zugleich gibt und die Macht im Staate auf geistige Grundlagen stellt, mußte dann auch im Gesamtleben Deutschlands endlich zur Geltung kommen.

Dieser Plan ist nicht auf einmal im Geiste Bismarcks, wohl aber ist er aus einer einheitlichen Wurzel in ihm entstanden. Er entfaltete sich, wie sich eine Pflanze in der Wirklichkeit eben entfaltet, abhängig von Boden, Sonne und Himmel. Auch das gehörte zum Wesen der neuen Staatskunst, daß sie sich nicht versteifte auf einen einzigen Weg, daß sie ihr Ziel höher oder tiefer steckte je nach den realen Möglichkeiten. „Viele Wege führten zu meinem Ziele," sagte Bismarck später rückschauend, „Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

Dies hatte er zu zeigen, als er im Herbst 1862 zur Leitung der preußischen Politik berufen wurde. Er hatte gemeint, mit dem nationalen Liberalismus, dessen höchste Wünsche er erfüllen wollte, sich über kurz oder lang zusammenzufinden. Aber als er ihm nun die Hand entgegenstreckte, wußte er schon, daß sie ausgeschlagen werden würde und daß er nur durch harten Kampf gegen ihn vorwärtskommen würde. Denn die Grundlage aller erfolgreichen deutschen Politik, die Macht der preußischen Krone und die Kraft des preußischen Heeres, wurde jetzt bedroht durch diesen Liberalismus. Aus dem Kampfe um die Reorganisation der Armee entsprang der innere Konflikt zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, preußischem Königtum und deutschem Liberalismus, der den Beginn des Bismarckschen Einigungswerkes in staubige Wolken hüllte. Die alten bitteren Gegensätze, die seit 1815 so schwer auf Preußen und Deutschland gedrückt hatten, sollten sich kurz vor ihrer Lösung am allerleidenschaftlichsten entgegentreten. Von hüben und drüben wurden dabei Scheite ins Feuer geworfen, die dem Nachlebenden überflüssig und schädlich erscheinen wollen, aber aus der Gesinnung der damaligen Menschen, aus den Nachwirkungen des ideologischen Doktrinarismus wohl verständlich sind.

König Wilhelm und mit ihm ein großer Teil des preußischen Offizierkorps war von jeher unzufrieden mit den Leistungen der Landwehr, die nach der Boyenschen Heeresorganisation von 1814 die Hälfte der Feldarmee bilden sollte. Geführt von den bürgerlichen Landwehroffizieren, erst im Augenblicke der

Mobilmachung dauernd zusammengefügt, konnte sie mit den Leistungen des Linienberufsheeres es nicht aufnehmen und hatte in den Kämpfen von 1848/49 hier und da im Felde und unter dem Einflusse der Revolution vereinzelt sogar in ihrer Disziplin versagt. Die Einstellung der Landwehr in die Feldarmee war aber auch eine schwere wirtschaftliche Last für das Land, die zur Ungerechtigkeit wurde dadurch, daß das stehende Heer bei seiner verhältnismäßig geringen Friedensstärke nur einen Bruchteil der wehrpflichtigen und wehrfähigen Jugend auszubilden vermochte; so daß nun bei jeder Mobilmachung die älteren Landwehrjahrgänge unter Gewehr zu treten hatten, während Massen von jungen Männern, die das Los von der Aushebung befreit hatte, unbeansprucht zu Hause bleiben konnten. Der gesunde Gedanke der Reorganisation nun war, die Linienarmee zu vermehren durch verstärkte Aushebung und durch Angliederung der jüngsten Landwehrjahrgänge, auf die Dienste der ältesten Landwehrjahrgänge zu verzichten und die Landwehr der mittleren Jahrgänge aus der Feldarmee auszuscheiden und für Garnisondienst und andere sekundäre Zwecke zu verwenden. Die künftige Feldarmee sollte nicht wesentlich stärker sein als die bisherige, aber sie sollte möglichst ganz aus Linientruppen, aus jungen, durch die feste Schule der dreijährigen Dienstzeit gehenden oder eben gegangenen Soldaten bestehen.

Die Zurückdrängung der Landwehr hatte aber auch einen politischen Beigeschmack. Die Landwehr war volkstümlich, galt als liberale Institution, als freier vom aristokratischen Geiste des Linienoffizierkorps. Der Sieg des Linienprinzips über das Landwehrprinzip wurde von den Liberalen und Demokraten als ein Bruch mit der Tradition von 1813 empfunden. Sie hielten auch die zweijährige Dienstzeit für ausreichend, sie sahen in allem nur die Forderungen eines reaktionären Militarismus, nicht die Lebensbedürfnisse eines Staates, der für die schwebenden Aufgaben seiner nationalen Machtpolitik eines möglichst scharfen und wuchtigen Instrumentes bedurfte. Und der Kampf um die Bewilligung der Kosten wurde sofort zum prinzipiellen Kampfe um die Rechte der Volksvertretung gegenüber der Regierung, um die Deutung der Verfassungsurkunde, um die Macht im Staate. Hie Krone, hie Parlament wurde der Schlachtruf —, und Bismarck zögerte nicht, ihn aufzunehmen und sich in die Schanze zu werfen für Rechte und Macht des Königtums und für die vom Könige gewünschte Organisation des Heeres. Er kämpfte den Konflikt mit dem Abgeordnetenhause mit einer Schroffheit durch, die befremden kann, wenn man sich seiner geheimen Absicht, den nationalen Liberalismus noch einmal zu benutzen, erinnert. Aber zur Ausführung dieser Absicht war der Augenblick noch nicht gekommen, und jetzt handelte es sich um nichts anderes, als um die Sicherung der Grundlagen und Vorbedingungen seiner deutschen Politik. Das Vertrauen des Königs aber zu ihm war die eine, die Schaffung eines sieghaften Heeres die andere dieser Vorbedingungen. In das Vertrauen des Königs wuchs er nun fest hinein durch die schneidige Verfechtung seiner Prärogative. Er wurde ihm in diesen Jahren zur starken Stütze, die der König, nachdem er sie einmal erprobt, nie wieder missen wollte. Wie hätte nicht auch das Herz des royalistischen Edelmannes diesen Kampf mitkämpfen sollen. Er verachtete die deklamierenden und räsonierenden Parlamentsgrö-

ßen, die mit Reden und Beschlüssen Geschichte zu machen vermeinten. Seine neue weitsichtige Staatskunst verachtete deswegen nicht die populären Kräfte und die Macht der Ideen überhaupt, aber auch das preußische Königtum war eine Idee und eine geistige Macht des Volkslebens. Darum war nicht nur der kühle und helle Wirklichkeitssinn und der wagende Wille das Merkmal dieser Staatskunst. Ihre innerste Kraft stammte aus gemütlichem Erlebnis.

Sie konnte sich, während sie im Innern noch zu ringen hatte, nun auch nach außen zu ihren ersten großen und glänzenden Erfolgen entfalten. Bismarck hat es selber immer für sein höchstes diplomatisches Meisterstück angesehen, daß es ihm gelang, gegen den Willen und Wunsch von ganz Europa im Bunde mit derjenigen Macht, die Preußens nächster und stärkster Nebenbuhler war, die Herzogtümer Schleswig und Holstein von Dänemark loszureißen und ihre Gewinnung für Preußen vorzubereiten. Das Geheimnis des Erfolges lag hier wieder in jener ungewöhnlichen Verfeinerung des Sinnes für das Mögliche und Erreichbare, in dem gleichzeitigen Abtasten, Sehen und Schmecken alles dessen, was sich einer zähen Energie als Mittel oder Ziel bieten konnte. Wurde heute, zum Verdrusse der national Empfindenden, aus den europäischen Verträgen der Reaktionszeit alles herausgeholt, was die Aktion gegen Dänemark erleichtern konnte, so war morgen der Augenblick schon da, die Schläuche des Äolus zu öffnen und die Kraft der Volksbewegung für ein Stück Weges in Bewegung zu setzen, der am folgenden Tage vielleicht schon wieder eine ganz andere, konträre Triebkraft erforderte. Das allgemeine Ziel war, die Herzogtümer irgendwie in den Machtbereich Preußens zu bringen; aber ob durch volle Einverleibung, ob durch Schaffung eines von Preußen abhängigen augustenburgischen Mittelstaates, entschied sich dem geschmeidigen Staatsmann erst dann, als der steile, gefährliche Weg zur vollen Einverleibung gangbar wurde. Und im allmählichen Reifen der Dinge konnte er zugleich aus der Entscheidung über die Herzogtümer, aus der Auseinandersetzung mit Österreich über ihre Stellung in der deutschen Bundesverfassung die Entscheidung über seine deutschen Ziele hervorwachsen lassen. Der Augenblick kam, wo das reorganisierte preußische Heer auf den böhmischen Schlachtfeldern den großen Stoß zu führen hatte, der die Tore zu einer neuen Zeit für Deutschland sprengte.

In heroischer Steigerung, aber in demselben Rhythmus wie bisher bewegten sich die Kämpfe, Siege und Verhandlungen des Jahres 1866. Alle die mannigfaltigen Möglichkeiten, um Preußen mächtiger durch Deutschland und Deutschland einiger durch Preußen zu machen, vom Idealen bis zum Erträglichen, von bloßer Vorstufe bis zur Vollendung, wurden von Bismarck, je wie die Winde wehten, durchprobiert und standen einen Augenblick ernst in Erwägung: Teilung Deutschlands in eine preußische und eine österreichische Machtzone, wo dann die alten Wünsche Friedrich Wilhelms IV. und Radowitzens für einen gemeinsamen österreichisch-deutschen Nationalkrieg zur Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens wieder anklingen konnten, oder als Übergang zur kleindeutschen Lösung die Teilung in eine preußisch-norddeutsche und eine süddeutsche, von Bayern militärisch geleitete Zone — unter den kleindeutschen Lösungen dann wieder neben der höchsten, der Einigung des

ganzen außerösterreichischen Deutschlands unter Preußen, die bescheidenere einer nur norddeutschen Einigung. Unter dem Drucke der französischen Macht und Eifersucht, die ihre begehrlichen Blicke jetzt wieder auf das linke Rheinufer richtete, geschah es, daß König Wilhelm und Bismarck sich mit der Errichtung eines Norddeutschen Bundes und einer erheblichen Vergrößerung des preußischen Staatsgebietes begnügten. Von fernher erinnert dies Zurückweichen auf die Mainlinie an das Zusammenschrumpfen der deutschen Pläne Friedrich Wilhelms IV. und Radowitzens von der Union des großdeutschen Doppelreiches zu der Union Preußens mit den norddeutschen Kleinstaaten. Aber was damals zur politischen Niederlage führte, bedeutete diesmal den Sieg und die Sammlung höchster Kraft im kleinsten Punkte. Der Gewinn Hannovers, Kurhessens und Nassaus brachte die endgültige Abrundung und Ausfüllung des einstigen „Königreichs der Grenzen", dessen ganze Machtpolitik seit zwei Jahrhunderten durch die Notwendigkeit einer solchen Abrundung und Konzentrierung mitbestimmt worden war. Der organische Abschluß der partikularistisch-territorialen Entwicklung Preußens fiel zusammen mit dem Beginn der höheren Gesamtorganisation Preußen-Deutschlands. Im Innern Preußens verstärkte sich fortan das Gewicht der westelbischen Provinzen gegenüber den alten ostelbischen Provinzen, freilich nicht entscheidend, so daß insgesamt allerdings das alte Preußen mit seiner monarchisch-aristokratischen Eigenart nun viel mächtiger in die neuen deutschen Verhältnisse hineintrat, als die Freunde einer inneren preußisch-deutschen Ausgleichung wünschen mußten. Aber der Sieger hütete sich, den Sieg auszunutzen für gewisse sich regende Reaktionsgelüste, schloß seinen Frieden mit der liberalen Opposition des Abgeordnetenhauses in entgegenkommendem und versöhnlichem Geiste und führte die dem deutschen Volke gegebene Verheißung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für den Reichstag des Norddeutschen Bundes durch. Auf der anderen Seite erhielten die partikularistischen Gewalten, denen eben erst durch die Entthronung dreier norddeutscher Dynastien ein erschütterndes Memento zugerufen worden war, Anerkennung ihres Lebensrechtes, eine würdige Stellung und fruchtbare Wirksamkeit im föderalistisch geformten Bundesrate des neuen Bundesstaates. Stark genug gefügt, um in sich selbst seinen Halt zu finden, war dieser Bundesstaat zugleich auch darauf angelegt und dazu bereit, sobald es die europäische Konstellation erlaubte, seine Grenzen vom Main zu den Alpen vorzuschieben. Schutz- und Trutzbündnisse verbanden sofort schon Süddeutschland mit dem Norddeutschen Bunde, und wie hier der Sieger planmäßig die Kluft wieder schloß, die er selber durch den deutschen Bruderkrieg von 1866 aufgerissen hatte, so schuf er auch mit gleicher Weisheit durch den Charakter, den er dem Frieden mit Österreich gab, die Möglichkeit künftiger Freundschaft und Allianz mit ihm. Der Sieg der kleindeutschen Idee wurde so die Geburtsstunde für eine neue, realere Form der großdeutschen Idee.

Es war, wie wenn man aus einer durcheinandergewachsenen Wildnis einen wohlgepflegten Park herrichtete. Alles, was in ihm nun trieb und wuchs und ihn schmückte, war alter Bestand des Bodens und hervorgebracht durch das Walten der Natur; aber ein ordnender Wille brachte durch einige

kräftige Eingriffe Harmonie, Luft und Licht hinein. Es war das Muster einer konservativen Revolution.

Bisher hatte Bismarcks Riesenkraft alles allein geleistet. Stärker beinahe als mit allen seinen Gegnern, hatte er zu ringen gehabt mit dem, dessen Vertrauen ihn instand setzte, alles zu leisten; nur widerstrebend war ihm der König in den Krieg gefolgt. Es war ein Zeichen der seelischen Größe des Königs, daß er ihm sein Vertrauen nicht entzog trotz schwerster und von beiden tief empfundener Meinungsverschiedenheiten. Vieles von dem, was der König seinem Ratgeber entgegenhielt, entstammte der veraltenden politischen Gedankenwelt der Restaurationszeit, in der die lebendige Bewegung der Macht gehemmt worden war durch Ideologie und Doktrinen. Trotz alles vordringenden Realismus war auch das Leben der Parteien von diesem Geiste noch vielfach durchsetzt. Und da sich ferner Bismarcks Ziele erst dann völlig entschleierten, als sie siegreich erkämpft waren, so trat er erst auf dieser Höhe des Sieges aus seiner Einsamkeit heraus und in ein inneres Vertrauensverhältnis zur Nation. Ihre Dankbarkeit, Bewunderung und Liebe wurde ihm zuteil. Ihre Wortführer beugten sich vor ihm und revidierten ihre bisherigen Methoden. Die Parteien schichteten sich um, und die Nationalliberalen wurden die Helfer Bismarcks bei der Reichsgründung. Mit breiterer Front ging es nun voran zum neuen Ziele, die Einheit zu vollenden und die süddeutschen Staaten in die Gemeinschaft des norddeutschen Bundesstaates aufzunehmen. Aber obwohl nun auch in diesen und zumal in der regsamen und empfänglichen Bevölkerung Badens Vertrauen, Sehnsucht und Hoffnung emporsprossen und obwohl über das Ziel selbst gar kein Zweifel mehr möglich schien, so traten doch wieder Schwierigkeiten dazwischen, die auch Bismarcks scharfer Sinn für das Mögliche und Erreichbare noch nicht zu durchbrechen wagte. Die Einigung Deutschlands war von jeher nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Frage gewesen; die Nachbarn wünschten kein zu mächtiges Deutschland. Napoleon III. und Frankreich wachten eifersüchtig über der Einhaltung der Mainlinie, und in den Lenkern der österreichischen Politik war der Groll noch frisch und die Hoffnung noch nicht erloschen, das Werk von 1866 wieder umzustoßen. Die großen süddeutschen Mittelstaaten Bayern und Württemberg konnten sich zwar der Einsicht nicht ganz entziehen, daß ihre isolierte Stellung auf die Dauer unhaltbar sei, aber vermochten es nicht über sich, den alten eingewurzelten Trieb des Territorialstaates zu überwinden und das Opfer ihrer Souveränitätsrechte zu bringen, und wurden bestärkt darin durch preußenfeindliche demokratische und klerikale Volksströmungen. Bismarck aber wollte sie nicht zwingen. Er hatte 1866 gegen den deutschen Partikularismus erreicht, was durch Zwang und Gewalt zu erreichen war. Immer war es seine Kunst, rasch die Waffen zu wechseln und Vertrauen auch im Besiegten zu wecken. Nur ein als freiwillig empfundenes Opfer der Südstaaten gab die Bürgschaften bundesfreudiger Gesinnung der Fürsten, die ein geeintes Deutschland brauchte. Er richtete sich deshalb auf eine langsam reifende Entwicklung der Dinge ein, aber war auch sprungbereit, wenn ein großes nationales Schicksal es gestattete, sie zu beschleunigen.

Bismarck hat den Krieg von 1870 nicht planmäßig gesucht. Aber er sah

die Gegnerschaften, die sich in Frankreich, Österreich und Italien zu drohendem Gewölke verdichteten, und mußte sich auf sie einrichten. Er beförderte deshalb auch die von den Spaniern aufgestellte Thronkandidatur eines hohenzollerischen Prinzen, weil ein mit Deutschland befreundetes Spanien eine zwar nicht entscheidende, aber auch nicht verächtliche Verbesserung der politischen Lage Deutschlands gegen Frankreich bringen konnte. Daß er dadurch möglicherweise Frankreich zum Kriege reizen würde, hat er sich gewiß nicht verhehlt. Er durfte furchtlos und mit gutem Gewissen diese Möglichkeit mit in Rechnung ziehen, denn Frankreich tastete, wenn es das Schwert erhob, das Selbstbestimmungsrecht der spanischen Nation an. Als durch eine Verkettung von Umständen noch vor vollzogener Königswahl der kritische Augenblick eintrat und die Franzosen maßlose und demütigende Anforderungen an den Herrscher von Preußen stellten, durchschnitt Bismarck ihr Konzept mit kühnem und gewaltigem Entschlusse und machte den Krieg durch die Veröffentlichung der redigierten Emser Depesche unvermeidlich. Hinter dem Proteste Frankreichs gegen die hohenzollerische Kandidatur stand sein wahrer, tieferer, eigentlicher Protest gegen die Einigung Gesamtdeutschlands. Ein Preußen, das sich von Frankreich demütigen ließ, verlor die Achtung in Süddeutschland und die moralische Kraft, das Einigungswerk zu vollenden. Umgekehrt wuchs ihm diese Kraft zu, wenn es vereint mit den süddeutschen Staaten Frankreich vom deutschen Rhein zurückdrängte. Darum wird es die deutsche Nation ihrem größten Staatsmanne bis an das Ende ihrer Tage danken, daß er den Mut hatte, den unvermeidlichen Entscheidungskampf um ihr höchstes und heiligstes Ziel im günstigsten Momente zu entfesseln. Österreich wurde gerade jetzt durch Rußland in Schach gehalten, und ebenso waren Deutschlands Streitkräfte gerade jetzt den französischen überlegen. So gab Bismarck dem deutschen Volke nun die mächtigste Lehre seiner Staatskunst. Sie besteht darin, daß Deutschland, wenn es in seiner ringsum gepreßten und gefährdeten Lage nicht wieder seinen Atemraum verlieren will, jedem ungebührlichen und feindseligen Druck von außen mit vulkanischer Kraft sich entgegensetzen muß und nicht zögern darf, bis ihm das Messer an der Kehle sitzt. Preußen nach 1805 hatte erfahren, was es heißt, diesen Moment zu versäumen. Friedrich der Große 1756 dagegen hatte schon wie Bismarck gehandelt, und Deutschland hat 1914 in beider Geiste den rechtzeitigen Abwehrkampf auf sich genommen.

Der gemeinsame Nationalkrieg gegen Frankreich konnte nun zur raschen Begründung der deutschen Einheit führen — aber er mußte es nicht notwendig. Erst spät ist der ganze Umfang der Schwierigkeiten bekannt geworden, mit denen Bismarck zu ringen hatte. Einen Ausgleich zu schaffen zwischen den partikularistischen Wünschen der bayerischen und württembergischen Regierung und den unitarischen Ansprüchen des Kronprinzen und der Nationalliberalen, und dann wiederum auch den preußischen Partikularismus des Königs für den neuen Reichs- und Kaisergedanken zu gewinnen, waren Aufgaben von unsäglicher Mühe. Die ganze Zähflüssigkeit und Kompliziertheit der im deutschen Staatsleben ineinandergreifenden Kräfte war noch einmal zu überwinden. Der sächsische Partikularismus mußte ausgespielt werden gegen den süddeutschen, das würt-

tembergische und badische Sonderinteresse gegen das bayerische. Bald mußte mit weicher und bald mit harter Hand gearbeitet und mit Lockungen und Zugeständnissen nicht gespart werden. Die Spuren dieser Kämpfe trägt der deutsche Verfassungsbau an vielen Stellen. Immer wird es eine der denkwürdigsten und trostreichsten Erinnerungen unserer Geschichte bleiben, daß neben allem Kleinen und Zersplitternden, was ihr eigen ist, auch alles Große, Heroische und Zusammenschmelzende in ihr damals hervortrat und siegreich zwingend den äußeren Feind und die innere Zwietracht überwand. Frankreich lag zu Boden, als am 18. Januar 1871 im Versailler Schlosse Ludwigs XIV. Kaiser und Reich des neuen Deutschlands ausgerufen wurden. Wir wissen heute, daß es kein Akt von konventioneller Glätte und Schönheit war, denn als Kaiser Wilhelm herabtrat vom erhöhten Stande der Fürsten, versagte er seinem Kanzler, der ihm die neue Würde geschaffen hatte, den Handdruck. Die Größe und Bedeutung des Hergangs wird dem, der alles Geschichtliche auch menschlich empfinden kann, durch diese Dissonanz nur gesteigert werden. Das alte stolze preußische Königtum konnte nicht ohne Reibung und Schmerzen, ohne ein Opfer an innerlich Erlebtem zu bringen, in die neu gefügte Würde hineintreten. Es war wie ein Symbol dafür, daß die beiden stärksten politischen Lebenskräfte Deutschlands, die preußische und die deutsche Idee, sich auch ferner noch auseinanderzusetzen haben würden.

Und so stand es auch mit allen übrigen Ideen und Kräften im deutschen Staats- und Nationalleben. Keine wurde ganz vernichtet, jede lebte fort im neuen Deutschland, die alte kirchliche Spaltung und die alten dynastischen Trennungen, dazu die im Laufe des 19. Jahrhunderts erwachsenen geistigen und politischen Parteiungen bis zur letzten, die das neu entstandene Industrieproletariat von der bürgerlichen Gesellschaft und ihren nationalen Zielen trennte. Von jenen älteren Trennungslinien wurden die dynastischen nun wohl ganz wesentlich und entscheidend gemildert durch das Gemeingefühl des neuen Reiches, aber die kirchliche trat um so schärfer wieder hervor, weil das neue protestantische Kaisertum das Mißtrauen der klerikalen Katholiken erregte. Man darf vielleicht sagen, daß die Geister der Parteien auch deswegen jetzt so stark und selbstbewußt blieben, weil Bismarck ihnen keinen wesentlichen Anteil an der Reichsgründung eingeräumt hatte, der sie hätte mildern und einander anpassen können. Es war die Voraussetzung seines Erfolges gewesen, daß er sie zurückgedrängt hatte. Selbst die Nationalliberalen hatten ihm mehr geben müssen, als sie für ihre Hilfe von ihm dafür empfingen; auch seine alten Parteigenossen, die Konservativen, waren mehr benutzt als befriedigt worden durch ihn. Wohl fühlte sich die Nation fortgerissen und hoch emporgeführt durch das Wunder, das der eine Mann vor ihren Augen vollbracht hatte. Sie hatte kriegerisch das Ihre dazu heldenhaft getan, aber nicht so auch politisch. Darum waren ihre politischen Lehrjahre noch lange nicht vollendet. Um zur vollen Reife und eigenen Meisterschaft zu gelangen, mußte sie erst erwerben, was sie aus der Hand ihres Meisters empfangen hatte. Aber die Fülle der Lebenskraft in ihr und die Formen des neuen Reiches, die ihrer Eigenart abgelauscht waren, bürgten dafür, daß Kraft und Formen zusammenwuchsen.

Jungösterreichische Dichtung.

Von Oskar Walzel.

Als Zuckermanns Österreichisches Reiterlied im Herbst 1914 bekannter und bekannter wurde, erweckte es wegen seiner Schlichtheit sogleich den Eindruck eines echten Volksliedes. Volksliedmäßig ist die kehrreimartige Wiederholung, die in den drei Strophen sich abspielt. Alle drei stellen die bange Frage, die dem Kämpfer sich leicht aufdrängt: wie und wann er fallen wird; alle drei enden mit einem seelischen Aufschwung, der die Todesgedanken überwindet. Kein tönendes Wort, keine Machtgebärde ist zugelassen. Vielleicht könnte man bezweifeln, ob das Lied dem großen Augenblick, ob es dem Heldentum, das der Krieg fordert, wirklich genügt. Jedenfalls fand sein Dichter den Mut, nur allzufrüh für sein Vaterland den Heldentod zu sterben. Das Gedämpfte, das dem Lied eigen ist, entstammt also wohl kaum einem Gefühl, das nicht völlig den hohen Ansprüchen der Zeit gewachsen war, weit eher dem Wunsch, lieber zuwenig als zuviel zu sagen und desto mehr zu leisten.

Herben, schwerblütigen Norddeutschen mag es leichtherzig vorkommen, wenn die bange Frage des Gedichts nacheinander abgewiesen wird mit einem „Was liegt daran!“, einem „Was ist dabei?“, einem „Es ist nicht schad'!“ Und was ist der Preis, um den das Leben gern hingegeben wird? „Seh' ich nur unsre Fahnen wehen auf Belgerad!“ Österreichs Fahnen wehen seit langem auf Belgrad. Wie wenig bedeutet indes das neben dem Ungeheuren, das seitdem geleistet wurde, das noch zu leisten ist! Vielleicht vermißt auch der oder jener ein Wort der Aufmunterung zu unentwegtem Durchhalten, einen Hinweis auf die Tatsache, daß die Donaumonarchie um ihr Bestehen ringen muß. Vielleicht befremdet es, daß Zuckermanns Lied nur Mut erwecken oder gar nur in Stunden der Verzagtheit zur Selbstbesinnung führen will, daß es sich überhaupt nicht an eine ganze Menge wendet, sondern an den einzelnen. Es ist kein aufwühlendes, aufstachelndes Lied. Aber wie es von Todesgedanken zu innerer Befreiung emporsteigt: das können unzählige nacherleben, mindestens unzählige Österreicher.

Ausgesprochen österreichisch ist die Haltung des ganzen Lieds, ist vor allem die Selbstbescheidung, die sich in ihm künstlerisch ausspricht. Auch der Österreicher trägt zuweilen stärker auf. Doch das fühlt er selbst wie eine Ausnahme. Ganz besonders widerspricht es den Vertretern des geistigen Österreich, den Ausdruck ihrer inneren Erlebnisse zu einer letzten Steigerung emporzutreiben.

Vor Jahren, als Peter Altenbergs Buch „Wie ich es sehe“ auftrat, sagte Hofmannsthal feine und treffende Worte über die Neigung des Österreichers, lieber zuwenig als zuviel Gewicht in seine Äußerungen zu legen. Ihm erschien aus diesem Grunde die Leistung Altenbergs als wirklich wienerisch. Man sehe gleich, daß es kein richtiges deutsches Buch sein könne; denn es habe ein gutes Gewissen, obwohl es um alles Wichtige völlig unbekümmert sei. Es kokettiere sogar mit seiner Herkunft wie mit seiner Gesin-

nung, es sei im Ton hie und da manieriert leichtfertig und manieriert kindlich. Seine Gewissenlosigkeit und seine bewußte Grazie scheine eine komplizierte innere Erziehung vorauszusetzen.

Altenbergs „Wie ich es sehe" zum vollständigen und ausgeprägten Abbild österreichischen Wesens zu erheben, liegt mir fern. Allein ich zweifle nicht, daß viele Deutsche in den Merkmalen, die nach Hofmannsthal dem Buch eigen sind, manches wiedererkennen, was sie an österreichischem Wesen mißliebig empfinden. Sie dürften sich sogar wundern, ja es kaum begreifen, daß Hofmannsthal von solchen Zügen österreichischen Wesens nicht mit fühlbarem Tadel, nein, mit Anerkennung und Zustimmung reden kann.

Ein starker Gegensatz zwischen dem österreichischen Gefühl und dem Gefühl anderer Deutscher, zunächst der Norddeutschen, tut sich da auf. Der Norddeutsche neigt dazu, diesen Gegensatz zu deuten, als wäre ihm selbst eine strengere und ernstere Sittlichkeit eigen. Er erblickt im Verhalten des Österreichers etwas zuviel leichten Mut, er vermißt das strenge Pflichtbewußtsein, das ihm selbst eingeboren ist.

Ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Sittlicher Ernst ist da wie dort am Werk. Allein der Akzent des sittlichen Erlebens liegt an anderer Stelle. Dem Deutschen ist vor allem wichtig der starke, zielbewußte Wille, der sich in den Dienst einer großen Aufgabe stellt; der Österreicher will sich das Recht freier, innerlich ungebundener Betrachtung der Dinge auch da nicht nehmen lassen, wo die letzten und höchsten Fragen der Gemeinschaft sich ergeben, der er angehört. Daher stellt der Deutsche alles andere zurück, wenn es sich um das Vaterland handelt; der Österreicher hält auch dann für wichtiger die unbestechliche Echtheit seines persönlichen Gefühls. Dieses Gefühl will sich äußern, noch wenn es zu den Aufgaben, die das Vaterland stellt, zu den Pflichten, die es auferlegt, sich in Gegensatz befindet. Darum treten die Deutschen leichter in geschlossener Reihe auf, wenn Fragen des gesellschaftlichen und des politischen Lebens zu beantworten sind, während in gleicher Lage die Österreicher etwas von individualistischer Zersplitterung bewähren. Der Österreicher redet dann gern von deutschem Drill, meist mit dem Nebengefühl einer Unterschätzung des Werts solchen Drills, mitunter und zumal im Augenblick der Not auch mit etwas Neid.

Die Wünsche, die hinter der Haltung des Österreichers sich verstecken, deuten auf einen großen und reifen Intellekt, der den Willen und dessen Äußerungen hemmt. Willenskräftiger, zielsicherer ist der Deutsche, der den Einwänden seines Denkens und seines Gefühls Schweigen auferlegt, wenn das Allgemeine in Frage ist, wenn es gilt, Mann für Mann einzustehen für das Wohl der Allgemeinheit. Leistungen, wie sie bei solchem Zusammenschluß zu erbringen sind, können nur schwer zustande kommen, wenn der einzelne zuviel Spielraum hat. Viel stärker kann dort der Wille sich betätigen; hier entsteht leicht der Eindruck von Willensschwäche.

Der Österreicher sieht vermöge der Einstellung, die ihm wert ist, die Dinge aus größerer Ferne. Sie brennen ihm nicht auf dem Herzen. Er wahrt eine betrachtende, fast kühl betrachtende Stellung. Er ist imstande, noch sein eigenes Glück und Unglück aus gleicher oder ähnlicher Ferne zu beschauen und zu bedenken. Etwas von der vielberufenen romantischen Ironie spielt

herein. Ironisch im üblichen Sinn sieht er die Welt, ja die nächste Umwelt und sich selbst, so ironisch, daß er noch Witze reißen mag, wo andere in der Not des Augenblicks verstummen. Nur eines scheut er: die großen Worte. Er möchte sich nicht blenden lassen durch das gewichtigste Wort. Ihm fehlt daher leicht das Wort, das im rechten Augenblick anfeuert. Oder wenn er es vernimmt, mißt er ihm keinen Wert zu, es klingt ihm wie eine Phrase. Er entbehrt, was anderen ein starker und nachhaltiger Ansporn ist. Er leidet unter den Nachteilen, die sein Wesen mit sich führt. Allein ich möchte bei diesen Nachteilen nicht länger verweilen; denn wer sie erwägt, müßte auch der Nachteile gedenken, die auf der Gegenseite zu finden sind, die dort eintreten, wo die freiere und ungebundenere Betrachtung des Österreichers aufgegeben wird zugunsten einheitlicher, starker und geschlossener Betätigung des Willens.

Wenn österreichisches Fühlen hier dem Fühlen der Reichsdeutschen gegenübergestellt wurde, so geschah es durchaus im Bewußtsein der Einschränkungen, die notwendig solchen Verallgemeinerungen anzufügen sind. Selbstverständlich gibt es Österreicher, die den Dingen anders gegenüberstehen, und Reichsdeutsche, die dem österreichischen Lebensgefühl nahekommen oder es mit den Österreichern teilen. Zu vielgestaltig ist das Menschentum da wie dort, als daß die Scheidung, die ich vornahm, mehr als relativen Wert hätte. Daß sie im wesentlichen richtig ist, daß gerade in dieser Kriegszeit, die weit mehr Tiefblicke in die Seele der Menschen eröffnet, als ein Zeitalter ungestörten Friedens, Zeugnisse für die Richtigkeit der Scheidung in Fülle sich ergeben, darf ich behaupten.

Sie verträgt indes ohne Zweifel noch schärfere und genauere Abschattungen. Wenn in den vielen Ländern, die zusammen das Deutsche Reich darstellen, Unterschiede des Lebensgefühls bestehen, so weist das weit vielgestaltigere Österreich einen noch beträchtlicheren Reichtum an Gefühlsmöglichkeiten. Ja, es fragt sich, ob die Züge, die ich oben am Österreicher beobachtete, nicht etwa bloß dem Wiener und neben ihm bestenfalls den Kulturkreisen Österreichs zukommen, die stark unter der Einwirkung Wiens stehen und schon vermöge enger geistiger und körperlicher Verwandtschaft mit Wien das Leben ähnlich sehen wie der Bewohner der Reichshauptstadt.

Der beträchtliche Unterschied, der zwischen dem Wiener und dem Sohne deutscher Landeshauptstädte Österreichs waltet oder gar den Wiener von den Landbewohnern der Provinz scheidet, fällt leicht ins Auge. Überdies ist man in Österreich besonders jetzt geneigt, den Unterschied stark hervorzuheben.

Vor kurzem bekämpfte in diesem Sinn Stefan Zweig die Vorstellung von dem „österreichischen Dichter", die in vielen Köpfen, zunächst Deutschlands, besteht. Niemand, meint er, könne eine wirkliche Einheit zwischen Schnitzler und Schönherr, zwischen Rilke und Rosegger, zwischen Lenau und Stifter herstellen. Grillparzers süße Musik sei bloß die Musik Wiens, seine verärgerte Bitternis nur die des enttäuschten österreichischen Beamten. Meilenweit sei sein Mißbehagen entfernt von dem elementaren Lenaus, von dieser Melancholie der ungarischen Steppen und madjarischen Violinen, sein kleiner verkrochener Haß von der kampffrohen heißen Erbitterung des streitbaren Jesuitenjägers Hermann von Gilm. Der Tiroler, der Deutschböhme, der Wie-

ner, der Steiermärker seien zu keiner Einheit zu verkleben. So restlos wie Schiller oder Goethe die Deutschen in ihrer Gesamtheit darstellen, komme der Österreicher bei keinem österreichischen Dichter heraus.

Huldigt Zweig der Ansicht, österreichische Heimatskunst sei immer nur Kronlandskunst, so trennte jüngst Hermann Bahr noch ausdrücklicher Wien von allem übrigen Österreich. Paris und London seien eine Verkürzung französischen und englischen Wesens, Wien aber sei kein Auszug oder Abriß Österreichs, nicht einmal ein Portal, höchstens ein blindes, ohne Eingang, eigentlich nur eine repräsentative Schauwand Österreichs.

Ich fühle mich nicht veranlaßt, die Behauptungen Zweigs und Bahrs nachzuprüfen oder die Frage aufzuwerfen, wieweit sie eine Berichtigung vertragen. Sie sind mir wichtig als Anzeichen und Zeugnisse. Und ich will sie bei den folgenden Auseinandersetzungen nicht aus dem Auge verlieren. Denn sie können entschieden nur fördern, was ich selbst zu vertreten habe.

Die Wurzel von Zweigs und Bahrs Worten aber ist das Unbehagen, das den Österreicher ergreift, wenn er — zumal vom Norddeutschen — immer nur in Bausch und Bogen genommen wird. Da wirkt noch immer das böse Wort der „Xenien“ nach von dem Volk der Phäaken mit dem glänzenden Aug. Wie lange ist es her, daß es in Wien immer Sonntag war und daß immer am Herd sich der Spieß drehte! Vollends meint das Xenion nur den Wiener; angewandt wurde es aber durch ein Jahrhundert und noch länger auf den Österreicher überhaupt, und zwar, um ihn vom übrigen Deutschtum zu scheiden, um ihn wie etwas Fremdes, wenn auch Verwandtes abzulehnen.

In der Zeit, da das Xenion entstand, lag zwischen dem geistigen Leben des Österreichers und des Deutschen draußen im Reich allerdings ein weiter Abstand. Die Vertreter österreichischer Literatur, die sich in Weimar und Jena einfanden oder sonstwie in den Gesichtskreis der geistigen Führer Deutschlands traten, waren wenig geeignet, diesen Abstand zu verringern. Allein auch der mächtige Aufschwung, den die österreichische Dichtung gleich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nahm, fand draußen verhältnismäßig wenig Anerkennung. Der Weihrauch, der in Schwaben für Lenau bereit war, darf für eine vereinzelte Erscheinung gelten. Grillparzer wurde nach anfänglicher Zustimmung bald wieder nur wenig beachtet. Wie unzulänglich die ganze Leistung der österreichischen Dichter noch um 1870 von den Meistern der kritischen Zunft Deutschlands gewürdigt wurde, beleuchtete einmal Marie von Ebner-Eschenbach in einem Gespräch zwischen Zeus-Gervinus und der österreichischen Muse ebenso ironisch wie treffend. Als demütige Bittstellerin naht sich die verschüchterte österreichische Muse dem Großen, Unfehlbaren, Allwissenden. Er aber will keine österreichische Muse kennen. Und wenn sie auf ihre unsterblichen Söhne hinweist, so denkt er, sie meine Bäuerle und Nestroy. Grillparzer und Halm leben nicht für ihn. Die Abgewiesene geht unter vielen Bücklingen ab, überzeugt, es könne nicht viel an ihr sein; sonst würde sie doch nicht hinausgewiesen.

Nur in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fing auch Deutschland an, die Bedeutung österreichischer Dichtung zu erfassen. Die Zeit war allerdings versäumt, in der die Kunst Grill-

parzers und seiner Altersgenossen lebendig und lebenschaffend auf deutsche Dichter hätte wirken können. Dafür vollzogen sich am Ende des Jahrhunderts und in den ersten Jahren des neuen, vollziehen sich jetzt in Österreich Wandlungen der Dichtung, die auf Deutschland ganz beträchtlich einwirkten. Es ist nicht Übertreibung, wenn ich behaupte, daß in dieser Zeit Österreich gelernt hat, den deutschen Dichtern ihre Wege bahnen.

Die großen Linien der Entwicklung, die sich in deutscher Dichtung seit dem Epigonentum der siebziger und achtziger Jahre abspielte, lassen sich jetzt leicht überblicken. Nach ausländischem Vorbild steigerte sich zunächst der Realismus, den auch Deutschland mindestens seit der Mitte des Jahrhunderts besaß, zu möglichst allseitiger Wiedergabe der Außenwelt. Auch da schien es — im Gegensatz zur Schönmalerei der Modedichtung — wichtigste Aufgabe zu sein, das Häßliche, Verderbliche, Armselige zu versinnlichen. Von der Wirklichkeitsfreude des Realismus der fünfziger Jahre ging es damals weiter zu gewollter Nachzeichnung nichterfreulicher Wirklichkeit. Gesellschaftliche Gegensätze standen im Vordergrund und liehen der Armeleutkunst und ihrer Vergegenwärtigung von Not und Elend den entscheidenden Beigeschmack. Schlagwort war: Wahrheit um jeden Preis! Sinne und Gefühl sollten nicht geschont werden; in dem Bedürfnis, Sinne und Gefühl zu schonen, meinte man die Hauptquelle künstlerischer Unwahrheit zu entdecken.

Der ersten Strömung folgte eine zweite, zum Teil gegensätzliche. Sie warf ihrer Vorgängerin vor, daß sie beim Äußerlichen stehen bleibe. Wahrheit sei nicht mit den äußeren Sinnen zu erhaschen. Das Persönliche, das, was jeder in seiner Weise erlebt, was er anders erlebt als sein Nachbar, sei die eigentliche Wahrheit. Der Subjektivität wurde Tür und Tor geöffnet, aber auch (im Gegensatz zu den emsigen Beobachtungen der Außenwelt) den fast traumhaften Erscheinungen, die sich im Innern des Dichters abspielen. Ins Romantische ging es zurück, man fühlte sich dem Dichter der „Hymnen an die Nacht" urverwandt. Wie Novalis liebte man das Unbestimmte und Andeutende, versenkte man sich in die Tiefen, die sich hinter der Andeutung auftaten, erkannte man in den Worten des Dichters nur Sinnbilder unausschöpfbarer, verstandesmäßig nicht erfaßbarer Weisheit. Doch noch in anderem Sinne überholte die vorwärtseilende Kunst das langsame Nachpinseln der äußeren Schale, das den nächsten Vorgängern vorgeworfen wurde. Die neue Heilslehre verkündete, daß nur der Augenblick, der einmalige Eindruck, etwas Wahres sei. Wer die Dinge sorgsam von allen Seiten besieht und sie immer wieder von neuem in allen Stimmungen zu fassen sucht, entferne sich von der Wirklichkeit, gebe Gekünsteltes und Unwahres.

Immer noch war der Kernpunkt die Nachbildung, sei's äußerer, sei's innerer Erlebnisse. Die Form, der dichterische Ausdruck der Erlebnisse sollte sich durchaus den Forderungen dieser Nachbildung anpassen. Die fortschreitende Welt empfand solches Verhalten bald als Formlosigkeit. Formstrenge wurde die Absicht einer gegenläufigen Bewegung. Der Reiz einer Form, die ihre eigene Gesetzlichkeit in sich trägt, drang durch. Wichtiger erschien es, solche Form zu verwirklichen, als die äußere oder innere Welt darzustellen.

Gegen alle neuen Versuche kehrte sich dann der Vorwurf, daß sie nur

Ausländerei trieben. Er war nicht völlig unberechtigt; doch gerade in der ersten Zeit der ganzen Entwicklung war getreue Nachbildung der Außenwelt auch der Heimat erstanden. Jetzt sollte die Dichtung vor allem in den Dienst der Heimat treten, die Heimat schildern, ihre Sprache sprechen, das Gefühl wecken, daß man die Poesie der eigenen Scholle auskoste. Die Heimatkunst, die sich ausdrücklich als etwas Neues ankündigte, verzichtete nicht ganz auf die Kunstmittel, die sich unmittelbar vorher ergeben hatten. Sie arbeitete mit der genauen Wiedergabe der Umwelt, sie griff zum Andeutenden und Ahnungsvollen, sie ließ sich den einmaligen Eindruck nicht entgehen.

Diese Wendung hatte das hohe Verdienst, endlich von den Versuchen und Parteischlagwörtern weiterzuführen zu strenger Arbeit, zu ernstem Betrieb des künstlerischen Handwerks. Nicht umstürzende Werke sollten geschaffen werden, sondern Dichtungen, die auf keine einzelne Heilslehre eingestellt waren. Dem deutschen Roman kam das zugute. Es war, als sei die Zeit der Abklärung erreicht, als sollte geerntet werden, was durch lange Zeit gesät worden war.

Allein ganz wie vor kurzem die bildende Kunst, die beinahe durchaus die gleichen Wandlungen durchgemacht hatte, abermals zu neuen unerhörten Zielen zu streben begann, ganz so erwachten in jüngster Zeit auf dem Gebiet der Dichtung neue Schlagwörter, neue Lehren, die bewußt allem Vorhergehenden absagten. Und hinter den Lehren mit ihren Schlagwörtern kündigte sich wirklich etwas Neues an, das anfangs im Drama, dann aber noch kraftvoller in der Lyrik sich Raum schaffte. In diesem Übergangszustande überraschte uns der Krieg. Schon jetzt darf behauptet werden, daß er die allerjüngsten Keime nicht vernichtet hat, obgleich sie zu ihrem Gedeihen in Kriegszeiten kaum gelangen können. Zu grundverschieden ist die herrschende deutsche Kriegsstimmung von dem Kunstwillen, der sich in ihnen kundgibt.

Auf dem langen Wege, dessen Wendepunkte ich zu bestimmen versuchte, und der vom Ende der achtziger Jahre bis in die Gegenwart reicht, also ein Vierteljahrhundert umfaßt, ließ sich deutsche Dichtung vielfach von Österreich leiten. Am Anfang des Weges hatte Österreich allerdings keine Führerrolle zu spielen. Aber fast alle folgenden Wendungen vollzogen sich zuerst in Österreich und dann im übrigen deutschen Sprachgebiet. Die Poesie der eigenen, eng umgrenzten Scholle mag immerhin außerhalb Österreichs früher gefordert worden sein. Allein was voranliegt, und dann besonders die jüngste Leistung der Lyrik: das alles ist wesentlich österreichisch, ist lediglich in zweiter Linie auch außerhalb Österreichs auf deutschem Boden zum Durchbruch gelangt.

Meine Behauptung enthält nur, was ich selbst mitangesehen und miterlebt habe, sie wurzelt nicht etwa bloß in Erwägungen und Schlüssen, sondern in unmittelbarer Beobachtung. Freilich scheint es, als hätten viele, die sich über diese Dinge äußern, die Gelegenheit zu gleichen Beobachtungen versäumt. Ich bin mir bewußt, die Vorgänge getreulich verfolgt zu haben, durchaus nicht als Herold einer Partei, sondern mit dem wissenschaftlichen Bedürfnis, zu erfahren, wie eigentlich Entwicklung der Literatur im nächsten Leben und im Miterleben aussieht, etwas also, das meist nur hinterdrein und aus der Ferne festgestellt wird nach gedruckten Quellen und nicht nach den Eindrücken,

die es unmittelbar in dem Zeitgenossen erweckt.

Ich greife weit zurück und setze ein in einem Augenblick, in dem der Österreicher seinen Dichtern alles andere eher zumutete, als daß sie irgendwelche neue Wege eröffnen sollten. Der Tiefstand österreichischer Dichtung um 1870 entsprach dem Tiefstand gleichzeitiger deutscher Dichtung überhaupt und der ganzen Unselbständigkeit deutschen Kulturlebens unmittelbar vor dem Kriege mit Frankreich. Das Paris des zweiten Kaisertums war in Wien sogar noch weit mehr als in Deutschland ein bewundertes und gern nachgeahmtes Vorbild. Das Leben war ein Spiel, mitunter ein recht frivoles. Noch einmal wiegte sich Wien in leichten Tänzen, unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Suche ich die Erinnerung an diese Jahre in mir zu beleben, so ist mir, als umtönten mich die Melodien Offenbachs. Ein Singen und Klingen lag in der Wiener Luft, die so weich und so mild die Vergnügungssüchtigen umschmeichelte, wie nie wieder.

In diese leichtbeschwingte Welt drang zu Ende des Jahres 1870 ein ernster dichterischer Mahnruf. Er machte sich — eine Ironie des Schicksals — an der Stelle vernehmlich, die bis dahin von Offenbach beherrscht worden war: im Theater an der Wien. Hier hatte Offenbachs kecke Satire ihre Feste gefeiert. Sie hielt dem zweiten Kaisertum der Franzosen einen wenig schmeichelhaften Spiegel vor. Hatte Heine die Götter Griechenlands gern in betrüblicher Travestie dem scharfen Licht der Gegenwart ausgesetzt, so steigerte Offenbach sich in seinen verzerrenden Umdichtungen antiker Mythologie und Sage zu bitterster Verhöhnung alles Gottesgnadentums. Im Paris Napoleons III. verschob Offenbach göttliche und irdische Majestät ins Allzumenschliche eines prickelnd sinnlichen Genußlebens oder gar einer rettungslosen geistigen Beschränktheit. Das Theater an der Wien aber besaß in Marie Geistinger eine Künstlerin, die das Dämonisch-Zerstörende, das Vernichtende und Entnervende in Erscheinung und Spiel zu verlebendigen wußte, die Mittel, mit denen in der Welt Napoleons III. das Weib unheilvoll zu wirken verstand, ganz so, wie es später Zola in seiner Nana fühlbar machte.

Auf der Wiener Bühne Offenbachs errang im November 1870 Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" einen ungeahnten Erfolg. Marie Geistinger, die schöne Helena des Theaters, trug als frisches, unschuldiges Bauernmädel Anna Birkmeier zu diesem Erfolge bei. Das Tendenzstück eines völlig unbekannten Anfängers ließ mit einem Schlage die bunte Welt Offenbachs verblassen. Berufene Kenner der Bühne versicherten, endlich sei die Bühne wieder zur Kanzel geworden, endlich wieder habe sich die ganze Macht des Theaters erwiesen. Die Spitzen, die sich in dem Stücke gegen die kirchliche Hierarchie richteten, hatten an der starken Wirkung sicherlich viel Anteil. Aber das hahnebüchene, zum Teil roh gezimmerte Drama drückt mitten im äußerlich Theatralischen, das es enthält, heiligen Lebensernst aus. Und Wien ließ sich von dieser Stimmung und von deren überwältigender Kraft fesseln.

Die Wirkung hielt nicht lange vor. Der Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches mochte ihr zu Hilfe gekommen sein. Bald indes entschlug man sich wieder des Ernstes. Und in neuerwachtem Lebensgenuß ging es empor zu neuen Festen, bis das Jahr 1873 dem frohen Gebaren der Gründer-

zeit ein jähes Ende setzte. Anzengruber indes war in der kurzen Zwischenzeit wieder fast vergessen worden. Die Wiener Operette hingegen entfaltete sich auch nach 1873 reicher und reicher. Sie erstieg ihre Höhe; und Anzengruber mußte sich ihr anpassen, wollte er als Theaterdichter des gleichen Theaters an der Wien, das seinen ersten Sieg errungen hatte, überhaupt noch zu Worte und zu Erfolgen kommen.

Die ernste Dichtung der siebziger Jahre verging in Wien beinahe unter dem Druck einer kraftraubenden Epigonenstimmung. Nach langem Schweigen war Grillparzer zu Anfang des Jahres 1872 dahingegangen. Man sonnte sich bestenfalls im Glanze der Vergangenheit, die Grillparzer oder auch Lenau bedeutete. Das Burgtheater leistete Hervorragendes in der Darstellung Shakespeares und der deutschen Klassiker, brachte aber nach wie vor das neuere französische Sittenstück der Richtung des jüngeren Dumas. Noch immer war das Wiener Leben Musik. Die Melodien der jüngsten Operette lagen jedem im Ohr. Man war nach 1873 anspruchsloser geworden, aber in bescheidenerem Ausmaß blieb alles ein Spiel, eine Hingabe an schmeichelnde Töne und Farben und Gerüche. Hans Makarts Kunst entsprach diesem leichtbeschwingten Lebensdrang. Das Wiener Witzblatt, dessen Zeichner und Dichter: sie vergegenwärtigten am besten das Gefühl der Tage. Da entstand Prächtiges und Nachhaltiges, das noch späten Zeiten als unentbehrliches Zeugnis einer charakteristischen Form vergangener österreichischer Kultur wichtig sein wird. Daß auch Anzengruber sein Leben als Schriftsteller eines Wiener Witzblattes fristen mußte, war freilich eine Ironie des Dichterschicksals.

Doch die Jugend erhob sich mählich zu strengerem Ernst. Zuerst im Kampf um Wagner. Die Begeisterung junger Wiener schaffte ihm Raum zu einer Zeit, da er noch heftigen Angriffen ausgesetzt war. Für den kräftigenden, aufwärtsführenden Einfluß, den dieser Kampf auf Wiens Kunstleben ausübte, war es ganz gut, daß in Wien eifrigste und geistreichste Widersacher Wagners lebten und wirkten, die zugleich die Modeform des künstlerisch zugespitzten Feuilletons meisterhaft beherrschten. Die Jugend, der durch diese Kämpfe Fragen der Kunst und deren kunstgerechte Erörterung wieder etwas Wichtiges geworden waren, begann bald, sich um die neue Dichtung des Auslands zu kümmern, die nur ernsten Betrachtern sich erschloß. Gottfried Keller, die Russen, Zola, endlich Ibsen gewannen Anhänger auch in Wien. Man entdeckte, daß in Österreich eine Kunst von verwandter Haltung schon am Werke sei. Die sittliche Strenge und die meisterliche Gestaltungskraft Marie von Ebner-Eschenbachs ging den Wienern auf. In Saar erkannte man einen Vorläufer solcher Kunst. Roseggers ehrliches Ringen fand Würdigung. So war alles vorbereitet, dem neuen deutschen Naturalismus auch in Wien Eingang zu verschaffen, mochte er auch in seinem ganzen Gepräge dem Wesen des Wieners wenig entsprechen. Da besann sich Wien, daß Anzengruber, der vor kurzem — im Jahre 1889 — gestorben war, neben seinen halb lustigen, halb ernsten Bauern- und Volksstücken einmal eine wuchtige Tragödie auf die Bühne gebracht hatte, die freilich am Ende der siebziger Jahre dem Geiste der Zeit so wenig entgegenkam, daß sie bald wieder in Vergessenheit gesunken war. Jetzt aber, im Frühling des deutschen Naturalismus, war ihre Stunde gekommen. Das „Vierte Gebot" An-

zengrubers erlebte endlich seine Auferstehung und berührte wie ein Wort, das im rechten Augenblick gesprochen wird und darum etwas Befreiendes in sich trägt.

Abermals ein Tendenzstück; und ein Thesenstück obendrein. Es führt seinen Titel, weil es das vierte Gebot zum Gegenstand prüfender Erörterung macht. Am Ende der Tragödie sagt ein Meuchelmörder zu seinem Beichtvater, daß es für manche das größte Unglück sei, von ihren Eltern erzogen zu werden. Der Geistliche, der in der Schule den Kindern beibringe, daß sie Vater und Mutter ehren müssen, solle auch von der Kanzel den Eltern sagen, „daß s' danach sein sollen". Da tun sich starke Bezüge zwischen dem Stück und den Werken des Frühnaturalismus auf. Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" wirft ähnliches Licht auf das Verhältnis von Kindern und Eltern.

Anzengruber verdeutlicht seine These in mannigfacher Weise. Eltern sind schuld an dem Untergang ihrer Kinder; der vertrunkene Drechslermeister und seine lüsterne, kupplerische Frau erziehen ihren Sohn zum jähzornigen Gewaltmenschen, ihre Tochter zur Dirne. Andere Eltern wenden ihr Bestes an den Sohn; er wird ein tüchtiger Seelenhirt. Aus der Welt der Minderbemittelten geht es weiter zu einem dritten Elternpaar; Reiche verheiraten ihre Tochter an einen ebenso Reichen, der die Drechslertochter verführt hat. Beziehungen werden tragisch wirksam, die später von Sudermann in dem Gegensatz des Berliner Vorder- und Hinterhauses festgelegt wurden. Ganz wie in der „Ehre" liebt das reiche Mädchen einen Vertreter der minderbemittelten Klasse. Er wird das Opfer des Mörders. Ihr Dasein ist zerstört. Die schuldigen Eltern verfallen nutzloser Reue. Sudermann gestattete sich einen guten Ausgang, Anzengruber läßt sein Stück herb ausklingen. Die Kühnheit, mit der er das Bitterste heraussagt, die niederdrückende Gemeinheit, die er unverblümt auf der Bühne vergegenwärtigt: das nähert sein Stück, noch mehr als die angegebenen stofflichen und gedanklichen Berührungen, der Art und Kunst des deutschen Naturalismus.

Durfte den Wienern verdacht werden, wenn sie behaupteten, daß Anzengrubers „Viertes Gebot" im Jahre 1877 schon den weit jüngeren deutschen Bühnennaturalismus vorweggenommen habe? Ich hingegen will nicht die Ansicht vertreten, daß Anzengrubers Tragödie beweise, wie auch der deutsche Naturalismus von Wien ausgegangen sei. Es bleibt noch genug übrig, was die Dramen aus Hauptmanns erster Zeit von dem „Vierten Gebot" unterscheidet. Wichtiger ist, daß Anzengruber eine Wirkung auf Hauptmann nicht hat ausüben können. Als das „Vierte Gebot" endlich in Wien zu einem starken Erfolg wiedererweckt wurde, waren die Voraussetzungen der ersten Stücke Hauptmanns längst von anderer Seite gegeben.

Und es blieb in Wien etwas Vereinzeltes. Wohl traten da in den neunziger Jahren Naturalisten auf, die sich an Anzengruber und an die deutsche naturalistische Art anschlossen. Aber es war dafür gesorgt, daß dem Wiener gleichzeitig eine minder herbe Kunst geschenkt werde, die ihm besser entsprach und die zugleich den neuen künstlerischen Bedürfnissen der Zeit entgegenkam.

Das Wien dieser Zeit war anders als das Wien der siebziger und achtziger Jahre. Vor allem war das stolze Bewußtsein erwacht, daß auch Wien neue künstlerische Fragen zu lösen habe.

Unversehens gab es in Wien wieder Treffpunkte für Dichter, für Künstler der Zukunft. Das schmeckte beinahe nach Organisation. Man fing an, in geschlossenen Reihen vorzugehen, man wehrte sich als junge Verbrüderung gegen die Angriffe der Zurückgebliebenen. Man war vor allem bewußt wienerisch. Voll Andacht hütete man die Erinnerungen an ein Wien von einst, das mählich im Verschwinden war. Gern lauschte die Dichter- und Künstlerjugend, die ihrer Zeit doch voraneilen wollte, den Erzählungen und den Versen Ferdinand von Saars, des trefflichen Kenners des alten Wien. Wie er selbst die Zeit der beginnenden neunziger Jahre empfand, verkünden seine „Wiener Elegien". Er wußte noch — nicht ohne überlegene Ironie — zu berichten, wo die letzten Phäaken zu finden seien: draußen beim „Heurigen", umklungen von urwüchsigen und derben Liedern, wie sie, satirischen Hangs, drastisch der Wiener ersinnt. Sie lauschen den wasserverschmähenden Oden volkstümlicher Pindare, die nicht den Pegasus, sondern den Kutschbock besteigen. Ihnen hat hohläugige Not den „Hamur" noch nicht verdorben. Sie bewähren dem Dichter, daß die Wiener nicht untergehen. Dreht sich auch nicht mehr an dem Spieße das Huhn, brätelt noch immer die Wurst.

Solche Stimmung bescheidenen Genusses einer volkstümlich ungefügen Lebenslust war den Jüngsten der Zeit nicht fremd. Sie fand bei ihnen nur einen anders geformten dichterischen Ausdruck. Sie bewies, daß die jungen Wiener Dichter dort noch ästhetisch genießen konnten, wo der norddeutsche Naturalismus (freilich im Gegensatz zu seinem Freunde und Beschützer Fontane) meist nur Verkommenheit und Entartung erblickte. Künstlerisches Beschauen der Welt war ihnen unabweisbares Bedürfnis. Weniger galt langwieriges mühsames Sammeln der einzelnen Merkmale, als der persönliche Eindruck, der im Dichter erstand. Diesen Eindruck empfanden und schützten sie als ihr eigenstes Erlebnis. Sie waren mit Willen persönlich und subjektiv.

Die neue künstlerische Heilslehre, die von Hermann Bahr damals aus Paris nach Wien gebracht wurde, kam ihren Wünschen durchaus entgegen. Überwindung des Naturalismus war das Ziel. Die Hoffnung, durch treues Beschauen die Wahrheit zu erfassen, traf nur noch auf spöttisches Lächeln. Bahr verkündete, jeder Mensch habe sein besonderes Bewußtsein und seine besondere Wahrheit. Den romantischen Sinnbilddichtern Wiens ward durch Bahr eine Theorie geschenkt, die ihnen zur Rechtfertigung diente. Er selbst trieb seine Lehre weiter im Anschluß an die fortschreitende bildende Kunst und Dichtung. Hatte er schon früher beide Künste unter ein neues Gesetz zu bringen gesucht, so schöpfte er auch bald aus den Leistungen der Maler und der Dichter die Lehre von einer Eindruckskunst, die sich an den Augenblick halte, die unter unseren Augen das Bild aufflammen und wieder verrauchen lasse. Klimt verwirklichte ihm diese Eindruckskunst. Bahr suchte sie zu stützen, indem er auf die philosophischen Erwägungen Machs hinwies, ganz wie er früher den Subjektivismus auf Kant aufzubauen suchte. Die Kunst der augenblicklichen Eindrücke wollte nur den Inhalt des Bewußtseins wiedergeben. Sie verzichtete ganz wie Mach auf eine Erfassung der „Dinge", verpönte das Denken, das den Bewußtseinsinhalt nur trübe. Das war eine Kunst, wie geschaffen für die Betrachternatur des Wieners, eine Kunst, die auf willensstarkes Formen

und Umformen der Wirklichkeit verzichtete. Nur Bewegliche, nur Augenblicksmenschen konnten so erleben. Rasche Einstellung und Umstellung des Bewußtseins war unentbehrlich. Sie entspricht der geistigen Art des Wieners.

Ganz selten nur ergibt sich die glückliche Möglichkeit, den Sinn einer künstlerischen Theorie an einem einzigen Satz aus einer Dichtung darzulegen. Hofmannsthals „Reitergeschichte" enthält einen Satz, der wie ein Musterbeispiel der Kunst augenblicklicher Eindrücke erscheint. In einer Schlachtepisode heißt es: „Der Offizier wollte über den Bach; der Eisenschimmel versagte. Der Offizier riß ihn herum, wendete dem Wachtmeister ein junges, sehr bleiches Gesicht und die Mündung einer Pistole zu, als ihm ein Säbel in den Mund fuhr, in dessen kleiner Spitze die Wucht eines galoppierenden Pferdes zusammengedrängt war. Der Wachtmeister riß den Säbel zurück." Da stimmt alles zu den Grundsätzen der Theorie. Der Vorgang wird mitgeteilt, wie er dem Wachtmeister sich zeigt. Eindruck folgt auf Eindruck. Augenblick für Augenblick schafft einen besonderen Eindruck. An denkende Verknüpfung ist nichts gewendet. Der Wachtmeister empfindet so völlig in bloßer Spiegelung der einzelnen Augenblicke, sein denkendes Bewußtsein, ja sein Wille ist derart ausgeschaltet, daß er noch den tödlichen Stich, den er dem Offizier versetzt, nicht als seine Tat, sondern als einen beobachteten Augenblicksvorgang, als bloßen Eindruck auf sein Auge hinnimmt. Wir erfahren überhaupt nur nachträglich, daß der Säbel, der dem Offizier in den Mund fährt, von dem Wachtmeister geführt wurde. Wir erfahren es durch die Worte: „Der Wachtmeister riß den Säbel zurück."

Natürlich arbeitet die ganze Reitergeschichte mit gleicher Technik. In größerem Maßstab versucht etwas Verwandtes Schnitzlers „Leutnant Gustl". Diese Erzählung ist ein stiller Monolog, sieht man ab von wenigen Sätzen, die von anderen in den Monolog hineingesprochen werden. Der Monolog aber spiegelt Augenblickseindruck auf Augenblickseindruck, äußeren und inneren. Alle Eindrücke bilden vereint das nächtliche Erlebnis des Leutnants und umfassen zusammen mit der kurzen Zeit, die der Leutnant verschläft, die Stunden von viertel zehn abends bis zum Morgen. Wohl denkt dieser Leutnant; er verknüpft die Eindrücke, aber mit der Willensschwäche eines starkbewegten inneren Erlebens, aufs tiefste erregt durch die Erinnerung an eine tödliche Beleidigung und im Bewußtsein, daß ihm nur der freiwillige Weg in den Tod bleibt.

Hofmannsthal und Schnitzler stimmten damals nicht alle ihre Dichtungen so genau auf das Glaubensbekenntnis des Augenblicksimpressionismus ab. Doch sie vertraten beide in ausgesprochener Weise die Wiener Richtung, die auf den deutschen Naturalismus folgte, ihn überwand und auch in Deutschland zu gleichem Fortschritt weiterleitete. Beide gingen den Deutschen voran, die sich Impressionisten oder Neuromantiker nannten. Sie führten ein gut Stück Wiener Wesen in die Literatur Deutschlands ein.

Hier sei nur der Eigenheiten gedacht, durch die Hofmannsthal und Schnitzler ihren Zeitgenossen eine neue Richtung wiesen, dagegen keine erschöpfende Charakteristik beider versucht.

Sie verkörpern, was oben von dem Wesen des Wieners gesagt wurde, und kommen dadurch einer Eindruckskunst entgegen. Nicht sind sie Dichter des

starken ungebrochenen Willens; sie sind geistig überlegene Betrachter und Beschauer, sie verzichten darauf, die Bilder, die ihnen die Welt weist, im Sinn einer metaphysischen Weltanschauung denkend zu ordnen. Hofmannsthals Lieblingsverhalten ist das eines Fragenden, nicht das eines Antwortenden und Deutenden. Seine „Ballade des äußeren Lebens" versinnlicht bis ins kleinste dies Verhalten. Ihm löst sich die Welt in eine Fülle von Eindrücken auf; aus diesen Eindrücken holt er in wahllosem Nacheinander eine lange Reihe, trägt sie derart vor, daß aus seinen Worten seine Fähigkeit, zu schauen und bezeichnende Merkmale stark in sich zu erleben, deutlich hervorscheint. Aber das Ganze nennt er ein Rätsel, er bändigt es nicht durch eine gedankliche Synthese. Aufeinander folgen in fast befremdender Abfolge die Kinder mit den tiefen Augen, die von nichts wissen, aufwachsen und sterben, die herben Früchte, die süß werden und nachts wie tote Vögel niederfallen und verderben, der wehende Wind, die vielen Worte, die wir reden, Lust und Müdigkeit, die wir in unseren Gliedern spüren, die Straßen, die durch das Gras laufen, die Orte da und dort mit ihren Fackeln, Bäumen, Teichen. Und all dem hat er nur die Frage nachzusenden:

Was frommt das alles uns und diese Spiele
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

und dann noch die jähe Erkenntnis, wieviel Trauer und Tiefsinn aus dem einen Wort „Abend" rinnt: das Bewußtsein des Reichtums an Sinnbildlichkeit, der in einem einzigen Worte liegen kann.

Ein banger Frager nach dem Sinn der Dinge, die uns erscheinen, nach dem Sinn des eigenen Selbst, des Lebens, zu dem sich Persönlichkeit und Umwelt zusammenschließen, sucht Hofmannsthal zu erfühlen, was in den Erscheinungen, die ihn fesseln, sich abspielt. Er versetzt sich in diese Dinge mit einer Erlebniskraft, die das eigene Selbst beinahe vergißt. Er vertritt die österreichische oder vielleicht auch nur Wiener Neigung, alles begreifen zu wollen, allem nachzufühlen, mit einer Folgerichtigkeit, die ihn zwingt, sich in alles zu verwandeln, was er anpackt. Von seiner Tür sei keiner noch gegangen, der nicht Verständnis wenigstens empfangen: so sagt eine Gestalt seiner ersten dramatischen Dichtung und prägt damit das Leitwort von Hofmannsthals eigenem Verhältnis zur Welt. Die ungewöhnliche Empfänglichkeit, die ihm selbst geworden ist, zeichnet auch seine Menschen aus, nimmt ihnen die starken Willensantriebe, läßt in den dramatischen Bruchstücken seiner Jugend Versfolgen erstehen, in denen Menschen, Dinge, Zustände unvergleichlich feinfühlig nacherlebt werden, löst indes gern den dramatischen Vorgang auf in Bekenntnisse und Umschreibungen reichabgeschatteter Stimmungen und holt nur zuletzt mit einem Schlage nach, was diesem Vorgang an dramatischer Wucht fehlt. So ist seine „Frau im Fenster" ein weitausgedehnter Sehnsuchtsmonolog, der am Ende unversehens umschlägt in das Grauen der Todesangst und in die Schrecken einer schier tierischen Grausamkeit. In diesen Augenblicken plötzlicher Steigerung des Tones ist es, als wollte eine zarte, leise, wohlklingende Stimme sich überschreien.

Schnitzler ist von vornherein auf stärkere Willensbetätigung aus. Wenn andere Jungwiener Dichter das anschmiegsame Nacherleben von Stimmungen so ausschließlich zu ihrer Aufgabe machen, daß ihnen die Kraft zu dichterischen Schöpfungen fast völlig verlorengeht, so ist Schnitzler ein unentwegter Arbei-

ter. Seine Gesamtleistung ist so reichhaltig, daß es vielleicht falsch erscheinen mag, sie in wenigen Wendungen umschreiben zu wollen. Auch er ist Beobachter wie Hofmannsthal. Aber Hofmannsthal geht vom Beobachten nicht weiter zum Bekennen, weil ihm Bekennen wie eine Vergewaltigung des Erschauten wäre. Schnitzler bleibt gleichfalls beim Beobachten stehen, er mischt indes in solches Beobachten einen Zusatz von Ironie. Das scheidet bereits seine ersten Versuche von Hofmannsthals unmittelbarer Eindruckskunst. Schon Schnitzlers Anatol arbeitet mit dem wechselnden Licht ironischer Weltspiegelung. Das Motiv, das lange mit Schnitzlers Namen untrennbar verbunden schien, das süße Mädel, gelingt Schnitzler vielleicht dann am besten, wenn er es mit überlegenem Humor vorführt, mit einer Einschätzung der Welt und ihrer Möglichkeiten, die weit abliegt von allen Beschränkungen gesellschaftskritischer Erwägungen. Die gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit sind in Schnitzlers Schriften übrigens recht stark vertreten, aber in ihrer Behandlung meidet er geflissentlich den trockenen Ton. Er beleuchtet sie von allen Seiten, er kann über sie scherzen, er kann das Ganze in einen Witz enden lassen. Arzt von Beruf und darum geneigt, körperliche und seelische Erkrankung zum Gegenstand seiner Dichtung zu machen, meidet er es gleichwohl, die Menschen ein für allemal in Ganzgesunde und Ganzkranke zu scheiden oder von seelischer Erkrankung da zu reden, wo andere sofort nach dem Sanatorium und dem Psychiater rufen möchten. Auch dann nicht, wenn er wagemutig seine Menschen unter dem Druck seelischen Leids zu Handlungen weiterschreiten läßt, die sie mit Natur und Gesetz in Widerspruch bringen.

Schnitzlers Art, die Welt in überlegen ironischer Spiegelung zu zeigen, ersteigt ihre künstlerische Höhe in dem Wiener Gesellschaftsroman „Der Weg ins Freie". Im Mittelpunkt steht eine gesellschaftliche Frage, die ihm selbst im Leben ernst und bedeutsam genug sein mag. Aber das Drückende des Problems wird aus der mildernden Ferne gesehen, die einem Rückblick auf Überwundenes, auf Vergangenes überhaupt eigen ist. So war Wien in der Zeit von Schnitzlers ersten Erfolgen, so ergingen sich junge Künstler und Schriftsteller in fast endlosen betrachtenden Gesprächen, bald im künstlerisch gerichteten Salon, bald peripatetisch in den Straßen und in der Umgebung Wiens. Schnitzlers Ironie legt es an auf Augenblicke, in denen ein scheinbar starkes Gefühl oder eine scheinbar unerschütterliche Beziehung zwischen Menschen mit einem Schlag sich verflüchtigt. Dieser Roman aus der Welt des gebildeten Wiener Judentums dankt es der bloß betrachtenden und erwägenden, nie fordernden Gebärde Schnitzlers, daß er frei bleibt von unkünstlerischer Tendenz. Er behält das Leichte, das Schwebende, das den Dichtungen Schnitzlers zum bezeichnenden Merkmal dient; es ist noch in Tragödien Schnitzlers zu verspüren, die ein Übermaß ironischen Lebensgefühls zur Voraussetzung tragischen Leids machen, etwa im „Zwischenspiel".

Wiederum darf die Freude, über den Dingen zu schweben, sie innerlich zu überwinden, indem man sie in das Licht überlegener Erwägung rückt, als wienerisch angesehen werden. Schnitzler wird überdies vollends zum romantischen Ironiker durch einen ausgesprochenen Zug zu dramatischem Spiel mit der Illusion. Er weilt mit Vorliebe auf der schmalen Linie, die von der Bühnentäuschung den stimmungbrechenden

Spott über alle Bühnengewohnheiten trennt. Soll das noch die Wirklichkeit bedeuten, die wir im Theater wenigstens auf Augenblicke vor unseren Augen zu sehen meinen, oder ist das nur gewolltes Zerstören der Bühnenillusion? Die Frage drängt sich bei Schnitzler immer wieder auf, im „Grünen Kakadu" oder auch im „Zwischenspiel". Darum liebt Schnitzler das Puppenspiel, darum bereicherte er mit seinen Schöpfungen die Puppenspielbühne. Sie läßt uns ja dauernd staunen, wieviel Anschein von Wirklichkeit noch mit Puppen zu erzielen ist, und sie erinnert uns doch auf Schritt und Tritt, daß wir nur Puppen vor uns erblicken. So wagt es Schnitzler gern, auf der Bühne die zwei Worte ertönen zu lassen, die sich mit der Scheinwelt des Theaters am wenigsten vertragen wollen und den Zuschauer am leichtesten zum unerwünschten Bewußtsein dieser Scheinwelt erwecken, die Worte: wirkliche Welt und Theater. So geschickt aber spielt er mit den beiden Illusionszerstörern, daß er sogar durch sie zu erschütternden Bühnenwirkungen emporsteigt. Es braucht gar nicht hinzugefügt zu werden, daß Schnitzler fast alle Formen übernimmt und weiterbildet, mit denen seit Shakespeare romantische Dramatik bühnengemäße Wirkungen noch durch bühnenwidrigste Wendungen wachruft. Die Form von Grillparzers märchenhaftem Drama „Der Traum ein Leben" fand bei Schnitzler — wie bei anderen seiner Wiener Dichtergenossen, etwa bei Eugenie delle Grazie — eine bemerkenswerte Weiterbildung. Ich meine seine „Frau mit dem Dolche".

Hofmannsthal und Schnitzler vertreten die Charakterzüge einer ganzen Reihe ihrer dichtenden Wiener Altersgenossen in einem Ausmaß und mit einer so greifbaren Deutlichkeit, daß hier, wo es sich nur um das Nacheinander von Richtungen handelt, ihre beiden Namen genügen müssen. Am allerwenigsten möchte ich feinsäuberlich eine Schule Hofmannsthals und eine Schule Schnitzlers scheiden, und Vertreter der einen neben Vertreter der anderen Schule stellen. Die Kürze, die mir diesmal Gebot ist, ließe solches Verfahren geradezu grotesk erscheinen. Durchaus sei nicht geleugnet, daß die Altersgenossen der beiden noch auf anderen Wegen weiterschreiten. Wer möchte etwa Richard Beer-Hofmann oder Leopold von Andrian oder gar Peter Altenberg nur zu einem getreuen Nachfolger sei's Hofmannsthals oder Schnitzlers herabdrücken? Die Pflege der äußeren Form, die — wie oben auseinandergesetzt wurde — ungefähr mit der Abwendung vom Naturalismus und mit den ersten Versuchen der Eindruckskunst zusammenfiel, darf sicherlich auf Hofmannsthal zurückgeführt werden. Aber schon in den wenigen Worten, die ich über Schnitzler vorbrachte, verrät sich die Sorge, die auch Schnitzler an Fragen der Form wendet. Allerdings ist ein Vers von Hofmannsthal etwas so Eigentümliches, hat er einen so ausgeprägten Klang, daß er seinen Schöpfer sofort kenntlich macht. Wer möchte bestreiten, daß andere diesen Klang Hofmannsthals nachzubilden versuchen? Glückt es ihnen, so bezeugen sie, wieviel eigenen Ton Hofmannsthals Verse haben; leicht ist dieser Ton herauszuhören und sein eigentlicher Schöpfer zu erkennen, wenn andere den Ton anschlagen.

Mittel der Kunst Hofmannsthals und Schnitzlers sind auch bei den Dichtern zu entdecken, die — wie ich darlegte — in ernster und tüchtiger Arbeit, aber ohne ausdrückliche Ankündigung neuer künstlerischer Lehren Roman und Drama auszubauen versuchten. Selbst

die Heimatkunst mit ihrer Betonung des Bodenständigen schritt nicht unbedingt über Hofmannsthal und Schnitzler hinaus. Beide hatten Wiener Stimmungen festzuhalten versucht; ja vielleicht wird die Zukunft Schnitzler schlechtweg für die Heimatkunst in Anspruch nehmen.

Ich will, wie ich es vermied, die Namen der unmittelbaren Genossen Hofmannsthals und Schnitzlers zu nennen, auch nicht die Wiener Dichter anführen, die noch keinen Gegensatz zu beiden darstellen, aber doch schon an wichtigen Stellen über sie hinausgehen. Nur um anzudeuten, welche Persönlichkeiten ich ungefähr meine, weise ich auf die kraftvolle Gedrängtheit von Leo Greiners Drama „Herzog Boccaneras Ende" oder auf die Tiefblicke, die Otto Stoessls Roman „Morgenrot" in die Seele eines Wiener Knaben tut. Zwei Namen für viele! Denn reich und fruchtbar entwickelte sich das Können der Jungwiener Dichter, die nach Hofmannsthal und Schnitzler kamen, auch schon vor dem Augenblick, der eine neue Umwälzung und mit ihr eine teils ausgesprochene, teils unausgesprochene Abkehr von der Welt einleitete, deren Verfechter, Verteidiger, Förderer, Theoretiker Hermann Bahr war.

Der erste, der die Zeit reif hielt für eine abermalige entschiedene Wandlung der poetischen Welt, war kein Wiener, auch kein Österreicher, war ein Deutscher von ausgesprochen internationaler Färbung: Frank Wedekind. Vom Ausland war einst der Naturalismus ausgegangen, ausländische Gedanken hatten auch in Bahrs Lehre von der subjektiven Kunst des augenblicklichen Eindrucks sich ausgelebt. Dann war man mehr und mehr zum Bewußtsein eigenen Könnens gelangt. Heimatkünstler und Nichtheimatkünstler gewöhnten sich ab, nach dem Ausland zu schielen. Gleichwohl sollte bald wieder die Stunde kommen, in der gegen eine siegesgewisse heimatliche Kunst wie etwas Unübertreffliches und Nachahmenswertes abermals Dichtung des Auslands ausgespielt wurde. Das Eigentliche, das die Zeit wünschte, meinte man zuerst in den Schöpfungen Oskar Wildes und Bernhard Shaws zu entdecken. Die Verehrer beider erkannten in Wedekind einen Seelenverwandten ihrer Lieblinge.

Der Weg von Schnitzler zu Wedekind ist weit, wenn auch nicht so weit, wie manche zu glauben scheinen. Der ironische Schnitzler, der Schnitzler, der mit der Bühnentäuschung sein Spiel zu treiben liebt, zeigt Züge, die an Wedekind gemahnen. Wer die Verwandtschaft und den sicherlich stärkeren Gegensatz der beiden ergründen will, braucht nur die zwei Stücke zusammenzuhalten, die in ihrem Stoff und in ihrem Grundgedanken ebenso verwandt, wie in ihrer künstlerischen Gestaltung grundverschieden sind: Schnitzlers „Schleier der Beatrice" und Wedekinds „Erdgeist" samt der Fortsetzung, der „Büchse der Pandora".

Schnitzler zielt mit seinem süßen Wiener Mädel Beatrice, das er in die Renaissancewelt der Zeit Cäsar Borgias versetzt, auf den Typus des Weiblichen, den Wedekinds Lulu verkörpert. Das ganz triebhafte Weib, das Weib, das ohne Bedenken und ohne Überlegung und Selbstbesinnung ihren Trieben nachgibt, das wie im Traum von Mann zu Mann weiter- und über Leichen, deren Tod sie verschuldet hat, reuelos wegschreitet: dieses Weib, mit seiner berückenden, die Seele des Mannes, des seelisch verfeinten wie des derberen und roheren, fesselnden und zerstörenden Macht, versinnlichen beide.

Aber nicht nur Beatrice, auch die übrigen Menschen von Schnitzlers Renaissancetragödie sind gleich Hofmannsthals Gestalten durchaus abgestimmt auf Fausts Frage: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?“ Die Tragik des Stücks nimmt ihren Ausgangspunkt von der überfeinten Empfindlichkeit des Malers Loschi, dem ein unvorsichtiges Wort Beatrices seine Liebe zu Beatrice zerstört. Beatrice, die zuerst ihren Geliebten durch einen Mangel an Feinfühligkeit empört, deren Schicksale lediglich aus dem gleichen Mangel sich erklären, läßt sie sich nicht doch, je mehr die Handlung fortschreitet, zu Gefühlsabschattungen weitertreiben, die nur Zartbesaiteten zuzutrauen sind? Sie, wie fast alle in dieser Tragödie, steht den Ereignissen fast nur leidend gegenüber, sie wird geschoben und bleibt auch noch dann passiv, wenn sie das Unerhörteste begeht. Wedekind umgibt seine Lulu nicht nur mit Willensmenschen, ihr selbst leiht er eine Willensstärke, an der die zähesten Gewaltmenschen erlahmen. Das Chaos solcher Frauenseelen läßt sich bei Schnitzler nur ahnen, es ist angedeutet wie etwas beinahe Unfaßliches, das der Frau selbst nicht weniger Unheil bedeutet als ihren Opfern. Wedekinds Lulu schillert wirklich chaotisch in den gegensätzlichen Farben von echter Zuneigungsfähigkeit und ahnungsloser Gleichgültigkeit gegen leidende Menschen, von hündischer Unterwürfigkeit und rücksichtsloser Herrschlust, von Koketterie und Schlichtheit, von Hingebung und Egoismus. Es ist, als wären in diesem Chaos alle Elemente entfesselt. Neben Lulu hat Beatrice beinahe etwas Mattes, ja Eintöniges.

Zu der Zeit, da Schnitzlers Tragödie noch neu war, wurde sie als grell und fast grotesk empfunden. Ein Vergleich mit Wedekinds zwei Dramen beweist, wie sehr Schnitzler zu dämpfen sucht. Er rückt das Stück in eine entfernte Welt. Er versetzt seine Menschen in eine unerhörte Zwangslage, die das Außergewöhnliche der Vorgänge begreiflicher macht. Cäsar Borgia belagert die Stadt Bologna, in der während eines einzigen Tages die Tragödie sich abspielt. Alles wird faßlicher, wenn wir erfahren, daß der nächste Morgen den Menschen des Stücks Tod und Verderben bringen kann. Wedekind bleibt in der Gegenwart, läßt allerdings auch hier die Zirkusluft atmen, die ihm fast unentbehrlich ist, betont indes mit Willen, daß nicht außerordentliche, sondern Alltagsvorgänge mindestens den Ausgangspunkt bedeuten. Er legt Wert darauf, uns der Tatsache eingedenk zu erhalten, daß unter der dünnen Decke unserer gesellschaftlichen Gesittung solche Möglichkeiten lauern. Er tut alles, um den Gegensatz zwischen Alltag und Lulus Schicksal zu überbrükken; um so greller wirkt das Ganze. Die Frau, die zuletzt zur Londoner Dirne herabsinkt und dem Aufschlitzer Jack zum Opfer fällt, wird bei ihrem ersten Auftreten als Frau Medizinalrätin, ja als Frau Obermedizinalrätin begrüßt!

Schnitzler gibt keine sogenannte versöhnliche Lösung, aber er leitet seine Menschen, auch Beatrice, empor und macht sie einer Selbstbesinnung teilhaft. Der Ausgang ist innerlich und äußerlich verwandt mit dem Schlusse von Grillparzers „Jüdin von Toledo“. Da wie dort geht es aus dem Grauen einer schreckensvollen Nacht zu einem Kampf, der wie eine Reinigung erscheint. Wedekind bricht im Augenblick des größten Entsetzens ab. Er strebt nach restloser Spannung. Er sucht geflissentlich, was man unkünst-

lerisch nennt. Er arbeitet vom Anfang bis zum Ende mit Mitteln des Schauer- und Skandalromans. Seine Sprache wirkt wie ein Stenogramm, während Schnitzler ein weitschichtiges Versgewand um seine Vorgänge legt. Wedekinds Gebärde ist knapper, aber auch eckiger, verletzender. Derbster Holzschnitzerstil mit greller Tünche neben einem Gemälde, das reich ist an Licht und Schatten, aber immer noch eine Farbenharmonie anstrebt.

Und doch bringt Schnitzler in sein Bild glühende Seelen, vergegenwärtigt er auch den dionysischen Sinnestaumel der Renaissance. Vielleicht träfe das Wort Barock noch besser zu. Scharfsichtige wollten schon beim ersten Auftreten des Stücks erkennen, daß es weit mehr Wiener Barock als Renaissance enthalte. Barock aber scheint auch das treffendste Wort für Wedekinds Kunst oder Unkunst zu sein.

Das Wort Barock ist allerdings so vieldeutig, daß Vorsicht in seiner Anwendung geboten erscheint. Leicht könnte man der Versuchung verfallen, mit Hilfe des schwankenden Schlagworts Dinge, die wenig oder nichts miteinander zu tun haben, in eine unberechtigte Verbindung zu bringen.

Lange Zeit war uns Barock der Ausdruck für die kalte Pracht stolzer Prunkbauten. Wir sahen nur die feierliche Gebärde, die unserer bürgerlichen Welt fremd geworden war. Wir fühlten beinahe Langeweile, wenn unser Blick über die Steinmassen der Barockpaläste schweifte. Oder wir fühlten uns erdrückt von der Wucht der Formen, die sich in der Schmuckplastik der Barockbauten kundgab. Nur wo Barock überging ins leichter Beschwingte, etwa im Dresdner Zwinger, verspürten wir etwas Begreiflicheres, etwas wie innere Verwandtschaft mit unserem Gefühl. In jüngster Zeit eröffneten sich unserem Auge Eigenheiten des Barocks, die auf ganz andere seelische Voraussetzung schließen lassen. Wären sie uns zugänglich geworden, wenn nicht in uns selbst verwandte seelische Voraussetzungen sich aufgetan hätten? Was heute als Lebensgefühl des Barocks angesprochen wird, kommt einem starken und tiefen Zug der Seele unserer Zeit entgegen.

Kraftvolles inneres Leben wird durch die Form gebändigt. Aber es durchbricht die überkommenen Formen, vor allem die strengen Formen der Antike. Die ausgeglichene, auf Ebenmaß und Gleichgewicht, auf wohlabgewogene Verteilung abgestellte Form der Antike und der Renaissance geht in eine schwingende Bewegtheit über. Man drängt die Wirkungen zusammen, man steigert sie, indem neben starke, fast überstarke Wirkungen Wirkungsarmes gestellt wird. Oder auch durch Betonung der Gegensätze: des Hellen und des Dunkeln, des Lichts und des Schattens, des Beseligenden und des Niederdrückenden. Die klare und übersichtliche Ordnung der Antike weicht dem Entbundenen, weicht einer Neigung, mehr oder minder alle Gesetzmäßigkeit zu verhehlen. Gleichwohl ist ein Bedürfnis nach Form unverkennbar, nach einer Form, die auf die Begrenzung und Sättigung der antiken Gestaltungen verzichtet und lieber den Schein des Unbegrenzten, ja wohl gar des Unfertigen erweckt. Nicht Beruhigung soll erstehen, sondern Spannung und Bewegtheit.

Das ist uns heute Barock, das ist der Wille der Kunst Rembrandts oder Rubens', aber auch Berninis, ja Shakespeares. So arbeitet Rembrandt mit dem Widerspiel von Licht und Schat-

ten, so paart Rubens himmlische Klarheit mit dem Grauen der Hölle, so steigert Bernini seine Gestalten zu taumelnder Bewegtheit, so läßt Shakespeare aufeinanderfolgen sonniges Liebesglück und einsames Sterben, Lears Wahnsinn und Cordelias scheue Lieblichkeit, das Siegergefühl befriedigter Herrschsucht Macbeths und die irre Seelenqual seines Weibes.

Auf die letzte und machtvollste Spannung ist alles angelegt. Augenblicke der höchsten Erregung malt Rubens. Wir ahnen in ihm ein leidenschaftliches Zittern und Beben, eine unstillbare Sehnsucht, die stärkste Erregung auszukosten und anderen nachfühlbar zu machen.

Gleiche Wünsche kündigen sich in neuester bildender Kunst und Dichtung an. Sollen sie zusammengefaßt werden in dem Wort Barockstimmungen, so bedarf es wohl keines langen Nachweises, wenn ich behaupte, daß diese Stimmungen in der Dichtung Schnitzlers kaum anzutreffen sind. Ein paar Auftritte im „Schleier der Beatrice", die an verwandte Stimmungen streifen, dürfen gegen den gedämpften, ironischen, fast kühlen Grundton seiner Schöpfungen nicht ausgespielt werden, Auch Hofmannsthals melancholische Weichheit und Empfänglichkeit widerspricht dem Wesen des Barocks. Weit eher ahnen wir hinter den Grotesken Wedekinds etwas von Barockstimmung; ja in seiner alttestamentarischen Gestaltung des Lulumotivs, in seinem „Simson", ist sie mit Händen zu greifen. Die übergrelle Gegensätzlichkeit seiner sämtlichen Versuche läßt ihn vollends als Gegenpol aller Kunst erscheinen, die Ausgleich und Ebenmaß anstrebt, macht ihn zum unverkennbaren Vertreter des gewollten und gesteigerten Wechsels von Licht und Schatten.

Verwandtes ist in der allerjüngsten österreichischen Dichtung anzutreffen. Das ist zunächst vielfach nur ein ohrenbetäubendes Dröhnen und Klirren, eine wilde Freude am Athletischen und Gewaltsamen.

„Klang, klirr rom bom, klirrt und dröhnt es die Marmorstiege empor. Hallo! Die Saaltür wird aufgeschmissen, daß der goldene Merkur samt seiner Pandora in weitem Bogen vom Fries heruntersaust. Vorwärts, marsch! Zwei Männer, in Tracht von Arkebusier-Kapitäns, türmende Reiher auf den gekrempten Grünhüten, den bloßen Degen funkelnd in der Rechten, stampfen in den Saal, Kommandos fliegen, hundert Mordmannen dringen nach, hundert Bombarden gleißen. Ha—alt! Die Stadtkompanie marschiert im Saale auf... Der alte Eisengrimm, Hauptmann Gieffing, kommandiert: in geöffneten Gliedern vorwärts! Die Steyrermannen rücken vor, im Saale klafft eine breite Gasse..."

Man erkennt auf den ersten Blick die Dichterin, die so kräftige Instrumentierung liebt, ja nicht entbehren will. Enrica von Handel-Mazetti berichtet von einer Zeit, einer Landschaft und einem Volk, die samt und sonders der Welt des Barocks angehören. Katholisches Barockgefühl eignete von vornherein den Menschen, die im 17. Jahrhundert oberhalb und unterhalb der Enns wohnten. Etwas von dem Lebensgefühl der Gegenreformationszeit besteht heute noch in den Gegenden, die von der Handel bevorzugt werden. Noch wirkt dort ungeschwächt der Zauber der katholischen Barockkunst mit seiner fast übergewaltigen Versinnlichung des Gegensatzes der irdischen Welt und der himmlischen Herrlichkeit. Qual und Bitternis des Erdendaseins und Glück und Verzük-

kung übersinnlicher Segnungen: das sind die Pole, zwischen denen die Romane der Handel schwingen. Mag sie die Katholikin dem Protestanten oder dem Katholiken die Protestantin gegenüberstellen, immer vergegenwärtigt der Mann das Irdische, roh Kraftvolle, ist die Frau ein Engelsbild, das aufs Übersinnliche hinweist und den Blutdürstigen, Gewalttätigen zu sanfterem Fühlen bekehrt. Die Augenblicke höchster, fast unerträglicher Aufwühlung und Anspannung des miterlebenden Gefühls teilt sie mit der Barockkunst. Sie wetteifert mit den blutrünstigen Gemälden, in denen die Barockkünstler die Qualen der Märtyrer fühlbar machen, wenn sie ihre Menschen zur Hinrichtung geleitet.

Solche Dichtung wurzelt nicht mehr in dem Wien Hofmannsthals und Schnitzlers. Sie ist überhaupt — im Gegensatz zu Wiener Dichtung — dichterische Versinnlichung der Provinz. Da macht sich der Gegensatz bemerklich, der zwischen Wien und dem übrigen Österreich besteht. Ganz ebenso wie in den Tiroler Dichtungen Schönherrs. Fast möchte man es als selbstverständlich bezeichnen, daß auch dieser ausgesprochene Barockkünstler das stoffliche Motiv, das er bevorzugt, die Reibungen, die zwischen den Bauern und den soldatischen Vertretern der Behörde bestehen, aus der Gegenwartswelt der „Karrnerleut" und des „Weibsteufels" einmal in die Zeit der Gegenreformation versetzen mußte. Schönherrs Neigung zum Gewaltsamen, Stoischen, Peinigenden wird den Wünschen des Barockgefühls noch nähergebracht durch seine ungewöhnliche Fertigkeit, Spannung um Spannung in kluger Berechnung aufeinanderzutürmen und dem Zuschauer dadurch einen dumpf bedrückenden Zustand unaufhörlicher Erregung aufzuzwingen. Wenn Wedekind auf dem Wege zum Barock die alten, künstlerisch scheinbar längst entwerteten Mittel des Schauer- und Skandalromans wieder hervorholt, so ist auch Schönherr bestrebt, ihnen neue dichterische Werte zu leihen. Sein „Weibsteufel" versetzt Vorgänge, Stimmungen, Menschen, versetzt vor allem das Weib, das Mann gegen Mann hetzt, den einen zum Mörder macht, den anderen in den Tod jagt, aus der Welt der Geheimnisse von Paris in die Tiroler Berge und möchte das grausame Spiel, das Pariser Dirnennaturen mit dem Manne treiben, aus der Seele einer Tiroler Bäuerin ableiten.

Die Neigung, dem Leser und Zuschauer Erregungen zuzumuten, die jahrzehntelang für durchaus unkünstlerisch galten und die man der Kolportagedichtung bis vor kurzem gern überließ, greift nicht nur in der kunstvolleren Dichtung Österreichs immer mehr um sich. Bayern sind auf diesem Feld besonders gern tätig. Immerhin darf hervorgehoben werden, daß der engere Landsmann der Wassermann und Kellermann, der Münchener Gustav Meyrink, in dem jüngsten großen Erfolg dieser Richtung, in seinem „Golem", österreichischen Boden aufsucht. Wirklich ist Prag mit seinen uralten, geheimnisvollen Bauten ein vorzüglicher Hintergrund für solche Wagnisse. Ich aber möchte den Begriff des Barocks, den ich oben darlegte, nicht der Gefahr der Verflüchtigung aussetzen und ihn durch fast wahllose Anwendung abnutzen. Den Barockton von Meyrinks „Golem" verspüre ich nicht etwa nur in der atemraubenden Aneinanderkettung schauererregender Vorgänge, weit mehr in einer inneren Bewegtheit, in einem seelischen Zittern und Beben, dann aber in der steten Paarung des

Gräßlichen, Häßlichen, Ekelhaften mit dem Reinen, Durchgeistigten, Seelenvollen.

Eine viel höhere Temperatur herrscht in dieser jüngeren Literatur, als in den Schöpfungen der österreichischen Eindruckskunst. Was bei Hofmannsthal nur ganz gelegentlich aus den Stimmungen weicher Hingabe und feinfühliger Empfänglichkeit aufblitzt, dieses Grelle, fast Schreiende, das wie ein Sichüberschreien wirkt: das wird zur dauernden Haltung. Gewaltsame Posen, ein Spannen und Auftreiben der Muskeln, wie die Kunst Berninis und seiner Zeit es liebt, setzt sich wieder durch. Übermenschen drücken sich aus in lärmenden, dröhnenden Worten, lassen ihre Gefühle vulkanisch ausbrechen, glühen und gleißen von innerer Bewegtheit. So versinnlicht Walter von Molo eindrucksvoll und gestützt auf geschichtliche Zeugnisse die wilde Genialität des Sturmes und Dranges; neben seinem jungen Schiller gewinnt Hermann Kurz' Versuch, den Schöpfer der „Räuber" und dessen Umwelt zu versinnlichen, etwas Blasses, fast Kraftloses. Oder Max Brod malt mit kräftigen Mitteln in den titanischen Ausbrüchen einer Gewaltnatur der Barockzeit, Tycho de Brahes, ungebärdige Wildheit, wie sie nordischem Berserkertum entspricht, und leiht ihr doch etwas Königliches. Hermann Graedener geht in seinem „Bauernkriegfries" um ein Jahrhundert zurück und durchglüht dessen Helden Utz Urbach mit einer Hitze, die manchem auf die Dauer unerträglich erscheinen mag. Unbändig ist wieder einmal die Freude am Schreien, am Brüllen, am Überbrüllen erwacht.

Barock ist aber nicht nur überstarke Wirkung auf unsere Sinne, es ist auch reiche innerliche Bewegung, ist sehnsuchtsvolles Lauschen und Harren auf göttliche Erweckung. Die Verinnerlichung, die dergestalt zum Bedürfnis der Barockkunst wird, spricht vernehmlicher als aus den Leistungen der genannten Österreicher zu uns aus den Romanen E. G. Kolbenheyers. Sein „Meister Joachim Pausewang" hat wohl auch zu berichten von der überschäumenden Kraft der Menschen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Joachims Vater Pätzke Pausewang beginnt als Student, wird Wirt und zuletzt Soldat. Unbändiger Lebensdrang, der sich in Rauf- und Trinklust allein nicht auslebt, jagt ihn weiter und weiter. Sein Sohn ist dafür ganz aufs Innerliche gerichtet. Dem titanischen Vater unverständlich, wird er ein emsiger Handwerker, aber nicht nur Handwerksgenosse, auch Mitdenker und Mitfühler Jakob Böhmes. Kühne metaphysische Träume, ein mystisches Weltbild, ein vertrauensvoller Gottesglaube ergeben sich ihm aus den wirren Erlebnissen seiner Jugend, aus den tief aufwühlenden Eindrücken, die sein Vater und die das Unheil des großen Krieges in ihm wachruft. Ein Roman, dessen seelischer Mittelpunkt der Görlitzer Schuster Jakob Böhme ist! Mit dem bloßen Worte „Neuromantik" ist diese dichterische Tatsache nicht zu erledigen. Mag Kolbenheyer hier das Sinnen Böhmes, in einer anderen Dichtung das Denken Spinozas vergegenwärtigen: immer kündet sich ein metaphysischer Drang an, ein Schaffen von innen heraus, das sich jeder bloßen Eindruckskunst gegensätzlich gegenüberstellt und neue Bedürfnisse der Menschenseele ankündigt.

Wiederum vermeide ich, die Scheidungslinien so scharf zu ziehen, daß sie dem vielgestaltigen Schaffen der einzelnen Persönlichkeiten nicht gerecht

werden. Die Verinnerlichung, die an Kolbenheyer sich beobachten läßt, der Übergang von ironisch-skeptischer Weltbetrachtung zu pantheistischer Metaphysik ist neben den Mitteln der Eindrucks- und Heimatkunst schon zu verspüren bei dem weit älteren R. H. Bartsch. Eingehendere Betrachtung fände Keime, ja vielleicht Schößlinge verinnerlichter Kunst bei vielen, die hier schon zu nennen waren. Aber das Befremden, das von den jüngsten österreichischen Dichtern vorläufig in manchem erweckt wird, bezeugt sogar noch dem oberflächlichsten Beobachter, daß etwas Neues im Werke ist. Wirklich nicht nur das Bedürfnis liegt vor, durch ein tönendes Schlagwort sich Raum zu schaffen und den Gegensatz zu älteren Versuchen zu überspannen. Das Schlagwort, das von den Jüngsten ausgespielt wird gegen den Impressionismus, lautet — mißverständlich genug — Expressionismus. Nicht viel glücklicher klingt die Verdeutschung: Ausdruckskunst. Ausdruck wendet sich gegen Eindruck. Allein auch Ausdruck, der mit Willen nicht Eindruck sein soll, ist falschen Deutungen ausgesetzt und daher eine üppige Quelle für inhaltsleeres Geschwätz.

(Schluß folgt.)

Über Beginn und Perioden der neuen Weltpolitik.

Von Justus Hashagen.

Die Zahl der weltpolitisch tätigen Großmächte ist bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein noch gering. Außer England arbeitet auf dem weltpolitischen Kampfplatze im allgemeinen nur noch eine andere Macht wie Spanien, die Niederlande, Frankreich oder Rußland. Diese ältere Weltpolitik könnte nach der Zahl ihrer Subjekte oder Träger als dualistisch, als zweiköpfig bezeichnet werden.

Im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts treten nun aber an die Stelle der zwei, höchstens drei weltpolitisch tätigen Mächte allmählich mindestens acht: neben den drei alten Weltmächten England, Frankreich, Rußland erscheinen jetzt die fünf neuen: Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan. Mit der Ausdehnung der Weltpolitik auf diese neuen Mächte verwandelt sich die alte allmählich in die neue Weltpolitik. Diese Ausdehnung ist aber erst in der Mitte der neunziger Jahre, um 1895, zu deutlicherem Abschlusse gelangt. In dieser Zeit also beginnt die neue Weltpolitik. Sie eröffnet zugleich eine neue Periode der Weltgeschichte, eine neue Weltzeit. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß die nächsten Wurzeln des gegenwärtigen Krieges bis etwa in diese Zeit zurückreichen. Denn dieser Krieg ist nicht nur deshalb ein Weltkrieg, weil er sich über die halbe Welt erstreckt, sondern auch deshalb, weil er vornehmlich zwischen den weltpolitisch interessierten Mächten um den Anteil an der Weltherrschaft ausgefochten wird.

Die zweiköpfige Weltpolitik der älteren Zeit verwandelt sich seit etwa 1895 in eine vielköpfige Weltpolitik. Die Initiative aber zur Eröffnung der neuen Periode, wenn man sich so ausdrücken darf, wird nicht von den drei alten, sondern von den fünf neuen

Weltmächten ergriffen. Natürlich sind diese um die Mitte der neunziger Jahre nicht von heute auf morgen auf der weltpolitischen Bühne hervorgetreten, sondern sie haben im Innern eine lange Vorbereitungszeit durchgemacht, die bei ihnen allen etwa ein Menschenalter zurückgreift. Was sich um die Mitte der neunziger Jahre ereignet, der große weltgeschichtliche Umschwung, hat eine lange Vorgeschichte. Das gilt in gleicher Weise von den drei europäischen wie von den beiden außereuropäischen Mächten.

Deutschland und Italien erleben von etwa 1848 bis 1871 die Zeit ihrer Einigungskämpfe. Seit vielen Jahrhunderten zum ersten Male sind sie zu Beginn der siebziger Jahre wieder politische Einheiten und damit auch weltpolitisch aktionsfähig. Der Leidtragende bei diesen deutschen und italienischen Einigungskämpfen ist, von Frankreich abgesehen, besonders Österreich-Ungarn: es verliert die Vorherrschaft in Deutschland und Italien. Aber weltpolitisch bringt ihm dieser Verlust Vorteil; denn Österreich-Ungarn wird dadurch um so kräftiger auf die von ihm ja schon früher verfolgte Bahn der Orientpolitik zurückgewiesen, wo es dann in dem seit 1879 mit ihm verbündeten Deutschen Reiche einen höchst aktiven Partner findet. Auch gewinnt Österreich-Ungarn 1867 durch den Ausgleich mit Ungarn eine staatsrechtlich bestimmtere Form.

Weniger Beachtung hat es gefunden, daß zur selben Zeit, während der sechziger und siebziger Jahre, auch die beiden außereuropäischen Mächte, die Vereinigten Staaten und Japan, im Innern ihre große weltpolitische Vorbereitungszeit durchmachen. Der amerikanische Bürgerkrieg (1861—1865) ist eine Zeit innerer Erhebung und äußerer Festigung. Die Sezessionisten werden besiegt. Die Einheit der Republik wird unter der Vorherrschaft der Nordstaaten von neuem begründet. Die politische Kraft der Vereinigten Staaten wird durch den Krieg gesteigert, wie man schon an der entschiedenen Haltung erkennen kann, die die Nordstaaten schon während des Krieges gegen das alte englische Mutterland und gegen das mexikolüsterne Frankreich einnehmen, ganz im Gegensatz zu heute. Die großen Zeiten der amerikanischen Geschichte sind immer dann eingetreten, wenn die Amerikaner aufbegehren gegen den schändlichen Druck Englands von außen und gegen den noch schändlicheren des Dollars von innen. Was die Einigungskriege für Deutschland und Italien bedeuten, das ist für die Vereinigten Staaten in mancher Hinsicht der gleichzeitig zu einem siegreichen Ende gebrachte blutige Bürgerkrieg. Die ihm folgende Rekonstruktionszeit (1865—1877) mit dem Fortschreiten der Industrialisierung des Ostens und der Kolonisierung des Westens schafft weitere Grundlagen, auf denen später ein weltpolitisches Gebäude errichtet werden kann. Freilich kann es sich nur halten, wenn die alten Grundlagen, auch die ideellen, bleiben und nicht durch neue Mächte angefressen werden.

Die staunenswerteste innere Umwandlung aber hat zu gleicher Zeit Japan erlebt. Durch die Revolution von 1868 ist es aus dem Mittelalter unmittelbar in die Neuzeit und in die neueste Weltzeit hinübergetreten. Das alte Hausmeiertum, der sogenannte Schogunat, macht der Herrschaft des Mikados Platz. Der Feudalstaat wird vom monarchischen Einheitsstaat abgelöst. Eine reißend schnelle innere Reformbewegung setzt ein, die schon 1889 mit dem Erlaß

einer Verfassung einen vorläufigen Abschluß erreicht. Zwar erhebt sich gegen die neue japanische, zunächst noch absolute Monarchie im Jahre 1877 noch einmal eine feudale Reaktion und Revolution. Das Mittelalter gibt sich noch nicht sofort als besiegt. Aber diese sogenannte Satsumarebellion wird nach drei Vierteljahren Kampf niedergeworfen. Der japanische Bürgerkrieg von 1877 wird ebenso wie der amerikanische von 1861—1865 zugunsten der Staatseinheit entschieden. Seitdem wagt niemand mehr die neuen inneren Errungenschaften in Frage zu stellen. Erst seit dieser Zeit beginnen Erfolge japanischer Weltpolitik. Und das weltpolitische Auftreten der beiden außereuropäischen Mächte ist schließlich das entscheidende äußere Ereignis, das die große Wandlung um die Mitte der neunziger Jahre hervorruft.

Daß die Weltpolitik seit etwa 1895 vielköpfig wird anstatt zweiköpfig, daß die Zahl ihrer Subjekte wächst, macht sich natürlich auch bei den Gegenständen, bei den Objekten der Weltpolitik bemerkbar. Zu solchen Objekten eignen sich von jeher besonders politisch schwache oder politisch wehrlose Gebiete, um so besser, wenn wirtschaftlich etwas aus ihnen zu machen ist. Man hat sie mit Recht als die Depressionsgebiete bezeichnet, als die Wetterwinkel, von denen die Stürme ausgehen.

Der Kampf um die beiden wichtigsten Depressionsgebiete, um die islamitischen Länder, besonders um die Türkei, und um China, wird vor 1895 noch im wesentlichen allein zwischen den drei alten Weltmächten England, Frankreich, Rußland ausgefochten. Nur der Suezkanal und Ägypten geben schon vor 1895 Anlaß zum Hinzutritt neuer Mächte. Österreich-Ungarn aber erscheint mit seiner aktiven Balkanpolitik 1875—1878 und später, wenn man sie in größere weltpolitische Zusammenhänge einordnet, doch mehr nur als Prellbock Englands gegen Rußland, wie es schon während des Krimkrieges teilweise die Geschäfte Englands besorgt hatte. Noch deutlicher beschränkt sich die weltpolitische Bearbeitung Chinas und der ostasiatischen Fragen vor unserer Epoche im wesentlichen auf die alten Mächte. Auch in den Depressionsgebieten also kommt das dualistische oder trialistische Wesen der alten Weltpolitik, wenn man auf die Hauptsachen achtet, klar zum Ausdruck.

Gewiß haben die beiden Depressionsgebiete schon vor 1895 weltpolitisch eine außerordentliche Rolle gespielt. Aber eine schlechthin allgemeine internationale Aufmerksamkeit erregen sie doch erst seit 1895. Gewiß gibt es Vorspiele besonders in der Geschichte der orientalischen Frage. Aber eine allgemeine Internationalisierung der äußeren Politik der Depressionsgebiete ist erst jüngeren Datums. Die europäischen Interventionen gegen Japan nach dem japanisch-chinesischen Kriege von 1895 und gegen die Türkei nach dem türkisch-griechischen Kriege von 1897 sind deshalb neben vielen anderen entwicklungsgeschichtlich wichtige Ereignisse.

Der weltpolitische und weltgeschichtliche Epochecharakter der Zeit um 1895 ergibt sich aber nicht nur aus den erwähnten politischen Erscheinungen mit voller Deutlichkeit. Auch in der Geschichte der Weltwirtschaft würden sich zu etwa derselben Zeit ähnliche Wandlungen aufzeigen lassen. Vor allem hat man aber auch hier zu bedenken, daß eine so tief einschneidende weltgeschichtliche Wandlung wie die Ersetzung der zweiköpfigen durch die vielköpfige Weltpolitik niemals nur an äußeren Erscheinungen wie den ge-

streiften politischen oder wirtschaftlichen erkannt werden kann. Diese sind vielmehr nur äußere Anzeichen, Folgeerscheinungen, Begleiterscheinungen, Symptome für tiefe innere Wandlungen geistiger Art. Auch die Geschichte der neuen Weltpolitik, ihres Beginns und ihrer Perioden wird von der weltpolitischen Ideengeschichte entscheidend beeinflußt. Wie die Wirtschaftsgeschichte, so kann auch die Geschichte der neuen Weltpolitik der Bearbeitung durch die Wissenschaft erst dann erschlossen werden, wenn sie in geistesgeschichtlichen Zusammenhang gerückt und damit, wie man mit Recht gefordert hat, einer Psychisierung zugänglich wird. Dann ergibt sich bald, daß die Wendungen in der praktischen Weltpolitik von langer Hand nicht nur durch innerpolitische Ereignisse, sondern auch durch ideengeschichtliche Strömungen vorbereitet worden sind. Die Geschichte der Lehren von Weltmacht und Weltherrschaft, des sogenannten Imperialismus, liefern die entscheidenden Beweise für den Epochecharakter der Zeit um 1895. Wenn die imperialistischen Lehren auch bei vielen Weltvölkern weit vor diese Zeit zurückreichen, so erleben sie doch mehr oder weniger gerade um diese Zeit einen sichtlichen Aufschwung. Erst wenn man hier klarer sieht, gelangt man zu der Erkenntnis, daß der Umschwung nicht nur auf etwas Äußerlichem beruht wie dem Hinzutritte neuer Weltmächte, sondern auf inneren geistigen Antrieben. Aus demselben Grunde sind diese neuen oder richtiger neu verstärkten geistigen Kräfte des Imperialismus auch als geistige Wurzeln des Krieges von unerhörter Triebkraft.

Während sich bei den neuen Weltmächten ein bewußter Imperialismus erst ganz allmählich durchsetzt, zumal in Deutschland deutlicher erst seit der Jahrhundertwende, ist der Einfluß des englischen Imperialismus auf die Umgestaltung der Mitte der neunziger Jahre sofort beträchtlich. Er bemächtigt sich in dieser Zeit bis zu einem gewissen Grade der verantwortlichen Leitung der englischen Auslandspolitik. Darin liegt die Bedeutung des dritten konservativen Ministeriums Salisbury (1895—1902), dessen Träger nicht umsonst z. B. von dem Imperialisten Cramb so phantastisch gefeiert wird. Der Imperialismus beeinflußt unter ihm die Auslandspolitik so nachhaltig, daß England fortan einen brennenderen Machthunger bekundet als selbst unter Disraëli. Der englische Imperialismus hätte damals, z. B. im Burenkonflikte, nicht so aggressiv nach außen gewirkt, wenn er sich nicht schon um 1895 innerlich zu theoretischer Vollkraft entwickelt hätte.

Jedenfalls ist er eine Größe der Zeit vor 1895 und damit der älteren Weltpolitik. Daraus erklärt sich sein Inhalt. Er erstrebt nicht nur Anteil an der Weltherrschaft oder Weltmacht, sondern Weltherrschaft schlechthin. Das ist in einer Zeit begreiflich, in der England wesentlich nur mit einer feindlichen Macht oder höchstens mit zweien (Rußland und Frankreich) auf den Feldern der Weltpolitik zu kämpfen hat. Der Begriff des englischen Imperialismus ist eine Schöpfung der älteren Periode in der Geschichte der Weltpolitik, in welcher sich die Vielköpfigkeit des weltpolitisch tätigen Subjekts noch nicht durchgesetzt hat.

Die neue Weltpolitik aber, als deren bezeichnendes äußeres Merkmal eben diese Vielköpfigkeit des weltpolitisch tätigen Subjekts erscheint, verlangt auch nach einem neuen Begriffe des

Imperialismus. Im Hinblick auf die Vielköpfigkeit muß er umgestaltet werden, d. h. er muß von der ersten zur zweiten Periode nicht weiter hinaufgeschroben, sondern vielmehr gerade herabgestimmt werden. Hatte er in der älteren Zeit seinem Namen wirklich Ehre gemacht und ein Weltreich (Imperium), eine Weltherrschaft erstrebt, so nimmt er jetzt das Ziel niedriger: nur um Anteil an der Weltherrschaft, d. h. um Weltmacht, kann es sich noch handeln. Das ist der einzige weltpolitische Inhalt des neuen imperialistischen Strebens, der in der neuen Weltzeit der Vielköpfigkeit seine Rechtfertigung findet, der mit dem Wesen der neuen Weltpolitik seit 1895 in Einklang steht. Hält man sich im Rahmen dieser neuen Weltpolitik, verliert man den geschichtlich gegebenen Boden nicht unter den Füßen, so muß man aus der neuen Zeit das Streben nach Weltherrschaft völlig verbannen zugunsten des Strebens nach Anteil an der Weltherrschaft oder nach Weltmacht.

Der Begriff Imperialismus erfährt also historisch zwei Ausprägungen, von denen die erste der älteren, die zweite der jüngeren Weltpolitik seit 1895 entspricht. Der moderne (deutsche) und der veraltete (englische) Begriff treten zu weltgeschichtlichem Kampfe einander gegenüber.

Der alte, noch heute herrschende englische Imperialismus ist nicht nur ein Produkt maßloser Selbstüberhebung, sondern er steht auch im Widerspruch mit der geschichtlich bedingten Vielköpfigkeit der neuen Weltpolitik, die man durch keinen Machtspruch und durch keine Lüge beseitigen kann, weil sie durch tausend besonders wirtschaftliche Gewichte gehalten wird. Der englische Imperialismus versündigt sich an der geschichtlich bedingten Gegenwart. Er strebt in eine überwundene Vergangenheit zurück. Er ist Atavismus und als solcher dem Tode verfallen. Der deutsche wird den englischen Imperialismus besiegen, weil er die Gegenwart und die Zukunft für sich hat. Der deutsche Imperialismus setzt sich selbst Grenzen, weil er einen völligen Einklang erzielt mit dem seit 1895 zum Siege gelangten neuen Begriffe der Weltpolitik. Man kann ihn deshalb auch als Spezialfall des allgemeinen deutschen historischen Realismus bezeichnen.

Die letzten Bemerkungen verirren sich nur scheinbar auf das politische Gebiet. In Wirklichkeit bezwecken sie nur, den engen Zusammenhang, die innige Wechselwirkung zwischen Gedanken und Taten, zwischen innerer und äußerer weltpolitischer Geschichte an einem Beispiele grundsätzlich zu erläutern. Der Beginn der neuen Weltpolitik um die Mitte der neunziger Jahre macht sich nicht nur in der äußeren Erscheinung der Mächte bemerkbar, sondern auch in einer inneren geistigen Umwandlung: die Weltherrschaftspläne werden von den bloßen Weltmachtsplänen durchkreuzt. Das ist auch der tiefste Sinn des gegenwärtigen Krieges.

Daß uns Deutschen der weltgeschichtliche Einschnitt um die Mitte der neunziger Jahre damals so wenig zum Bewußtsein gekommen ist und bei uns auch heute noch nicht die Beachtung findet, die ihm gebührt, hat verschiedene Gründe. Der äußerlichste ist, daß diese Zeit in der deutschen Geschichte selbst nicht Epoche zu machen scheint. Dazu kommt, daß die damalige internationale Lage Deutschlands zu keiner Sorge Anlaß zu geben scheint, wenigstens nicht gegenüber Frankreich und Rußland. Die Jahre 1894—1898 sind in der ganzen Zeit seit 1871 sogar die Jahre

der größten deutsch-französischen Annäherung. Auch die deutsch-russischen Beziehungen sind seit 1894, dem Entlassungsjahre Caprivis und dem Todesjahre Alexanders III., wieder erträglicher. Sogar auf dem Balkan herrscht wenigstens zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, den alten Feinden, seit 1897 leidlicher Friede. Der siegreiche Krieg der Türken gegen die Griechen führt keineswegs zu der gefürchteten Aufrollung der orientalischen Frage. Abgesehen von dem überaus heftigen ersten Ausbruche des deutsch-englischen Gegensatzes in Südafrika kann sich die internationale Spannung um die Mitte der neunziger Jahre nicht vergleichen z. B. mit der Spannung während der Jahrhundertwende. Dies und anderes kann aber an dem Epochecharakter der Zeit um 1895 nichts ändern; denn er ließe sich auch sonst an vielen Wandlungserscheinungen aufzeigen.

* * *

Versucht man schon jetzt, mit all den durch den Mangel an Distanz gebotenen Vorbehalten, eine Periodisierung der Geschichte der neuen Weltpolitik seit 1895, so wird sich diese Periodisierung bemühen müssen, mit dem Begriffe der neuen Weltpolitik in Einklang zu bleiben. Sie wird also nicht an die Objekte, sondern an die Subjekte der neuen Weltpolitik anzuknüpfen haben, an die acht „Weltmächte". Diese haben in ihrer weltpolitischen Betätigung seit 1895 eine Entwicklung durchgemacht, und zwar nicht mehr eine Entwicklung in ihrer Zahl, in ihrem Bestande, wenn sich auch schon vor dem Kriege stärkere Rangunterschiede bemerkbar machen, sondern eine Entwicklung in ihrer Gruppierung. Was sich seit 1895 ändert, und was einen allseitig brauchbaren Gesichtspunkt für die Ansetzung von Perioden liefert, ist ihre Gruppierung. Ausschlaggebend für die Perioden in der Geschichte der Weltpolitik seit 1895 sind die Veränderungen in der Gruppenbildung der Mächte, die Umgruppierungen der Mächte, die den Kampf um die Aufrechterhaltung der Weltherrschaft oder um den Anteil an der Weltherrschaft zum Austrag bringen sollen. Geschichte der Weltpolitik ist in diesem Sinne Geschichte der Weltkonstellation.

Diese Umgruppierungen erfolgen nun seit 1895 immer deutlicher nicht regellos, sondern allmählich immer mehr um zwei weltpolitische Zentren, Deutschland und England. Die Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes beeinflußt jene Umgruppierung am stärksten. Die Perioden in der Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes fallen in weitgehendem Maße mit den Perioden in der Geschichte der Weltpolitik seit 1895 und zugleich mit den Perioden in der Vorgeschichte des Krieges zusammen.

Wie gestaltet sich diese Periodisierung praktisch? Denn daß die zwanzig Jahre seit 1895 nicht nur eine einzige Periode ausmachen, folgt aus der einfachen Tatsache, daß die Weltkonstellation 1895 total anders ist als 1914. England war 1895 noch der erklärte Gegner Frankreichs und besonders Rußlands. Der Unterschied zwischen der Gruppierung damals und heute greift aber noch tiefer. Zu Beginn der neuen Weltpolitik gibt es überhaupt noch keine deutliche weltpolitische Gruppierung um nur zwei Zentren; sondern man bemerkt wenigstens drei, wenn nicht noch mehr, da die Vereinigten Staaten zunächst ziemlich abseits stehen. Es gibt allerdings zwei feste Bundesverhältnisse: den Dreibund von 1882/87 und den Zweibund von 1888/91. Aber ge-

rade diese beiden Bünde sind einmal nicht in erster Linie weltpolitisch gedacht, sondern vielmehr vornehmlich nur für die Europapolitik bestimmt. Ferner aber stehen diese beiden Bünde zunächst noch nicht durchaus in Gegensatz zueinander, wie sie denn bei der Revision des Friedens von Schimonoseki 1895 sogar teilweise in freundliche Beziehungen zueinander treten. Doch ist eine dauernde Umgruppierung dadurch nicht bewirkt worden.

Entscheidend für die Umgruppierung ist vielmehr das dritte weltpolitische Kraftzentrum, England, im Jahre 1895 noch in glänzender Isolierung, aber fortgesetzt eifrig und mit Erfolg tätig, eine Umgruppierung der Mächte zu seinen Gunsten, zur Aufrechterhaltung seiner aus der Zeit vor 1895 stammenden, von Deutschland immer stärker bedrohten ausschließlichen Weltherrschaft zu bewirken.

Die erste Epoche nach 1895 liegt also da, wo es England zum ersten Male gelingt, für die Dauer eine Umgruppierung der Mächte in diesem Sinne in die Wege zu leiten. Diesen Erfolg erzielt England zum ersten Male bei Japan, zunächst gegen seinen alten Feind Rußland, dann gegen seinen neuen Feind Deutschland. Das erste englisch-japanische Bündnis vom 30. Jan. 1902 bringt diesen Erfolg. In der Geschichte der Umgruppierung der Mächte macht es Epoche. Kein anderes aus der Geschichte der Weltpolitik seit 1895 läßt sich damit vergleichen. Nur mit Hilfe dieses weltgeschichtlichen Bündnisses wird später Rußland als alter weltpolitischer Gegner Englands seiner Gefährlichkeit beraubt und damit zugleich tüchtig gemacht für ein Bündnis mit England gegen Deutschland. Das englisch-japanische Bündnis von 1902 erweist sich bald als ein Hebel, der die ganze ältere Weltkonstellation aus den Fugen bringt. Und da nun wenige Monate nachher mit dem Burenfrieden von Pretoria am 31. Mai 1902 auch die äußere Vorbedingung geschaffen wird, um diesen Hebel wirksam anzusetzen, nämlich die südafrikanische Rückenfreiheit Englands, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die ersten Monate des Jahres 1902 in der Geschichte der Weltpolitik eine neue Periode heraufführen, die die Anfänge einer Neugruppierung der Weltmächte zum Inhalte hat. Innerhalb dieser Periode bringt der Ausbruch des Burenkrieges im Herbst 1899 einen deutlichen Einschnitt, zumal da auch die Anfänge des chinesischen Boxeraufstandes bis in diese Zeit zurückgehen. Das Jahr 1899 (bis zum Burenkriege) ist als Jahr der ersten Haager Konferenz zugleich eine Art von internationalem Entspannungsjahre, ähnlich wie später das Jahr 1907, in dem die Friedenskonferenz zum zweiten Male ihre Sitzungen abhält.

Auf die Anfänge der Neugruppierung der Mächte folgt ihre Durchführung in der zweiten Periode während der Jahre 1902—1907. Es gelingt jetzt dem englischen Kraftzentrum, das eine der beiden anderen, nämlich das französisch-russische, gewissermaßen aufzusaugen. Die Gruppierung erfolgt fortan nur noch um zwei Kraftzentren, um England und um Deutschland. Die Geschichte der Weltpolitik in diesen Jahren ist im wesentlichen die Herstellung dieser beiden Kraftzentren. Durch die englische Diplomatie wird die vielköpfige Phase der neuen Weltpolitik nun doch wieder der älteren zweiköpfigen künstlich angenähert. Jede Schilderung der Einkreisungspolitik König Eduards wird also nur der einen Seite der Sache gerecht. Die andere betrifft den engeren Zusammenschluß zwischen Deutsch-

land und Österreich-Ungarn und die stärkere Fühlungnahme der Mittelmächte mit der Türkei. Es ist die notwendige Gegenwirkung gegen die Verbindung Frankreichs, Italiens, Belgiens, Rußlands, ja in einiger Hinsicht auch der Vereinigten Staaten mit England. Mit dem Jahre 1907 hat die neue weltpolitische Parteibildung schon einen gewissen Abschluß erreicht. Ihre Geschichte sichert der Periode von 1902 bis 1907 einen innerlich einheitlichen Charakter. Äußerlich freilich stehen die beiden letzten weltpolitischen Friedensjahre 1906 und 1907, die einzigen, die zum ersten Male seit Beginn der neuen Weltpolitik durch keinerlei schwere kriegerische Verwickelungen gestört werden, in bemerkenswertem Gegensatze zu den $1^1/_2$ Jahren des russisch-japanischen Krieges und der gleichzeitigen äußerst heftigen ersten Marokkokrise. Aber dieser Gegensatz ist doch nur scheinbar und beschränkt sich auf das äußere Bild. Innerlich ähneln die beiden weltpolitischen Entspannungsjahre den vorangegangenen kriegerischen oder den Krieg streifenden Spannungsjahren darin durchaus, daß Englands Einkreisungspolitik nach dem Frieden von Portsmouth vom 5. September 1905 in der Friedenszeit nur noch kräftiger arbeitet.

Zu Beginn des Jahres 1908 tritt die neue Weltpolitik in ihre dritte Periode ein. Zwar sind, wie bemerkt, seit dieser Zeit wesentliche Umgruppierungen nicht mehr erfolgt. Die Bundes- und Vasallitätsbeziehungen, die sich England geschaffen hat, werden jedoch weiter gefestigt, besonders auf dem Gebiete mündlicher oder sonstwie formloser Militärkonventionen. Der Dreiverband kann immer mehr über seine kleineren Trabanten, Belgien, Italien und selbst die Vereinigten Staaten, verfügen. Japan versieht nach wie vor die Geschäfte der ostasiatischen Filiale. Neue Bande zwischen den einzelnen Mitgliedern werden geknüpft. Besonders die italienisch-russische Entente vom Herbst 1909 zeitigt weitgreifende Folgen. Sie vor allem lenkt die Aufmerksamkeit zu dem entscheidend Neuen hinüber, was in der Geschichte der Weltpolitik seit 1908 hervortritt: das ist die über alles Bisherige weit hinausgehende Verschärfung der Orientkrise. Indem der Verband seit der Rückkehr Rußlands nach Europa den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach dem Orient stärker verlegt als jemals vorher, läßt er die Wage des Weltfriedens hoffnungslos emporschnellen. Schon die erste Marokkokrise von 1904/5 war eine Machtprobe des Dreiverbands gewesen. Jetzt gelüstet es ihn nach einer neuen im Orient. Das praktische Zusammenarbeiten der Verbandsmitglieder schafft zwar keine Neugruppierung mehr; aber es festigt die schon vorhandene Gruppierung in wesentlichen Punkten und rechtfertigt auch damit die Ansetzung einer neuen Periode.

Die weltpolitische Geschichte der Türkei ist zwar uralt und hat schon vor 1895 die merkwürdigsten Entwicklungsstufen durchgemacht. Noch in den ersten beiden Perioden der Geschichte der neuen Weltpolitik hält sie sich jedoch mehr im Hintergrunde, so wichtige internationale Streitfragen auch schon damals auftauchen wie die armenische und griechisch-kretische besonders während der ersten und die mazedonische und die arabische besonders während der zweiten Periode. Daß die gefürchtete volle Aufrollung der orientalischen Frage während all der verschiedenartigen und oft genug bedrohlichen orientalischen Krisen der zwölf Jahre vor 1908 nicht eintritt, ist

vor allem auf den im Oriente besonders lange wirksamen Gegensatz zwischen den alten Weltmächten England und Rußland zurückzuführen. Beide sind zwar, besonders Rußland, seit langem die geschworenen Feinde der Türkei. Aber zugleich bleiben sie noch unter sich selbst aufs bitterste verfeindet. Zwar sind sie beide gesonnen, die Türkei auszurauben. Aber unter sich selbst vermögen sie über die gegenseitige Abgrenzung dieses Raubes noch keine Einigung zu erzielen. Der englisch-russische Gegensatz verhindert all die Jahre hindurch eine Wiederaufrollung der orientalischen Frage. Als er mit dem Petersburger Vertrage vom 31. August 1907 wenigstens für Mittelasien verdeckt wird, erscheint aber diese Wiederaufrollung sofort als unvermeidlich. Sie wird beschleunigt durch die jungtürkische Revolution vom Sommer 1908, die ihrerseits die äußerlich zwingende Veranlassung bietet für die schon länger geplante Annexion der Okkupationsländer Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn. Die Annexionskrise ist dann für den Verband die erwünschte Gelegenheit zu einer neuen Machtprobe. Als sie mit seiner Niederlage endet, setzt er alle Kraft an die Durchfechtung der zweiten Marokkokrise von 1911, welche ihm bereits einen vollen diplomatischen Sieg in den Schoß wirft. König Eduard ist damals schon tot. Aber seine Politik wirkt weiter. Auch in Ostasien verfestigt sich sein Verband, wenn auch hervorstechende äußere Ereignisse in der Zeit zwischen dem russisch-japanischen Kriege und der chinesischen Revolution von 1911/12 ausbleiben.

Man könnte schon diese dritte Periode bis zum Ausbruche des Weltkrieges ausdehnen, der nur das letzte und notwendige Ergebnis ist der diplomatischen Vorspiele von 1904/5, 1908/9 und 1911, wenn der Verband nicht seit der für Deutschland so peinvollen Liquidation der Marokkofrage im Herbst 1911 seine bisherige Taktik in einiger Hinsicht geändert hätte. Zwar gestaltet Sir Edward Grey seine Marokkorede vom 27. November 1911 noch als lauten Triumphgesang. Im übrigen ist aber die englische Weltpolitik seit ihrem Siege in der Marokkokrise auf Entspannung der internationalen Lage, auf Milderung der weltpolitischen Reibungsflächen, auf Einschläferung der feindlichen Mittelmächte eingestellt. Diese Taktik ist nicht völlig neu. Auch schon früher hat England die Sehne gern erst erschlaffen lassen, ehe sie den tödlichen Pfeil versendet, hat es gerade dann für eine Beruhigung der internationalen Stimmungen gesorgt, wenn es Anschläge auf den Weltfrieden unternimmt, hat es vor dem Sturm öfters eine geheimnisvolle Stille erzeugt, in die das Gewitter dann um so verheerender hineinbrechen kann. So präludiert es dem Burenkriege durch eine allseitige Friedenspolitik, von der sogar das ostasiatische Rußland nicht ausgeschlossen wird. So arbeitet es in der Epoche von Algeciras 1906 und der zweiten Friedenskonferenz von 1907 fieberhaft an der Aufstellung einer wirksamen Kriegsmaschinerie. So hat es sich auch meisterhaft bemüht, die deutsch-englischen Erregungszustände schon bald nach der Krügerdepesche durch allerlei Beschwichtigungsmittel, nicht zuletzt durch wiederholte Bündnisanträge, die freilich nur ein Vasallitätsverhältnis herstellen sollen, zu beseitigen. Solange die Geschichte der deutsch-englischen Entspannungen seit 1895 noch nicht geschrieben ist, bleibt auch die Geschichte der gleichzeitigen deutsch-englischen Spannung noch viel-

fach im dunkeln. Aber all diese früheren Versuche Englands sind gegenüber denen, die es in den Jahren 1912, 1913 und 1914 bis hart an die Schwelle des Weltkrieges unternimmt, doch mehr vorübergehender Art. Die englische Beschwichtigungstaktik von 1912—1914 ist in diesem Umfange und in dieser Dauer — sie läßt sich bis in die diplomatischen Kämpfe unmittelbar vor Kriegsausbruch hinein verfolgen und hat da auch manchen Deutschen irregeführt — in dieser hartnäckigen Bewußtheit doch etwas Neues. Man wird ihr nur dann die Maske vom Gesicht reißen können, wenn man sie in ihrer potenzierten Tätigkeit in den letzten Jahren vor dem Kriege isoliert betrachtet. Für eine solche kritische Betrachtung liefert aber die Ansetzung einer besonderen weltpolitischen Periode für die Jahre 1912 bis 1914 die notwendige formale Vorbedingung, ganz abgesehen davon, daß die Balkankriege von 1912/13 um ihrer selbst willen auch weltpolitisch eine gesonderte Betrachtung verdienen.

Je weiter die Kenntnis der Geschichte der neuen Weltpolitik seit 1895 in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten voranschreiten wird, um so abgeklärter wird sich auch die Periodisierung gestalten können. Die noch unvermeidliche und der Wissenschaft abträgliche subjektive Betrachtung wird dabei mit dem Wachsen der Distanz je länger, je mehr einer objektiveren Betrachtung Platz machen, wenn auch das eigene Selbst des Betrachters dabei niemals ausgelöscht werden kann. Vorbedingung für eine wissenschaftlich befriedigende Periodisierung ist namentlich die Absteckung eines wirklich weltpolitischen Horizontes, die Herausarbeitung des Wesentlichen aus der Fülle der weltpolitisch interessanten Ereignisse, die Beachtung der großen Entwicklungslinien, die synchronistische Analyse der jeweiligen Weltlage und nicht zuletzt der Blick auf den großen Krieg, in den dies alles ausläuft. Erst der Krieg hat uns einen ersten Grundriß dieser weltpolitischen Perioden aufgedeckt; erst er hat uns nach den wichtigsten Richtungen hin sehen gelehrt; es ist uns wie Schuppen von den Augen gefallen.

Die wissenschaftliche Geschichtschreibung der Deutschen hat sich erst hie und da den Problemen zugewandt, die an den Beginn und die Perioden der neuen Weltpolitik anknüpfen. Sie hat hier noch eine große Aufgabe, eine Pflicht gegen sich selbst und gegen das Vaterland zu erfüllen. Es bedarf aber zu diesem Zwecke nicht nur einer Wiederbelebung der hochachtbaren politischen Geschichtschreibung der kleindeutschen Schule aus den Zeiten der deutschen Einheitskriege und ihres Treitschkeschen Geistes, sondern auch eines weltenweiten, das Innere neben dem Äußeren voll umfassenden Blikkes. Rankes Vorbild und das Vorbild der neuen zu Ranke in übertriebenen Gegensatz geratenen kulturgeschichtlichen Richtung werden zur Erreichung desselben vaterländischen Zieles zusammenwirken. Auch die neue Kulturgeschichte wird sich ihres Berufes bei der Erforschung der neuen Weltpolitik bewußt werden.

Nachrichten und Mitteilungen.

„Das kranke England".[1]) Wer das so benannte Buch von Abel-Musgrave kennt, das im Jahre 1909 erschienen ist, muß sich gewundert haben, daß man im Laufe dieses Krieges nicht allgemein darauf zurückgekommen ist. Denn die Mängel der englischen Organisation, die der Krieg allmählich an den Tag gestellt und teilweise den Engländern selbst zur Einsicht gebracht hat, sind hier auf Grund eindringender Kenntnis der verschiedensten Gebiete bereits nachgewiesen, und es ist außerordentlich lehrreich, sowohl die Tatsachen wie ihre tieferen Ursachen im Zusammenhange dargestellt zu sehen. Die Angaben des Verfassers sind um so einwandfreier und gewichtiger, als er sie durchweg englischen Zeugnissen entnimmt, Reden, Berichten, Abhandlungen amtlichen Charakters oder von persönlicher Autorität. Zudem schreibt er sein Buch nicht, um England etwa als einen verächtlichen Gegner herabzusetzen und uns die Scheu vor einem Kriege, wie er ihn drohen sieht, zu benehmen. Vielmehr will er England warnen, daß es in sich gehe und den Wettbewerb Deutschlands nicht durch einen Krieg zu vernichten suche, sondern mit ihm in ehrlicher Arbeit Schritt halte. Denn er erkennt mit einer damals seltenen Schärfe den tiefsten Grund der steigenden Feindschaft zwischen den beiden Völkern: „englische Minderwertigkeit und deutsche Überlegenheit." Er kennzeichnet in scharf treffenden Worten das herkömmliche Überlegenheitsgefühl der Engländer und dessen Kehrseite: „Sie waren gewöhnt, sich als ‚Champions' zu fühlen. Mit ein paar Kompagnien hatten sie Weltteile erobert. Ohne besondere Mühe zwangen sie durch Söldnerheere die Eingeborenen zum Handel und zur Dienstbarkeit, so daß unermeßliche Schätze geringsten Anstrengungen lohnten. Wer kann sich wundern, daß im Inselreiche ungeheurer Dünkel wucherte, und daß der Brite sich als den geborenen Herrn des Meeres und selbstverständlich auch der umspülten Länder betrachtete? Sah er sich und seine oft brutale Rücksichtslosigkeit ja doch von allen anderen Nationen bewundert und vergöttert. Aber Reichtümer, die im Spiele erworben werden, sind dem Menschen von jeher verderblich gewesen. Und so verkümmerte in England alles das, was die Deutschen groß gemacht hat."

Es ist nun höchst interessant, an der Hand des Verfassers zu verfolgen, wie sich überall das Zurückbleiben Englands geltend macht, in Schule und Unterricht, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Heer und Flotte. Wir sehen, daß dies einsichtigen Männern dort keineswegs entgeht, daß die Schäden oft genug gekennzeichnet werden und das, was Not tut, nicht selten mit Hinweis auf Deutschland, lebhaft betont und gefordert wird. Aber es dringt nicht durch. Zum großen Teil sind es Rückständigkeiten, die erst jetzt, durch die harten Erfahrungen des Krieges, allgemein eingesehen worden sind und nun plötzlich nachgeholt werden sollen. So die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Abel-Musgrave Seite 206 f. als ein wesentliches Mittel der Erziehung des Volkes zu systematischer Arbeit, zur gesunden Unterordnung und zur Pflichterfüllung hinstellt und für unentbehrlich erachtet. So die wissenschaftliche Grundlage der Industrie, die organisierte Ausbildung zu den verschiedenen Berufen vom Arbeiter bis zum Gelehrten und Staatsmann, wie sie in Deutschland herrscht. Er führt Äußerungen von Parlamentsrednern an, die auf die Gefahr hinweisen, daß die erforderlich ausgebildete Mannschaft für die vermehrten Bedürfnisse der Flotte nicht mehr beschafft werden könne, auf die Gefahr, daß 20 % der gesamten Besatzung der Handelsflotte fremdländisch seien, daß es an einheitlicher Organisation der Heerführung und -verwaltung fehle. Besonders bemerkenswert ist es angesichts der gegenwärtigen Erfolge unserer Zeppeline und der verzweifelten Versuche der Gegenwehr seitens Englands, zu lesen, wie scharf schon in jenen Jahren von kundigen Leuten dort wiederholt auf die Überlegenheit der Deutschen und die ungenügende Ausgestaltung der englischen Luftschiffahrt hingewiesen worden ist. So schreibt der Sekretär des Parlamentsaus-

1) Das kranke England. Eine Schilderung des heutigen England auf Grund der Aussagen englischer Autoritäten von Curt Abel-Musgrave. Frankfurt a. M. 1909.

schusses für das Luftschiffahrtswesen 1909: „Als das Resultat jahrelanger Organisation und jahrelangen Studiums nimmt jetzt Deutschland eine herrschende Stellung ein; wichtige Fabriken, die für den Zweck besonders eingerichtet sind, konstruieren jetzt lenkbare Luftschiffe nach dem Modell Zeppelin. Diese Luftschiffe vermögen große Höhen und unter günstigen Bedingungen auch große Schnelligkeit zu erreichen; sie haben erfolgreiche Reisen zurückgelegt, welche der Entfernung von Deutschland nach England und zurück entsprechen, und können Vorräte mitnehmen, die für die doppelte Entfernung genügen; der Beweis ist erbracht worden, daß diese Fahrzeuge außer ihrer Bemannung noch ein bis zwei Tonnen Explosivkörper tragen können; in einem Jahre wird Deutschland imstande sein, alle sechs Wochen mindestens ein Fahrzeug des Zeppelintyps fertig zu stellen. Angesichts dieser Tatsachen können die britischen Experimente in ihrer Mangelhaftigkeit nur als lächerlich bezeichnet werden!" In der ersten Versammlung des Vereins für Luftschiffahrt unter Vorsitz des Lordmayors von London 1909 wurde eine Resolution gefaßt, worin man die Rückständigkeit und Gleichgültigkeit beklagte, die das Land dem neuen Verkehrsmittel entgegenbringe, trotzdem es sowohl für den Handel wie für die nationale Verteidigung von ungeheuerster Wichtigkeit sei. Und noch eine Reihe ähnlicher Kundgebungen teilt der Verfasser mit, die zeigen, daß es Einsichtige genug gab, die zur Einkehr mahnten; aber es führte alles nur zu halben Maßregeln, schwächlichen Anläufen ohne nachhaltige Überzeugung und Energie.

Der Verfasser richtet an die englische Nation die Forderung, sich zu einem ungeheuren moralischen Entschlusse aufzuraffen, die Gleichgültigkeit, den Anspruch an ein leicht erworbenes Wohlleben, die Selbstgenügsamkeit, woran sie krankt, abzutun und sich in Erkenntnis der veränderten Weltverhältnisse mit den anderen Nationen „an den Pflug mühevoller Arbeitsleistung zu spannen", anstatt die unhaltbar gewordene insulare Weltstellung dem aufstrebenden Deutschland gegenüber mit Gewalt behaupten zu wollen. Er betont, daß ein Krieg zwischen den beiden Nationen, der zu einem Weltkriege werden muß, gegen die Interessen der germanischen, der europäischen, der allgemeinen Kulturentwicklung verstößt. Er verhehlt sich freilich nicht, wie schwer die Gefahr droht, und sagt mit Recht, daß kein einsichtiger Deutscher trotz aller Friedensliebe sich der Tatsache verschließen dürfe, es könne die historische Notwendigkeit uns die Waffen in die Hand drücken. Aber er hält doch noch ein Aufraffen der Briten, ein Erwachen zum Pflichtbewußtsein und ein Besinnen auf sich selber für möglich.

Wir wissen nun, daß es nicht möglich geworden ist. Die Waffen sind uns in die Hand gedrückt worden. Allein das Buch von Abel-Musgrave ist deshalb nicht veraltet. Es ist und bleibt ein denkwürdiges Zeugnis für die Schuld Englands an diesem Kriege, gerade weil es vor dem Ausbruch desselben abgelegt ist, und zwar mit dem heißen Bestreben, zur Verhütung dieses Ausbruches beizutragen. Wer überhaupt sehen will, muß aus diesem Buche mit seiner Fülle objektiver Einzeltatsachen ersehen, daß die einzige Schuld Deutschlands an dem Konflikt mit England unser Aufblühen und Emporkommen durch mühvolle Zucht und Arbeit ist, und die Pflicht wie das Recht gegen jedermann zu behaupten, was wir so errungen haben und in demselben Geiste weiter erringen können. Nicht die Gegner werden sich davon überzeugen lassen, zum Teil auch nicht die „Neutralen", aber denjenigen unserer Volksgenossen, die wähnen, es liege an uns, Frieden mit England zu haben, könnte dieses Buch eines wahren, doch nicht verblendet einseitigen Friedensfreundes die Augen öffnen. Und uns alle, die wir auf den Sieg unserer Sache hoffen, mag die Einsicht in die tiefgreifenden organischen Schwächen Englands, die das Buch aufdeckt, in dieser Hoffnung bestärken und stützen.

Greifswald. Ernst Bernheim.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 10 1. JULI 1916

Die belgische Literatur der Neuzeit.

Von Albert Köster.

Es ist uns schon jetzt während des Krieges sehr nötig und wird in der Folgezeit noch viel wichtiger werden, daß wir Belgien und die Belgier, dies Land und dies Volk, dem wir so hart begegnen mußten, und dem wir auf der andern Seite schon so unendlich viele Fürsorge gewidmet haben, immer tiefer verstehn lernen. Der Deutsche schwankt ja fremden Völkern gegenüber meist zwischen zwei Extremen: entweder er kennt und begreift sie nicht und behandelt sie daher falsch, bald zu sentimental, bald zu herrisch; oder er lernt sie kennen und bequemt sich ihnen, besonders, wenn er in ihrer Mitte wohnt, gern und leicht willenlos an. Das Wünschenswerte liegt zwischen diesen beiden Polen: nämlich, die Äußerungen des Gegenübers aus dessen Denkweise heraus begreifen, im eigenen Handeln aber unbedingt sich selbst treu bleiben und höchstens in den Ausdrucksformen wiederum dem andern Rechnung tragen, aus Klugheit, damit er uns um so besser verstehe.

In dieser Kunst, sich von den Resten alten Pfahlbürgertums zu befreien und dem Weltverkehr mehr und mehr gewachsen zu werden, wird eine neue Generation viel lernen müssen; und viele Kräfte auch an den Universitäten werden die Geschichte auswärtiger Völker, ihre Verfassung, ihr Recht, ihre Einrichtungen, ihre Volkswirtschaft, Handel und Gewerbe studieren und erläutern. Um aber die Sitten und Bräuche dieser Nationen, ihre Denkart, ihre Phantasietätigkeit, ihr Gefühlsleben zu begreifen, wird man am besten ihre Sprache und ihre Kunst, Bau-, Bild- und Dichtkunst, aber auch ihre Musik als unterscheidenden Ausdruck ihrer Volks- und Stammesart befragen müssen. Und hier an einem winzigen Eckchen soll auch die Wissenschaft von der Sprache und Literatur der germanischen Völker helfend eingreifen, nämlich für die Ergründung des Problems, das den Namen „Belgien“ trägt.

Da höre ich nun freilich von mancher Seite wohl den Einwand: Ist uns denn Belgien gar so unbekannt? Wir haben doch die Schönheit seiner Städte bewundert und seiner Malerei und Bildhauerkunst unsere Huldigung gebracht. Gewiß, kann man darauf erwidern, einen flüchtigen Besuch hat mancher dem Lande abgestattet, und seine größten Meister, besonders des siebzehnten Jahrhunderts, sind uns nicht fremd. Aber wenn schon hier meist nur eine flüchtige Bekanntschaft stattgefunden hat, so ist die Literatur Belgiens den meisten Deutschen so gut wie unbekannt geblieben, zu unserm eignen großen Schaden.

Wiederum werde ich auch hier vielleicht im ersten Augenblick einen Wi-

derspruch hören. Man wird mir entgegenhalten: Die Literatur Belgiens sollte uns fremd sein? Wir haben doch „Monna Vanna“ gesehen und die „Villes Tentaculaires“ gelesen? Aber mit diesem Einwand sind wir auch gerade an der entscheidenden Stelle. Für die meisten Deutschen war Belgien bis zu der leise aufdämmernden Erkenntnis der heutigen Tage nur das Vorzimmer Frankreichs, und seine Literatur ein Anhängsel zu der französischen, wie etwa die amerikanische — bloß der Sprache wegen und sehr mit Unrecht — in den Literaturgeschichten oft als eine bloße Zugabe zur englischen behandelt wird.

Ich habe mehrfach den Ausdruck „Belgien“ gebraucht. Belgien ist wohl in politischer und ökonomischer Hinsicht ein einheitlicher Begriff, aber nicht in den geistigen und literarischen Beziehungen. Sobald man sich auf dieses kulturelle Gebiet begibt, tritt sofort sprachlich eine Zweiteilung, literarisch sogar eine Dreiteilung der Bevölkerung klar zutage. Es gibt kein einheitliches belgisches Volk. Die 29000 Quadratkilometer Landes sind von zwei Völkern, von rund drei Millionen französisch sprechender Wallonen und vier Millionen Angehöriger der germanischen Rasse und Sprache, bewohnt. Die Sprachgrenze läuft westöstlich fast in gerader Linie von Duinkerke bis etwas südlich von Aachen. Und ob auch gemeinsam diese zwei Volkshälften in den letzten Jahrhunderten abwechselnd unter burgundische, spanische, österreichische, französische, holländische und seit 1830 unter königlich belgische Herrschaft gelangt sind, sprachlich sind sie darum doch zwiespältig geblieben; der Norden redet — wie man bei uns summarisch sagt — Flämisch, der Süden Französisch, und in der Hauptstadt Brüssel spricht die Mehrzahl weder gut Flämisch, noch gut Französisch.

Als im Jahre 1910 einmal in der „Belgique artistique et littéraire“ eine Umfrage gehalten wurde, ob es eine belgische Seele gebe, war die Antwort ein Geschwirr der widersprechendsten Meinungen. Kaum einer der Wortführer konnte für ganz Belgien und seine Lebensäußerungen ein allgemeingültiges Kennzeichen nennen. Eher wurde schon das Gegenteil behauptet, nämlich daß jede Provinz, ja fast jede Stadt, jedes Dorf seine besondere Eigenart aufweise. Der französisch sprechende Teil der Künstler und Politiker, Dichter und Denker, und auf der andern Seite der flämisch redende Teil, sie wissen voneinander so gut wie nichts; sie wollen auch nichts wissen, sie lassen jeder im Grunde nur die eigene Denk- und Gefühlsart und Sprache gelten und befehden einander oft genug in satirischen Schilderungen oder schärferen Kämpfen. Dringt man nun gar durch das sprachliche Gewand hindurch auf die Gesinnung und den Gehalt der literarischen Erzeugnisse, so tritt vollends eine Dreiteilung zutage, indem die belgische Literatur französischer Zunge sich in eine französische im engeren Sinn und eine wallonische zerlegt. Das offenbarte sich u. a. bei Gelegenheit der Brüsseler Ausstellung von 1910, bei der Verhaeren für die französische Literatur sprach, Chauvin für die wallonische und Verriest für die flämische. Die Literatur arbeitet also in Belgien bewußt individualisierend gegen die ausgleichende, oft ungerecht ausgleichende Politik an.

Aus welchem Teil der belgischen Literatur, dem französischen, dem wallonischen oder dem flämischen, gewinnen wir nun das reinste Bild von den unterschiedlichen Teilen des Vol-

kes? Nur diese Frage möchte ich heute stellen. Der ästhetische Wert der Kunstwerke soll dabei nicht zu kurz kommen, aber er soll um des augenblicklichen Zweckes willen ein wenig zurücktreten, jedenfalls nicht der alleinherrschende sein. Denn wer sich einseitig von dem harmonischsten künstlerischen Eindruck bestechen ließe, könnte leicht ungerecht werden und den französisch geschriebenen Teil der belgischen Literatur mit anderem Maßstab messen als den flämischen. Es ist ja selbstverständlich, daß die französische Sprache, die nun schon so viele Jahrhunderte hindurch als künstlerisches Ausdrucksmittel angewandt und immer weiter durchgebildet wird, es dem Künstler des Wortes in vieler Hinsicht leichter macht als die noch ringende, lange vernachlässigte flämische. Aber es könnte sich gelegentlich auch das Gegenteil zeigen. Für manche Zwecke ist das durchgebildetste Sprachmittel nicht immer das ausdrucksfähigste; die alte überanstrengte Kultursprache versagt manchmal und nötigt zur herkömmlichen Phrase, wo neue Motive auch neue unabgegriffene Worte verlangen. Sei es, wie es sei, ich stelle die Frage: aus welchem Teil der belgischen Literatur lernen wir das belgische Volk am deutlichsten kennen?

Die französisch schreibenden Belgier sind am bekanntesten bei uns, und der prachtvolle „Ulenspiegel“ von De Coster, auf den die größten deutschen Dichtungen, der „Faust“, der „Wallenstein“, bestimmend eingewirkt haben, ist uns fest ans Herz gewachsen. Aber schon bei diesem Meisterwerk spürt man an manchen Stellen, daß kein Künstler, kein Angehöriger eines Volksstammes ungestraft in einer eingeführten, selbst einer schon vor hundert Jahren eingeführten Sprache dichtet. Denn die Sprache führt, wie alles Organische und alles Lebende, ihre Gesetze, ihre Tyrannei mit sich. Sie eröffnet dem Schriftsteller vielleicht tausend Straßen, aber tausend andere verschließt sie ihm auch. Immerhin, bei De Coster hat die starke Heimatliebe, das Mitgefühl mit der Not, die sein Volk im 16. Jahrhundert durchlebt hatte, die größten Hemmnisse überwunden.

Ganz anders bei Maeterlinck, dem Jesuitenzögling, der trotz seiner germanischen Abstammung und seiner Geburt in Gent jede Verbindung mit seiner engeren Heimat bewußt zu lösen bestrebt war, der das belgische Französisch wie das belgische Flämisch gleichermaßen für minderwertig erklärte und keinen höheren Ehrgeiz hatte, als durch und durch Franzose, wenn möglich einer der vierzig Unsterblichen zu werden. Sein Schicksal bis zu dem großen Kriege war, daß ihn zu seinem Leidwesen die Pariser doch nicht für voll ansahen und die Deutschen dafür in die Gefahr kamen, ihn zu überschätzen. Wir wollen suchen, gerecht zu sein. Der mystische Pessimismus seiner frühesten Werke hatte wohl etwas Verführerisches für uns, weil er von fern an Novalis gemahnte; und der starken Stimmungskunst etwa von „L'Intruse“ oder der Anmut seines Bienenbuches wird sich nicht leicht einer entziehen. Aber irgendeine Seite belgischen Wesens kann er uns nicht zeigen oder deuten. Und ob uns nach dem Kriege die zarte, etwas blutlose Mystik seiner Märchenspiele oder das Ästhetentum seiner „Monna Vanna“ noch viel zu bieten hat, das möchte ich ebensowenig entscheiden, wie ich zu sagen wüßte, ob in seiner müden, resignierten Lebensauffassung, in seiner mit spätrömischer Moral durchsetzten Philoso-

phie irgend etwas Eigenes und Originelles zu finden ist.

Geradezu zum Verhängnis ist die Zwiespältigkeit Belgiens an Emile Verhaeren geworden, einem Künstler, der zu den größten seines Landes hätte gehören können und der seine wunderbare Begabung so heillos untergraben hat. Die feindlichen Äußerungen, die er gegen Deutschland getan hat, sollen uns nicht blind für sein Künstlertum machen. Das Leid macht ungerecht, und Verhaeren ist von jungen Tagen an ein von Schmerz gepeitschter Mann.

Er ist ein Flame und fühlt im Grund als Flame; es wäre unrecht, daran zu zweifeln. Aber er ist der Sprache seiner Väter zu seinem Unheil untreu geworden. Verhaeren erscheint mir von jeher als eine der tragischsten Gestalten der gegenwärtigen Zeit; ein innerlich Heimatloser, ein Entwurzelter ist er, in welchen Beziehungen man ihn auch erblickt. Den Franzosen, denen er Liebenswürdigkeiten ohne Gegendank gesagt hat, ist er unverständlich in seinem beinahe niederdeutsch trotzigen Ringen nach einer Weltanschauung, die Belgier, selbst die franzosenfreundlichsten, haben ihm wegen der Verleugnung der alten Landessprache bittre Wahrheiten gesagt, und der Mehrzahl der Deutschen bleibt er innerlich fern wegen seiner romanischen Formbestrebungen. Durch sein ererbtes Blut ist er ein Germane, seine Sympathie aber drängt ihn ins Halbparisertum hinein. Sein Prophetenwort gehört der menschenfressenden Gewalt der Großstädte, aber seine verschwiegene Liebe den Dörfern des verarmenden Landes. Er hatte die Anlage, sich Schulter an Schulter neben Constantin Meunier zu stellen, dessen Arbeitergestalten demütig-schlichte Pflichterfüller und zugleich Herrscher über die Elemente sind, Heldengestalten, Diener und Überwinder zugleich. Zu diesem neuen Pathos des vierten Standes zieht Verhaeren offenbar eine tiefe Seelenverwandtschaft. Mit gleicher Kraft wie der große Bildner hätte er uns so gern sein Vaterland geschildert, mit der Treue des Sohnes und mit der Kraft alter flämischer Maler, Giebel für Giebel, die Mühlen und Schiffe, die Äcker und Gärten. Unermüdlich hat er es versucht, in seinen Villes à pignons, seiner Guirlande des dunes und wie die Gedichtreihen alle heißen. Aber es ist ihm nicht gelungen, uns ein wahres Bild belgischen Landes und Wesens zu geben. Schon durch seine innere Anlage ist Verhaeren dazu außerstande. Er sieht die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern dichtet stets seinen Enthusiasmus, seine unaufhörlichen Ekstasen in sie hinein. Er vermag keine Anschauung, kein Gefühl in seiner natürlichen und wahren Größe zu lassen, wie es Homer, Jesus, Shakespeare, Cervantes, Molière, Goethe, Dostojewski konnten, sondern er ist durch inneren Zwang genötigt, alles ins Überlebensgroße zu steigern, wie es die Art von Klopstock, von Victor Hugo und allen Pathetikern war. Er instrumentiert zu stark, wie es die meisten heutigen Tonkünstler tun, die den kleinen bürgerlichen Zwist mit dem Farbenaufwand für einen Weltuntergang schildern. Und unglücklicherweise hat nun Verhaeren bei seinem Streben nach altflämischer Bildfülle gerade die Sprache gewählt, die wohl an Beweglichkeit und Anmut ihresgleichen sucht, nur eben bei dem Ausdruck schlichter Bildlichkeit versagt. Indem er für die Schilderung flämischen Volkstums die französische Sprache verwendet, dringt mit der Wortbedeutung, den Reimen und Rhythmen assoziativ eine Masse französi-

schen Esprits, französischer Ideenverbindungen, französischer Rhetorik herein und fälscht das Bild so sehr, wie wenn ein deutsch empfindender Mensch auf böhmischem Grund in tschechischer Sprache dichten wollte.

Und dieser gleiche innere Widerspruch begegnet uns bei vielen belgischen Romanschriftstellern, die in französischer Sprache schreiben. Georges Rodenbach z. B., der vielgepriesene Verfasser von „Bruges la morte", und viele seinesgleichen schildern zwar die alten Straßen und Bauten von Brügge, Gent oder Antwerpen mit großer Treue. Aber die Menschen, die dort auftreten, und ihr Schicksal könnten ebensogut in Nantes oder Lyon zu finden sein. Es liegt den Verfassern dieser Halbpariser Romane offenbar wenig daran, Leute mit den unterscheidenden Kennzeichen nordbelgischen Volkstums zu schildern. Sie vertragen nicht mehr die derberen, kräftigeren Züge der alten Flamen, sondern brauchen internationale, zarte, blasse Farben und eine sehr ruhige, leise Sprache. Das breite lärmende Lachen lassen sie nur noch auf Bildern von Rubens und Jordaens gelten, wo man es nur sieht, nicht hört; bei ihnen selbst aber ist es einem stillen, wehmütigen Lächeln gewichen. Erst in den jüngsten Jahren hat der Ausdruck nationaler Eigenart auch in belgischen Dichtungen französischer Sprache zugenommen und sich von der Pariser Vorherrschaft frei zu machen gesucht. Im ganzen aber können wir aus dieser Literatur noch kein treues Abbild eines selbstbewußten Volkes gewinnen. Nur wo das Leben der höheren Gesellschaftskreise oder aber das kleinbürgerliche Treiben der Landeshauptstadt Brüssel geschildert wird, da hören wir zuverlässig realistische Töne. Und ich bin unbefangen genug, auch Léopold Courouble zu danken, daß er uns die köstlichen Erlebnisse der Familie Kaekebroeck erzählt hat, die man nicht immer nur neben Stindes „Familie Buchholz", sondern neben die Leistungen von angesehenen Humoristen, etwa von Charles Dickens, stellen sollte.

Durchgängig handelt es sich bei den Schriftstellern Belgiens um ein Entweder-Oder, ob sie sich als französische, wallonische oder flämische Künstler bekennen wollen. Es gab dort wohl nur einen einzigen universelleren Dichter, Camille Lemonnier (1844—1913), der sprachlich zwar bei seinem Französisch blieb, aber sich für seine Romane und Idyllen die Orte der Handlung in allen Teilen Belgiens suchte und fest an die „belgische Seele" glaubte, wie er es 1905 in seiner „Vie belge" ausgesprochen hat. Er war Wallone von Geburt, aber sein schöner „Petit Homme de Dieu", der einen ernsten Konflikt des Christusdarstellers beim Ommegang in Veurne behandelt, hat bewiesen, daß dieser äußerst fruchtbare Schriftsteller doch auch Verständnis für flämisches Wesen hatte. Es klingt besonders in seine früheren Werke viel treue Erinnerung hinein. Aber er hat sie später bewußt ausgerottet zugunsten gallischer Kulturelemente. Als er nacheinander alle neuesten literarischen Moden durchprobierte und keine Fähigkeit bewies, eine feste Eigenart auszubilden, endete er im Gefolge der tonangebenden Pariser Romandichter. Und da hat er sich denn auch ausdrücklich für einen Gallier mit etwas italienischer Blutbeimischung erklärt und die Charakterzüge und Motive, die ihm seine engere Heimat beschert hatte, nur als ferne atavistische Erinnerungen gelten lassen wollen. Er ist der erwartete Darsteller wallonischen Wesens nicht geworden. Diesen

Rang hat ihm Maurice des Ombiaux abgelaufen, meines Wissens der Einzige von Ruf, der sich auf das Gebiet „Entre Sambre et Meuse" beschränkt und uns Menschen jener Gegend, auch aus älteren Zeiten, zum Teil sehr ergötzlich geschildert hat.

So ist denn auch in dem wallonischen Teil Belgiens die Ausbeute nicht besonders reich; und wir müssen uns schon zu dem Teil des Volkes wenden, der seit alter Zeit der kunstbegabteste war, zu den Flamen, um hier nun freilich tiefe Blicke in das Seelenleben der Bewohner Nordbelgiens zu tun. Allerdings begeben wir uns damit auf ein den Deutschen merkwürdig unbekanntes Gebiet. Flämische Literatur ist bei uns fast gar nicht zu finden. Die größten Leihbibliotheken, die es, soviel ich weiß, bis zur Anschaffung von Literaturwerken aus neun Sprachen bringen, schließen das Niederländische, d. h. sowohl das Holländische wie das Flämische, wegen Mangels an Nachfrage aus. Aber wir brauchen nicht zu erröten. Denn auch in Belgien selbst ist das Interesse an dem flämischen Teil der Literatur und die Zahl der Leser sehr gering. Es ist eine immer wiederholte Klage, daß flämische Bücher — ob aus wirklicher Anteilnahme und Verständnis, ob aus Snobismus, bleibe dahingestellt — in Holland mehr gekauft werden als in Belgien selbst. Das Bild, das der Buchhandel in mittleren und selbst in größeren Städten Belgiens bietet, ist erschreckend. Daher verlegen denn auch viele flämische Schriftsteller ihre Werke lieber in Amsterdam und anderen holländischen Orten als in der Heimat. Nur in Antwerpen regt sich jetzt auch der flämische Verlag.

Und doch, wenn sie auch nicht viel gelesen wird, ist es eine große, stolze, schöne Literatur von bedeutendem künstlerischen Wert, die uns auch viel Aufschluß über den Charakter jenes Landes und seiner Bewohner gibt.

Natürlich müssen wir uns als Nichtflamen unser eigenes Urteil vorbehalten, das nicht immer mit dem der Flamen übereinstimmt. Jede Nationalliteratur hat ja ihre doppelte Bewertung, je nachdem ob man fragt, was sie für ihr Volk und ihre Zeit oder was sie für die Menschheit und alle Zeiten bedeutet. Es ist begreiflich, daß die Flamen am höchsten die Werke schätzen, in denen ihr Wesen am vorteilhaftesten, ihre Geschichte am ruhmreichsten erscheint. Ja, es kommt vor, daß einzelne Städte in dem Gesamtwerk eines Dichters das am meisten preisen, was wiederum zum Ruhm ihrer Stadt beiträgt. Von Conscience z. B. stellt man in Brügge den „Leeuw van Vlaanderen", in Gent den „Jakob van Artevelde" am höchsten. Das hat in der Geschichte der ganzen flämischen Bewegung seinen Grund.

Die Sprache, in der die jungflämische Literatur abgefaßt ist, und die man in Belgien als Vlaamsch und bei nicht allzu wesentlichen Abweichungen in Holland als Hollandsch, gemeinsam besser als Nederlandsch bezeichnet, ist die durch zahlreiche Kongresse geregelte Schriftsprache des holländischen Volkes und des niederdeutsch sprechenden Teiles der belgischen Bevölkerung, eine Literatursprache, in der sich die höchstgebildeten Flamen auch mündlich unterhalten. Nach ihrer wirklich für den Tagesgebrauch angewandten Sprache aber zerfällt der sogenannte flämische Teil der Bevölkerung in eine ganze Reihe von Dialekt redenden Gruppen, Seeländer, West- und Ostflamen, Nord-, Süd- und Ostbrabanter und Limburger, die sich ge-

genseitig gar nicht verstehen, besonders wenn sie aus Landesteilen stammen, die längere Zeit politisch voneinander getrennt waren. Schon Conscience rechnet in seinen Erzählungen mit diesen Verhältnissen. Im „Loteling" z. B. kommt Trien, ein Bauernmädchen aus dem Kemperlande, also aus der nordöstlichen Heidegegend, nach Venlo, um dort in der Garnison ihren erblindeten Jugendfreund bei den Soldaten aufzusuchen. Sie bringt ihr Anliegen bei der Schildwacht vor; der Soldat weiß nur zu sagen: „Ik kan niet verstaan." Ein Korporal tritt hinzu. Auch er wird mit dem Mädchen nicht fertig und ruft nun aus dem Wachthaus einen Burschen heraus, der sich in Brabanter Mundart mit ihr unterhält. Es ist in Belgien die Verschiedenheit der Dialekte so groß, daß, wenn ein Mann aus der Gegend von Lier und einer aus dem Umkreis von Kortrijk sich begegnen und nicht zufällig flämisches Schriftdeutsch reden, sie nach kurzer Zeit schon zum Französisch übergehen müssen. Das ist ja auch die einzige Entschuldigung die die Flamen für das Aufgeben ihrer Heimatsprache geltend machen können; und es ist zugleich der Grund, weshalb sich, wenn eine flämische Literatur entstehen sollte, hier wie überall über den Mundarten eine Schriftsprache bilden mußte.

Diese Schriftsprache, das Niederländische, hatte nun aber ihrerseits in den Südniederlanden Jahrhunderte hindurch nur den Rang eines Dialekts innegehabt, bis endlich seit 1815, also seit der Vereinigung beider Niederlande zu einem Reich, planmäßig die Pflege der gemeinsamen Sprache begann. Aber die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Willenlos und ohne Selbstbewußtsein ließen sich die Flamen die Wiederauflösung des großniederländischen Reiches gefallen. Als 1830 das selbständige Königreich Belgien gegründet wurde, kam es zwar nicht, wie Frankreich gewünscht hatte, unter einen französischen Herrscher, sondern unter den von England begönnerten Koburger. Aber innerlich war Frankreich doch Sieger geblieben. Sein Einfluß blieb groß und dauernd. Mit der verführerischen Lässigkeit, Anmut und Eleganz nicht seiner Kultur, sondern seiner Kultiviertheit hat es, wie in vielen anderen Ländern, so auch in Belgien, die nachhaltigste Eroberung gemacht. Auch wenn theoretisch das Flämische mit dem Französischen gleichberechtigt war und nach und nach sich sogar als Parlamentssprache und in flämischen Städten als Regierungssprache durchsetzte, blieb das Französische doch die vornehmere Sprache, die Sprache des Hofes, der höheren Gesellschaft, der großen Politik. Kein französisch Sprechender wurde gezwungen Flämisch zu lernen, wohl aber mußte jeder Flame, wenn er vorwärts wollte, Französisch können. Die flämisch redenden Gebietsteile, obwohl sie zahlreicher bevölkert und steuerkräftiger waren, sahen sich in allen Verkehrs- und Wohlfahrtseinrichtungen zurückgesetzt; die gesamte Statistik ist eine ungeheure Anklage gegen die Parteilichkeit der Regierung.

Da halfen schon unter dem großniederländischen Reich und emsiger noch nach 1830 kleine Kreise von Vaterlandsfreunden sich selbst, gerade als die Sache des Flämischen am hoffnungslosesten aussah. Unter Führung von Jan-Frans Willems entstand jene „flämische Bewegung", die sich zum Ziel setzte, das tief gesunkene, träg und unberühmt gewordene flämische Volk wieder zu heben. Es war das zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts

ein beinahe unmögliches Unternehmen, und eine ungeheure Überzeugung und Willenskraft gehörte dazu, dennoch den Versuch zu wagen. Die flämische Sprache, die so oft lächerlich gemacht worden war und die man sogar im eigenen Lande gegen Mißachtung verteidigen mußte, war den französisch Sprechenden seit 1830 noch obendrein eine unerfreuliche Erinnerung an die kurze politische Verbindung mit Holland. Aber in jahrzehntelangem Ringen setzte die Kämpferschar sich durch. Sie gewann Boden durch Gründung von Zeitschriften, durch Bildung von Gesellschaften, durch Kongresse, durch Erneuerung älterer Schriftwerke und Anregung zu neuem dichterischen Schaffen. Auch deutsche Freunde, wie Mone und Hoffmann von Fallersleben, halfen durch Zustimmung, Rat und Tat. Aber eben: da alles vom Sprachinteresse ausging und Philologen die ersten Helfer waren, und da in den Kreisen dieser flämischen Volksfreunde weniger Männer der Tat und der geschäftlichen Wirksamkeit, als Künstler und Schriftsteller zu finden waren, so ist es gekommen, daß die flämische Bewegung, obwohl sie nach und nach viele Programmpunkte politischer und sozialpolitischer Art aufnahm, doch zum guten Teil eine literarisch-ästhetische Bewegung geblieben ist und hie und da ein wenig an die alten Sprachgesellschaften früherer Zeit erinnert. Anfangs war Gent das Haupt, mehr und mehr wuchs sich Antwerpen zum Vorort aus. Doch schuf sich Gent um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die von Julius Vuylsteke gegründete Vereinigung „'t Zal wel gaan" (dieser Leitspruch ist die flämische Übersetzung des Ça ira) einen Ersatz.

Wir können es verstehen, daß die Flamen stolz sind auf die Frühzeit der Bewegung, wenn uns auch der endlose Orthographiestreit und die Auseinandersetzung über das Verhältnis des Flämischen zum Holländischen wenig bedeuten. Wir fragen lieber nach den dichterischen Leistungen, die aus der neuen Anregung hervorgegangen sind, und nach dem Gewinn, den die Welt von ihnen gehabt hat.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sah es aus, als ob die künstlerische Begabung, die den Flamen zu allen Zeiten im Blut gelegen hatte, ganz geschwunden sei. Die flämische Literatur hatte in einem zwei Jahrhunderte langen Schlaf sich gar nicht mehr fortentwickelt. Sie stand zur Napoleonischen Zeit etwa auf demselben Fleck wie am Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Über das ganze flämische Land waren zwar die Kamers van rhetorica, die meistersingerisch-dilettantischen Rederijkerkammern verbreitet. Aber was bedeutete das? Ungebildete oder künstlerisch halbgebildete Leute saßen da, die nun immer dieselbe bombastische, allegorisierende, steife Dichtkunst von einer Generation zur anderen weiter lehrten und sie auch selbst vortrugen oder aufführten. Sie verliehen eine Menge Lorbeer, Preismünzen und Ehrenzeichen und beherrschten wahrhaft niederdrückend das dürftige literarische Leben.

Da ist nun nicht zu leugnen, daß durch Willems und die Seinen ein frischer Zug in die Schriftstellerwelt kam. Aber Meisterwerke, von denen auch andere Völker hätten Kenntnis nehmen müssen, waren nicht plötzlich aus dem Boden zu stampfen. Es war bei diesen ersten flämischen Dichtern der Neuzeit ähnlich wie in Deutschland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: sie hielten das Versemachen an sich schon für verdienstlich und suchten da-

her oft durch eine gewisse Fülle, durch die Masse zu wirken. Auch wiederholten sie sich unermüdlich in ihren Rückblicken auf die große Zeit Flanderns. Ein leidiger moralisch-pädagogischer philisterhafter Zug drängte sich oft störend vor und ist zum Unheil bei vielen Verleihungen von Staatspreisen bis in die neueste Zeit entscheidend geblieben.

So ist, wenn man nach dem ästhetischen Wert fragt, während der ersten beiden Drittel des Jahrhunderts die Ausbeute an flämischen Dichtungen gering. Doch werden den historisch geschulten Leser manche Gedichte von Theodoor Van Rijswijk, wird die rauhe Ehrlichkeit mancher Erzählungen von P. F. Van Kerkhoven und werden vor allem ausgewählte Werke von Hendrik Conscience auch in Zukunft noch fesseln. Aber selbst bei diesem letzten, dem Stolz der Flamen, schmilzt die Anhängerschaft doch schon erheblich zusammen.

Conscience, der Sohn eines derben französischen Matrosen, ist durch Anpassung Flame durch und durch geworden und zeigt alle Eigenschaften dieses Volkes. Den Flamen ist die Art künstlerischer Begabung eigen, die die Psychologie als visuelle Begabung bezeichnet; es ist ihnen allen eine Fähigkeit zum Beobachten und zur Wiedergabe des Beobachteten angeboren. Diese Anlage hat auch Hendrik Conscience. Wo er sie, wie in seinem berühmten historischen Roman „De Leeuw van Vlaanderen", begeisterungsvoll in den Dienst eines großen gegebenen Stoffes stellt, entsteht eine Dichtung, die ihren Rang etwa zwischen Scotts „Ivanhoe" und Wilibald Alexis' „Roland von Berlin" in hohen Ehren behauptet. Und so ist auch in seinen Gegenwartserzählungen die Darstellung alles Zuständlichen, alles Sichtbaren, des Treibens in den Straßen der Stadt, in den Läden, den Kasernen, den Bauernhäusern von großer Treue und Anschaulichkeit; besonders gelingen ihm Landschaftsschilderungen, die selbst Alexander von Humboldt sehr bewundert hat. Aber was dieser Dichter hinzuerfindet, die eigentliche Handlung, entbehrt aller psychologischen Glaubhaftigkeit und Tiefe. Fast immer wird eine Gruppe von unsagbar guten Menschen in das äußerste Elend gebracht, um dann durch einen edlen Helfer oder irgendwelche Zufälle plötzlich gerettet und für alle Zeit geborgen zu werden. Die Sprache und Gebärde dieser stilisierten und verschönten Armen, das unaufhörliche Danken und Beten, Händeküssen und Knien, selbst bei den Bauern, ist schlechteste Theatralik aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Man darf diese Erzählungen ja nicht neben die von Dickens, sondern oft nur neben die von Gustav Nieritz stellen. Es ist, als ob eine freundliche alte Tante ohne tiefere Welt- und Seelenkenntnis ihre harmlosen artigen Geschichten erzählte. Ein echtes Bild flämischer Gefühls- und Denkart gewinnen wir nicht aus dieser empfindsamen Verherrlichung der Notleidenden: nur die Umgebung, in der sie leben, ist ausgezeichnet beobachtet. Es ist eine Art der dichterischen Darstellung, die in den Fünfzigerjahren ihr malerisches Gegenstück in den Gemälden des älteren De Brakeleer, seinen liebenswürdig aufgebauten Antwerpener Szenen, findet, und in der Art, wie man für die Tierbilder jener Tage das liebe Vieh erst säuberte und gleichsam gesellschaftsfähig machte, ehe man es malte.

Im ganzen darf man wohl, ohne das Nachbarvolk zu kränken, sagen, daß

die Flamen in dem ersten halben Jahrhundert ihrer wiedererwachten Literatur zu genügsam waren. Gemessen an den früheren Zuständen, kennzeichneten die Dichtungen bis in die Sechzigerjahre hinein gewiß einen großen Fortschritt. Aber Menschen von weiterem Blick konnten sich bei ihnen nicht zufrieden geben. Wollte die flämische Literatur mit anderen europäischen Literaturen den Wettstreit aufnehmen, so mußte sie an sich selbst höhere Ansprüche stellen.

Hier haben denn angesehene Kritiker die Leuchte vorangetragen. C. J. Hansen ist zu nennen, ein Holländer von dänischer Abkunft, der aber in Antwerpen aufwuchs. Als Kenner der meisten Nordseeländer ist er vielleicht zum erstenmal für eine große Kultur- und Literaturgemeinschaft der niederländischen und niederdeutschen Stämme eingetreten und hätte gewiß gern auch Dänemark mit einbezogen. Ein seltsamer, etwas gestaltloser Traum! Noch wichtiger aber, weil er sich mehr an das unmittelbar Erreichbare hielt, war Max Rooses mit seiner ausgebreiteten kritischen Tätigkeit. In ihm hat der alte Kunstsinn des Flamentums wieder seine Höhe erreicht. Wie er rückwärts gewandt vor der Welt Zeugnis ablegte von der Größe früherer flämischer Bild- und Dichtkunst, so hat er auch in die Zukunft geschaut und sich nicht über jeden kleinen Erfolg der Gegenwart gefreut, sondern gerade auf das noch Unzulängliche hingewiesen. Sein Ehrgeiz war, seinem Lande durch aufrüttelnde Kritik nicht etwa zu einer bescheidenen Volks- und Provinzialkunst, sondern zu einer Kunst von europäischer Bedeutung zu verhelfen.

So sind zuerst liebenswürdige Werke einer Übergangskunst entstanden. Tony Bergmann (1835—74), der Enkel eines Deutschen, ist uns besonders leicht verständlich, weil er etwas von deutschem Gemüt in seine fein beobachteten Bilder und Skizzen hat einfließen lassen. Er ist den Flamen, die sehr an ihm hangen, etwa das, was uns Theodor Storm ist. Und so ist denn auch sein „Ernest Staes" seit Jahren bei uns durch Reclams Universalbibliothek und jüngst auch durch den Insel-Verlag verbreitet. Erinnerungspoesie ist es, die den Flamen noch gar von der Frühzeit der flämischen Bewegung erzählt. Seitdem (wenige Tage vor dem Tode des Dichters) dies Buch ans Licht getreten war, hat sich die ganze Unterhaltungsliteratur in flämischer Sprache wesentlich gehoben; auch begabte Frauen, wie die Schwestern Loveling und die früh verstorbene Hilda Ram (Mathilde Ramboux), die Textdichterin Edgar Tinels, haben sich auf diesem Boden hervorgetan. Man spürt es ordentlich, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Beobachtung freier, die Seelenkunde tiefer, die Sprache farbiger wird.

Auch die Lyrik hat solche Übergangserscheinungen aufzuweisen. Viel genannt wurde bei uns während des Krieges Emanuel Hiel, der freundliche Sänger, der 1870 uns den „Gruß an die deutschen Brüder" über den Rhein sandte, sonst aber meist Töne anschlägt, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert bei dem schwedischen Dichter Bellman, im neunzehnten bei Otto Julius Bierbaum hören. Müssen wir auch zugeben, daß sich viel Spreu unter dem Weizen seiner Gedichte findet, was bei solcher Fruchtbarkeit nicht zu verwundern ist, so dankt ihm seine Muttersprache doch, daß sie klangschöner und beweglicher geworden ist. Denn als Vortragsmeister am Brüsseler Konservatorium war Hiel aufs innigste mit den ersten Komponisten sei-

nes Landes, mit Gevaert, Bénoit und andern verbunden. Die große Begabung der Flamen für Musik — nehmen sie doch auch Beethoven als einen der Ihren in Anspruch — tönt durch alle Lieder Hiels hindurch; und so hat denn auch er als der erste es durchgesetzt, daß große Kantaten und Oratorien auf flämische Texte komponiert und aufgeführt wurden.

Aber die Höhe der bisherigen Leistungsfähigkeit war doch erst erreicht, als die neueren flämischen Dichter jeden falschen Wetteifer mit anderen Völkern, jedes Verlangen nach schnellem Erfolg und billiger Gunst, jedes Zugeständnis an Tagesmoden beiseite schoben, als sie sich ganz auf sich selbst besannen und nun mit größter innerer Sammlung nur ihre angeborene Begabung sich ausbilden ließen und aus ihr einen bewußten Stil entwickelten, durch den sie sich von den Künstlern jedes anderen Volkes unterschieden. In diesem Unabhängigkeitsbedürfnis spricht sich flämischer Geist aus, und die Flamen wissen, daß ihnen die französisch redenden Dichter Belgiens diese stolze Vereinsamung nicht nachmachen können. Hier liegt die Enge und die Größe ihres Könnens. Seitdem diese flämischen Dichter erkannt haben, wo die Wurzeln ihrer Kraft zu suchen sind, leben sie inniger und tiefer mit der Natur und mit den Menschen, die sie schildern. Wie sie selbst ein stärkeres Lebensgefühl haben, so spüren sie es auch bei andern heraus; sie haben — ich denke dabei an G. Vermeersch — die Wiedergabe des Beobachteten manchmal bis zu einer schonungslosen, anklagenden Naturtreue gesteigert, haben aber auch in der Gefühlszergliederung ihre Vorläufer um weite Strecken überholt.

Man darf auf die gleichlaufende Entwicklung der belgischen Malerei hinweisen, in der lange Zeit eine unruhige Vielseitigkeit, ein Tasten nach Ausdrucksmöglichkeiten herrschte, bis am Ende des neunzehnten und am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sich mehr und mehr das Bemühen hervorkehrte, Land und Leute, Land- oder Stadtbild und Staffage in Beziehung zueinander zu setzen, besonders die Art der Menschen fühlbar aus der Art des Landes abzuleiten. Freilich treffen wir in den Gemälden wie in der Dichtung nur ganz selten noch auf die Lustigkeit Altflanderns; die Bilder sind meist ernst wie die Zeit und zeugen von Leid und Elend der Bewohner. Wir sehen die Armut in ihrer ergreifenden Häßlichkeit, die gedrückten Menschen mit den gesenkten oder zwischen die Schultern gezogenen Köpfen, die hoffnungslos ergebene wie die aufrührerische Arbeiterschaft, Léon Frédérics jammervolle Kreideverkäufer, die Auswanderer, Holzhacker und Weber, die Trunkenbolde und Landstreicher, die Klöpplerinnen und Melkerinnen. Aber immer liegt im Hintergrund das weite Land oder die dürftige Kate, die unwirtliche Landstraße oder der Kanal, die alles beherrschende Fabrik, das Meer der Hausdächer oder der kleine Straßenwinkel, aus denen das Schicksal dieser Menschen hervorgewachsen ist. An den Gestalten und Physiognomien ist nichts geschmeichelt oder geschmückt; sie geben sich, wie sie sind, und scheinen zu sprechen: Gefallen wir euch nicht, so geht weiter. Und doch umgibt ein Hauch von Schönheit auch die Darstellung dieser Ärmsten: die Sonne, die funkelnde Luft des Landes umspielt die Menschen, wie das Mitleid des Künstlers, der sein Leben darangesetzt hat, diese Verstoßenen unter seinen

Landsleuten zu malen. Dies Ganze aber, die Menschen mitsamt der Umgebung, mitsamt Luft und Licht, die in allen erdenklichen Techniken wiedergegeben werden, erhebt diese Bilder erst zu Monumenten.

Aus dieser vertieften Liebe für Flandern, die sich meist auch mit einem vertieften Naturgefühl paart, sind die jugendlich kräftigen Rhythmen des leider so früh verstorbenen, von deutscher Kunst durchdrungenen Albrecht Rodenbach hervorgegangen, die blumenzarten und die männlich ernsten Verse von Rafael Verhulst, die strafenden Töne René De Clercqs, der sein Land züchtigt, weil er es liebt, und die Gedichte des Wortkünstlers Karel van de Woestijne, der nach ernster, herber Jugend sein jubelnd ausgekostetes Glück besungen hat. Ich habe schon seit Jahren aus der Ferne, aber mehr noch bei zweimaligem Besuch Belgiens während des Krieges den Eindruck gewonnen, daß trotz der Gleichgültigkeit der Leserwelt unter den Dichtern flämischer Zunge ein starkes künstlerisches Ringen herrscht, wie wir es nur in Blütezeiten der Dichtkunst gewahren, und daß neidlos der eine den andern zu fördern sucht. Vor allem sind sie darin eines Sinnes, daß sie in Guido Gezelle und Stijn Streuvels unbedingt ihre Meister sehen. Und doch sondern gerade diese beiden großen Künstler sich durch die sprachliche Form ihrer Werke erheblich von den übrigen Flamen ab. Denn beide verwenden nicht die niederländische Schriftsprache, um deren Einigung so lange und so heiß gekämpft worden war; sondern Gezelle, der seinen Gedichten, um ihre Verbreitung zu erleichtern, sogar ein Wörterbuch hat anfügen müssen, schreibt westflämisch, Stijn Streuvels südostflämisch, freilich mit mancherlei Anleihen aus anderen Dialekten und aus der Buchsprache.

Als den Vater der jungflämischen Dichtkunst verehrt man Guido Gezelle. Wie leicht hätte dieser gelehrte Priester, der fünfzehn Sprachen beherrschte, der die Literatur aller Kulturländer durchforschte und sie seinen Schülern im Unterricht nahe brachte, wie leicht hätte er in die Gefahr so mancher andrer Belgier geraten können, in Wetteifer mit antiken oder französischen oder deutschen Dichtern zu treten, sie vielleicht gar nachzuahmen. Nichts von alledem bei ihm. Er ist in seinem Empfinden, in der Begrenzung seiner dichterischen Motive, wie in seiner Ausdrucksweise, seiner Sprache, sich und seinem Lande durchaus treu geblieben. Bei aller Anerkennung andrer Völker, die er freilich nur aus Büchern, hauptsächlich aus ihren Dichtungen kannte, hat er sich stets als Flamen bekannt. Und sein Volk hat ihm seine Treue, wenn auch erst spät, gedankt. Als die neue Antwerpener Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws“ im Jahre 1915 ihren Lesern durch mehrere Monate hin in langer Reihenfolge die schönsten neueren Gedichte flämischer Zunge vorlegte und sie abstimmen ließ, wer die besten Dichter seien, hat mit unbedingter Sicherheit das Volksurteil Guido Gezelle als den größten und geliebtesten flämischen Dichter der letzten Jahrzehnte bezeichnet. Und es klingen uns auch wirklich die besten Eigenschaften dieses Volksstammes aus seiner Poesie entgegen.

Zweimal hat Gezelle seinen Landsleuten große künstlerische Ernten dargebracht: in den Jahren 1858—62, also um sein dreißigstes Jahr herum, hat er vier Bände Gedichte herausgegeben; und im Jahre 1893 hat der Dreiundsechzigjährige, 1897 der Siebenundsech-

zigjährige seine letzten Bände veröffentlicht. Dazwischen liegt ein Leben voll Arbeit, voll geistlicher Berufstätigkeit und gelehrter Forschung, das aber zugleich eine dreißigjährige Zeit fast völligen künstlerischen Schweigens war. Welchem Zwang er hat nachgeben müssen, als er verstummte, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß er gelitten hat unter dieser harten Nötigung.

Mijn hert ... mijn hert is krank, en broos,
en onstandvastig in't verblijden,

hat er selbst gesagt. Vierzig Jahre hindurch hat bis auf kleine Kreise von Freunden kaum einer von den Zeitgenossen gewußt, daß unter ihnen der größte Dichter Flanderns lebe.

Man wird sich schwer entscheiden können, welcher Teil von Gezelles Schaffen der wertvollere sei, die lebhaften Lieder seiner jauchzenden und klagenden Jugend, oder die späten Gedichte, die die harmonische Ruhe des Alters, die reife Künstlerschaft, das tiefe gütevolle Verstehen aussprechen.

In einer kindlichen Frömmigkeit ruht sein ganzes Leben und Schaffen, jedes kleinere oder größere Erlebnis hängt bei ihm letzten Endes mit dieser Gotteskindschaft zusammen. Mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen naht er den heiligen Personen, biegt er das Rosenwunder der heiligen Elisabeth lieblich um, oder singt er dem Jesuskind das zarteste Wiegenlied, das wohl jemals erklungen ist. Er ist seinem Schöpfer für jede Gabe innig dankbar, am tiefsten aber für die Künstlerschaft, die ihm verliehen ist und die er selbstbewußt und doch ohne Überhebung übt. Wie Annette von Droste fühlt er sich als einen Künstler von Gottes Gnaden. Und mit Künstleraugen sieht er nun sein schönes Vaterland an, fängt alle Schönheit wie ein reiner Spiegel auf und lauscht auf alle Stimmen, die Stimmen der Natur, die Stimmen der Menschen, die Sprachen, besonders die Rede seiner engeren Landsleute, nicht mit dem Ohr, sondern mit der Seele. Er ist nicht wie so viele neuere Lyriker stets mit sich selbst beschäftigt und trägt nicht etwa ein Interesse, das er schon fertig mitgebracht hat, in alles, was er sieht und erlebt, hinein; sondern er läßt die Dinge sich selbst entwickeln. Die Stimmung, die sie erwecken, steigt dann ohne Zwang herauf, und er ist nur ihr Verkünder. Daher ist in all seinem Mitleid für die Ärmsten auf Erden, für die Bedrängten, für die Kleinen nie etwas Sentimentales oder Pathetisches. Er geleitet die Islandfahrer im Geist segnend auf ihre Reise, er erlebt die Angst der Frauen im Dorfe während des Sturms auf See; er, der Priester, der selbst keine Familie begründen darf, ist doch ein Freund der Kinder und sucht in der Erinnerung gern sein Elternpaar auf. Aber nie wird das weichlich ausgesprochen, nur innig und milde lächelnd und mit Humor. In Guido Gezelles Dichtung findet sich nichts von rätselvollen, seltsamen Seelenzuständen, die nun zerfasert werden, nichts von ungewöhnlichen, gequälten Menschennaturen, nichts von Grübelei oder unergründlichem Tiefsinn; es herrscht eine Schlichtheit, die den moderneren, besonders den französisch redenden, städtischen Dichtern Belgiens meist langweilig erschienen ist und ihre Geringschätzung erweckt hat. Er verschmäht auch alle antike Maskerade und sagt, daß es in Flandern wohl Bäche gibt, aber keine Najaden, und daß auch hier Philomele singt, sie heißt aber Nachtigall.

Uns Deutsche kann manches an Gezelles Welt- und Naturbetrachtung altvertraut erscheinen, denn einiges ge-

mahnt an unsere spätmittelalterliche Mystik, manches gibt sich als ein neues „irdisches Vergnügen in Gott". Aber von aller älteren Lyrik, mit der sie sich gelegentlich im Gehalt berühren, sind diese Lieder des großen flämischen Dichters durch die unerhörte Formvollendung geschieden, durch eine Sprachkunst, die in der flämischen Literatur ihresgleichen nicht hat. Das sind nicht Virtuosenkünste, wie sie nach Rückerts oder Platens Vorgang etwa Dautzenberg, van Droogenbroek und De Cort versucht haben. Das sind Werke einer sprachschöpferischen Kraft, die ihren Anstoß überhaupt nicht aus irgendwelchem literarischen Wetteifer geschöpft hat, sondern die aus tiefster rhythmischer und sprachlicher Sicherheit heraus, aus innerster Notwendigkeit unmittelbar mit dem Kunstwerk selbst geboren ist. Ein ungemeiner Reichtum der Formen, der Strophen ist diesem Dichter eigen. Den Klang der Trommel, das Stoßen des Windes, das Rollen der Wagen malt er durch den bloßen Rhythmus; Professor Verriest erzählt uns, daß für Gezelle dieser Rhythmus allein, abgesehen von allem Wortsinn, schon eine Schönheit war. Und ebenso ahmt Gezelle nicht durch beliebige Li-la-la-Silben, durch kindische Onomatopoeie, sondern durch die Mittel des Stabreims, durch den reinen Klang der Worte, durch Häufung von Adverbien das Getrippel der Meisen, das Zwitschern der Schwalben, den Flügelschlag der Tauben nach. Das Kunstvollste ist bei ihm ungekünstelt. Und seine Muttersprache, die man oft für plump gehalten hat, sie huscht von seinen Lippen federleicht und lustig hin. Er war sich aber auch bewußt, was diese Sprache ihm verdanke:

> De vlaamsche tale is wonderzoet,
> voor die heur geen geweld en doet.

Und neben diesen Künstler der Versdichtung stellt sich ebenbürtig als Künstler der Prosa sein Neffe Stijn Streuvels oder, wie er mit eigentlichem Namen heißt: Franz Peter Maria Lateur. Hugo Verriest hat ihn uns geschildert, den kräftigen, jungfrischen, genußfrohen Bäckermeister, wie er tagsüber sein Handwerk ausübt und des Abends an der Schelde wandert und die Schönheit der Welt mit leuchtenden Augen auffängt. Aber fast noch deutlicher erscheint er uns aus seinen prachtvollen Kriegstagebüchern, deren erstaunliche Sachlichkeit ihm viele seiner Landsleute nicht verzeihen können.

Streuvels hat nicht von Anfang an sein eignes Wesen zum Ausdruck bringen können. Seine ersten, düster gefärbten Werke sehen wie Nachahmungen russischer, schwedischer und norwegischer Bauernerzählungen aus. Und seine Anhängerschaft, die langsam wuchs, drohte etwa um 1905 schon wieder abzunehmen, weil er seine Dichtungen zu sehr auf einen Ton stimmte. Seitdem aber ist er vieltöniger geworden und hat mit der größeren Abwechslung der Stoffe auch erst den vollen Reichtum seiner Ausdrucksmittel gewonnen, in denen sich kein abgegriffenes Wort findet. Nicht jeder Leser findet sich in Streuvels' Art sofort hinein. Dieser Dichter, eine Kraftnatur durch und durch, die den energischen Kopf auf einem festen Nacken trägt, stellt sich den Menschen und Dingen gerade gegenüber, faßt alles scharf ins Auge und gibt nun mit klaren leuchtenden Farben, die an Rubens gemahnen, und in fester Zeichnung das, was er gesehen hat, wieder. Er grübelt nicht über die Menschen, die er schildert, zergliedert sie nicht, sondern stellt sie hin, wie sie sind, und läßt sie handeln, wie sie müssen. Er kennt sie durch und

durch, aber er gibt keine Erläuterungen zu ihrem Wesen. Am wohlsten fühlt er sich, wo er starke Sinneseindrücke und starke Regungen der Sinne, urwüchsige Leidenschaften, die sich rücksichtslos durchsetzen, darstellen darf; und auch die mächtigsten Kraftäußerungen der Elemente, der Sonne, des Sturmes, des Regens sind ihm lieb.

Es ist leicht nachzuweisen, daß viele Erzählungen dieses Dichters erstaunliche Mängel der Erfindung, große Unwahrscheinlichkeiten enthalten, daß sie bisweilen abbrechen, ohne die angeschlagenen Motive zu Ende zu führen. Aber eben von dieser Seite her wird man der Kunst Streuvels' gar nicht gerecht. Man muß sich gefügig von seiner gewaltigen Darstellungskunst in den Bann ziehen lassen und daneben die tiefen ethischen Absichten des Dichters spüren.

Betrachtet man z. B. eine seiner berühmtesten Erzählungen, den „Vlaschaard", so erkennt man, daß der bäurische Konflikt zwischen Vater und Sohn, der gar nicht einmal zum Austrag kommt, dem Künstler Nebensache ist. Die Handlung verläuft von der Frühjahrsbestellung bis zur Reife eines Flachsfeldes in den vier Abschnitten: Saatzeit, Jätezeit, Blütezeit, Erntezeit. Und hier nun, in der Wiedergabe des Zuständlichen, liegt zunächst die Stärke Stijn Streuvels'. Das Warten auf trocknes Frühlingswetter erleben wir mit, die Aussaat, die Jätearbeit mit ihren Bräuchen und Liedern, das Lesen der Bibelkapitel auf freiem Feld, die Bittprozession drei Tage lang an allen Feldern hin, die sommerliche Hitze mit den Hoffnungen auf den späteren Ertrag und die Flachsernte selbst mit ihren Tänzen, Liedern und Schmäusen. Um dieser Schilderungen willen, die das Beste flämischen Landlebens vorführen, ist die Erzählung da. Und darum war es künstlerisch richtig, die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf eine spannende Romanhandlung abzulenken, sondern einen typischen Vorgang zu wählen: der Zwist zwischen Vater und Sohn wird fast als das Naturgemäße angesehen.

Aber selbst die Schilderung dieser alljährlich wiederkehrenden bäuerlichen Arbeiten, in die das Schicksal der einen Familie eingebettet ist, erscheint noch nicht als das letzte, was der Dichter im Auge hat. Ihm ist es noch um etwas Höheres zu tun. Die treue Schilderung der landwirtschaftlichen Sorgen und Verrichtungen ist bei ihm mehr als bloßer Naturalismus. Wie der junge Bauer, ehe er das Ausstreuen der Flachssaat beginnt, erst zweimal das Kreuz über seiner Brust schlägt, so liegt auch über der ganzen Darstellung Stijn Streuvels' etwas von religiöser Weihe. Er weiß, wie tief sich der Landmann eins fühlt mit der Erde, die er bebaut, und wie sein Leben geteilt ist zwischen Arbeit für seinen Acker und Ausruhen, um wieder neu arbeiten zu können. Genau so fühlt der Dichter wieder mit dem Bauer. Er sieht in dessen Tun ein heiliges Werk. Die Bearbeitung der Erde, das urälteste und ewig nie veraltende Menschenwerk, ist ihm so groß und so ernst, daß er sich nicht genug tun kann, jede kleine Erwägung, die dafür nötig ist, mitzuerleben, jedes Hindernis, jeden Handgriff, jede Freude, die mit ihr verbunden ist, zu schildern. Nirgends wird hier der Landbau und der Landmann verschönt, nie ihm ein Gedanke oder ein Gefühl beigelegt, das ihm nicht wirklich eigen ist; aber gerade durch diese Treue wird das Ganze, das so gar nicht panegyrisch ist, innerlich doch

ein großer Lobgesang auf den Landbau aller Länder und Zeiten und wieder besonders den Landbau, wie ihn Flandern kennt. —

Man sieht, wieviel jeder außer dem hohen künstlerischen Genuß auch für das Verständnis von Land und Leuten aus den verschiedenen Gruppen der heutigen Dichtung Belgiens gewinnen kann. Und ich glaube, daß eine ausgebreitete Übersetzertätigkeit versuchen wird, uns vieles aus diesen Bereichen näherzubringen. Deshalb ist es wohl angebracht, auf die ungewöhnlichen Hemmnisse, mit denen hier die Verdeutschung zu kämpfen hat, einmal hinzuweisen.

Erfahrungsgemäß wachsen die Übersetzungsschwierigkeiten, je näher die beiden in Frage kommenden Sprachen miteinander verwandt sind; es ist leichter, aus dem Griechischen als aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche zu übertragen. Und so birgt für eine Übersetzung ins Deutsche auch das Flämische mehr verborgene Gefahren als etwa das Französische oder das Italienische. Ich habe hier nicht nur die Verse in flämischer Sprache, sondern auch die Prosa, diese sogar vornehmlich, im Auge. Es ist gewiß eine große Aufgabe, niederländische Verse ins Deutsche zu übertragen, besonders die von Guido Gezelle. Aber hier liegen die Schwierigkeiten gleichsam offen am Tage, und sie liegen alle auf gleicher Ebene. Trifft hier der übersetzende Künstler den dichterischen Stil im ganzen, so trifft er auch das einzelne.

Verborgener liegen die Hindernisse bei der Prosa; der Laie merkt sie kaum. Es wäre ein großer Fehler, flämische Prosadichtungen samt und sonders in einem hübschen glatten Schriftdeutsch wiederzugeben. Mehr als der Nordniederländer, der Holländer, hat der Flame das Gefühl, daß seine Schriftsprache sich durch eine Anzahl unterscheidender Merkmale, durch die Wahl einzelner Worte über die Umgangssprache erheben müsse. Schon im wissenschaftlichen Aufsatz, in der schmuckvollen Rede sondert sie sich ein wenig von der Alltagssprache ab. Wo sie aber künstlerischen Zwecken dienstbar wird, im Roman, in der Novelle, hat sie eine sechsfache Abstufung:

Die höchst erhobene Rede, die sich der gebundenen Poesie annähert, wendet alle Kunstmittel der großen Dichtgattungen an, besonders jene kühnen Komposita, die sogenannten Koppelwoorden, die schon im sechzehnten Jahrhundert und in der Barockzeit Ehrgeiz und Stolz niederländischer Dichter waren.

Die einfach berichtende, darstellende oder erzählende Prosa, die sich eine Stufe tiefer stellt, enthält bei den Flamen immer noch eine Reihe von erhobenen Worten, die man im Tagesgespräch nicht anwendet, wie wenn wir etwa „wandeln“ statt „gehen“ sagen; es würde ein Fehler sein, diesen Sprachklang in der Übersetzung zu verwischen.

Eine dritte Stufe erst würde die eigentliche Umgangssprache sein, die da angewandt wird, wo der Darsteller einen schlichten Realismus bewußt anstrebt.

Abermals eine Stufe tiefer begibt sich der Dichter, wenn er Menschen des Kleinbürgertums, des Handwerker- und Bauernstandes, die Hausmägde, Gärtner und Kutscher im Dialekt sprechen läßt, den ein deutscher Übersetzer wohl am besten durch ein westelbisches Platt, ein Nordseeplatt wiedergeben wird, nur nicht durch einen Dia-

lekt, der nach Lübeck, Mecklenburg, Pommern oder Preußen hinweist.

Erreicht die darstellende Prosa die Kreise der weltläufigen Gesellschaft, so ist das Flämische, besonders bei Schriftstellern, die von Holland beeinflußt sind, z. B. bei Cyriel Buysse, stark mit französischen Fremdwörtern durchsetzt, die der Sprache dieser Stände einen ganz eigenen Charakter geben. Worte wie invitiren, Pantalons, magnifik, unpermittirt, superieure Menschen, die Logés, die Invités, triomfante Herrlichkeit sind da ganz gewöhnlich.

Und führt ein Künstler Personen dieser höheren Gesellschaftsschicht selbst redend ein, so geht er oft völlig zum Französischen über. Das gibt ein ungemein reiches Spiel der Tonarten, das einmal zur Eigenart dieser uns noch so fremden Literatur gehört.

Ja, man könnte schließlich als siebente Ausdrucksmöglichkeit noch jene französisch-flämische Mischsprache nennen, die Courouble für seine „Famille Kaekebroeck" aus den Kreisen des Brüsseler Kleinbürgertums gewonnen und für die der Belgier das eigene Verbum „kaekebroecken" erfunden hat. Sie ist ebenso unübersetzbar wie das Latein der Epistolae obscurorum virorum, weil sie ihrerseits schon eine Übersetzung ist, nämlich eine Wort für Wort aus dem Flämischen ins Französische übertragene Rede von außerordentlicher Komik.

Gewiß kann ein Übersetzer von großem Sprachgefühl viele Schwierigkeiten überwinden. Den vollen Eindruck und Reiz dieser ungemein abwechslungsreichen Dichtersprache wird aber nur der gewinnen, der flämische Dichtungen im Original liest.

Ob man in der sprachlichen Zweiteilung Belgiens und allen daraus fließenden Folgen für die Dichtkunst einen Vorteil oder einen Schaden sehen soll, darüber sind die Meinungen geteilt. Die französisch redenden Dichter Maeterlinck und Verhaeren sind von optimistischen Beurteilern oft als Vermittler zwischen germanischer und romanischer Kultur ausgegeben worden. Nun, wir haben während des Krieges nicht viel Gutes von der Wirksamkeit dieses Berufes gespürt. Der flämischen Literatur aber wollen wir von Herzen wünschen, daß sie sich um keinen Preis in solche Vermittlerrolle hineindrängen lassen möge, sondern flämisch bleiben möge bis auf die Knochen, wie Verhulst es seinem Sohne gewünscht hat:

Dan al uw kracht van brein en hand;
Uw geest, — genie misschien, — uw zinnen,
Al wat in u kan zingen, minnen:
't Moet Vlaamsch zijn en voor Vlaanderland.

Der Krieg und die deutsche Industrie.

Von W. Nernst.[1])

Im Frieden ist es Aufgabe der Industrie, mannigfache Bedürfnisse der Heimat zu befriedigen und darüber hinaus Waren für den Export nach dem Auslande herzustellen, für deren Erlös unser Land diejenigen Produkte aus aller Herren Länder beziehen kann, deren es selber entbehrt.

Jetzt im Kriege ist die zweite Betätigung zwar keineswegs verschwunden, aber naturgemäß auf einen kleinen Bruchteil zusammengeschrumpft, und auch die erste Aufgabe hat sich bei den zahlreichen Beschränkungen, die jedes Gemeinwesen und sogar jeder Einzelne von uns in diesen Zeiten sich auferlegt, stark vermindert. Dafür sind andere Aufgaben ins Gigantische gewachsen, hervorgerufen durch die mannigfachen Bedürfnisse des Krieges.

Würde hier nur in einem wesentlichen Punkte ein Versagen eintreten, so hätte man sofort mit der Gefahr des Zusammenbruchs zu rechnen; es verlohnt sich also darüber nachzudenken, ob solche Besorgnisse bestehen, und es wird jeden interessieren, zu erfahren, wie die vorübergehend auftretenden Gefahren gebannt worden sind.

Es gab Zeiten, die den Sachkundigen mit ängstlicher Sorge erfüllten, es gab Augenblicke, in denen so manche wichtige Frage fast unlösbar erschien, aber es blieben stets nur Augenblicke, die rasch vorübergingen, und bald fand sich eine Lösung, meistens zeigten sich sogar zahlreiche Wege, die um den Berg von Schwierigkeiten herumführten.

So ist es denn eine dankbare Aufgabe, die Leistungen unserer Industrie im Kriege zu schildern; der Krieg kann vielleicht noch lange dauern, aber der Kampf gegen die Folgen der englischen Blockade kann im wesentlichen als beendet angesehen werden.

Worin bestanden nun die eigentlichen Hindernisse, die hier zu nehmen waren? Und wie konnte es kommen, daß überhaupt je Zweifel auftauchen mußten, ob unsere blühende und so erfolgreiche Industrie ihrer Herr werden würde?

Die nach außen sichtbare Tätigkeit einer Fabrik besteht darin, täglich eine bestimmte und natürlich möglichst große Menge fertiger Ware aus ihren Toren herauszutransportieren, aber das Material, aus dem diese Waren bestehen, muß zunächst in mehr oder weniger vorgearbeiteter Form hineingebracht werden, bevor es in veredeltem Zustande die Arbeitsstätte wieder verläßt; dies Material bilden die Rohstoffe, deren die Fabrik benötigt und bei deren Ausbleiben sie notwendig feiern und den Besteller im Stiche lassen muß.

Diese Ausgangsmaterialien finden sich zum Teil in Deutschland, und zwar wollen wir hier als Beispiele Eisen und Kohle nennen. Mannigfache andere Stoffe aber werden aus dem Aus-

1) Bei der Ausarbeitung dieses Beitrages, der den wesentlichen Inhalt eines von mir am 3. Juni d. J. in einer Versammlung des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler gehaltenen Vortrages wiedergibt, leistete mir die von O. Jöhlinger herausgegebene Sammlung von Aufsätzen „Deutsche Wirtschaft im Kriege", Verlag der Deutschen Export-Revue, vortreffliche Dienste, und ich verweise daher betreffs vieler wichtiger Einzelheiten auf diese ausgezeichnete Schrift.

lande bezogen, wir nennen als solche etwa Kupfer, Gummi, Schwefel, Baumwolle, Chilisalpeter.

Gewiß haben viele von uns in der Jugend die Robinsonaden mit besonders lebhaftem Interesse gelesen, und wir malten in unserer Phantasie es uns aus, wie wir gegen die Schwierigkeit der Beschaffung der gewöhnlichen, aber für den Kulturmenschen fast unentbehrlichen Bedarfsartikel ankämpfen würden, wenn wir plötzlich auf eine einsame Insel verschlagen werden würden. Aber gewiß hat keiner von uns je daran gedacht, daß eines Tages ganz Deutschland in Robinsons Eiland verwandelt werden könnte, und daß die Notwendigkeit, auswärtige Zufuhr entbehrlich zu machen, in der einen oder anderen Form fast an jeden Einzelnen von uns herantreten und so Robinsons Schicksal zum unsrigen machen würde.

Seit dem 4. August 1914, dem Tage der englischen Kriegserklärung, ist dies Los über Deutschland gefallen; denn wenn auch der Verkehr mit einigen kleineren neutralen Ländern bestehen blieb, wenn auch seit Bulgariens Eintritt in den Krieg im Südosten der feindliche Ring gesprengt wurde, und wenn auch schließlich der Welthandel, einem Strome vergleichbar, der durch eine Schleuse plötzlich gesperrt wird, immer noch kleine Ritzen und Undichtigkeiten findet, durch die er hindurchrieseln kann, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Deutschland mit seinen Bundesgenossen im wesentlichen auf die eigene Produktion angewiesen ist.

Das Ausbleiben äußerer Zufuhr würde im Frieden uns höchstens starke Unbequemlichkeiten verursachen; jetzt aber, wo es gilt, unsere Feinde teils abzuwehren, teils niederzuwerfen, handelt es sich um mehr. Es handelt sich um die Versorgung des Heeres mit den notwendigsten Ausrüstungsgegenständen und vor allem mit den erforderlichen Kampfmitteln. Von der Frage, ob wir die auswärtige Zufuhr entbehren können, hängt geradezu die Fortdauer eines unabhängigen Deutschlands ab.

An den beiden weitaus wichtigsten Rohstoffen, Eisen und Steinkohle, leiden Deutschland und auch Österreich zum Glück keinen Mangel. Die Bedeutung des Eisens im Frieden und im Kriege ist jedem geläufig. Die eiserne Pflugschar und das eiserne Schwert sind von jeher die Symbole des Friedens und des Krieges gewesen.

Wenn man ferner von Kohle spricht, so wird mancher vielleicht zunächst an ihre Verwendung als Heizmaterial denken, in zweiter Linie auch als das Treibmittel unserer Dampfmaschinen und Lokomotiven. Aber in der Steinkohle steckt noch viel mehr; zahlreiche Kohlenstoffverbindungen, die sie enthält, liefern der chemischen Industrie das Ausgangsmaterial für Medikamente und Farbstoffe, und für den Landwirt ist von hoher Bedeutung das bei dem Erhitzen der Steinkohle entweichende Ammoniakgas, das in Gestalt seines schwefelsauren Salzes das wichtigste künstliche Düngemittel bildet.

Für die Friedensindustrie ist es gewiß ein gewaltiger Vorteil, Eisen und Kohle im Lande zu haben, aber es ist dies doch keine unbedingte Notwendigkeit. In Oberitalien hat sich zum Beispiel in den letzten Jahrzehnten eine recht leistungsfähige Industrie trotz ihres Fehlens entwickeln können. Einen modernen Krieg aber, d. h. einen Krieg in den gewaltigen Dimensionen, die er in unseren Zeiten angenommen hat, kann auf die Dauer kein Land führen, dem jene Rohstoffe mangeln. In Italien ist gegenwärtig der Preis der Kohle

auf das 6—10fache des Friedenspreises gestiegen; das sind Zustände, die dieses Land wirtschaftlich auf die Dauer unmöglich aushalten kann, und seine Ausscheidung aus der Reihe der ernsthaft kriegführenden Mächte ist auf die eine oder die andere Weise in nicht zu ferner Zeit vorherzusehen; bis dahin ist Italien zu der beschämenden Rolle eines sklavenhaft von englischer Zufuhr abhängigen Landes verurteilt.

Frankreich, im Besitze zahlreicher leistungsfähiger Kohlengruben, ist hierin im Frieden viel besser gestellt als Italien, aber trotz des Vorteils der Nachbarschaft von reichen englischen Gruben leidet auch dieses Land gegenwärtig zweifellos stark darunter, daß ein Teil seiner Kohlengruben in unseren Händen sich befindet, und daß ein anderer Teil, weil im Operationsgebiet befindlich, kaum voll ausgenutzt werden kann. Frankreichs Mai-Juni-Offensive des verflossenen Jahres war sicherlich zum guten Teil von der eitlen Hoffnung genährt, wenigstens einige seiner Kohlenlager wiederzugewinnen.

Wir selber können uns darüber klar sein, daß ohne unsere Kohlen- und Eisenbergwerke unsere Widerstandskraft längst gebrochen worden wäre; so spielt der Zufall mit im Geschicke der Völker wie des Einzelnen!

Bei zahlreichen anderen Rohstoffen befinden wir uns nun nicht in der gleichen glücklichen Lage. Hier mußte hausgehalten werden; man war gezwungen, einzelne Stoffe trotz aller Schwierigkeiten aus dem Auslande zu beschaffen oder durch Suchen nach Ersatzmitteln sich zu helfen. In den gleichen Tagen, in denen unsere Krieger nach Ost und West dem Feinde entgegeneilten, tauchten in der Heimat die schwierigen und dabei fundamentalen Probleme der dauernden Rohstoffversorgung unserer Industrie auf, besonders natürlich, soweit es sich um die Herstellung von Kriegsbedarf handelte.

Es war ein großes Glück für Deutschland, daß die Wichtigkeit und Schwierigkeit dieser Aufgaben sofort erkannt wurde, ein noch größeres, daß man ihre Bewältigung sofort tatkräftig in Angriff nahm.

Bereits am Sonntag den 9. August geschah der entscheidende Schritt, der zur Begründung einer Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium führte, die mit einer für Friedensanschauungen geradezu unerhörten Vollmacht ausgerüstet wurde. Die Anregung hierzu gab eine Unterredung zwischen unserem damaligen Kriegsminister Exzellenz von Falkenhayn und Herrn Dr. Walter Rathenau, dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

Die vom Zwange des Augenblicks eingegebene und damals entwickelte Idee, den Strom der Rohstoffe in den Arterien des deutschen Wirtschaftslebens, der bisher dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte überlassen war, mit einem Schlage zwangläufig zu machen und bis in die letzten Äderchen der Aufsicht der erwähnten Behörde zu unterwerfen, hätte im ersten Augenblick ungeheuerlich erscheinen können. Aber heute müssen wir sagen, daß dieser Gedanke zur kraftvollen Tat sich umsetzen ließ, und daß darauf eine mit ruhiger Sicherheit arbeitende, weit verzweigte Organisation entstand.

Das entschlossene Vorgehen Rathenaus und seiner Mitarbeiter — außer Herrn Klingenberg, dem stellvertretenden Vorsitzenden, möchte ich die Herren Dräger, Mauritius, v. Möllendorff, Nürnberg, Schönbach nennen — verdient den Dank und die Anerkennung der Nation, aber noch höher ist wohl

— und ich glaube der Zustimmung Herrn Dr. Rathenaus darin gewiß zu sein — die rasche Entschlußfähigkeit des Herrn Kriegsministers zu bewerten, der, ohne auch nur einen Tag zu verlieren, seine Machtmittel in den Dienst des von ihm sofort als zweckmäßig erkannten Unternehmens stellte.

Gegenwärtig ist die Kriegsrohstoffabteilung eine weitverzweigte Behörde, unter der Leitung des Herrn Major Koeth stehend, mit zahlreichen Tochtergesellschaften und Kriegsausschüssen.

Was ich in Folgendem noch zu schildern haben werde, das sind lediglich die Erfolge, welche diese Behörde zeitigte, unterstützt von der hingebenden Arbeit der deutschen Industrie, die dem Gerüste jener Organisation Blut und Leben verlieh.

Manches wird vielleicht hier und da ganz neu sein. Aber darin liegt eben die höchste Anerkennung für die Leistungen der Kriegsrohstoffabteilung des preußischen Kriegsministeriums und unserer Industriellen, daß die ungeheuren Schwierigkeiten in aller Stille überwunden wurden, ohne daß die Allgemeinheit etwas davon merken konnte.

Unwillkürlich drängt sich da ein Vergleich auf.

Eine ganz analoge Schwierigkeit, die Versorgung mit gewissen Kategorien von Lebensmitteln, beschäftigt heute jeden Einzelnen, wenigstens hört man genug davon sprechen. Hier ist es jedenfalls nicht gelungen, in gleicher Weise die vorhandenen Schwierigkeiten in stiller und fast heimlicher Arbeit fernzuhalten.

Und doch ließ sich die Aufgabe hier einfacher formulieren als in den durch ihre Mannigfaltigkeit recht komplizierten Rohstofffragen. Deutschland bezog im Frieden jährlich für rund eine Milliarde Mark Futtermittel aus dem Auslande; nach der englischen Kriegserklärung war es klar, daß bei längerer Dauer des Krieges, auf die man doch vorsorglich gefaßt sein mußte, die Folgen des Ausbleibens dieser ganz ungeheueren Zufuhr sich äußerst fühlbar machen würden. Ich weiß nicht, ob ein zweiter Rathenau seinerzeit den gegebenen Instanzen die Frage vorgelegt hat, welche ganz besonderen Maßnahmen der erwähnten einschneidenden Umwälzung gegenüber — alles übrige auf diesem Gebiete erscheint dagegen unwesentlich — zu treffen seien, und ich weiß auch nicht, welche Instanzen im August 1914 hier in Frage gekommen wären; wenn aber, wie feststeht, es trotz des Übermaßes an Hingebung, Opferwilligkeit und Patriotismus aller beteiligten Kreise nicht gelungen ist, von Anfang an der drohenden Gefahr entgegenzutreten und sie ebenso siegreich zu bannen, wie es auf dem ebenfalls schwierigen Gebiete der Rohstoffversorgung geglückt ist, so wird in ruhigeren Zeiten es das Wohl der Nation erheischen, die Gründe hiervon aufzudecken, weniger um etwaige Unterlassungssünden zu ahnden, als um etwaige Schäden der inneren Organisation durchgreifend zu bessern. —

Es ist natürlich nicht möglich, schon weil vieles für die Öffentlichkeit sich nicht eignet, eine erschöpfende Übersicht zu geben, mit welchen Rohstoffen wir Schwierigkeiten hatten, und auf welche Weise sie zu überwinden waren. Aber einige Beispiele seien kurz gestreift.

Kupfer, das uns im Frieden in großen Mengen aus Nordamerika zufloß, ließ sich für viele Anwendungen durch Eisen, Zinklegierungen und dergleichen ersetzen. Das okkupierte Feindesland und die Sammlungen in der Heimat haben Vorräte an jenem Metall ergeben,

die auch bei unerhört langer Dauer des Krieges keinen Mangel werden aufkommen lassen.

Schwefel und Schwefelerze, die ebenfalls im Frieden aus dem Auslande in großen Quantitäten kommen, haben sich teils durch eine gesteigerte bergmännische Ausbeutung im eigenen Lande ersetzen lassen, teils hat die Chemie Rat geschafft; denn Schwefel ist in Gestalt von schwefelsauren Salzen, wie z. B. Gips, in Unmengen bei uns vorhanden, und man ist eigentlich nur in Verlegenheit, welchen der verschiedenen möglichen Wege man einschlagen soll, um den freien Schwefel daraus abzuscheiden.

Naturgummi wird uns ausschließlich von den Tropen geliefert; äußerste Einschränkung, wie sie allerdings erst im späteren Verlauf des Krieges geübt wurde, und sorgfältige Ausnutzung alten Materials haben uns bis jetzt vor einem völligen Manko bewahrt. Für gewisse Anwendungen hat die synthetische Chemie Rat geschafft. Jedenfalls sehen wir zur Stunde noch viele Autodroschken in den Straßen Berlins auf Gummi fahren, ein handgreiflicher Beweis dafür, daß wir hier noch keineswegs mit unserem Latein zu Ende sind.

An Baumwolle haben wir so gewaltige Vorräte, daß wir für sehr lange Zeit vollkommen gedeckt sind. Für besondere Zwecke hat sich vollwertiger Ersatz gefunden, nämlich für die Herstellung der sogenannten Schießbaumwolle, die durch Behandeln von Zellulose mit Salpetersäure gewonnen wird und daher den wissenschaftlichen Namen Nitrozellulose führt. Wir brauchen diese Substanz zur Herstellung der modernen Schießpulver, aber die Zellulose kennen wir in so mannigfachen Formen, daß wir keineswegs gezwungen sind, bei der Herstellung der Nitrozellulose von Baumwolle auszugehen.

Auf diesem Gebiete konnten wir uns überzeugen, wie merkwürdig es in den Köpfen mancher unserer Feinde aussieht; so kam der englische Chemiker Sir William Ramsay auf die barocke Idee, seine Landsleute zu warnen, unseren englischen Gefangenen baumwollene Gegenstände zu senden, damit unsere vermeintliche Pulvermisere nicht beseitigt werden könnte. Dies war natürlich sein gutes Recht, und wir würden lediglich darüber lächeln können, wenn nicht Ramsay zugleich auch durch maßlose Verunglimpfungen des Deutschtums sich bei uns einen traurigen Namen gemacht hätte. Wenn man weiß, daß Ramsay in Deutschland studiert hat, seine einzige Tochter zur Erziehung ebenfalls nach Deutschland sandte, seinen einzigen Sohn, einen jungen Chemiker, noch Sommer 1914 in einem deutschen wissenschaftlichen Institute arbeiten ließ und schließlich noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges seinen Schwiegersohn zur Vervollständigung seiner medizinischen Ausbildung nach Berlin geschickt hat, also dadurch die stärksten Beweise seiner Hochschätzung Deutschlands gegeben hat, und wenn derselbe Ramsay unmittelbar darauf dasselbe Deutschland als Ausbund der Verkommenheit in zahlreichen Expektorationen hinstellte, so können wir nur bedauernd konstatieren, daß unser armer Sir William offenbar nach dem Ausbruch des Krieges auch den letzten Rest von Urteilskraft verloren hat.

Ich erwähne Obiges lediglich, damit wir den Fall Ramsay, obwohl es sich um einen Gelehrten handelt, der, besonders in früheren Jahren, die wissenschaftliche Welt mit höchst erfolgrei-

chen und höchst scharfsinnig durchgearbeiteten Entdeckungen erfreut hat, nicht unnötig tragisch nehmen, und ich halte es für Ehrensache, nachdem ich Ramsays unglaubliches Verhalten hier kurz gestreift habe, doch nicht unerwähnt zu lassen, daß aus dem Kreise der mir nahestehenden englischen und französischen Gelehrten so manche Anzeichen zu uns gedrungen sind, die darauf hinweisen, daß man dort auch in diesen Zeiten im Geiste des Wortes von Helmholtz wirkt, wonach die Wissenschaft ein unzerreißbares Band um alle Kulturnationen schlingt. —

Unter den Rohstoffen, von denen wir gewaltige Mengen im Frieden vom Auslande erhielten, nannte ich vorher den Chilisalpeter; dieser Körper ist ein Salz der Salpetersäure, einer Stickstoff-Sauerstoff-Verbindung, deren Wert lediglich durch den Stickstoffgehalt bedingt wird, und so werden wir bei Besprechung dieses Rohstoffes zum „Stickstoffproblem" geführt.

Dieses Problem war wohl das wichtigste, das die deutsche Industrie bei Beginn des Krieges beschäftigte, ein näheres Eingehen wird daher vielleicht nicht unwillkommen sein. Indiskretionen sind hier nicht zu befürchten, weil alles, was hier zu sagen ist, auch den Zeitschriften des feindlichen Auslandes entnommen werden könnte.

Zunächst kann man fragen: die atmosphärische Luft besteht zu 4/5 aus Stickstoff, jeder chemischen Fabrik steht dies Element also in unbegrenzten Mengen gratis und franko zur Verfügung. Wie ist es möglich, daß unter diesen Umständen infolge Ausbleibens des Imports der erwähnten Stickstoffverbindungen in Deutschland eine Stickstofffrage entstehen konnte?

Es erklärt sich dies daraus, daß der atmosphärische Stickstoff ein sehr träges Element ist und speziell mit dem Sauerstoff sozusagen nur unter Anwendung von Gewaltmitteln zur Verbindung gebracht werden kann. Während daher der reine Stickstoff äußerst wohlfeil ist, wird der an Sauerstoff oder auch (in Form von Ammoniak) an Wasserstoff gebundene Stickstoff recht hoch, vor Beginn des Krieges mit etwas über 1 Mark pro Kilo bezahlt.

Dieser gebundene Stickstoff hat zwei Anwendungen, beide nicht nur im Frieden, sondern ganz besonders auch unter den jetzigen Umständen von der allerhöchsten Bedeutung. Erstens nämlich vermögen die Pflanzen mit dem in der Luft befindlichen freien Stickstoff nichts anzufangen, während sie den sei es an Sauerstoff, sei es an Wasserstoff gebundenen Stickstoff aufzunehmen und zum Aufbau eines ihrer notwendigen Bestandteile, des sogenannten Pflanzeneiweißes, zu verwenden vermögen; mit anderen Worten, der gebundene oder sogenannte aktive Stickstoff gehört zu den wichtigsten künstlichen Düngemitteln, durch deren zweckmäßige Anwendung es dem deutschen Landwirte gelungen ist, in den letzten Jahrzehnten die Ertragfähigkeit seiner Felder ganz gewaltig zu steigern.

Zweitens ist speziell der an Sauerstoff gebundene Stickstoff ein notwendiger Bestandteil aller, auch der modernsten Schießpulverarten, und ebenso enthalten die mit Explosivstoffen gefüllten Artilleriegeschosse, die Granaten, Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen.

Die Wirkung sowohl der Treibpulver wie der Explosivstoffe beruht nämlich auf demselben Prozesse, den wir ins Leben rufen, wenn wir ein Streichholz anzünden, dem Verbrennungsprozeß. Der Unterschied ist nur der, daß bei

der gewöhnlichen Verbrennung der erforderliche Sauerstoff der atmosphärischen Luft entnommen wird, während bei dem Verbrennungsprozeß, der sich z. B. in der Kammer eines Geschützes beim Abfeuern abspielt, der nötige Sauerstoff der verbrennbaren Substanz bereits beigemengt sein muß. Hierzu dienten bisher ausschließlich oder so gut wie ausschließlich Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, weil der an Stickstoff gebundene Sauerstoff mit fast gleicher, unter Umständen sogar mit noch etwas größerer Intensität den Verbrennungsvorgang vollführt wie freier Sauerstoff.

Wir erkennen also: in den Schießpulvern und in den Sprengstoffen spielt der Stickstoff theoretisch nur eine nebensächliche Rolle, als Träger der eigentlich wirksamen Kraft, die in der chemischen Verwandtschaft des Sauerstoffs zu brennbaren Stoffen, wie Kohle und Wasserstoff, besteht. Es gibt noch so manche andere Elemente, die als Träger des Sauerstoffs in Betracht kommen könnten, ja in verflüssigter Form kann man sogar in besonderen Fällen mit Vorteil reinen Sauerstoff verwenden. Aber zur Zeit beruht, wie erwähnt, die auf das sorgfältigste durchgearbeitete Herstellung von Sprengstoffen auf der Verwendung von Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, und wenn die moderne Chemie und physikalische Chemie wohl auch mit Sicherheit versprechen könnten, sowohl Schießpulver wie Explosivstoffe in gewünschter Beschaffenheit ohne Verwendung von Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen herzustellen, so gehört doch dazu etwas, was man während eines Krieges nicht besitzt, nämlich Zeit für langwierige Arbeit.

Gegenwärtig muß man also sagen, zur Kriegführung gehören Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, und die Partei muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben, bei der ein Mangel an diesen Verbindungen sich fühlbar macht.

Bisher war es nun am einfachsten, die erforderlichen Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen den Salpeterlagern der chilenischen Wüsten zu entnehmen. Bei Beginn des Krieges hatten wir natürlich einen beträchtlichen Salpetervorrat in Deutschland, und in den belgischen Häfen haben wir weitere große Mengen erbeuten können; aber der Verbrauch an Sprengstoffen wuchs in dem betreffs Dauer und Intensität gleich gigantischen Völkerringen in einem von den damit betrauten Fachleuten nicht vorhergesehenen Maße an, und so sah wenige Monate nach der Kriegserklärung so mancher eingeweihte Patriot mit schwerster Sorge in die Zukunft.

Da konnte unsere hochentwickelte chemische Industrie helfend, radikal helfend, einspringen, und zwar in äußerst kurzer Zeit, dank einem glücklichen Zusammentreffen.

Wie schon erwähnt, braucht auch unsere Landwirtschaft zur Stickstoffdüngung kolossale Quantitäten von Stickstoffverbindungen, die im Frieden sehr viel größer sind, als dem militärischen Bedarf an Sprengstoffen entspricht. Seit etwa 15 Jahren haben sich daher zahlreiche erfinderische Köpfe sowohl im Auslande als bei uns große Mühe gegeben, ein billigeres Düngemittel herzustellen, als es der durch hohe Ausfuhrzölle und beträchtliche Transportkosten verteuerte Chilisalpeter ist. Unseren Nährpflanzen scheint es ziemlich gleichgültig zu sein, ob sie den gebundenen Stickstoff in der Form seiner Wasserstoff- oder seiner Sauerstoffverbindung bekommen, denn man erzielt etwa gleich gute Erfolge, ob man mit schwefelsaurem Ammoniak oder mit

salpetersaurem Natron das Gedeihen der Felder fördert. Und so lag denn eine ganze Anzahl mehr oder weniger fertig ausgebildeter Verfahren zur Herstellung der beiden erwähnten Düngemittel vor. Auch hatte man bereits gelernt, auf einfache Weise die Stickstoff-Wasserstoff-Verbindung in die Stickstoff-Sauerstoff-Verbindung überzuführen oder, mit anderen Worten, Ammoniak in Salpetersäure zu verwandeln. Für die Würdigung des letzten Prozesses ist von Wichtigkeit, daß auch bei der Verkokung der Steinkohle sehr beträchtliche Mengen von Ammoniak abfallen, die sich fast unbegrenzt steigern lassen.

Ob die genannten sehr verschiedenartigen Verfahren im Frieden sämtlich lebensfähig gewesen wären, d. h. ob sie unter normalen Preisen rentabel sind, diese Frage schied nach Kriegsbeginn völlig aus. Zur Fortführung des Krieges mußten wir die bezeichneten Stickstoffverbindungen haben, und sämtliche verschiedenen Fabrikationsmethoden wurden, nicht ohne daß einzelne der beteiligten Firmen willig ein großes Risiko auf sich nahmen, tatkräftig in die Großpraxis übersetzt. So entstand in sehr kurzer Zeit in Deutschland eine blühende Stickstoffindustrie, und der Feind hat hinreichend zu spüren bekommen, daß von Munitionsmangel auch nach Aufbrauch unserer Vorräte an Chilisalpeter keine Rede sein kann, obwohl er, nach gewissen Anzeichen zu schließen, stark darauf gerechnet zu haben scheint.

Noch so manche andere Großtaten der deutschen Industrie während des Krieges könnte ich aufzählen; leider kann ich auf die Leistungen unserer Stahl- und Eisenwerke, auf ihre Neukonstruktionen an artilleristischen Kampfmitteln und vieles andere nicht eingehen, und diese Leistungen fallen doppelt schwer ins Gewicht, wo doch fortwährend die Beschaffung der verschiedenen Rohstoffe einer häufig drückenden Kontrolle unterworfen war, so daß man in den elementarsten Bedürfnissen eine Umstellung vornehmen mußte. Ein beredter Mund schildert dies folgendermaßen:

„Zwei Monate nach der Kriegserklärung war die Umstellung unserer Industrie vollzogen. Die deutsche Industrie hat diese Neugestaltung bewirkt, ohne davon zu reden, ohne einen Zusammenbruch, schweigend, großzügig, selbstbewußt, mit höchster Tatkraft und Schaffenslust. Das ist ein Ruhmesblatt der deutschen Industrie, das niemals vergessen werden darf! Weder Frankreich noch England noch irgendeine der feindlichen und halbfeindlichen Nationen macht das nach."

Unterstützt wurde die Tätigkeit unserer Industrie durch das ausgezeichnete Funktionieren der Reichsbank. Eine Stockung der Zahlungsmittel zu den übrigen Schwierigkeiten wäre vielleicht kaum erträglich gewesen. Allgemein ist anerkannt worden, daß die Reichsbank in jeder Phase des Krieges glänzend gerüstet war, und daß sie den wechselnden Forderungen des Augenblicks rechtzeitig zu entsprechen wußte.

Der Kreditbedarf konnte durch Darlehnskassen und Kriegskreditbanken befriedigt werden, und der Umstand, daß man in Deutschland kein Moratorium erließ, stärkte die Kräfte unseres Wirtschaftslebens.

So können wir denn beruhigt in die Zukunft blicken; auf dem von mir besprochenen Gebiete sind die Gefahren, wie es scheint, endgültig gebannt. Und darüber hinaus wäre noch die vortreffliche Organisation unseres Eisenbahnwesens besonders hervorzuheben;

auch hier entstand einmal, aber wiederum nur ganz vorübergehend, eine gewisse Sorge, vor mehr als Jahresfrist, als man einen Mangel an Schmieröl befürchtete, der in seinem weiteren Verlaufe alle unsere Züge zum Stehen hätte bringen können. Nun wir wissen, daß unser Eisenbahnverkehr mit derselben Sicherheit und Pünktlichkeit, wie in Friedenszeiten, und fast unvermindert sich abspielt.

Freilich, auch die Bäume der Technik wachsen nicht in den Himmel, Unmögliches darf man von ihr nicht verlangen. Eine unmögliche Leistung aber scheint es mir, jetzt im Kriege, sozusagen über Nacht, eine Unterseebootflotte neben den dazugehörigen Betriebsmitteln von dem gewaltigen Umfange zu schaffen, wie es erforderlich wäre, um umwälzend, aber auch wirklich umwälzend, in den Verlauf des Krieges einzugreifen. Wir alle wissen, daß derartige Hoffnungen von mehreren Seiten ständig im Volke genährt werden, aber ich muß bezweifeln, daß hier genügend fachmännisches Wissen dahinter steht, wenigstens habe ich noch niemand gefunden, dem ich auf Grund seiner Ausbildung und Erfahrung in dieser hervorragend technischen Frage ein sicheres Urteil zuschreiben durfte und der die obige Auffassung nicht geteilt hätte. Es scheint bedenklich, auch wenn es in wohlmeinendster Absicht geschieht, derartige Illusionen im Volke zu erwecken, und wir haben es ja auch wahrhaftig nicht nötig, irgendwelchen Phantasiegebilden nachzujagen, während wir doch angesichts der fortlaufenden Erfolge von Landheer und Marine den ungeheuren Kampfmitteln des Feindes gegenüber an der Wirklichkeit uns vollauf erbauen können.

Mutet man also hier der Industrie Unmögliches zu, so liegt die Sache vielleicht günstiger bei einer anderen Frage, die ich oben schon kurz streifte.

Ich erwähnte schon vorher, daß fast alle Schwierigkeiten der Ernährung sich auf das Fehlen der Futtermittel zurückführen lassen, von denen wir im Frieden jährlich die ganz ungeheure Menge im Werte einer Milliarde vom Auslande kauften. Hier hätte die chemische Großindustrie vielleicht wiederum helfend einzugreifen, indem gewisse minderwertige Stoffe in Futtermittel transformiert werden können. Höchst beachtenswerte Anfänge liegen hier vor; es ist zu wünschen, daß von zentraler Stelle aus auch in Zukunft eine energische Zusammenfassung und sorgsame Förderung aller Arbeiten auf diesem Gebiete stattfinden möchte, deren glücklicher Erfolg uns im Krieg und Frieden gewaltig fördern würde.

Wie dem auch sein wird, an energischer Weiterarbeit wird es auf industriellem Gebiete in deutschen Landen auch künftig nicht fehlen; alles muß von dem Gesichtspunkte aus geschehen, daß die Wiederkehr normaler Zeiten vielleicht noch in weiter Ferne liegt, und daß daher kein Nachlassen unserer Anstrengungen in irgendeinem Punkte eintreten darf. Und sicher sind wir auch, daß, wenn der Friede erkämpft sein wird, die deutsche Industrie ungebeugt und in unvermindertem Schaffensdrang auf den Plan treten wird, um die dem Wohlstande des Vaterlandes geschlagenen Wunden nach Möglichkeit zu heilen.

Jungösterreichische Dichtung.[1])

Von Oskar Walzel.

Die Ausdruckskunst wird den Dichtern und bildenden Künstlern deutscher Zunge abermals zugeführt vom Ausland. Die Lehre der Ausdruckskunst kam im Ausland, etwa in Frankreich, eher zustande als bei uns. Wenn freilich ein Wortführer des französischen Expressionismus den Mittelpunkt der Frage zu treffen meinte, indem er von den Malern sprach, die gottgleich nach ihrem eigenen Bilde gestalten und es den Photographen überlassen, die Natur nachzuahmen, so lag in solchen Gemeinplätzen weder etwas Neues noch etwas Bezeichnendes. Derartige Wendungen waren schon von Vertretern aller möglichen Kunstrichtungen vorgebracht worden. Ja unter den Verfechtern der subjektiven Eindruckskunst gingen ähnliche Ansprüche um.

Hermann Bahr, auch diesmal bereit, dem jüngsten Fühlen nachzufühlen, wenn auch minder gewillt, das neueste Programm zu einem unbedingt erlösenden Wort zu erheben, meinte den Sinn der Sache durch ein scharfzugespitztes Epigramm zu treffen: Der Impressionismus machte das Auge zum bloßen Ohr, der Expressionismus macht es zum bloßen Mund. Das Ohr ist stumm, der Impressionist ließ die Seele schweigen. Der Mund ist taub, der Expressionist kann die Welt nicht hören. Der Impressionist stellt das Mehr des Objekts dar und unterschlägt das Mehr des Subjekts, der Expressionist kennt nur das Mehr des Subjekts und unterschlägt das Mehr des Objekts.

Vielleicht läßt sich das Neue der Ausdruckskunst oder vielmehr der Wünsche, die den jüngsten im Widerspruch zu ihren unmittelbaren Vorgängern innewohnen, schlicht so ausdrücken: Die Haltung beim Betrachten der Welt hat sich gründlichst gewandelt. Das Beschauen der äußeren Schale hat den Reiz verloren, den es nicht nur jahrzehntelang, nein, schon lange vor dem Naturalismus für den Künstler hatte. Auf Experimente der Sinnesbeobachtung war man aus gewesen. Wer am besten sah, hörte, roch, wer das feinste Tastgefühl hatte, durfte den Anspruch erheben, die Welt besser wiedergeben, besser treffen zu können, als andere. Solche geschärfte oder verfeinte Sinnestätigkeit ist heute abgenutzt. Andere Mittel tun sich auf, die noch erfassen, was über die Grenzen der Sinnestätigkeit, auch über die Arbeit des inneren Sinns, hinausgeht. Wie die Philosophie sich früh in zwei Lager spaltete, deren eines alle Erkenntnis auf die Sinne zurückführt, deren anderes noch Erkenntnismöglichkeiten annimmt, die neben, ja wohl gar vor aller Betätigung der Sinne bestehen: so will jetzt gegen eine Kunst der Sinne eine Kunst der Denkmöglichkeiten oder der Möglichkeiten einer Welterfassung sich durchsetzen, die über das enge Gebiet der Sinne hinausreicht. Nicht die Ergebnisse der Sinnesbeobachtung, sondern die Wünsche der Seele sollen künftig die Gestaltung und den Inhalt des Kunstwerks bestimmen. Die Seele aber will die inhaltlichen und formalen Elemente des Kunstwerks nach ihrem Bedürfnis ordnen, nicht nach der Vorschrift, die sich ergibt aus bloßer Abspiegelung der Außenwelt oder der Innenwelt.

Wer das neue Programm als Dichter

1) Siehe Heft 9.

durchführen will, wird zuerst sich hingedrängt fühlen zu den metaphysischen Bedürfnissen, die auf dem Gebiet der Erkenntnis wie auf dem Gebiet des Sittlichen in der menschlichen Seele bestehen. Ihm wird die dichterische Formung dieser Seelenbedürfnisse wichtiger sein als der Sinneseindruck. Mögen andere vom Sinneseindruck ausgehen, ihm seinen tieferen Sinn ablauschen und dadurch gleichfalls zu den letzten und höchsten Fragen der Menschheit gelangen, so geht er von diesen Fragen aus und läßt nur mitklingen, was die Sinne ihm weisen.

Den ersten entscheidenden Schritt über den Eindruckskünstler Hofmannsthal tat in der Richtung einer metaphysischen Dichtung der Prager Rainer Maria Rilke. Schon begegnete uns in Max Brod ein engerer Landsmann Rilkes; ein anderer wird noch zu nennen sein. Die jüngere Prager Gruppe scheidet sich deutlich von den Wienern, den Hofmannsthal und Schnitzler und deren Genossen. Das Neue, das sich jetzt durchsetzen will, findet Vertreter in diesen Deutschböhmen. An ihnen läßt sich besonders gut beobachten, wieweit es außerhalb Wiens noch etwas Österreichisches gibt, das mit den Zügen des wienerischen Wesens, die ich erwähnte, nicht durchaus übereintrifft.

Anfangs empfand man in Rilkes Schöpfungen fast nur eine Formkunst, die an Hofmannsthal gemahnte. Wohl ließ sich aus ihnen eine melodische Verskunst vernehmen, die noch berükkender klang als der Vers Hofmannsthals. Doch nur allmählich enthüllte sich Rilke als eine Persönlichkeit, die minder als Hofmannsthal geneigt ist, sich mit dem Nachschwingenlassen von Eindrücken zu begnügen. Man ahnte etwas Kraftvolleres, einen festeren Gestalterwillen. Den Dichter Rilke, der ins Religiös-Metaphysische weiterschreitet, enthüllten endlich die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“.

Hofmannsthal bleibt bei Fragen stehen, Rilke will zu einer Antwort durchdringen. Die Kraft, die seine Dichtung formt, die bezwingende und überwindende Macht, mit der er seine Worte zum Kunstwerk zusammenfügt, unbekümmert um das Geläufige und Übliche, betätigt er auch der Welt gegenüber. Er will nicht bloß hinnehmen, er will geben. Gilt es eine Persönlichkeit auszuschöpfen, so dringt er in ihren Mittelpunkt ein und sucht, was er da geistig erfaßt hat, wirksam erscheinen zu lassen bis in die Gebärden, die er an der Persönlichkeit beobachtet. Nicht die Beobachtung ist sein Ausgangspunkt, sie bestätigt ihm nur die Richtigkeit des Bildes, das er mit geistigen Mitteln sich erzwingt. So entfaltet sein „Bildnis“ die Persönlichkeit der Duse und hängt an die Wesenszüge der Künstlerin, die ihm innerlich aufgegangen sind, wie einen Schmuck Andeutungen ihrer äußeren Erscheinung oder ihrer Lieblingsbewegungen. So vergegenwärtigt er den Abenteurer und die giftig-verführerische Luft seines Daseins, so den Leser oder den Dogen. Indem er sie oder auch bloße Dinge, wie das Wappen, nach ihrem eigentlichen Wesen erfassen und darstellen will, erzeugt er sie aus seiner Seele. Voraussetzung ist eine ungewöhnliche Kraft innerlichen Erlebens, eine beträchtliche Fähigkeit, inneren Erlebnissen, die noch nicht zu Worten geworden sind, Ausdruck zu geben. Was unzählige übersehen, was viele spüren, aber nicht ausdrücken können, wird ihm zum Vers. So kann er auch, ein echter Erlebnislyriker, für alte, langbekannte, oft ausgesprochene Gefühle neue befreiende Worte entdecken. Immer steht im Hintergrund die Fähigkeit,

den Gegenstand im Mittelpunkt zu fassen, ihn rein und wesentlich zu empfinden und ihn dadurch derart zu verdeutlichen, daß er dem Leser dessen eigenes Gefühl in verklärter und zugleich faßlicherer Gestalt entgegenbringt.

Vom Tod der Geliebten haben viele gesungen. Erlebnislyriker wie Storm schöpften das Gefühl des Hinterbliebenen tief aus. Seherhaft sang schon Novalis von dem Trost, der ihm am Grabe der Geliebten aufgegangen, von der Versöhnung mit der Jenseitswelt, die ihm da geworden war; ihm ergab sich der tiefe Sinn, den die Jenseitsvorstellung des Christentums in sich trägt. Rilkes Verse „Der Tod der Geliebten“ (im anderen Teil seiner neuen Gedichte) schränken die Betrachtung eher ein, machen sie indes um so reiner menschlich. „Er wußte nur vom Tod, was alle wissen“, setzt das Gedicht ein. Als aber sie hinüberglitt zu unbekannten Schatten und er fühlte, daß sie nun drüben ihr Mädchenlächeln hatten und ihre Weise wohlzutun:

da wurden ihm die Toten so bekannt,
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden
und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gutgelegene, das immersüße —.
Und tastete es ab für ihre Füße.

Eine verwandte Fähigkeit, Gefühle, die von vielen halb unbewußt erlebt werden, in dichterische Form einzufangen und so diesen vielen zu künden, daß ihr Leid nicht stumm getragen zu werden braucht, sondern zu künstlerisch adelnder und befreiender Aussprache gelangen kann, glaube ich bei einem Wiener Dichter anzutreffen, der den Pragern weit näher steht als der älteren Wiener Gruppe: bei Albert Ehrenstein. Hofmannsthals Erstling läßt einen Menschen, der im Bewußtsein der steten Wandlung seines eigenen Ichs alles Gestrige wie ein Fremdes und ihm nicht mehr Zugehöriges fühlt, erkennen, wieviel das Gestern trotzdem für ihn bedeute. Sein eigenes Ich heraklitisch als etwas Fließendes zu empfinden, lag der Kunst des augenblicklichen Eindrucks nahe. Hofmannsthal zeigt, wie solches Gefühl zu tragischen Folgen sich steigern kann. Er schränkt den Übermut des bewußt wechselnden, seines steten Wechsels frohen Ichs ein. Albert Ehrenstein steht auf einem Standpunkt, der von Grund aus verschieden ist. Ihn drückt das Ewiggleiche des Ichs Ekel packt ihn im Bewußtsein, daß er noch immer der gleiche ist, der einst als Knabe mit Muscheln Spiele trieb. „O weh der Muschelspiele, du lange Weile, ihr ewig gleichen Ziele, nur nicht auch tot der selbe sein!“

Da meldet sich ein Leid an, schmerzlicher noch als in den Gedichten Rilkes. Hatte vollends das vorhergehende Geschlecht das eigene Ich fast verloren, indem es sich ohne Schranken den Eindrücken hingab, so wird Ehrenstein auf sein Ich dauernd hingelenkt. Nicht zu seiner Freude. Seine Lyrik und seine Bekenntnisse in ungebundener Rede verraten die Seelenpein, unter der dieses Ich leidet. Es leidet an der Umgebung, an dem Gegensatz zu den sogenannten Nächsten, die von ihm wie Fernste empfunden werden, an der Luft, in der es zur Welt gekommen ist und leben muß. Es leidet an sich selbst, an seinen Trieben, vor allem an der Unfähigkeit, sich anzuschließen und des eigenen Werts bewußt zu werden durch die Wirkung auf andere. Zwecklos scheint das ganze Dasein verlaufen zu müssen. Gleichwohl besteht in diesem Ich eine ungewöhnliche Fähigkeit, sich in andere zu versetzen, und wären es Tiere, wäre es sogar Nichtlebendiges.

Wie Rilke sich in die Seele einer Schauspielerin oder eines Abenteurers versenkt, so dringt Ehrenstein in die Erlebnismöglichkeiten längstvergangener Menschen. Was ihm selbst im Leben widerfährt, wird ihm zum Schlüssel der inneren Vorgänge in Menschen, die einer ganz anderen Kultur, einer grundverschiedenen Zeit, einem entlegenen Lande angehören. Weit tun sich die Tore auf zu Gefühlswelten, in die etwa Hebbels „Gyges" ein paar fast scheue Tiefblicke tut. Neben solcher Vergegenwärtigung des Vergangenen treten Bändereihen geschichtlicher Romane in das fahle Licht des Museenhaften. Ehrenstein scheut dabei vor dem Grotesken nicht zurück. Seiner Gefühlslage entspricht sogar grelle Groteskkunst. Aber auch durch sie hindurch findet er den Weg zu dem, was ihn erlöst und befreit; sein Ich bedrückt ihn weniger, wenn er in Güte sich zu anderen wenden darf, zu Menschen oder zu Tieren. Oder auch zu Dingen, zu dem armen alten Sessel, dem ein Fuß fehlt; er bringt ihm Freude, indem er sich zart auf ihn setzt.

Ein Dichter des Mitleids, ist Ehrenstein von stärkerem sittlichen Wollen beseelt als seine Wiener Vorgänger. Ganz anders ist es, wenn Eindrucksdichtung sich beschauend hingibt. Ehrenstein — und nicht er allein — vertritt etwas Jüngeres, ein neues Verhältnis zur Welt, oder er kehrt vielmehr nur zu einem Verhalten von einst zurück; gütevoll versenkt er sich in die anderen und deutet ihnen den Sinn ihres Wesens, auch wenn sie von ihm selbst grundverschieden sind. Nicht bloß Verständnis, auch liebevolles Mitgefühl wird da gespendet.

Auch Hofmannsthal möchte gelegentlich ausdrücken, was in der Seele eines Menschen vorgeht, der ihm selbst wesensfremd ist. „Der Schiffskoch, ein Gefangener singt": so ist eines seiner Gedichte überschrieben. Die Eingangsstrophe wiederholt sich am Schlusse des kurzen Gedichts. Sie klagt über die lange Trennung von der Heimat, über den Zwang, den Peinigern Mahl- um Mahlzeit kochen zu müssen. Dazwichen zeichnen drei Strophen mit echt hofmannsthalischer Freude an schönen Farben, an dem Reiz der Düfte, die purpurflossigen Fische, die der Koch schlachten, die Früchte, die er schälen muß, die Gewürze, in denen er wühlt; und mit einemmal künden sich der Freiheit ungeheure Gefühle an.

Liegt ein Versuch mimischer Versinnlichung vor, wie er dem Dramatiker sich leicht ergeben mag? Dem Gegenstand scheint das Ästhetische der vorgetragenen Gefühle nicht ganz zu entsprechen. Das ist weit mehr Hofmannsthal als das Gebaren eines Schiffskochs. Rilke blickt anderen, ihm und seinem eigenen Wesen gegensätzlichen Menschen tiefer ins Herz. Es bleibt nur wichtig, daß Hofmannsthal einmal der Mitgefühlsdichtung huldigt, daß er gütevoll herabsteigen möchte zu einem Menschen, der leidet. Den Jüngeren entspricht solches Herabsteigen weit mehr. Georg Trakl, der frühverstorbene Tiroler, weiß echter eine junge Magd zu zeichnen. Noch kleidet er das Derbe und Grobe, das er zu berichten hat, in eine auserlesene Form. Die strenge Stilisierung leiht dem Vorwurf einen eigenen Reiz. Theodor Däubler möchte nicht nur Menschen, auch Bäumen ihr Geheimnis ablauschen, einem Kakadu, ja einem alten gebrechlichen Droschkengaul. Auch Däubler kleidet seine Poesie des Mitgefühls in eine gewählte Form. Ungebrochener äußert sich der ausgeprägteste Vertreter der neuen Lyrik des Mitleids, zugleich der

bekannteste unter den jungen Prager Dichtern: Franz Werfel. Er kennt die seelischen Beklemmungen, die der Heranwachsende im engen Familienkreis zu fühlen bekommt; ganz wie Ehrenstein verschweigt er nicht, was ihn da stört. Um so lieber wendet er sich denen zu, die in solchem Kreise, unbeachtet, schier verachtet, ihre Pflicht erfüllen: den Dienstboten. Ihnen fühlt er sich näher als den sogenannten Nächsten. Alte Dienstboten zeichnet eins seiner Gedichte. Sein „Gesang von Toten" führt das Dienstmädchen auf neben dem Staatsmann. Aber noch der Kanarienvogel oder gar die Schultasche verraten ihm ihre Freuden und Leiden. Ein andermal tut gleiches eine alte Frau oder eine alte Vorstadtdirne.

Trakl, Däubler, Werfel: drei Nichtwiener, drei der eigentümlichsten dichterischen Erscheinungen, die in der österreichischen Literatur von heute anzutreffen sind. Trakl ist Künstler der licht- und schattengewaltigen Visionen, ein Schöpfer ergreifend klingender und tönender Verse, in denen sich Träume eines Verzückten malen. Er ist so wenig typischer Vertreter einer Richtung wie Däubler. Däubler wandelt mit Bewußtsein seine eigenen Wege, er wagt es, einer Zeit, die dem Epos wenig hold ist, klopstockisch in einem umfangreichen Epos die Dichtung seiner Jugend, sein eigentliches Bekenntnis, das Werk zu schenken, neben dem alle übrigen Dichtungen, die er vorgelegt, nur wie Begleiterscheinungen wirken sollen. Dennoch kommt in Däublers „Nordlicht" zu Wort, was für die jüngste Dichtung bezeichnend ist; eine metaphysische Dichtung ist das, nicht aus dem Gebiet der Erfahrung geschöpft, sondern vor allem ein Ergebnis philosophischer Spekulation, noch mehr: hegelisch erzählt Däubler die Weltgeschichte des Geistes, das Werden des Geistes, in dem die Geschehnisse der Jahrtausende wurzeln, der sich in ihnen auslebt. Dieser Dichter fühlt in sich Verwandtschaft mit dem Expressionismus der Maler, weil bei ihm zuerst das Denken kommt und dann die Anschauung, in der sich die Umwelt spiegelt, weil er nicht auf treffen ausgeht, sondern auf Linien, die von der Erfahrung unabhängig sind.

Weit mächtiger als bei Trakl und Däubler bricht bei dem Prager Franz Werfel das Verlangen durch, Menschen und Tiere liebend zu umfassen. Alles Liebesgefühl erweitert sich ihm zur Weltliebe. Ein Liebeslied Werfels drückt das aus in den Worten: „Tat ich dir Liebe an, liebt' ich die Welt darum!" Entsetzlich dünkt ihn die Unfähigkeit, solche Kraft der Liebe zu erringen. In der „Romanze einer Schlange" macht er die Schlange zum Sinnbild der Lieblosigkeit; sie kleidet ihr Lebensgefühl in ein Bekenntnis kalter Unempfindlichkeit:

Ich frage nicht, warum ich bin erschaffen
Zum Wurm in dem umblauten Reich?!
Denn keine Sehnsucht lebt, mich hinzuraffen,
Und ich allein will sein mir selber gleich.
Der Hölle siebentiefste Flammen,
Sie quälen nicht, den sie verdammen!
Mich schmerzt mein Kriechen nicht, wenn durch Alleen
Sich Bäume wehn und weiße Füße wehn,
Ich kann nicht weinen, liebe keinen. Wehe euch!

Das Mitgefühl mit dem Getier, der alte romantische Gedanke des Novalis von dem Messias der Natur, gewinnt eine neue letzte Steigerung in dem Gedichte Werfels, das Jesus auf dem Äserweg zeigt. Er fleht:

Mein Vater du, so du mein Vater bist,
Laß mich doch lieben dies verweste Wesen,
Laß mich im Aase dein Erbarmen lesen!
Ist das denn Liebe, wo noch Ekel ist?!

Ganz anders als die allermeisten deutschen Dichter des Weltkriegs empfindet dieser Anwalt der versöhnenden Liebe das Weltereignis. Aus der ersten Kriegszeit stammt ein Kriegsgedicht Werfels, das dem Haß absagt und der Liebe das Wort redet: „Vor jeder kleinen Güte gehn Gottes Augen über, und jede kleine Liebe rollt durch die ganze Ordnung." Ein andermal eifert Werfel gegen die Wortemacher des Krieges:

Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Brudertums in uns, das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbebten,
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.

Ist es nicht mutig, seine innerste Überzeugung auch dann noch unverhohlen zu vertreten, wenn sie im Lärm einer tief erschütterten Gegenwart leicht mißdeutet, ja verurteilt werden kann? Werfel steht mit diesen unkriegerischen Kriegsgedichten minder vereinzelt da, als es im Augenblick scheinen möchte. Ich kenne manches Verwandte. Gesungen ward es von Vertretern der Altersschicht Werfels.

Das Merkwürdige ist ja, daß die österreichischen Altersgenossen Hofmannsthals in diesem Kriege fast mühelos zu einem Gefühl vordrangen, das dem Kriegsgefühl Deutschlands durchaus entspricht. Gleich in den ersten Kriegswochen legten Wiener Schriftsteller sogar die gesuchten Wendungen ab, in denen sie sich sonst gern gefielen. Damals erreichte mich ein Wiener epigrammatisches Witzwort: die Wiener Tagesschriftsteller schrieben plötzlich alle nur noch Schullesebuchdeutsch, um dem Ernst der Tage zu genügen. Anpassungsfähiger als die Jüngsten erwiesen sich damit die älteren Wiener. Die Jüngsten hielten an dem echt österreichischen Brauche fest, sie gaben ihre unzeitgemäße Überzeugung nicht auf, sie entfernten sich von den vielen, deren echtes Gefühl, starker Wille und unverrückbarer Entschluß zu aufopferungsvollem Kampfe nach den Schlagworten des Tages greifen durften. Soll verurteilt werden, wer, gleichen Gefühls unfähig, die großen Schlagworte mied und ehrlich sein anderes, ebenso wahres Gefühl vertrat?

Für Werfel und für seine nächsten Nachbarn bleibt alle und auch die edelste Leidenschaft, die den Menschen gegen den Menschen hetzt, fremd und unbegreiflich. Er meint mit Laotse, das Allerweichste auf Erden überwinde das Allerhärteste auf Erden; mit Dostojewski, die Hölle sei nichts anderes als der Schmerz, daß man nicht mehr zu lieben vermöge. Dem Adepten, der staunend fragt, ob denn die Welt kein Tun und Weltberennen sei, erwidert Werfels Sarastro: „Niemals ein Tun, ein Ein-sehn und Erkennen!" Und er belehrt den Schüler:

Sei, wie Gewässer, reißend mitgerissen,
Ein fremder Stoff, bereit die Welt zu halten,
Gestaltet selbst ein Spiegel der Gestalten! ...
Sei tausendfalt, um dich in eins zu fassen!

Niemals ein Tun, nur Einsehn und Erkennen ist die Welt. Stimmt das nicht zu wesentlichen Merkmalen des österreichischen Wesens, die ich am Eingang zu erfassen suchte? Die jüngste österreichische Dichtung erweist sich durch solche Bekenntnisse als echt österreichisch.

Sie verzichtet auf manches, das dem österreichischen Wesen vor kurzem noch anhing, oder vielleicht nur dem Wiener. Die Propheten der Güte und des Mitleids haben das bloße Beschauen, die skeptisch-ironische Haltung aufgegeben. Ein heiliger Ernst spricht aus ihnen. Sie fühlen sich als Bekenner und bekennen noch dann, wenn sie Gefahr laufen, durch ihr Liebesevangelium den

Anschein der Schwäche zu wecken. Sie wahren das österreichische sittliche Verhalten, dem es widerspricht, die eigene Meinung den Aufgaben des Tages unterzuordnen.

Zuckermanns Reiterlied redet eine gedämpfte Sprache und ist darum echt österreichisch. Gedämpft klingt, was Werfel vom Kriege sagt. Aber in seiner Sprache kündet sich doch mehr, kündet sich ein sittliches Gebot an, ein Bedürfnis, zu bekehren, ein fester Entschluß, den eigenen Weg zu gehen und ihn anderen zu zeigen. Es ist nicht das einstige Schweben über den Dingen, das Spiel mit den vielen Möglichkeiten des Daseins. Er hat auch den kühnen Mut, der herrschenden Ansicht entgegenzutreten.

Der herrschenden Ansicht, dem Erfordernis des Augenblicks! Es wird eine andere Zeit kommen, die auch der Weltanschauung Werfels und seiner Genossen nicht entraten kann. Und dann werden diese Jüngsten zu Führern deutscher Kultur werden, wie es ihre unmittelbaren Vorgänger waren.

Ich möchte auch nicht in allgemeinsten Umrissen den Nachweis versuchen, wie stark Hofmannsthal und Schnitzler auf die Dichter Deutschlands eingewirkt haben. Es möge genügen, daß sie zuerst eine Richtung verfochten haben, die nach ihnen auf deutschem Boden Vertreter fand. Beheimatet waren sie von Anfang an in Deutschland. Als Grillparzer dahingegangen war, folgte endlich den Einzeldrucken seiner Werke, die in Wien erschienen und wenig Abnehmer fanden, im altehrwürdigen Verlag Cotta eine Gesamtausgabe seiner Schriften, die ihn dem Deutschen nahebrachte. Hofmannsthal und Schnitzler traten von Anfang an in deutschem Verlag auf; S. Fischer in Berlin und der Inselverlag in Leipzig begannen auch bald, die Schriften beider zu sammeln, und der Band des Inselverlags, der Hofmannsthals Gedichte und kleine Dramen vereinigt, ist heute in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Dem gleichen Verlag gehört Rilke an. Alle diese österreichische Dichtung ist mithin längst Angelegenheit deutschen Interesses. Ja, es fragt sich, ob Österreich sich mit ihr ebenso eingehend befaßt.

Den Jüngsten bietet der Verlag Kurt Wolffs in Leipzig eine Unterkunftsstätte. Nicht er allein; aber immer stärker entwickelt er sich zu einer Heimstätte der neuesten Österreicher. Er bringt den Deutschen dieses Neuland so nahe, daß mancher angesichts der Beachtung, die in Deutschland Franz Werfel findet, gar nicht vermutet, in ihm einen Österreicher anzutreffen. Ausgiebig ist mithin vorgesorgt, daß jüngste österreichische Dichtung auf dem Boden Deutschlands zu voller Wirkung gelange.

Die dichterischen Werte Österreichs bilden eine der festesten Brücken, die heute Deutschland und Österreich verbinden. Wenn jetzt Deutschland dem Donaustaat seine kräftige Stütze leiht, so schützt es diese Kulturwerte. Mögen sie durch Eigenheiten, die ich geltend machte, dem deutschen Fühlen, besonders der unmittelbaren Gegenwart, widersprechen, sie bedeuten doch ein Gegengewicht gegen Einseitigkeiten, die überwunden sein wollen. Es entwikkeln sich Dinge, die nach dem Kriege unentbehrlich sein werden. Die Poesie des liebenden Mitgefühls, die von Österreichern heute angestimmt wird, kann ihre segensreiche Kraft betätigen, wenn einst nach Jahren des Völkerhasses die schweren Schäden wieder Heilung finden müssen, die in diesem

Krieg das Verhältnis der Völker zueinander erlitten hat.

Nicht bloß den strengen Ansprüchen des Tages, auch den Wünschen der Zukunft suchen die deutschen Dichter Österreichs heute zu genügen. Da entfaltet sich ein Lebensernst, wie ihn das übliche Urteil über den Österreicher kaum erwarten ließe, ein Ernst, der obendrein wie ein seelischer Aufschwung von ungemeiner Wucht jedem Kenner Österreichs und Wiens erscheinen muß. Ein Dichter aus dem Kreise der Wiener Jugend stimmte im August 1914 ein Gebet für Österreichs Volk und Kämpfer an, das in künstlerischer Form ausdrückt, was hier von den jüngsten Wandlungen Österreichs, von dem Erwachen unerbittlichen Pflichtbewußtseins mitten in einer Welt leichtbeschwingten Lebens und melodischer Daseinsverklärung gesagt worden ist.

Wir sind umwirkt von holdestem Betören,
Die Landschaft sänftigt jeden Sorgenblick
Und ladet ein zu süßem Ihrgehören,
Zu Wein und Liebe, Rührung und Musik.

Unserer jungen Menschen Schreiten ist Musik, von allen Hängen jubelt Musik, die allgemeine Melodie berückt selbst die Nüchternheiten der großen Städte. So werden die Herzen weicher, die Sinne fein, so wird das Urteil menschlich mild. Das erhebt den Österreicher zum Künstler. Aber es schafft auch, wenn es gilt, aus Träumern Helden. Dieses Volk der Tänzer und der Geiger hat sich, wenn des Geschickes Zeiger die große Stunde der Geschichte wies, immer wieder das Land neu erschaffen, das ihm der Inbegriff der Erde ist. Und so klingt das Gebet aus:

Erwäge dies in deinem dunklen Walten,
Unendlicher, der Schmach und Sieg verleiht!
Denn unser großes stummes Händefalten
Ist nur gerichtet auf Gerechtigkeit.

Anton Wildgans, der dies Gebet dichtete, bewies in seinem Drama „Armut", daß ihm die hohen seelischen Spannungen und der verhaltene Ausdruck starken Mitgefühls, diese Kennzeichen jüngster österreichischer Poesie, gegeben sind. Seine Tragödie wurde ihm zu einem Hochgesang der Versöhnung und der Liebe, der aus schier naturalistischem Einsatz aufsteigt zu den feierlichen Versen eines Requiems. Das Feierliche, Getragene ist ihm überhaupt lieber als fast allen seinen österreichischen Dichtergenossen. Es lebt sich in seinen Kriegsgedichten aus. Sie singen — im Gegensatz zu Werfel und dessen nächsten Nachbarn — von der großen Aufgabe des Augenblicks, nicht bloß von dem menschenvernichtenden und menschenentzweienden Unheil des Kriegs. Sie wissen, daß dieser Krieg seine Kämpfer zwingt, ganze Arbeit zu tun, damit es nicht einst heiße: „Für Halbes sind eure Väter gestorben, die Lebenden haben's den Toten verdorben!" Sie verkennen aber so wenig, wie die allerjüngste Kriegspoesie Österreichs, die Ansprüche, die sittlicher Ernst an die Zukunft, an die kommende Friedenszeit zu stellen haben wird. Sie nehmen nur diese Ansprüche in anderem Sinn: sie eröffnen den Umfang der Pflichten, die durch die Leistung der Helden bedingt sein werden und Erfüllung finden müssen, auf daß man ihnen die Früchte blutiger Saaten nicht verkümmere oder vergälle. Da blickt heiliger Lebensernst hinweg über das Große und Schwere des Augenblicks in eine Zukunftswelt voll Verantwortung. Und auch da geht es hinauf zu einem Evangelium künftiger Menschenversöhnung, anders freilich als bei Werfel, vor allem im Sinn tatkräftiger Bewältigung des Lebens und seiner Aufgaben.

Wie die Franzosen sich im Spiegel sehen.

Von Hanns Heiss.

I.

Im Jahre 1784 wurde von der Berliner Akademie, die sich damals Académie royale des sciences et belles-lettres nannte, die folgende Preisaufgabe gestellt: *Qu'est-ce qui a fait de la langue française la langue universelle? Pourquoi mérite-t-elle cette prérogative? Est-il à présumer qu'elle la conserve?*

Die Frage fand zwei Bearbeitungen, unter die der Preis verteilt wurde[1]); die eine stammt von einem Deutschen, dem Stuttgarter Professor Johann Christoph Schwab, die andere von dem Franzosen Rivarol: es ist der rasch berühmt gewordene «Discours sur l'universalité de la langue française.» Beide Bearbeitungen wetteifern, ein Loblied nicht bloß auf die französische Sprache, sondern auf die Überlegenheit des französischen Volkes in allen Dingen anzustimmen; beide verkünden laut, daß sich die ganze Menschheit verehrungsvoll und neidlos vor Frankreich zu beugen hat. Und mehr noch als die Bearbeitungen bedeutet allein die Tatsache, daß die Preisfrage von einer nichtfranzösischen Akademie gestellt wurde, eine offizielle Anerkennung des Vorrangs, den damals die französische Sprache unumstritten in der Welt einnahm, aber darüber hinaus auch eine Anerkennung des Vorrangs, den Frankreich überhaupt in Europa und in der ganzen Welt beanspruchte, damals wie ein paar Jahrhunderte vorher und wie heute noch. Als höflicher Franzose, der er war, dankte Rivarol für die freundliche Absicht, indem er im Eingang seiner Abhandlung betonte, daß noch nie eine solche Huldigung einem geschliffeneren Volk von einer erleuchteteren Nation dargebracht worden sei.

Als Rivarol seine Gedanken über die Herrlichkeit der französischen Sprache niederschrieb, waren in Frankreich das alte Staatswesen und das Königtum aufs tiefste erschüttert. Nur noch eine kurze Spanne Zeit, und die Revolution brach aus, die Bastille wurde gestürmt, der Thron gestürzt, der König und dann die Königin geköpft. Nur noch eine kurze Spanne Zeit, und nicht bloß das alte Staatswesen, sondern Frankreich selbst schien dem Untergange geweiht, ringsum von Feinden bedroht. Im Inneren der Ansturm der königstreuen und kirchentreuen Landschaften gegen die revolutionären Regierungen, die sich in Paris ablösen; von außen her der Druck der monarchischen Koalitionsmächte. Nur ein Wunder kann Frankreich retten; aber das Wunder geschieht: *la levée en masse.* Aus dem Boden gestampfte, schlecht gekleidete, schlecht genährte, schlecht bewaffnete Heere, von jungen Offizieren geführt, halten den Anprall des Feindes auf, schlagen ihn zurück, fluten ihm nach über die Grenzen des Landes. Und aus den Offizieren erstehen Generale, und von den Generalen wächst einer zu übermensch-

1) Vgl. Harnack, Gesch. der Kgl. pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. I 421. Ein ins Französische übertragener Auszug der Abhandlung von Schwab steht in den Nouv. mém. de l'académie royale, année 1785. Berlin 1787, S. 371 ff.

licher Größe empor wie Alexander, wird Konsul, Diktator, endlich Kaiser und wirft als Kaiser Europa gedemütigt in den Staub zu Frankreichs Füßen.

An die Revolution und an das erste Kaiserreich erinnert sich der Franzose gern als an Zeiten, denen kein Volk ähnliche gegenüberstellen kann. Und er sonnt sich um so lieber in diesem Buwußtsein, als er sich sagt, daß seine Geschichte noch mehr Zeiten vom selben Glanz aufzuweisen hat, ja daß in ihr so gut wie ununterbrochen Glanzzeit auf Glanzzeit folgt. Frankreichs Geschichte ist gewaltig genug, um auch dem Fremden Eindruck zu machen. Aber so wie der Franzose sie liest, muß er berauscht und schwindlig werden. Er mag zurückblättern, so weit er will, bis auf Karl den Großen, Frankreichs Charlemagne, dessen Gestalt schattenhaft, aber darum nur noch riesenhafter aus dem Dunkel der Sage herüberragt. Jedes Blatt erzählt ihm von der Größe Frankreichs; jedes zeigt ihm einen neuen prächtigen Anblick französischen Ruhmes, das eine Waffenruhm, das andere zivilisatorischen Ruhm, wieder ein anderes religiösen und sittlichen Ruhm. Jedes gibt ihm neue Gründe, Frankreich zu bewundern und stolz auf sein Franzosentum zu sein. Aus jedem schöpft er die Überzeugung, daß sein Volk unvergleichlich ist, das erste Volk der Erde, daß es ein Recht darauf hat, als das erste Volk gewürdigt und geehrt zu werden, und die Pflicht, seinem Rechte Geltung zu verschaffen. Staunend, ergriffen, mit jedem Schritt überwältigter wandelt der Franzose durch seine Geschichte wie durch eine ungeheure Ruhmeshalle, wo vor den Standbildern seiner Künstler und Denker, seiner Heiligen und Priester, seiner Krieger und Arbeiter des Friedens sich zu Bergen die Lorbeerkränze häufen, die ehrfürchtig und dankbar die Menschheit auf Wallfahrten aus Süden, Norden, Osten, Westen gebracht hat, um sie hier niederzulegen. Er freut sich der Kränze — aber er findet, daß es reichlich mehr sein dürften.

II.

Durch die ganze Geschichte des französischen Volkes geht (dem Nichtfranzosen nur schwer verständlich) ein Gefühl tiefer Unzufriedenheit mit der übrigen Menschheit. Frankreich fühlt sich nie nach Verdienst anerkannt, fühlt sich immer gekränkt, benachteiligt, zurückgesetzt, mißhandelt. Seit 1871 nennen sich die Franzosen verstümmelt, weil ihnen Elsaß-Lothringen genommen wurde. Aber vor 1870 nannten sie sich die Verstümmelten von 1815, weil Frankreich durch den zweiten Pariser Frieden wieder auf die Grenzen von 1790 beschränkt und so seiner natürlichen Grenzen beraubt worden war. Die natürlichen Grenzen Frankreichs, das sind die Alpen, das Meer und der Rhein, und nach ihnen strebt Frankreich erst unbewußt, dann planvoll seit den Kapetingern.[2]) Mit außerordentlicher Zähigkeit vererbt sich dies Streben von König zu König und weiter vom Königtum auf die Revolution und von Napoleon auf die Regierungen des 19. Jahrhunderts. Im Mittelalter beruft man sich auf das Reich Karls des Großen. Von der Renaissance an werden Cäsar und Strabo Kronzeugen: Frankreich muß überall da sein, wo einst Gallien war. Die Begründungen und Vorwände wechseln, das Ziel bleibt dasselbe. Im 12. Jahrhundert zählt der Sänger der Ludwigskrönung all die Länder auf, die

2) Vgl. Sorel, L'Europe et la révolution française. I, besonders S. 244—320. Auch Lavisse, Histoire de France VII. 2, S. 222.

zu Frankreich gehören, wenn sie auch noch nicht damit vereinigt sind, und was sich in den Revolutionskriegen äußert, ist trotz der schönen und ehrlich gemeinten Redensarten von Völkerbefreiung und Völkerbeglückung nichts als der Drang nach den natürlichen Grenzen, der die Politik der Republikaner genau so leitet wie die eines Richelieu. Mehrmals sah es so aus, als könnte der alte Ehrgeiz verwirklicht werden, und jedenfalls war Frankreich bis zur unvergeßlichen Demütigung von 1870/71 fast immer der stärkste und einflußreichste Staat in Europa, der Staat, der politisch und militärisch vorherrschte und der nur zu wollen brauchte, um den Nachbarn seine Überlegenheit spüren zu lassen und in sieghaften Eroberungszügen seinen Machtkreis auszudehnen.

Im 17. Jahrhundert verkörpert sich Frankreichs Überlegenheit in der Person eines Mannes: Ludwigs XIV. Und Ludwig XIV. genießt sie mit dem herausfordernden, leicht prahlerischen Mutwillen, der der ganzen Nation eigen ist, sobald es ihr gut geht. Der Hafer sticht ihn; er muß fortwährend andere demütigen, anderen den Fuß auf den Nacken setzen. Jede Gelegenheit dazu ist ihm willkommen. Auf die Fürsten Europas sieht er herab wie auf die Adligen, die in seinen Vorzimmern herumlungern, auf den König von England, auf den König von Spanien, auf den deutschen Wahlkaiser, der sich lächerlicherweise den Titel *christiani populi caput* anmaßt, einen Titel, der nur ihm, Frankreichs König, gebührt. Der Papst ist zwar Stellvertreter Gottes auf Erden, aber der allerchristlichste König ist es nicht minder, und wehe, wenn der Papst je vergäße, daß er mehr von Ludwigs gnädiger Gesinnung abhängt als Ludwig von der des Papstes. 1662 gelüstete es Ludwig wie so oft, eine kleine Machtprobe zu veranstalten, aus der er als Sieger hervorgehen wird. Er bauscht einen betrunkenen Streit zwischen Leuten seiner Gesandtschaft in Rom und den korsischen Wachen des Papstes auf, um sich eine aufsehenerregende Genugtuung zu erzwingen, und empfiehlt seinem Gesandten, doch ja dem päpstlichen Hof einzuschärfen, wie wenig an der päpstlichen Gunst gelegen ist: „Frankreich kann auf diese Gunst viel eher verzichten, als die Päpste auf die Zuneigung und die Hochachtung des Königs und des Königreichs verzichten können, das jederzeit, besonders aber jetzt, unumstritten die Hauptachse ist, um die sich die Interessen der Christenheit und ihrer sämtlichen Fürsten drehen.“[3])

In Erz und Stein hat der Sonnenkönig seinen Triumph verewigen lassen. Wer Versailles besucht, kann heute noch auf Bildern und Reliefs die Züchtigung der Staaten Europas schauen: den spanischen Löwen in kläglicher Haltung, den kaiserlichen Adler Deutschlands jämmerlich mit den Flügeln schlagend, erbärmlich geduckt auch den Zerberus des Dreibundes, der sich vergebens gegen Frankreich zusammenschloß, und den Reigen seiner Feinde überragend, den König selbst, als Herkules oder Cäsar zu Pferd, umringt von Göttern und Göttinnen, die ihm dienen, Mars, Ceres, Neptun, Vulkan, Apollo, von anderen, die seine Tugenden darstellen, seine Weisheit, seine Wachsamkeit, seine Tapferkeit, während eine Fama und ein Merkur im Fluge seinen Ruhm der ganzen Erde verkünden. Und einem modernen Franzosen, der demokratisch und republika-

3) Lavisse, Hist. de France. VII 2, S. 229, auch 267 ff.

nisch denkt, mag die selbstherrliche Persönlichkeit Ludwigs XIV., seine despotische Willkür noch so unangenehm und widerwärtig sein, er empfindet doch mit Stolz die Größe dieses Monarchen als Sinnbild von Frankreichs Größe.

Und war nicht Frankreichs Größe ähnlich unter dem dritten Napoleon, unter Richelieu, unter Heinrich IV., unter Franz I., unter Ludwig XI.? War sie nicht noch erdrückender unter Napoleon I., da der Traum von einem Frankreich unterworfenen Europa nur das Vorspiel zu dem kühneren Traum eines französischen Weltreichs zu sein schien, da Napoleon Hauptstadt um Hauptstadt bezwang, Fürsten ernannte und absetzte wie Schloßpförtner und er, der aus dem Volke herkam, Gemahl einer Erzherzogin und Schwiegersohn des Kaisers aus dem alten Habsburger Geschlecht wurde? Keine Zeit kann den Franzosen so deutlich die unwiderstehliche Eroberer- und Herrennatur ihrer Rasse vor Augen führen wie diese, da der französische Soldat (so wie die verklärende Legende ihn schildert) persönlich ebenso unwiderstehlich und herrenhaft wie sein ganzes Volk, mit dem übermütigen Lachen des Siegers, aber liebenswürdig und allenthalben die Herzen im Sturm gewinnend, kreuz und quer durch Europa zieht und zwischen zwei Schlachten bei einem Glas Wein sitzend, mit einer Schönen auf den Knien, seinen Frohsinn und seine unerschöpfliche Laune sprudeln läßt. Keine Zeit kann auch so deutlich wie diese vor Augen führen, daß die Franzosen unbesiegbar sind, wenn nicht das Schicksal selbst sich gegen sie wendet wie in Moskau oder bei Waterloo. Nie sind die Franzosen, die *grande nation*, wie sie sich seit der Revolution heißen, nie ist die *grande armée*, die Napoleon Frankreich geschenkt hat, von Menschen überwunden worden, mögen die Feinde noch so zahlreich, die Koalitionen noch so stark gewesen sein. Nie, auch 1870/71 nicht; denn was damals ihre Niederlage verursachte, war nicht etwa die Tüchtigkeit der Deutschen, sondern nur die verbrecherische Lotterwirtschaft Napoleons, der Verrat oder die Dummheit französischer Generale, vor allem aber die großmütige Vertrauensseligkeit Frankreichs, das auf einen so tückischen und hinterlistigen Überfall nicht gefaßt war. „Meine Absicht ist, zu beweisen, daß seit dem Anfang der Monarchie die Franzosen nie geschlagen wurden, und daß, was die Geschichtsforscher bisher davon erzählten, wirkliche Verleumdungen sind," so meldet in Montesquieus «Lettres persanes» ein Zeitungsschreiber dem Minister, um ein Werk, das er plant, zu empfehlen.[4]) Das Werk wäre überflüssig; denn die Geschichtsauffassung, die Montesquieu verhöhnt, lebt ohnehin als tiefe Überzeugung in der Brust der Franzosen.

III.

Der Gedanke an dieses dauernde materielle, politische und militärische Übergewicht, der Gedanke an ein Frankreich, das keinen zu fürchten braucht, und vor dem Europa zittert, ist stolz genug und kann die Massen blenden. Aber auch, wer hoch über den Massen steht, kann in ihm schwelgen, weil er fühlt, daß Frankreich sein Übergewicht nicht bloß mit roher Gewalt errungen und behauptet hat, daß die materiellen Eroberungen Frankreichs nichts sind im Vergleich zu seinen geistigen Eroberungen, daß alles, was ihm an Ehren,

4) Ausgabe H. Barckhausen. I 253.

Ruhm und Gewinn zufällt, nur der verdiente Lohn ist für die tausendfachen Wohltaten, die Frankreich der Menschheit erwiesen hat. Frankreich schreitet an der Spitze der Zivilisation, es ist den übrigen Völkern jederzeit, auch heute noch, um ein paar Jahrhunderte voraus, Frankreich ist der gebende, die übrige Erde der empfangende Teil — das ist eine unumstößliche Erkenntnis, die der Franzose schon mit der Muttermilch einsaugt, und in der ihn alles, was er vom Kindesalter an lernt und erfährt, nur bestärkt.

Im 18. Jahrhundert durfte Rivarol die universelle Verbreitung der französischen Sprache rühmen. England, Holland, Skandinavien, Polen, Rußland, der Balkan zum Teil, Italien, die Pyrenäische Halbinsel waren damals an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft der Sprache nach ebenso verwelscht als Preußen und andere deutsche Länder. Französisch ist die allgemein anerkannte Sprache der Diplomaten und Staatsmänner, die Sprache des Plauderns im Salon und in Briefen, die Sprache der Gelehrten und Denker, die zu Europa reden wollen wie Leibniz in der «Théodicée» oder den «Nouveaux essais sur l'entendement humain». Aber schon das Mittelalter, vom 12. Jahrhundert an, bietet ein ähnliches Schauspiel. Überall wird französisch verstanden und gesprochen; überall teilt es sich mit dem Latein in die Herrschaft; mit den Kreuzzügen macht es seine ersten außereuropäischen Eroberungen. Nichtfranzosen schreiben in französischer Sprache und sie tun es, weil (wie Brunetto Latini im Schatzkästlein und Martino da Canale in der Venezianischen Chronik fast mit denselben Worten sagen) die französische Sprache Geltung in der Welt hat und reizender zu lesen und zu hören ist als jede andere.[5]) Und Hand in Hand mit der Verbreitung der Sprache geht die Verbreitung der französischen Literatur und Kultur. Was für Einfluß die französische Literatur bei uns in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert ausgeübt hat, wissen wir ebenso wie den Einfluß, den sie im 19. Jahrhundert und in der jüngsten Vergangenheit ausübte. Boileau, Corneille, Molière, Diderot, Rousseau, Zola, die freie Bühne und der ganze Naturalismus, Verlaine, Verhaeren, der Symbolismus und die vielen Ismen, die um die Jahrhundertwende von irgendeinem Atelier oder Kaffeehaus auf dem Montmartre der Welt geoffenbart wurden — seitenlang könnte man Namen aufzählen und dürfte beileibe auch Herren wie den unfrommen Abbé Grécourt, Scribe, Sue, die zwei Dumas, Pailleron, Sardou, Prévost und weiß Gott wieviel andere geschäftsgewandte Literaturindustrielle nicht vergessen, um einen Begriff zu geben, was alles bei uns gelesen und gespielt, übersetzt und nachgeahmt worden ist. Und das ist nicht bloß in Deutschland so, sondern in ganz Europa, und das war wiederum so schon im Mittelalter, wo die französische Dichtung nicht weniger eifrig gelesen, übersetzt und nachgeahmt wurde, das Rolandslied, der Alexanderroman oder die Romane des Chrétien de Troyes so gut wie der Minnesang oder die Epen von Reineke Fuchs.

Seit dem 13. Jahrhundert bildet die Pariser Universität auf lange Zeit hinaus den wichtigsten Mittelpunkt geistiger Tätigkeit in Europa. Das lateinische Wortspiel über den Priamiden: *Paris absque pari* wird auf die Stadt umgemünzt, die Victor Hugo später

5) F. Brunot, Histoire de la langue française. I 358.

unermüdlicher als andere französische Dichter, ohne daß ihm je der Atem ausging, als die unvergleichliche, einzige besang, die Stadt des Lichts, die Hauptstadt der Welt, das Gehirn des universellen Denkens, die Stadt der Städte, majestätisch wie Rom, stoisch wie Sparta, sündhaft wie Babel, heldenhaft wie Saragossa, die Riesin, das Ebenbild des Kosmos, sie, die in sich alle Städte der alten und der neuen Welt vereinigt. Dorthin nach Paris flutet von Jahrhundert zu Jahrhundert der Strom der Menschen aus nahen und fernen Ländern, aus den fünf Erdteilen, der Strom der Neugierigen und Wissensgierigen, derer, die in ernster Arbeit lernen wollen wie derer, die ihr Leben lustig genießen wollen. Und Paris strahlt wieder aus: es schickt seine Literatur in die Welt wie seine Parfümerien, Schminken, Pommaden, Süßigkeiten, Kochrezepte, die Werke seiner Maler und Bildhauer wie die Modelle seiner Schneider, Miederfabrikanten und Hutmacherinnen, seine wissenschaftlichen Entdeckungen wie seine Kokotten, Friseure und Tanzmeister. Was das Leben schmückt, verschönert, adelt, ihm tieferen Gehalt gibt, es über das Tierische hinaushebt und lebenswert macht, hat in Paris und Frankreich seinen Ursprung. Die Chemie ist eine französische Wissenschaft wie das Geheimnis der Soßen- und Kognakbereitung eine französische Kunst ist. Der Ehrenkodex ist ein französisches Erzeugnis wie der Henriquatre-Bart, die Quadrille, das Bidet und der Empirestil. Das Fliegen und der Automobilismus sind französische Erfindungen wie die Puderquaste, der Zylinder mit dem achtfachen Spiegelglanz, der seidene Unterrock und der durchbrochene Strumpf. Wer elegant sein will, kleidet sich nach der Pariser Mode, und wer Schliff zeigen will, wählt sich den Pariser Kavalier als Muster wie jener englische König des Mittelalters, der einen französischen Hofkaplan nahm *quia francicam elegantiam norat.*[6]) Und wo der Franzose hinkommt, wenn er das Ausland zu besuchen geruht, ist er begehrt und beliebt, unabänderlich der liebenswürdige Schwerenöter, noch liebenswürdig, wenn er vergewaltigt — aber braucht er denn zu vergewaltigen? —, er, der unwiderstehliche Bezauberer, von dem die Frauen träumen, Ladenmädchen wie Prinzessinnen, und der durch seinen Witz und Geist alle mit fortreißt, galant, von feinster gesellschaftlicher Kultur, ausgezeichnet durch die reichsten Gaben des Herzens und des Verstandes, gleich vollendet in der Rüstung des Kreuzzugritters wie unter der Allongeperücke in der Hoftracht von Versailles und in Jacke und Hose der Gegenwart.

Was im 13. Jahrhundert der Dichter Adenes li rois im «Cléomadès» seiner Heimat nachrühmt, das ist allen Franzosen aus der Seele geschrieben, ein selbstverständliches Loblied, das kein Wandel der Zeiten zu schmälern vermag, auf Frankreich den Hort und die Blüte der Waffenkunst, der Ehre, der Lieblichkeit, der Höfischkeit und der Freigebigkeit:

> Car en anciens escris
> trueve on que tous jours a esté
> France la flours et la purté
> d'armes, d'onnour, de gentillece,
> de courtoisie et de largece.

IV.

All das ist groß, gewaltig, unvergleichlich. Aber es tritt noch etwas

6) Guibert de Nogent, zit. von Nyrop, Grammaire hist. de la langue française. I 34.

Gewaltigeres hinzu, um das Selbstbewußtsein der Franzosen zu steigern. In der Krone, die Frankreich für den Franzosen auf dem Haupte trägt, leuchtet noch ein dritter Reif, und der ist kostbarer als die beiden anderen, von überirdischem Schimmer. Mehr noch als seine staatlichen und militärischen Tugenden: Tüchtigkeit, Klugheit, Tapferkeit, Ehrgefühl und edle Ruhmbegierde — mehr noch als seine hervorragenden Leistungen in Literatur, in Kunst und allgemeiner Kultur stempeln das französische Volk zum auserwählten Volk die hohen idealen, sittlichen, religiösen Werte, die es zu vermitteln hat und denen Europa und weiter die Menschheit verdankt, daß sie erst aus dem rohen, halbwilden Heidentum der vorchristlichen Zeit, dann aber aus dem kaum weniger rohen Dunkel gotischen Aberglaubens erlöst worden sind. Im Mittelalter wird das stolze Wort geprägt: *gesta dei per Francos*, das heißt: die Taten, die Gott durch den Arm der Franken vollbringt, und man denkt zunächst an die Kreuzzüge, denkt daran, wie wichtig für sie ein Franzose wie der heilige Bernhard von Clairvaux oder ein anderer Franzose wie der heilige Ludwig waren, denkt an den feurigen, opfermutigen Glaubenseifer, mit der für die Verbreitung der christlichen Heilswahrheit allenthalben französisches Blut vergossen wurde. Nicht umsonst trägt Frankreich den Ehrennamen älteste Tochter der Kirche und tragen seine Fürsten den Ehrentitel allerchristlichster König. Nicht umsonst hat Gott selbst ehedem durch ein Wunder den heidnischen Merowinger Chlodwig bekehrt und aus ihm den ersten französischen König katholischen Glaubens gemacht. Nicht umsonst hat Gott selbst durch seine Engel das heilige Salbgefäß gesandt, aus dem bei der Krönung in Reims die französischen Könige bis auf Karl X. gesalbt wurden.

Die Jahrhunderte vergehen, in denen die Franzosen sich als die treuesten und berufensten Gottesstreiter fühlen, in denen sie im Morgenland für Christus gegen die Götzendiener, im Abendland für die reine katholische Lehre gegen frevelnde Ketzer kämpfen. Eine neue Zeit bricht an. Die Aufklärungsphilosophie und die Revolution fegen den kindlichen Glauben weg. Gott wird in Frankreich entthront wie Ludwig XVI., und an seine Stelle wird ein atheistischer Begriff gesetzt: die Vernunft, und ihr Kultus, oder ein unbestimmtes deistisches Wesen: *l'être suprême*. Aber der alte Spruch: *gesta dei per Francos* behält trotzdem seine Gültigkeit, ja sein stolzer Klang wird womöglich noch stolzer. Nur der Gott wechselt, es ist nicht mehr der Judengott und der Christengott, denen man vorwirft, finster und schrecklich auf der Welt gelastet zu haben. Ein anderes edleres Evangelium verdrängt das Evangelium Christi. Und dieses andere Evangelium verteidigen nicht bloß die Franzosen, sie geben es, sie schenken es, es stammt von ihnen. Es ist das Evangelium, das in der Erklärung der Menschenrechte gipfelt, das Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verkündet und das dem armen, gequälten, in Not und Unwissenheit schmachtenden Menschengeschlecht endlich die so oft trügerisch verheißene Erlösung bringen soll. „Die Posaune des Jüngsten Gerichts (so schreibt im Mai 1791 die Zeitung ‚Les révolutions de Paris') ist an den vier Ecken Europas erschallt. Tief aus der Gruft ihrer Sklaverei haben die Menschen sie gehört; sie erwachen; sie schütteln den Staub der Vorurteile von sich ab ... endlich sehen sie ein wenig das Licht ... Nun wenden sie alle den

Blick gegen Frankreich, von wo der Lärm ausging, der sie erweckte, und wo in seinem ganzen Glanz der Tag strahlt, von dem sie erst das Morgendämmern gewahren."[7])

Wer die Geschichte der Französischen Revolution auch nur oberflächlich kennt, wer auch nur einmal flüchtig in ihren Urkunden geblättert hat, der weiß, mit welcher Inbrunst sich ihre Männer als Menschheitserlöser, als Apostel einer alleinseligmachenden Heilswahrheit gefühlt und mit welcher Leidenschaft, mit welcher schwärmerischen Wut sie es als ihre Pflicht betrachtet haben, diese Heilswahrheit in der Welt zu verbreiten — wie einst das Christentum mit Feuer und Schwert, wenn es sein muß. In der Erklärung der Menschenrechte war Amerika vorausgeeilt; nun galt es aber, sie zu predigen, die Menschheit zu ihnen zu bekehren. Der religiöse Drang, der den Charlemagne der Heldendichtung mit seinen Paladinen, die Kreuzfahrer gegen Sarazenen und Türken beseelt, lebt wieder auf und wird fieberhafter als je. Es lockt das Ideal einer allgemeinen Republik, in der die Völker, unter Frankreichs Führung verbrüdert, die uralten Träume vom Himmelreich auf Erden zur schönen Wirklichkeit machen. „Eine Versammlung von Philosophen, die sich damit beschäftigt, das Glück der Welt vorzubereiten", so nennt 1792 ein Redner den Nationalkonvent.[8]) Und der Nationalkonvent selbst gibt im Februar 1792 in seinem Aufruf an die Truppen, die er den feindlichen Heeren entgegenstellt, als Ziel der Kämpfe an:[9]) „Wenn ihr Sieger seid, so ist es um die Tyrannen geschehen. Die Völker umarmen sich, schämen sich ihres langen Irrtums und löschen für immer die Kriegsfackel aus. Euch aber wird man preisen als die Retter des Vaterlandes, die Gründer der Republik, die Erneuerer des Weltalls, *les régénérateurs de l'univers!*"

Les régénérateurs de l'univers — dazu sind die Franzosen berufen, *gesta dei per Francos.* All die Schlagworte und Phrasen, die wir seit dem Sommer 1914 noch öfter als vorher hören und die im ganzen französischen Volk gläubigen Widerhall finden, all die Phrasen über die erhabene Mission Frankreichs, über die Notwendigkeit des französischen Sieges, von dem die Zukunft der Menschheit abhängt, sind ein Erbteil aus der Französischen Revolution. Und es ist ein Beispiel von Massensuggestion ohnegleichen, daß der Franzose auch heute noch für bare Münze nimmt, was im kurzen Rausch der Revolution mit zündender Begeisterung und hinreißender Beredsamkeit als das uneigennützige Ideal Frankreichs verkündet wurde. Die Französische Revolution spricht offiziell dem Einzelmenschen wie den Völkern das Selbstbestimmungsrecht zu; das steht in der Erklärung der Menschenrechte. Die Französische Revolution erklärt offiziell, daß sie den schwachen Völkern Schutz gegen ihre Unterdrücker bieten wird; in einem Dekret des Nationalkonvents von 1792 heißt es:[10]) „Der Nationalkonvent erklärt im Namen der französischen Nation, daß sie Brüderlichkeit und Hilfe allen Völkern gewährt, die ihre Freiheit wiedergewinnen wollen." Die Französische Revolution erklärt offiziell, daß sie keine Eroberungskriege führen will, und nimmt

7) Aulard, Histoire politique de la révolution française. S. 111f.

8) Aulard, Hist. pol. S. 269

9) Rambaud, Histoire de la civilisation contemporaine. S. 136

10 Rambaud S. 135.

in ihre Verfassung von 1791 den Grundsatz auf:[11]) „Die Nation verzichtet darauf, je einen Krieg zu unternehmen in der Absicht, Eroberungen zu machen, und wird nie ihre Kräfte gegen die Freiheit irgendeines Volkes gebrauchen.“ Niemand verkennt, wie edel, hochherzig, groß solche und ähnliche Grundsätze sind, die die Revolution auf ihre Fahnen geschrieben und in der Welt zu verbreiten gesucht hat. Aber der Franzose wird das Opfer einer naiven Selbsttäuschung, wenn er an sie denkt. Weil das auf dem Papiere steht, weil das auf den Mauern von Paris plakatiert wurde, weil das von den Tribünen herab in erregte Mengen geschrien wurde, weil das als Überzeugung in der Brust der Menschen lebte, die der ersten Republik zujubelten, und in der Brust der Soldaten, die auszogen, ihr Vaterland gegen „Tyrannensöldner“ zu verteidigen — deshalb hat Frankreich diese Ideale nicht bloß in einem Augenblick seiner Geschichte gewollt und nach ihnen gestrebt, sondern es hat sie zur nationalen Moral gemacht, zum Inhalt seines nationalen Gewissens und zur Richtschnur seines nationalen Handelns, und es hätte sie längst den übrigen Völkern aufgezwungen und so die Herrschaft der Vernunft und des Rechts und den ewigen Frieden auf Erden errichtet, wenn nicht ... ja, wenn nicht die übrigen Völker rückständig, taub, verblendet, selbstsüchtig, boshaft wären, unreif, sich zur sittlichen Höhe Frankreichs emporzuschwingen.

Daß sich dagegen mancherlei ganz bescheiden einwenden ließe, das sieht der Franzose nicht, oder er sieht es im Banne seiner Selbsttäuschung so, daß jeder Einwand von vornherein hinfällig wird. Belgien, Nizza, Savoyen, andere Einverleibungen, die Frankreich wieder zu seinen natürlichen Grenzen verhelfen sollten — kann man denn im Ernst von Annexionen reden, wenn Völker befreit werden, die sich selbst nach ihrer Befreiung durch Frankreich sehnten und die ihr feierlich zustimmten? Und wenn sich die Verteidigungs- und Propagandakriege der Revolution in den Kriegen Napoleons fortsetzten, so waren das Entartungen, und die Schuld an ihnen fällt ganz auf den Mann mit dem brutalen Erobérertemperament, der sich damals zum Herrn Frankreichs aufgeworfen hatte und der (nebenbei bemerkt) von Geburt gar kein Franzose, sondern Korse, Italiener war. Und zudem waren es nicht Eroberungskriege aus niedriger Beutegier, die so verächtlich ist, wie der französische Drang nach Ruhm und Abenteuern adlig ist; die Propaganda für das freiheitliche Evangelium war darin wohl verdunkelt, aber nicht erstickt. Und hat nicht Napoleon selbst, wenigstens nach seinem Sturz, in der Einsamkeit von Sankt Helena, sich als den Verfechter der Revolution, des demokratischen Gedankens gegen das lichtscheue, altersschwache legitimistische und absolutistische Europa gefühlt und bekannt? Es war unter Napoleon wie seitdem: vielleicht gibt es einen französischen Imperialismus; aber der hat mit dem Imperialismus Deutschlands, Englands, Rußlands nichts als den Namen gemein; er ist selbstlos und arbeitet für die Vergrößerung und Erstarkung Frankreichs nur, weil er so am besten dem Heile der Menschheit dient.

V.

Was der ungebildete Franzose dumpf und unbewußt ahnt, der gebildete weiß es und liest es in seiner Geschichte.

11) Rambaud S. 135.

Der Dichter, der Politiker, der Historiker sprechen es aus und entwickeln es in begeisterten Verherrlichungen Frankreichs. „Frankreich muß das Gewicht der Welt tragen; es muß unter den Völkern sein, was Herkules unter den Helden war", wie Robespierre bedrückt und stolz zugleich sagte, als der Herzog von Braunschweig an der Spitze der preußischen Truppen in Frankreich einmarschierte und sein drohendes Manifest erließ.[12]) Ein moderner Historiker faßt seine Darstellung dessen, was Frankreich für die Verbreitung der Prinzipien von 1789 getan hat, in den folgenden Preisgesang zusammen:[13]) „Wenn wir einen fürchterlichen Kampf gegen das ganze monarchische Europa und sogar gegen einen Teil von Frankreich für den Sieg der Menschenrechte durchgehalten haben, wenn das französische Blut in Strömen auf so viel Schlachtfeldern geflossen ist, so hat das französische Volk doch wenigstens den teuer erkauften und einzigartigen Ruhm, den ihm kein Volk, mag es noch so siegreich sein, bestreiten kann, den Ruhm, nicht bloß für seine eigene Befreiung, sondern für die des Menschengeschlechts gefochten zu haben und der Missionar und Apostel der universellen Wiedererneuerung gewesen zu sein. So hat es, unter einem anderen Banner, die Rolle fortgesetzt, die man ihm im Mittelalter zuwies, die Rolle des Gottessoldaten. Den Taten Gottes durch die Franken sind unsterbliche Seiten hinzugefügt worden. Wenn wir nicht mehr für ein leeres Grab gekämpft haben, haben wir für den lebenden Gott, für die Gerechtigkeit, für das Recht gekämpft. Nicht für uns allein, sondern für alle Menschen, in der Zukunft wie in der Gegenwart, für unsere Freunde wie für unsere Feinde, für die Schwarzen wie für die Weißen haben wir die Tyrannenmacht zerschmettert, die Kastenorganisation, die Leibeigenschaft, all diese Spuren des ehemaligen asiatischen sozialen Zustands; haben wir der Unwissenheit und Ausbeutung der Arbeiter ein Ende gesetzt, der Roheit des Gerichtsverfahrens und der Barbarei der Folter, den körperlichen Züchtigungen in den Armeen und den Schulen, religiöser Unduldsamkeit und religiöser Verfolgung; haben wir den Menschen frei gemacht, die Familie, den Boden, die Handwerke, die Presse, das Gewissen; haben die königliche, priesterliche und feudale Welt in die moderne Welt umgeschaffen."

Sorel schildert in seinem großen Werk «L'Europe et la révolution française» im Schlußkapitel des ersten Bandes sehr fein, wie sich die Einflüsse, die die Revolution ausstrahlt, gegen Frankreich kehren. Die Ideale der Menschenrechte und das Ideal der nationalen Souveränität dringen zu jedem Volke, und jedes nährt sie mit den Leidenschaften seiner Rasse. So werden die Kämpfe zwischen den Völkern, die es von jeher gab, nur noch erbitterter, und auf das verhältnismäßig kosmopolitische Europa des 18. Jahrhunderts folgt das glühend nationale und daher tief zerklüftete Europa des 19. Jahrhunderts. Dieser Umwälzung in Europa fehlt aber das, was die Eigenart der Rolle Frankreichs kennzeichnet: der Glaube und die Begeisterung, für die Menschheit zu arbeiten. Die Völker, die Frankreich nachahmen, denken nur an sich; daher der eifersüchtige, habgierige Zug in ihrem Streben; es fehlt ihnen der Schimmer der Uneigennützigkeit (le rayon de désintéressement),

12) Rambaud S. 136.
13) Rambaud S. 13f.

der zwar in Frankreich auch nur einen Augenblick lang geleuchtet hat, nur in der Morgenröte eines verdüsterten und stürmischen Tages, von dem aber ein Abglanz für immer geblieben ist. Es kann der französischen Nation Stolz und Trost sein, daß die Völker, die sich feindlich auf sie stürzten, gerade in ihrer Feindseligkeit unter dem Antrieb der Ideale von Freiheit und Unabhängigkeit handelten, die Frankreich großmütig ausgesät hatte.[14])

Der Schimmer der Uneigennützigkeit verklärt die französische Geschichte zum mindesten seit 1789. Nur wenige Franzosen werden bescheiden wie Sorel behaupten, er habe nur einen kurzen Augenblick geleuchtet. Nein, den meisten scheint es, er leuchtet durch alle Zeiten ungetrübt über Frankreich. Die Überlieferungen der Revolution sind nicht tot; sie leben fort, immer bereit, sich in Taten umzusetzen, und wären es auch nur ungefährliche Straßenkundgebungen; klangvolle Reden verantwortlicher und unverantwortlicher Politiker prägen dem Volke ein, welche Werte es hütet. Die Revolution von 1848 erbt die Hoffnungsseligkeit des 18. Jahrhunderts, träumt seine Träume, will vollenden, was zu vollenden damals nicht vergönnt war. „Der Wind, der über Frankreich hinbraust, wird über Flüsse und Gebirge die befruchtenden Keime tragen, aus denen die Republiken sich entfalten sollen. Wir werden die Welt erobern, ohne unsere Frauen und Kinder zu verlassen; und wenn das Ausland wieder in unseren Mauern auftaucht, wird es mit der Myrte und dem Ölzweig in der Hand kommen, um im Familienkreis das Heil der Welt zu feiern.[15])" Frankreich Heiland der Welt — eine zauberhafte Formel, auf die nicht nur Barrikadenkämpfer, Logenbrüder, Sozialisten, Antimilitaristen, Pazifisten männlichen und weiblichen Geschlechts eingeschworen sind, sondern die auch zum Rüstzeug der Regierungen gehört. Sogar das zweite Kaiserreich will mittun und beruft sich auf dieselben Ideale wie die Republikaner, die es befehden. Noch nach dem Staatsstreich bleibt Napoleon für viele der Träger des liberalen Gedankens, und die Kriege, die er führt, sind nicht weit davon entfernt, Kriege zur Befreiung der Völker zu sein, jedesmal der letzte Krieg, dem endlich der ewige Friede folgen wird. Wo Frankreich sich in der Welt einmischt, geschieht es für ein Volk, das in Ketten schmachtet; die schwarze Rasse dankt ihm ihre Erlösung aus der Sklaverei. Wo ein Volk bedrückt wird, kann es auf Frankreichs Sympathie und Hilfe rechnen; die Griechen haben das erfahren, die Ungarn, die Italiener, die Polen, die Serben, die Finnen, andere weiße und farbige Völker, sooft sie bedrückt wurden (wenn nicht zufällig Frankreich selbst der Bedrücker war, aber dann war es eben keine Bedrükkung). Freiheitshelden, Rotbeschärpte aus allen Staaten finden in Frankreich Hort und Schutz. Wie einst unter Ludwig XIV. Gesandtschaften gedemütigter Herrscher nach Paris wallfahrteten, um in Sack und Asche vor dem ersten Monarchen der Christenheit Buße zu leisten, so retten sich im 19. Jahrhundert politische Flüchtlinge nach Paris, wo einzig Freiheit herrscht, wo sie frei zur teilnehmenden Menge sprechen, die Not ihrer Heimat klagen und wo frei ihre in der eigenen Heimat streng ver-

14) I 549ff.

15) Jean Macé, zit. von Goyau, Patriotisme et humanitarisme in Revue des Deux Mondes, 15. Juli 1900, S. 390.

pönten nationalen Fahnen neben der Trikolore rauschen dürfen, wie im März 1848 die deutsche Fahne beim Verbrüderungsfest vor der Madeleine-Kirche.

Im Sommer 1849 tagt ein Friedenskongreß in Paris[16]); Victor Hugo eröffnet und schließt ihn als Präsident; am 24. August trennt man sich; es ist das Datum der Bartholomäusnacht, Hugo erinnert daran; beschämt, gerührt sinken sich ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher in die Arme, tauschen den Bruderkuß; unter dem donnernden Händeklatschen der Versammlung stellt Hugo fest, daß das Datum der Blutnacht ausgelöscht sei, für immer verschwunden vor dem 24. August 1849; die Zeit barbarischen Abschlachtens ist vorbei, die vereinigten Staaten von Europa, die Hugo feierlich ankündigt, sind im Entstehen. Nicht lange darauf wird Hugo geächtet und muß in die Verbannung, die er mit Willen in unversöhnlichem Trotz bis zum Zusammenbruch von Sedan verlängert. Die Jahre, die er auf Jersey und Guernsey verbringt, reifen ihn ganz zum Messias der Demokratie. Wachsende Vergötterung erwartet ihn, als er nach Paris zurückkehrt. Als er stirbt, wird sein Leichnam unter dem Triumphbogen aufgebahrt. Von Trauerschleiern umflort, wölbt sich das wuchtigste Denkmal französischen Waffenruhms über dem Sarg dessen, der in seinem Wirken Frankreichs Entwicklung verkörpert, der als Knabe die Bourbonen besang, das Gottesgnadentum, die Gegenrevolution, Thron und Altar, der sich als Mann an der epischen Größe der napoleonischen Heere berauschte, um schließlich inbrünstig und seherisch die Menschheitsreligion der Liebe, des Allerbarmens zu predigen. Feuerpfannen qualmen rings um den Sarg, wo Kürassiere mit gezogenem Säbel Wache halten. Tausende und Tausende ziehen vorüber, ehe die Trauerfeier beginnt, in der kein Priester den Segen spenden darf. Mit dem Präsidenten der Republik an der Spitze huldigt Frankreich dem toten Dichter. Und die ausländischen Abordnungen, in deren Namen zwei Italiener, ein Engländer, ein Amerikaner und ein Neger aus Haiti grüßen, steigern die Apotheose Hugos zur Apotheose Frankreichs, des modernen, demokratischen, antiklerikalen, humanitären Frankreich, das in Hugo Fleisch geworden war.

Ach, du warest es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit
Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher;
Frankreich war's! du labtest dich nicht an der frohsten der Ehren,
brachest den heiligen Zweig dieser Unsterblichkeit nicht!

Das schrieb 1790 bewundernd und zugleich von schmerzlichem Neid bewegt der Deutsche Klopstock.[17]) Etwas später weissagte in Paris ein anderer Deutscher, der abenteuerliche Anarcharsis Cloots, der orateur du genre humain, in einer seiner vielen Reden[18]): „Die universale Republik der Franzosen wird rasche und glücklichere Fortschritte machen als die universale Kirche der Christen. Die Katholizität eines ewigen Katechismus wird den Sieg über die Katholizität eines priesterlichen Grundsatzes davontragen. Ein Irrwahn wirft alle Mohammedaner vor Mekka nieder: die Wahrheit wird das Haupt aller Menschen emporheben, die ihre Augen auf Paris richten.“ Jedes starke und

16) Victor Hugo, Actes et paroles. Avant l'exil. Nelsonausgabe. S. 423 ff.

17) „Sie und nicht Wir. An La Rochefoucauld.“ 1790.

18) Aulard, Hist. politique. S. 267.

selbstbewußte Volk neigt dazu, sich als das auserwählte Volk zu gebärden. Aber den Franzosen hat man ihre Sendung auch außerhalb Frankreichs geglaubt, weil sie tatsächlich manchmal, häufig Pfadfinder und Wegweiser in die Zukunft waren, weil sie tatsächlich oft für gemeinsame Ziele wirkten, wenn sie ihre eigennützigen verfolgten, und weil sie es immer besser, mit einer bestrickenderen, überzeugenderen Rhetorik als andere verstanden, den Kampf für eigennützige Ziele so auszulegen, als handelte es sich um einen Kampf für die gemeinsamen und edelsten Ziele der Menschheit. Kein Volk ist jahrhundertelang so mit Artigkeiten überschüttet worden wie das französische, der verwöhnte, verzogene Liebling der Nationen, den man überall, gern oder zögernd, als Führer und Vorbild anerkannte, dem man überall nacheiferte und zu gefallen bestrebt war. Und nichts hat die Franzosen so in ihren Selbsttäuschungen bestärken müssen, als die Bewunderung, die sie bei Fremden fühlten, als die Huldigungen, die von auswärts kamen. Müßte nicht auch einem Volk, das nüchterner, weniger erregbar, weniger wesenhaft eitel wäre als das französische, der Kamm schwellen, wenn es wieder und wieder aus nah und fern hörte, daß es „Beispiel strahlt den Völkern umher"?

VI.

Man macht sich oft über die nationale Eitelkeit der Franzosen lustig. Sie sind allerdings zufrieden mit sich, sehr zufrieden, und die Offenheit, mit der sie sich darüber aussprechen, hat etwas Herzerfrischendes. Ein Franzose wird sich nie scheuen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, mag er sich mit noch so entlegenen Dingen beschäftigen, ein kleines Kompliment für Frankreich einzuflechten, etwa: unser Volk, das erste, das begabteste; ein Franzose wird sich z. B., wenn er Literarhistoriker ist und zufällig über Romantik schreibt, nicht scheuen, dem Leser unvermittelt mit der Wendung ins Gesicht zu springen[19]): „Ein ganzes Volk, das großmütigste auf dem Planeten." Über das Vorurteil, Eigenlob riecht nicht gut, sind die Franzosen erhaben. Sie warten nicht erst in falscher Bescheidenheit, bis Lob sich einstellt; sie wissen, ihr Verdienst kann nie laut und überschwenglich genug gelobt werden. Und dies beneidenswerte Vertrauen klingt nie naiver durch, als wenn sie es einmal für geboten erachten, ihrerseits Verbindliches und Schmeichelhaftes zu sagen, wie im 18. Jahrhundert den Engländern und Deutschen, die übersetzt wurden, oder nachher dem ganzen Deutschland in Bausch und Bogen (natürlich nur dem lieben, guten, braven Deutschland der Dichter und Denker), oder einem Ibsen und Tolstoi, denen man doch nicht zu deutlich merken zu lassen wünscht, daß sie im Grunde Barbaren sind wie Shakespeare, und mit denen man deshalb verfährt wie ein Serenissimus, der Cercle hält, ein wenig von oben herab, mit einem leisen Anstrich von Gönnertum, aber gnädig und leutselig. Bismarck hat die Franzosen mit Apoll verglichen, der den Marsyas schindet.[20]) „Er ist der echte Typus eines Franzosen; 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser

19) Zufällig stoße ich auf den Satz in Maigrons Le romantisme et les mœurs. S. 275. Ähnliche Beispiele würden sich tausendweise häufen lassen.

20) In einem Tischgespräch vom 12. August 1870. Zit. nach Tim Klein, Der Kanzler. S. 251.

oder ebenso gut die Flöte spielt wie er." Der Vergleich hinkt wie alle. Richtig ist, daß die Franzosen es als persönliche Kränkung empfinden, wenn andere Völker gelobt werden. Aber ein Vollblutfranzose wird nie glauben, daß ein anderes Volk so gut wie das seine spielt; das bildet sich das andere Volk nur ein und flunkert, weil es den Franzosen ein paar Kunstgriffe abgeguckt hat.

Die Zeiten mögen sich ändern, wie sie wollen — Frankreich schreitet in der Welt voran, und Frankreich hat auch jedesmal die Männer, die eine Zeit gerade braucht, um ihr Ideal zu verwirklichen. Im Mittelalter hat es seine glaubenstreuen Recken und die Sänger, die deren Schwerthiebe verherrlichen; ein Epos wie das Rolandslied ist von einzigartiger Größe, weil es das Ideal der Aufopferung, der Treue, der Tapferkeit und Ehre ausdrückt, das sich im christlichen und feudalen Frankreich geformt hatte und von da aus Europa eroberte.[21]) Wenn die Welt einen Voltaire braucht, wird er in Frankreich geboren; wenn die Welt einen Descartes braucht, einen Mirabeau, einen Hugo, einen Proudhon, einen Renan, einen Lamarck, einen Lavoisier, einen Pasteur, alle erstehen unter Frankreichs Himmel. Aus Frankreich stammt die Bibel der Aufklärung, die Encyclopédie, und in Frankreich ist die Trennung von Kirche und Staat vollzogen worden. Aber solange der Welt das Christentum not tat, war Frankreich sein Schützer und Vermittler, und für die, die lieber am alten Gängelband weitertappen, bleibt es auch in der Gegenwart trotz der vatikanischen Bannstrahlen das katholische Frankreich der Lourdeswunder und des heiligen Herzens Jesu, dem hoch über Paris die riesige Sühnekirche auf dem Montmartre geweiht ist. Rom hat einst das Erbe von Hellas angetreten; Frankreich hat Rom und Hellas beerbt. An Frankreich ist es, über die Menschen zu herrschen, um seine Mission zu erfüllen.

Die Gleichsetzung: Frankreich = Zivilisation = Menschheit ist jedem Franzosen geläufig. Aus ihr leitet er den sittlichen Anspruch auf die Vormachtstellung ab, auf Frankreichs Ausdehnung innerhalb seiner natürlichen Grenzen oder über sie hinaus. In einem lateinischen Traktat von 1323 heißt es[22]): „Die monarchische Regierung des ganzen Weltalls gebührt den sehr erlauchten und erhabenen Königen von Frankreich, zum mindesten kraft des Rechtes eines angeborenen Dranges nach dem Besseren hin, *ex nativae pronitatis ad melius jure*." Dreihundert Jahre später, zur Zeit Richelieus erhofft Chantereau-Lefèvre von der Wiedererrichtung der Grenzen des alten Galliens die Beruhigung Europas.[23]) „Die Wiedererrichtung dieser Grenzen (schreibt er in den «Considérations historiques sur la généalogie de la Lorraine») verschafft nicht bloß Frankreich einen ehrenvollen und sicheren Frieden, sondern der ganzen christlichen Republik, welche seit hundertvierzig Jahren durch diejenigen aufgewühlt worden ist, die zum Schaden der fränkisch-gallischen Krone eine Reihe schöner und wichtiger Staaten überfallen haben und nun sich bemühen, den Rest zu rauben." Und wieder zweihundert Jahre später schreibt V. Hugo in der Schlußbetrachtung von

21) Gaston Paris in der Einleitung zu seinen Extraits de la chanson de Roland (9. Aufl.) S. XXXIV.

22) Sorel, L'Europe et la révolution française. I 251.

23) Sorel I 275f.

«Le Rhin», wo er seine Ansichten über die Umgestaltung Europas entwickelt, das linke Rheinufer und dann ein Bündnis mit Deutschland fordert[24]): „Europa kann nicht Ruhe haben, ehe nicht Frankreich zufrieden ist." Uns klingt ein solcher Satz monströs anmaßend und eigensüchtig. Dem Franzosen klingt er selbstverständlich und durchaus menschenfreundlich. Denn für ihn rechtfertigt sich die alte Eroberungslust seines Volkes durch die Weltbeglückungsträume, mit denen sie verquickt ist. Für ihn bedeutet die Unterwerfung fremder Völker unter Frankreichs Herrschaft ihre Befreiung, weil die Sache Frankreichs für ihn eins ist mit der Sache der Menschheit, und weil es desto besser um die Menscheit stehen wird, je mehr Menschen Frankreich ihr Vaterland nennen dürfen, das ohnedies das zweite, das geistige Vaterland eines jeden ist.

Seit Ausbruch des europäischen Krieges hören wir wieder so viel aus dem Munde französischer Staatsmänner, Heerführer, Abgeordneter, Zeitungsschreiber und anderer Patrioten, was uns unsagbar verblüfft, manchmal Gedankengänge, die dem unvorbereiteten Deutschen so widersinnig, toll und frech verlogen erscheinen müssen, daß er sich fragen kann, ob das Volk, das drüben jenseits der deutschen Schützengräben haust, ein Volk von Narren oder ein Volk von Heuchlern ist. Keines von beiden. Die Gedankengänge sind ernst gemeint, das Gefühl, dem sie entspringen, ist aufrichtig. Wen es reizt, sie zu begreifen, der braucht sich nur über die Voraussetzungen klar zu werden, auf denen sie sich aufbauen, der braucht sich nur einen Augenblick lang in die Seele eines Franzosen zu versenken und durch seine Brille Frankreich und die französische Vergangenheit zu schauen. Wenn die Auffassung gegeben ist, die der Franzose von Frankreich hat, der blinde Glaube an Frankreichs Sendung in der Welt, ist es durchaus logisch und vernünftig, die Schlußfolgerungen zu ziehen, die der Franzose zieht.

VII.

Die erste Folgerung ist die: die ganze Menschheit schuldet Frankreich Dank, unendlich mehr Dank, als sie je abstatten könnte. Wer Frankreich huldigt und dient, tut nur seine Pflicht wie ein Garibaldi und die Legionen von fremden Freiwilligen aus Italien, Belgien, Polen, Irland, Griechenland, der Schweiz usw., die in den verschiedenen Kriegen seit der Revolution in Frankreichs Reihen kämpften. Wer Frankreich nicht huldigt und dient, handelt pflichtvergessen. Wer nicht zu ihm hält, wer ihm nicht beisteht, wenn es bedrängt wird, zeigt abscheuliche Undankbarkeit. Das ist eine Empfindung, die besonders in Zeiten nationaler Not und Gefahr den Franzosen erfüllt und ihm dann wehleidige oder entrüstete Klagen über die Verworfenheit des Menschengeschlechtes entlockt, sentimentale Variationen über das Thema: Undank ist der Welt Lohn. Was hat denn nur Frankreich verbrochen, Frankreich, das allen wohlwill und dem alle übelwollen, Frankreich, das alle liebt und dem alle die Liebe mit Haß vergelten? So klingt es erstaunt und bitter heute in die neutralen Länder, und genau so klang es 1870/71. So klingt es zum Beispiel in dem vorwurfsvollen Hilferuf, den Michelet in seiner Broschüre „La France devant l'Europe" (Januar 1871) ausstieß, um das von bismarckischem Gold eingeschläferte

24) Nelsonausgabe. II 335.

Gewissen der Welt wachzurütteln. Wie, die Deutschen wagen es, Frankreich gemein und tückisch zu überrumpeln, das wehrlose Frankreich niederzuschlagen und zu vergewaltigen, und niemand rührt sich, niemand mischt sich ein, Europa und Amerika lassen herzlos und feig mit verschränkten Armen so unerhörte Freveltat vollenden! Die französische Nation, die Erlöserin der Menschheit, wird zur Märtyrerin, die, Jesu Dornenkranz im Haar, beschimpft und bespieen, von rohen Henkersknechten mißhandelt, ihr Golgatha erklimmt, so wie V. Hugo es prachtvoll in seinem Gedicht «A la France» ausmalt[25]):

Personne pour toi. Tous sont d'accord. Celui-ci,
Nommé Gladstone, dit à tes bourreaux: merci!
Cet autre, nommé Grant, te conspue, et cet autre,
Nommé Bancroft, t'outrage; ici c'est un apôtre,
Là c'est un soldat, là c'est un juge, un tribun,
Un prêtre, l'un du nord, l'autre du sud; pas un
Que ton sang, à grands flots versé, ne satisfasse,
Pas un qui sur ta croix ne te crache à la face.
Hélas, qu'as-tu donc fait aux nations? Tu vins
Vers celles qui pleuraient, avec ces mots divins:
Joie et paix! — Tu criais: Espérance! allégresse!
Sois puissante, Amérique, et toi, sois libre, ô Grèce!
L'Italie était grande; elle doit l'être encor.
Je le veux! — Tu donnas à celle-ci ton or,
A celle-là ton sang, à toutes la lumière.
Tu défendis le droit des hommes, coutumière
De tous les dévoûments et de tous les devoirs.
Comme le bœuf revient repu des abreuvoirs,
Les hommes sont rentrés pas à pas à l'étable
Rassasiés de toi, grande sœur redoutable,
De toi qui protégeas, de toi qui combattis.
Ah! se montrer ingrats, c'est se prouver petits.
N'importe! pas un d'eux ne te connaît. Leur foule
T'a huée, à cette heure où ta grandeur s'écroule,
Riant de chaque coup de marteau qui tombait
Sur toi, nue et sanglante et clouée au gibet,
Leur pitié plaint tes fils que la fortune amère
Condamne à la rougeur de t'avouer pour mère.
Tu ne peux pas mourir, c'est le regret qu'on a.
Tu penches dans la nuit ton front qui rayonna;
L'aigle de l'ombre est là qui te mange le foie;
C'est à qui reniera la vaincue; et la joie
Des rois pillards, pareils aux bandits des Adrets,
Charme l'Europe et plaît au monde... Ah, je voudrais,
Je voudrais n'être pas français pour pouvoir dire
Que je te choisis, France, et que dans ton martyre
Je te proclame, toi que ronge le vautour,
Ma patrie et ma gloire et mon unique amour!

Wer aber (und das ist die zweite Folgerung) so weit geht, sich an Frankreich zu vergreifen, der handelt nicht anders als ein Kind, das sich an seinen Eltern vergreift. „Ein Volk kann Frankreich nicht angreifen, ohne Vatermörder zu sein", erklärt V. Hugo[26]), und das sagt er nicht bloß einmal, und so denkt nicht bloß er. „Heute herrscht düsterer und dumpfer Haß (schreibt 1874 an den in Genf tagenden Friedenskongreß derselbe Hugo[27]), den man immer wieder anführen muß, weil kein Franzose so beredt, so wortreich und pathetisch wie er seinen Patriotismus und National-

25) L'année terrible. Nelsonausgabe. S. 104 f.

26) Actes et paroles. Depuis l'exil. Nelsonausgabe. I 334.

27) Ebenda S. 333.

stolz, die Selbstverherrlichung in eindringliche Sätze zu prägen verstand). Haß aus einer Ohrfeige entstanden. Wer ist geohrfeigt worden? Die ganze Welt. Wenn Frankreich ins Gesicht geschlagen wird, steigt die Röte auf die Stirn aller Völker. Die Schmach ist der Mutter angetan worden; daher der Haß." Wer sich an Frankreich versündigt, versündigt sich an der Menschheit, an allem, was gut, schön und erhaben ist. Und wenn er es gar wagt, Paris anzutasten, so tastet er nicht eine Hauptstadt an wie London oder Berlin oder Wien oder Rom oder Madrid, sondern den Mittelpunkt und das Heiligtum der Zivilisation selbst. „Die Elenden, Paris beschießen sie," schreit in einem Kriegsroman Daudets der Held, als die deutschen Kanonen vor Paris donnern[28]), und das Entsetzen, der Ekel vor so schwarzer Ruchlosigkeit, der sich hier äußert, ist ganz echt. Aus Paris erläßt V. Hugo am 9. September 1870 seinen berühmten Aufruf an die vordringenden Deutschen; er will versuchen, ihnen noch einmal Vernunft zu predigen; es ist eine Warnung in letzter Stunde.[29]) Wäre es möglich? Deutschland sollte Europa zerstören wollen, indem es Paris vernichtet? Paris, die Stadt, in der Europa lebt und die den Deutschen ebenso gehört wie den Franzosen, die Stadt, die unschuldig an diesem Krieg ist und die euch nichts getan hat als Klarheit zu schenken? Da wäret ihr ja Wilde, Sieger, die mit Schande beladen, gesenkten Hauptes heimziehen müßten. Und als ob Paris vernichtet werden könnte, als ob nicht die Seele von Paris leuchtend weiterstrahlte, auch wenn man in den Straßen und Häusern Stein um Stein niederrisse und verbrännte, als ob nicht aus jedem Körnchen ihrer Asche, in den Winden verstreut, Saat der Zukunft würde? Und ein Franzose mag vielleicht manches an diesem hochtrabenden Aufruf, der in Deutschland nur Zorn oder Hohngelächter ausgelöst hat, naiv und lächerlich finden, vor allem die Anmaßung Hugos, der in der Verbannung gelernt hatte, sich als eine Art Laienpapst zu betrachten, als internationale Großmacht, die mit den anderen Mächten auf gleichem Fuß verkehrt — aber die Überzeugung, die in V. Hugo glüht, daß ein Angriff auf Frankreich und Paris ein Verbrechen ist, die wird jeder seiner Landsleute teilen.

Und endlich die dritte Folgerung, die die ungeheuerlichste scheint: Wer sich gegen Frankreich erhebt, handelt nicht bloß undankbar und frevelhaft gegen die Menschheit. Er handelt auch dumm, gegen sein eigenes Interesse; er schneidet sich selbst ins Fleisch. Und Frankreich erweist ihm eine Wohltat, indem es ihn besiegt. Frankreichs Sieg bedeutet ein Glück für ihn, wenn er auch im Augenblick zu befangen und beschränkt ist, um das zu verstehen. So war es ein Glück für die russischen Bauern, die 1799 mit den Österreichern zusammen gegen die französischen Truppen unter Masséna fochten, daß sie besiegt wurden; denn nur dem französischen Sieg verdankte es der russische Bauernstand, daß sechzig Jahre später das Joch der Leibeigenschaft von ihm genommen wurde.[30]) Und so wäre es auch ein Glück für Deutschland, wenn es von Frankreich besiegt würde. „*Cest pour l'Allemagne qu'il faut relever la France*", wie wiederum V. Hugo verkündet.[31]) „Nur eine Aufgabe liegt

28) Robert Helmont.

29) Actes et paroles. Depuis l'exil. I 58ff.

30) Rambaud, Hist. de la civilisation contemp. S. 13.

31) 1871. Actes et paroles. Depuis l'exil. I 232f.

heute vor uns; eine einzige. Welche? Frankreich wieder aufrichten. Frankreich wieder aufrichten. Für wen? Für Frankreich? Nein. Für die Welt. Man zündet nicht eine Fackel wieder für die Fackel an. Man zündet sie für die an, die in der Nacht sind, für die, die ihre Hände in der Höhle ausstrecken, um die unheilvolle Mauer des Hindernisses abzutasten, für die, denen der Führer fehlt, der Lichtstrahl, die Wärme, der Mut, die Gewißheit des Weges, die Anschauung des Zieles... Man zündet die Fackel wieder an gerade für den, der sie auslöschte und der sich, indem er sie auslöschte, blind gemacht hat; für Deutschland gilt es Frankreich wieder aufzurichten. Ja, für Deutschland. Denn Deutschland ist der Sklave, und von Frankreich wird ihm die Freiheit zurückgegeben werden." Und das ist keine vereinzelte Stimme, dutzende und aber dutzende Male sind drüben solche Gedanken seit dem August 1914 entwickelt worden, und das sind auch keine heuchlerischen Phrasen, sondern Gedanken aus denselben Meinungen und Urteilen heraus geboren, aus denen europäische Staaten einem barbarischen Negerstamm zu seinem Heil die Äußerlichkeiten unserer Kultur und des Christentums mit Peitsche und Maschinengewehren aufzwingen. Deutschland muß kolonisiert werden, und was kümmert es, wenn Deutschland dabei verwüstet wird, wenn es in den Greueln des Kriegs Menschen, Länder und seine Unabhängigkeit verliert — alles geschieht nur zu seinem Besten, und wenn es erst durch französischen Einfluß innerlich frei geworden, veredelt, zur Gesittung und zur Erkenntnis des Wahren vorgedrungen ist, wird es Frankreich segnen.

VIII.

Wir können, wenn wir derlei hören, lächeln oder uns ärgern, können von Größenwahnsinn und völliger Geistesverirrung reden. Aber der Franzose denkt so, und er wird nicht leicht zum Umdenken zu bewegen sein. Er hofft auf seinen Sieg, nicht bloß, weil ihm die Erinnerung an Frankreichs glorreiche Vergangenheit Vertrauen einflößt, sondern noch zuversichtlicher deshalb, weil er sich einbildet, den Sieg nicht aus kleinlichen, selbstsüchtigen Gründen zu wünschen. Frankreich kann ja nicht untergehen, darf nicht untergehen, sonst würde die Welt in Nacht versinken, fühlt er, und mitten in der Beklemmung und Herzensangst einer trüben Gegenwart tröstet und stärkt ihn ein leuchtendes Zukunftsbild: ewiger Friede, das Reich Gottes auf Erden, wo Vernunft und Recht gebieten, das Frankreich von morgen, das dasteht, größer, herrlicher, ruhmbeglänzter, schöner als je, und unter den dankbaren Völkern zu Frankreichs Füßen Deutschland, das sich mühsam staubbeschmutzt und blutend aus seinen zerbrochenen Sklavenketten erhebt, um — nachdem es gezüchtigt worden ist — von dem edelmütigen, gerne verzeihenden Frankreich den Bruderkuß zu empfangen.

Die Berliner Singakademie.

Von Carl Krebs.

Der Cembalist Friedrichs des Großen, Karl Friedrich Chr. Fasch, wurde von seinem König nach dem Siebenjährigen Kriege nur noch wenig, nach dem Bayrischen Erbfolgekriege gar nicht mehr in Anspruch genommen. So war er von Potsdam nach Berlin übergesiedelt, gab hier Musikunterricht und füllte seine vielen Mußestunden mit Beschäftigungen seltsamer Art aus: er legte Patience, führte ein genaues Register aller europäischen Kriegsmächte, in das er jede Veränderung sorgsam eintrug, baute ein großes, dreistöckiges Haus von zusammengeknifften Spielkarten und gab sich außerdem mit Medizin, Chemie, Architektur, Mathematik und Zeichenkunst ab.

Da zeigte ihm 1783 der Kapellmeister Friedrich Reichardt eine sechzehnstimmige Messe von Orazio Benevoli, die er nebst anderen Stücken alter Musik aus Italien mitgebracht hatte, und die Bekanntschaft mit diesem Werke gab Faschens Leben eine andere Richtung: er verbrannte sein Kartenhaus, ließ von allen spielerischen Betätigungen ab und begann ernsthaft die Kirchenmusik zu pflegen. Die Ausarbeiten von Kanons in den künstlichsten Formen hatte er schon vorher betrieben, jetzt fühlte er sich durch des Italieners vierchörige Schreibart angezogen; da er selbst aber andere Ansichten über Vierchörigkeit hatte als jener, da seiner Forderung, daß der vierchörige Satz im großen dem entsprechen müsse, was der reine vierstimmige Satz im kleinen sei, von Benevoli nicht entsprochen wurde, so machte er sich selbst daran, solch eine sechzehnstimmige Messe zu schreiben.

Als einige Sätze fertig waren, hatte er den begreiflichen Wunsch, das Geschriebene auch in lebendigen Klang umzusetzen. Das war indessen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn trotz verschiedener Versuche, Liebhaber der Tonkunst zu Singechören zu vereinigen, hatte in Berlin kein Chor Dauer und Bedeutung erlangt. Fasch versuchte eine Aufführung seiner Messesätze mit Theatersängern und Schülerchören ins Werk zu setzen, das scheiterte aber vollkommen, weil die an homophonen Gesang gewöhnten Ausführenden diesen höheren Aufgaben des mehrstimmigen, unbegleiteten Chorgesanges ratlos gegenüberstanden. Und da faßte er den Entschluß, das Übel an der Wurzel anzugreifen und seine eigenen Schüler als Kern eines zu begründenden Singechors so anzuleiten, daß sie gründlich vorbereitet an die Erfüllung schwierigerer musikalischer Zumutungen herantreten konnten. Das Milowsche Haus an der Spittelbrücke wurde im Sommer 1790 der Ort dieser Übungen, zu denen sich höchstens sechzehn Personen einstellten. Im nächsten Jahre versammelte sich die kleine Schar im Heim der Familie Voitus Unter den Linden 59, und am 24. Mai 1791 wurde die erste Mitgliederliste, die 27 Personen zählt, aufgestellt. Dieses Datum betrachtet die „Singakademie", wie sie sich seit dem Winter 1793 nannte, wo ihr ein Saal im Akademiegebäude Unter den Linden für ihre Übungen eingeräumt war, als ihren Stiftungstag,

und so konnte sie im Mai des Kriegsjahres 1916 unter Waffenrasseln und Kanonengetöse die Feier ihres einhundertundfünfundzwanzigjährigen Bestehens durch zwei Konzerte und einen Festgottesdienst würdig begehen.

Die Feier hat doppelten Sinn. Sie beweist einmal, wie fest dem Deutschen die Kunstpflege und die Musikliebe ans Herz gewachsen sind: mitten im Ring der furchtbarsten Kämpfe geht er still, gefaßt und besonnen der Tonkunst nach und bringt ihr Opfer. Dann aber wird mit ihr der Geburtstag nicht allein des ältesten, sondern überhaupt des ersten deutschen Singvereins begangen. Wohl hatten sich auch in Berlin schon vorher Liebhaber aus verschiedenen Gesellschaftskreisen zu Gesangübungen zusammengefunden, aber erst in der Singakademie war ein Verein geschaffen, der planmäßig und zielbewußt vorging, dem Chorgesang eine dauernde Stätte zu schaffen. Die Singakademie war das Saatkorn, aus dem mit der Zeit der bunte Garten der deutschen gemischten Chöre aufging, wie die von Zelter 1809 gegründete Liedertafel die Urahnin der unendlich vielen deutschen Männerchöre wurde.

Bis zu seinem Tode (3. August 1800) leitete Fasch die Singakademie, der er die sichere Grundlage und feste Richtung sowie auch die zweckmäßige innere Einrichtung gegeben hatte. Der Verein hatte es jetzt schon auf die stattliche Anzahl von 137 Mitgliedern gebracht.

An die Stelle Faschens trat Karl Friedrich Zelter. Er gehörte schon seit 1791 der Singakademie an und hatte seinen Lehrer und Freund öfter vertreten. Eine überaus anziehende Erscheinung, dieser bürgerlich tüchtige Maurermeister; aus dem Handwerk hatte er mit eisernem Fleiß und Willen sich in die Musik hineingearbeitet und stand zwischen beiden, „nicht etwa wie Herkules am Scheidewege zwischen dem, was zu ergreifen oder zu meiden sein möchte, sondern er ward von zwei gleichwerten Musen hin und her gezogen, deren eine sich seiner bemächtigte, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte." So sagte Goethe von ihm [1]), sein späterer Freund, der an der Eigenart und urkräftigen Behaglichkeit des wackeren Mannes eine innige Freude hatte. Der Mensch Zelter ist viel fesselnder als der Komponist, in dessen Schaffen ein solides Können durch verstandesmäßige Nüchternheit niedergehalten wird. Aber seine Männerchöre zeigen einen prächtigen, urwüchsigen Humor.

Für die Singakademie wurde seine Tätigkeit ein Segen. Mit Eifer und freundlicher Strenge leitete er die Übungen und erweiterte den Kreis der Werke weit über die Schöpfungen des unbegleiteten Chorgesanges hinaus. Besonders den Oratorien Händels ließ er eingehende Pflege zuteil werden. Mit Mozarts Requiem wurde die Trauerfeier um Faschens Tod begangen, das Alexanderfest, Jephtha, Judas Makkabäus, Messias und andere Händelsche Oratorien kamen an die Reihe, selbst den hohen Anforderungen von Haydns Schöpfung und Jahreszeiten zeigte sich der Verein gewachsen.

Im Jahre 1827 bekam die Singakademie auch ein festes Heim. Bereits am 21. April 1821 war ihr durch Königliche Kabinettsorder das Grundstück zwischen Finanzministerium und Festungsgraben überwiesen worden, darauf sollte ein Saalbau errichtet werden. Die von Schinkel entworfenen Pläne erwiesen sich als zu teuer, der Braunschweigi-

1) Martin Blumner, Geschichte der Singakademie. Berlin 1891. S. 28.

sche Hofbaumeister Ottmer machte billigere Entwürfe und richtete das Haus; am 2. Januar wurde in dem neuen Saal zuerst gesungen, und am 8. April fand seine feierliche Eröffnung mit einer Aufführung der sechzehnstimmigen Messe von Fasch statt. Das Heim der Singakademie, dessen edle Verhältnisse noch heute das Auge erfreuen, hat mehrere Umbauten erfahren, die sich aber pietätvoll seinem Stilcharakter anpassen, zuerst 1865 und 1874 durch Gropius. Im Jahre 1876 wurde eine kleine Orgel von Dinse eingebaut. 1888 erfolgte ein zweiter Umbau, der sich aber nur auf das Innere bezog: der sogenannte Cäciliensaal, ein kleinerer, für Proben bestimmter Raum, wurde mit dem großen Saal vereinigt, elektrische Beleuchtung angelegt, die Orgel vervollkommnet, und 1904 fand die letzte große Umänderung statt. Die Kleiderablage hatte sich längst als zu mangelhaft erwiesen, so entfernte man beherzt die Direktorwohnung und verwendete fast alle ihre Zimmer zur Vergrößerung der Vorräume; endlich wurde 1908 die Orgel durch Sauer in Frankfurt a. O. vollständig erneuert. Damit war nun der Singakademie die Gestalt gegeben, in der wir sie heute kennen und die sie nach menschlicher Berechnung wohl auch behalten wird.

Ich bin um fast hundert Jahre vorausgeeilt und kehre zu Zelter zurück. Unter seine Direktionsführung fällt eins der wichtigsten Ereignisse, das allein hinreichen würde, der Singakademie historische Bedeutung zu geben, nämlich die Wiederbelebung von Bachs Matthäuspassion durch Felix Mendelssohn-Bartholdy, Zelters genialen Schüler. Eduard Devrient[2]) erzählt anschaulich, wie in seinem Kopf eigentlich der Plan dieser Aufführung entstanden ist, wie er Mendelssohns Zustimmung erlangte und wie sie beide dann Zelter die Erlaubnis zu dem schwierigen Versuch abtrotzten. Der knorrige Alte wurde erst grob gegen die verwegenen Jünglinge, weil er glaubte, das erhabene Werk überstiege die Fassungskraft seiner Zeitgenossen, und seinen hohen musikalischen Anforderungen wären auch die Kräfte der Singakademie nicht gewachsen; schnell gab er jedoch seinen Widerstand auf und wurde dann zum eifrigsten Förderer des Unternehmens. So kam es, daß am 11. März 1829, hundert Jahre, nachdem sie in Leipzig geschaffen war, Bachs Matthäuspassion in Berlin wieder erklang, zum erstenmal im 19. Jahrhundert. Nicht drei- bis vierhundert Sänger, wie Devrient will, wirkten hierbei mit, sondern einhundertachtundfünfzig. Und die Passion blieb nun ein ständiger Besitz des Vereins, wurde alljährlich aufgeführt, verdrängte am Karfreitag allmählich den vorher alleinherrschenden „Tod Jesu“ von Graun und nahm vom Saal im Kastanienwäldchen ihren Weg durch ganz Deutschland.

Am 15. Mai 1832, kaum zwei Monate nach seinem großen Weimarer Freund, starb Zelter. Seine Wirksamkeit vornehmlich hat die Singakademie auf jene höhere Stufe der Leistungsfähigkeit gehoben, von der aus der weitere Aufstieg sich leicht vollziehen ließ. Ein höchst gesunder Grundsatz war es, daß die Mitglieder hauptsächlich zu ihrem eigenen Vergnügen musizierten. Während es heute nicht nur bei der Singakademie, sondern bei allen Singechören die Regel ist, daß die Übungen einzig und allein Vorbereitungen für öffentliche Aufführungen bilden, war damals das Hinaustreten an die Öffentlich-

2) Eduard Devrient, Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1872. S. 49ff.

keit die Ausnahme, die Übung aber die Regel und die eigentliche Lustbarkeit. Hier nahm Zelter eine große Anzahl Bachscher Kantaten am Klavier durch (öffentlich hat er nur eine einzige singen lassen!), hier wurden Stücke der Bachschen Passionen geprobt und andere hochstehende Werke in stillem Genießen aufgenommen.

Der Verein war nun auf 478 Mitglieder gestiegen und brauchte einen neuen Direktor. Zur Wahl standen Rungenhagen, der langjährige getreue Vizedirektor, und Mendelssohn, der sich an der Matthäuspassion so glänzend bewährt hatte. Wer von beiden der geeignetere wäre, darüber herrschte weder bei der Vorsteherschaft noch bei den Mitgliedern ein Zweifel. Aber man wollte Rungenhagen nicht kränken und war bereit, einen Vergleich zu schließen: beide sollten nebeneinander Direktoren sein, dem älteren sollte die Vertretung und geschäftliche Führung, dem jüngeren die eigentliche musikalische Leitung zufallen. Das wurde von Rungenhagen abgelehnt, es mußte also zur Wahl kommen, und hierbei siegte die pietätvolle Rücksichtnahme über die künstlerische Einsicht: Rungenhagen ging als Sieger hervor, und Mendelssohn zog sich tief gekränkt zurück. Als Vizedirektor wurde bald darauf Eduard Grell gewählt.

Eins muß man Rungenhagen lassen: er war eifrig bestrebt, neue Meisterwerke dem Übungsumkreis der Singakademie einzufügen. Bachs Johannespassion und H-Moll-Messe, Beethovens Missa sollemnis und Neunte Symphonie gehören zu den Taten seiner ersten Direktionsjahre. Freilich scheint es ihm an Sinn für Rhythmus und für das Erfassen der rechten Zeitmaße ebensosehr gefehlt zu haben wie an der Fähigkeit, Stücke für die öffentliche Vorführung genügend sorgfältig vorzubereiten. So mußten die Leistungen der Singakademie, trotz seines besten Willens, bergab gehen. Als dann 1847 Julius Stern seinen Gesangverein gründete und ihn frischer und tatkräftiger leitete, da flossen ihm viele Mitglieder des älteren Vereins zu; sie sahen ja den Verfall und konnten an einem Aufstieg teilnehmen. Es waren gefährliche Jahre, die der Singakademie hätten verhängnisvoll werden können, wenn nicht der alte und schwächliche Rungenhagen 1852 aus dem Leben geschieden wäre.

Der Vizedirektor Eduard Grell wurde sein Nachfolger. Mit ihm trat ein Mann an die Spitze des Vereins, der den vielstimmigen Vokalsatz meisterhaft beherrschte, dessen Messen und Motetten in ihrer schlichten Reinheit noch heute eine erfreuende Wirkung ausüben. Wer im ersten Festkonzert der Singakademie das Gloria seiner sechzehnstimmigen Messe gehört hat, der wird sich dem Eindruck nicht haben entziehen können, daß ein großer Künstler zu ihm sprach. Grell widmete sich nachdrücklich der Hebung der Gesangleistungen; die Übungsnachmittage hörten auf, bequeme Unterhaltungen für die Mitglieder zu sein, die sich im Einzelgesang zu betätigen wünschten; sie wurden wieder ernsthafte, wirkliche Schulungsstunden und strenge Vorbereitungen für die öffentlichen Konzerte, die in ihrer Güte schnell zunahmen. Aber Grell war im Grunde doch ein zu einseitiger Verehrer des unbegleiteten Chorstils. Sein Ideal fand er in den Künstlern des 16. Jahrhunderts, in Palestrina, Lassus und ihren Mitstrebenden, verwirklicht; die Reinheit des Zusammenklanges bedeutete ihm alles, und in der Verfolgung dieser Anschauung und dieses Geschmacksweges mußte er schließlich dahin kommen, jedes Musizieren, das

die akustisch reinen Tonverhältnisse nicht darstellen kann, abzulehnen, also die temperierte Stimmung und mit ihr die ganze Instrumentalmusik. Als er vom Kultusministerium 1871 um ein Gutachten über den Plan, die Kompositionsklassen der Königlichen Akademie der Künste zu einer allgemeinen Musikschule zu erweitern, ersucht wurde, schloß er seine Ausführungen mit den Sätzen[3]): „Zu beklagen ist die schwache Wirkung der Kompositionsschule. Ihr Fehler liegt in ihrer Existenz. Durch Erweiterung und Abänderungen ist ihr nicht zu helfen; im Gegenteil, der Nachteil würde immer größer werden, solange nicht der vernichtende Feind aller musikalischen Kultur, die Instrumentalmusik, aus aller Schule des Landes gänzlich entfernt und dadurch eine reine Gesangschule möglich gemacht und gegründet worden ist, welche dann von selbst zugleich eine Literatur- und Kompositionsschule sein würde." Armer Bach, armer Beethoven! Und ein offener Brief an die Singakademie, den er ihr sozusagen als künstlerisches Vermächtnis hinterließ, beginnt mit den Worten: „Dir, liebe Singakademie, drängt es mich, an das Herz zu legen, den wohlerwogenen Rat zu geben, Dich anzuflehen, niemals durch Bau oder Benutzung einer Orgel Deinen heiligen Gesang zu entweihen."

Diese Auffassung des Wesens der Musik mußte natürlich auch die Aufführungen der Singakademie beeinflussen. Grell hatte es eingeführt, daß die ältere Musik um einen halben Ton tiefer gesungen wurde, als sie aufgezeichnet war, weil in der Tat die Stimmung im Laufe mehrerer Jahrhunderte eine höhere Tonlage erreicht hatte. Das ging recht gut, solange es sich um reinen Chorgesang handelte; traten Instrumente hinzu, dann wurde die Sache sehr bedenklich. Die Streicher mußten die Saiten tiefer stimmen, was ihnen etwas von ihrem Glanz nahm, aber doch noch ausführbar war. Die Bläser hingegen mußten transponieren und zwar in Tonarten, die oft sehr unbequem für sie lagen, und dadurch wurde die Unreinheit des Spiels befördert. Das Ergebnis muß bisweilen schauervoll gewesen sein. Aber Grell focht das nicht sehr an; da nach seiner Auffassung die Instrumente immer unrein spielten, so kam es ihm auf etwas mehr oder weniger nicht an. Durch diese seltsame Verkettung energischen Wirkens mit künstlerischer Eingeengtheit geschah es denn, daß in Grells Amtstätigkeit der Trieb nach aufwärts in seinen wesentlichsten Kräften lahmgelegt wurde.

Als nach Grells Rücktritt 1876 Martin Blumner die Führung der Singakademie übernahm, änderte sich das wesentlich. Blumner war ein Mann von bedeutender allgemeiner Bildung, hatte theologische und philosophische, später auch mathematische und naturwissenschaftliche Studien getrieben und sich bei Dehn, Elsler und Teschner in der Musik ausgebildet. Beim Antritt seines Direktorats konnte er schon auf über vierzig von ihm als Vizedirektor geleitete öffentliche Aufführungen zurückblicken, war also mit dem Geist und der Überlieferung des Instituts völlig vertraut. Ohne hieran zu rütteln, führte er doch manches Neue ein. Zuerst wendete er dem zeitgenössischen Schaffen, das unter Grell ziemlich vernachlässigt war, wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu: Niels Gades Kantate Zion, Kiels Christus, Te Deum und Requiem,

3) Aufsätze und Gutachten über Musik von Eduard Grell. Nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Bellermann. Berlin 1887. S. 78.

die B-Moll-Messe und die Reformationskantate von Albert Becker, Rheinbergs Christophorus, Vierlings Alarich, vor allem das deutsche Requiem von Brahms sind die hauptsächlichsten von ihm aufgeführten neuen Werke. Daneben und neben bewährten Oratorien älterer Meister pflegte er besonders Bachs hohe Kunst; er allein hat mehr Bachsche Kantaten ans Licht gezogen als alle Leiter der Singakademie vor ihm, hat zuerst das Magnifikat und die A-Dur-Messe erklingen lassen. Dann stellte er aus Stücken verschiedener Kantaten neue zusammen, um auf diese Weise Einzelnummern von hervorragendem Wert zu retten. Bach ist ja selbst in dieser Beziehung sehr frei verfahren. Es läßt sich nicht leugnen, daß in den Bachschen Kantaten nicht alles auf gleicher Höhe steht; neben herrlichen Chören und Rezitativen finden sich bisweilen ermüdende Arien. Hier wegzuschneiden, an anderen Stellen Neues einzufügen, ist ein durchaus zu billigendes Verfahren, wenn es mit so viel Takt geschieht wie bei Blumner; es muß ein Ganzes entstehen, eine Stimmungseinheit geschaffen, ein religiöses Gefühl ausgeschöpft werden, dann ist der künstlerische Zweck erfüllt und mit ihm, sollte die Kantate beim Gottesdienst erklingen, auch der kirchliche.

Über die Art der Aufführung monumentaler Werke hatte sich Blumner eigene Anschauungen gebildet. Er liebte nicht das peinliche Ausfeilen der Einzelheiten, wie es in neuerer Zeit Sitte geworden ist, weil er meinte, daß dies der Größe des Stils schade, und es hatte denn der Klang des Chors unter ihm etwas von der Erhabenheit, aber auch von der Starrheit der Orgel. Er ist darob viel getadelt worden, sehr mit Unrecht, wie mir scheint, denn die eine wie die andere Art hat ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Führt die Verfeinerung der Ausschattierung leicht zu Zersplitterung und Kleinlichkeit des Ausdrucks, so kann die Folge jener orgelmäßigen Registrierung, jener terrassenförmigen Abtönung wohl eine gewisse Unbelebtheit sein. Das Beste wird es immer bleiben, wenn der Dirigent von Fall zu Fall entscheidet, was jedem Werk dienlich ist, und die Vorteile beider Arten miteinander verknüpft.

Das zu können ist nun Georg Schumann, dem letzten in der Reihe der bisher tätigen Direktoren, in glücklichem Maße beschieden. Selbst ein talentvoller, in allen Formen geschulter Komponist und ein vortrefflicher Kammermusikspieler und Begleiter am Klavier, versteht er es, jedes Chorstück stilgerecht darzustellen, weder zuviel zu tun in der Hervorhebung von Einzelheiten noch in Herbigkeit und Strenge. So hat er den Chor immer besser geschult und ihn seit 1900, wo er die Leitung übernahm, zu immer größerer Vollkommenheit geführt. Man tut seinen Vorgängern kein Unrecht, wenn man sagt, daß Aufführungen, wie wir sie unter ihm gehört haben, früher nicht geboten worden sind; noch zuletzt, bei den Festkonzerten zur Feier des Jubeljahrs, entfaltete der Chor eine Feinheit und dabei einen Glanz und eine Kraft, die immer wieder Bewunderung erregten. Da Schumann ein durchaus modern gerichteter Künstler ist, so versteht es sich, daß er mit offenen Augen um sich sieht und alles an sich zieht, was irgend an bedeutenden Chorkompositionen jetzt entsteht und vorher entstanden ist. Bruckner, Liszt, Richard Strauß, Reger, F. A. Koch, Gernsheim, Humperdinck, Braunfels, von Ausländern Bossi, Sgambati, Elgar sind einige der Tonsetzer, die unter ihm zu Wort gekommen sind.

Paragraph 1 der 1821 vom Staats-

rat Köhler ausgearbeiteten Grundverfassung der Singakademie bezeichnet als Zweck des Vereins „die Erhaltung und Belebung echten Kunstsinns durch praktische Übung der kirchlichen oder heiligen und der damit zunächst verwandten ernsten Vokalmusik, insbesondere des Gesanges im gebundenen Stil". In diesem Sinn hat der Verein immer gearbeitet und musiziert, er hat nie nach dem für den Augenblick Glänzenden gegriffen, sondern allezeit das Echte der Gegenwart zu gewinnen und der Nachwelt zu erhalten gesucht. Hat die Singakademie schon allein durch ihr Dasein das Musikleben ganz Deutschlands befruchtet, wie anfangs angedeutet, so will sie jetzt ihre Einwirkungen darauf noch weiter ausdehnen: zum Andenken an ihr Bestehen seit einem und einem viertel Jahrhundert soll eine Stiftung ins Leben gerufen werden, um wirtschaftlich schwächeren Vereinen die Mittel zur Aufführung bedeutender Chorwerke in die Hand zu geben. Damit wird sie sich denn ein Denkmal errichten, beständiger als Erz.

Ein Verein, der auf so festgefügtem Grunde ruht und innerlich so kerngesund ist wie die Singakademie, kann nicht vergehen und verderben. Sollte Chidher, der ewig junge, nach aber hundert Jahren desselbigen Weges fahren, so wird er sie, des können wir gewiß sein, in demselben Zustand des Blühens und Fruchttragens finden, in dem sie heute vor uns steht.

Nachrichten und Mitteilungen.

Pulver und Sprengstoffe. Was wären die heutigen Kriege und das Völkerringen ohne Pulver und Sprengstoffe! Man hört mi Staunen von den Leistungen der Ballistik weiß aber von den dabei wirksamen Kräften verhältnismäßig nur wenig. So lohnt es wohl, die Geschichte des Pulvers und der modernen Sprengstoffe kurz zu berühren, zumal zu den bewährten älteren Führern uns in den Monographien über chemisch-technische Fabrikationsmethoden A. Voigt, gerichtlich vereidigter Sachverständiger der Handelskammer Gießen, neben der rein fabrikmäßigen Herstellung der Sprengstoffe (Halle S., W. Knapp) auch geschichtliche Ausblicke darbietet.

Unsere Schulweisheit besteht wohl durchgehend darin, daß der Freiburger Mönch Berthold Schwarz das Pulver erfunden habe Es steht aber fest, daß im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts nicht nur in Deutschland, sondern auch in England wie Norditalien Feuerwaffen in Gebrauch gewesen sind. Auch Bacon, wie die Engländer behaupten, ist somit nicht als Erfinder des Pulvers anzusprechen. Der Hauptunterschied, sagt A. Voigt, welcher bei der Verwendung der früheren, sagen wir immerhin Pulvermischungen vor der Zeit des Berthold Schwarz und nachdem ganz besonders in die Augen fällt, ist der, daß vorher diese Brandsätze nur als Projektile verwendet wurden, während sie später zum Fortschleudern derselben Verwendung fanden. Diese Umwertung der Werte ist eine Erfindung von so großer Tragweite, wie dem menschlichen Geiste vorher und nachher nur selten eine gelungen ist.

Die salzigen Auswitterungen im Boden wie an Mauern von Bauwerken waren nämlich seit unerdenklichen Zeiten bekannt, und Salpeter fand bereits lange in der Heilkunde als Heiz- und Kühlmittel Verwendung, ehe man die korrosive Eigenschaft kannte, die die Veranlassung gab, ihn in brennbaren Gemischen zu verwenden. Chinesisches Salz und chinesischer Schnee, diese zwei Bezeichnungen deuten darauf hin, in welchem Lande man zuerst den Salpeter zur Hervorrufung von allerlei Feuererscheinnngen benutzt hat. Schon vom Jahre 1232 liegen Nachrichten vor, daß man Schleudermaschinen benutzte, welche mit brennbaren Stoffen gefüllte Feuertöpfe auf weite Entfernungen warfen, doch glaubt Biedermann, dafür eintreten zu können, daß die Chinesen

die bei Verbrennung von Salpetergemischen entstehende bewegende Kraft nicht vor dem Ende des 16. Jahrhunderts benutzt hätten, als diese Erfindung auch im Abendlande bereits gemacht war. Ob aber ein Berthold Schwarz durch Verwendung von Salpeter die Brandsätze in Treibmittel umwandelte oder ein anderer, das läßt sich eben aus den vorhandenen Berichten nicht mit Sicherheit entnehmen, vielleicht ist unserem Mönch nur ein nicht unerheblicher Teil an diesem Vorgehen zuzuschreiben, und der Ruhm heftete sich allein an seine Sohlen. So gut die Einführung des rauchschwarzen Schießpulvers an die Namen Vieille und Schultze geknüpft ist, trotzdem die Schießbaumwolle bereits vor ihnen erfunden war, so gut bleibt die Einführung des Schwarzpulvers, sagt A. Voigt, an den Namen Berthold Schwarz gebunden.

Zuerst taucht auch in den Berichten die Bezeichnung Kraut für das Schießpulver auf, in gewisser Hinsicht dem Wort Grütze verwandt; es handelte sich um ziemlich grobe Gemische, die erst allmählich dem wirklichen Pulver den Platz räumten, nachdem die Erkenntnis sich durchgerungen hatte, daß bei feinerer Mahlung die Mischung eine innigere und die Wirkung eine gleichmäßigere wie intensivere wurde. Ungefähr dreihundert Jahre hindurch diente dann Schießpulver so gut wie gänzlich militärischen Zwecken; erst im 17. Saeculum finden wir die ersten Nachrichten, daß das Schießpulver auch in den Dienst der Industrie gestellt wurde. Von der Zeit der Erfindung des Schießpulvers aber bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde kein anderer Explosivstoff in die Praxis eingefürt, obwohl Pikrinsäure und Knallquecksilber ungefähr um die letztere Zeit bekannt waren.

Erst um 1627 sollen in Tirol die ersten Sprengversuche in Bergwerken angestellt sein, von wo aus diese Technik dann auch allgemeine Verbreitung gefunden hat. Von den Bergwerken aus drang das Schießpulver auch bald in anderer Weise vor. Man benutzte es zu Wege- und Tunnelbauten. Daneben kamen allerhand neue Produkte nicht auf, sie waren in zu hohem Maße von ungleichmäßiger Wirkung und von ungenügender Haltbarkeit.

Erst durch die Schießbaumwolle erwuchs dem Schwarzpulver ein gefährlicher Konkurrent, die Schönlein in Basel 1845 durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Baumwolle erhielt und die ungefähr zu derselben Zeit von R. Böttger in Frankfurt a. M. hergestellt wurde. 1846 entdeckte dann in Turin Sobrero das Nitroglyzerin oder Pyroglyzerin, der wohl die Bedeutung dieses flüssigen Körpers als Explosivstoff erkannte, aber nicht vermochte, seine technische Verwendung in diesem Sinne herbeizuführen. Nobel suchte dann das Nitroglyzerin durch Mischen mit festen Körpern in einen nichtflüssigen, halbfesten Zustand überzuführen, und sein Produkt aus demselben mit Infusorienerde ist als Dynamit ja weltbekannt.

Als dann das rauchschwache Pulver das alte Schwarzpulver aus dem Heere vollständig verdrängte, und das Dynamit als Sprengstoff sich mehr und mehr die Technik eroberte, glaubte man das Ende des alten Schwarzpulvers voraussagen zu sollen. Doch weit gefehlt! Unser Gewährsmann weist überzeugend nach, wie es noch weiter umfangreiche Verwendung findet. So in Kali- und Erzbergwerken, in Steinbrüchen und überall da, wo die brisante Wirkung der neuzeitlichen Sprengstoffe, auf die wir noch zu sprechen kommen, zu zerstörend und infolgedessen auch unwirtschaftlich wirkt, dann als Jagdpulver, ja selbst für militärische Zwecke als Geschoßfüllmasse und Satzringpulver. So soll Belgien in den letzen Jahren immerhin noch zwei Millionen Kilogramm Schwarzpulver verbraucht haben, Deutschland verpulverte im wahren Sinne des Wortes etwa 40 Millionen Kilogramm dieses Produktes, und in Amerika fanden gar ungefähr 120 Millionen Kilogramm ihre Verwendung.

Natürlich haben sich die Mischungsverhältnisse des Pulvers in der langen Zeit seines Gebrauches vielfach geändert; auch nach Ländern treffen wir in dieser Hinsicht auf manche Verschiedenheiten, aber noch 1909 konnte O. Guthmann in seinem trefflichen Buche: „20 Jahre Fortschritte in Explosivstoffen" nur hervorheben: Innerhalb der letzten 20 Jahre wurde so gut wie gar kein Fortschritt in Schwarzpulver gemacht. Immer bildet die Dreieinigkeit Salpeter, Schwefel, Kohle die Grundbasis des Pulvers, doch dosierte man beispielsweise im Jahre 1546

	grobes Schießpulver	mittleres Schießpulver	Büchsenpulver
Salpeter	50 %	66,7 %	83,4 %
Schwefel	33,3 %	20 %	8,3 %
Kohle	16,7 %	13,3 %	8,7 %

Um 1555 erwähnt Fronsberger die Zahlen $66\frac{6}{9}$ % Salpeter, $22\frac{2}{9}$ % Schwefel, $11\frac{1}{9}$ % Kohle; um 1890, als das rauchschwarze Pulver aufkam, verrückten die Prozentzahlen von 74—75,7 % Salpeter, 10—12,5 % Schwefel und 12,5—15 % Kohle in den verschiedenen Kulturstaaten; für Deutschland handelte es sich um 75,5, 12 und 12,5 %.

Was diese einzelnen Substanzen anlangt, so kommt der Kohle die meiste Aufmerksamkeit zu. Salpeter und Schwefel sind in einwandfreier Beschaffenheit stets käuflich zu haben, eventuelle Abweichungen lassen sich analytisch schnell chemisch feststellen. Die Kohle muß sich jede Fabrik selbst herstellen, um eine einwandfreie Ware zu benutzen. Für die feineren Pulversorten wählt man möglichst weiche Hölzer wie Linden-, Weiden-, Pappelholz; am geschätztesten sind Stämme des Faulbaumes und der Erle. Ja auch Kohle aus Flachs oder Linnen und solche aus Bohnenstengeln, aus Buche, Weinreben, Hanf usw. gelangte zur Verwendung. Harzige Hölzer, solche mit Salzgehalt zu gewissen Prozenten usw. sind gänzlich zur Pulverbereitung zu verwerfen, maßgebend ist bei der Wahl des Holzes stets eine möglichst leichte Entzündlichkeit.

Von den vorhandenen Nitraten kommt zur Herstellung von Schwarzpulver nur das Kaliumnitrat in Betracht, bei dem sehr hohe Ansprüche an Reinheit gestellt werden, vor allem aber die Abwesenheit jedweden Chlorids zu prüfen ist.

Beim Schwefel hat man darauf zu achten, daß keine Verunreinigung mit Arsen und Säuren vorhanden ist, der Verbrennungsrückstand darf sich nicht über 0,06 % erheben, widrigenfalls der Schwefel zur Pulverherstellung unbrauchbar ist und nur für Sprengstoffzwecke verwertbar erscheint.

Für jeden der drei Komponenten des Pulvers ist nun ein bestimmtes Größenverhältnis des Kornes und, um dieses zu erreichen, eine bestimmte Mahldauer notwendig. Jeder der drei Bestandteile des Pulvers verlangt eine verschieden lange Vorzerkleinerungsdauer, bevor die Mischung auf den Läufer oder in die Stampfmühle kommt. Die Größenverhältnisse des Kornes — wir folgen A. Voigt — müssen im Einklang stehen mit der Entzündungsfähigkeit. Im allgemeinen wird diesem Verhalten der Pulverbestandteile zu wenig Rechnung getragen; es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß, wenn in einem Pulver von der Kohle oder dem Schwefel der eine Bestandteil sich leichter entzündet als der andere, die Verbrennung eine ungleichartige und unvollständige werden muß. Dabei muß man noch hervorheben, daß der Schwefel eine eigenartige und nicht in allen Teilen aufgeklärte Rolle in der Pulvermischung spielt; der Verbrennungsvorgang ist eben sehr verwickelt und in seinen einzelnen Phasen selbst heute noch nicht aufgeklärt.

Mit der direkten Herstellung des Schwarzpulvers im einzelnen wollen wir uns hier nicht beschäftigen, nur so weit die allgemeinen Verhältnisse berühren, als wir hervorheben, daß über die Entfernung der Fabrik von den nächsten bewohnten Plätzen der Explosionsgefahr wegen örtliche Verhältnisse unter Maßgabe der behördlichen Vorschriften entscheiden, sonst aber hauptsächlich die Transportverhältnisse der Rohmaterialien wie der Fertigfabrikate in Frage kommen. Im einzelnen ist die peinlichste Sauberhaltung der Räume wie der Arbeitsgeräte ein Haupterfordernis, das Eindringen von Fremdkörpern in den Pulversatz ist eine der größten Gefahrenquellen; namentlich kommen in dieser Hinsicht in Betracht Sand, Steinchen, eiserne Nägel, Schrauben usw. Neben den mechanischen Ursachen kommen elektrische und chemische in Frage, doch mögen Interessenten in betreff der Einzelheiten sich bei A. Voigt Belehrung und Rat holen.

Die Chlorat- bzw. Perchloratsprengstoffe, die auf Berthelot zurückgehen, wollen wir beiseite lassen, da sie nicht sehr wichtig sind und jede Mischung eine andere Arbeitsweise verlangt, die ganz von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der einzelnen Gemengteile abhängt.

Dagegen fordert die Schießbaumwolle unser Interesse heraus, welche, wie bereits bemerkt worden ist, von Schönlein entdeckt wurde. Besondere Verdienste um die Herstellung dieses Produktes erwarb sich der österreichische Offizier v. Lenk, doch gelang es nicht, bei Verwendung der Schießbaumwolle als Treibmittel gleichmäßige Ergebnisse zu erzielen und die Offensivkraft derselben so zu mäßigen, daß explosionsartige Wirkungen mit Sicherheit ausgeschlossen waren. Abel in England fand dann als Hauptgrund der spontanen Selbstzersetzungen der Schießbaumwolle die Anwesenheit von Säureestern und leichtzersetzlichen Estern, doch erfüllten sich die großen Hoff-

nungen, welche man auf die Eigenschaften der Schießbaumwolle gesetzt hatte, nicht so ganz. Als Sprengstoff fand sie immerhin in trockener gepreßter Form Verwendung, bis ein gewisser Brown ihr ein neues Feld der Betätigung erschloß, als er nachwies, daß auch nasse Schießbaumwolle explodiere, wenn nur die Initialwirkung kräftig genug sei. So wußten sich derartige Ladungen besonders für Torpedofüllungen und sonstige militärische Zwecke einzuführen, während die Industrie keine Verwendung für die Masse hatte. Die Umarbeitung der explosiven Schießbaumwolle in ein langsameres Treibmittel blieb einem Hauptmann Schultze vorbehalten, der in Spandau das erste brauchbare Nitropulver auf den Markt brachte. 1866 trat Vieille in Paris mit dem ersten brauchbaren Kriegspulver in dieser Hinsicht hervor, Nobel stellte das Ballistit her, das aber nur für die größeren Geschütze Verwendung gefunden hat.

Schießbaumwolle stellt man, wie ja bereits der Name sagt, aus Baumwolle her, welche die reinste Form der in der Natur vorkommenden Zellulose darstellt, aber immerhin nicht chemisch rein ist und deshalb vor der Verwendung einen Reinigungs- und Vorbereitungsprozeß durchmachen muß. Zur Nitrierung verwendet man dann ein Gemisch von hochgradiger Schwefel- und Salpetersäure, wobei der Wassergehalt im Säuregemisch ausschlaggebend für den zu erzielenden Grad des Nitrierens und für die Qualität der Nitroprodukte ist. Das Problem der Umwandlung der explosiven Schießbaumwolle in ein gleichmäßig abbrennendes Schießpulver war gelöst, als man die erstere durch Auflösen in geeigneten Lösungsmitteln und nachträgliches Verjagen derselben in eine dichte kolloidale Masse umgewandelt hatte. Doch war für die Erreichung der chemischen und ballistischen Stabilität eine lange Reihe von Versuchen und neu zu machenden Erfahrungen notwendig. Die Auswahl der Lösungsmittel bewirkte also nach A. Voigt die Klassifizierung des neuen Pulvers in zwei Gruppen, in die der reinen Nitrozellulosepulver, bei denen das Lösungsmittel, oder genauer ausgedrückt das Gelatinierungsmittel, wieder verjagt wurde, und in das Ballistit, bei der das Nitroglyzerin als Gelatinierungsmittel verwendet wird, welches in dem Pulver verbleibt. Die Engländer heißen das Ballistit Cordit.

Die Entdeckung des Dynamits gab die Anregung zu den zahlreichen weiteren Entdeckungen auf dem Gebiete des Sprengstoffwesens, welche nach und nach alle Salpetersäureester wie Nitroverbindungen auf ihre Verwendbarkeit für Sprengstoffzwecke prüften und dadurch den jetzigen hochentwickelten Stand der Sprengstofftechnik schufen.

Das Nitroglyzerin hatte ja 1876 Sobrero in Italien entdeckt, das aber nur als Arzneimittel sich Eingang zu schaffen vermochte. Erst einem Nobel gelang es, aus dem Produkte einen praktisch brauchbaren Sprengstoff zu schaffen, indem er 25 Gewichtsteile gebrannten Kieselgur 75 Gewichtsteile Sprengöl aufsaugen ließ und der Masse den Namen Dynamit beilegte.

Im Jahre 1873 konnte dann Nobel nach zahlreichen fruchtlosen Versuchen das Kieselgur, welches ja unverbrennlich war und einen Teil der lebenden Kraft durch Wärmeaufnahme absorbierte, durch Kollodiumbaumwolle ersetzen, welche sich in dem Öl zu einer gelatinösen Paste löst und das Öl auch unter Wasser nicht austreten läßt. Diese Sprenggelatine hatte aber den großen Nachteil, daß sie leicht gefror. Diesen Übelstand konnte erst A. Mikolajczak in Castrop lösen dadurch, daß er Binitroglyzerin zum Trinitroglyzerin zusetzte. Das Karbonit, der Typus der wettersicheren Sprengstoffe, verdankte in der Folgezeit Dr. Bichel in Schlebusch seine Entstehung. Wenn wir wohl auch noch allerhand Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprengstoffe zu erwarten haben, so beherrschen zurzeit das Dynamit und die davon abgeleiteten Produkte die Lage, ohne ernstere Nebenbuhler zu haben als das alte Schwarzpulver und den Sprengsalpeter und letzeren nur auf Gebieten, wohin das Dynamit als brisanter Sprengstoff nicht zu folgen vermag, wie Voigt hervorhebt.

Von allen praktisch gebräuchlichen Sprengstoffen zeigen nur Nitroglyzerin und Sprenggelatine die höchsten Arbeitsleistungen, die ganze Masse setzt sich in der Zeiteinheit am schnellsten in Gase um. Ungefrorenes Dynamit ist gegen Stoß, Schlag und Reibung empfindlicher als gefrorenes, und doch ereignet sich die größte Zahl von Unfällen durch Dynamit während der kalten Jahreszeit. So kann man auch das Verlangen nach ungefrierbaren Dynamiten verstehen, was

praktisch bisher nur durch den Zusatz von Nitrotoluol einigermaßen erreicht ist.

Zum Schluß wollen wir die sogenannten Sicherheitssprengstoffe betrachten, worunter wir mit A. Voigt die handhabungssicheren Ammoniaksalpetersprengstoffe verstehen; auch die schlagwettersicheren Sprengstoffe seien hier einbegriffen. Johan Ohlsson und J. Hendrik Norrbin hatten 1867 durch die Einführung des Ammoniaksalpeters als Sauerstoffträger in die Sprengstoffchemie ein neues Leben gebracht, da sich durch die Ammoniaksalpetersprengstoffe völlig vergasbare Mischungen ergaben, die als Vorzug gegenüber dem Dynamit die Ungefrierbarkeit ausspielten. Freilich eine großartige Entwicklung war dieser Entdeckung nicht gefolgt; doch machte in Belgien und Frankreich die explosifs Favier und in Deutschland das Roburit zeitweise von sich reden, und Donarit hat sich als handhabungssicherer Sprengstoff und Ammonkarbonit als schlagwettersicherer Sprengstoff erwiesen. Einschränkend muß freilich die Bemerkung Voigts dienen, daß je nach den Anschauungen in den verschiedenen Industrieländern und je nach den angewendeten Prüfungsmethoden in dem einen Lande dieses Material als schlagwettersicher gilt, in einem benachbarten aber nicht dafür angesehen wurde und wird.

In Krieg wie in Frieden äußern heutzutage die modernen Sprengstoffe ihre furchtbare Zerstörungskraft; hier legen die Granaten unserer Riesenmörser die feindlichen, angeblich bombensicheren Gewölbe binnen kurzer Zeit in Schutt und Trümmer, dort versenken unsere U-Boote mittelst der Torpedos die feindlichen Schiffe, und Fliegerbomben bringen allerhand Unheil hervor. Aber auch für Friedenswerke kommen unsere Sprengstoffe mehr und mehr in ungeahnter Weise zur Geltung. So hat man unlängst nach der Umschau beim Bau einer Abkürzungslinie der Lackawannaeisenbahn einen 14 m hohen und 100 m langen Felsvorsprung durch eine einzige Sprengung beseitigt, welche über 16500 kg Dynamit und Pulver erforderte. Aber auch Deutschland kann in dieser Hinsicht mit Leistungen aufwarten. In einem westfälischen Steinbruch bei Nachrodt wurden durch eine Sprengladung von 12000 kg Pulver rund 120000 cbm Gestein niedergelegt, und wenn auch die Kosten rund 30000 M. betrugen, so war der handelsökonomische Vorteil doch gewahrt. Neuerdings ist ein Patent erteilt worden, auf ein Verfahren zur Vernichtung von Pflanzenschädlingen unter Mitwirkung von Sprengstoffen, wobei durch eine Sprengpatrone der Boden gelockert und zugleich eine wirksame Verteilung des dabei zerstäubten Desinfektionsmittels vorgenommen wird.

Für eingehendere Studien seien die Werke von A. Voigt, R. Biedermann (Leipzig 1910, Teubner) und O. Guttmann (Berlin 1909, Springer) empfohlen, die selbstverständlich wissenschaftliche Details in umfangreichem Maße bringen, während hier nur eine Art Überblick gegeben werden konnte.

Halle a. S. Prof. Dr. E. Roth.

Richard Förster: Um den Suezkanal. Leipzig 1916, S. Hirzel.

Eine volkstümliche Arbeit über Ägypten und die ägyptische Frage kommt dem deutschen Leser heute sehr zustatten, umso mehr, als er diesen Dingen niemals jene Teilnahme entgegenbrachte, die ihrer augenblicklichen Bedeutung entspricht.

Den wertvolleren Teil der Arbeit Richard Försters bildet sicherlich die erste Hälfte, in der uns gezeigt wird, wie rücksichtslos Ägypten von England vergewaltigt worden ist. Dabei dürfen wir dem Urteil des Verfassers über die englische Verwaltung des Landes wohl beipflichten. Während er den großen Verdiensten der Briten um das ägyptische Wirtschaftsleben Gerechtigkeit widerfahren läßt, verschweigt er uns doch auch nicht, daß die einseitige Förderung des Baumwollbaues ein wirtschaftliches Sonderleben Ägyptens ganz unmöglich gemacht hat, so daß seine Bewohner in völlige Abhängigkeit von dem englischen Industrie- und Handelsstaat geraten mußten. Bei dieser Darlegung werden auch die beiden Männer, die das Geschick des Landes in erster Linie bestimmt haben, der britische Generalkonsul Lord Kitchener und der Khedive Abbas II. Hilmi, klar und treffend gekennzeichnet.

Denselben Beifall verdient der Abschnitt, in dem F. die Bedeutung des Suezkanals für England und den Weltverkehr zu würdigen sucht, dagegen werden wir seinem Urteil über die politische und militärische Lage des Landes nicht überall zustimmen können. Hiervon zu handeln ist allerdings eine recht heikle Aufgabe, weil dabei sehr viele Dinge

in Betracht kommen, die sich ihrer ganzen Art nach einem klaren und allgemeinverbindlichen Urteil entziehen. Die Angriffe der Senussi auf die ägyptische Westgrenze können den Briten sicherlich recht lästig werden, doch verfügen jene Wüstenstämme kaum über genug Streitkräfte, um wirklich entscheidende Schläge führen zu können. Ebenso ist es sehr schwer, die militärische Leistungsfähigkeit der Ägypter bei einer vielleicht eintretenden Volkserhebung richtig einzuschätzen, weil wir uns hier vergeblich nach einem zuverlässigen Maßstab umsehen. Daß die Abessynier, wie F. meint, im heutigen Kriege auf seiten der Muhammedaner fechten werden, halten die besten Kenner Abessyniens für ziemlich ausgeschlossen, weil diese afrikanischen Christen in solchen Fragen den religiösen Gesichtspunkt stark zu betonen pflegen.

In all diesen Punkten hätte der Verfasser vielleicht gut getan, etwas mehr Zurückhaltung zu üben, doch wird damit der Wert seiner Schrift, die wohl geeignet ist, in die politische und wirtschaftliche Geschichte des neuern Ägyptens einzuführen, nicht wesentlich verringert. Sie kann jedem, der sich darüber Aufklärung verschaffen möchte, getrost empfohlen werden.

Professor Fritz Braun, Graudenz.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG | HEFT 11 | 1. AUGUST 1916

Der Mythus vom ewigen Frieden.

Von W. Staerk.

Sechzehn Jahre ist es jetzt her, seit der Zar die Welt mit dem berühmten „Friedensmanifest" überraschte, dessen leitende Ideen, Erhaltung des allgemeinen Friedens und möglichste Einschränkung der militärischen Rüstungen, die Kreise der Friedensfreunde in der Alten und Neuen Welt begreiflicherweise in Entzücken versetzte. Nach ihrer Meinung versprach ja die Verwirklichung jener Murawjewschen Gedanken das erhoffte und in allen Tönen verherrlichte Zeitalter des ewigen Friedens einzuleiten! Der russischen Anregung sind dann bekanntlich zwei offizielle Friedenskonferenzen von Abgeordneten der Glieder der planetarischen völkerrechtlichen Gemeinschaft gefolgt (1899 und 1907), und die interparlamentarischen Konferenzen der Pazifisten, seit dem Weltfriedenskongreß von 1889 zu einer ständigen Einrichtung erhoben, fanden neuen Zulauf und neuen Stoff zu Debatten und Resolutionen. Aber auf das Jahr 1899 folgten leider auch vier blutige Kriege innerhalb jener völkerrechtlichen Gemeinschaft, die im Haag nach den Plänen des Zaren an dem Tempel des ewigen Friedens zu bauen begonnen hatte: in Europa, in Afrika und Asien. Diese peinlichen geschichtlichen Realitäten haben denn auch nicht verfehlt, die phantastischen Hoffnungen der modernen Friedensfreunde zeitweilig merklich herabzustimmen, aber ihre utopistischen Theorien blieben davon noch unberührt. Das ist nicht zu verwundern bei einer nunmehr hundertjährigen geistigen Bewegung, deren Wurzeln in dem unhistorischen kosmopolitischen Individualismus des 18. Jahrhunderts fest eingesenkt sind. So wenig, wie seinerzeit Leibniz' beißender Spott über des Abbé de St. Pierre närrischen Vorschlag, den ewigen Frieden unter den christlichen Staaten Europas herzustellen, verhindern konnte, daß der „Projet de traité" von 1714 eine der am meisten gelesenen politischen Programmschriften wurde, so wenig haben Bismarcks klassische Worte gegen die Theorie der Friedensschwärmer: „Der Krieg ist ein Naturgesetz, er ist der Kampf um das Dasein in allgemeinerer Form, und solange die Menschen keine Engel sind, wird er nicht aufhören" — die Pazifisten in ihren Überzeugungen zu erschüttern vermocht.

Nun wird kein gerecht Denkender verkennen, daß die Friedensbewegung von starkem sittlichem Idealismus getragen wird und daß sie an ihrem Teil viel dazu beigetragen hat, die politischen Beziehungen innerhalb der völkerrechtlichen Gemeinschaft zu versittlichen. Es sei hier nur an die von der zweiten Haager Konferenz beschlossene Einrichtung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes erinnert, eine Forderung, gegen die man grundsätzlich nichts einwenden kann,

wenn es sich um eigentliche Rechtsstreitigkeiten handelt. Aber darüber kann und darf nicht übersehen werden, daß die Grundlagen der Theorie des Pazifismus haltlos sind, weil er die allein entscheidende geschichtlich-politische Wirklichkeit, nämlich die Existenz von Völker- und Staatsindividuen mit persönlichem Charakter und natürlichen Interessen, zu gering wertet oder ganz ignoriert. Der Pazifismus lebt mit Kant des Glaubens — vorausgesetzt, daß Kants Abhandlung „Zum ewigen Frieden" überhaupt ernst gemeint ist —, daß sich die Kulturstaaten schließlich einmal einem von ihnen selbst aufgestellten moralischen Zwang unterwerfen und so ihr gegenseitiges Verhältnis rechtlich-sittlich regeln werden, also unter Ausschluß aller äußeren Machtmittel. Das ist aber eine philosophische Utopie. Der Rassencharakter, die geschichtlichen Überlieferungen, die ökonomischen Verhältnisse eines Volkes und die daraus entstehenden politischen Empfindungen und wirtschaftlichen Ansprüche werden immer stärker bleiben als die Theorien der Weltreformer und Weltbeglücker. Zum mindesten müßten erst einmal die einzelnen völkischen Gemeinschaften zu moralischen Wesen herangereift, die aus den Trümmern vergangener geschichtlicher Herrlichkeit aufgerichteten Nationalgötzen zerschlagen, die nackte Macht- und Ländergier beseitigt und dafür die wahren politischen und wirtschaftlichen Lebensbedürfnisse der Nationen gegeneinander sorgfältig abgewogen sein, ehe das Kantische Ideal von der freiwilligen Anerkennung eines höchsten Rechtsprinzips, das das föderative Verhältnis der Völker regeln soll, zur Diskussion gestellt werden kann. Wie weit sind wir aber heute — und für lange Zeit — davon entfernt, wo Deutschland gegen den Vierbund von Konkurrenzneid, verletzter nationaler Eitelkeit, instinktiver Ländergier und verlogenem politischen Ästhetentum im Kampf steht, wo seine Feinde in politischem Verfolgungswahn von der Vernichtung der *boches* als des odium generis humani fiebern und mühsam geschaffene Grundlagen des Völkerrechts mit zynischer Frechheit eingerissen werden!

Unter solchen Verhältnissen drängt sich die alte prinzipielle Frage in der ganzen Friedensbewegung, die nach dem praktischen Wert oder Unwert der Idee vom ewigen Völkerfrieden, wieder ganz von selbst auf. Zu ihrer Entscheidung wollen die folgenden Zeilen beitragen, indem sie den Versuch machen, die Wurzeln der Friedensidee aufzuzeigen und damit das Problem aus dem ernsthaften politischen Denken zurückzuverweisen in das menschliche Vorstellungsgebiet, in dem es seine Urheimat hat, ins Märchenland.

I.

Wir nehmen unsern Ausgangspunkt in dem Privatleben eines Dichters und eines Staatsmannes des klassischen Altertums, etwa ein Menschenalter vor Beginn unserer Zeitrechnung. Im Jahre 40 v. Chr. überreichte der junge Dichter Vergil, nachmals der poetische Interpret der weltgeschichtlichen Idee des römischen Imperiums und darum für viele Jahrhunderte die dichterische und politische Autorität Roms, seinem vornehmen Freunde M. Asinius Pollio ein schwungvolles Gedicht, mit dem er die zu erwartende Geburt eines zweiten Kindes des Pollio prophetisch begrüßte. Das war der aufrichtige Dank des jungen Vergil für die Hilfe, die ihm Pollio als Prokonsul in Oberitalien geleistet hatte, indem er sein väterliches Gut vor

Konfiskation bewahrte. Vergil hat gewiß nicht geahnt, daß das Echo dieses feinsinnigen Gelegenheitsgedichts durch die Jahrhunderte der politischen Geschichte Europas klingen würde!

In dieser Dichtung, der berühmten vierten Ekloge, hat das große Sehnen des Zeitalters der zu Ende gehenden römischen Republik in wahrhaft ergreifender Form Ausdruck gefunden. So wie hier Vergil sprach, konnte nur jemand reden, der die furchtbare Not der Zeit, die Jahrzehnte währenden Schrecken der Bürgerkriege in Italien und den Provinzen in Ost und West aufs tiefste empfunden hatte, und dem eine heiße Sehnsucht nach Frieden und Ruhe in der Welt, nach einer völligen Neugestaltung der verrotteten politischen Zustände im Herzen brannte. Verkündet doch Vergil in diesem Gedichte nichts Geringeres, als daß mit der Geburt des erhofften Kindes seines Wohltäters das goldene Zeitalter mit allen seinen geistigen und materiellen Segnungen, vor allem dem ewigen Frieden auf Erden erscheinen werde! Ich lasse die Dichtung hier in Übersetzung folgen, soweit sie für unsere Zwecke von Bedeutung ist. Die gewandte und poetisch schwungvolle Übertragung hat Prof. Schultz für den gedankenreichen Aufsatz von Joh. Geffcken „Friedensidee und Weltmonarchie" (Der Neue Merkur, Okt.-Nov. 1915, S. 137 ff.) angefertigt. Auf diesen Aufsatz sei hier nachdrücklich hingewiesen.

Schon naht die jüngste aller Erdenzeiten
Wie der Sibylle Lieder es verkünden,
Asträa kehrt zurück aus Sternenweiten.

Der große Ring will abermals sich ründen,
Und hoch vom Himmel steigt ein Göttersohn,
Um neu das alte Reich Saturns zu gründen.

O hilf, Lucina, Reine du! Der Thron
Ist doch Apolls; dann folgt der Welt aus Eisen
Die goldne Welt in diesem Jahre schon.

Ja, Konsul Pollio, dein Amtsjahr preisen
Wir immerdar, beglänzt von seinem Lichte,
In Deinem Jahr beginnen sie zu kreisen,

Die hohen Monde seliger Geschichte:
Bald sind wir ganz erlöst von Angst und Grauen,
Und jede Spur wird unsrer Schuld zunichte.

Er lebt als Gott und darf die Götter schauen,
Sie schaun auf ihn, in seines Vaters Kraft
Wird er ein Friedensreich auf Erden bauen.

Fromm in die Wiege schenkt ihm Nardensaft
Die Flur und Nektar; Lotosblumen streuen
Ihm Duft, ihm sprudelt des Akanthes Schaft;

Und Epheu rankt sich weit, dies Kind zu freuen.
Mit prallen Eutern kehren von den Triften
Hutlos die Geißen, sicher vor dem Leuen.

Die Schlange stirbt, es stirbt mit seinen Giften
Das böse Kraut; Amon wächst wild am Wege,
Um das wir sonst zum fernen Osten schifften. —

Da schmückt das Ödland sich mit gelben Saaten,
Von Honig triefen Eichen, Trauben glühn
Aus Buschgedörn, das Winzer nie betraten. —

Kein Karst mehr quält das Land, die Hippe ruht,
Den Stier entjocht der Pflüger; Tücher prahlen
Nicht länger mit geborgter Farbenglut.

Nein, jeder Widder wird von selber strahlen
In Purpurschein u. Safran, mennigrot
Wird die Natur die Weidelämmer malen.

Hüpft, Spindeln, schnell — nach des Geschicks Gebot
Rief's mild die Parze — solchem Heil entgegen!
Kehr ein, du Göttersohn, von Glanz umloht!

Schon lechzt die Welt nach deiner Zukunft Segen.
Die Zeit ist voll. O sieh den Himmel hangen
Und Land und Meer und Luft nach dir sich regen! —

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Dichtung einzugehen[1]),

1) Ich verweise auf die gediegene Studie von H. Lietzmann, Der Weltheiland. Bonn 1909.

genug, wir hören hier in klaren Worten von der großen Hoffnung auf das Herabkommen eines Götterkindes vom Himmel, das zum König des wiedererscheinenden goldenen Zeitalters bestimmt ist. Seinen Eintritt in die Welt wird die Natur mit allem Köstlichen begrüßen, das sie hervorbringen kann. Wunderbare Fruchtbarkeit soll in Wald und Feld eintreten, Blutgier, Haß und Tücke flieht aus der Tierwelt, Jagen nach Gewinn und Mühsal und Streit aus dem Menschenleben. Kurz, die große Zeit der wunderbaren Wandlung dieser Welt der Schuld, der Unrast und Friedlosigkeit zum Paradiese soll binnen kurzem eintreten.

Vergil ist nicht der einzige gewesen, der diesem tiefen Empfinden eines furchtbaren Fluches, der auf der politischen Gegenwart lag, und dem heißen Verlangen nach Glück und Frieden für die gequälte Natur und Menschheit dichterisch Ausdruck gegeben hat. Er ist nur eine Stimme in dem Chore älterer und jüngerer Zeitgenossen der anbrechenden Kaiserzeit, die ebenso empfanden, ebenso dachten und dichteten. Wehmütig schaute Horaz aus nach dem Wonneland der Inseln der Seligen fern im Ozean als der letzten Zufluchtsstätte für das entartete Geschlecht seiner Tage. Auch Tibull sang, resigniert rückwärts blickend, von den Tagen der seligen Kindheit des Menschengeschlechts unter Saturns Regiment, und Ovid stellte an den Anfang seiner ewig schönen romantischen Märchensammlung, der Metamorphosen, das Gedicht von den Zeitaltern der Weltentwicklung und gab darin die klassische Beschreibung des Paradiesesglückes in der Urzeit der Menschheit.

Dieses große Sehnen der Zeit nach dem ewigen Frieden auf Erden hat dann nach der Meinung der römischen Zeitgenossen seine weltgeschichtliche Erfüllung gefunden in dem Kaisertum des Augustus, des neuen Weltherrn, der endlich dem Streiten und Morden ein Ende gemacht und dem bis in die Wurzeln erschütterten Weltreiche die staatliche Ordnung und Sicherheit wiedergegeben hatte. In Oktavian sah nun das Geschlecht jener Dichter den erschienenen Heiland, den Bringer des goldenen Zeitalters. Als solchen hat ihn noch Vergil in seinem großen Nationalepos feiern können; als Gott auf Erden und Beglücker der Menschheit besang ihn Horaz, und dankbare Provinziallandtage haben dem Augustus in Ehrentafeln gehuldigt als dem „Heiland des Menschengeschlechtes", mit dessen Geburtstag ein Neuanfang der Weltgeschichte gegeben sei, der von den Göttern gesandt sei, dem Krieg ein Ende zu machen und die Welt neu zu gestalten.

In der Weltmonarchie des Augustus und seiner Nachfolger sah dann das römische Staatsbewußtsein den Traum vom goldenen Zeitalter und vom ewigen Frieden erfüllt. Der Träger des Weltimperiums war der Bürge der Pax Romana, des Weltfriedens. Daran änderten weder schlechte Vertreter der Weltherrscherwürde etwas noch erneute Kriege an den weiten Grenzen des Reiches, noch endlich die mächtig anschwellende religiöse Opposition des Christentums, die ihren himmlischen Herrn Christus und sein geistiges Weltreich dem irdischen Herrschergott und seinem Imperium Romanum entgegenstellte, und die erklärte, daß dieses römische Reich vom Teufel sei. Aber die enge geschichtliche Verbindung von Friedensidee und Weltmonarchie in der zeitlichen Größe des Imperium Romanum brachte es mit sich, daß mit dem

Zerfall dieses Weltreiches der Traum vom Friedensreiche auf Erden zerrann. Nur in der östlichen, byzantinischen Reichshälfte hielt man am Gedanken der Weltmonarchie fest und gefiel sich in phantastischen Hoffnungen auf das Kommen des großen Friedenskaisers, der die Feinde Christi besiegen, das Weltreich neu gründen und dann Krone und Herrschaft dem Gekreuzigten auf Golgatha zurückgeben sollte. Aber damit hatte man in Wirklichkeit die historisierte Paradieseshoffnung der ersten Kaiserzeit, wie sie Vergil vertrat, fallen gelassen. Was man im Osten nach dem Zerfall des Einheitsstaates an der Wende des dritten und vierten Jahrhunderts erhoffte, war ein römischer Imperialismus in christlich-apokalyptischer Gestalt.

Vom byzantinischen Osten her kam diese christianisierte Idee vom Friedensreich und Friedenskaiser in den germanischen Westen und entzündete sich hier für kurze Zeit an der Person Karls des Großen und der von ihm vertretenen Kaiseridee. Ein kurzer Traum, dem die beginnende scharfe nationale Trennung von West- und Ostfranken und der von Byzanz festgehaltene Anspruch, nur ein Grieche könne der Friedensherrscher sein, bald ein Ende machte.

Erst der staufische Imperialismus erneuerte wieder den Gedanken der Weltmonarchie und erweckte damit die Idee des ewigen Friedens zu neuem Leben. Für die politischen Denker und Dichter, die diesen Imperialismus der staufischen Kaiser vertreten, sind diese die großen Friedebringer, nach denen die Völker der Welt seit langem sehnend ausschauten. Ein italienischer Zeitgenosse Walters von der Vogelweide begrüßte Heinrich VI., ganz in der Weise Vergils als Augustus und feierte Heinrichs eben geborenen Sohn Roger Friedrich als den Gründer des Friedensreiches, mit dem das goldene Zeitalter auf Erden anbrechen sollte. Freilich in Deutschland brach diese staufische Hoffnung mit dem kläglichen Ende des Kaiserhauses und der nun beginnenden Zersetzung des römischen Reiches deutscher Nation schnell zusammen. Sie lebte von nun an verborgen fort in der Seele Deutschlands: im tiefsinnigen Kaisertraum des deutschen Volkes, der in der Kyffhäusersage seinen schlichtschönen poetischen Ausdruck gefunden hat, und in apokalyptisch-politischen Hoffnungen, die von Italien herübergekommen, an die alte jüdische Weissagung des Buches Daniel von den einander ablösenden Weltreichen anknüpften und ihr eine neue geschichtliche Beziehung zu geben versuchten. Aber schließlich fuhr die scharfe Kritik der jungen empirischen Wissenschaft vom Naturrecht und Völkerrecht in diese romantische Welt hinein und machte dem imperialistischen Traum vom Friedensreich für das wissenschaftliche politische Denken ein für allemal ein Ende.

Anders in Italien. Hier lebten Friedensidee und Weltmonarchieideal noch eine Zeitlang über die staufische Periode hinaus kraftvoll weiter.[2]) Als Heinrich VII. sich 1310 zur Romfahrt rüstete, erließ der Papst Klemens V. eine poetisch schwungvolle Bulle an die Bewohner Italiens, in der er den Kaiser als den Friedefürst und Heilbringer pries:

„Jubeln möge in der Kraft Gottes Italien, die erlauchte Spitze des römischen Reiches, jubeln mögen die hochherzigen

2) Zum Folgenden vgl. die gehaltvollen Bemerkungen in Grauerts Festrede „Dante und die Idee des Weltfriedens". München 1909.

Nationen, welche ihm untertan sind; in fruchtbringender Fröhlichkeit mögen sich freuen seine Völker, zu freudigem Verein mögen sie zusammenkommen, denn ihr König wird kommen, der Friedebringer, der durch die göttliche Gnade unter den Völkern Verherrlichte, dessen Antlitz die ganze Erde ersehnt, der Milde, daß er sitzend auf dem Thron seiner Majestät durch seinen Blick allein alles Übel verscheuche!" Es schienen sich damals Verhältnisse zu wiederholen, wie wir sie aus der Zeit des Augustus nach der Neubegründung des römischen Reiches kennen. So begrüßten die Bewohner von Casale Heinrich VII. auf seiner Romfahrt als Erretter und Erlöser und verglichen ihn mit dem Heiland Christus.

Ihren klassischen Ausdruck haben Friedensidee und Weltmonarchieideal auf italienischem Boden in Dantes poetischem und politischem Denken gefunden.

Rückwärts in die Geschichte Roms schauend, hat Dante in dem Friedensregiment des Augustus das goldene Zeitalter verwirklicht gesehen. Vorwärts in die Weltentwicklung blickend, erhofft er auf der Höhe seines dichterischen und politischen Lebens die Wiederkehr dieses paradiesischen Zustandes durch die Kraft des neuen Weltkaisertums. Der supremus principatus soll die empirische Vielheit von Völkern und Teilreichen zur idealen staatlichen Einheit zusammenfassen, damit die Menschheit in dem sicheren Frieden, den diese höchste Entwicklungsform politischer Kultur verbürgt, dem ihr gewiesenen Ziele zustreben kann, nämlich die ganze Fülle seiner geistigen Kräfte theoretisch und praktisch zur Entfaltung zu bringen. In dieser großartigen dichterisch-philosophischen Konstruktion einer die Welt umspannenden politischen Ordnung, die sich mit Ideen Augustins und Thomas v. Aquino berührt, erscheinen die beiden aus dem Altertum überkommenen Ideale, Imperialismus und Weltfriede, zu einer höheren ethischen Einheit verbunden: der ewige Friede der Weltmonarchie ist das Mittel, um die Menschheit ihrem göttlichen Ziele entgegenzuführen.

Wir stehen bewundernd vor diesem kühnen politischen Gedankenbau, der im Geiste der Propheten Israels die entfesselten Naturgewalten des geschichtlich-nationalen Völkerlebens durch religiös-sittlichen Idealismus in Schranken halten zu können vermeint. Aber wir verstehen es auch, daß der Dichterphilosoph Dante später weit weniger ideal, sehr resigniert und nüchtern der Zukunft entgegengesehen hat.[3]) Im vierten Traktat seines Convito erklärte er, ein Zeitalter des allgemeinen Friedens werde wohl auf Erden nicht wiederkehren! Damit war auch in Italien der politische Traum vom Friedenskaiser und vom goldenen Zeitalter auf Erden zerronnen.

II.

Wir kehren nach diesem Fluge durch die Jahrhunderte der abend- und morgenländischen Geistesgeschichte zurück zu unserem Ausgangspunkt im Zeitalter des Augustus und des Vergil. Man hat selbstverständlich zu allen Zeiten in der christlichen Kirche gewußt, daß die Prophetie des großen Heiden von dem kommenden Friedensreiche auf Erden und dem göttlichen

3) So unter der von Grauert u. a. vertretenen Voraussetzung, daß die Schrift De Monarchia die ältere ist. Sie scheint mir durch die auffällige Differenz in Dantes Stellung zur Friedensidee bestätigt zu werden.

Bringer dieses seligen Glückes der Endzeit im Ganzen und in vielen Einzelheiten mit der jüdisch-christlichen Hoffnung auf das Erscheinen des Friedefürsten und seines Reiches zusammenstimmt. Es war ja auch unmöglich, zu übersehen, daß das Bild Vergils vom ewigen Frieden auf Erden bis in auffallende Einzelzüge mit den Verheißungen der Propheten des Alten Bundes, der späteren jüdischen Apokalyptik und den Zukunftsträumen urchristlicher Ekstatiker sich deckte. Aus dieser Erkenntnis heraus machte man dann später folgerichtig den heidnischen Dichter zum Verkünder des Heilandes Christus. So sagte der christliche Theologe und Dichter Lactantius (4. Jahrhundert) in seinem apologetischen Hauptwerke über das Christentum (div. inst. VII, 24), Heiden wie Vergil, die das goldene Zeitalter als in ihrer Zeit verwirklicht gefeiert hätten, seien in einem Irrtum befangen gewesen. In Wirklichkeit hätten sie, vom heiligen Geist getrieben, prophetisch vom kommenden Reich Christi gesprochen. Und Kaiser Konstantin erklärte in seiner pathetischen Rede an die Kirchenväter im Nizänischen Konzil das berühmte Gedicht Vergils Zug für Zug für eine Weissagung auf Christus und sein Reich.

Die Alten haben sich also das Zusammenklingen heidnischer und jüdisch-christlicher Weissagung vom ewigen Friedensreiche in ihrer naiv-unhistorischen Weise aus dem wunderbaren Wirken des heiligen Geistes in dem Heiden Vergil erklärt. Wir können über diesen Erklärungsversuch stillschweigend hinweggehen zu der unserem geschichtlichen Denken entsprechenden Formulierung des Problems, indem wir fragen: Wie erklärt sich bei dem Dichter des augusteischen Zeitalters geschichtlich die intime Bekanntschaft mit der prophetisch-apokalyptischen Idee vom ewigen Frieden im Alten und Neuen Testament? Dabei machen wir die selbstverständliche Voraussetzung, daß Vergil von der prophetischen Literatur Israels und den Apokalypsen des Judentums nichts gewußt hat und also aus ihnen das Motiv des ewigen Friedensreiches literarisch nicht entnommen haben kann. Die Antwort auf obige Frage versuchen wir zu gewinnen, indem wir die Idee des ewigen Friedens auf Erden aus den prophetischen und jüdischen Zeugnissen ihrem Wesen nach zu verstehen suchen und dann über ihre alttestamentliche prophetische und spätere jüdische Ausprägung rückwärts in ihre noch erkennbaren älteren heidnischen Formen verfolgen.

Die prophetische Predigt ist zu gleicher Zeit Unheils- und Heilsverkündigung gewesen, Buß- und Strafpredigt und Verheißung zukünftigen göttlichen Segens über Israel. Die Betrachtung der gegenwärtigen religiös-sittlichen Zustände im Volke verschmolz im Bewußtsein der Propheten mit den furchtbaren Ahnungen drohender politischer Katastrophen zu der Zukunftsschau eines göttlichen Strafgerichtes, unter dessen vernichtenden Schlägen die nationale Hoffart, die politische Großmannssucht und die entartete geistige Kultur Israels ein Ende mit Schrecken nehmen sollten. Die Propheten wurden nicht müde, den inneren Zusammenhang zwischen Gottes weltgeschichtlichem Wirken in den großen politischen Bewegungen der Reiche zwischen Euphrat-Tigris und dem Nillande, und dem Versinken des geistigen Lebens Israels in geistlosen Naturkult und politisch-soziale Sitten-

losigkeit aufzudecken und die Geschichte als das große Gericht hinzustellen, in dem die sittliche Heiligkeit Gottes gegen die menschliche Sünde reagiert. Aber ihr letztes Wort war dabei niemals Verderben und Untergang, sondern neues, höheres Leben in einem von seinen Sünden gereinigten Israel, das aus dem großen geschichtlichen Strafgericht hervorgehen soll. Die Verheißung des kommenden Heils ist also die notwendige Ergänzung ihrer die Gewissen erschütternden Buß- und Strafpredigt. Ohne diesen Lichtblick im Dunkel der Gegenwart wäre die prophetische Gerichtsverkündigung geistiger Selbstmord gewesen. Es war darum ein bedauerliches Mißverständnis, wenn man zeitweilig gemeint hat, die Heilsverkündigung den Propheten ganz absprechen oder wenigstens als nebensächlich in ihrer Ideenwelt ansehen zu dürfen.

Nun beobachten wir, wie der Glaube an das kommende Heil, der die Seelen dieser vom Geiste Gottes erfüllten Männer in Entzücken versetzt, bei ihnen Form und Gestalt gewinnt in poetischen Bildern, die zu dem Erhabensten gehören, was die prophetische Literatur hervorgebracht hat. Der Höhe ihrer Gotteserkenntnis und der Kraft und Reinheit ihrer sittlichen Frömmigkeit entspricht es, daß auf den geistigen Gütern und Gaben in diesen Schilderungen der Zukunft der Nachdruck liegt. Die Versöhnung Israels mit seinem Gott in Reue und Buße und durch die heilende Kraft der vergebenden Gottesliebe ist überall die selbstverständliche Voraussetzung für die neue Seinsform Israels, und die Frucht davon ist die Gerechtigkeit als Grundlage des Neubaues des ganzen geistigen, politischen und sozialen Lebens: Sittlichkeit als Forderung des in Gott gebundenen Gewissens. Das ist die höchste Tugend der Untertanen wie des Herrschers im neuen Israel. So heißt es einmal bei Jesaja (32, 1 ff.):

Fürwahr, nach Gerechtigkeit wird der König herrschen
und die Beamten nach Recht regieren,
Und jeder wird dann sein wie ein Bergungsort vorm Sturm,
wie ein Versteck vor Wetterguß und Regen,
Wie Wasserbäche in der öden Steppe,
wie Schatten eines massigen Felsens im lechzenden Lande.
Dann sind nicht mehr gehalten die Augen der Sehenden,
und die Ohren der Hörenden sind dann scharf,
Das Herz der Schnellfertigen versteht zu erkennen,
und die Zunge der Stammler redet klar und deutlich.
Dann heißt der Tor nicht mehr Herr,
und der Ränkeschmied wird nicht vornehm genannt.

Dieses neue Israel nun genießt unter seinem gottwohlgefälligen Herrscher auch das Glück des dauernden Friedens. Der erhoffte König der Zukunft wird darum nach dieser köstlichen Gabe der Heilszeit kurzweg als Friedefürst gekennzeichnet, so z. B. in der bekannten Dichtung Jes. 9. Aber der Blick der Propheten bleibt dabei nicht an dem eigenen Volke haften, sondern schweift hinaus in die weite Völkerwelt und schaut den messianischen König als Bringer und Bürgen des ewigen Friedens für die ganze Völkerwelt. Diese Vorstellung erscheint in diesem religiösen Ideenkreise zunächst als die notwendige Konsequenz des großartigen religiös-sittlichen Universalismus der Propheten. Das neue, aus dem Gottesgericht hervorgehende Israel kann und soll ja an die Erfüllung der Aufgabe gehen, die Gott nach seinem ewigen Weltplan diesem seinem Volke zugespro-

chen hat: die Welt des Heidentums mit dem Lichte des Glaubens an Jahves, des Weltherrn Königtum über alle Völker zu erleuchten. Denn Israels eigentliche Bedeutung im geschichtlichen Völkerleben ist sein Missionsberuf an die Welt. Von Zion, sagt der Prophet Jesaja in dem herrlichen Pilgerliede Kap. 2, 4 ff., soll die wahre Gotteserkenntnis ausgehen, die die Völker zur geistig-sittlichen Einheit des Gottesreiches verbindet. Wo aber der sittliche Wille des heiligen Weltherrn Jahve zum Lebensgesetz erhoben ist, da ist die natürliche Selbstsucht, die die Ursache alles gewaltsamen Strebens, alles Haders und aller Kriege ist, gebrochen. Der ewige Friede ist da eingezogen:

> Dann wird Gott richten zwischen den Völkern
> und Entscheidung geben vielen Nationen.
> Da schmieden sie dann ihre Schwerter zu Pflugeisen
> und ihre Lanzenspitzen zu Winzermessern.
> Dann wird nicht mehr Volk gegen Volk das Schwert erheben,
> und sie werden das Kriegshandwerk nicht mehr lernen.

Mit diesen Zügen geht das prophetische Bild von der erhofften Heilszeit für Israel und durch Israel für die Welt scheinbar nicht hinaus über die Grenzlinie eines religiösen Ideals der Weltentwicklung, das die Zukunft des Völkerlebens in kühnem Glaubensfluge überschaut und mit hochgespanntem sittlichen Idealismus verklärt. Es ist ja durchaus diesseitig und in Zeit und Raum gespannt, also fern von jeder religiösen Transzendenz. Diese Erde hier mit der Vielheit ihrer nationalen Gestaltungen ist der Ort, wo das religiöse Ideal verwirklicht werden soll, und es ist in den geschichtlichen Ablauf politischer Entwicklung fest eingefügt. Israel bleibt eine Nation mit einem Herrscher, mit einer aristokratischen Verfassung und mit politischen Ansprüchen an die Welt. Es wird politisch der primus inter pares, aber geistig die allein herrschende Macht.

Aber in diesen geschichtlichen Realismus des Bildes der Heilszeit mischen sich nun Linien und Farben völlig verschiedener Art. Dadurch nimmt es einen ganz anderen Gesamtton an und wird zum religionsgeschichtlichen Problem.

Es fällt zunächst in die Augen, daß die Figur des messianischen Königs, des idealen Herrschers in jener erhofften Heilszeit, zwei Welten angehört. Er wird in einem Atem als menschlich-geschichtliche Größe und als übernatürliche Erscheinung geschildert. Dieser König über das geistig erneuerte Israel und dieser Weltbeherrscher ist ein Mensch unter Menschen, Glied des Davidhauses oder wenigstens einer aus Israels irdischer Volksgemeinschaft, aber zugleich ist er ein auf die Seite Gottes gehöriges Wesen, erfüllt mit Kräften des Körpers und des Geistes, die weit über Menschenmaß hinausgehen. Ein Wunder an Herrscherweisheit, ein Gott an Heldenkraft, ein ewiger Friedefürst wird er in dem Zukunftsbilde Jes. 9 genannt. Aber noch mehr weiß der prophetische Glaube von diesem Könige der Heilszeit zu sagen: er ist ein tiefes Geheimnis seiner Herkunft nach. Immanuel, das Kind auf dem Throne Davids, ist der Sohn „des Weibes", von dem die Propheten absichtlich nur in Rätselworten sprechen. Aber wir wissen aus Parallelen der Religionsgeschichte, was sie meinen: Immanuel ist das göttliche Kind einer Göttermutter, mit dessen Erscheinen das neue Zeitalter des Friedens auf Erden anbricht (Jes. 7 und 11, Micha 5, 1 ff.). Der messianische Herrscher ist also

eine transzendente, eine mythische Figur. Noch viel deutlicher als bei den alten Propheten tritt das in den Aussagen der späteren jüdischen Apokalyptiker hervor. Hier wird die göttliche Seite seines Wesens öfters so stark betont, daß die menschlich-geschichtlichen Züge darüber fast völlig verblassen. Man spricht davon, daß er von Ewigkeit her bei Gott im Himmel geweilt habe, ehe er auf Erden in die Erscheinung trat; man stellt ihn sich als sündloses Wesen voll von göttlichen Kräften vor, ja als Gott gleich an Weisheit und Kraft und in seiner äußeren Erscheinung: er hat die göttliche Lichtherrlichkeit zu eigen, leuchtet wie die Sonne auf Erden.

Die schon bei den alten Propheten nachweisbare Verbindung dieser mythischen und jener menschlich-geschichtlichen Züge in einer Person kann nur erklärt werden durch die Annahme, daß schon vorher im alten Israel die Zukunft des Volkes und seiner größten geschichtlichen Errungenschaft, des davidischen Königtums, im Lichte einer mythischen Göttergestalt, von deren Erscheinen man den Anbruch eines neuen Zeitalters des ewigen Friedens erwartete, geschaut worden ist. Die aus den Tiefen des sittlichen Monotheismus schöpfende Geschichtsbetrachtung der Prophetie hat also ein überliefertes mythisches Endzeitschema in ihre Verkündigung von der kommenden Heilszeit für Israel eingestellt und zum Träger ihrer religiös-sittlichen Ideale gemacht. So wurde das göttliche Kind, von dem der Mythus sprach, zum Typus des idealen David, von dessen Wirken in der Kraft Gottes man die geistige Segnung Israels und der Völkerwelt erwartete.

Nachdem wir einmal auf den mythischen Einschlag in dem farbenreichen Gewebe der prophetischen Zukunftsverheißung aufmerksam geworden sind, werden wir die Herkunft anderer Züge, die der geschichtlichen Gesamthaltung dieses Bildes so auffällig widersprechen, leicht erklären können. Wenn die Propheten und Apokalyptiker Israels von dem Glück des ewigen Friedens unter den Völkern der Erde sprechen, dann schließen sie jedesmal ausdrücklich die ganze lebendige Schöpfung Gottes ein. Die Heilszeit soll allen und jeden Zwiespalt in der Natur aufheben. Selbst die uralten natürlichen Feinde, die Raubtiere und des Menschen Genossen, die zahmen Herdentiere, leben dann in Frieden nebeneinander:

„Dann wird der Wolf beim Lamme gasten,
und der Panther beim Böckchen lagern,
Kalb und Jungleu weiden dann zusammen,
und ein Kind treibt sie daher.
Kuh und Bärin befreunden sich dann,
zusammen lagern ihre Jungen.
Der Löwe frißt Gras wie das Rind,
und der Säugling spielt an der Höhle der Viper,
Und nach der Lagerstatt des Basilisken
Streckt ein Kindlein seine Hand aus."

In diesen poetischen Worten schildert Jesaja Kap. 11, 6 ff. den Paradiesesfrieden der messianischen Zeit. Sie soll nach prophetisch-apokalyptischer Vorstellung eine völlige Verwandlung der natürlichen Verhältnisse in der Menschen- und Tierwelt heraufführen. Aber noch mehr! Diese prophetische Heilshoffnung umspannt schließlich das ganze Naturleben und erschaut mit den Augen des Glaubens eine Zeit, wo die Erde wie mit einem Zauberstabe verwandelt ist in wunderbares Fruchtland voll herrlicher Vegetation. In sinnlich kräftigen Bildern führen besonders die späteren jüdischen Quellen diese Vorstellung von der Verwandlung der Erde und im besonderen natürlich des

jüdischen Landes aus. Da hören wir von wogenden Kornfeldern, von brechenden Fruchtbäumen, von Wein, Öl und Honig, von süßen Quellen weißer Milch, von ausgewählten Herden auf den fetten Fluren, vom unendlichen Segen der Erde und des Meeres. Und schließlich schwingt sich diese Endzeithoffnung empor zu dem Glauben an die Befreiung der erneuten Welt von allem Elend und Leid, ja auch von dem Schrecken des Todes. Über der erneuten Erde aber spannt sich ein neuer, ewig strahlender Himmel ohne Sonne, ohne Mond, denn Gottes Lichtglanz selbst erleuchtet den ewigen Frieden der paradiesischen Welt. —

Überschauen wir alle diese Züge in dem prophetischen Bilde von der Heilszeit, die weit über vorstellbares geschichtliches und natürliches Werden hinausführen in das Reich des Mythus und Märchens, so kann es wohl keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, daß auf die Farbengebung des prophetischen Kolossalgemäldes vom Gottesreiche des ewigen Friedens unter den Völkern der Erde feste überlieferte mythische Vorstellungen eingewirkt haben. Die Prophetie Israels hat diese mythischen Motive in allen Stadien ihrer Entwicklung, von ihren uns bekannten ältesten Vertretern im 8. Jahrhundert v. Chr. an bis zu den apokalyptischen Epigonen der neutestamentlichen Zeit benutzt, um der die alttestamentliche Religion beherrschenden religiös-sittlichen Zentralidee von der Vollendung der Weltentwicklung in dem Gottesreiche der geistig erneuten und mit Gott versöhnten Menschheit unter dem Zepter des heiligen messianischen Herrschers Form und Farbe zu geben.

Es ergibt sich aber noch ein anderes wichtiges Resultat aus dem obigen kurzen Überblick über die prophetisch-apokalyptischen Vorstellungen von der Heilszeit: die darin nachweisbaren mythischen Motive lassen sich leicht zum Bilde des auf Erden erscheinenden Paradieses und des göttlichen Bringers dieses höchsten Glücks für die Menschheit zusammenfügen. Den übergeschichtlichen und übernatürlichen Zügen im prophetischen Bilde der Endzeit liegt also ein entwickelter Paradiesesmythus zugrunde. Die alttestamentliche Prophetie und Apokalyptik hat also einen aus uralter Zeit überkommenen Paradiesesmythus zum Träger ihres religiös-sittlichen Idealismus gemacht und den ewig großen Gedanken von dem Gottesreich, das diese Welt der Sünde und Gottentfremdung überwinden soll, in die glühenden Farben dieses Mythus getaucht.

Nun ist es von Wichtigkeit für die hier zur Debatte stehende Frage nach dem Ursprung der Idee des ewigen Friedens folgende drei Vorstellungen festzuhalten, die mit dem Mythus vom Paradies und ewigen Frieden auf Erden in den israelitischen und jüdisch-christlichen Quellen fest verbunden sind: 1. es handelt sich dabei um die Hoffnung auf das Wiedereintreten eines urzeitlichen Zustandes der Welt. Die Entwicklung der Welt- und Menschheitsgeschichte geht nach diesem religiösen Glauben in einen Zustand über, der ihrem uranfänglichen Dasein genau entspricht. Das Ende knüpft an den Anfang an, der Kreislauf schließt sich; 2. dem erhofften Endzustand, der das Paradies auf Erden zurückbringt, geht eine Zeit der Not auf Erden voraus. Überall, wo von der Heilszeit und ihren Segensgütern gesprochen wird, ist ja die klar ausgesprochene oder stille, weil selbstverständliche Voraus-

setzung die, daß sich das Zeitalter des ewigen Friedens auf dem dunklen Untergrunde einer von Kampf und Leid, von Sünde und Not zerrissenen Welt erheben soll. Der Segenszeit, nach der der Glaube hoffend ausschaut und deren erstes leises Wehen er zu spüren glaubt, geht eine Fluchzeit voraus; und 3. die Vorstellung vom Kommen der Heilszeit ist aufs engste verknüpft mit der vom göttlichen Helden, der sie durch die Kraft seines Armes und Geistes heraufführt und so dem Äon des Fluches und Leides für immer ein Ende macht. Diese drei Hauptmotive der jüdischen Vorstellung vom paradiesischen Glück und Frieden der Heilszeit sind nun aber auch die charakteristischen Züge in der Schilderung, die der Heide Vergil am Ausgang des 1. Jahrhunderts v. Chr. vom goldenen Zeitalter entworfen hat. Das Ende der Welt ist gekommen, so betont er im Eingang seines Gedichts. Das Reich des Saturnus kehrt wieder, d. h. das goldene Zeitalter, das dem eisernen Zeitalter, der Periode des Frevels, des beständigen blutigen Schreckkens in Natur und Menschenleben, der auf der Welt liegt, ein Ende machen soll. Und ein wunderbares Wesen soll in diesem wiederkehrenden „Reiche Saturns" König sein, ein Kind, das jetzt eben zur Welt kommen soll und darin leben wird als Gott, wandelnd unter den Göttern:

„Frieden bringt er der Welt, mit des Vaters Kraft sie regierend."

Und dann malt der Dichter in leuchtenden Farben ein Bild dieses goldenen Zeitalters, wo die Natur völlig verwandelt ist, wo die Erde paradiesische Wonnen in unerschöpflicher Fülle bietet und der alte Fluch des Frevels von der Menschheit genommen ist.

Die überraschende Übereinstimmung in Idee und Ausführung zwischen den Propheten der at. Offenbarungsreligion und dem heidnischen Dichter läßt von vornherein darauf schließen, daß hier enge traditionsgeschichtliche Beziehungen vorliegen müssen. Diese zwei fast identischen, aber ganz verschiedenen Kulturkreisen und Literaturen angehörenden Schilderungen des ewigen Friedens und die ihnen zugrunde liegende einheitliche, aber mit völlig verschiedenen Weltanschauungen in Verbindung gesetzte mythische Idee müssen schließlich aus einer geistigen Quelle und einer Überlieferung geflossen sein.

Wo fließt diese Quelle? Welcher Art ist diese Überlieferung, die von Jesaja zu Vergil hinführt, gewesen? Versuchen wir, vorsichtig den wenigen und öfters fast verwehten Spuren nachzugehen, die uns zu dem Ursprung des Mythus vom paradiesischen Frieden und vom Herrscher in diesem idealen Reiche hinführen.

III.

Zuerst soll hier auf gewisse feststehende Wendungen aufmerksam gemacht werden, die uns im alten Orient im höfischen Stil begegnen, in der Anrede an den Herrscher, in der Art, wie man von seinem Regiment spricht oder wie die Großkönige von sich selbst und ihrer Würdestellung reden. Schon die ältesten babylonischen Könige bezeichnen sich gern als Kinder der großen Muttergöttin und sprechen von ihrer geheimnisvollen Herkunft. So sagt der Patesi von Lagasch, Gudea, von sich im Gebet zur Göttin Gatumdug: „Du bist die Königin, die Mutter, die Lagasch gegründet hat. Ich habe keine Mutter, du bist meine Mutter; ich habe keinen Vater, du bist mein Vater . . . . .

im Heiligtum hast du mich geboren."[4]) Diese konventionelle Selbstbezeichnung geht weit hinaus über die dem ganzen orientalischen Altertum geläufige Vorstellung von der Göttlichkeit des Königs, also seine Betrachtung als eine Art Inkarnation der Gottheit, die ja sogar auf den alten israelitischen Hofstil eingewirkt hat (vgl. Psalm 45, 7). Des weiteren ist es in diesem uralten höfischen Stil Sitte gewesen, das Regiment des Königs als Weltherrschaft zu bezeichnen und ihm Ewigkeit zuzueignen — auch dafür haben wir im Alten Testament literarische Zeugnisse, und gerade hier, wo es sich gegenüber den Großkönigen des Altertums um Herrscher von Kleinstaaten handelt, wirkt diese Titulatur als ewiger Weltherrscher besonders auffallend. Sie kann nur aus Anpassung an einen traditionellen, längst zur schönen Phrase gewordenen höfischen Stil erklärt werden, etwa so, wie wenn sich ein europäischer Duodezfürst des 18. Jahrhunderts in Nachahmung französischer höfischer Tradition als Roi Soleil bezeichnet hätte. Und endlich — und dies ist das Wichtigste — dieser Hofstil liebt es, die Regierungszeit eines Königs als Segens- und Heilszeit, also als den Anbruch des paradiesischen Zeitalters auf Erden zu beschreiben.

So sagt ein Beamter in einem Schreiben an den König Assurbanapal (siebentes Jahrhundert):

„(Die Götter) Schamasch und Adad haben meinen Herrn König durch ihr untrügliches Orakel zur Königsherrschaft über die Länder bestimmt — günstige Regierungszeit, Tage des Rechts, Jahre der Gerechtigkeit, reichliche Regengüsse, gewaltige Wassermassen, günstiger Kaufpreis! Die Götter sind wohlgeneigt, Gottesfurcht ist reichlich, die Tempel sind überladen. Die großen Götter Himmels und der Erde haben gegenüber meinem Herrn König verkündet: „Greise werden hüpfen, Kinder werden singen, Frauen und Mädchen werden niederkommen, Knaben und Mädchen das Leben geben." Das Werfen gelingt. Wen seine Sünden zum Tode bestimmt hatten, dem hat mein Herr König das Leben geschenkt. Die viele Jahre gefangen waren, hast du freigelassen; die viele Tage krank waren, sind genesen. Hungrige werden satt, Ausgemergelte werden fett, Nackende werden mit Gewändern bekleidet."

Ganz ähnlich wird auch in den alten ägyptischen Königsinschriften von den Pharaonen gesprochen. So wird z. B. Ramses II. (im 13. Jahrhundert v. Chr.) in folgenden Titulaturen als Bringer der Segenszeit gepriesen:

„Herr der Wohlfahrt, Schöpfer der Ernte, Bildner und Former der Sterblichen, Spender des Odems an alle Menschen, Beleber der Götter insgesamt. ... Mehrer des Korns, zu dessen Füßen die Glücksgöttin weilt, Bildner der Großen, Schöpfer der Geringen, dessen Worte die herrlichste Fülle erzeugen, der da wacht, wenn die andern ruhen, dessen Stärke Ägypten beschirmt. . . ."

Das Recht zur mythischen Deutung solcher Schilderungen wird meines Erachtens direkt an die Hand gegeben durch die Tatsache, daß altorientalische Großkönige ihre Thronbesteigung ausdrücklich als Beginn einer neuen Weltepoche gefeiert haben. Das darf man aus einer Inschrift des assyrischen Königs Sargon (8. Jahrhundert) entnehmen, in der sein Regierungsantritt als das Ende einer Weltperiode (eines Weltenjahres) und also als Anfang einer neuen Ära bezeichnet wird. In diesem mythischen Sinne ist wohl auch die von dem babylonischen König Nabunasir (8. Jahrhundert) berichtete Tatsache zu verstehen, daß er bei seiner Thronbesteigung alle alten historischen Urkunden vernichten ließ:

4) Zu den folgenden Zitaten verweise ich auf Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Leipzig 1913, S. 205 ff.

er dekretierte symbolisch den Beginn einer neuen Weltära.

Sehr wichtiges Material zur Beantwortung der uns hier beschäftigenden Frage liegt ferner vor in den Resten einer uralten ägyptischen prophetischen Literatur, deren Gegenstand die Ankündigung des Erretters aus der Not der Fluchzeit ist.[5]) Wir haben Proben dieser eigenartigen Literaturgattung, die an die Fluchsprüche und Heilsverheißungen der alttestamentlichen Prophetie erinnern, vom 18. vorchristlichen Jahrhundert an. In einem dieser alten Texte heißt es nach der Schilderung der Notzeit:

„Ein König wird kommen mit Namen Ameni, geboren von einer Nubierin. Er wird beide Kronen von Ober- und Unterägypten tragen und so Horus und Seth in Liebe zufriedenstellen. „Die Leute zur Zeit des 'Sohnes des Mannes' werden sich freuen, seinen Namen für alle Ewigkeit verewigen, weil(?) sie fern(?) vom Unglück sind. Die, welche Feindseligkeit sinnen, werden ihr Antlitz senken aus Furcht vor ihm." Feinde und Aufrührer fallen vor seiner Flamme und seinem Schwert und vor der Uräus-Schlange an seiner Stirn. Man wird die Fürstenmauer (neu) bauen gegen die Asiaten, die Wahrheit wird wieder ihre Stätte haben, die Lüge wird hinausgeworfen sein. Man wird die Elenden heil machen ..... man lacht mit den Lachenden von ....."

Überall tritt hier deutlich das Schema Fluchzeit und Segenszeit und die Gestalt eines Königs heraus, der die Heilszeit heraufführt. Und die Schilderungen dieser Heilszeit tragen unverkennbar den uns schon bekannten mythischen Charakter des auf Erden erscheinenden Paradieses.

Endlich ist hier auf die aus Veda und Avesta noch erkennbare indoiranische Paradiesestradition hinzuweisen. Sie erzählte, daß einst am Anfang der Welt Gima, des Vivanhvant Sohn, König des goldenen Zeitalters war, in dem es weder Hitze noch Kälte, weder Alter noch Tod, weder Mangel noch Leidenschaft gab, sondern wo den Seligen Fülle an allen sinnlichen Gütern zuströmte, Sonne und Honig und Ströme von Milch. Lieder und Flötenspiel erscholl in diesem Wunderland. In der späteren iranischen Gestaltung dieses Motivs wird dann erzählt, Gima habe sich dem Hochmut hingegeben und sein Wonnereich an den bösen Azi-Dahaka verloren. Nun lebt er mit den Seligen der Urzeit weltentrückt in einem Zauberlande, um am Ende der Zeiten mit den Seinen wiederzukehren und das Paradies auf Erden aufzurichten.[6])

In diesen mythischen Traditionen aus dem alten Orient haben wir die Motive zusammen, deren enge Verbindung für die jüdisch-christliche und heidnische Schilderung von der kommenden Heilszeit charakteristisch sind, nämlich 1. einen Zeitaltermythus und 2. einen Paradiesesmythus. Der Zeitaltermythus erzählt von einem Kreislauf der Weltentwicklung, der bestimmt ist durch die Identität von Anfang und Ende, Urzeit und Endzeit und durch die dazwischenliegende zunehmende Entartung der Welt bis hin zu einer schrecklichen Not- und Fluchzeit. Dieses mythische Motiv hat in der Literatur des klassischen Altertums in Ovids farbenreicher Schilderung von dem einander ablösenden goldenen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitalter seinen schönsten poetischen Ausdruck gefunden. Aber schon sieben Jahrhunderte früher hat der Grieche Hesiod

5) Über diese Literatur hat zuerst E. Meyer gehandelt, Ber. der Berl. Ak. der Wiss. 1905, XXXI, 12 f. Vgl. auch Jeremias a. a. O. S. 219 ff.

6) Vgl. Oldenberg, Religion des Veda. Berlin 1894. S. 532 f. u. v. Spiegel, Eranische Altertumskunde 1871. I 473 ff. 522 ff.

den Zeitaltermythus poetisch behandelt (Werke und Tage 108 ff.) und dabei sich selbst als Glied der grämlichen eisernen Ära empfunden, wo die Menschen früh altern und die Blutsverwandten einander mit Lug und Trug bekämpfen. Diesen Mythus haben die Griechen mit vielen anderen Traditionen verwandter Art aus der Kultur des östlichen Mittelmeeres übernommen, auf deren Trümmern sie ihr geistiges Eigenleben aufbauten. Aber sie erbten damit nur ein Stück geistigen Lebens der großen, weit nach Ost und West ausgreifenden altorientalischen Kultur. Auch die alte indische Literatur hat eine Weltzeitalterlehre, und im Gebiet der iranischen Kultur muß der Mythus von den einander ablösenden Weltperioden und der Erneuerung der Welt durch das Auftreten des Retters Soschyant eine bedeutende Rolle gespielt haben. Er war also Gemeingut der Völker des östlichen Kulturkreises, als dessen bedeutendster Träger uns das alte Babylonien und Ägypten erscheint. Mit Recht sagt Jeremias (a. a. O. S. 204), die Axiome dieser Zeitalterlehre seien in allen Variationen dieselben: am Anfang die goldene Zeit, dann zunehmende Entartung bis zur Fluchzeit und schließlich Welterneuerung, also Rückkehr zum Anfang, nur sei der letzte entscheidende Schritt nicht immer zu belegen, er liege aber immer in der Konsequenz der Idee. Über die Entstehung dieser Weltzeitalterlehre können wir zur Zeit noch kein abschließendes Urteil fällen, doch dürfte ihr Zusammenhang mit uralten astral-religiösen Spekulationen durch die Bezeichnung der verschiedenen Perioden nach Metallen, die als symbolische Farben von Gestirngottheiten zu verstehen sind, sichergestellt sein. Wir werden in den Vorstellungen von den einander ablösenden Zeitaltern und von der Rückkehr in den Urzustand der Welt die mythische Einkleidung der Spekulation vom Weltenjahr und der zyklischen Fortbewegung des Weltlaufs zu sehen haben. Die vier Perioden sind dann die Jahreszeiten dieses Weltjahres, das vom Weltenfrühling durch sommerliche und winterliche Niedergangszeiten fortschreitet, um in einem neuen Weltenfrühling den Kreislauf zu vollenden. Zum mythischen Einschlag in diese, doch wohl auf astraler Grundlage beruhende Spekulation gehört dann die Vorstellung von den göttlichen Regenten der einzelnen Weltperioden, im besonderen die von dem Erscheinen eines neuen Gottes bei Anbruch des alles verlorene Glück wiederbringenden neuen Weltenfrühlings.

Der Paradiesesmythus weiß von einem Wonneland am Anfang der Welt zu berichten, wo die Menschen in Frieden mit den Tieren lebten, wo die Erde freiwillig alle Früchte in wunderbarer Fülle und Schönheit spendete, wo Ströme von Milch und Nektar flossen und Honig von den Bäumen tropfte. Jetzt ist dieses Paradies des ewigen Friedens und reinsten irdischen Glückes verschwunden von der Erde, es liegt fern, fern im äußersten Osten oder jenseits des Meeres im Westen, auf den Inseln der Seligen, wie Griechen und Römer nach dem Vorbilde der uralten Traditionen des Orients fabelten, den Blicken der entarteten Menschheit entrückt und nur dem Auge des Glaubens erreichbar. Aber einst kommt es wieder zur Freude der Frommen, wenn diese Welt des Leides und Todes, des Haders und Hasses ihr Ende findet in furchtbaren Katastrophen.

Nun hat H. Usener in seiner geistvollen Untersuchung über die Sintflutsagen (Bonn 1899) scharfsinnig nachge-

wiesen, daß die Vorstellungen vom Paradiese und goldenen Zeitalter durch die „mythologische Logik" aus dem weitverbreiteten wurzelhaften Mythus von den göttlichen Wesen abgeleitet sind, die am Anfang aller Dinge auf Erden in allem Überfluß unter ewig strahlendem Himmel heiter und sorglos, in ewiger Jugendschöne und in tiefstem Frieden gelebt haben. Die in dem vielgestaltigen, in allen Kulturen verbreiteten Paradiesesmythus vereinigten Motive: der wunderbare Segen an köstlichen Gewächsen der Erde, an Wein, Milch und Honig und an unzähligen Herden wolliger Schafe, der ewige Friede in Natur- und Menschenleben, die Freiheit von Sorge und Not und aller Unrast dieses empirischen Lebens, der göttliche Herrscher in diesem Wonnelande — das alles sind also nur Abwandlungen des einen uralten Wunschmotivs, des Mythus vom Götterlande am Anfange der Welt, Abwandlungen, die dem Geschmack und der Stimmung verschiedener Zeiten und Kulturstufen ihren Ursprung verdankten, die aber alle in einem Gemütsbedürfnis wurzeln. „Der von Not und Leid bedrängte Mensch pflegt sich dadurch zu trösten, daß er von endlicher Wiederkehr der glücklichen Zeiten träumt, die das beginnende Menschengeschlecht gesehen haben sollte" (Usener, a. a. O. S. 202).

In diesem, vom naiven mythischen Denken geschaffenen Götterlande am Anfang aller Dinge, da hat der ewige Friede seine ursprüngliche Stätte. Er gehört also wie der ganze Vorstellungskreis vom Paradiese in den Bereich der Wunschmärchen, die die Menschen je und je geträumt haben.

Diesen ihren Ursprung im mythischen Denken und in der Märchenphantasie vergangener Geschlechter hat die Idee des ewigen Friedens nie verleugnen können. Selbst da nicht, wo man versucht hat, sie in höchster religiös-sittlicher Verklärung in die Geschichte der Menschheitsentwicklung einzustellen, bei den alttestamentlichen Verkündern des Gottesreiches. Dann aber ist die Frage erlaubt: Wird es anders werden, wenn man versucht, sie in das rationale politisch-historische Denken einzuführen und mit den aufs höchste gesteigerten Komplikationen des modernen planetarischen Staats- und Wirtschaftslebens in Beziehung zu setzen? Ich glaube nicht. Auch in dieser ganz modernen Abwandlung wird sie ihren Ursprung im Bereich des mythischen Denkens und des Märchens nicht verleugnen und dieser den Charakter der phantasievollen Utopie aufprägen trotz alles staatsrechtlichen und sittlich-sozialen Räsonnements. Reales geschichtlich-politisches Leben und der Begriff ewiger Friede auf Erden schließen ihrem Wesen nach einander aus, denn wo wirkliches Leben ist, da sind auch notwendig Reibungen, Spannungen und Konflikte, die des Ausgleichs bedürfen und darum gelegentlich auch Katastrophen herbeiführen, ob wir es wollen oder nicht. Die Ruhe des steten Friedens kennt nur die Romantik der Friedensfreunde und das Märchen. —

Die Enttäuschung der Pazifisten durch die schweren internationalen Konflikte in dem Jahrzehnt nach der ersten Friedenskonferenz ist vermutlich nach dem Ausbruch des gegenwärtigen furchtbaren Weltkrieges in völlige Resignation übergegangen. Das könnte insofern zum Guten ausschlagen, als diese Kreise, in denen ohne Zweifel starke sittliche Kräfte im Dienste der kulturellen Hebung der Menschheit wirksam

sind, sich nun vielleicht endlich entschließen, das Phantom des ewigen Friedens in der geschichtlichen Völkerwelt fahren zu lassen und ihre idealen Bestrebungen auf die großen Wirklichkeiten des politischen und ökonomischen Interessenkampfes der zur Zeit bestimmenden Großmächte einzustellen. Die elementaren Aufgaben, die hier noch zu lösen sind, hat uns der Weltkrieg mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Das britische Streben nach dem politisch-wirtschaftlichenWeltimperium, in dessen rücksichtsloser Verfolgung sich England durch Deutschland gestört sah, hat es verstanden, alle niederen Leidenschaften und Instinkte der Völkerindividuen zu entfesseln und auf das eine Ziel loszulassen: politische und wirtschaftliche Vernichtung des verhaßten Konkurrenten, der durch unvermutet kraftvolle staatliche und kulturelle Entwicklung das in der englischen göttlichen Weltordnung festgelegte absolute Herrenrecht dieser Nation zu schmälern wagte. „We soon must struggle Germany" — in dieser Äußerung eines wüsten nationalen Geschäftsneides, die dem braven Londoner Großkaufmann entfuhr, als er in der „Times" von einem neuen Ozeanrekord des Hapag-Dampfers las, liegt ein Problem, dessen Bewältigung des Schweißes aller Friedensfreunde wert ist. Ist es überhaupt möglich, die brutale Selbstsucht des britischen Imperialismus mit den natürlichen Lebensinteressen der zur Zeit kulturell leistungsfähigsten Großmacht Deutschland oder einer anderen Nation auszugleichen? Und wenn es möglich ist, auf welchem Wege ist dieses Kulturziel zu erreichen? Und andererseits: wie kann für die Zukunft der systematischen Vergiftung des internationalen Völkerlebens durch eine schamlos verlogene Presse im Dienste egoistischer Politiker mit und ohne Beruf und gewissenloser Finanzoligarchen vorgebeugt werden? Wenn es den Friedensfreunden, zumal denen im Bereiche des Vierverbandes gelingt, die Benutzung dieser fürchterlichen Waffe, mit der ihre Regierungen den Weltkrieg zu gewinnen suchen, als gegen den Geist des Völkerrechts und das allgemeine sittliche Empfinden verstoßend zu brandmarken und so fernerhin unmöglich zu machen, dann haben sie ein gut Stück von dem erreicht, was ihnen bisher in dem verschwommenen Ideal vom ewigen Frieden vorschwebte.

A. Harnack hat einmal von der alten Völkerhoffnung auf ein goldenes Zeitalter gesagt, sie sei die Hoffnung, die versittlicht das Ziel jeder kräftigen Lebensbewegung sein muß und ein unveräußerliches Stück jeder religiösen Geschichtsbetrachtung. Damit ist für die kräftigsten geschichtlichen Lebensbewegungen, die wir kennen, die der national-staatlichen Organismen, die Richtung und das Ziel gewiesen. Die Völkerindividuen müssen ihre Zivilisation durch geistig-sittliche Kultur überbauen und so zur inneren Reife kommen. Damit kommt zwar nicht der ewige Friede, denn schwere Konflikte zwischen den einzelnen werden auch so nicht aus der Welt geschafft werden, aber ihre naturgemäße Lösung im kriegerischen Messen der Kräfte wird Formen verabscheuen, die die sittlichen Grundlagen der Kultur zu zerstören drohen.

Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz.

Von P. D. Fischer.

In dem am 19. April d. J. zu Bagdad gestorbenen Generalfeldmarschall Frhr. von der Goltz hat das preußische Heer einen seiner bekanntesten Führer, der gesamte deutsche Offizierstand ein ungewöhnlich vielseitig gebildetes und bewährtes Mitglied, die deutsche Schriftstellerwelt einen nach dem Umfang wie nach dem Gehalt seines Schriftwerks gleich hervorragenden Vertreter, das deutsche Volk einen Erzieher zur Wehrhaftigkeit und endlich Mitteleuropa den Mann verloren, der seit mehr als einem Menschenalter ein Bindeglied zwischen West und Ost und zuletzt geradezu die Verkörperung des Bündnisses von Deutschland und Österreich-Ungarn mit dem Osmanenreich gewesen ist. Es sei mir vergönnt, an der Hand des Vortrages, den ich bei der von der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft veranstalteten Gedächtnisfeier des Feldmarschalls am 18. Juni gehalten habe, in knappen Zügen ein Lebensbild von ihm zu entwerfen und die Grundgedanken kurz zusammenzufassen, von denen seine reiche Lebensarbeit geleitet worden ist. Ich darf mich dabei auf Eindrücke stützen, die ich das Glück gehabt habe, in zwölfjähriger gemeinsamer Arbeit mit dem Verewigten und unter seiner Leitung zu empfangen.

Als ich bei meinem Eintritt in die Deutsch-Asiatische Gesellschaft ihren Vorsitzenden, den dermaligen General der Infanterie Freiherrn von der Goltz persönlich kennen lernte, war ich überrascht, in dem Manne, der als Goltz-Pascha längst in weiten Kreisen bekannt war und dessen anziehende Skizzen über seine Reisen in Mazedonien und in Anatolien ich mit lebhaftem Interesse gelesen hatte, eine so jugendfrische Persönlichkeit zu finden. Dieser Eindruck hat sich bei mir verstärkt, je öfter und je länger ich mit ihm zusammentraf; ich habe bis zuletzt nie begreifen können, weshalb man ihn manchmal den alten Goltz genannt hat. Wie ein Jüngling erschien er mir zunächst vermöge seiner ganz ungewöhnlichen körperlichen Rüstigkeit. Was dieser untersetzte, behäbige Mann, der, mit der Brille vor den klugen, gütig blickenden Augen, mehr einem Gelehrten als einem Soldaten glich, sich an körperlichen Anstrengungen jeder Art zumuten konnte, wie er an Ausdauer im Ertragen der härtesten Strapazen mit den Jüngsten nicht nur wetteiferte, sondern ihnen ein Vorbild gab, das hat bis zuletzt das Staunen und die Bewunderung seiner Umgebung erregt. Ich hatte eines Tages als sein Vertreter eine Sitzung des Ausschusses angesetzt, der sich mit Ausbreitung der deutschen Kulturarbeit in China beschäftigt. Da erschien bald nach Eröffnung der Sitzung der Feldmarschall im roten Reitrock und entschuldigte seine Verspätung und sein Kostüm damit, daß er soeben die Hubertusjagd im Grunewald mitgeritten hätte. Im Laufe desselben Winters erfuhr ich an seinem gastlichen Tische, in welchem Umfang er sich bei der unvermutet von ihm veranstalteten Winterübung der ihm als Armeeinspekteur unterstellten Truppen in den Vogesen beteiligt hatte. „Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus", so schildert sein letzter Adjutant, Major von Restorff, die Morgenritte mit ihm im August 1914. „Er ritt immer junge und feu-

rige Pferde. Ein Galopp von 4—5000 Metern in scharfer Jagdpace gehörte zu seinen täglichen Bedürfnissen." Derselbe Offizier erzählt, daß, als Goltz im Jahre 1910 den Deutschen Kaiser bei der Jahrhundertfeier der Argentinischen Republik vertrat, ihm unter anderem die Springkünste argentinischer Reiter auf ihren wilden Pferden vorgeführt wurden. Das sah Goltz mit dem regsten Interesse eine Weile mit an. Dann sagte er plötzlich: „Was soll ich hier stehen, nur zusehen und mir den Mund wischen? Geben Sie mir mal den Braunen dort her, den Hochspringer!" Alle Versuche, ihn abzuhalten, wehrte er kurz ab: „Ach was, der Gaul muß ja springen, nicht ich." Und in mächtigem Schwunge sauste der Siebenundsechzigjährige über ein festes Hindernis von 1,40 Meter Höhe. Er hat damals in Argentinien alle Teile des weiten Landes bereist, 5000 Kilometer Eisenbahn Tag und Nacht, dazwischen allenthalben rauschende Festlichkeiten, weite Ritte über Land und alle diese Anstrengungen wie ein Vergnügen ertragen.

Aber noch stärker war der Eindruck der Jugendfrische, den ich von seinem geistigen Wesen empfing. Das innere Feuer, das ihn beseelte und durchglühte, brach bei jeder Gelegenheit durch die dünne Hülle der Gelassenheit und Bescheidenheit seines Auftretens mächtig und hinreißend hervor. Wie körperlich, so gab es auch geistig kein Hindernis für ihn, das er nicht gleichsam spielend genommen hätte. Ein unermüdlicher Arbeiter von jung auf bis zuletzt, ein wahrhaft königliches Gedächtnis, das ihm treu geblieben war und das alles, was in seinen Bereich trat, mit unfehlbarer Sicherheit und Schärfe festhielt; jugendlich der hohe Schwung der Gedanken, der Weitestes und Entlegenstes zu erfassen, zu ergründen und zu ordnen vermochte. Und zu dem allen mit unverminderter Energie fortwirkend die Ideale, die seiner Jugend Pfad erhellt hatten. So konnten die Dichterworte:

> von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
> von jenem Mut, der früher oder später
> den Widerstand der stumpfen Welt
> besiegt . . .

mit vielem andern aus jenem schönsten aller Nachrufe zwanglos und restlos noch auf den Siebziger angewendet werden.

Als die Deutsch-Asiatische Gesellschaft ihrem Präsidenten im Mai 1911 aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums ein kleines Fest veranstaltete, da hat der Gefeierte mit dem ihm eigenen goldigen Humor auf seine Jugend zurückgeblickt. Auf das Ehrengeschenk deutend, das ihm von einem Verehrerkreise dargebracht worden war, bemerkte er launig, es fehle ihm jetzt nur noch ein Ahnenschloß, um alle die schönen Sachen würdig darin unterzubringen. Er hätte sich hierfür schon als Leutnant, wie George Brown in der „Weißen Dame", Abzüge von seiner Gage machen lassen sollen. Freilich wäre das damals ein Kunststück gewesen, denn sein Monatsgehalt als Sekondeleutnant hätte 14 Thlr. 6 Sgr. betragen.

Seine Jugend ist nicht leicht gewesen. Gänzlich vermögenslos, auf jenes schmale Einkommen angewiesen, hat der junge Offizier sich lediglich durch die eigene Kraft und durch eisernen Fleiß durchgesetzt. Die Humoresken, die er als W. von Dünheim unter dem Titel: „Wie ich Schriftsteller wurde", erscheinen ließ, legen neben anderen belletristischen Erzeugnissen ein rührendes Zeugnis davon ab, wie er sich hat durchhelfen müssen; beiläufig nicht die einzige Ähnlichkeit seiner Laufbahn mit der seines großen Gönners Moltke, der

als junger Leutnant sich ebenfalls notgedrungen mit Belletristik befaßt hat. Diese Not, die für Goltz lange ein vertrautes Fahrwasser geblieben ist, ist ihm eine strenge, aber vorzügliche Erzieherin gewesen. Ihr verdankte er die Bedürfnislosigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat, den eisernen Fleiß, der ihn von den ersten Anfängen seiner Laufbahn bis ans Ende ausgezeichnet hat, die stählerne Energie des Willens und die unerbittlichen Anforderungen, die er jederzeit an die eigene Leistungsfähigkeit gestellt hat. Es ist eine besondere Gunst des Schicksals gewesen, daß ihm trotz des Drukkes der äußeren Verhältnisse gänzlich unverkümmert geblieben sind die hohe Freiheit und die Wahrhaftigkeit des Innern, die sonnige Heiterkeit des Wesens und, fern von jeder Verbitterung und Härte, der unerschütterliche Optimismus, der ihn jeder Schwierigkeit die Stirn bieten ließ und ihm über jeden Mißerfolg weghalf.

Diese ausgezeichneten Eigenschaften, dazu sein durchdringender Verstand, die Liebenswürdigkeit im Verkehr, die Tatenlust und alle die kriegerischen Tugenden, die ihn zierten, haben ihm den Weg gebahnt. Ihnen hatte er die ihn völlig überraschende Berufung in den Generalstab der II. Armee bei Beginn der Mobilmachung 1870 zu verdanken. Unter den Augen des Prinzen Friedrich Karl, im Zusammenwirken mit Männern wie General von Stiehle und Graf Häseler hat Goltz während der Feldzüge von 1870/71 die eigentliche hohe Schule seiner militärischen Ausbildung genossen, der er stets mit tiefempfundener Dankbarkeit gedacht und der er in seinen Schriften über die Tätigkeit der II. Armee ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Einen wie weiten, freien Blick und welche Selbständigkeit des Urteils er sich dabei angeeignet hatte, das hat er demnächst in seiner Wirksamkeit in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabes und als Lehrer an der Kriegsakademie glanzvoll betätigt. Namentlich aber in dem Buch, durch das sein Name zuerst (1877) viel genannt worden ist, über Léon Gambetta und seine Armeen, die Schrift, in welcher seine erzieherische Befähigung als ein Grundzug seines Wirkens sich zuerst kundgab. Es war ein nicht geringes Wagnis für den jungen Generalstäbler, als einer der Ersten die Bedeutung des Mannes anzuerkennen, der nach dem Zusammenbruch von Sedan die Volkskraft Frankreichs gegen uns zu erheben und zu organisieren vermocht hat, diesen Mann, den seine Landsleute lange, nach dem Vorgang des alten Thiers, nur als fou furieux gelten lassen wollten, als unsern tatkräftigsten Gegner zu feiern, seine Leistungen als Organisator zu bewundern und es als ein unsterbliches Verdienst Gambettas zu bezeichnen, daß er mit dem gewaltsamen Aufraffen seines Volks für ein ideales Ziel seine sittliche Wiedererhebung angebahnt habe. „Sollte unser Vaterland, was Gott verhüten möge, dereinst eine Niederlage wie Frankreich bei Sedan erleben, so wünschte ich wohl, daß ihm ein Mann erstände wie Gambetta.“ Ein noch größeres Wagnis war es, daß der preußische Offizier so weit ging, von diesem Gegner lernen zu wollen, indem er schon damals, sobald nach dem siegreichen Kriege, auf die Notwendigkeit hinwies, unsere allgemeine Wehrpflicht auf breitere Grundlagen zu stellen und nach dem Vorgange Frankreichs unsere Jugend zur Wehrhaftigkeit zu erziehen. Es gehörte ein ganz ungewöhnlicher Freimut dazu, angesichts der Erfolge von 1870/71 an die Wahrung der sittlichen Grund-

lagen unseres Heerwesens zu erinnern, ernste Vorsorge für notwendig zu erklären, um den reichen Schatz von Idealismus, von Hingebung und Pflichttreue zu erhalten und auf das kommende Geschlecht zu übertragen. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, schrieb Hauptmann von der Goltz im Jahr 1877, daß wir in Zukunft gezwungen sein werden, unsere Errungenschaften an mehreren Grenzen gleichzeitig zu verteidigen. Deshalb wird die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht eine Notwendigkeit, und dies erfordert naturgemäß die Verkürzung der Dienstzeit bei der Fahne, um jährlich eine größere Anzahl von Pflichtigen einstellen zu können.

Es hat damals nicht an Stimmen gefehlt, denen dies Wagnis zu weit ging und die auf die Entfernung des kühnen Neuerers aus dem Generalstab drängten. Sie haben dies auch zunächst durchgesetzt. Hätte Moltke nicht seine Hand über Goltz gehalten, so wäre seine militärische Laufbahn vielleicht damals gescheitert. So wurde er auf Moltkes Verlangen nach einem Jahr aus der Front wieder in den Großen Generalstab gerufen und nahm unerschrocken seine reformatorischen Bestrebungen wieder auf.

Es ist für den Kern der Persönlichkeit von Goltz bezeichnend, daß er als eine der Hauptursachen von Gambettas Mißerfolg seinen Mangel an Wahrheitsliebe hervorhebt. „Den ersten Schritt vom Wege tat er jedesmal durch die phantastischen unwahren Übertreibungen. Damit wurde dem Erfolge die Grundbedingung entzogen, denn ohne die W a h r h e i t wird auch im Kriege nichts geleistet. Mag die Täuschung immerhin für einige Zeit Vorteile bringen, so rächt sie sich doch jedesmal in herber Weise."[1]) Diese Wahrhaftigkeit seines Wesens und das unabweisbare Pflichtgefühl, das ihn beseelte, sind die Gründe, aus denen Goltz auf die Frage der Jugenderziehung zur Wehrhaftigkeit trotz der bedenklichen Folgen, die ihre Erörterung für ihn gehabt hatte, immer wieder zurückgekommen ist. Zunächst in einem Vortrag in der Militärischen Gesellschaft von Berlin im Jahre 1879, in welchem er über seine Wahrnehmungen bei der Teilnahme an den französischen Herbstmanövern des Vorjahres berichtete und dabei die militärische Jugenderziehung in Frankreich als ein beachtenswertes Element für die Vermehrung der kriegerischen Kraft unserer westlichen Nachbarn hervorhob. Aber die Zuhörer blieben stumm; galt doch das Thema als ein heikles. Beim Verlassen sagte ein mit Goltz befreundeter höherer Offizier: „Goltz hat den Instinkt des Maultiers, immer am Rande eines Abgrundes entlang zu gehen."

Das hinderte den kühnen Mann nicht, das heikle Thema immer wieder zu erörtern. Unter dem Titel eines Berichts über die militärische Jugenderziehung in Frankreich veröffentlichte er 1883 eine Reihe von Aufsätzen, in denen er abermals auf die durch sie angestrebte Erhöhung der Wehrhaftigkeit der Nachbarnation hinwies. Auch in den beiden umfassenden Schriften, die der Unermüdliche in demselben Jahr erscheinen ließ, der kriegsgeschichtlichen Betrachtung „Von Roßbach bis Jena", und seinem volkstümlichsten Buch „Das Volk in Waffen", nimmt die Frage der Vermehrung unserer Wehrhaftigkeit durch entsprechende Jugenderziehung eine hervorragende Stelle ein. In dem ersteren Buch, das er später (1906) zu einem umfassenden Zeitbild erweitert hat, warnt er davor, auf den Erfolgen von 1870/71 zu ruhen. Stillstand sei Rückgang. Die Geschicke der Armee Fried-

1) A. a. O. S. 224.

richs des Großen seien eine Beruhigung für alle Geister im Heere, die auf neue Gestaltungen hinarbeiten, und zugleich eine Mahnung zum Ausharren. „Das Scherflein, das der einzelne in seinem Kreise beizutragen vermag, ist nie verloren, auch wenn es nicht so laut und klirrend auf den Boden der Büchse fällt, daß die ganze Kirche es hört."

„Das Volk in Waffen" hat im ersten Jahre nicht weniger als drei Auflagen erlebt und ist auch später noch öfters erschienen, so daß es den ausgesprochenen Zweck, auf die Gegenwart zu wirken, um auch über die Kreise des Heeres hinaus Verständnis für die Natur des Krieges zu erwecken und dadurch unsere Wehrhaftigkeit zu erhöhen, wohl in nicht geringem Umfang erreicht hat. Wie sein volkstümlichstes Buch, so ist es auch sein bestes, insofern seine schriftstellerische Begabung sich am reinsten und freiesten in diesem Buch entfaltet. Ohne sich, wie üblich, mit der allgemeinen Erklärung von Begriffen aufzuhalten, springt der Verfasser mitten in die Sache hinein und beweist durch die Tat, daß man auch über den Krieg in der einfachsten Weise reden und alles Notwendige ohne Kunststücke in Wortbildungen auseinandersetzen kann. Die vollkommene Beherrschung des Stoffes, die durchsichtige Klarheit der Darstellung, die über der Fülle des Behandelten nie die großen Grundzüge außer acht läßt, machen das Studium dieses schönen Buches auch heute noch und auch für den Nichtmilitär ungemein lehrreich und genußvoll. Nie abstrakt, immer durch reiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte aller Zeiten und aus den eigenen Erlebnissen von 1870/71 veranschaulicht, durch Anführungen aus den Klassikern der Kriegswissenschaft und aus den Schöpfungen großer Dichter und Denker beleuchtet und erhöht, gehört „Das Volk in Waffen" noch heute zu den Zierden unserer Literatur und verdient heute noch mehr als je zuvor, ein Volksbuch zu sein.

Das Jahr 1883 ist für Goltz auch in seiner militärischen Laufbahn epochemachend geworden durch seine Berufung nach Konstantinopel als Leiter des militärischen Erziehungswesens der Türkei. Zwölf volle Jahre hat er dort geweilt und seine hohen Gaben als Erzieher und Organisator auf einem erweiterten, ungewöhnlich schwierigen Wirkungskreise betätigt. Damals hat er die Grundlagen zu der Vertrauensstellung gelegt, in der er als Bindeglied zwischen Deutschland und dem Osmanenreich bis zu seinem Tode verblieben ist. Diese Vertrauensstellung hat er sich in erster Linie durch sein tiefes, verständnisvolles Eingehen in die Gedankenwelt des Islams erworben. Die Objektivität und Vorurteilslosigkeit, mit der er dieser Gedankenwelt gegenübertrat, die Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, die er als Vorgesetzter wie als Nachgeordneter als unverbrüchliche Norm seines Verhaltens ausübte, flößten selbst einem so mißtrauischen Herrscher wie Sultan Abdul Hamid Achtung ein und erwarben dem deutschen Lehrer und Führer das Vertrauen und die Liebe seiner Schüler und seiner Untergebenen.

In Konstantinopel, einer der glattesten diplomatischen Bühnen der Welt, dem Tummelplatz der sich bekämpfenden politischen und wirtschaftlichen Interessen des Abend- und des Morgenlandes, hat sich Goltz die reichste Gelegenheit zu weltpolitischen Einblicken geboten. Ohne sich in das Getriebe um die Erlangung von wirtschaftlichen Vorteilen aller Art einzumischen, ist er vermöge der eindringenden Sachkunde und Personenkenntnis, die er sich erwarb, doch für die Durchsetzung der großen

Ziele, die von Deutschland damals bei der Vervollständigung des türkischen Eisenbahnnetzes und namentlich durch das Projekt der Bagdadbahn erstrebt wurden, von nicht zu unterschätzendem Nutzen gewesen, wenngleich er auch hier, seinem Grundsatz getreu, sein Scherflein wiederum nicht so laut in die Büchse geworfen hat, daß die ganze Kirche es hören mußte.

Die Ergebnisse der eingehenden ethnographischen, geographischen und wirtschaftlichen Studien, die er während seines Aufenthalts in der Türkei gemacht hat, sind in zwei äußerst anziehenden Schriften über seine Reisen in Mazedonien[2]) und in Anatolien[3]) von ihm niedergelegt worden, die auch heute noch nach mehr als zwanzig Jahren eine reiche und zuverlässige Quelle für die Kenntnis der Gegenwart des Orients darbieten, gleichzeitig aber überall auf die geschichtliche Vergangenheit zurückführen und durch die gründliche Vertrautheit des Verfassers mit den Schriftstellern des Altertums und des Mittelalters immer aufs neue überraschen. Auch hier kann die Parallele mit seinem großen Vorgänger Moltke kaum abgewiesen werden, und ein Vergleich der Goltzschen Reiseskizzen mit Moltkes berühmten Briefen aus der Türkei zeigt, daß der Jüngere an Beobachtungsgabe und Darstellungsvermögen hinter dem Älteren nicht zurücksteht. Bei der Taufgevatterschaft, die Goltz nach seinem eigenen Ausdruck[4]) mit der anatolischen Bahn verband, ist es begreiflich, daß in seinen anatolischen Ausflügen das Interesse an den Fortschritten und der Entwicklung dieses ersten großen deutschen Unternehmens im Orient stark in den Vordergrund tritt. Man wird die Abschnitte, welche den Anfängen der deutschen Kulturarbeit entlang der Bahnlinie gewidmet sind, und worin die Eisenbahnverwaltung geradezu als Lehrer und Förderer der Landeskultur geschildert ist, auch heute noch gern lesen.

Als Goltz nach zwölfjähriger Abwesenheit als Pascha und türkischer Marschall in die Heimat zurückkehrte, ward er sogleich in hohen Stellungen verwendet. Nachdem er einige Zeit als Kommandeur der 5. Infanterie-Division in Frankfurt a. O. gezeigt hatte, daß ihm während des langen Aufenthafts in der Türkei die Fühlung mit der preußischen Armee in keiner Weise abhanden gekommen war, ward er als General-Inspekteur an die Spitze des Ingenieur- und Pionierkorps gestellt und hierdurch zum Leiter einer Waffe berufen, die ihm bisher fremd geblieben war. Die Offiziere, die damals unter seine Führung traten, haben mir versichert, mit welch erstaunlicher Schnelligkeit der neue Chef sich mit allen Anforderungen des Dienstes bekannt gemacht und wie bald er durch seine Sachkunde den Männern vom Fach zu imponieren vermocht hat. In dem warmherzigen Nachruf, mit welchem der Generaloberst von Moltke sich bei der Gedächtnisfeier des Feldmarschalls, seines Lehrers und Freundes, beteiligt hat, kurz bevor er einem Herzschlag erlag, hat er die bahnbrechende Wirksamkeit von Goltz als Chef der Ingenieure besonders hervorgehoben. Nach einigen Jahren ward er zum kommandierenden General des I. Armeekorps in seiner Heimatprovinz Ostpreußen ernannt. Die Tätigkeit, die er hier entfaltete, ist wohl die gewesen,

2) Ein Ausflug nach Mazedonien. Berlin 1894.

3) Anatolische Ausflüge, Reisebilder. Berlin 1896.

4) Anatolische Ausflüge S. 372.

die seinem Naturell am meisten zugesagt und auf die er mit der größten Befriedigung zurückgeblickt hat. Andererseits lebt bei allen, die damals unter seinem Befehl gestanden haben, der unermüdliche, nach allen Richtungen vielseitig anregende Chef, seine Fürsorge für die Mannschaft in dankbarster Erinnerung, während sein schlichtes, einfaches Wesen ihm die Herzen der ganzen Provinz gewann.

Es gehört zu den Geheimnissen solcher Naturen, neben fast erdrückenden Berufsgeschäften immer Zeit für vieles andere, auch für scheinbar weit Abliegendes zu haben. So fand Goltz, neben andauernder Beteiligung als Militärschriftsteller und anhaltendem Interesse für die seit 1890 in den Vordergrund getretenen Fragen der Volkserziehung und der Jugendpflege die Zeit, an die Spitze der von ihm ins Leben gerufenen Deutsch-Asiatischen Gesellschaft zu treten und ihre Geschäfte bis zu seinem Tode in der wirksamsten Weise zu leiten. Und zwar nicht bloß, wie es bei derartigen Dingen mitunter vorkommt, als dekorative Spitze, sondern in unmittelbarer förderlichster Beteiligung an der Vereinsarbeit. Ich habe zwölf Jahre mit ihm und unter ihm dem Vorstande der Gesellschaft angehört und reiche Gelegenheit gehabt, den weiten Blick, das tiefgehende Verständnis und die sichere Hand zu bewundern, mit der er die Geschäfte leitete. War ihm das Osmanenreich durch eigene Anschauung vertraut, so zeigte er sich bei Behandlung persischer, indischer, ostasiatischer Fragen nicht minder zu Hause. Für die Ausbreitung der deutschen Kulturarbeit in China bewies er andauernd das lebhafteste Interesse. In seiner traulichen Häuslichkeit verkehrten neben seinen militärischen Freunden aus dem In- und Auslande die Männer, die sich wissenschaftlich oder wirtschaftlich mit asiatischen Dingen beschäftigten. Ich habe den Eroberer von Port Arthur, General Nogi, bei einer solchen Gelegenheit unsern Wirt als seinen Lehrer preisen gehört. Die Übersichten, die der Feldmarschall als Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft bei ihren Jahresfesten über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse in Asien zu geben pflegte, gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Ich habe sie ihm gegenüber gelegentlich mit Ballonfahrten verglichen, auf denen man an der Hand eines ungewöhnlich unterrichteten Führers der Erde weiteste Strecken überflog. Und ich werde nicht vergessen, mit welchem Staunen und welch unverhohlener Bewunderung eines Tages meine Tischnachbarn, der Vertreter der englischen Asiatischen Gesellschaft und der Abgesandte des französischen Komitees für das Studium von Ostasien, diesem Gedankenfluge des Feldmarschalls folgten.

Als sich das Bedürfnis geltend machte, die auf Jugendpflege gerichteten Bestrebungen organisch zusammenzufassen, da war es nur natürlich, daß sich aller Augen auf den Feldmarschall als den wirksamsten Förderer dieser Bewegung richteten. Wohl hat der Achtundsechzigjährige damals einen Augenblick geschwankt, ob er die neue Arbeitslast auf sich nehmen sollte. „Aber da regte sich," so hat er uns selbst im Januarheft der Gartenlaube von 1912 erzählt, „was alte Soldaten nicht abschütteln können, sondern was sie festhält wie mit eisernen Klammern, das böse, unbequeme Pflichtgefühl, das uns gebieterisch sagt, du möchtest dich wohl entziehen, aber du darfst nicht!" So kam der Feldmarschall an die Spitze des im November 1911 errichteten Jung-

deutschland-Bundes, der sich die Aufgabe gestellt hat, alle auf Jugendpflege gerichteten Bestrebungen und Vereine zusammenzufassen und zu ergänzen, um ein kräftiges, starkes Geschlecht zu erziehen. Mit welch jugendlichem Feuereifer er sich dieser Aufgabe unterzogen und in welch hohem, umfassendem Geist er sie erfaßt hat, davon legt seine in vielen Tausenden verbreitete inhaltreiche, kurze Schrift „Jung-Deutschland"[5]), davon legten die Ansprachen, mit denen er die Versammlungen der Bundesorgane einzuleiten, das kräftige Vorwort, mit dem er die Kalender des Bundes zu eröffnen pflegte, beredte Zeugnisse ab. Nicht Soldatenspielerei, nein Kräftigung des Körpers, Schärfung der Sinne, Belebung der moralischen Eigenschaften: das waren die Ziele, die er für Jungdeutschland aufrichtete, und in deren Verfolgung er den Jungmannen in seiner eigenen Person das höchst anregende lebendige Beispiel gab.

Bei dem allen fuhr er fort, eine weitverzweigte ausgedehnte literarische Tätigkeit zu entfalten. Namentlich auf seinem Hauptgebiete, dem der Kriegswissenschaft und der Kriegsgeschichte. Neben vielem andern ist es ihm gelungen, sein umfangreichstes Werk, die Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, die er im Rahmen des umfassenden Sammelwerks „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung" übernommen hatte, zum Abschluß zu bringen.[6]) Fast zahllos ist die Reihe der Aufsätze, die er in Monats- und Wochenschriften, auch in Tagesblättern über die verschiedensten Dinge zu veröffentlichen gewohnt war. Diese rege schriftstellerische, ja journalistische Betätigung ist ihm gelegentlich hier und da verdacht worden. Aber doch wohl meist nur von solchen, die das nicht gelesen hatten, woran sie Anstoß nehmen zu müssen meinten. Der Feldmarschall war seiner Natur nach mitteilsam; wie er einer der vorzüglichsten Erzähler — daneben freilich ein ebenso guter Zuhörer — war, so kargte er auch mit den schriftlichen Äußerungen nicht. Aber man darf, wenn man gerecht urteilt, sagen, daß er das Wort mündlich oder schriftlich nur so oft ergriff, weil er so vieles zu sagen hatte. Ein Vielschreiber in dem tadelnden Sinne des Worts ist er ebensowenig gewesen wie ein Schwätzer. Cäsars und Friedrichs Feldherrnruhm hat durch ihre schriftstellerische Tätigkeit keinen Abbruch erlitten. Die berufensten Stellen haben über die Schriftstellerei von Goltz' günstig geurteilt. Das Lob, mit welchem die Albertus-Universität in Königsberg die Verleihung des Ehrendoktors an ihn als kommandierenden General begründete, lautet:

> Martis et musarum alumno, qui historiae cum peregrinae tum domesticae novum lumen attulit, Caroli Ritteri et Helmuthi de Moltke vestigiis insistens terras et mores populorum orientis strenue inspexit subtiliter descripsit . .

Wenige Jahre später erwählte ihn die Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite zu ihrem Mitgliede, eine Auszeichnung, die, soviel mir bekannt, vor ihm nur einmal einem aktiven Soldaten, Helmut von Moltke, verliehen worden ist. Als ich dem neuen Ritter zu dieser Würde meinen Glückwunsch darbrachte, sagte er mit seinem sonnigsten Lächeln: Na, die gelehrten Herren haben mal einen Analphabeten in ihrer Mitte haben wollen.

5) Berlin 1912 u. folgende, bei Gebrüder Paetel.

6) T. I. Im Zeitalter Napoleons, 1910. T. II. Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Berlin 1914, bei Bondi.

Gewiß sind die zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten des fleißigen Mannes nicht alle von gleichem Wert. Neben Dauerndem, ja Unvergänglichem steht, selbst abgesehen von jenen Jugenderzeugnissen, manches für den Augenblick Geschaffene. Aber durchweg sind seine Arbeiten durchweht von glühendster Vaterlandsliebe, heiligem Ernst und vorbildlichem Pflichtgefühl. Die Veranstaltung einer Volksausgabe von einer Auswahl aus den Werken des Feldmarschalls Dr. Colmar Freiherrn von der Goltz würde ein seiner Bedeutung und seiner Verdienste um das Vaterland würdiges Denkmal für ihn sein.

So stand er im vollsten, vielseitigsten Wirken, als der Weltkrieg ausbrach. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, seine Feldherrngaben als Führer einer deutschen Armee zu bewähren. Aber er hat als Generalgouverneur von Belgien oft Gelegenheit gehabt, seine vollkommene Kaltblütigkeit inmitten des heftigsten feindlichen Feuers zu erweisen und den jungen Soldaten mit dem Beispiel heiterster Unerschrockenheit voranzuleuchten. Als Ratgeber des Sultans nach Konstantinopel berufen, hat er schon durch sein bloßes Erscheinen dazu beigetragen, die Widerstandskraft der Türkei zu stärken und die Verteidigung der Dardanellen zum siegreichen Ende durchzuführen. Als ihm im Herbst 1915 der Oberbefehl der türkischen Armee in Mesopotamien angeboten wurde, hat er keinen Augenblick gezaudert, diese Aufgabe trotz ihrer ungeheuren Schwierigkeiten in die Hand zu nehmen. Denn er war sich der Wichtigkeit, die englischen Angriffe auf die Bagdadlinie — die Gewinnung des Überlandweges nach Indien ist ein altes Ziel der britischen Weltpolitik — abzuwehren, im vollsten Umfange bewußt. Zwei Fronten, die eine gegen die Engländer in den fieberschwangeren Niederungen des Zwischenstromlandes, die andere über schneebedeckte Gebirgszüge hinweg in Persien gegen die Russen; dazu die Verbindung mit Konstantinopel, die Nachschübe, die Verpflegung, die Munitionsbeschaffung lediglich auf eine einzige, eingleisige und durch weite noch schienenlose Strecken unterbrochene Bahnlinie von etwa 2000 km angewiesen: das war die Situation, die der Feldmarschall vorfand, als ihn im Oktober 1915 sein Automobil über den Taurus und Amanus auf der Heerstraße Alexanders des Großen an den Tigris trug. Die englische Armee, deren bevorstehender Einzug in Bagdad durch die Presse des Vierverbandes bereits pomphaft angekündigt worden war, wurde von Goltz bei den Ruinen von Ktesiphon entscheidend geschlagen, ein Teil derselben unter General Townshend in Kut-el-Amara eingeschlossen, die Ersatzversuche zu Lande und zu Wasser siegreich abgewehrt. Da kam die Nachricht von dem Vorrücken der Russen im Nordosten. Wieder rollte das Automobil; der Marschall ging über die Pässe des Gebirges tief nach Persien hinein bis Kermanschah, um die Gefechtsfront gegen die Russen zu organisieren. Ende Dezember rief ihn die Kunde von der Ankunft starker englischer Ersatztruppen an den Tigris zurück. In mehrtägiger Fahrt auf grundlosen Wegen, zuletzt in einem Nachtritt von 45 km kam der Feldmarschall zurückgeeilt; er warf das englische Ersatzheer in wiederholten Gefechten zurück und sicherte die Einnahme von Kut-el-Amara.

Unermüdlich trotz der unglaublichsten Anstrengungen, ein Vorbild in der Ertragung aller Strapa-

zen, stets in der vordersten Linie, wenn es an den Feind ging, so haben die Deutschen seiner Umgebung sein Verhalten geschildert, und so hat der Feldmarschall, von den türkischen Offizieren wie ein Vater geliebt, von seinen Soldaten wie ein Heiliger verehrt, den Feldzug in Mesopotamien siegreich durchgeführt. Er war nicht davon abzubringen, sich persönlich um die Kranken seiner Armee zu bekümmern. Allen Vorstellungen seiner Umgebung setzte er die heitere Zuversicht entgegen, daß für so alte Leute wie er keine Ansteckungsgefahr bestände. Als ihn im April die Seuche ergriff, ist seine Fürsorge für das ihm anvertraute Heer bis zum letzten Augenblick rege geblieben. Nur der Gedanke war ihm unbequem, als er die Abnahme seiner Arbeitsfähigkeit merkte, daß man ihn für faul halten möchte. Sein Tod, wenige Tage vor der Übergabe von Kut-el-Amara, ist die Besiegelung des deutsch-türkischen Bündnisses. Professor Dr. Sarre, der in den letzten Monaten dem Stabe des Feldmarschalls als Verbindungsoffizier angehört hat, hat mir mitgeteilt, daß das türkische Stadthaupt von Bagdad nach dem Fall jener Festung eine der alten Märchenstadt würdige Nachtfeier veranstaltet hat, bei der die Jugendwehr von Bagdad mit Fackeln am Grabe des Entschlafenen erschien, um dem toten Heerführer in feierlicher Weise die Siegesbotschaft zu melden.

Wahrlich ein wohlverdienter Lorbeer auf das frische Grab!

Der irische Aufstand.

Von Wilhelm Dibelius.

Die Ostertage des Jahres 1916 haben wieder einmal die Aufmerksamkeit Europas auf den seltsamen Westwinkel unseres Erdteils gelenkt, der Englands Toren unmittelbar vorgelagert ist und sich seit mehr als 700 Jahren mit erbitterter Zähigkeit trotz immer wiederholter Fehlschläge gegen die „englische Freiheit" wehrt. Auf kurze Zeit pflegt Irland bei großen Krisen der englischen Geschichte in den Brennpunkt des europäischen Interesses zu treten — so 1798, 1848, 1886, 1912/13 —, um dann wieder völlig in die Vergessenheit eines bloßen Peripheriebewohners unseres Kulturreiches zu versinken. Wer hat vor dem Weltkrieg in Deutschland etwas von den Sinn Feiners gewußt?

Ich habe bereits zweimal, 1906 in den „Preußischen Jahrbüchern" Bd. 126, S. 463 ff., und 1914 in der „Zeitschrift für Politik" Bd. 8, S. 88 ff. die politischen Sonderprobleme Irlands, seine Stellung zu England und zur katholischen Kirche, seine neuen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten und nationalen Bestrebungen klarzulegen versucht, auch von Sinn Fein und Gälischer Bewegung gehandelt und möchte mich nunmehr bemühen, die Ereignisse des April 1914 in etwas weitere geschichtliche Zusammenhänge zu rücken, ohne von dem bereits Gesagten mehr, als unbedingt nötig ist, zu wiederholen.

Bis um die Jahrhundertwende hatte das irische Volk (mit Ausschluß des protestantischen Ulster natürlich) eine einzige große, ja allmächtige politische Organisation, die irische parlamentarische Partei, die von O'Connell († 1847) gegründet, unter Parnell

(† 1891) der Schrecken Englands geworden war und jetzt von John Redmond geleitet wird. Die Partei ist in Irland — wie in den meisten politisch unentwickelten Ländern — alles; hier trägt zu ihrer Allgewalt noch der eine Umstand entscheidend bei, daß sie mit der zweiten großen Macht des irischen Lebens, der katholischen Kirche, in engstem Bunde steht. Der Parteihäuptling bestimmt das politische Programm und die zu wählenden Abgeordneten — bis auf ein halbes Dutzend Führer sind sie sämtlich Nullen —, hat auch eine Menge von mehr oder weniger gut bezahlten Ämtern in der Partei und allen möglichen ihr angeschlossenen halb politisch-wirtschaftlichen, halb freimaurerisch-wohltätigen Organisationen zu vergeben. Die Partei macht auch die Wahlen für Grafschafts- und Stadträte (seitdem England den Iren 1898 die Selbstverwaltung in den lokalen Vertretungskörpern zugestand) und beherrscht damit indirekt eine große Reihe von angenehmen Posten und Pöstchen in all den kleinen Städtlein von 3—6000 Einwohnern, an denen Irland so reich ist, sie beherrscht die Presse, bietet durch den von ihr geleiteten Ancient Order of Hibernians und den National Order of Foresters — zwei für unsere Begriffe schwer auszudenkende Körperschaften, in denen politischer Geheimbund, Schulunterhaltungskörperschaft, Versicherungsgesellschaft und anderes durcheinanderlaufen — den einzelnen Parteigenossen mannigfache Vorteile und hat auch andrerseits dadurch genügend Machtmittel in der Hand, um den Widerspenstigen erfolgreich zu drohen. Was im weltlichen Leben die Partei ist, ist im geistlichen ihre mit ihr verbundene Zwillingsschwester, die Kirche: sie beherrscht die Presse, die Schule, neuerdings auch den überwiegenden Teil der Universitätsstudien; der Priester leitet oder verbietet politische Versammlungen und lenkt mit dem Parteiboß zusammen das politische Leben auf den von Kirche und Partei gemeinsam gebilligten Pfaden. Diese unsichtbare, das ganze öffentliche Leben beherrschende Gewalt hat kaum ein fühlbares Gegengewicht: im Norden, in der Provinz Ulster, herrscht allerdings der Protestant, und er verfügt natürlich auch im Mittellande und Süden in den drei alten Provinzen Leinster, Munster und Connaught über gewisse Minderheiten; aber zu sagen hat er dort nichts. Im katholischen Irland herrscht John Redmond als unumschränkter Autokrat.

Oder vielmehr: er herrschte. Seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigen sich nämlich immer deutlicher gewisse Gegenströmungen gegen die Diktatur der allgewaltigen politisch-geistlichen Hierarchie, die in jedem Lande mit Notwendigkeit auftreten werden, das eine gewisse Höhe der politischen Entwicklung und damit zugleich eine gewisse Verschiedenartigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Interessen erreicht hat. Am allerwenigsten besagt in dieser Hinsicht noch das Beamtentum, das ja — hier allein von allen Ländern englischer Zunge — eine große Rolle spielt und in der wirtschaftlichen Hebung des Landes bereits sehr Tüchtiges geleistet hat. (Seit etwa 1850 bemüht sich ja England nicht ohne Erfolg, den Hauptgrund aller Revolutionen, die durch England selbst geschaffene Verarmung des irischen Landes, systematisch zu beseitigen.) Was der Beamte schafft, wird, so gut es auch sein mag, kaum anerkannt. Der Beamte ist — soweit nicht namentlich die mittlere und niedere Schicht ganz irisch-nationalistisch und somit meist

nach der Parteischablone fühlen — unter den Nationalisten Irlands ein einflußloser, bestenfalls widerwillig geduldeter Mann. Als Vertreter des verhaßten Dubliner Schloßregiments ist er von der übrigen Bevölkerung meist wie durch eine Mauer abgeschlossen. Wohl aber ist durch die großartigen genossenschaftlichen Gründungen nach dem deutschen Raiffeisensystem, an deren Spitze der große irische Organisator Sir Horace Plunkett steht — Genossenschaftsmolkereien, Viehverwertungsgenossenschaften, Kreditgenossenschaften —, ein wirtschaftliches und geistiges Element von stärkster Bedeutung in das irische Leben gekommen, das sich von der offiziellen Parteimaschine unabhängig erhalten hat, den Katholiken ebenso gern sieht wie den Protestanten und darum auch von der Redmondschen Hierarchie aufs bitterste befehdet wird. (Es ist der Partei denn auch gelungen, mit Hilfe all der Kleinkrämer und Geldverleiher, die von der wirtschaftlich höher stehenden Betriebsform ausgeschaltet worden sind, den hochverdienten Plunkett zu verdrängen und einen ihr gefügigen Mann, Russell, zum Leiter der wirtschaftlichen Hebungspolitik des Landes zu machen und diese dadurch empfindlich zu schädigen.) Auch die „Gälische Liga", der 1893 von Douglas Hyde ins Leben gerufene Bund zur Neubelebung der irischen Sprache, will Iren aller Parteien und Bekenntnisse um seine Fahne sammeln — und hat es getan —; es ist ihm auch gelungen, trotz der teils versteckten, teils offenen Gegnerschaft der Partei und der Kirche, sich als selbständige Kraft des irischen Lebens zu behaupten. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß unter der modernen irischen Jugend der gebildeten Stände die Kirche längst nicht mehr mit der alten Selbstverständlichkeit regiert, und wer sich aus den geistlichen Geleisen der Mehrheit entfernt, pflegt in Irland auch der nationalistischen Partei gegenüber gewisse Rechte eigenen Denkens zu beanspruchen.

Aber auch auf dem eigentlich politischen Gebiete steht die nationalistische Partei nicht mehr ganz außer Wettbewerb. Sie beherrscht noch unbedingt das politische Leben des katholischen Irlands, etwa wie das Zentrum in dem katholischen Deutschland politisch regiert; aber es gibt schon lange Gegenströmungen und Kritik. Das Programm der Partei war viel zu eng, um auf die Dauer das ganze geistige Leben des Landes beherrschen zu können. Es war ausgesprochen katholisch — wie sich z. B. in der Stellung zu allen Schulfragen und Problemen des geistigen Lebens zeigte, und ein Viertel des Landes, darunter die ganz überwiegende Mehrheit der Intelligenz, war protestantisch. (Auch in den katholischen Provinzen ist — noch von den Zeiten der Cromwellschen Unterdrückungspolitik her — unter der Oberschicht ein sehr großer protestantischer Einschlag vorhanden.) Das Parteiprogramm war ausgesprochen agrarisch trotz einer starken Industrie in Belfast, ja auch in dem katholischen Dublin; eine Frage der Industriearbeiter gab es für sie nicht. Die Partei betrachtete zudem alle wirtschaftlichen Probleme im wesentlichen nur als Hebel zur Loslösung von England; wo eine Möglichkeit bestand, den Landarbeiter oder Pächter durch wirtschaftliche Hebung zufriedener zu machen, stand die Partei mürrisch oder geradezu feindlich beiseite. Solange noch Charles St. Parnell mit eiserner Faust die verschiedenartigen Elemente des katholischen Irentums zusammenhielt, bestand die alte Geschlossenheit

weiter; der Tod des Diktators (1891) gab jedoch all den alten, schon längst dem Eingeweihten sichtbaren Unter- und Gegenströmungen die lang erwünschte Möglichkeit, an die Oberfläche zu treten.

Noch am wenigsten bedeutet dabei die „Unabhängige parlamentarische Partei" unter Healy und O'Brien mit ihren sieben von den 84 irisch-nationalistischen Mandaten. Sie ist im wesentlichen das Organ für die Masse der Unzufriedenen und Enttäuschten, die es bei jedem derartig autokratischen Apparat geben muß. Sie macht sich die provinzialen Gelüste von Cork gegen die Hauptstadt Dublin zunutze, vertritt in jeder Frage der Beziehungen zu England den bequemen Überradikalismus der ohnmächtigen Minderheit, sie pflegt die schmutzige Wäsche der Redmondpartei mit Behagen vor den englischen Zuschauern auszubreiten; aber ein eigenes Programm hat sie nicht. Dies vertritt jedoch in schroffstem Maße die bis zum Anfange des Krieges noch kaum beachtete Gruppe der Sinn Feiners, die keine Kandidaten für die Parlamentswahlen aufstellt und sich nur bei einigen Stadtratswahlen von Dublin bemerkbar gemacht hatte, und die bis Ende 1915 eigentlich jedermann in Irland als eine Gesellschaft von heillosen Querköpfen abzutun geneigt war.

Die „legitime" irische Opposition unter O'Connell, Parnell, Redmond, die seit dem Anfang des Weltkrieges auf seiten der englischen Regierung steht, hatte alles von England ertrotzt, die politische Gleichberechtigung der Katholiken, die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche, die Auskaufung der englischen Großgrundbesitzer — neuerdings (1912—1914) auch Homerule. Durch zielbewußte und völlig skrupellose Opposition, die mehr als einmal hart an den Rand des Bürgerkrieges geführt hatte, hatte die Partei es verstanden, England dazu zu zwingen, das Unrecht einer Jahrhunderte alten Knebelung des irischen Volkes durch eine großzügige Befreiungs-Gesetzgebung wieder gut zu machen. Daß sie dies erreicht hat, sichert ihr eine dauernde Stellung in der irischen Geschichte. Aber die Methoden, durch welche sie ihr Ziel allmählich verwirklichte, waren doch eine skrupellose Brutalität, die alle feineren Gemüter zurückschreckte, ein durch nichts zu hemmender, nicht immer gedankentiefer Redestrom, eine rücksichtslose Verketzerung jeder abweichenden Meinung, die besonders deutlich in Erscheinung trat, als die Partei, bald offen, bald versteckt, anfing, den neuen Strömungen im irischen Leben, der Gälischen Liga, der Genossenschaftsbewegung, Steine in den Weg zu legen. Abkehr von den Methoden der parlamentarischen Partei war mit einem Male die Losung gewisser Kreise des modernen Irland, und da die Redmondpartei alles Heil durch England und von England erwartete — d. h. bis zum Ausbruch des Krieges von einem Druck auf England —, mußten die Gegner es auf einmal ganz anders machen; ihre Losung hieß seit 1905: Sinn Fein, auf deutsch: wir selbst!

Der Sinn Fein-Gedanke ist eine Modernisierung der alten irischen Boykottmethoden unter Verwertung von Beispielen der neuesten Geschichte kleinerer europäischer Völker (Ungarn, Norweger) und mit einer Betonung des wirtschaftlichen Moments als Waffe gegen den Feind, die zu den bezeichnenden Zügen jüngerer Nationalitätenbewegungen gehört (ähnlich die Polen in Preußen, die Swadeshibewegung in

Indien). Die Sinn Feiners rekrutierten sich — das wird erst jetzt recht klar — im Anfang aus allerhand alten irischen Geheimbünden, in denen man daran gewöhnt war, den Boykott als wirksame Waffe gegen die feindliche politische Einzelpersönlichkeit zu verwenden. Man versuchte nun, mit derselben Methode, die einst die irische Landliga zum Schrecken aller Feinde gemacht hatte, das gesamte Irentum nicht in erster Linie politisch, sondern wirtschaftlich zu organisieren und die gehaßten Engländer zum Lande herauszuboykottieren. Die parlamentarische Partei hatte sich je nach der politischen Lage bald mit den Liberalen, bald (wenn auch seltener) mit den Konservativen verbündet und gerade durch diese Taktik ungeheuer viel erreicht. Schon in den vierziger Jahren hat dem gegenüber die kurzlebige Opposition der Jung-Irlandpartei (Thomas O. Davis [† 1845] und Charles Gavan Duffy [† 1903]) eine Politik der völligen Abschließung vom englischen Parteisystem empfohlen. Die Sinn Feiners gehen einen Schritt weiter und wollen nunmehr sich auch von aller Beteiligung am parlamentarischen Leben und von jeder wirtschaftlichen Gemeinschaft mit England fernhalten. Es ist jetzt (um 1905) gerade die Zeit der wirtschaftlichen Neuorganisationen, durch die irische Landwirtschaft, irische Woll- und Spitzenindustrie, irische Fischerei neu belebt werden sollen; Sir Horace Plunkett und die Regierung helfen, so gut sie können, nur die offizielle Parteiorganisation steht hämisch grollend mit kaum verhüllter Feindseligkeit beiseite. Plunkett und die Regierung betrachten die wirtschaftliche Hebung natürlich als ein Mittel, um Irland wirtschaftlich noch enger als zuvor an England zu ketten; gehe man — so meinte Sinn Fein — den ersten Teil des Weges mit ihnen, um dann um so energischer die neu entstehenden Kräfte zur Abwehr zu benutzen und England dann schließlich zum Lande hinauszuboykottieren. Daß ein rücksichtslos angewandter Boykott eine Waffe von unfehlbarer Schärfe ist, hat die irische Geschichte angeblich unwiderleglich bewiesen. Man fördere z. B. die irische Wollindustrie, führe eine „irische Handelsmarke" ein, die als Gegenstück zum „Made in Germany" allen irischen Erzeugnissen aufgedruckt wird, und man wird unschwer erreichen können, daß englische Waren in Irland überhaupt keinen Absatz mehr finden. Bei allen öffentlichen Aufträgen dringe man darauf, daß nirgends mehr englische, sondern nur noch irische Unternehmer berücksichtigt werden. Man versuche, neue irische Handels- und Industrieunternehmungen nur mit irischem oder — d. h. in der Praxis „wesentlich" — amerikanischem Kapital zu begründen, die irischen Sümpfe trockenzulegen, das steinige Brachland von Connaught möglichst zu bewässern und neue Werte zu schaffen, die dann ausschließlich von Iren zu irischen Zwecken verwendet werden, suche direkt Beziehungen zwischen Irland und dem Auslande anzubahnen durch Ernennung von „zunächst" inoffiziellen irischen Konsuln in Frankreich und Amerika. Bei all diesen Unternehmungen bleibe englisches Kapital, englische Industrie, englischer Einfluß rücksichtslos ausgeschaltet. Treibt man solche Politik folgerichtig ein Menschenalter lang, so wird England fühlen, daß seine Handelsfiliale in Dublin ihm nichts mehr einbringt, und da ja England angeblich alle Dinge nur vom handelspolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet, wird es sich schließlich aus Irland zurückziehen. Un-

garn hat durch folgerichtige Weigerung, die von Österreich ausgeschriebenen Reichstage zu beschicken, angeblich den Ausgleich von 1867 erzwungen, Norwegen tätsächlich durch eine Politik der immer empfindlicheren Nadelstiche der Welt das ruhmreiche Beispiel einer erfolgreichen und dabei völlig unblutigen Revolution gegeben.

Es lohnt sich nicht, auf die völlig schiefen weltpolitischen Analogien und die ganz sinnlose Annahme näher einzugehen, daß Irland für England wesentlich als Ausfuhrland englischer Erzeugnisse in Betracht komme — als ob nicht diese ihre unmittelbar vor der Tür liegende kleinere Insel in erster Linie aus Gründen englischer Machtpolitik englisch sein müßte! Die englische Regierung hat diese letzten Schlußfolgerungen der Sinn Fein - Bestrebungen nie ernst genommen, sondern die neue Parteischattierung zeitweise sogar begünstigt, da sie ihr ein brauchbares Gegengewicht gegen den immer größer werdenden Einfluß der offiziellen parlamentarischen Partei zu sein schien. Weiter schien ihr die Unterstützung, welche die Sinn Feiner der wirtschaftlichen Hebungspolitik der Regierung gewährten, das Wichtigste zu sein, dem gegenüber man ihr englandfeindliches Trara nur als die in Irland nun einmal unvermeidliche antienglische Begleitmusik betrachten konnte. Gegen bloßes Reden war die englische Regierung in Irland nachgerade unempfindlich geworden, da seit 1798 niemals wirklich Ernst daraus geworden war. Auch die offizielle Parteimaschinerie Redmonds nahm die Sinn Feiners nicht für voll. Sie hatten keinen Führer, hatten keinen wirtschaftlichen Einfluß auf ihre Anhänger, hatten die Kirche nicht hinter sich; sie stellten keine Kandidaten zur Parlamentswahl auf, überließen also kampflos dem bisherigen Besitzer das Feld, auf das es jenem allein ankam. Für die Sinn Fein-Politik war es ja richtiger, brauchbare Kandidaten in den Stadt- und Grafschaftsräten durchzubringen, da nur hier ihr Programmpunkt, die Förderung der irischen und Zurückdrängung der englischen Industrie, durchzusetzen war, und darum haben sie allerdings, und nicht ohne Erfolg, ernstlich gekämpft. Hatte man sich hier erst einmal eine starke Stellung geschaffen, so ließ sich mit Hilfe des bestehenden Lokaleinflusses auch mit der Zeit Einfluß auf die Landespolitik erwerben; aber bis zum heutigen Tage waren die Sinn Feiners noch nicht so weit gediehen.

Als ich 1906 Irland bereiste, nahm niemand die neue Bewegung ernst, und auch die Verhandlungen der königlichen Untersuchungskommission nach Unterdrückung des Aufstandes ergaben deutlich, daß man bis Anfang 1916 die Leute für eine harmlose Genossenschaft verdrehter Eigenbrötler hielt. Ihre Programm war viel zu sehr akademisch, roch viel zu sehr nach der Studierlampe, um die Massen begeistern zu können. Tatsächlich haben die Sinn Feiners auch nie einen in der Öffentlichkeit hervortretenden Führer gehabt. Der Name ihres Hauptschriftstellers, Arthur Griffith, ist auch in England bis heutzutage ziemlich unbekannt.

Eine wirkliche Macht in der Öffentlichkeit waren seit 1900 nicht die Sinn Feiners, sondern die Anhänger der Gälischen Liga, welche die Erneuerung des irischen Volkstums auf ihre Fahne schrieben.

Auch sie knüpften, sofort wie der Druck des Diktators Parnell von ihnen gewichen war, an frühere Strömungen der irischen Geschichte an, an die Zeiten des 18. Jahrhunderts, wo nicht die

Katholiken, sondern die Protestanten des Nordens die Führer der Opposition gegen England waren, wo eine unglaublich kurzsichtige Politik Englands die beiden Konfessionen der Insel geeinigt hatte und ein gemeinsames Bewußtsein irischer Nationalität auch bei den englisch sprechenden Gebildeten der Insel aufkeimte. Die Jung-Irlandpartei der vierziger Jahre (Th. O. Davis und Ch. G. Duffy) hatte — in erbitterter Opposition gegen den offiziellen Führer O'Connell — diese Gedanken weiter gepflegt. Die Gälische Liga geht einen Schritt weiter und sucht nun auch ein irisch sprechendes Irentum neu zu schaffen. Sie bemüht sich zunächst — mit Methoden, die sie den Tschechen und Slowenen abgelauscht hatte und die das Entsetzen jedes nur historisch, nicht politisch denkenden Gelehrten sind —, aus einer Reihe von irischen Bauerndialekten eine neue irische Schriftsprache zu schaffen, und diese dann der Öffentlichkeit mit der gewalttätigen und geräuschvollen Agitation aufzuzwingen, die nun einmal zur irischen Politik gehört. Die Führer der Liga belebten die Freude an der Vergangenheit, an irischen Volkssitten, schufen — z. T. gemeinsam mit der ihr nahestehenden „Gaelic Athletic Association" — große national-irische Volksfeste, die allmählich eine Macht im öffentlichen Leben wurden, halfen ganz wie die Sinn Feiners wirtschaftlich aufzubauen und alte irische Gewerbszweige zu unterstützen. Sie schieden sich aber von jenen, indem sie angeblich alle Politik aus der Liga fernhielten, jede englandfeindliche Spitze vermieden, da sie ja ganz Irland auf ein gemeinsames Programm zu vereinigen suchten, also auch auf Ulsters Gefühle glaubten Rücksicht nehmen zu müssen. Wer den Gang der Dinge aber ein wenig genauer verfolgte, dem mußte es auffallen, wie im Laufe der Zeit auch in der gälischen Liga die englandfeindliche Strömung immer stärker wurde und in der Gaelic Athletic Association geradezu den Ton angab, wie die Dichter und Literaten, die ursprünglich — ganz wie in der Jung-Irlandpartei der vierziger Jahre — an der Spitze standen, allmählich von den Politikern zurückgedrängt wurden. Man kann nun einmal nicht Liebe zu einem grausam unterdrückten Volkstum predigen, ohne damit den Haß gegen den Unterdrücker neu zu beleben. Als dann der Weltkrieg ausbrach, wurde denn auch der Träger der relativ englandfreundlichen Richtung innerhalb der Gälischen Liga, der Präsident Douglas Hyde, zum Rücktritt gezwungen. An seine Stelle trat der Professor an der Dubliner Universität John Mac Neill, der als Vizepräsident schon immer die schärfere Tonart gepredigt hatte, und mit ihm lenkte die Liga schnell ins revolutionäre Fahrwasser hinüber. Mac Neill wurde 1915 Befehlshaber der irischen Freiwilligen, 1916 einer der Führer des irischen Aufstandes.

Sinn Fein-Bewegung und Gälische Liga sind hier getrennt behandelt worden, weil die offiziellen Programme tatsächlich in verschiedene Richtungen weisen — Sinn Fein wollte von Anfang an den Boykott von allem, was englisch war, die Liga dagegen vermied offiziell alle Feindschaft — und weil die erstere eine politisch-wirtschaftliche, die zweite eine unpolitische Kulturbewegung sein wollte. Tatsächlich ist aber in primitiven politischen Verhältnissen nichts elastischer als ein Programm. Männer und einige Schlagworte sind es, welche die Massen berauschen; wie der dunkle Drang der Bewegung sich mit den Einzelforderungen des Alltags

abfindet, ist mehr oder weniger Nebensache. Sinn Feiners und Gälische Liga stehen sich trotz des abweichenden Programms nicht feindlich gegenüber, sondern sind zum großen Teil identisch. Die literarisch, künstlerisch und historisch empfindenden Jung-Iren gehören zur Liga; soweit sie über wirtschaftliche und politische Fragen nachdenken und mit einem noch lebhafteren Temperament begabt sind als die Masse ihrer Landsleute, unterschreiben sie auch das Sinn Fein-Programm. Und alle haben sie mit der stillen oder offenen Gegnerschaft von Kirche und Redmondpartei zu kämpfen, sind sich aber bewußt, daß sie die stärkeren sind, und daß die Jugend des Landes in immer steigendem Maße auf ihre Seite tritt.

Auch die Dubliner Arbeiterbewegung unter James Larkin, der jetzt in Amerika weilt, gehört in die Reihe der neuen, den offiziellen Gewalten Irlands abholden, Strömungen. Daß es unter dem Dubliner Proletariat, das unter den elendesten Wohn- und Arbeitsbedingungen haust, nicht schon eher zu einer politisch organisierten Opposition gekommen ist, ist geradezu ein Wunder; diese Tatsache beweist andererseits aber, wie fest die irische parlamentarische Partei das Heft in den Händen hatte; denn die Gegnerschaft der Arbeiter mußte sich in erster Linie gegen die Dubliner Stadtverwaltung — also einen wichtigen Teil der Parteimaschine Redmonds — und die dort allmächtigen Fabrikanten und sonstigen Mittelstandvertreter richten. Erst im Jahre 1900 gelang es James Connolly aus Glasgow (frühere Versuche des englischen Dichters William Morris waren vergebens gewesen), in Dublin eine Arbeiterpartei zu gründen. Führer der Partei wurde neben Connolly James Larkin aus Liverpool; gemeinsam gaben sie die Arbeiterzeitung „The Irish Worker" heraus, die es in interessanter Weise — man vergleiche die polnische und die tschechische Arbeiterbewegung — verstand, irisch-nationale Ideale mit dem Gedanken des internationalen Sozialismus zu verbinden. Ihre eigentliche Stärke fand die Arbeiterbewegung in der Dubliner Gewerkschaft der Transportarbeiter, welche die großen Streiks von 1913 durchführte, die Dublin bereits den ersten Vorgeschmack eines Bürgerkrieges gaben. In den Streikbewegungen der damaligen Zeit entstand die Dubliner Arbeiterbürgerwehr (Citizen's Army), welche während der ganzen Krisis vor dem Aufstande das Hauptquartier der Arbeiterschaft, Liberty Hall am Liffey, bewachte. Connolly war einer der Führer des Osteraufstandes.

Die Dubliner Bürgerwehr trat aber in der Folge völlig hinter den irischen Freiwilligen zurück, die im ersten Kriegsjahre gegründet wurden und die eigentliche Sturmtruppe des Aufstandes waren; im Jahre 1915 ging die Larkinsche Truppe gänzlich in der jüngeren Organisation auf. In der politischen Sprache Irlands ist „Freiwilligentruppe" identisch mit bewaffneter Erhebung. Die irische Geschichte kennt zwei große Perioden — deren Größe allerdings in der keltischen Phantasie riesenhafte Maße anzunehmen pflegt, gegen die der Geschichtsschreiber sich energisch zur Wehr setzen muß. Die eine ist die Zeit der irischen Missionen des früheren Mittelalters, wo Irland (richtiger vielleicht: ein kleiner Kreis von irischen Klöstern) die angeblich höchste Stufe abendländischer Kultur vorstellte und nach dem ganzen übrigen Europa, bis nach Ungarn hin, seine Sendboten schickte. Die zweite Periode ist die Freiwilligenbewegung von 1779,

wo eine irische Bürgerwehr Englands gefährliche Lage im Kriege mit Amerika benutzte und sich ertrotzte, was es heute begehrt, die Selbständigkeit gegenüber England mit einem Homerule-Parlament zu Dublin; letzteres wurde allerdings schon 1800 durch die Union mit England abgelöst. Der Gedanke, zum zweiten Male Homerule durch eine Freiwilligenbewegung von England zu ertrotzen, mußte in Irland, wo die bloße historische Analogie immer eine starke Kraft hat, wie ein Lauffeuer zünden. Die Gelegenheit war da, als Carson mit den Ulsterleuten den Covenant abschloß und eine Freiwilligentruppe gegen Homerule gründete; eine südirische Freiwilligentruppe zur Erzwingung von Homerule war die natürliche Folge (1913). Im Juli 1914 wurde eine große Menge von Waffen in Howth bei Dublin gelandet; die Polizei suchte dies zu verhindern; es kam zu einem großen Krawall, und die Regierung war schwach genug, den verantwortlichen Polizeiinspektor abzusetzen. Von da ab bis gegen Ende 1915, wo die Regierung — viel zu spät — etwas energischer gegen die Bildung des Revolutionsheeres vorzugehen begann, war die Einfuhr von Waffen erlaubt.

Der offizielle Diktator des irischen Lebens, Redmond, hat sich gegen den Gedanken einer irischen Freiwilligentruppe lange gewehrt. ‚Freiwillige' sind für den politisch empfindenden Iren gleichbedeutend mit Revolutionstruppe. 1913 war aber Homerule zwar offizielles Regierungsprogramm in England, stand aber noch auf recht schwachen Füßen; die Gefahr war groß, daß der erste Anschein von Gewalttätigkeit in Irland auch die liberalen Homerulefreunde in England genau so ins Lager der Unionisten treiben würde, wie dies 1886 geschehen war. Daher suchte Redmond lange zu bremsen. Als es nicht mehr ging, griff er zu dem Mittel, das er — und die mit ihm verbündete Hierarchie — schon der Gälischen Liga gegenüber (erfolglos) versucht hatte: er machte Miene, sich an die Spitze der neuen Körperschaft zu stellen. Wäre es gelungen, so hätte Redmond an der Spitze einer bewaffneten Macht der englischen Regierung in noch ganz anderer Weise als zuvor als der Diktator von Irland gegenübertreten können. Aber der Versuch gelang nur zum Teil: am 30. September 1914 splitterte sich unter der Leitung von Sir Roger Casement, Oberst Maurice Moore (der sich später zurückzog, als die Bewegung ganz ins revolutionäre Fahrwasser überging) und Professor John MacNeill — von den späteren Führern des Aufstandes waren auch Pearse, Kent und Dermott beteiligt — ein erheblicher Teil ab, und es kam zur Gründung der Revolutionstruppe, der irischen Freiwilligen. Sie waren allerdings nur eine Minderheit. So groß war Redmonds Gewalt doch noch in Irland, daß von der ganzen Freiwilligentruppe, die von seinen geheimen Gegnern gegründet war, sich volle 169000 Mann gehorsam der Leitung Redmonds unterstellten, während nur 11000 Mann, die freilich in der Folgezeit schnell anwuchsen, es wagten, eine von dem Diktator unabhängige Truppe zu bilden.

Der September 1914 ist die eigentliche Geburtsstunde der Osterrevolution von 1916. Denn hier wurde es klar, daß Redmond nicht mehr der Herrscher von Irland war, und daß die neuen Kräfte — Sinn Fein, die Gälische Liga und nunmehr auch die Freiwilligen — sich gegen Redmond behaupten konnten. Und damit hatten

nun alle die englandfeindlichen Gewalten, die Redmond — keineswegs aus innerem Antrieb, sondern aus politischer Berechnung, um Homerule nicht zu gefährden — so lange mit starker Faust zurückgehalten hatte, den Weg frei. Die Kräfte der Revolution organisierten sich. Prof. John MacNeill war nunmehr als Befehlshaber der Freiwilligen und Leiter der stärksten geistigen Kraft des Landes, der gälischen Bewegung, zum eigentlichen Gegenpol Redmonds geworden. Und noch stärkeren Eindruck machte Sir Roger Casement. Daß er nach Deutschland ging und von dort aus eine Irland freundliche Kundgebung des deutschen Auswärtigen Amtes veröffentlichte, machte auf die empfängliche irische Phantasie einen besonders tiefen Eindruck: ein wesentlicher Punkt des Sinn Fein-Programms war erreicht: Irland hatte seinen ersten eigenen „Konsul" bei einer befreundeten auswärtigen Macht!

Redmond suchte den revolutionären Ansturm mit aller Macht zu bekämpfen, aber vergebens: mit seinem Einfluß ging es reißend bergab. Er wollte — gewiß mit durchaus überzeugenden Gründen — Homerule retten, das durch das Notgesetz zugunsten eines Ausgleichs mit Ulster in den ersten Kriegsmonaten aufs schwerste bedroht war. In dieser Lage hielt er es für politischen Selbstmord, wenn Irland irgendwelche Zweifel an seiner Reichstreue aufkommen ließe. Aber Redmond befand sich in einer unendlich schwierigen Lage. Das englische Ministerium verlangte von ihm eine vollkommen klare Stellungnahme zugunsten der Rekrutierung, womöglich Eintritt in die Koalitionsregierung und vielleicht sogar Durchführung der Wehrpflicht in Irland. Das alles sollte Redmond seinem Volke abringen, das seit Jahrzehnten daran gewöhnt war, von den irischen Abgeordneten Ausbrüche des wildesten Hasses gegen England zu hören und darin geradezu den Inhalt aller politischen Rhetorik zu erblicken. Und als Preis hatte er Irland nur das eine zu bieten, daß Homerule, das bereits unbestreitbar Gesetz geworden war, nun auch durchgeführt werden sollte; etwas wenig für die immer ins Riesenhafte schweifende keltische Phantasie. Und genau genommen, handelt es sich nicht einmal um die Durchführung des ganzen Gesetzes, sondern um Homerule unter Berücksichtigung der Sonderwünsche von Ulster, die, bei Lichte besehen, das ganze Homerulegesetz in Frage stellten! Geht man der Sache auf den Grund, so hatte er seinem Volke gegenüber der radikalen Agitation von Gälischer Liga, Sinn Fein, Arbeiterbewegung und Unabhängiger irischer Partei unter O'Brien und Healy nichts anderes zu bieten als seine eigene Autorität und die Autorität der katholischen Kirche, die ja — wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe — der Homerulefrage mit kühlster Gelassenheit gegenübersteht und sich bemüht, das Tischtuch zwischen irischem Katholizismus und England nicht zu zerschneiden. Und auch in der Kirche regten sich bereits deutlich die Kräfte des Widerstandes: nicht nur war der niedere Klerus im Gegensatze zum höheren entschieden englandfeindlich, sondern selbst unter den Bischöfen fand in dem Bischof von Limerick, O'Dwyer, die radikale Hetze gegen England, einen beredten Fürsprech, der — etwa wie Kardinal Mercier in Belgien — keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ohne der englischen Regierung durch Hirtenbriefe und Presseäußerungen Fehde anzusagen. Für Redmond sprach eigentlich nur eine, allerdings sehr schwerwiegende Tatsache,

nämlich, daß es Irland wirtschaftlich gut ging. Die großzügige englische Hebungspolitik, die in den Jahren 1881 bis 1885 einsetzt, mochte mancherlei Mängel haben, namentlich auf dem Gebiete der Schiffahrt bisher an der harten egoistischen Interessenpolitik des englischen Kapitalismus gescheitert sein. Daß sie aber in Irland einen neuen Bauernstand geschaffen hat — und der Bauer ist immer konservativ — ist unwiderleglich, und neben dem Bauernstand war in den Städten ein irischer Mittelstand entstanden, dem es ebenfalls gut ging. Redmond rechnete darauf, daß diese beiden Kräfte der Revolution Widerstand leisten würden, und diese Seite seiner Rechnung hat auch nicht getäuscht.

Aus den Erhebungen der Kommission, die unter Lord Hardinges Vorsitz im Mai die Ereignisse des irischen Aufstandes untersuchte, geht deutlich hervor, wie eng die Fühlung zwischen Redmondpartei und Regierung geworden war. In den Verwaltungsstellen — gleichgültig, ob sie die Regierung oder die Selbstverwaltung zu vergeben hatte — herrschte der Einfluß von Redmond. Staatssekretär Birrell und Unterstaatssekretär Nathan, ja sogar die Organe der Polizei pflegten bei jedem entscheidenden Schritt die Abgeordneten der parlamentarischen Partei zu befragen. Und diese rieten immer wieder zum Nichtstun. Es wurde seit Anfang 1916 immer deutlicher — der Vizekönig Lord Wimborne hat dies klar erkannt —, daß einerseits nur ein sehr energisches Eingreifen die drohende Revolution hemmen konnte, daß andrerseits jeder energische Schritt das einzige Hemmnis der Revolution, das Ansehen Redmonds, mit einem Male hinwegfegen würde. In diesem Dilemma bewegte sich die englische Politik in Irland seit Anfang 1916. Die Polizeiinspektoren der einzelnen Grafschaften sagen aus, daß zu Anfang des Krieges die (reichstreuen) Redmondschen Freiwilligen allmächtig waren und die (revolutionären) irischen Freiwilligen nur eine kleine Minderzahl bildeten, daß aber die ersteren in immer steigendem Maße in das Lager der letzteren übergingen, je stärker Redmond, von seinen englischen Verbündeten getrieben, für die Rekrutierung eintrat. Als man endlich gegen die irischen Freiwilligen, die überall ungehindert durch die Städte marschierten, Paraden und Felddienstübungen abhielten, geheime Signalbücher ausarbeiteten, ja sogar — das deutlichste Zeichen, daß es ihnen ernst war — sich ein eigenes Sanitätswesen schufen, etwas schärfere Saiten aufzog und ihnen die Waffenzufuhr sperrte, da zeigte es sich, daß auch dies nichts mehr nützte: man konnte den reichstreuen Freiwilligen Redmonds ja die Waffen nicht versagen, und von diesen gelangten sie — teils mit, teils ohne ihre Träger — haufenweise ins Lager der Revolutionäre. Damit enthüllt sich das eigentliche Gesicht des Aufstandes. Er war eine Erhebung der neuen revolutionären Kräfte Irlands gegen die alten politischen Mächte, die den Weg von der Revolution zur Versöhnung gefunden hatten, ein Aufstand gewiß gegen die englische Regierung, aber auch mindestens ebensosehr gegen Redmond, der das alte Irland verkörperte.

In den Persönlichkeiten der Führer, welche an der Spitze der irischen Freiwilligen standen und, soweit sie die irische Unabhängigkeitserklärung vom 24. April unterschrieben haben, sämtlich für ihre Ideen mit dem Tode gebüßt haben, zeigen sich diese Zusammenhänge ganz deutlich. Thomas Clarke gehört noch zur alten Garde, zu den

Vertretern der alten Gewaltpolitik und der Dynamitattentate, von denen die offizielle Partei nach außen hin immer abrückte ebenso wie von den alten Geheimbünden, aus deren Resten sich Sinn Fein rekrutierte. Weiter finden wir als Vertreter der Dubliner Arbeiterpartei James Connolly. Überaus stark ist die literarische jungirische Bewegung vertreten. Thomas MacDonagh, der Freiheitsdichter und Lehrer für englische Literatur am University College zu Dublin, gehört dazu. Besonders zahlreich sind die Führer der gälischen Bewegung. Der „Generalkommandant des Heeres der irischen Republik" und „Präsident der provisorischen Regierung", Patrick H. Pearce (geb. 1880, irische Namensform Padraic MacPiarais), ist einer der Gründer der New Ireland Society in Dublin, die Vorlesungen über irische Geschichte, Literatur und Kunst veranstaltete; er war dann später Vorstandsmitglied der Gälischen Liga und Herausgeber ihres Wochenblattes, hat in der Nähe von Dublin eine höhere Schule, St. Enda's College, gegründet, in der in allen Unterrichtsgegenständen — das gilt in Irland schon als etwas ganz Unerhörtes — neben dem Englischen auch das Irische als Unterrichtssprache herangezogen wurde. Die bekannte Entwicklung vom literarischen Interesse für die Muttersprache zur bewußten Abschließung und wirtschaftlichen Hebung des eigenen Volkstums, aus der sich dann schließlich die Revolution ergibt, ist bei der gälischen Bewegung besonders klar: um 1895 herrscht noch rein die literarische Pflege, um 1900—10 ist schon daneben die wirtschaftliche Hebung des Irentums das Ideal — freilich ohne ausgesprochene Abschließung von England; diese wird jedoch gleichzeitig von der Sinn Fein-Bewegung, der zum großen Teil die gleichen Menschen angehören, gepredigt —, 1914 folgt dann die Bewaffnung und 1916 der Aufstand. Aber auch die leitenden Ideen der früheren irischen Aufstandsbewegungen sind noch nicht ausgestorben: die einzige denkbare Verfassungsform ist die irische Republik. Die Unabhängigkeitserklärung vom 24. April verbürgt gleiche Rechte und gleiche Lebensmöglichkeiten für alle Bürger, sucht aber geschickt auf möglichst alle Strömungen Rücksicht zu nehmen: die katholischen Kreise finden eine feierliche Anrufung Gottes und eine Versicherung, das geistliche Eigentum neben dem privaten zu schützen — neben einer Abwendung vom Sozialismus liegt darin auch eine Absage an die radikalen Kirchenfeinde, an denen es auch im katholischen Irland nicht fehlt; auch Ulster ist mit einer versöhnlichen Wendung bedacht. Im übrigen atmet das Schriftstück den Geist eines modernen radikalen Nationalismus: die künftige Regierung Irlands soll aus einer Abstimmung aller irischen Männer und Frauen hervorgehen — für die altväterische irische Politik Redmonds und die katholischen Priester ein unerhörter Gedanke. Am deutlichsten vereinigen sich all die modernen Strömungen in der Persönlichkeit der Lady Gore-Booth, als Gemahlin eines polnischen Adligen Gräfin Markiewicz genannt, die zu den lebenslänglich eingekerkerten Führern gehört. Sie spielte in der Kunst- und Literaturbewegung von Dublin eine hervorragende, durch reichliche Überschwenglichkeiten ausgezeichnete Rolle und galt in bürgerlichen Kreisen als die Verkörperung aller modernen Schlechtigkeiten. Sie lebte in enger Fühlung mit der stärksten Kraft des neuirischen Kulturlebens, dem Dubliner Abteitheater, welches die von dem jungen Irland

der vierziger Jahre ausgehende Tradition irischer Kultur neu belebte, stand ferner an der Spitze der irischen Bewegung für das Frauenstimmrecht, zeichnete sich bei allen Stimmrechtsunruhen in Irland aus und gehörte zu den eifrigsten Mitkämpfern von Larkin bei dem großen Streik von 1913; ferner hat sie 1910 die junge Pfadfinderbewegung nach Irland verpflanzt und ganz in revolutionäres Fahrwasser zu lenken versucht.

Aus den Persönlichkeiten der Führer erklärt sich aber auch andrerseits, woran die Bewegung — ganz abgesehen von der unzureichenden Bewaffnung — scheitern mußte; es fehlte ihr der Rückhalt im Volke. Die Führer gehörten ganz überwiegend zur geistigen Aristokratie. Wir haben eine Gräfin, einen Professor, mehrere Lehrer und Literaten; ihnen schließt sich ein Arbeiterführer an, aber eine organisierte Arbeiterschaft gibt es im katholischen Irland nur in der einen Stadt Dublin. Die Erhebung ist im wesentlichen auf die Hauptstadt beschränkt geblieben. Mag sein, daß in Cork, in Limerick, in der Grafschaft Kerry, den alten Sturmzentren des Landes, in der Leitung etwas nicht klappte und die Gendarmerie eher losschlug als die Freiwilligen. Aber überall, wo es zu einem kleinen Putsche kam, in der Grafschaft Galway, in Enniscorthy, Wicklow, Louth, haben wir das gleiche Bild: an der Spitze stehen ein Volksschullehrer, ein Arzt, hier und da wird ein Grafschaftsbeamter verdächtigt (in Dublin sind die Postbeamten zum sehr großen Teile Sinn Feiners gewesen), oft sind jüngere Kapläne — im Gegensatz zu der gesamten Geistlichkeit — Freunde der Aufständischen, aber nirgends ist ein Bauer der Führer, und der Zuzug aus ländlichen Kreisen ist doch geringer, als man erwartet hat. Und als der Aufstand niedergeschlagen ist, da kommen aus einem Grafschaftsrat nach dem andern, auch aus einer großen Zahl von Städtevertretungen und Armenverwaltungen, also aus den Lokalvertretungen, die Kundgebungen *gegen* den Aufstand, da zeigt es sich, daß nicht nur die noch nicht enteigneten (protestantischen) Großgrundbesitzer, sondern auch der ländliche und städtische Mittelstand — also die Schicht, in der die Anhänger Redmonds sitzen, und wo der Priester regiert — ganz überwiegend *gegen* die Erhebung waren. Einige ergraute Verschwörer, welche die Brücke mit den Erhebungen der Vergangenheit darstellen, und die jungen idealistisch-feurigen Vertreter der neuen Strömungen stehen an der Spitze; sie sind stark genug, um eine kleine Minderheit des soliden Bürgertums mit fortzureißen; der unvermeidliche Pöbelanhang hat nicht gefehlt. Aber die Masse des Mittelstandes hat versagt.

Die Regierung hat seit Anfang 1916 den Aufstand kommen sehen. Die Freiwilligen gebärdeten sich mit ihren Paraden und Felddienstübungen wie die Herren der Hauptstadt und mancher Teile des Landes. Die Sinn Fein-Zeitungen und die Arbeiterorgane predigten offenen Hochverrat. Wer wegen Aufreizung oder noch besser wegen eines Anschlages auf eine Eisenbahn angeklagt wurde, wurde von den Geschwornengerichten trotz erdrückender Beweise ausnahmslos freigesprochen oder zu einem Schilling Geldstrafe verurteilt und dadurch der Held des Tages. Unterdrückte die Regierung eine Zeitung — so Sinn Fein, Spark, Irish Worker, Irish Freedom, Ireland, Fianna Fail, so erschien sie unter einem neuen Namen weiter. Die Rekrutierungsversammlungen für das Heer in Frankreich

schliefen allmählich ein, da sie entweder doch von Freiwilligen gesprengt wurden oder bestenfalls keine Rekruten lieferten. Auch an ganz bestimmten, über Ort und Zeit der geplanten Erhebung unterrichtenden Warnungen aus bester Quelle hat es nicht gefehlt. Daß Casements Versuch, am Karfreitag in der Nähe von Tralee — in der stets unsicheren Grafschaft Kerry — zu landen, fehlschlug, war unter diesen Umständen nicht zu verwundern. Einen traurigen Eindruck machte der englische Verwaltungsapparat. Was ist das für eine Verwaltung, in der es möglich ist, daß nach Bekanntwerden dieses Ereignisses, dessen Bedeutung man kannte, der eigentliche Verwaltungschef, Staatssekretär Birrell, ruhig in England blieb, der Oberstkommandierende des Heeres und der Oberstkommandierende der Gendarmerie ruhig nach England auf Urlaub gingen, die meisten Offiziere der Garnison von Dublin am Ostermontag zum Rennen fuhren! Der sympathischste Vertreter dieser sogenannten Verwaltung, der Vizekönig Lord Wimborne, sein Unterstaatssekretär Nathan und die stellvertretenden militärischen Spitzen konnten sich auch nach Empfang jener Nachricht in langen Konferenzen nicht dazu entschließen, sofort alle Führer der Freiwilligen zu entwaffnen und das große Sprengstofflager in Liberty Hall, koste es, was es wolle, mit Beschlag zu belegen! Vielleicht wäre es noch möglich gewesen, durch energisches Einschreiten den Aufstand im Keime zu ersticken. Das Scheitern Sir Roger Casements muß die Führer tief entmutigt haben. Der Oberbefehlshaber der Freiwilligen, Professor MacNeill, erließ plötzlich in den Zeitungen — so offen durfte man vorgehen! — einen Befehl, der alle „Paraden, Märsche und sonstige Veranstaltungen" für den Ostersonntag absagte. Dies kann kaum etwas anderes bedeutet haben als einen Widerruf des Befehls zum Losschlagen, der ursprünglich für diesen Tag gegeben war; denn an einer Stelle der Provinz, in Dundalk, begann ein Rebellentrupp tatsächlich schon am Ostertage den Marsch nach Dublin. In Dublin soll der Beschluß, am Ostermontag — den Sonntag scheint man dem Befehle MacNeills folgend verpaßt zu haben — anzufangen, nur dadurch zustandegekommen sein, daß eine radikale Minderheit unter Connolly die durch das Scheitern Casements entmutigte Mehrheit schließlich doch mit fortriß. Daß man am Ostermontag um $^1/_2$ 1 — nicht schon in der Nacht — anfing, paßt ganz zu diesem Bilde. Es gelang, innerhalb einiger Stunden plötzlich den größten Teil der strategisch wichtigen Punkte der Stadt zu besetzen — leider nicht alle. Und so verschlafen die englische Verwaltung vorher gewesen war, um so energischer griff sie jetzt ein. Innerhalb von drei Stunden nach Beginn des Aufstandes liefen die ersten Züge mit Verstärkungen aus dem Curraghlager ein. Die Eisenbahnlinien wirklich gründlich zu beschädigen, war den Aufständischen nicht gelungen. Schon im Augenblick des Losschlagens waren die Freiwilligen der Besatzung von Dublin an Gefechtsstärke unterlegen; die Zahl ihrer Gewehre wurde von der Regierung vor Ausbruch des Aufstandes auf 825 geschätzt; die irischen Abgeordneten im Parlament sprechen von 1500—3000 Aufständischen in Dublin; demgegenüber gab es in der Hauptstadt 2265 Mann Soldaten, davon allerdings nur 1000 augenblicklich verwendungsfähig, und 1100 Polizisten. Natürlich mußte sich dies Zahlenverhältnis mit jeder weiteren Stunde zuungunsten des Aufstandes ändern, und als dann General Maxwell

den Oberbefehl übernahm und in erbittertem Straßenkampf Haus für Haus stürmen ließ, wobei die Engländer nun einmal im eigenen Lande alle Schrecken eines Freischärlerkrieges mit den unvermeidlichen Begleiterscheinungen kennen lernten, war es bald zu Ende. Das Hauptquartier der Arbeiter-Bürgerwehr, Liberty Hall, wurde von einem Kanonenboot beschossen. Am Sonnabend, den 29. April, ergaben sich die Führer bedingungslos, und alle Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, Clarke, Mac Dermott, Pearse, Connolly, Mac Donagh, Edmund Kent, Joseph Plunkett, dazu noch einige andere, wurden erschossen. Die Unruhen in der Provinz, die nur in den Grafschaften Galway (Athenry) und Wexford (Enniscorthy) größeren Umfang angenommen hatten, erloschen sehr bald darauf.

Freilich hat sich die Provinz nicht aus Liebe zu England von dem Aufstande zurückgehalten. Alle Zeugen vor der Untersuchungskommission betonten übereinstimmend, daß alles von der Schnelligkeit abhing, mit der man den Aufstand unterdrückte. Wäre es gelungen, Waffen in großem Stile zu verbreiten, wären Maschinengewehre verfügbar gewesen, so hätte das Bild ganz anders aussehen können. Es kam auf den Erfolg an. Aber das heißt doch auch umgekehrt: so groß wie 1798 war der Haß gegen England denn doch nicht mehr, daß auch nur der leiseste Anstoß genügt hätte, um mit keltischem Überschwang aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz loszuschlagen, und es gab doch auch große Strecken des Landes, wo die revolutionären Organisationen noch keinen Fuß gefaßt hatten, wo Redmond und die katholische Kirche noch unumschränkt herrschten. Und so wenig die englische Hebungspolitik die irische Frage gelöst hat, ihre Gefährlichkeit gemildert hat sie unter allen Umständen, und es ist doch etwas mehr als nur ein bloßer Advokatenkniff, wenn Asquith im Parlament triumphierend darauf hinwies, daß zum ersten Male in der Geschichte Irlands bei einem Aufstand die Mehrheit der Bevölkerung auf seiten der Regierung gestanden hat.

Der Aufstand ist unterdrückt, aber die irische Frage bleibt ungelöst. Die Regierung ist von der Politik des schläfrigen Gehenlassens mit der dem englischen Charakter entsprechenden Wandlung zur Politik brutaler Unterdrückung übergegangen: die 15 Todesurteile und mehr als 600 Jahre Gefängnis, die bisher verhängt worden sind, sprechen eine deutliche Sprache. Man entwaffnet die irischen Freiwilligen auch dort, wo sie, wie in Limerick und Cork, nicht losgeschlagen haben. Freilich wird niemand behaupten wollen, daß damit das Land beruhigt ist; denn Sprengstoffe sind schwerer zu finden als Waffen, und solange die „reichstreuen" Freiwilligen Redmondscher Färbung, die an Zahl den Rebellen bedeutend überlegen sind, die Waffen behalten dürfen, ist die Regierung nur dann des Landes sicher, solange sie Redmonds sicher ist, und dieser seine Leute fest in der Hand hat. Des Führers Politik ist nun allerdings derartig festgelegt, daß er aus dem England freundlichen, auf Homerule hinführenden Geleise nicht mehr herauskommt. Aber daß man mit Hinrichtungen und Gefängnisstrafen das wankende Ansehen des ehemaligen Diktators stärken kann, glaubt im Ernste niemand. Redmond und die Seinen, namentlich Dillon, haben auch nichts Eiligeres zu tun gehabt, als aufs leidenschaftlichste gegen das brutale Schrekkensregiment des Generals Maxwell in

Dublin zu protestieren und so ihren Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Um Redmond zu stützen und ihn noch fester an England zu ketten, hat die Regierung nun mit überraschender Wendung beschlossen, das durch den Aufstand eigentlich verwirkte Homerule nun doch in Irland einzuführen. Die Aufständischen sollen durch Todesurteile sehen, daß jeder Versuch, gegen England mit Gewalt vorzugehen, sich selber aufs bitterste rächt. Aber die treugebliebene Mehrheit des Landes soll für ihre Haltung belohnt werden und Homerule sofort, also noch während des Krieges, erhalten. Die Verhandlungen mit den Ulsterprotestanten, an denen vor dem Kriege Homerule scheiterte, werden wieder aufgenommen, und damit wird freilich eine Gefahr wieder heraufbeschworen, an der das gesamte Ausgleichswerk Schiffbruch leiden und das schon arg erschütterte Ansehen Redmonds völlig zerbrechen kann. Der Kern des Problems ist 1916 noch genau derselbe wie 1913: die katholischen Iren wollen — die einen voll lautem Haß völlig, die andern mit schlecht verhüllter Abneigung wenigstens soweit es ohne Aufstand möglich ist — los von England, die protestantischen Iren des Nordens wollen bei England bleiben und lehnen aus religiösen, politischen und wirtschaftlichen Gründen jede engere Gemeinschaft mit den zweifelhaften „Mußreichstreuen" des Südens ab. Solange die Dinge so stehen, gibt es keine Lösung. Im besten Falle läßt sich erreichen — und darauf scheint der Kurs zu steuern — ein gekünsteltes und gequältes Kompromiß. Ulster wird von Irland losgetrennt und bleibt bei England; aber die Verfassung Irlands wird so ausgebaut, daß die getrennten Teile doch zusammenstreben müssen. Man kann das katholische Irland vielleicht finanziell so stellen, daß es doch alles daran setzen muß, um zum eigenen Vorteil das Mißtrauen des reichen Ulster zu besiegen und in die eigene Gemeinschaft zu ziehen, wo Ulster dann den unzuverlässigen Elementen des Südens die Wage halten kann. Ob diese Rechnung gelingen wird, ist mehr als zweifelhaft. Zunächst ist einmal sicher, daß das Homerule-Irland fürs erste auf Ulster verzichten muß, und all die alten Feinde Redmonds haben bereits das Feldgeschrei ausgegeben, daß der einstige Herrscher Irlands nicht nur England in die Hände spielt, sondern auch schließlich noch die irische Erde muttermörderisch zerstückelt; einige von ihnen drohen sogar recht vernehmlich mit einer neuen Erhebung. Der Ausgleich ist allerdings soeben (Ende Juni) sowohl von der Redmondpartei wie von den Ulsterleuten angenommen worden, aber nur unter enormem Druck und im Gegensatz zur katholischen Kirche; noch wird abzuwarten sein, ob es gelingen wird, ihn wirklich durchzuführen. Das Ende vom Liede kann leicht eine weitere Schwächung der Stellung Redmonds sein, die nach allem, was bereits die letzten Jahre abgebrökkelt haben, direkt gefährlich werden kann. Daß die Engländer noch während des Krieges imstande sein werden, die Wehrpflicht einzuführen, oder auch nur ihre Besatzung des unsicheren Landes schwächen können, kann als ausgeschlossen gelten. Asquith mag recht damit haben, daß die Gegner des Aufstandes diesmal zum ersten Male die Mehrheit besaßen; aber irische Aufstandsgegner sind noch längst keine Englandfreunde, und für Englands Stellung im Weltkriege bleibt auch das unterworfene Irland eine ständige Bedrohung. Die todesmutigen Idealisten,

die ohne Maschinengewehre und ohne Artillerie am Ostermontag 1916 gegen England losschlugen, haben das Weltreich nicht sprengen können; aber sie haben seine militärische Stellung empfindlich geschwächt, und nach allen bisherigen Erfahrungen der irischen Geschichte ist mit Sicherheit zu erwarten, daß ihr Todesmut England nur neue Feinde schaffen wird.

Ernst Moritz Arndts deutsche Ziele.

Von Johannes Haußleiter.

Unter den Stimmen, die aus der Zeit der großen Freiheitskriege vor hundert Jahren in den noch größeren und entscheidenderen Kampf der Gegenwart herüberklingen, haben Ernst Moritz Arndts Worte besonderen Anspruch auf ernste Beachtung. Man hat diesen Herold der deutschen Freiheit, den Sänger des deutschen Vaterlandes, den „Deutschesten der Deutschen" genannt. Rudolf Haym pries im Jahre 1860 den eben Geschiedenen als die Verkörperung „deutscher Treue", als die lebendige Summe aller der Eigenschaften, die er selbst den „reinen germanischen Geistern" zuschrieb — der fröhlichen Gutmütigkeit und Frömmigkeit, der kindlichen Unbefangenheit und Natürlichkeit, des feurigen Stolzes auf Wahrheit und Freiheit, der feinherzigen und freimütigen Geradheit und Derbheit — all jenes Unbeschreiblichen, was ein Volk, was das deutsche Volk bezeichnet (Preuß. Jahrbücher 1860, I, S. 512). In sittlichem Kampf mit seiner starken Natur war er der kraftvolle Mann geworden, der sein Vaterland über alles liebte. In der vielleicht einheitlichsten seiner großen Kampfesschriften, in dem Anfang 1813 geschriebenen dritten Teil der Schrift „Geist der Zeit" schreibt er über seinen Entwicklungsgang folgende Worte, die zugleich ein Beispiel seiner edlen und reinen Sprache, seines an Luther gebildeten Stiles sein mögen: „Und es war in mir nicht allein eine unbezwingliche Liebe zu einem spielenden und phantastischen Leben, sondern ich fühlte auch mit allen anderen Sterblichen die gemeine und irdische Seele, die im Blute oder doch tief unter der Brust sitzt und immer ermahnt, von dem kurzen Leben und den vergänglichen Freuden auch mein Scherflein zu nehmen. Diese ermahnte auch mich und erinnerte mich so vieler Vorteile, welche andere hatten, weil sie sich still und geflissen in die Zeit fügten; und sie wußte Entschuldigungen und Beschönigungen genug und bewies mir mehr als einmal, ich sei ein Narr und Wahnwitziger. Und da in mir ein Haß war, der mich unter französischer Herrschaft im deutschen Lande nicht ruhig und geduldig leben ließ, so wies sie mir germanische Länder und Völker, wo ich wohl leben möchte, wo die verwandte Art, Sprache und Sitte und die Biederkeit und Treue der Menschen den Verlust des Vaterlandes, wo ich geboren war, wohl heilen und bessern würden. Und ich gaukelte mir selbst vor, was diese wollüstige und lüsterne Seele sprach, und ich dachte bei mir: Wann es hoffnungslos wird, nimm dich und die Deinigen und zieh über das Meer, wo auch nach dir freie Geschlechter wohnen werden. Und der Zufall fügte, daß ich über das Meer

kam und mehrere Jahre dort lebte (in Schweden 1803—04 und 1807—09), und Menschen und Land gefielen mir sehr wohl, und hätte ich glücklich sein können, wenn ich die Erinnerung des vergangenen Lebens hätte auslöschen können. Aber wenn ich Deutschlands und der deutschen Menschen und der Tiefe der deutschen Sprache und des deutschen Gemütes gedachte, so ward mir immer bis zu Tränen wehmütig um das Herz, und ein sehnsüchtiges Heimweh ergriff mich. Und in dieser Fremde lernte ich zuerst recht, worin das Leben des Menschen besteht, nämlich in seiner Liebe, und lernte ich auch, was das deutsche Volk wert sei, wie geistig, wie treu, wie bieder, wie fromm, und erschien mir der Spiegel seines innersten Gemütes hell aufgedeckt; und erkannte ich auch seine Geschichte, beide, die vergangene und die zukünftige. Denn die Liebe lehret den Menschen alles und ist keine Meisterin außer ihr. Und seit dieser Zeit faßte ich den festen Vorsatz, nimmer in einem anderen Lande zu leben und nach Gottes Willen da zu sterben, wo die Gebeine meiner Väter begraben sind."[1])

In der Tat — die vergangene und die zukünftige Geschichte Deutschlands spiegelt sich in dem bekannten Liede Arndts „Des Deutschen Vaterland", dessen Anfänge auf der Rückreise von Petersburg nach Königsberg entstanden sind, die Arndt zusammen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein im Januar 1813 gemacht hat. Das Erbe der Vergangenheit ist das lose Bündel deutscher Stämme, deren Länder wie Preußenland, Schwabenland, das Land der Schweizer, Tirol und andere reich an mancherlei Vorzügen sind, die aber der geschlossenen Zusammenfassung in ein Reich entbehren. Wer trägt die Schuld? Die Antwort gibt ein später gestrichener Vers, der in der ursprünglichen Fassung des Liedes den vier Schlußstrophen vorausging und so lautete (vgl. Werke, zwölfter Teil, Anmerkungen S. 185):

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Das Vaterland muß größer sein.

Die Zerrissenheit des Reiches wird hier den verräterischen Rheinbundfürsten zur Last gelegt. Die Schlußstrophen blicken in die Zukunft und sind mit wahrhaft prophetischem Geist geschrieben. Nicht nur das Reich wird wieder erstehen, sondern auch das größere Deutschland, „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", tritt in den Gesichtskreis des Dichters. Es ist das Land der Treue und der Liebe, „wo Eide schwört der Druck der Hand", aber auch das Land der inneren Freiheit und der Befreiung von „welschem Tand" — das Land, wo jeder Deutsche Freund heißt. Das Lied klingt aus in das Gebet, Gott vom Himmel möge dareinsehen und uns rechten deutschen Mut geben, daß wir das ganze Deutschland treu und gut lieben. Wer hätte ein zukunftsreicheres Programm aufstellen können, als es das in diesem Liede der Sehnsucht enthaltene ist?

Arndt ist nicht müde geworden, sein deutsches Programm im Jahre 1813 und in den nächsten Jahren in einer großen Zahl von Veröffentlichungen näher zu zeichnen und in bestimmter Fassung

1) Arndts Werke, Auswahl in zwölf Teilen, herausgegeben von August Leffson und Wilhelm Steffens, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Achter Teil, 1913, S. 150f. Alle weiteren Anführungen sind dieser Ausgabe entnommen, wenn kein anderer Fundort angegeben ist.

vorzulegen. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, wie er zu diesem Programm gekommen ist, wiewohl das psychologische und politische Problem große Anziehungskraft besitzt, wie aus dem ursprünglichen Kosmopoliten und schwedisch gesinnten pommerschen Partikularisten ein Deutscher und ein Preuße geworden ist. Arndts Entwicklungsgang hat sein neuester Biograph, Ernst Müsebeck, in einem groß angelegten Werk, von dem das erste Buch „Der junge Arndt. 1769—1815“ vorliegt (Gotha 1914), mit umfassender Sachkenntnis gezeichnet. Uns kommt es jetzt darauf an, die Hauptpunkte des Programms, wie sie in den Schriften aus der Zeit der großen Erhebung hervortreten, im einzelnen auszuführen.

Arndts Vaterlandsliebe suchte das „große Land“, das der „wackere Deutsche“ sein eigen nennen soll. Was verstand er unter dem „wackeren Deutschen“? Die Frage muß zuerst beantwortet werden. Vor Arndts Seele stand ein ganz bestimmtes Bild des echten Deutschen, des Trägers der großen Zukunft Deutschlands. Die beste Antwort gibt der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll“. Arndt hat den Katechismus später in den ersten Teil seiner „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ (Leipzig 1845, S. 229—288; vgl. Werke, Zehnter Teil, 1913, S. 131—162) aufgenommen und gibt dort an, er sei zuerst in Petersburg im Sommer 1812 — Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten —, dann in Königsberg im Winter 1813 und so weiter an mehreren Orten in vielen tausend Exemplaren wieder abgedruckt worden, zuletzt in Köln 1815. Der Katechismus ist im gegenwärtigen Krieg zu neuem Leben erwacht. Eine Reihe von Auflagen oder auch von Bearbeitungen (z. B. von D. Martin Hennig in Hamburg) ist unter unsern Feldgrauen verbreitet.

Der Katechismus von 1813 zerfällt in zwanzig Kapitel, zu denen 1815 nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba „noch ein neues Kapitel“ hinzutrat. Die ersten Kapitel, die sich mit dem Wesen des Menschen überhaupt beschäftigen, legen im Anschluß an die biblische Erzählung den religiösen Grund. Woher kommt das Böse und das Übel, Zwietracht und Krieg? Nicht von Gott, sondern von den Menschen. „Ein Bruder erschlug den andern, und mußte Kain unstet und flüchtig werden, weil Abels Blut von seiner Keule troff.“ Aber nun werden durch Unglück und Not unsere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergessen und nicht in eitler Faulheit und Wollust vergehen. „Denn unsre Unvollkommenheit könnte den ewigen Frieden nicht ertragen; sondern alle Laster der Weichlichkeit und Schande und Feigheit würden in demselben die letzte Tugend der Menschen ausrotten.“ Des Menschen Herrlichkeit besteht darin, daß Gott ihm das Siegel der Majestät und Freiheit auf die Stirn gedrückt hat. Den freien Menschen aber, die Gottes Willen tun, stehen die knechtischen Seelen gegenüber; das schändlichste von allen Lastern ist ein knechtischer Sinn. Das tritt in der Gegenwart zutage, da der Abgrund sich aufgetan hat und ein Ungeheuer geboren ist, dessen Name heißt Napoleon Bonaparte — ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waisen. Ihn haben viele angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und es ist ein Zeichen der Zeit, wie sündlich die Menschen sind, daß sie die Knechtschaft haben Erret-

tung genannt und die Verruchtheit gepriesen als Tugend des Königs. Aber Gott hat den großen Tyrannen verworfen, und sein Übermut wird den gebührenden Lohn finden, wenn die Deutschen der schändlichen Buhlschaft mit dem fremden, dem welschen Wesen entsagt haben. „Denn zum Tand hat Gott den Deutschen nicht geschaffen, noch daß er durch Listen die Herrschaft gewinne, sondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz und Kraft in die Zunge und einen starken Arm." Also soll er sich zur Tat entschließen und sein Vertrauen auf Gott setzen. „Denn der Glaube an Gott tut noch täglich Wunder, und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle." Nur die aus Gott geborene Kraft hilft vorwärts. Aus ihr kommt der Geist der Liebe und der Verträglichkeit für alle Deutschen. „Es sollen einander lieb und wert haben wie Brüder alle, die in deutscher Zunge reden, von der Ostsee bis zu den Alpen und von der Nordsee bis zum Niemenfluß, daß hinfort nicht mehr gehört werde Östreich und Preußen, Baiern und Tirol, Sachsen und Westfalen, sondern Deutschland, deutsche Ehre, deutsche Freiheit, deutsche Tugend der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird."

Arndt brandmarkt in diesen Ausführungen einen der schlimmsten Fehler, der den Deutschen im Blute liegt: die innere Haltlosigkeit, die sich in der Hinneigung zu dem bewunderten Ausland, in der charakterlosen Anpassungsfähigkeit an den Zustand der Knechtschaft offenbart. Mit bitterster Ironie schrieb er hierüber im dritten Teil seiner Schrift „Geist der Zeit" (Werke, Achter Teil, S. 159 f.): „Geht es den Deutschen glücklich und siegreich, so beweisen sie sogleich, Sieg und Glück könne nicht lange bleiben, also herrsche der Wechsel aller irdischen Dinge; geht es ihnen unglücklich und knechtisch, so erinnern sie, welche Tugenden das Unglück entwickele, und wie fromm und demütig die Knechtschaft mache; kurz, für alle Farben und alle Gestalten, für alle Verschiedenheiten und alle Ähnlichkeiten immer Entschuldigungen, Verschönerungen, Beleuchtungen und Ansichten, die bemänteln, erklären, deuteln und drehen, was alle andere Sterbliche als Glück oder Unglück, Tugend oder Laster geradezu segnen oder verfluchen. Ja, kommt der schwarze Teufel aus der Hölle und sagt ihnen: Ich will euer gnädiger Herr und Kaiser von Deutschland sein, sie haben die nächste Stunde einen Stammbaum fertig, worin sie sein Recht zum deutschen Thron und die angeborene Milde und Gerechtigkeit seines Gemütes beweisen, und worin sie dartun, er sei von weißen Eltern geboren, zeige schon weiße Flecke und Streifen an seinem Leibe und werde zur Freude seiner glückseligen Untertanen binnen kurzem ganz weiß sein." Zum Zeichen, wie ernst es ihm mit diesem Hohn und Spott sei, weist dann Arndt auf die blinden deutschen Lobredner Napoleon Bonapartes hin, die in ihm den Heiland der Erde, das Rüstzeug der Vorsehung, den Anführer und Ausführer neuer Herrlichkeiten erblicken wollten — just in dem Manne, der die Deutschen um ihr bestes Gut, um Redlichkeit und Treue und Freiheit zu bringen sich bemühte. Aber der Deutsche scheut sich eben, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und sie beim rechten Namen zu nennen. Ist das heute auch noch der Fall? Wir sind schon wieder in Gefahr, über das wahre Angesicht der Feinde, die sich zu unserm Untergang verschworen hatten, uns zu täu-

schen. Man ist vielfach zu geneigt, die Schuld an dem frevlen Überfall auf einzelne Personen, auf einzelne Staatsmänner abzuwälzen und zu vergessen, daß die einzelnen Rädelsführer machtlos gewesen wären, wenn nicht die feindlichen, neidischen Völker geschlossen hinter ihnen gestanden hätten und noch stünden. Darum müssen wir einen Frieden erkämpfen, der den uns umgebenden feindlichen Völkern die Lust nimmt, uns künftig aufs neue zu überfallen. Bei den kommenden Friedensverhandlungen muß es sich zeigen, daß wir, wie der Reichskanzler gesagt hat, die „Sentimentalität" wirklich verlernt haben.

Arndt sah die Dinge, wie sie waren. Er nannte einen Krieg, der nicht für Vaterland und Recht und Freiheit geführt wird, den größten Greuel. „Wie Stürme und Vulkane und wilde Bergströme in der Natur, so ist der Krieg eine gewaltige und fürchterliche Erschütterung und Umkehrung des menschlichen Lebens" (Kurzer Katechismus, zwölftes Kapitel — Werke, Zehnter Teil, S. 125). Zu verhindern, daß in der ungeheuren Aufregung des Krieges alle Schranken durchbrochen werden, ist strenge Zucht und unverbrüchlicher Gehorsam der Kriegsleute notwendig. Der ganze zweite Teil des Soldatenkatechismus beschäftigt sich mit dem warmen Preise der Tugenden, die der deutsche Kriegs- und Wehrmann bewähren soll. Der Soldat soll vor allen Dingen ein Christ sein; er soll es tief in seinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und seinem Schicksal ein heiliges Wesen waltet, das zu seiner Zeit einem jeglichen geben wird, was seine Taten verdient haben. Nur ein frommer Sinn und die Zuversicht auf Gott mögen den Mut und die Kraft immer aufrecht erhalten, daß sie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern. Gott und die Liebe zum Vaterland überwinden alles und ist auch der Tod ein Nichts vor ihnen. Deutschland hofft auf seine Kinder; es hofft, ja es fleht, daß sie so uralten Ruhm, so heiligen Namen, so ehrwürdige Erinnerungen, als auf diesem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen lassen. Aber nur durch redliche, freie, ehrenfeste Männer wird das Vaterland gerettet werden. Darum muß Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrsucht, Geiz und Wollust fern sein von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit streitet. „Auf denn, deutscher Mann! auf mit der Freiheit und Treue gegen die Knechtschaft und Lüge, und Gott wird mit dir sein und deine Fahnen mit Sieg und Wonne segnen!"

Schon der „kurze Katechismus" vom Jahre 1812 war mit einem Anhang von Liedern ausgestattet, die geeignet waren, den Eindruck der vorausgehenden Ausführungen zu sammeln und zu steigern. Der erweiterte Soldatenkatechismus brachte eine noch vermehrte Zahl, darunter „Des Deutschen Vaterland" und zum Schluß die beiden während der schwülen Zeit des Waffenstillstandes im Sommer 1813 gedichteten bedeutsamen Lieder, das Lied: „Deutsches Herz, verzage nicht, Tu, was dein Gewissen spricht, Dieser Strahl des Himmelslichts, Tue recht und fürchte nichts" usw., und das in Form von Frage und Antwort verlaufende kernige Lied: „Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut — Wer glauben kann inbrünstig, wahr und frei — Wer lieben kann von Herzen fromm und warm — Dies ist der Mann, der streiten kann für Weib und liebes Kind, Der sterben kann für Freiheit, Pflicht und Recht, Der sterben kann für Gott und Vaterland." Müse-

beck urteilt mit Recht von diesem Lied, es bilde eine schöne Harmonie von tiefem Gottvertrauen und hingebender Vaterlandsliebe, von religiöser Demut und sittlichem Mute; damit aber treffe es den Kern des Soldatenkatechismus, und mit ihm sei diese Gesinnung hinübergegangen in die Herzen der Freiheitskrieger (S. 440).

Arndts Soldatenkatechismus war bestimmt, der Gegenwart zu dienen, und er erfüllte in vollem Maße die Aufgabe, die deutschen Krieger, die in den schweren Kampf mit dem von vielen für unüberwindlich gehaltenen Napoleon zogen, mit hoher Gesinnung und mannhaftem Mute auszurüsten. Andere Schriften Arndts aus der Zeit des Entscheidungskampfes beschäftigten sich mit den zahllosen Problemen der Zukunft. Es war ja in dem zerrissenen, durch den Rheinbund gespaltenen, kaiserlosen Deutschland nach erkämpftem Frieden so gut wie alles neu zu gestalten. Wie dachte sich ein Mann wie Arndt die künftige Verfassung des deutschen Volkes, den inneren Ausbau der Verhältnisse innerhalb der einzelnen Staaten? Welche Verbesserung der deutschen Landesgrenzen erhoffte er von dem künftigen Frieden?

Was die Neuordnung der inneren Verhältnisse betrifft, so zeichnen Schriften wie der dritte Teil des „Geistes der Zeit" vom Jahre 1813 und wie der im März 1814 veröffentlichte Entwurf „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" (wieder abgedruckt im zweiten Teil der Schriften Arndts für und an seine lieben Deutschen, Leipzig 1845, S. 67—134; Werke, Elfter Teil, 1913, S. 83—130) im großen und ganzen das gleiche Programm. „Wir nehmen an — schreibt er im „Geist der Zeit": (Werke, Achter Teil, S. 142 ff.) —, Deutschland erwählt und erkennt wieder einen Kaiser aus seinen eigenen Fürsten. Diesem Herrn wird eine viel größere Majestät und Gewalt gegeben, als die Kaiser in den letzten Jahrhunderten gehabt haben. Er ist der Oberrichter und Oberfeldherr in einem viel weiteren Sinne, als die späteren Kaiser es gewesen sind. Die Fürsten bleiben Regierer ihrer Lande, auch die Feldherren ihrer Heeresmacht; doch schwört das Heer zuerst dem Kaiser und Reiche und dann ihnen." Weitere Punkte des Programmes sind: Neubegründung des deutschen Reichstages, in dem alle drei Jahre der Kaiser und sämtliche Fürsten erscheinen; Einrichtung öffentlicher Spiele je alle drei oder fünf Jahre; Einführung e i n e r Münze, e i n e s Maßes und Gewichtes in ganz Deutschland unter Aufhebung der inneren Land- und Stromzölle, Geleit- und Durchzugsgelder und anderer dem Gemeinen schädlicher Plackereien, welche ebenso verhaßt als drückend sind; alljährliche Bereisung des Landes durch „kaiserliche Großboten" (Missi Regii — in Erinnerung an die missi dominici Karls des Großen); Einsetzung eines allgemeinen deutschen Oberreichsgerichtes für alle Lande; Rechtsprechung durch Schwurgerichte („es ist Grundsatz, daß jeder deutsche Mann von seinesgleichen gerichtet wird, die Geschworenen sind ein Sproß altgermanischer Freiheit", a. a. O. S. 145); innige Verbindung des heiligen richterlichen Amtes, als welches ein höchstes Amt von Gott im Himmel ist, mit der Religion; die unbeschränkteste Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann („Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menschlichen Geistes immer nebeneinander" — Werke, Elfter Teil, S. 99) usw.

Arndt wünschte für Deutschland eine g e s e t z l i c h e Monarchie, keine des-

potische. „Jede Landschaft entscheidet und regiert ihre Angelegenheiten nach alter deutscher Weise durch Landstände, welche aus dem Adel, den Prälaten, den Landleuten und Bauern und den Bürgern bestehen. Aus diesen Landständen werden wieder einzelne Boten gewählt zu großen und allgemeinen Reichstagen, wo über die Geschäfte des ganzen Reiches beratschlagt wird. Ob dieser engere Ausschuß der einzelnen Landschaften aus den genannten vier Ständen oder aus zwei aus ihnen zusammengesetzten Kammern, die einander bearbeiten und gegenwiegen, bestehen soll, das wird der Rat und die Weisheit der Besten, der Wille und die Notwendigkeit der Zeit und die Neigung und Eigentümlichkeit des Volkes entscheiden" (Werke, Achter Teil, S. 148).

Die letzten Ausführungen zeigen, wie eng Arndts Verfassungsentwurf bei aller Betonung des notwendigen freiheitlichen Fortschrittes sich an die gegebenen, geschichtlich gewordenen Formen der deutschen Volkszustände angeschlossen hat. Er hatte innerlich den Zauberbann durchbrochen, den das Schlagwort der „sogenannten allgemeinen papiernen und metaphysischen Gesetze" (S. 143) auf so viele Gemüter ausübte. Gewiß, es hatte eine Zeit gegeben, in der ihn Rousseaus blendende, aber im Grunde geschichtslose Gedanken stark bewegt hatten; und die durch Europa sich wälzende Woge der Freiheits- und Gleichheitsgedanken der Französischen Revolution, die in der Theorie so bezaubernd klangen, hatte auch ihn berührt. Nun war der welsche Einfluß überwunden. Arndt hatte sich viel zu fest auf den geschichtlichen Boden des deutschen Volkstums gestellt, als daß er nicht die schwere Gefahr einer sinnlosen Gleichmacherei erkannt hätte. In der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" weist er auf diese Gefahr durch ein treffendes Gleichnis hin. „Es wohnt in der Seele des geistigen Menschen gewiß irgendein Bild des schönsten und anmutigsten Hauses, dessen Gestalt die vollkommenste sein muß. Wie aber, wenn der Mensch diese Gestalt nun allenthalben aus sich erschüfe und hinstellte? Wenn er am Senegal (in Nordwestafrika) und Ob (in Sibirien), in Messina und Drontheim, in London und Kairo immer dieselbe Art Häuser bauete? Wehe ihren armen Bewohnern! Die einen würden vor Hitze, die andern vor Kälte umkommen, die dritten von Schnee und Regen leiden, die vierten vielleicht würden sich vor Gewürm und Ungeziefer nicht zu lassen wissen... Nicht anders ist es mit Gesetzen und Verfassungen: nicht das Vollkommenste und Geistigste, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innersten Gemüte steht, muß der Gesetzgeber immer machen wollen, sondern das Beste und Vollkommenste, was nach der Lage, den Verhältnissen und Bedürfnissen des gegebenen Landes, nach der Bildung, den Trieben und Neigungen des gegebenen Volkes werden und bestehen kann" (Werke, Elfter Teil, S. 97 f.). Der Aufbau eines Staatswesens muß tief im Grund und Boden des Volkstums feste Fundamente haben. Es gilt, das Geistige und Leichte an das Irdische und Schwere zu hängen; tut man dies nicht, so bläst der erste Wind das zu dünne und zu geistige Gespinst um. Arndt forderte, daß das Besondere und Eigentümliche in jeder Landschaft und in jedem Gebiete bleiben müsse; denn Eigentümlichkeiten und Örtlichkeiten seien die tiefste und festeste Wurzel aller Freiheit; wer sie ausrotte und

sogenannte allgemeine papierne und metaphysische Gesetze gebe, rotte die Freiheit selbst aus. Er war überzeugt, daß durch deutsche Gesinnung und Sprache, die jetzt wieder lebendig würden, und durch die großen Reichstage und andere löbliche Einrichtungen schon ein allgemeiner Geist erwachen werde, unter dem das Besondere glücklich bestehen könne („Geist der Zeit" III; Werke, Achter Teil, S. 143).

Mit besonderer Liebe verweilte Arndt bei der Zeichnung der Maßnahmen, die zur Erhaltung und Neubildung eines kräftigen und tüchtigen Bauernstandes notwendig erschienen. Schon im Jahre 1803 war er in der tapferen Schrift: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" für die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einstellung des Bauernlegens aufgetreten. Aber immer wieder kam er auf das Problem zurück, in dessen Lösung für ihn die Zukunft der sozialen Entwicklung der Völker begründet lag. In der Schrift: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" (Werke, Elfter Teil, S. 115 und S. 112) lesen wir: „Die Erde und die Geschäfte, welche sich zunächst und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, sind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Festen und Ewigen; sie sind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengesetzt, was das Leben der Städte und der städtischen Gewerbe ist .... Der Bauer im weitesten Sinn des Wortes, d. h. jeder Mann, der eigenen Grundbesitz hat, ist des Vaterlandes erster Sohn. Im Bauernstand wohnt die ursprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, die Treue und Redlichkeit der Gesinnung, der Mut und die Ausdauer. Wer also ein festes und glorreiches Vaterland will, der macht festen Besitz und feste Bauern." Darum hat der Staat vor allen Dingen darauf zu sehen, daß der Bauernstand nicht durch Anhäufung zu großen Landbesitzes in einzelnen Familien oder durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbesitzer ausarte oder untergehe. Durch Ackergesetze muß wenigstens die Hälfte aller Grundstücke für feste und unveränderliche Verhältnisse gebunden werden. Wie der Besitz des Edelmanns Majorat sein muß, so sind auch für den kleinen Bauern Majorate oder Bauerlehen zu gründen, die unveräußerlich und unteilbar sind und immer nur von **einem** Glied der Familie besessen werden, das den übrigen Geschwistern eine bestimmte Abfindung und Ausstattung zu geben hat. In den Landschaften, wo der Bauern mit eigentümlichem Besitz unverhältnismäßig wenig sind, ließen sie sich erschaffen durch Zerstückelung der Staatsgüter oder sogenannten Herrengüter (Domänen).

Man sieht, wie ernst schon Arndt die Aufgabe der inneren Kolonisation ins Auge gefaßt hat, die heute wieder zu verstärkter Bedeutung gekommen ist und zu der Begründung von Kriegerheimstätten führen soll. Im übrigen sind die meisten seiner Vorschläge für den inneren Ausbau der deutschen Verhältnisse, die er selbst für Träume erklärte, die vielleicht immer Träume bleiben würden, durch die Arbeit eines Jahrhunderts, vor allem durch die Aufrichtung und den Ausbau des Deutschen Reiches im Jahre 1871 zur Verwirklichung gelangt. Wir haben Kaiser und Reich. Wir haben einen Reichstag, der, wenn auch ganz anders zusammengesetzt, als Arndt sich den Deutschen Reichstag dachte, doch in der Stunde der Gefahr im August 1914 sich auf der Höhe seines Berufes gezeigt hat. Es wäre aber nicht im Sinne

Arndts, wenn man vergäße, daß eine so grundlegende Bestimmung unserer Reichsverfassung, wie z. B. das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, das Ideal der Demokratie nach dem Grundsatz der Volkssouveränität, nicht auf deutschem Boden gewachsen ist, sondern der von Rousseau'schem Geiste beherrschten französischen Verfassung vom Jahre 1793 entstammt, aus der es durch bestimmt nachweisbare Mittelglieder (Verfassung des Deutschen Reiches von 1849 und Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1869) in unsere jetzige Reichsverfassung gekommen ist. Der für das Empfinden der Massen unantastbare Zauber, der dieses Wahlrecht umgibt, zeigt, wie stark eine Hervorbringung des französischen Geistes das deutsche Wesen beeinflußt hat, das wahrlich in sich selbst genug staatsbildende Kraft trägt, um einer so bedenklichen Anleihe von außen her entraten zu können. Es ist hier nicht der Ort auszuführen, wie ein freies, organisch aus der Geschichte des deutschen Volkes hervorgewachsenes Wahlrecht beschaffen sein müßte. Wohl aber muß daran erinnert werden, daß Arndt immer wieder die ganze Macht seiner Beredsamkeit und den ganzen Eifer seiner heißen Liebe zum deutschen Volke aufgeboten hat, um vor der großen Gefahr zu warnen, die in unserer Hinneigung zu welschem Wesen, insonderheit in der Vorliebe für französische Sitte, Mode und Sprache besteht. Eine der Abhandlungen, aus denen der vierte Teil der Schrift „Geist der Zeit" (zuerst 1818 erschienen) zusammengesetzt ist, trägt die Überschrift: „Über deutsche Art und über das Welschtum bei uns." Da lesen wir: „Bei uns ist das Eigentümliche im äußeren Leben so verwischt, so mit fremden Farben übertüncht und überkleckst, so mit fremden Weisen und Gestalten verkleidet und verlarvt, daß unser inneres Leben, wie geistig und idealisch es auch sein mag, doch nie etwas Großeigentümliches, etwas in Freude und Schönheit der Gestalt Echtdeutsches werden kann, bis diese fremdartige, welsche Gleisnerei und Ziererei aus unsern Weisen und Sitten verbannt ist. ... Wenn ich sehe, daß wir durch Nachäffung welscher Zierlichkeit, Feinheit und Geschliffenheit zu matten und langweiligen Affen werden, die das Bewußtsein ihrer eigenen Tüchtigkeit und Herrlichkeit darüber verlieren, wenn ich sehe, daß der englische Übermut und die englische Sprödigkeit uns für das Leben nur noch unbehilflicher und unliebenswürdiger und unmitteilender macht, uns aber von dem Stolz und dem Trotz auf Freiheit und Recht nichts gibt, was als ein innerer, fester Kern der Tugend unter der herben englischen Hülle liegt, so hasse ich in meinem und meines Volkes Namen eine Erziehung und Gewöhnung, welche uns weder zu leichten und liebenswürdigen Franzosen noch zu stolzen und aufrechtgehenden Engländern, sondern höchstens zu traurigen und lächerlichen Halblingen beider machen kann, zu Dingern, die keinem Volke angehören und keiner Welt angehören sollten" (Werke, Neunter Teil, 1913, S. 135 und 138). Das Französische charakterisierte Arndt als „eine leichte, flatternde, tändelnde, in ewigen Halbschatten zwischen Licht und Nacht, Lüge und Wahrheit hin und her zitternde, schwebende und spielende Sprache" — gut genug für Handelsleute, welche flüchtige Weltleute sind, und für Diplomaten, die mit leichten Künsten spielen müssen, aber fremdartig und feindselig dem deutschen Wesen.

„Die Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmut verzieren, wird unserer Sprache gottlob! tausendmal schwerer, als es der französischen ist" (S. 153, 141, 155).

Mit der Mahnung an die Deutschen, sich innerlich von dem Bann des französischen Wesens loszulösen, verband Arndt die ernste politische Forderung, nicht eher mit Frankreich Frieden zu schließen, als bis feste, sichere Grenzen gegen die unruhigen Nachbarn gewonnen seien. Was er unter diesen Grenzen verstand, entwickelte er in einer seiner bedeutsamsten Schriften, die den Titel führte: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" (Werke, Elfter Teil, S. 37—82). Kurz vor Weihnachten 1813 kam die Schrift heraus; unmittelbar nach dem Übergang der verbündeten Heere über den Rhein las man sie in den Hauptquartieren. Schon der Titel der Schrift wendet sich gegen die anmaßende Behauptung der Franzosen, die immer noch in den Köpfen unserer Gegner spukt, der Rhein sei Frankreichs Naturgrenze. „Ich meine mit der Überschrift," schreibt er (S. 44), „die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen deutsch sein, wie sie sonst waren; die entwendeten Lande und Menschen müssen dem Vaterlande wiedererobert werden. Ohne den Rhein kann die deutsche Freiheit nicht bestehen." Vier Zeugen sind es, die Arndt für seine Meinung aufruft: das Recht, die Politik, die Ehre und die Treue des deutschen Namens. Die deutsche Grenze gegen Frankreich soll gehen in gerader Linie von Dünkerken (Dünkirchen) über Mons und Luxemburg nach Saarlouis, dann dem Laufe der Saar und dem Zuge der Vogesen bis Mömpelgard folgen und von da sich auf die Rheinbucht bei Basel ziehen. Die herrlichen Lande um den Rhein, die Mosel, die Maas und die Schelde sind ursprünglich und uralt Lande deutscher Zunge, erst seit dem Dreißigjährigen Krieg, seit Ludwig XIV. und dem französischen Revolutionskrieg der deutschen Freiheit und dem vaterländischen Stamm entrissen. „Wir haben sie zu leicht verloren und zu leichtsinnig aufgegeben, weil wir ihren Wert und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Besitzes nicht kannten" (S. 55). Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein alles Gleichgewicht aufhebendes Übergewicht über Deutschland, sondern auch über das übrige Europa (S. 57). Die Ehre sagt aus und vermahnt also: „Ihr müßt das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen... Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung" (S. 62 f.).

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 erfüllte leider die berechtigten Wünsche nicht, welche die Vaterlandsfreunde in bezug auf die notwendige Berichtigung der französischen Grenze hegten. Bevor der Wiener Kongreß zusammentrat, der sich mit der Neuordnung der deutschen Angelegenheiten befassen sollte, erhob Arndt aufs neue seine Stimme in der anonymen Schrift: „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß. Von X. Y. Z." 1814, 186 Seiten. Daß er der Verfasser sei, hat Arndt später (1821) selbst bekannt. Das vorletzte Kapitel hat die Überschrift: „Das po-

litische Testament jedes Deutschen" (S. 182—185). Wenn man jetzt nach hundert Jahren das Kapitel liest, staunt man über die prophetische Voraussicht, die sich hier kundgibt. Im Anschluß an das Wort des älteren Cato über Karthago formte Arndt den Satz: Ich stimme dafür, jeder Deutsche muß sich vor den Franzosen in acht nehmen. Aus diesem Satze entwickelte er folgende Gebote für den deutschen Menschen:

„1. Halte sie für deine Feinde und traue ihnen nicht.

2. Übe dich in den Waffen und sei auf Gefahren gerüstet, so werden die Gefahren dir nichts anhaben.

3. Sei einträchtig und binde dich in Liebe mit allen deinen deutschen Brüdern, damit du gewaltig und mächtig gegen ihnen [so!] stehen und, wenn sie nicht ruhig sein wollen, zum zweitenmal nach Paris kommen kannst.

4. Verbanne aus deiner Gesellschaft, deiner Sprache und deiner Sitte alles Welsche und Französische als eine giftige Pest deines Volkes, und übe in Erziehung und Leben das Eigentümliche und Deutsche.

5. Endlich vertraue Gott, der dich wunderbarlich befreit hat, der deinen Kriegern den gewaltigen Geist gegeben hat, welcher die Macht deiner Feinde zerbrach.

Dies alles tue selbst und lehre es deinen Kindern und Kindeskindern, daß sie es immer im Herzen behalten. Vor allen aber führe ihnen das Sprichwort: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben zu Gemüte. In politischer Hinsicht ist vieles aufgeschoben worden, was jetzt hätte abgemacht werden können, wir müssen aber mit dem alten Cato sagen und immer wieder sagen: Es ist nicht aufgehoben. Vor den Franzosen werden wir keine Ruhe haben, weder wir noch unsere Kinder, bis wir sie durchaus bändigen können, bis sie Frieden halten müssen aus Furcht. Bändigen aber können wir sie erst dann, wann wir in festen Grenzen gegen ihnen [so!] liegen. Also, deutscher Vater und Lehrer, dies lehre deinem Sohn und Zögling und laß es ihn als das politische Testament jedes Deutschen wieder den Enkeln überliefern:

1. Deutschland hat seine gebührlichen vormaligen Grenzen gegen Frankreich noch nicht wieder, von der Wiedererlangung dieser Grenzen darf der Deutsche aber nimmer ablassen, sondern er muß den Gedanken daran von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Diese Grenze läuft von Dünkerken gegen Osten auf dem Kamm der Ardennen und des Wasgau fort bis Basel an den Rhein: das Elsaß, Deutschlothringen mit Metz, Luxemburg mit seinen von den Franzosen abgerissenen drei Außenwerken (Diedenhofen, Longwy und Montmedy) fallen in diese Grenze hinein, welche zu gleicher Zeit die deutsche und flamländische Sprache von der französischen scheidet.

2. Deutschlands beide Basteien, Holland (d. h. Belgien und die Niederlande) und die Schweiz, einst seine Landschaften und durch traurige Händel vom Reiche getrennt, müssen wieder mit dem großen germanischen Bunde verknüpft werden. Deutschland kann es unmöglich dulden, daß diese Lande, die ihm als Torhüter seiner Grenzen gehören sollten, sich an fremde Mächte hängen oder unter den Fahnen fremder Mächte wohl gar gegen Deutschland fechten."

Weder die Abmachungen des Wiener Kongresses noch die Bestimmungen des zweiten Pariser Friedens vom 20. November 1815 haben Arndts politisches Testament verwirklicht. „Der große

Augenblick, da das seit Richelieu so unnatürlich verrenkte Gleichgewicht Europas wiederhergestellt und den Deutschen ihr altes Erbteil zurückgegeben werden konnte, ward versäumt, weil alle Mächte des Ostens und Westens sich begegneten in dem Entschlusse, die Mitte des Weltteils beständig niederzuhalten" (Treitschke). Wie ein Scheinwerfer, der sein grelles Licht in weite Ferne schickt, erschien schon damals die entente cordiale zwischen England und Frankreich im Gegensatz zu Preußen auf der Bildfläche, die ein Jahrhundert später den Weltkrieg entfesselt hat. Arndts Mut und Zuversicht für die Zukunft blieb trotz den Enttäuschungen, die der Friedensschluß brachte, ungebrochen. In Briefen an seinen Freund Georg Andreas Reimer äußerte er, daß der Friede mit den Franzosen nur ein Waffenstillstand sei; die Welt müsse ja provisorisch leben und jeder auf seine Weise sich ans Provisorium gewöhnen. Doch sei ihm für die Deutschen nicht bange; sie wissen nun wie Simson das Geheimnis ihrer Stärke und schlagen allenfalls mit Eselskinnbacken tot, die keine Löwen sind (Arndt, ein Lebensbild in Briefen, von H. Meisner und R. Geerds, Berlin 1898, S. 131 u. 135). Ein Mann wie der Franzose Talleyrand, der verschlagene Vertreter Frankreichs auf dem Wiener Kongreß, war freilich kein Löwe. Es ist erfrischend zu lesen, in welchen Farben das Bild dieses schlauen Fuchses sich noch dem mehr als siebzigjährigen Arndt darstellte; er nennt ihn einen Mephistopheles mit ausgewaschenem, abgeblasenem Gesicht, der mit leisen Katzenfüßen und freundlichen Gebärden die Gutmütigen und Ahnungslosen in sein Netz zog („Talleyrand" 1842 — Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen, Dritter Teil, Leipzig 1845, S. 345 bis 382; der Artikel ist in die „Auswahl in zwölf Teilen" nicht mitaufgenommen). Immer noch war im Herzen des alten Kämpfers der Schmerz lebendig über das, was 1815 versäumt worden war. „Als im Sommer 1815 der gewaltige Sieg erfochten war, standen da nicht gegen das Ende des Julius 600 000 Deutsche von der Rhone bis zum Rhein und zur Maas wohlgerüstet und bewaffnet in Frankreich und Belgien? und wie viele Engländer und Russen? 30 000 Engländer und 40 000 Russen. Und die Deutschen zogen ab und nahmen nicht wieder ihre alten Grenzen am Jura und den Ardennen und ließen die ganze durch ihr bestes Blut wiedereroberte Nordsee, die ihnen zum Zeichen und jetzt fast zum Schimpf seit langen Jahrhunderten auch die Deutsche See heißt, mit den deutschen Küsten und Strömen, ließen ihr Land und ihr Volk von den Neidern und Feinden sich wieder abspielen und abzetteln" (S. 369 f.)

Noch zweimal drückte die belgische Frage dem unermüdlichen Vaterlandsfreund die Feder in die Hand. Als im Jahre 1830 Belgien von den Niederlanden sich losriß und französische Stimmen offen die Einverleibung Belgiens in Frankreich forderten, trat Arndt gegen diese unberechtigten Ansprüche auf in dem Büchlein „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande" 1831 (Schriften für und an seine lieben Deutschen, Dritter Teil, Leipzig 1845, S. 67—130). Er konnte mit dem Ausdruck der traurigen Freude beginnen, nun zeige es sich, daß er mit den Forderungen in den Jahren 1813 bis 1815 recht gehabt habe. Die Schrift fand den vollsten Beifall des Freiherrn vom Stein, der am 29. März 1831 an Arndt schrieb: „Vortrefflich, herrlich! Da tönt der Schlachtenruf, das Triumphlied des alten Skalden — kräftig, ge-

schichtlich wahr, belebend, aufregend" (Arndt, Lebensbild in Briefen, S. 301, Vorbemerkung). Und noch einmal, 1834, in der Schrift „Belgien und was daran hangt", protestierte Arndt gegen die Nichtbeachtung der deutschen Interessen in der Regelung der belgischen Angelegenheit. Er konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß alle entfremdeten deutschen Reichsgebiete sich einst wieder mit dem Mutterlande vereinigen würden (a. a. O. Dritter Teil, S.131—240; abgedruckt in den Werken, Auswahl in zwölf Teilen, Zwölfter Teil, S. 7—83). Arndt besaß in der Tat eine mens provida futuri, eine Art Natursinn, der das Kommende ahnte, wie er sich in einem höchst merkwürdigen Brief an den damaligen Kurator der Universität Bonn, Moritz August von Bethmann Hollweg, den Großvater des Reichskanzlers, ausdrückte (Frankfurt a. M., 12. Weinmonds 1848; vgl. Lebensbild in Briefen S. 454). Er sprach die volle Hoffnung aus, daß die Tagesmeinung der Einheit des großen deutschen Vaterlandes, wenngleich mit manchen Wechseln und auch vielleicht fürchterlichen Erschütterungen, endlich mehr und mehr durchschlagen und ein starkes und auch ein herrliches Deutschland schaffen werde. Daß nur Preußen die Macht zu solcher Bildung habe, stand ihm seit der Zeit der Freiheitskriege fest.

Arndts deutsche Ziele, die wir uns in kurzen Umrissen vergegenwärtigt haben, sind, was unsere inneren Verhältnisse betrifft, zum großen Teil erfüllt. Die Zukunft wird lehren, ob sie auch, was die zu unserer Sicherung notwendigen Landesgrenzen im Westen und Osten angeht, in der unsrer jetzigen Lage entsprechenden Form in Erfüllung gehen werden. Arndts Kampf war gegen den Zwingherrn der Länder, gegen Napoleon, gerichtet; unser Kampf geht gegen den Zwingherrn der Meere, gegen England, gegen das wir die Freiheit der Meere für alle Welt erkämpfen müssen. Beachtet man diesen Unterschied, so gelten heute noch die Verse, die Arndt unter dem Titel „Lug ins Leben" aus seinem „Nachtwächterhäuschen in Reichenbach" in Schlesien während des Waffenstillstandes 1813 schrieb. Er wohnte dort anfangs in einem schlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer und mußte überdies dies Quartier gegen einen russischen Oberst, der ihn verdrängen wollte, und dann gegen einen Kosakenmajor behaupten. Da schrieb er in einem langen Rückblick auf sein ganzes Leben die Verse:

Jetzt, nach traurigem Schlaf, der trübliche Jahre verdämmert,
Weckte in Wetter und Sturm Gott der Gewaltige uns;
Daß wir wieder gedächten der glorreichen Ehren der Väter,
Hob sich ein wilder Tyrann, Geißel des Himmels, empor.
Wütend hat er die Völker von Kriegen zu Kriegen getrieben:
Mischend den höllischen Trug schlau mit dem himmlischen Schein,
Hat er die Menschensitze, die Menschengedanken erschüttert,
Bis aus dem wüsten Gewirr herrliche Freiheit erblüht.
Ja, sie wird blühen, so klingt's von Gott mir innerst im Busen,
Liegen im Staube wird bald Lügen und Lügengezücht,
Stehen wird wieder Germaniens Kraft in Ehren und Waffen,
Wann mit dem modernden Schutt weichliche Schande versank.
Rollt denn, ihr Räder, die weiter mich tragt, und flattert, ihr Segel!
Glaube und Liebe sind mit, Zorn fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit schwebt wie ein Engel
Schwingend den leuchtenden Kranz, über der staubigen Bahn.[2])

2) Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Vollständige Sammlung, zweite Auflage, Berlin 1865. S. 255ff., Strophe 34—36 und 51; vgl. auch Werke, Erster Teil, S. 142ff.

Nachrichten und Mitteilungen.

Bericht des Kurländischen Konsistoriums an das Generalkonsistorium in St. Petersburg vom 7. November 1906.

An
Ein Hochwürdiges Evangelisch-Lutherisches Generalkonsistorium
zu
St. Petersburg.

Mittels Befehles vom 20. März 1906 sub Nr. 409 wurde das Kurländische Konsistorium beauftragt:

I. eine orientierende Darstellung der gegenwärtig in Kurland bestehenden Kirchengemeindeordnung einzusenden;

II. zu berichten, in welcher Weise sich zur Zeit für die Landgemeinden und gemischten Land- und Stadtgemeinden die Predigerwahlen vollziehen und die Lasten zum Unterhalt des Kirchenwesens verteilen;

III. die Mängel der gegenwärtigen Kirchenverfassung anzugeben und Vorschläge für eine Reorganisation derselben zu machen, auch Reformprojekte, die von beachtenswerter Seite ausgehen sollten, anzufügen.

Bemüht, diesem Befehle nach Möglichkeit zu entsprechen, hat das Kurländische Konsistorium zu den gestellten Fragen folgendes anzuführen die Ehre:

I. Gemeindeordnung.

Von einer gegenwärtigen Kirchengemeindeordnung kann für Kurland eigentlich kaum die Rede sein, die einzigen Anklänge an eine solche finden sich in den zur Beratung und Beschlußfassung über kirchliche Interessen stattfindenden Kirchspielversammlungen der Patrone und in dem Vorhandensein von Kirchenvorstehern und Bauerkirchenvormündern, die in dem ihnen durch das Kirchengesetz und bzw. das vom Generalkonsistorio am 28. September 1863 genehmigte Reglement zugewiesenen Wirkungskreise gewissermaßen als Gemeindeorgane sich zu betätigen haben. Diese gesetzlichen Bestimmungen haben bei der Einführung der Polizei- und Justizreorganisation eine Änderung nur dahin erfahren, daß an die Stelle der vormaligen Hauptleute als Kronskirchenvorsteher die Kreisadelsmarschälle getreten sind und für diejenigen Kirchen, an denen vormals die Oberhauptleute das Amt eines Kronskirchenvorstehers bekleideten, eine Ernennung durch das Oberkirchenvorsteheramt stattfindet.

Conf. art. 17 des am 9. Juni 1888 Allerh. bestätigten Reichsratgutachtens und Pkt. 12 der Beilage zum art. 3 des am 9. Juli 1889 Allerh. bestätigten Reichsratgutachtens.

Das Institut der Kirchenvormünder, behandelt in den §§ 90 u.f.f. des obenbesagten Reglements, ist von der neueren Gesetzgebung derart nicht berührt worden, infolge aber des durchgeführten Gesindeverkaufes wird die gesetzlich von den besitzlichen Gliedern der Gemeinde auszuübende Wahl gegenwärtig nicht mehr vom Gutsherrn, sondern von den Gesindebesitzern vollzogen.

Erwähnung zu geschehen hätte schließlich der Kircheninspektionen, die zu Mitau, Goldingen, Windau und Bauske bestanden, für die erstgenannten Orte aber durch das oben zitierte Reichsratgutachten von 1888 aufgehoben, für Windau und Bauske dagegen aufzuheben vergessen worden sind.

II. Predigerwahl und Kirchenlasten.

a) Predigerwahl.

Sämtliche hier in Frage kommenden Kirchen sind ihrem Ursprunge und seither bewahrten Charakter nach Patronatskirchen. Die Patronatsrechte in Kurland sind nirgends persönlicher Natur, sondern überall dingliche Rechte, die an den mit Kirchenlasten beschwerten Krons- und Privatgütern haften.

Es ergibt sich dies von selbst aus der ganzen Entwicklung, die das Kirchenwesen hier genommen hat, und ist von der Gesetzgebung wiederholt anerkannt worden.

Die Wahl der Pastore wird demnach, wo Privatpatronate bestehen, von den Besitzern

---

Anm. der Redaktion. Zur Einführung in den Inhalt dieses amtlichen Berichts über die Kirche Kurlands und zu vollem Verständnis mancher Einzelheiten darin sei auf die Mitteilung im Februarheft Sp. 636 ff. und auch auf die Abhandlung „Die Agrar- und Verfassungsverhältnisse Kurlands" im Januarheft dieses Jahres verwiesen. Der Bericht ist mit wenigen unwesentlichen Auslassungen abgedruckt.

der betreffenden Privatgüter vollzogen, während das landesherrliche Patronatsrecht für die Kronsgüter in den ausschließlich aus Kronsbesitzlichkeiten zusammengesetzten Kirchspielen vom Kurländischen Konsistorio und in den sogenannten gemischten Kirchspielen von den betreffenden Kronskirchenvorstehern ausgeübt wird.

An einigen Orten, und zwar zu Goldingen, Hasenpoth und Windau und bezüglich der deutschen Pfarre in Tuckum, nahmen die Städte, wenn auch in geringem Maße, an den Lasten für die Kirchspielskirchen teil und besitzen auf Grund dessen ein Kompatronatsrecht, das ihnen bei der Wahl des Pastors eine Stimme verlieh. Dieses Stimmrecht ist ihnen jedoch aus unerfindlichen Gründen durch das am 9. Juli 1889 Allerh. bestätigte Reichsratgutachten genommen und dem Kurländischen Konsistorio zugewiesen worden.

b) Kirchenlasten.

Die Verteilung der Kirchenlasten, deren vornehmlichste die Verpflichtung zum Bau und zur Erhaltung der Kirchen und kirchlichen Gebäude bildet, ist im wesentlichen überall die gleiche, insofern die Hergabe und Anschaffung des erforderlichen Baumaterials und die Bezahlung der Handwerker von den Gutsbesitzern, bzw. für die beteiligten Kronsgüter vom Fiskus, dagegen die Anfuhr des Materials und die Handlangerstellung und häufig auch die Anfuhr von Brennholz von den Besitzern der Bauernhöfe (Gesinde) geleistet wird.

Der Anteil der einzelnen Güter und respektive ihrer Gesinde an diesen Lasten und Leistungen ist für das Kirchspiel normiert entweder in der Weise, daß bestimmten Gütern die Verpflichtung zum Bau und zur Instandhaltung gewisser Gebäude obliegt oder daß eine Repartition nach der Seelenzahl der Gutsgemeinden — dem vormaligen Maßstabe des Gutswertes — stattfindet.

Zur Erklärung dieser Rechtslage muß auf die Entstehung der Kirchenlasten und die Entwicklung zurückgegangen werden, die die kirchlichen und agraren Verhältnisse in Kurland durchlaufen haben.

Es ist bekannt, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts das völlig darniederliegende Kirchenwesen des Landes durch den Herzog Gotthard im Einvernehmen mit der Ritterschaft eine fundamentale Neuordnung erhielt, indem durch den denkwürdigen Landtagsabschied vom 28. Februar 1567 die Errichtung von 70 Kirchen beschlossen wurde, die mit Pastoratswidmen und Gesinden ausgestattet werden sollten. Zur Ausführung dieser Beschlüsse fand eine Entsendung von Visitatoren und Reformatoren ins Land statt, die die Parochien zu begrenzen und die Leistungen aufzuzeichnen hatten, die sowohl von den fürstlichen Ämtern als auch von den privaten Einsassen „aus ihren Gütern" prästiert werden mußten. In diesen Aufzeichnungen sind die Anfänge der später in der Regel bei jedem Pastorenwechsel aufgenommenen Kircheninventarien zu erblicken, die gegenwärtig eine der hauptsächlichsten und als Zeugnisse unvordenklichen Besitzstandes vom Kirchengesetz § 717 anerkannten Rechtsgrundlagen der Kirchenlasten bilden. Manche der ursprünglichen Verpflichtungen haben zwar im Laufe der Jahrhunderte infolge veränderter Bedürfnisse, Zerlegung von Gütern, Nachstiftungen oder aus anderen Ursachen Modifikationen erfahren, diesen Modifikationen ist jedoch in den späteren Inventarien Rechnung getragen worden. In diesen Inventarien finden sich mithin die Normen für das Maß der Beteiligung der einzelnen Güter an den Kirchenlasten. Aus dem Vorausgeschickten ergibt sich aber auch, daß überall nur die Güter, mögen sie der Krone oder Privatpersonen gehören, als die Träger der Lasten anzusehen sind oder mit anderen Worten, daß es sich um Reallasten handelt, deren rechtliche Natur bedingt, daß als direkt verpflichtet nicht der Inhaber (Froner, Pächter), sondern immer nur der Eigentümer des belasteten Immobils gelten kann. Die wirtschaftlich-agraren Zustände der früheren Zeiten, in denen Leibeigenschaft und Frone bestand, brachten es jedoch mit sich, daß die von den Gesindeinhabern gestellten Arbeitskräfte die einzigen waren, welche den Gutsherren zur Verfügung standen, und daß daher auch die für die Kirchen und Pastorate zu geschehenden Arbeitsleistungen durch ebendiese Arbeitskräfte in Ausführung gebracht wurden. Dies Verhältnis blieb sogar noch bestehen, als in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Gesinde an Stelle der Frone das Pachtsystem trat, indem, an den alten Gewohnheiten festhaltend, den Gesindepächtern kontraktlich gewisse Kirchenleistungen auferlegt wurden, wobei indessen primär der Kirche gegen-

über der Gutsherr als Eigentümer der belasteten Grundstücke verpflichtet blieb. Wenn dennoch in den alten Kirchendokumenten und sogar in der Bauerverordnung von 1817 (§ 243) von Verpflichtungen der Bauerschaft i. e. der Gesindewirte die Rede ist, so erklärt sich dies eben aus dem Umstande, daß tatsächlich gewisse Leistungen von den Gesindeinhabern prästiert wurden und nach den Rechtsanschauungen jener Zeit die Arbeitsleistungen der Bauerschaft polizeilicher Beaufsichtigung und Erzwingung unterlagen. Eine Wandlung des tatsächlichen Zustandes in einen rechtlichen trat erst ein mit dem Übergang der Gesinde in das Eigentum der Gesindewirte d. i. mit dem in Kurland sich vollzogen habenden Verkauf der Gesinde, und zwar nur insoweit, als dabei kontraktlich eine Übertragung der Lasten stattgefunden hat, was übrigens bezüglich der Baulast in dem eingangs gesagten Umfang überall geschehen sein dürfte.

Anlangend die den Höfen verbliebene Verpflichtung der Materialhergabe und Bestreitung der baren Baukosten muß ferner erwähnt werden, daß, obzwar bezüglich dieser Verpflichtung gezeigtermaßen zwischen den Krons- und Privatgütern rechtlich kein Unterschied bestand, nach Vereinigung Kurlands mit dem russischen Reiche seitens der hohen Krone wohl die unentgeltliche Anweisung von Bauholz, Feldsteinen und Grant geschieht, zur Bestreitung der übrigen Kosten aber die Staatsregierung die fixe jährliche Bausumme von 6285 R. 71 Kop. ausgesetzt hat.

Ähnlich wie mit der Bauverpflichtung verhält es sich mit den übrigen Kirchenlasten, die durchweg auf derselben Grundlage wie jene beruhen. Dahin gehört namentlich die Verpflichtung zur Lieferung des sogenannten Kirchenkorns, eine Verpflichtung, die sich bereits in der Gotthardinischen Kirchenordnung von 1570 aufgeführt findet und nach der Zahl und Größe der Gesinde (Hehlhäcker und Halbhäcker) bemessen wurde. Durch spätere Vereinbarungen, Widmungen und Stiftungen haben sich einige Verschiebungen vollzogen, wodurch eine Ungleichartigkeit in der Belastung eingetreten ist. Auf manchen und zwar recht vielen Gütern wird nämlich das Kirchenkorn ausschließlich von den Höfen hergegeben, auf anderen teilweise von den Gesinden, und auf noch anderen hat beim Verkauf der Gesinde eine Abwälzung der ganzen Last auf die Gesinde stattgefunden. Auf den Kronsgütern wird — soviel dem Konsistorio bekannt ist — die eine Hälfte von den Höfen, die andere von den Gesinden aufgebracht. Der Leistungsbetrag pro Gesinde variiert zwischen $^1/_6$ und $^1/_2$ Lof Roggen, Gerste und Hafer.

Außer dem Kirchenkorn kommen an einzelnen Orten noch vor unerhebliche Lieferungen von Verzehrungsgegenständen und Geldzahlungen sowie Verabfolgung von Heu oder von Holz zur Feuerung und ganz ausnahmsweise eine Gestellung von Arbeitern zu Dienstleistungen im Pastorat, die indessen durch private Vereinbarung überall temporär abgelöst sein dürfte.[1])

Endlich wäre noch hervorzuheben, daß zur Bestreitung solcher kirchlicher Ausgaben, hinsichtlich welcher keine Reallasten bestehen, zwar die Klingelbeutelerträge und, wo Kapitalisten vorhanden sind, deren Zinsen herangezogen werden, daß diese Einnahmen aber häufig zur Deckung der Unkosten nicht ausreichen und in solchen Fällen das Privatpatronat stets für seine Pflicht erachtet hat, den Ausfall zu decken. Abgesehen hiervon genießen zur Zeit verschiedene unzulänglich dotierte Pfarrstellen regelmäßig oder in Emeriturfällen von seiten der Ritterschaft und des Patronats sowie aus einem von der Ritterschaft und der Geistlichkeit aufgebrachten Fonds zur Mehrung geistlicher Arbeitskräfte nicht unbedeutende Zuschüsse. — Auch die Gage des Generalsuperintendenten und der Unterhalt der Kanzleien des Konsistoriums und der Oberkirchenvorsteherämter werden großenteils aus der Ritterschaftskasse bestritten.

Zum Schluß erübrigt klarzulegen, welche Stellung das Patronat mit seinen Rechten und Pflichten im allgemeinen Rechtssystem einnimmt.

Bei näherer Betrachtung wird sich eine Doppelstellung erkennen lassen, denn einerseits gehört das Patronat als kirchenrechtliches Institut und wegen seines Verhältnisses zur Kirchengemeinde begrifflich zwar dem öffentlichen Rechte an, woraus u. a. folgt, daß die gesetzlich festgelegten Leistungspflichten der Patrone in gewisser Hin-

1) Hier folgt im Bericht die genaue Angabe der schon Sp. 1397 erwähnten besonderen Kirchenlasten der Städte Goldingen, Windau, Hasenpoth und Tuckum.

sicht den öffentlichen Abgaben gleichstehen, insbesondere zur Wirkung gegen Dritte nicht der Eintragung in das Grundbuch bedürfen, anderseits zeigt schon die Art der Entstehung und Begründung des Patronats seine privatrechtliche Natur. Es ist weder ein Kirchenamt, noch eine kirchliche Obrigkeit, die Ausübung der Rechte, die es gewährt, ist nicht erzwingbar und in vermögensrechtlicher Beziehung oder als Träger erheblicher Lasten steht es außerhalb der Kirche und bzw. als Schuldner ihr gegenüber, es hat seinen Gerichtsstand vor den ordentlichen Gerichten und vor diesem auch ist im Streitfalle die Frage des konkreten Bestehens eines Patronatrechts zum Austrage zu bringen.

Die Kriterien des privatrechtlichen Charakters sind damit vollauf gegeben, das Patronat hat demnach denselben staatlichen Schutz zu beanspruchen wie jedes andere private Recht und kann mithin nur im Falle seiner Schädlichkeit für das Wohl des Staates bzw. der Kirche den Inhabern enteignet werden.

III. Mängel der Kirchenverfassung und Reformvorschläge.

Der am schwersten wiegende Fehler der gegenwärtigen Kirchenverfassung besteht in dem gänzlichen Mangel einer jeden Organisation der Kirchengemeinde, ohne welche sich ein regeres Interesse der Gemeindeglieder für kirchliche Angelegenheiten nicht erwarten läßt.

In Erkenntnis dieser Sachlage hat denn auch die zur Konferenz versammelt gewesene Kurländische Ritter- und Landschaft eine Kommission, bestehend aus Gliedern des Kurländischen Ritterschaftskomitees und des Kurländischen Konsistoriums, zur Ausarbeitung einer Kirchengemeindeordnung niedergesetzt.

Die Arbeiten dieser Kommission sind zwar zu einer definitiven Redaktion sowie zum völligen Abschluß nicht gediehen, namentlich stehen die Beratungen über die städtischen und die rein deutschen Kirchen noch aus, auch ist eine Approbation des Projektes seitens der Ritter- und Landschaft bisher nicht erfolgt, immerhin meint das Kurländische Konsistorium einem hochwürdigen Generalkonsistorio den Kommissionsentwurf in seiner jetzigen Gestalt vorstellen zu sollen, weil derselbe sich mit den die überwiegende Mehrzahl bildenden und der komplizierten Verhältnisse wegen am schwierigsten zu behandelnden lettischen und lettisch und deutsch gemischten Landkirchen beschäftigt und für diesen bedeutsamen Teil der Frage eine Lösung zu finden sucht.

Den Prinzipien, von denen man sich bei dieser Arbeit hat leiten lassen, pflichtet das Kurländische Konsistorium im wesentlichen bei. Insbesondere gilt dies von der Patronatsfrage, in der man von der Anschauung ausgeht, daß das Patronatsrecht, wie es speziell in Kurland beschaffen ist, als privates dingliches Recht mit den dem Patronat obliegenden dinglichen, gleichfalls dem Privatrecht angehörenden Verpflichtungen, den sogenannten kirchlichen Reallasten, in unlösbarem Zusammenhange steht und diese Rechtsbewandtnis durch das ausnahmsweise und auf einige wenige Fälle beschränkte Vorkommen kirchlicher Reallasten, denen kein Vokationsrecht zur Seite steht, bzw. durch die vertragsmäßige Abwälzung einiger Leistungen auf den Kleingrundbesitz in keiner Weise alteriert wird, daß sonach mit einer zwangsweisen Aufhebung des Vokationsrechtes auch die mit dem Patronat verknüpften Verpflichtungen erlöschen, in solchem Falle aber die materielle Existenz aller derjenigen Kirchen, die kein ausreichendes Vermögen besitzen, aufs äußerste gefährdet erscheint und jedenfalls nicht durch die Möglichkeit freiwilliger Beiträge der Gemeindeglieder gewährleistet wird.

In größeren Städten mögen durch fakultative Leistungen die erforderlichen Mittel vielleicht aufgebracht werden können, in den Kirchspielen des flachen Landes jedoch würde eine Basierung der Einnahmen auf so schwankender Grundlage zweifellos zu einem Verfall der Kirchen und Pastorate sowie zu einer erheblichen Reduktion der Einkünfte der Pastoren führen.

Nun ließe sich zwar ein Selbstbesteuerungsrecht der Kirchengemeinden und eine Ersetzung der gegenwärtig dem Patronat auf privatrechtlicher Grundlage obliegenden Leistungen durch eine öffentlich-rechtliche und beitreibbare Kirchensteuer denken, etwa in der Gestalt einer Grundsteuer für die besitzlichen und einer Personalsteuer für die unbesitzlichen Gemeindeglieder oder als Zuschlag zu der zu erwartenden Einkommensteuer. Sofern aber die Höhe dieser Steuer von einem Gemeindebeschluß abhängig wäre, bliebe die Lage der Kirche nicht weniger problematisch als bei einer fakulta-

tiven Beitragspflicht, soll hingegen ausreichend oder auch nur in bisherigem Maße den kirchlichen Bedürfnissen Rechnung getragen werden und wird im Gesetze hierfür Vorsorge getroffen, so würde die Steuerlast als eine lästige und drückende empfunden werden und leichtlich zu einem Massenaustritt aus der Gemeinde führen, denn eine jede Kirchensteuer, in welcher Weise sie auch repartiert werden möge, könnte selbstredend nur die Glieder der bez. Gemeinde treffen und nicht Personen anderer Konfessionen auferlegt werden, selbst wenn sie im Kirchspiel besitzlich sind. Dadurch träte schon jetzt in einigen Gegenden, wo die Besitzer der Patronatsgüter oder deren Mehrzahl katholischer oder rechtgläubiger Konfession sind, der Fall ein, daß die Kirchenleistungen ausschließlich bzw. zum weitaus größten Teil auf die Bauerschaft entfiele. Ein ähnliches Verhältnis würde sich ergeben, falls die Besitzer der eingepfarrten Güter auf Grund des ihnen nach § 461 des Kirchengesetzes nicht verwehrbaren Rechtes eines Wechsels der Gemeindezugehörigkeit zu einer anderen Gemeinde, z. B. zu den deutschen Gemeinden in den Städten übergehen, eine Eventualität, die bei mißliebigen Predigerwahlen durchaus nicht als ausgeschlossen zu erachten ist. Vollends kritisch aber dürfte sich bei einer Aufhebung des Patronats die Lage gestalten, sobald der voraussichtlich nicht ferne Moment eintritt, wo der Austritt aus der Kirchengemeinschaft überhaupt freigegeben und damit jedermann die Möglichkeit eröffnet wird, sich allen Kirchenabgaben zu entziehen.

Weit schwerer indessen als die vorstehenden, auf die materielle Lage der Kirche sich beziehenden Bedenken fallen die ernsten Gefahren ins Gewicht, die im Falle des Überganges des Rechts der Pastorenwahl auf die Gemeinde zur Zeit dem inneren Leben der Kirche drohen. Erfahrungsgemäß hat sich das Gemeindewahlrecht sogar in Ländern mit national einheitlicher Bevölkerung nicht bewährt, sondern dazu geführt, die Kirche zum Schauplatz politischer Parteikämpfe werden zu lassen, so daß man z. B. in Preußen bis zur Stunde sich nicht hat entschließen können, die in Tausenden von Landkirchen noch bestehenden Patronatsrechte zu beseitigen, trotzdem deren Aufhebung in der Verfassungsurkunde Preußens bereits in Aussicht genommen war. Wieviel mehr würden bei uns, wo sich verschiedene Nationalitäten gegenüberstehen und noch auf lange hinaus mit der von einer wühlenden Presse genährten lettisch-nationalen Erregung zu rechnen ist, die Pastorenwahlen dem politischen Getriebe anheimfallen. Vom Patronat ist das Vokationsrecht als eine ihm überkommene Pflicht der Fürsorge für die geistliche Bedienung der Gemeinden aufgefaßt und mit größter Gewissenhaftigkeit gehandhabt worden. An diesem Rechte wird von seiten des Patronats mit Hintansetzung des eigenen Interesses auch gegenwärtig noch festgehalten, um die Kirche nicht dem Verderben preiszugeben. Bisher sind weder vom Konsistorio noch vom Patronat bei Ausübung ihres Wahlrechtes die Kandidaten lettischer Nationalität prinzipiell zurückgesetzt worden. Ein anderer Standpunkt ist von den Gemeinden bezüglich der deutschen Bewerber zu erwarten. Mit Gewißheit ist vorauszusehen, daß die persönliche Qualifikation der Kandidaten, auch wenn man die Gemeinden für befähigt erachten wollte, sich in dieser Beziehung ein Urteil zu bilden, ganz in den Hintergrund treten und in erster Reihe derjenige erwählt werden würde, der als nationaler Agitator sich hervorgetan hat oder von den Agitationszentren aus empfohlen wird.

Erschrecklich lauten die übereinstimmenden Berichte der Prediger aus den Kreisen über Glaubenslosigkeit, Kirchenfeindlichkeit und sittliche Verkommenheit insbesondere der jüngeren Generation der Landbevölkerung. Auf die Ursachen dieser Erscheinung will man hier nicht zurückkommen, sie sind an anderer Stelle und in früheren Berichten genugsam erörtert worden, gewissenlos aber würde das Kurländische Konsistorium zu handeln glauben, wenn es unter den gegebenen Verhältnissen befürworten wollte, die Pastorenwahl den mit atheistischen und anarchistischen Elementen durchsetzten und unter dem Einfluß dieser Elemente stehenden Gemeinden zu überweisen.

Irrig wäre die Annahme, daß im Patronatrechte der Anlaß der Revolution liege und die Aufhebung des Patronats zur Unterdrückung der Revolution beitragen würde. Die Revolution sieht in der Kirche ein Bollwerk der Ordnung und bekämpft sie ganz unabhängig vom Modus der Predigerwahl, und der in den lettischen Gemeinden sich regende Drang nach dem Recht der Predigerwahl entspringt mit nichten der Liebe

zur Kirche, sondern nationalistischen und sozialistischen Beweggründen. Wo dieser Drang am lebhaftesten hervorgetreten ist, waren es regelmäßig kirchenfeindliche politische Agitatoren, die ihn schürten und zur Geltung zu bringen suchten. Bestände in den Gemeinden tatsächlich die Absicht, den kirchlichen Bedürfnissen entgegenzukommen, so hätte dieser Wille sich in anderer Richtung zu betätigen. Das Land besitzt im Verhältnis zu seiner Ausdehnung und Einwohnerzahl eine viel zu geringe Anzahl von Kirchen und Predigern, die Größe der Gemeinden macht eine wirksame Seelsorge zur Unmöglichkeit. Dieser Zustand verlangt dringend einer Abhilfe, hier also hätte nach dem Vorbilde, das die Ritterschaft im Verein mit der Geistlichkeit durch die Gründung des Fonds für Mehrung geistlicher Arbeitskräfte gegeben hat, die Selbsthilfe der Gemeinde einzusetzen.

Für nationale Vereine und Schaustellungen, für Feste und Gelage, für den Bau luxuriöserVereins- und Gemeindehäuser usw. und in neuerer Zeit auch für direkt revolutionäre Zwecke weiß die lettische Bevölkerung Mittel im Überfluß aufzubringen. Wollte sie, statt frivolerweise die Hand nach fremden Rechten auszustrecken, diese Mittel für die Fundation neuer Kirchen und Pastorate verwenden, es würde dem Lande zum Segen gereichen, und niemand würde ein Patronatsrecht an solchen Neugründungen ihr bestreiten oder mißgönnen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber den Gemeinden die bestehenden Kirchen auszuliefern, hieße dieselben einem demokratischen Prinzipe opfern.

Den zur Zeit einzig gangbaren Weg zur Förderung des kirchlichen Gemeindelebens hat nach Ansicht des Kurländischen Konsistoriums die Kommission eingeschlagen, indem sie den Versuch gemacht sehen will, Organe der Gemeinden zu gemeinsamer Arbeit mit dem bisher fast ausschließlich die kirchlichen Interessen vertreten habenden Patronat heranzuziehen und zu gewöhnen.

Sollte dieser Versuch nach Jahren vielleicht zu einem Ausgleich der Gegensätze führen und die bäuerliche Bevölkerung des Landes sich des Ernstes der kirchlichen Verwaltung bewußt werden, dann erst wird der Moment gekommen sein, um in Erwägung zu ziehen, in welcher Weise den Gemeinden eine Teilnahme an der Besetzung der Pfarrämter eingeräumt werden könnte. Vollends verfrüht aber wäre, gegenwärtig an den von der lettischen Propaganda erstrebten Aufbau einer Kirchenverfassung zu schreiten, die den Bestand der Synoden aus Geistlichkeit und Presbyterium zusammensetzt, womit dem aus den Gemeinden hervorgehenden Laienelement zugleich das Kirchenregiment in die Hand gegeben sein würde.

Franz Jostes über die Vlamen. Franz Jostes, den Lesern der Internationalen Monatsschrift im besondern, aus seinem Aufsatz über Eugeen van Oye,[1]) schon wohlbekannt, hat seinen Kriegsvortrag „Die Vlamen in ihrem Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum" neu herausgegeben (Münster i. W. 1916). Die neue Auflage ist auf das Dreifache vermehrt und damit aus dem Rahmen eines Vortrags herausgewachsen. Wie in der ersten Ausgabe wird das reiche, meist entlegenen Quellen entnommene Material, dem Leser so geboten, daß er „in den Stand gesetzt wird, sich sein eigenes Urteil zu bilden". Überall läßt die Darstellung die Vlamen, Dichter und Schriftsteller, selbst zu Worte kommen. Am Schlusse (S. 223—296) sind fünf Beigaben — ins Deutsche übersetzt — hinzugefügt: Die Rede des Bischofs Rutten von Lüttich über die vlämische Bewegung auf der Synodalversammlung seines Bistums vom 29. April 1910. Der Siebzigjährige hinterließ sie, wie es scheint, seinen Geistlichen als Vermächtnis. Wer sich über die vlämische Bewegung schnell unterrichten will, findet auf diesen 12 Seiten eine der besten Charakterisierungen. — Der Bericht Edmond van Dierens über den vlämischen Zwischenfall auf dem Katholikentage in Mecheln September 1909 bringt die katholisch-politische Partei, der Aufsatz Julius Vuylstekes, des Gründers der liberalen Partei in Gent, die liberale zum Wort. — „Die Vlamen und die Freien Schulen" aus Fernand Daumont „Le mouvement flamand". (D.s Standpunkt: „Je pense que l'épiscopat doit rester le seul juge, le maître absolu de l'enseignement libre catholique. L'intervention du laïque ne peut être tout au plus qu'officieuse et auxiliaire, un conseil, une indication, jamais un ordre".) — „Professor Paul Fredericq und die Königl. Vlämische Akademie." — Aus der Rede des

1) Februarheft 1916.

derzeitigen Leiters der Akademie A Prayon-van Zuylen, gehalten am 18. März 1903.

Wie die Vergleichung der beiden Auflagen zeigt, ist der Text der zweiten fast überall neu gearbeitet. Die Dinge sind schärfer gesondert, an der Hand eines Inhaltsverzeichnisses gewinnt man leicht eine Übersicht, alles tritt nicht nur dank der Vermehrung reicher, sondern auch klarer und anschaulicher hervor. Ganz neue Abschnitte, besonders über das Unterrichtswesen, „das Eins und Alles der Vlamenfrage" sind eingefügt. In der Statistik der Bevölkerung sind jetzt die Zahlen von 1910 aufgenommen. Für Groß-Brüssel kommt Jostes auf Grund einer Tabelle (S. 67f.) zu dem Ergebnis, daß dort „rund 500000 Vlamen rund 200000 Walen gegenüberstehen".

Jostes hat seine Aufgabe scharf umgrenzt: Kampf um Sprache und Volkstum. Ereignisse der großen und der inneren Politik werden daher nur so weit berührt, als sie vlämische Forderungen hemmen oder fördern. Indem er diesen scheinbar engen Kreis nicht verläßt, sichert er sich überall die stärkste Teilnahme seiner Leser. Wo ein Volk um seine Sprache kämpft, sein Eigenstes, Innerstes, seine Seele, da fühlt jeder, der am eigenen Volkstum hängt, unmittelbar und aufs wärmste mit.

Der Kampf der Vlamen gegen Versuche, sie zu verwelschen, geht bis ins Mittelalter zurück. Schon die burgundischen Fürsten fangen an bewußt zu französieren. Unter den Spaniern wird das Vlämische aus der obersten Landesverwaltung verdrängt. Die Österreicher beschwören zwar die „Blyde Inkomst" („Joyeuse entrée"), die von Kanzler und Räten des Reiches Kenntnis des Deutschen (d. h. Niederländischen) verlangte, halten sich aber nicht an die Bestimmungen über den Gebrauch der Sprache (10); sie stützen sich auf ihre „gardes wallones". So ist die Französierung schon ziemlich weit geführt, als 1790 der Aufstand in Brüssel ausbricht und ein „Vereinigtes Belgien" sich konstituiert, das sich Frankreich anschließt. Von 1795 bis zum Ende der napoleonischen Herrschaft herrscht die „Sprache der Freiheit", d. h. das Französische in Verwaltung und Schule. Das Vlämische spielt keine Rolle mehr, es bringt kaum ein Lied, kein nennenswertes literarisches Werk hervor, aber es lebt als Sprache des Volkes.

„Jedes vlämische Wort ist ein Soldat" — ein Soldat gegen die Verwelschung, hat später der Dichter Theodor van Rijswijck gesagt; von derselben Überzeugung durchdrungen führt Wilhelm I., den Wallonen den Gebrauch des Französischen belassend, das Niederländische als Staatssprache ein, die auch in den Schulen gelehrt werden muß (16). Aber das Niederländische war doch eine fremde Sprache; zu wenig hatte überhaupt der Wiener Kongreß mit der Verschiedenheit der Charaktere des Nord- und Südniederländers gerechnet. „Das vlamische Volk", so schildert der Antwerpener E. de Bom seine Landsleute, „ist mehr als andre ein Kind geblieben, ein mehr oder weniger verwahrlostes Kind. Es ist ein begabtes Volk, naiv und intuitiv scheu vor jedem Bande; keins ist wirklich so widerborstig der öffentlichen Gewalt gegenüber und verlangt so innig ‚in Ruhe gelassen' zu werden . . . es schlendert und ist verträumt, es versteht sich selbst nicht; es ist etwas verwildert, es amüsiert sich mit Gewalt, genießt rauschend. Wenn die Straßen beflaggt sind und die Glocke über die Stadt bimbamt, der ‚Reuzewagen' (Riesenwagen) ausfährt, Musik durch die Straßen zieht, die Fahnen und Standarten wehn und rauschen in der glänzenden Sonne, dann ist der Verdruß aus den Herzen verflogen . . ., die Menschen laufen lachend und in bunten Haufen durch die Straßen" (18). — „Wât een lawaii! (Welch ein Lärm!)" schreibt die junge für die Vlamen schwärmende holländische Dame, die uns ihre Fahrt durch Flandern erzählt hat, als sie in ein vlämisches Volksfest gerät. „Ich mußte immer an Tartarins ‚Faisons du bruit' denken! Was sind wir doch, wenn wir Feste feiern, viel stiller und ruhiger, als unsre südlichen Stammesgenossen!" (19). Diese „incompatibilité d'humeur" führt zur Scheidung von Nord und Süd, zur Gründung eines selbständigen Staates Belgien.

Die vlämische Bewegung beginnt mit der Revolution unter der Herrschaft des Staatsgrundgesetzes vom 7. Februar 1831, dessen Artikel 23 die Sprachenfrage ordnete. Das Gesetz schien die volle Freiheit im Gebrauch der französischen, vlämischen und hochdeutschen Sprache zu gestatten, aber diese Freiheit war und blieb bis zur Gegenwart ein „lächerliches Trugbild" (Dosfel). Mußten doch die regierenden Männer, der Zeitungsschreiber Rogier aus Arras und der wallonische Advokat Gendebien, alles daransetzen, das Französische als die einzige Sprache, die sie selbst verstanden, zur un-

beschränkten Herrschaft zu bringen, um ihre eigene Stellung zu erhalten. Gendebien ist der Vater der Beschlüsse, die es den Ortsbehörden überließen, den französischen Text der Gesetze „in die vlämischen und hochdeutschen Sprachen, die an gewissen Plätzen bei den Einwohnern im Gebrauch sind, zu übersetzen“ — „in alle vlämischen Mundarten — die Mundarten sind zahlreich. Ich verstehe nichts davon“ (27), erklärte er mit beneidenswerter sachlicher Unbefangenheit. Wie die Regierung dann verstand, Heer und Verwaltung zu französieren, den Verkehr mit dem Volke französisch zu machen, wie sie den, der ein Anliegen an sie hatte, spüren ließ, daß er nur mit französischer Eingabe zum Ziele gelange, zeigt Jostes an einer Reihe z. T. grotesker Beispiele. Selbst der junge Künstler, der den Rompreis haben wollte, mußte seine Kenntnis des Französischen nachweisen!

Der Verwelschung gegenüber begann das vlämische Volksbewußtsein zu erwachen. Jan-Frans Willems, der Priester Jan-Baptist David, der ehemalige Militärarzt Snellaer versammelten den Kreis der Gleichgesinnten im „Belgischen Museum“. Hoffmann von Fallersleben gewann zu ihnen enge Fühlung. Das Wunderbare und Wundervolle an der Bewegung ist, daß die Vlamen in ihr und durch sie eine reiche Literatur erhielten, die z. T. über die Grenzen ihres Volkstums hinaus Aufsehen erregte. 1838 erschien „De Leeuw von Vlaanderen“ von Hendrik Conscience, das Programm der ganzen Bewegung. Jan de Laet, August Snieders, K. Ledeganck, Prudens van Duyse, Hippolit van Peene, der Dichter des Volkslieds „De Vlaamsche Leeuw“, traten neben Conscience hervor, und man sorgte dafür, ihre Werke dem Volke leicht zugänglich zu machen. Der Strom der Poesie versiegte nicht wieder bis in die Gegenwart; Guido Gezelle ist ihr höchster Vertreter. — Das junge kräftige Leben der Bewegung drängte auch zur Politik, zur vlämischen Versammlung. Hier setzt nun das Unglück der Vlamen ein. Sobald sie politisch wurden, wurden sie in sich zerrissen; die politische Parteiung, die dem liebenswürdigen Conscience ein Greuel war, legte sich wie „ein Mehltau“ auf all das Knospen und Sprießen. So stolz der Schlachtruf erklang: „Wir sind erst Vlaminger, dann Belgier!“ — „Entweder Belgien mit unsren Rechten oder unsre Rechte ohne Belgien!“ (59. 60), die Klage wollte nie verstummen: „In der Uneinigkeit der Vlaamen liegt das Geheimnis ihrer Schwäche!“ Dazu starben die Franskiljons in ihren Reihen nicht aus, unter den Männern so wenig wie insbesondere unter den Frauen; und dann „die Kurie auf der einen, die Loge auf der anderen Seite — beides französierte bzw. französische Mächte“ mit ihrem weitgehenden Einfluß! Lehrreich sind in Jostes' Buche die eingehenden Abschnitte über Volks-, Mittel- und Hochschulen, Akademie, Studententum und Verwandtes. Sie zeigen, wie wenig es den Vlamen bisher gelang, auf diesen Gebieten einen vollen Erfolg zu erringen.

Mag es nun aber noch in der Gegenwart wahr sein, „daß jede vlamische Propaganda nach und nach ihr Ziel verliert und zu guter Letzt auf Politik im Sinne der einen oder andren Partei hinausläuft“ (Rodenbach, S. 150), mag die Zahl der Vlamen klein sein, die von dem Ernst und der Wahrheit der Worte des liberalen Prayon-van Zuylen durchdrungen sind: „Der Kampf zwischen Liberalismus und Klerikalismus ist ein Kampf, von dessen Ausgang die Frage abhängt, w i e wir sein werden. Der Kampf gegen die Französierung ist ein Kampf ums Dasein. Der Kampf wird entscheiden, nicht w i e wir sein werden, sondern o b wir sein werden“ (151) — die Bewegung ist doch, diesen Eindruck gewinnt man, je länger, je mehr nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe gewachsen dank dem demokratischen und sozialen Einschlag, der ihr von vornherein eigen ist. Bei Zetternam (Schriftstellername des jungverstorbenen Möbelmalers, späteren Korporals Jos. Dierickxsens), dessen Roman „Mynheer Luchtervelde, Waerheden uit onzen Tijd“ 1848 in Antwerpen erschien, nimmt man ihn zuerst wahr. „Wir haben doch 1830, wie ich glaube, nicht gekämpft, um unser Land mit einer Spracharistokratie zu bereichern! Gleichwohl wird, wenn den vlämischen Beschwerden nicht abgeholfen wird, dieses Unheil für unser Vaterland eintreten, und die vlämische Frage, die von manchen Franschgesinnten als eine Sprachliebhaberei betrachtet wird, bald ein Ringen um Freiheit, ein Ringen der Kleinen mit den Großen und Unabhängigen werden!“ Die Bevorrechteten, führt er aus, sind nicht mehr die Adligen, ebensowenig jene, die reich genug sind, um für Geld einen Platz zu kaufen. „Die Bevorrechteten sind jetzt diejenigen,

welche Geld genug haben, um ihren Kindern eine französische Erziehung zuteil werden zu lassen ... kein Vlaming kann das geringste Plätzchen bekommen, ohne Französisch zu können; man verurteilt damit die Arbeitenden, die in den vlämischen Provinzen von den Gemeinden unterrichtet werden, ihr ganzes Leben arme Arbeiter zu bleiben; denn die armen Kinder lehrt man das Französische nicht, kann man ja kein Französisch lehren." — Dieses soziale Motiv klingt dann aus der Rede des Bürgermeisters Jan van Rijswijck von Antwerpen (1897) wieder hervor: „Die untersten tieferen Schichten des Volkes legen uns Gewissenspflichten auf. Wir haben die Aufgabe, ihnen voranzuleuchten und sie zu heben. Licht und Bildung strömen aus den höheren Ständen zu den niederen. Wir erfüllen unsere Aufgabe mangelhaft, wenn wir dabei verharren, uns einer fremden Sprache zu bedienen, die ... für das Volk eine Mandarinensprache ist; wir verfehlen unsere Aufgabe, wenn wir zum Volke nicht in der Sprache reden, die es versteht, die den Schlüssel bildet zu seinem Herzen und zu seinem Geiste" (80). Die Befürchtung, „ihre Aufgabe zu verfehlen", hat nun auch kirchliche Kreise bestimmt, ihre Stellung zur vlämischen Sache zu ändern. Hatte schon 1842 der spätere Jesuitengeneral Beckx gewarnt, die französische Predigt in vlämischen Orten überhandnehmen zu lassen, die Änderung sei für die Religiosität verhängnisvoll (77), so rief dann 1886 Monsignore Rutten seiner Kirche sein „Nein, so kann es nicht bleiben" zu. Doch das alles sind nur Anfänge. Immer und immer noch sind die Männer allzu zahlreich, die „durch und durch vlamisch gesinnt sind, zu allen Stunden, bei Tag und Nacht, ausgenommen die kritischen Augenblicke, in denen für die Vlamingen etwas zu erreichen war."

Ein großes Hemmnis für den Fortschritt der flandrischen Sprachbewegung liegt darin, daß die Vlamen keine einheitliche Schriftsprache besitzen, daß in Westflandern Guido Gezelle sich seine eigene Sprache schuf, von der seine engeren Landsleute nicht lassen wollen, daß das Vlämische also in der Schule gelernt werden muß (162—175).

Wie hat nun der Krieg auf Vlaminganten und Franskiljons gewirkt? Soweit sie sich öffentlich aussprechen, sind sie einmütig darin, daß sie an die endliche Niederlage Deutschlands glauben — die Vlamen vielleicht nicht mehr allgemein. Das hindert sie nicht, ihren Streit mit einer Erbitterung fortzusetzen, in der sich der alte Haß mit dem Gefühl gegenwärtiger Ohnmacht verbindet. Die Forderungen der Franskiljons sind einfach und in sich geschlossen: Belgien wird wiederhergestellt, sein Gebiet auf Kosten der Nachbarn vergrößert, es tritt dem lateinischen Bunde bei, das Französische wird ausschließliche und allgemeine Schulsprache! Spätere Rache fürchtend, äußern sich die Vlamen nur mit Vorsicht, und wie gewöhnlich gehen sie in ihren Meinungen auseinander. Unter der deutschen Verwaltung haben Picard und der Prädikant der Genter Reformierten Domela die „Vlaamsche Post" ins Leben gerufen. Picard fordert Wiederherstellung Belgiens nach seinem äußeren Bestande, dann aber getrennte Verwaltung. Weiter gehen Domelas Wünsche: Belgien wird aufgelöst, Flandern ein selbständiger Staat mit eigenem vlämischen Fürsten, das Niederländische Staatssprache, das Hochdeutsche erste Fremdsprache, ein militärischer und wirtschaftlicher Bund vereint den neuen Staat mit Deutschland. — Auch unter den Vlamen, die nach Holland entwichen sind, scheiden sich zwei Gruppen. „Vrij Belgie" will die Vlamenfrage während des Krieges ruhen lassen: „Erst Belgier, dann Vlame"; man nähert sich also stark der Politik von Le Havre. In der „Vlaamschen Stem" dagegen ist man erst Vlame, dann Belgier und träumt von einem freien Flandern in einem freien Belgien, ohne daß man eben zu sagen wüßte, wie dies schöne Ziel, zumal unter einem Siege der Entente, zu verwirklichen wäre. So bietet die vlämische Bewegung auch in dieser schweren Zeit kein einheitliches Bild. Jostes glaubt, daß das Ideal der Vlamiganten seiner Verwirklichung jetzt näher steht als je.

Wer die vlämische Bewegung kennen lernen will, dem sei das Werk Jostes', des ausgezeichneten Kenners der vlämischen Literatur, aufs wärmste empfohlen. Es ist ein Genuß, das Buch zu lesen.

Zehlendorf, im Juni 1916. Prof. W. Pfeifer.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

10. JAHRGANG HEFT 12 1. SEPTEMBER 1916

Weltanschauung und Weltkrieg.

Von Emil Hammacher.

Gewidmet
Seiner Exzellenz Herrn General der Infanterie
von Liebert.

Niemand ist unter uns, niemand in der großen deutschen Armee, niemand im Vaterlande, ja wohl niemand unter unsern Feinden, der sich nicht wenigstens einmal die Frage gestellt hat: wozu dies alles, wozu dieses entsetzliche Morden und Verwüsten, das nun bereits über anderthalb Jahre währt? Unermeßlich sind die persönlichen Opfer, die uns der Krieg auferlegt; Millionen Menschen sind eines vorzeitigen Todes gestorben oder zu Krüppeln geschossen worden, Millionen Mütter, Frauen, Kinder weinen um ihr Liebstes, ihren Ernährer. Ungeheuer sind auch die wirtschaftlichen Verluste; große Länderstrecken einst bebauten Bodens sind verwüstet, viele blühende Ortschaften in Trümmerhaufen verwandelt. Und die Schuldenlast der Staaten hat jetzt schon eine nahezu phantastische Höhe erreicht, so daß eine künftige Verarmung Europas unvermeidlich scheint. Finanzpolitisch stehen wir aber vor der traurigen Alternative, den neuen Bedarf entweder durch Steuern auf Arbeit, Handel und Verkehr, oder durch rigorose Heranziehung des Besitzes zu decken, wobei im letzteren Falle Unternehmungsgeist und neue Kapitalbildung und infolgedessen neuer Aufstieg gehemmt werden. Außerordentlich sind zuletzt auch die sachlich-geistigen Verluste. Wieviel Kunstbauten, Zeugen der großen Vergangenheit und zugleich Gegenwart für uns, haben unter dem Feuer der schweren Artillerie gelitten! Aber auch hier wiegt vielleicht noch mehr die Einbuße an Menschen. Gerade die Blüte der Jugend, die beste Manneskraft, die Tüchtigsten im Volke und die zur Fortpflanzung am meisten Geeigneten sind es, die den Heldentod sterben, während die Schwächlinge verschont bleiben, und wie manches Talent, ja vielleicht sogar ein Genie ist vor seiner Vollendung, ja vor jeder ernsthaften Entwicklung gefallen. In geistiger Hinsicht erlebten wir aber bei Ausbruch des Krieges einen Zusammenbruch jener internationalen Geisteskultur, die doch für das Europa der letzten Jahrzehnte so charakteristisch gewesen ist, ein Versagen jedes Gemeinschaftsgefühls, das allen überraschend gewesen ist. Gestehen

Der Verfasser, Leutnant und Kompagnie-Führer in einem rheinischen Reserve-Infanterie-Regiment, ist an der Spitze seiner Kompagnie am 20. Juli unweit Ablaincourt gefallen. Im März war er für eine überaus kühne Patrouille-Unternehmung, die ihm in seinem Regiment den Beinamen „Der Held der Ferme de Metz“ eintrug, mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden. Seine hier gedruckte letzte wissenschaftliche Arbeit ist aus einem Ende März 1916 beim Stabe der .. Division auf dem westlichen Kriegsschauplatz gehaltenen Vortrag entstanden. Noch Mitte Juli bat er um möglichst baldige Sendung der Korrektur, „da ich nicht weiß, ob ich später noch dazu kommen werde“. Die Red.

wir es doch: vor dem Kriege waren die Besten von uns das, was Nietzsche den „guten Europäer“ nennt, d. h. wir empfanden Europa oder wenigstens Mittel- und Westeuropa als eine Kultureinheit, erfreuten uns der Fortschritte der übrigen Nationen und ließen uns von ihnen — insbesondere in Dingen der Kunst und Wissenschaft — befruchten, wie sie von uns lernten. Deutschland war bisher stolz darauf, daß hier manchmal ausländische Dichter schneller zu Ehren kamen als in ihrer Heimat, und jetzt sehen wir uns von allen Seiten als Barbaren beschimpft, als Abtrünnige von dem vermeintlichen gnädigst gestatteten und gerühmten Ideale der Goetheschen Epoche! So sind viele außerstande, die neuen Tatsachen zu ordnen, sie finden sich nicht mehr zurecht; ja mancher verzweifelt nunmehr an unsrer Tradition, an unsrer überlieferten Weltanschauung überhaupt. Zwar lehrt die Not beten; aber der Frömmigkeit, die solchem Beweggrunde entspringt, fehlt die Überzeugung und daher auch die Dauerhaftigkeit. Andre schließen aber umgekehrt: Ein Gott würde solche Greuel nicht dulden und am wenigsten der Christengott, der lautere Liebe ist.

Je länger der Krieg dauert, um so mehr empfinden wir ihn als Problem, um so mehr verlangen wir zu wissen: Welches ist die versöhnende Idee dieses Weltkrieges? Zwar sagt uns der gesunde Instinkt: Die Tat ist jetzt alles; aber der Stellungskrieg läßt uns doch gelegentlich Muße zu einer Ruhepause, in der wir das Geschehene überdenken können. Auch praktisch ist eine solche Überlegung nicht wertlos; denn die Begeisterung der ersten Zeit ist dahingeschwunden, und an ihre Stelle hat ein neues Pflichtbewußtsein zu treten. Das nährt sich aber auch von der kritischen Einsicht in die Notwendigkeit des Ganzen und einer bewußten Versöhnung. Wir wollen deshalb untersuchen, was sich grundsätzlich, d. h. von letzten Gründen einer Weltanschauung aus, über den Weltkrieg sagen läßt.

Ich spreche vom Standpunkte eines Philosophen, eines Menschen, der objektiv sein will. Die Aufgabe der Philosophie ist nicht, zu begeistern, sondern zu begreifen, was nicht ausschließt, daß auch hinter kühlen Gedanken ein warmes Herz schlägt, und ebensowenig, daß aus der begriffenen Geschichte Andacht und Ehrfurcht vor dem Leben erst recht erwachsen. Ein wichtiges Ergebnis erhalten wir jetzt freilich sofort, durch das wir bereits die Durchschnittsmeinungen vollkommen hinter uns lassen. Jede große Zeit gebiert Massenüberzeugungen, die von den Leidenschaften eingegeben sind und einer bestimmten Interessenlage des Volkes entspringen und deshalb, objektiv gemessen, falsch sind. Die Summe solcher Vorstellungen nennen wir Ideologie. Zu ihr rechne ich nicht nur jene vollkommene Naivität, die wir bisweilen bei unsern Kriegern im Schützengraben antreffen: die Ursache des Krieges sei die, daß sich die hohen Herren nicht vertragen können. Von solcher Ideologie führt eine Stufenfolge einsichtigerer Meinungen bis zu der, die wir als Überzeugung der Besten unseres Volkes, auch als die am meisten verbreitete Ansicht hören können: die Überzeugung vom „Wahnsinn des uns aufgedrängten Krieges“. Zugleich wird hier die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung: Weltanschauung und Weltkrieg geleugnet; denn daß sich der Überfallene wehrt, ist ja eine zu selbstverständliche Tatsache, als daß noch eine gedankliche Rechtfertigung notwendig erscheint. Merkwürdigerweise haben aber auch unsere Feinde die Ideologie, daß sie einen bloßen Verteidigungskrieg führen. In solchem Falle spricht schon die

Wahrscheinlichkeit dafür, daß beide Parteien irren. Nun ist es nach dem, was bisher über die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges bekannt geworden ist, so gut wie sicher, daß unsre Gegner ihn gewollt haben; aber in der Geschichte herrscht ebenso ein ununterbrochener Kausalzusammenhang wie in der Natur; jede Ursache ist wieder Wirkung zahlreicher anderer Ursachen. Und da ist es mir nicht zweifelhaft: die letzte Ursache dieses Weltkrieges ist Deutschlands ständige Zunahme an politischer, wirtschaftlicher, militärischer und moralischer Kraft, durch die das Machtinteresse der übrigen Staaten verletzt wurde. Gestehen wir es doch: müßten wir nicht die Engländer geringer achten, wenn sie die Verdrängung aus ihrer weltwirtschaftlichen Machtstellung widerstandslos hingenommen hätten? Ist nicht für Rußland der Drang zum Meer, der Zug nach Konstantinopel ein dauerndes Ziel der Politik, ein Vermächtnis seit Peter dem Großen? Ist nicht für Frankreich die Rückeroberung der verlorenen Provinzen eine Forderung seiner Ehre? So steigt vor unserm geistigen Auge ein Bild auf, wie die Staaten gleichsam automatisch wachsen und vergehen. Aber hiergegen sträubt sich die Einsicht: sind wir Menschen nicht selbstbewußte Wesen, die ihre Geschichte selbst machen, und warum ist ein friedlicher Wettbewerb unmöglich?

So ist eine grundsätzliche Auseinandersetzung unvermeidlich, und zwar zuerst und hauptsächlich mit dem Phänomen des Krieges überhaupt; sodann versuchen wir als Sonderfall dieses allgemeinen Problems eine Stellungnahme zu dem heutigen Weltkrieg. Dabei kann es nicht meine Absicht sein, eine Weltanschauung von ihren letzten Voraussetzungen abzuleiten und von hier eine Wertung des Krieges als allein richtig zu beweisen; denn abgesehen von der Frage, ob ein solches Unternehmen überhaupt möglich ist, würde mir jetzt und hier jedenfalls Zeit und Beweiskraft fehlen. Ich beschränke mich darauf, das logische Denken zu lehren, zu zeigen, was in der Bejahung oder Verneinung des Krieges überhaupt enthalten ist, auf daß Widersprüche im Gesamturteil unterbleiben. So kann ich z. B. aufweisen, daß ein Kunstkritiker irrt, der den Impressionismus in der Malerei verwirft und doch Wagners Musik anerkennt; denn beide beruhen auf verwandtem Kunstprinzip. Entsprechend kann ich beweisen — und damit nehme ich das wichtigste Ergebnis meiner Untersuchungen vorweg —: jeder muß den Krieg bejahen, der an absolute Werte glaubt und ferner die Überzeugung hat, daß der Sinn der Geschichte ihre Verwirklichung ist.

I.

Um die innere Konsequenz der Weltanschauungen verständlich zu machen, unterscheiden wir mehrere Typen und betrachten zuerst den naturalistischen Menschen. Er hält entweder die unmittelbaren Tatsachen der sinnlichen Wahrnehmung, also die Welt so wie sie uns erscheint, für allein wirklich, oder solche Elemente, die er aus diesen Sinneswahrnehmungen erschließt. Im ersten Falle ist er Positivist, d. h. er traut nur dem unmittelbar Gegebenen, im zweiten Falle Materialist, d. h. er nimmt an, daß sich die ganze Wirklichkeit zusammensetzt aus kleinsten Massenteilchen, die sich gesetzmäßig gegeneinander bewegen. Alles Nähere, insbesondere die Umwandlung dieser letzteren mechanischen Naturauffassung in die kinetisch-elektrische der modernen Physik, ist in unserm Zusammenhang ohne Interesse; uns kommt es nur auf das Gesamtbild an. Und da ist es für den naturalisti-

schen Typus charakteristisch, daß er dieselbe Betrachtungsweise, die für die Naturerkenntnis so außerordentliche Fortschritte herbeigeführt hat und innerhalb ihrer Grenzen vollkommen berechtigt ist, auch auf den Menschen und seine Geschichte ausdehnt; immer bleibt der Naturalist in den nächsten greifbar vorhandenen Tatsachen befangen. So ist ihm die Kulturentwicklung der Menschheit nur ein Sonderfall der allgemeinen Naturgesetzlichkeit; die exakte Methode der Naturwissenschaft, die die Qualitäten in Quantitäten auflöst, gilt auch für die Geschichtswissenschaft. So leugnet der Naturalist objektiven Sinn und metaphysische Bedeutung, er verwirft den Glauben an absolute Werte, die sich vielleicht in den besonderen Erlebnisinhalten eines Einzelnen oder eines Volkes durchsetzen, und anerkennt am Menschen nur das, was allen gemeinsam ist, das Soziale. Bei vollkommener Einsicht muß sich die Wirklichkeit auf eine Naturgesetzlichkeit zurückführen lassen, deren Erkenntnis auch unsere Zukunft berechenbar machen müßte. Mithin ist es die Meinung dieses Typus, daß ein blindes Fatum über uns waltet, das höchstens durch Aufdeckung seiner Gesetzmäßigkeit an Macht oder Schrecken für uns verliert. Von hier ist eine doppelte Stellungnahme zum Kriege möglich. Einmal erscheint er als eine Fortsetzung des großen unerbittlichen Daseinskampfes, dessen Bedeutung für die Entwicklung des Tierreiches und daher auch der zoologischen Spezies Mensch insbesondere die darwinistische Entwicklungslehre ins rechte Licht gestellt hat. Der Krieg ist dann eben unser natürliches Schicksal und eine ethisch-kritische Fragestellung gegenüber der Allmacht des Naturprozesses sinnlos. Allerdings ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß auch vom naturalistischen Standpunkte diese Deutung des Krieges einen Fehler hat: der Kampf der Staaten gegeneinander ist doch von der gegenseitigen Fehde der Tiere verschieden, der Machtzuwachs kommt im einen Falle unter Verlust der tüchtigsten Mitglieder der Gesamtheit zu, im andern bedeutet er eine Organverbesserung des Individuums. So wird das Urteil des Naturalisten von seinen eigenen Voraussetzungen unsicher. In der Tat ist er denn auch zumeist gerade umgekehrt ein leidenschaftlicher Gegner des Krieges. Als solcher vor allem ist er zu einem einflußreichen Faktor in der modernen Gesellschaft geworden, der auch an Alter den entwicklungsgeschichtlich beeinflußten Anhänger des Krieges übertrifft. Hier war der Ausgangspunkt die Analogie nicht zur organischen, sondern zur anorganischen Natur. Wie sich die kleinsten Massenteilchen der Natur in ewigem Kreislauf dem einen Gravitationsgesetz entsprechend zur Harmonie der Sphären gegeneinander bewegen, so sollte es auch ein Naturgesetz der Gesellschaft geben, das, sobald einmal die ungerechten Eingriffe der Regierungen aufhörten, automatisch aus der freien Bewegung der sich selbst überlassenen Individuen die Harmonie der Einzelinteressen bewirken würde. So entstand die unhistorische Auffassung der alten Aufklärung; die dahinterstehenden realen Interessen sowie die damals schon vorhandenen abweichenden Meinungen lassen wir absichtlich außer acht. Ein abstrakter Individualismus der Menschenrechte, der politische, wirtschaftliche und religiöse Freiheit, d. h. Unabhängigkeit des Einzelnen von jedem staatlichen Eingriff verlangte, erhob sich gegen das ancien régime und siegte in der Französischen Revolution. Freiheit und Gleichheit, die Bildung eines großen Mittelstandes sollten die Folge sein. Besonders in der englischen Ausprägung vertrug sich dieser naturalistische Typus sehr

wohl mit einem schematischen Gottesglauben, d. h. mit der Überzeugung, daß Gott durch die zweckmäßige Einrichtung der im übrigen mechanisch regierten Welt den Nutzen und Wohlstand des Menschen als letztes Ziel wolle. Die Ideen von 1789 scheiterten zuerst an dem nicht genügend erkannten Zusammenhang zwischen Besitz und Ungleichheit. Jeder Privateigentümer hat ja als Inhaber bestimmter Existenzbedingungen der Gesellschaft ohne weiteres die Macht über den Besitzlosen: dieser muß sich, um leben zu können, ihm zur Verfügung stellen. Es war die verbrecherische Torheit Robespierres, Freiheit und Gleichheit bei Aufrechterhaltung des Privateigentums dadurch herstellen zu wollen, daß er möglichst vielen Besitzenden den Kopf abschlug, was natürlich der Institution des Privateigentums und der tatsächlichen Ungleichheit selbst keinen Abbruch tat. Die Entwicklung des Großkapitalismus führte alsdann zu einer außerordentlichen Verschärfung der sozialen Ungleichheit, und es entstand die moderne soziale Frage, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit; zugleich war durch die ersten, die sich die neuen technischen Errungenschaften aneigneten, die außerordentliche natürliche Ungleichheit der Menschen bewiesen. Der alte Liberalismus hatte mindestens seine Ergänzungsbedürftigkeit bewiesen. Die theoretischen Grundlagen der neuen sozialdemokratischen Partei wurden von Marx und Engels geschaffen. Hier deutet man die Geschichte materialistisch als Klassenkampf, d. h. als Kampf der Besitzschichten; der Staat und alle Überzeugungen überhaupt sind hier Reflex des Besitzinteresses, das durch den technischen Fortschritt der Produktion seinen Wandel erfährt. Aber einst wird dies alles aufhören: die naturgesetzliche Entwicklung der Gesellschaft führt zur Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und damit zu jener Freiheit und Gleichheit, die der Liberalismus durch das falsche Mittel der freien Konkurrenz vergeblich erstrebt hatte. Der Marxismus hat, wie auch der Positivismus eines Mill und Spencer, die geschichtliche Erkenntnis bereichert, grundsätzlich jedoch nur die Ideen der Aufklärung in eine historische Reihe gesetzt; als Weltauffassung blieb er dem abstrakten Individualismus der Menschenrechte treu und war nur über das Mittel zu seiner Verwirklichung abweichender Meinung. Aber in der sozialistischen Gemeinwirtschaft ist allzu offensichtlich die individuelle Freiheit bedroht, und so folgt dem Sozialismus, konsequent dem gleichen Ideale entspringend, der Anarchismus, der das Individuum zuungunsten aller Gesellschaftsordnung für souverän erklärt. Damit hat sich aber der abstrakte Individualismus selbst ad absurdum geführt. Seine Irrtümer fassen sich vortrefflich zusammen in dem Begriff des von ihm als Endziel aufgestellten „Gesamtwohls". Darin liegt ein doppelter Irrtum. Wer von Wohl, Glück oder Nutzen spricht, die doch nur einen ganz persönlich bestimmbaren und daher verschiedenen Inhalt haben, muß es sich gefallen lassen, daß mit der Ausbreitung des Gedankens durch den Erfolg selbst eine zunehmende Veräußerlichung und Verwirtschaftlichung eintritt; denn die meisten Menschen glauben ihr wahres Glück im Genuß zu finden. Alle Aufklärung beginnt damit, daß ausgezeichnete Männer — für das Altertum Sokrates, für die Neuzeit Spinoza — gegen die bisherige Gebundenheit die Selbstbesinnung auf den eigentlichen Nutzen des Menschen lehren; finden sie ihn im Leben für das Ewige, in den Ideen, so ziehen die Nachfolger aus dem utilitaristischen Grundprinzip ganz andere Folgerungen. Hier darf man indes noch nicht von einem

logischen Widerspruch reden. Er ist aber in der Überzeugung vorhanden, als ob es ein Gesamtwohl überhaupt geben könne. Vielmehr gehört umgekehrt zum Wesen aller Gesellschaft der unaufhebbare Widerstreit der Einzelinteressen; denn jeder wird mit persönlichen Bedürfnissen und Neigungen geboren, während ihn der Verband der übrigen Menschen von vornherein von seinen Bedürfnissen und Neigungen fort zu einem bestimmten Schicksal zwingt. Dieser Konflikt ist schlechthin unlösbar. Indem nun aber der naturalistische Mensch die metaphysischen Eigenwerte des geschichtlichen Lebens leugnet und dafür das gesellschaftliche Leben zum absoluten erhebt, muß er notwendig den Nützlichkeitshader verewigen und die absolute Unzufriedenheit auf den Thron setzen.

Derselbe Mensch aber, der auf solche Weise einen Krieg der Einzelinteressen erlaubt, der zu keinem Friedensschluß führen kann, ist nun ein Gegner des Krieges, den man als Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln definiert hat. Und auch dies ist wieder konsequent, würdigt doch der Naturalist, wie schon gesagt, am Menschen nur das, was ihn als gesellschaftliches Wesen kennzeichnet, mithin das Allgemeine, das bei allen Menschen in der gleichen Weise vorhanden ist; das Besondere gilt hier höchstens als eine unwesentliche Veränderung des sozial Allgemeinen, für die gegen das Allgemeine seine Gesamtkräfte einzusetzen keinen Sinn haben würde. So gesteht der Naturalist wohl nationale Verschiedenheiten zu, erklärt es aber, indem ihm der Staat Verwalter des gar nicht vorhandenen Gesamtinteresses oder Gesamtwohles ist, für ein Verbrechen, diesen Verschiedenheiten Gewalt über das Allgemeine und Entscheidung über Leben und Tod zu gestatten; vielmehr sollen die Streitigkeiten der Staaten durch ein obligatorisches Schiedsgericht ausgetragen werden.

Während also der eine, seltenere naturalistische Typus den Krieg als blindes Fatum, als Element des Naturgesetzes hinnimmt, wird der zweite, weit häufigere Typus zum Anhänger jener Humanität, von der schon Goethe sagt, sie würde noch dahin führen, daß jeder des andern Krankenwärter werde —, jener Humanität, die Nietzsche als den faulen Kern in der modernen Gesellschaft erkannt und vortrefflich als Herdenmoral entlarvt hat. Das grüne Weideglück der Herde, Nutzen, Behaglichkeit und Arbeit für jedermann — kurz, die allgemeine Mittelmäßigkeit und Freundlichkeit wird zur Norm erklärt und außer der Gleichmäßigkeit des materiellen Wohlstandes werden höchstens noch biologische Ideale und die Pflege der exakten Wissenschaft anerkannt. Nietzsche nahm an, daß diese Herdenmoral das wahre, von seinen illusionären Spiegelungen befreite Christentum sei. Wie auch dieser Zusammenhang sein mag, jedenfalls geht so viel aus meinen kurzen Ausführungen hervor, daß dieser Internationalismus unserer Pazifisten zuerst der naturwissenschaftlich beeinflußten Aufklärung entsprungen ist, wo er auch heute die meisten Anhänger zählt. Aus rein praktischen Ursachen strömten ihm die vielen zu, die, durch den modernen Reichtum geblendet und verführt, den allgemeinen Wohlstand als höchsten Wertmesser anzusehen sich gewöhnten.

An zweiter Stelle nenne ich den realistischen Typus. Auch er geht von Tatsachen aus, aber er bleibt nicht in ihnen befangen wie der naturalistische Mensch und hütet sich vor seinen Übereilungen; vor allem erkennt er den Wesensunterschied der physischen und der psychi-

schen Welt. Doch dieser Standpunkt bleibt theoretisch unfertig. Ebendeshalb ist dies die Stufe, auf der die meisten Menschen stehen. Sie folgen ihrem natürlichen Instinkt, der das Gebot der Stunde lehrt, ohne viel zu zweifeln und nach Gründen zu forschen; in religiöser Beziehung folgen sie zumeist der Überlieferung. Es ist der beste Teil des Volkes, der sich aus solchen Menschen der Tat und des Glaubens zusammensetzt; sie wollen auch den Krieg, zumeist freilich nur als gerechten Verteidigungskrieg. Von solchen Soldatennaturen geht vor allem auch heute die Ideologie aus, als ob uns dieser Krieg aufgedrängt sei. Aber theoretisch ist dieser Standpunkt unversöhnt, und so fällt der Realist häufig der Verführung des Naturalismus anheim, und selbst im tapfersten Soldaten wohnt oft genug ein Zwiespalt zwischen Denken und Handeln, ein Zweifel, ob nicht dieses ganze Töten überhaupt sinnlos ist. Deutlicher noch zeigt sich die Gefahr des Skeptizismus bei dem bewußten Realismus des Gelehrten. Er kann nämlich zuletzt nur Skeptiker sein, da jeder Versuch, zu einer begründeten Weltanschauung zu gelangen, indem man von den Tatsachen der Erfahrung ausgeht, scheitern muß. Denn der Gegenstand der Bemühung ist unendlich und unübersehbar, ferner ein Schluß von der empirischen Welt auf ihre letzte Ursache stets mehrdeutig, und schließlich ist auf diesem Standpunkt, der nur Tatsachen wissenschaftlich behandeln will, das Wertproblem unlösbar und daher eine Erkenntnis der Geschichte unmöglich, da ohne Maßstäbe der Beurteilung ihre Tatsachen nicht geordnet werden können und infolgedessen unverstanden bleiben. So verhält sich der Gelehrte als Realist zu den großen Fragen der Politik ähnlich wie der naive Realist. Je nach seinem Temperament, je nachdem seine intellektuellen Interessen die übrigen überwuchert oder das warme Herz unberührt gelassen haben, ist er gleichgültig oder abermals ein Anhänger des Verteidigungskrieges. Je länger aber der Weltkrieg dauert, je dringlicher die Suche nach seiner versöhnenden Idee wird, um so unsicherer wird auch in seinem Urteil der realistische Typus selbst.

Drittens unterscheide ich den subjektiv-idealistischen Menschen. Er hat begriffen, daß der Mensch durch seine Form an einer übersinnlichen metaphysischen Welt teilhat. So erschließt ihm, dessen Einsicht hier der Realist vorgearbeitet hat, die Wahrheit ein Sein, das weder psychisch noch physisch beschaffen ist, vielmehr eine neue Wirklichkeit darstellt, die in den zeitlichen Akten des endlichen Bewußtseins ewig Gültiges, Absolutes vorfindet. So hat auch das sittliche Erlebnis für ihn eine metaphysische Bedeutung, die Welt ist ihm aufgegeben zur Tat, das Ewige dem Endlichen einzugebären. Und die Kunst verbürgt ihm unmittelbar, daß die Form einen letzten, aus naturgesetzlichen Prozessen niemals verständlichen und ableitbaren Sinn hat. Aber noch wagt dieser dritte Typus nicht, den Inhalt des Geschehens als vernünftig zu begreifen: nur die Form ist vernünftig, der Inhalt aber endlich und bloße Erscheinung und Relativität. Es ist der Kantische Mensch, der gleichzeitig mit der Gewißheit, daß wir eine neue Wirklichkeit selbst gestalten, doch die Unerkennbarkeit des Absoluten lehrt. So bleibt der Zwiespalt zwischen Endlichkeit und Ewigkeit, zwischen Gott und dem Menschen, und die realistische Weltanschauung ist nur unvollkommen überwunden. Bisweilen wird sogar aller Inhalt der Endlichkeit schlechthin verworfen und der Einzelne für sich zur gänzlichen Umkehr und Verneinung aufgerufen. Auch die Geschichte ist jetzt noch unbegriffen. Die

Ungleichheit stammt auch nach Kant von den ungerechten Eingriffen der Regierungen, und der geschichtlichen Entwicklung stellte er das eine abstrakte Ziel, die Verwirklichung einer weltbürgerlichen Verfassung, in der die Rechtsgleichheit gesichert ist. Ähnlich fordert Fichte von dem geschichtlichen Fortschritt die Verwirklichung eines Vernunftreiches, und dieses abstrakte, dem modernen Nationalbewußtsein fremde Ideal war es auch, das er in seiner Auferweckung des Deutschen zu den Freiheitskriegen als Aufgabe vorhielt; die Deutschen schienen ihm das einzige auserwählte Urvolk zu sein, das das Vernunftreich herbeizuführen berufen ist. Diesem subjektiven Idealismus ist der Krieg ein unvermeidliches Mittel zur Realisierung des Vernunftreiches, ein notwendiges Übel in der ungerechten Epoche der Geschichte.

Wie aber der Schatten dem Körper, so folgt dem formal-idealistischen Menschen der Romantiker. Er verzehrt sich vor Sehnsucht nach dem Absoluten, das er besitzen will, ohne es doch erreichen zu können. So zerfließt sein Verlangen zuletzt ins unbestimmt Weite, ins Gegenstandslose, während ihm zugleich die Tat, das Leben zerrinnt. Aber der romantische Mensch ist der ständig Suchende, und so findet er stets auf der Spur des Absoluten alles in allem wieder und wird so durch fortdauernd gesteigerte Feinfühligkeit zum Entdecker des Besonderen, des Eigentümlichen. So gelangt er zur geschichtlichen Welt, zum Verständnis dessen, was nur einmal da ist und eben darin seinen Wert hat, anders zu sein als das Allgemeine.

Der subjektiv-idealistische und der romantische Mensch sind beide im Grunde Skeptiker; aber sie sind durch die besondere Art ihres Skeptizismus ein notwendiger Übergang zum vierten und letzten Typus, dem objektiv-idealen Menschen. Für ihn ist das Weltall die Entwicklung einer Idee, ein notwendiger vernünftiger Zusammenhang, und die Aufgabe des Menschen ist es, diese Idee zu finden, hierdurch die Schranken der Endlichkeit zu durchbrechen und zur Versöhnung zu gelangen. Die Verwirklichung dieses Selbstbewußtseins ist der Sinn der fortschreitenden Kulturgeschichte, die deshalb dem Naturprozeß, der Stätte des noch schlafenden Geistes überlegen ist. Sie ist die Verknüpfung des Besonderen und des Allgemeinen: die Menschheit, das Allgemeine, entwickelt sich durch das Besondere und nur durch dieses, und so allein ist die Geschichte in ihrem Selbstwert begriffen. Das höchste Gut ist die Totalität, die durch die geschichtliche Aufeinanderfolge eigentümlicher Menschen und Epochen zur konkreten Allgemeinheit erarbeitet wird; jede Stufe des Weltgeistes hat aber ihren besonderen, d. h. einen letzten Wert. Gegen das abstrakte Räsonnieren des „aufgeklärten“ Menschen macht dieser Standpunkt die — freilich relative und daher stets zu überwindende und zu vertiefende — Vernünftigkeit des Besonderen geltend. Von hier aus ist auch allein Begriff und Bedeutung der Persönlichkeit verständlich. Der Naturalist, der den Menschen nur als soziales Wesen kennt, gelangt, da er die Rechte aller Individuen verficht, notwendig dazu, das Individuum der großen Majorität der übrigen zu unterwerfen und zu knechten. Für den Idealismus ist dagegen die Persönlichkeit etwas qualitativ anderes als das Individuum; sie ist das konkrete Ganze, das der Vielheit der Teile Gesetze gibt, in ihr ist gerade der Allgemeinheitswert, zwar nicht der soziale, sondern der metaphysische enthalten.

Solche Persönlichkeit ist nun nicht nur der geniale Einzelmensch, sondern auch

die Kulturnation. Unter Nation verstehen wir eine Volksgemeinschaft, die durch ihre gesamte Tradition in besonderem Maße verbunden ist und sich ständig als lebendige Einheit empfindet. Alle übrigen Kriterien, wie Sprache, Rasse u. a., versagen; am meisten bewährt sich das eine, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Gefühl und der Wille, eine nationale Gemeinschaft zu sein. Kein Schema ist hier möglich, und ebensowenig, wie wir den Ursprung des Genies erklären können, so wenig ist die Tatsache durch exakte Methoden zu begreifen, daß aus der organischen Tiefe des nationalen Lebens eine besondere Kultur emporblüht. Wir wissen nur, daß ihr Wert gerade in dem liegt, was sie von andern unterscheidet, und nicht in dem, was allen Nationen gemeinsam ist, der sozialen Struktur, die sich jetzt als bloße Zivilisation von der Kultur aufs schärfste absondert; denn die Gesellschaft ist jetzt nur noch der Körper zu dem metaphysischen Lebensinhalt der Menschheit. Trotz aller modernen Ausgleichungstendenzen gilt auch heute noch, daß der Deutsche, Engländer, Franzose und Russe ihrem Idealtypus nach verschieden sind; ja die Gleichförmigkeit der neuzeitlichen Zivilisation hat diese Unterschiede erst recht ins helle Licht gerückt. Der Staat ist nun die rechtliche Macht der Gemeinschaft, er ist die Kristallisation des nationalen Lebens, das mit ihm zu einer geistig-sittlichen Lebensgemeinschaft verschmilzt. Jedes Mitglied ist ihm verpflichtet und unterworfen und erhält von hier aus seine Sphäre der Freiheit. Am deutlichsten zeigt sich im Ideale der Freiheit der Unterschied der Weltanschauungen. Der „aufgeklärte" Mensch versteht darunter das Recht des einzelnen, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, sofern nicht dadurch die gleichen Rechte der andern verletzt werden; da diese aber auf die gleiche Weise definiert sind und daher unbestimmt bleiben, so ist eine Einschränkung schon begrifflich unmöglich und der absolute Egoismus verkündigt. Für den objektiven Idealismus ist dagegen der Staat selbst die Freiheit; sein Dasein ist der sichtbarste Ausdruck, daß der Mensch aus den Banden der Naturgebundenheit, der Tierheit, befreit ist. Freiheit bedeutet jetzt, als Rechtspersönlichkeit anerkannt zu werden und den nach den persönlichen Fähigkeiten zukommenden Anteil am Staatsleben zu haben. Nun ist aber das staatlich-nationale Leben hineingebettet in das gesellschaftliche, das, wie wir wissen, mit unaufhebbaren Antagonismen behaftet ist, und andererseits hat der Staat als wichtigstes Instrument nach innen die Rechtsordnung, die stets an gewisse Schemata gebunden ist und das Konkrete nicht erfassen kann; so ist es ihm in vielen Fällen unmöglich, die dem einzelnen zukommende Stufe tatsächlich zu erfassen und zur Anerkennung zu bringen. Wer dies eingesehen hat, dem ist die Freiheit im Staatsleben ein organisch Gewachsenes, ein geschichtlich Bedingtes, das von der Gesamtstruktur der Gemeinschaft abhängt. Alsdann hören wir auf, wegen Nichterfüllung der Gerechtigkeit mit dem Staate zu hadern, und erkennen vielmehr aus diesem Konflikt die Notwendigkeit einer Unterordnung unter das metaphysische Leben der Gemeinschaft. Echte Freiheit im Staate enthält stets einen als unvermeidlich erkannten Verzicht und insofern ein selbstgewolltes Opfer; im übrigen besteht sie in der Erziehung zur Freiheit selbst.

Aus solcher Gesinnung ist der Staatssozialismus entsprungen, der eine Zunahme der Gemeinschaft gegen die Macht der Einzelinteressen will. Ebendeshalb ist er, obwohl im Mittel oft übereinstimmend, etwas ganz anderes als der mar-

xistische Sozialismus, der gegen den „kapitalistischen“ Staat die Abstraktheit der Menschenrechte aller einzelner zur Geltung bringen will. Schon vor dem Kriege war Deutschlands Staatssozialismus durch seine Sozialpolitik berühmt, und jetzt während des Krieges hat er eine Organisation des Wirtschaftslebens erreicht, die niemand früher für möglich gehalten hätte. Freilich zeigt sich hier die Gefahr, die überhaupt dem Staate eigentümlich ist, der am meisten seine metaphysische Funktion verstanden hat: die Gefahr des Zuvielregierens, der Bevormundung, der Reaktion. Es gibt auch eine individuelle Freiheit, ein Freisein vom Staate; die Sphäre der Wissenschaft, Kunst und Religion gehört zur Blüte des nationalen Lebens und ist doch in der Regel besser den politischen Eingriffen entzogen, wenn auch zumeist der Staat dieser neuen metaphysischen Stufe erst Halt und Inhalt gewährt. Hier gerät der metaphysische Staat leichter in Konflikte als der mechanisch-demokratische.

Ist nun der Staat und die Nation Individualität, ein bestimmtes Eigentümliches, so folgt, daß er mit dem Einzelmenschen die Begrenztheit, mithin das Ende der Leistungsfähigkeit und daher den Tod teilt. Aber dies ist nach der inneren Konsequenz der idealistischen Weltanschauung kein Einwand, vielmehr eine Bestätigung der Fülle des Lebens, das neue Generationen und neue Stufen des Weltgeistes in verschwenderischer Zahl gebiert. Auch hier urteilt der Naturalist ganz anders. Für ihn ist, wenn er hier überhaupt eine Meinung hat, die Dauer des Lebens der höchste Wert. Es ist die Tragik in Nietzsche und das Unausgeglichene seines Lebenswerkes, daß er, der am schärfsten die Unzulänglichkeit des „Sklavenaufstandes“ kritisierte, doch aus Feindschaft gegen die Metaphysik nicht recht loskam von den allgemeinen naturalistischen Voraussetzungen und ihre von der „Humanität“ verschiedene andere Zielsetzung, das biologische Ideal nur unvollkommen überwand. Aber er hatte bereits erkannt, was das Wesen alles echten Idealismus ausmacht: nicht auf die Dauer kommt es an, sondern auf das Maximum an Lebenssteigerung, den erreichten Höchstpunkt, nicht auf die Extensität, sondern die Intensität der Kultur. Wie Achilles lieber in der Jugend als berühmter Held sterben denn ein Altweiberschicksal erfahren wollte, so ist auch für die Nation das Höchste, was sie erreichen kann, ein heroischer Lebenslauf. Und jetzt erst offenbart sich die ganze Bedeutung des Krieges als eine der wichtigsten Kulturtatsachen. Der Krieg ist kein Räuberhandwerk, sondern das Kriterium der Lebensfähigkeit einer Nation, ihr Befähigungsnachweis vor der Weltgeschichte als dem Weltgerichte. Der Krieg regelt, indem er über Leben und Tod entscheidet, die Würde der Völker und ist das wichtigste Instrument zur Fortentwicklung der Geschichte. Nur er verhindert, indem er die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des einzelnen und jeden Maßstab des Glücks lehrt, das Versinken eines Volkes in die bloße Zivilisation. Er dient der Erhaltung und, da zum Wesen alles Lebendigen der Kampf um die Macht gehört, der Steigerung des nationalen Lebens und der Ausbreitung seiner Idee. Wirtschaftliche Konkurrenz ist wohl häufig Ursache eines Krieges; aber keineswegs notwendig im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung, die hieraus ein bloßes Besitzinteresse macht. Nur deshalb ist dieser Zusammenhang vorhanden, weil die wirtschaftliche Überlegenheit aus früher erwähntem Grunde Macht überhaupt verleiht. Auch dort, wo imperialistische Tendenz und Erwerbssinn in

derselben Richtung verlaufen, ist es falsch, in allen Fällen hierin nichts weiter als den Einfluß gleichgültiger ökonomischer Privatinteressen erkennen zu wollen. Die Ehre eines Volkes ist kein Reflex, keine Ideologie wirtschaftlicher Interessen, sondern ein selbständiges Gefühl der Würde. Mithin ist jeder große Krieg — gleichgültig ob Angriffs- oder Verteidigungskrieg — sub specie aeternitatis betrachtet, metaphysisches Schicksal, das uns der persönlichen Schuldfragen enthebt. Die Vernichtung des Staates ist aber ein Beweis, daß seine Mission erfüllt, seine Leistungsfähigkeit erschöpft ist und er zugunsten anderer nunmehr abzudanken hat.

Ich habe versucht, für den besonderen Zweck dieser Erörterung vier Typen der Weltanschauung nach der inneren Konsequenz ihrer Überzeugungen zu entwickeln. Die Wirklichkeit zeigt natürlich ein sehr viel reicheres Bild — schon deswegen, weil so viele Menschen der Konsequenz ermangeln und in einem unbestimmten Idealismus Unvereinbares miteinander verknüpfen. Es konnte aus dem früher angegebenen Grunde nicht meine Aufgabe sein, eine bestimmte Weltauffassung, eine Stellungnahme zum Kriege als allein richtig zu beweisen, obwohl ich selber dem letztgenannten objektiven Idealismus anhänge, dessen größter letzter Vertreter Hegel gewesen ist. Wir fassen das Ergebnis noch einmal zusammen. Der zweite und dritte Typus, der realistische und der subjektiv-idealistische Mensch einschließlich des Romantikers, sind, sofern es auf begründete Weltanschauung ankommt, im Grunde Skeptiker. Nach dem Instinkt sind sie den großen Lebensfragen gegenüber entweder gleichgültig oder die ausgezeichneten Menschen der Tat und des Glaubens. Zumeist halten sie den Krieg für ein Übel, das sich mit dem Fortschritt vielleicht beseitigen läßt, sind aber in der Regel Anhänger des Verteidigungskrieges, den wir jedoch als Illusion erkannt haben. Es gibt nur zwei theoretisch vollkommen zu Ende gedachte Weltauffassungen, von denen die eine, der Naturalismus, Sinn und Bedeutung allenthalben leugnet, die andere, der objektive Idealismus, umgekehrt die Gesamtwirklichkeit als Auswirkung einer Idee begreift. Der Naturalist sieht im Kriege entweder das blinde Fatum des Naturgesetzes, oder er ist Anhänger der Internationale, Verherrlicher des sozialen Lebens, ein Freund des Friedens und der Herdenmoral.

Dagegen bejaht der objektiv-idealistische Mensch den Krieg grundsätzlich, weil er an absolute Werte glaubt und ferner überzeugt ist, daß der Sinn der Geschichte in ihrer Verwirklichung beschlossen ist. So hat auch umgekehrt jeder Realist in der instinktiven Bejahung des Krieges etwas vom großen Wehen und Weben der Weltgeschichte gespürt. Dürfen wir Goethe zu diesem Idealismus, Bismarck zum Realismus rechnen, so ergibt sich hier auch, daß das Deutschland beider Männer wohl einen im Ausgangspunkte begründeten Unterschied, nicht aber, wie unsere Feinde behaupten, einen feindlichen Gegensatz einschließt. Nur derjenige Realist muß uns grundsätzlich widersprechen, der zugleich schroffster Dualist ist, dem Göttliches und Menschliches ewig und absolut geschieden sind und der deshalb die metaphysische Bedeutung der Kulturgeschichte leugnet; ein solcher Standpunkt ist mit der grundsätzlichen Bejahung des Krieges unvereinbar. Die Beurteilung dieses Dualismus ist aber identisch mit der Frage, ob Krieg und Christentum miteinander vereinbar sind. Ist der Dualist allein der wahre Christ, so ist ihre Versöhnung unmöglich, da ja doch der bloße Verteidigungskrieg Ideologie ist.

Aber was das Wesen des Christentums ist, das hängt ebenso wie die Bestimmung über das Wesen des Geschichtlichen überhaupt an Auswahlprinzipien des erlebenden Beurteilers, die der Forschung vorausgehen. Möglich ist jedenfalls auch eine von der Kirche abweichende Deutung des Christentums, nach der es gerade die Versöhnung zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit vollzog und dem Menschen Aufgabe und Kraft zuwies, das Gottesreich zu vollenden. Unberührt bleibt ja durch diese Deutung — am Namen liegt nichts — die schon bei unserer Kritik des Freiheitsbegriffs selbst behauptete Anerkennung einer metaphysischen Sphäre, die dem politischen Leben überlegen ist. Die idealistische Deutung des Krieges wird nicht aufgehoben, wenn wir zugeben, daß der Künstler und der Heilige, der Mystiker einen noch größeren Grad an Vollkommenheit erreichen als der Held.

So läßt sich mithin die innere Konsequenz der Weltanschauung aussprechen: Wer den Krieg verwirft, leugnet damit die Eigenbedeutung des nationalen Lebens, leugnet die Individualität, leugnet die Bedeutung der Geschichte. Wenn uns dies heute fremdartig klingt, so liegt das nur daran, daß wir die unermeßlichen Opfer und Leiden dieses Weltkrieges allzu sinnenfällig vor Augen haben. Und doch brauche ich nur daran zu erinnern, welche Kulturbedeutung der Krieg zwischen Griechen und Persern hatte, wie durch die mittels zahlloser Kämpfe ermöglichte Gründung des Römerreiches dem Christentum und durch seine Zertrümmerung der neuen germanischen Kulturstufe vorgearbeitet wurde, wie aus den Religionskämpfen der Neuzeit ein ganz neuer Typus des Menschen entsprang.

II.

So ist die Frage nach dem allgemeinen Sinn des Krieges beantwortet. Welches aber ist — und damit kommen wir auf das, was wir eigentlich wissen wollen, zurück — welches ist die versöhnende Idee dieses Weltkrieges? Und jetzt sehen wir ohne Schwierigkeit ein, daß uns eine Antwort hierauf gar nicht möglich ist. So wenig wie die Römer und Germanen in der Zeit der Völkerwanderung ein Bewußtsein davon haben konnten, daß es sich um das Werden einer neuen Kultur handelte, so wenig ist uns, den Erlebenden, der Sinn und das Geheimnis dieses Weltkrieges offenbar. Erst bei Anbruch der Dämmerung, sagt Hegel, erhebt die Eule der Minerva ihren Flug; eine Gestalt des Lebens läßt sich erst erkennen, wenn sie alt und grau geworden ist. Somit ist das Unbegriffene und insofern Unversöhnte des heutigen Weltkrieges in der Sache begründet und selbst als notwendig begriffen. Nur ein Doppeltes bleibt: entweder leugnen wir Sinn und Bedeutung überhaupt und dann am allermeisten für den gegenwärtigen Kampf, oder wir entschließen uns, überhaupt zu glauben, und dann müssen wir auch annehmen, daß in der jetzigen welthistorischen Krisis eine uns freilich verborgene Vernunft waltet, die ihre furchtbaren Opfer aufwiegt. Wir lernen dann aus dieser Einsicht vor allem die Ehrfurcht vor den Tatsachen und vor dem Leben, das gleichsam durch die Verschwendung seiner Typen seinen unendlichen Reichtum selbst beweisen will, wir gewinnen uns ein Gefühl der Dankbarkeit, daß gerade unsere Zeit in besonderem Maße berufen ist, Weltgeschichte zu machen.

Grundsätzlich ist also die Bedeutung des Weltkrieges unerkennbar. Aber deshalb ist es doch erlaubt, ja geb

Versuch zu machen und wenigstens das Nächstliegende aufzuklären. Ich unterscheide hierbei Wirkungen in subjektiver und in objektiver Beziehung.

Der subjektive Prozeß ist die Veränderung in der Gesinnung. Sie ist nur zu verstehen von einer allgemeinen Analyse und Kritik unserer modernen Kultur. Ihre letzte Tatsache ist mir der Wille, die geistige und soziale Gebundenheit des Mittelalters zu verlassen und bewußt zu leben. Dieses Selbstbewußtsein führt zur Erkenntnis der metaphysischen Lebenswerte, von denen wir hier das Nationalbewußtsein kennen gelernt haben, zuletzt zur Mystik des spekulativen Idealismus. Wollen wir dies nach den Auswahlprinzipien unserer Weltanschauung als Wesen der modernen Welt ansehen, so wurde doch ihr wirksamster Faktor der Wille, in Wissenschaft und Leben die empirische Welt zu erobern. Diese Lebensform ist aber notwendig unvollendbar und wirkt daher zersetzend. In der wirtschaftlichen Sphäre wird jetzt eine unermeßliche Steigerung des Reichtums gefordert und erzielt, im Geistesleben gelangt der Realismus aus früher angedeuteten Gründen niemals zum Enderfolge, wenn ihm auch außerordentliche Fortschritte in der Technik und den Naturwissenschaften gelingen. Dieses rationalistische System ist vor allem auf Zweckmäßigkeiten eingestellt, und so entsteht eine raffinierte Arbeitsteilung, die dem Arbeiter eine winzige Teilfunktion zuweist, wie sie den Gelehrten zum ausgezeichneten Kenner eines kleinen Arbeitsgebietes macht, dafür aber beiden das Ganze als eine fremde, oft gleichgültige oder sogar feindliche Lebensmacht gegenüberstellt. Die Folge ist eine allgemeine Entfremdung zwischen Beruf und Seele, und da zugleich der Rationalismus die überlieferte Weltanschauung zersetzt, ein Verlust des Endsinns überhaupt. So wird der Mensch in unendliche Bewegtheiten hineingeworfen. Auf intellektuellem Gebiete überwiegt nun ein abstrakt-sachliches Interesse, die natürlichen Gefühle, insbesondere die Begeisterungsfähigkeit, verkümmern, und als Reaktion gegen die ursprüngliche Tatkraft des Willens bemächtigt sich der Menschen eine allgemeine Aufgeregtheit und Nervosität. Die große Persönlichkeit fehlt einer solchen Zeit, schon deshalb weil die Erziehung von vornherein zu einem nützlichen Teilmenschentum drängt. Weil aber die Zweckmäßigkeiten immer dieselben sind, so entwickelte sich zugleich eine internationale Gleichförmigkeit, die in den technischen Einrichtungen, in der Gestaltung der Großstädte und in der Bekleidung am sinnenfälligsten zum Ausdruck kam; aber auch die Menschen selbst veranähnelten sich, wurden zu Typen, insbesondere da, wo sie sich zu den das Leben ausfüllenden Interessenverbänden zusammenschlossen, durch die die Atomistik des gesellschaftlichen Lebens noch einmal in verschärftem Maße wiederholt wurde. Die Zunahme der Öffentlichkeit des Lebens führte aber schließlich zu einem Kampf zwischen Masse und Individuum auf Tod und Leben. Dabei erwies sich, was jetzt der Krieg am eindringlichsten lehrt, daß die Demokratie schon aus technischen Gründen eine Illusion ist; denn auch die Masse kann nur etwas erreichen, wenn sie Vertreter, Führer hat, so daß abermals der Einzelwille ausgeschaltet ist. Die große Zahl mißversteht nun nicht nur das metaphysische Selbstbewußtsein, sie verkennt auch das zurückhaltende Programm des Realismus, das von ihr zum Naturalismus gewandt wird. Ebendeshalb ist für unsere jüngste Entwicklung nichts charakteristischer gewesen als die ständige Zunahme des von uns anfänglich beschriebenen naturalistischen Typus. Er

kann aber, wie wir damals sahen, nach der inneren Konsequenz seiner Weltanschauung, auch wenn er sich selbst hierüber Illusionen hingibt, gar nicht anders, als den Nützlichkeitshader permanent machen. Die Folge ist eine allgemeine Steigerung der Genußsucht, zu deren Befriedigung der neu erworbene Reichtum die Mittel gibt. Unsere jüngste Vergangenheit förderte, soweit sie die Masse zur Herrschaft brachte, die Mittelmäßigkeit, im übrigen begünstigte sie dank der größeren Kompliziertheit aller Aufgaben das Talent. Aber dem Genie war sie absolut feindlich und daher diese Epoche schlechthin ungenial; die Besten der Zeit fühlten sich zu ihr im Gegensatz. Sie bedeutete trotz aller gesteigerten Regsamkeit im einzelnen, trotz aller technischen und wissenschaftlichen Fortschritte gegenüber unserer klassischen Zeit einen Niedergang im ganzen, genau so wie der Hellenismus der großen Zeit Griechenlands gefolgt war.

Diese rationalistische Entwicklung hörte nun bei Ausbruch des großen Krieges mit einem Schlage auf. Das absolute Opfer, das nun verlangt wurde, bewies ein absolut Wertvolles, das Vaterland. Endlich war der Verlust eines Endsinns gehoben, und selbst müde und matte Menschen fühlten sich mit einem Male gesund und eilten zu den Fahnen. Endlich durften wir uns wieder den Dingen selbst zuwenden, endlich konnte sich der arbeitsteilig gewöhnte Mensch mit allen seinen Kräften, den leiblichen und geistigen, einheitlich einsetzen. Wie schwer wird es noch manchem werden, sich später an die Enge des Kontors, des Berufes überhaupt wieder zu gewöhnen! Die Künstlichkeit der Existenz fällt nun fort und mit ihr das Konventionelle. An seine Stelle trat ein erstes Sichkennenlernen der Nation, das die bisher durch Besitz, Beruf und Bildung errichteten Schranken durchbrach. Wir lernten eine neue Lieb zur Natur, mit der wir „Suppenschweine uns verwachsen fühlen. Und wie fro dürfen wir sein, der Großstadt und ihrem aufgeregten Kulturgeschwätz, diesem modernen „Fortschritt“, entronnen zu sein und endlich die Einheit echten Denkens und Handelns bewähren zu können! An Stelle des abstrakten Ideals erhielten wir das Recht, selbst unmittelbar den Idealismus der Gesinnung zu bewähren und Vorbild zu sein; so wenig ist der Krieg ein Gegensatz zu unserer klassischen Periode, daß er vielmehr uns die Goethesche Lebensnähe wiedergeschenkt hat. Vor allem zeigte sich auch in der Stunde der Not eine wunderbare Einigkeit des Volkes; sie bedeutet einfach dies, daß in dem großen historischen Augenblick das natürliche Gefühl einen selbstverständlichen Sieg über die Instinktverirrung des Naturalismus davongetragen hatte.

Aber freilich muß man sich hüten, solche Veränderung in der Gesinnung zu überschätzen. Ungewöhnliche Umstände verstärken in der Regel für die Dauer nur die Eigenart des Charakters: der Egoistische wird egoistischer, der Uneigennützige und Edle wird noch selbstloser. Schon hat der innere Hader wieder begonnen, und das alte *propter invidiam* des Tacitus scheint uns nicht erspart zu bleiben. Und mancher kommt vom Urlaub aus der Heimat zurück voller Enttäuschung, daß daselbst bei vielen die kleinen Sorgen und die Fragen der Alltäglichkeit im Vordergrunde des Interesses stehen. Auch die Begeisterung der ersten Soldaten ist naturgemäß nicht mehr in der heutigen Armee in diesem Maße vorhanden. Aber ich halte es doch für möglich, auch dem einfachen Manne in seiner Sprache ein Verständnis dafür zu vermitteln, daß er an einer weltgeschichtlichen Aufgabe teilnimmt und ihn so mit seinem Schicksal zu versöhnen. Jeder,

der in der Front gestanden hat, wird von hier eine Art geistigen Rucks mit nach Hause bringen, der auch für die Zukunft nicht einflußlos sein wird. Im übrigen werden wir freilich nach Friedenschluß eine Entwicklung erleben, die sicher auch die Bestandteile der jüngsten Vergangenheit enthalten wird, wenn sie auch ihre Extreme meidet. Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß dieselben Umstände, die die wirtschaftlichen Verluste des Krieges am ehesten beseitigen, mit dem kapitalistischen Aufschwung auch am leichtesten zu der früheren Überschätzung des Reichtums und zur Verschärfung des Klassenkampfes zurückführen können.

So viel über die subjektive Wirkung des Weltkrieges. Seine objektive Bedeutung, die natürlich mit der subjektiven im Zusammenhang steht, ist, soweit eine Einsicht über das Nächste möglich ist, die Erhaltung des Deutschtums. Der Deutsche ist der eigentlich metaphysische, d. h. auf das Absolute gerichtete Mensch, und vielleicht ist seine empirische Erscheinung häufig nur deshalb so unvollkommen, weil er, vor sich selbst unsicher und unfähig, die von Luther zuerst gestellte absolute Forderung zu verwirklichen, doch die mittlere Stufe der geschmackvollen Verständigkeit nicht erreichen kann. In unserm Krieg gegen England und Frankreich bekämpfen wir das hier herrschend gewordene Prinzip der modernen Aufklärung, die Freiheit als Individualismus der abstrakten Menschenrechte, den Kampf aller gegen alle. Der naturalistische Typus des Engländers gibt vor, an das Gesamtwohl zu glauben und es bewerkstelligen zu wollen. Da aber dieses vorgebliche Ideal, wie wir gesehen haben, sinnlos ist und der natürliche Machttrieb des Staates nicht aufhört, so muß die Politik eines solchen Staates Heuchelei sein. Hier hat sich, indem England uns um seiner Weltwirtschaft willen den Krieg erklärte, die Herdenmoral selbst widersprochen und damit widerlegt. Frankreich hat allerdings in den letzten Jahren einen Versuch gemacht, sich von seinen alten demokratischen Idealen zu befreien. Es gab kurz vor dem Kriege eine Art geistiger Revolution, die den Iren Bergson zum Führer hatte. Aber die unbestimmte Entwicklung, die Bergson verherrlicht, ist im Grunde nur ein neuer Ausdruck der alten naturalistischen Weltanschauung; mit ihr stimmt Bergson auch insofern überein, als seine Apotheose der Zeit den Sinn der Persönlichkeit aufhebt und er ein Faktum schon deshalb wertet, weil es anders ist als das vorhergehende. So ist auch der große Beifall, den diese Philosophie jüngst in Frankreich fand, kein Beweis für einen wirklichen Gesinnungswandel. Am deutlichsten ist die Bedeutung des Weltkrieges im Kampfe Deutschlands mit Rußland zu erkennen; sie besteht in der für absehbare Zeit erfolgten Zurückdrängung des Slawentums. Hier verficht Deutschland mit seinem Bundesgenossen die wahren Interessen der gesamten west- und mitteleuropäischen Kultur.

Es liegt ein tiefer Sinn in der Ideologie unserer Feinde, wir seien Barbaren. Denn darunter verstehen sie denjenigen, der ihre demokratische Freiheit der Menschenrechte leugnet, sie sind nicht imstande, unsere objektive organische Freiheit zu verstehen, von der sie nur die bisweilen zutage tretenden Unzuträglichkeiten sehen, die mit aller Endlichkeit verknüpft sind. Vielleicht dürfen wir deshalb sagen: Dieser Krieg ist der größte, weil um die letzten metaphysischen Gegensätze gekämpft wird. Wenn eine Rettung überhaupt möglich ist, so kann sie nur von deutschen Menschen erfolgen. Freilich ist auch hier der innere Feind stark genug.

Eine Kultur des Selbstbewußtseins schadet eben der großen Zahl, deren unreflektierte naive Weltanschauung zersetzt wird; sie vermag der neuen Geistigkeit nicht zu folgen. So entsteht die Gefahr: entweder zieht die Masse das Individuum zu sich herab, oder das Individuum bleibt zunächst Herr, wird aber von den Kraftquellen des Volkes und damit der Reproduktion abgeschnitten. Die sachlichen Spannungen des modernen Kulturlebens, der Kampf zwischen metaphysischem und empirischem Selbstbewußtsein, sind, wie es scheint, zu stark geworden, um von einer zur Begründung einer Nationalkultur hinreichend großen Anzahl verstanden zu werden; es ist die Gefahr jedes fortgeschrittenen Kulturprozesses, schließlich zwischen Reaktion und Verflachung erdrückt zu werden. Bisher beweist die Geschichte, wie das Selbstbewußtsein einem Volke stets tödlich gewesen ist, weil zuletzt immer der naturalistische Typus gesiegt hat. Ist Deutschland oder vielleicht Europa bereits in diesem letzten Stadium? Gerade die Tatsache, daß wir noch Krieg führen können, beweist das Gegenteil, wenn wir auch ein Quantum des tödlichen Giftes bereits in uns haben. Wird es uns Deutschen, im Innersten aufgewühlt durch das Erlebnis des Weltkrieges, möglich sein, eine neue Kulturstufe zu erschaffen vielleicht in einem neuen europäischen Bunde mit denjenigen unter unsern Feinden, die noch „Barbaren" sind? Dies kann erst die Zukunft lehren. Was während des Krieges an neuer Kunst und Literatur entstanden ist, habe ich nicht verfolgen können; ich erinnere nur daran, wie schon vor dem Kriege die deutsche und französische Kunst, Marées, Hodler und Cézanne sich gemeinsam bemühten, durch ihre Formensprache die Unterordnung des Menschen unter das Allgemeine zu verkünden, die inzwischen der Krieg alle Menschen praktisch gelehrt hat. Gleichzeitig mit der Wendung der Kunst vom Impressionismus weg zum Metaphysischen wurde den Menschen das metaphysische Schicksal des Krieges zuteil, und so scheint Deutschland zum Siege bestimmt zu sein, weil seine politische Freiheit die neue allgemeine Weltidee der Einordnung des Einzelnen unter das übergeordnete Ganze in der politischen Sphäre wiederholt.

Die Fragen der fernsten Zukunft bleiben hierdurch freilich unberührt; mag sein, daß einst die Slawen, dieser schwermütig-passive Typus, doch noch eine neue Weltkultur herbeizuführen bestimmt sind. Gewinnen wir die innere Freiheit und geistige Weite, um einzusehen: was in spätester Zukunft geschehen kann, die Götterdämmerung, die, wie allem Gewordenen, so auch dem deutschen Menschen und dem Europäer überhaupt droht, ist für den Fortschritt der Menschheit notwendig, für uns Menschen der Gegenwart aber bedeutungslos. Begreifen können wir nur die Vergangenheit, höchst unvollkommen und fragmentarisch die Gegenwart, und schlechthin dunkel ist uns die Zukunft. Halten wir nur daran fest: nicht die Dauer des Lebens, sondern nur die Leistung hat Wert. So bestätigt die theoretische Überlegung, indem sie zur Grenze des Unerkennbaren vordringt, den natürlichen Instinkt, der uns zur Tat zurückruft. Nur das ewig Gegenwärtige ist.

Haben die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus zeitgemäße Bedeutung?

Von Otto Warschauer.

I.

Der Krieg hat die kollektivistische Weltauffassung außerordentlich gefördert, und was er gezeitigt, wird auch nach dem Frieden nicht sofort verschwinden. Es ist nun eine ganz eigenartige Tatsache, daß die Klassiker des Sozialismus, die die Väter dieser Weltauffassung sind, gegenwärtig vielfach als Utopisten gelten und ihren Ansichten keinerlei zeitgemäße Bedeutung beigemessen wird. Ist dies gerecht? Diese Frage ist unbedingt, gleichviel auf welchem Parteistandpunkt man stehen mag, zu verneinen, und zur Beweisführung dieser Behauptung sei an dieser Stelle nur auf die tatsächlichen Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus hingewiesen, die, wie Saint-Simon, Fourier und Louis Blanc, Pfadfinder waren und in mannigfacher Beziehung nicht nur die Vorgänger, sondern auch die Lehrmeister von Marx, Ferdinand Lassalle u. a. gewesen sind.

War Saint-Simon Utopist, und ist seine Bedeutung in der Gegenwart vollständig verblaßt? Es sei hier nur auf die Kernpunkte seiner Lehre hingewiesen. Er meinte, daß das derzeitige Regierungssystem und die damit verbundene Organisation der Gesellschaft ein Erzeugnis der Theokratie und des Feudalismus sei, das seinen Ursprung im 3. und 4., seine Ausbildung im 11. und 12. Jahrhundert gefunden, allmählich jedoch sich vollständig überlebt habe. Er behauptete, daß der Wohlstand der Nationen und die Macht der Regierungen nur von dem materiellen Erwerb und der intellektuellen Leistungsfähigkeit ihrer Angehörigen bedingt werde, und daß die geistige Gewalt in den Köpfen der Gelehrten, die weltliche in denen der Kaufleute, Handwerker und Arbeiter liege. Diesem Umstand trägt nach seiner Ansicht die seit Jahrhunderten bestehende Gesellschaftsordnung nicht genügend Rechnung, denn in der Handhabung und Ausübung der Regierungsgewalt seien Adel und Geistlichkeit dauernd gegenüber dem erwerbenden Bürgertum und der auf freier Forschung beruhenden Wissenschaft bevorzugt. Saint-Simon hielt ferner Reformen auf dem Gebiet der inneren Staatsverwaltung für geboten; er wünschte, daß diese letztere soviel wie möglich von Praktikern gehandhabt werde und demgemäß die entscheidenden Stellungen nur denjenigen zu übertragen seien, die in der Praxis geschult wären und einen kaufmännischen Scharfblick besäßen. Saint-Simon ist endlich in religiöser Beziehung als Neuerer aufgetreten; er suchte in der Pflege der Nächstenliebe die hauptsächlichste Aufgabe der christlichen Religion und verlangte, daß das Christentum in ein harmonisches Verhältnis zu dem jeweiligen Stande der Kultur und Wissenschaft zu bringen sei.

War Fourier durchweg Utopist? Wer seine Schriften genau kennt, kann sich allerdings der Auffassung nicht verschließen, daß er in vielfacher Beziehung nicht nur Ideale, sondern auch Idole vertreten hat. Wenn aber der eigentliche Feingehalt seiner Ideen ermittelt wird, so darf auch er nicht lediglich als Utopist

bezeichnet werden. Fourier wollte der Begründer einer neuen Gesellschaftswissenschaft werden, die sich aus der abgeschlossenen Erkenntnis der menschlichen Leidenschaften und Triebe zusammenzusetzen habe. Nach seiner Meinung sammeln sich übergroße Reichtümer in den Händen weniger an, andrerseits führen Millionen von Menschen, die in enge und verpestete Wohnstätten eingepfercht sind, ein finanziell begrenztes und beruflich stumpfes Dasein. Die Arbeit ist nach seiner Ansicht eine Last, und doch fühlt sich das Individuum unglücklich, wenn es dauernd ohne Beschäftigung ist. Die Arbeit ist daher für jeden ein unentbehrliches, seelisches Bedürfnis, und sie gestaltet sich nur zur Quelle der Unfreiheit, wenn, wie dies häufig der Fall ist, ihre Verrichtung abstößt oder zwangsweise erfolgt. Sie ist vielfach falsch organisiert und deshalb die Ursache individueller Vergewaltigung und Unzufriedenheit. Fourier bezeichnete das Privateigentum als die Vorbedingung jeden sozialen Fortschrittes und die Armut als die Ursache aller Übel. Er wollte das erstere weder abschaffen noch umbilden, sondern nur den Unternehmergewinn anderweitig als bisher verteilt wissen. Zu diesem Zwecke stellte er der Isolierwirtschaft der Familie die zur Zeit so ernstlich in Erwägung gezogene Kollektivwirtschaft der Gemeinde gegenüber, in der jedem ein Existenzminimum gewährt sei und das natürliche Recht zustehe, seinem Arbeitstriebe zu folgen und die hierfür erforderlichen Produktionsmittel zu erhalten. Derartige Ansichten können anfechtbar erscheinen, aber als Utopien dürfen sie nicht bezeichnet werden, und in dem eigenartigen Spiele der Fourierschen Gedanken liegt vielfach ein psychologisch tief begründeter Sinn und Reiz, dem die Gegenwart sich durchaus nicht völlig verschließt.

Wie steht es mit Louis Blanc? Er meinte, daß durch die freie Konkurrenz und in dem ungezügelten Wettbewerbe aller die Keime des wirtschaftlichen Anarchismus gesät seien, und daß, sobald in dem entbrannten Kampf der Stärkere den Minderwohlhabenden vernichtet habe, sich Monopole herausbilden, die eine Konzentration der kapitalistischen Produktionsmittel in den Händen einzelner herbeiführen. Durch die freie Konkurrenz wird, wie er behauptete, nicht nur die gesamte Gütererzeugung ungezügelt, es bildet sich auch in diesem Kampfe aller gegen alle eine gemeingefährliche Finanzfeudalität aus, welche die mittleren und unteren Teile des Bürgertums sowie alle wehrlosen Schwachen ausbeutet. Blanc bezeichnete die Herrschaft des Individualismus als einen Fortschritt im Leben der Völker, der das Selbstbewußtsein der Menschen entfesselt, den Geist der Kritik geschärft und dem einzelnen die Möglichkeit gewährt habe, für sich zu sorgen und das eigene Glück zu begründen. Er unterschätzte daher nicht die individualistische Gesellschaftsordnung, er bezeichnete sie sogar als eine Übergangsperiode von zivilisatorischem Werte und hoher Bedeutung, aber er wollte sie zeitlich begrenzt wissen, weil sie sich nach seiner Meinung durch eine vollständige Preisgabe der Bedürftigen charakterisiere und somit unendliches Unheil schaffe.

II.

Es wäre töricht, in Abrede stellen zu wollen, daß die Lehren Saint-Simons, Fouriers und Louis Blancs vielfache Irrtümer und Verschrobenheiten in sich bergen. Die Forderung des ersteren, daß nur die Vertreter der Arbeit und

der Wissenschaft berufen sein sollen, den Staat zu lenken, ist engherzig, und die Meinung, daß hierdurch gleichzeitig der Grundgedanke des Christentums verwirklicht werde, in hohem Maße anfechtbar. Auch ist der wirtschaftsphilosophische sowie geschichtliche Unterbau des Saint-Simonschen Systems, namentlich bezüglich der Entwicklung und Bedeutung der Bourgeoisie, nicht fest genug gezimmert. Fourier beseelt ein durchaus nicht begründeter Pessimismus. Seine Lehre, die der Befriedigung der menschlichen Leidenschaften und Triebe gerecht zu werden sucht, ist nicht scharf genug gefaßt, und die Meinung, daß die sofortige Befriedigung aller Neigungen die Menschen glücklicher machen würde, als es bisher der Falle gewesen, fußt auf irrigen Voraussetzungen. Fourier verlangte weniger das Recht auf Arbeit als das Recht auf Glück; weniger den Arbeitstrieb als die Genußsucht der Menschen wollte er zum Produktionsfaktor der Volkswirtschaft machen, und diesem Verlangen entsprang eine Reihe undurchführbarer Forderungen. Auch Blanc kann eine große Anzahl von Irrtümern überzeugend nachgewiesen werden. Die von ihm empfohlene Organisation der Arbeit hat zur Voraussetzung die Beseitigung der freien Konkurrenz, deren Wirkungen er ungenau und einseitig schilderte. Die Angriffe ferner gegen die individualistische Gesellschaftsordnung sind abzuwehren, denn den Individualismus ausrotten zu wollen heißt einen aussichtslosen Kampf aufnehmen gegen die Eigenart der menschlichen Persönlichkeit. Die individualistische Gesellschaftsordnung ist eine soziale Naturerscheinung und wird so lange auftreten, als nicht alle Menschen gleiche Fähigkeiten und Bedürfnisse haben. Auch bezüglich des geforderten Rechts auf Arbeit ist Blanc nicht tief genug in die Psychologie eingegangen, denn das eigentliche Recht auf Arbeit besteht nicht nur in der Überweisung irgendeiner beliebigen, den individuellen Lebensunterhalt sichernden Beschäftigung, sondern in dem obrigkeitlich zu verbürgenden Zugeständnis, jedem im Notfall diejenige Arbeit zu verschaffen, die seinem eigentlichen Beruf, seiner Vorbildung und Schulung sowie seinen natürlichen Fähigkeiten entspricht. Dieser Aufgabe dürfte jede Staats- oder Stadtverwaltung nur äußerst schwer zu genügen in der Lage sein.

Doch eine derartige unparteiische Stellungnahme gegenüber Saint-Simon, Fourier und Louis Blanc stempelt sie weder zu Utopisten noch kann ihre zeitgemäße Bedeutung in Abrede gestellt werden. Saint-Simon erkannte mit vielem Scharfblick, daß dem Zeitalter des Feudalismus dasjenige der Industrie, in dem sich Arbeit und Wissenschaft paaren, folgen werde, und die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat die Richtigkeit seiner Erkenntnis in den verschiedensten Ländern voll erwiesen. Und der kaufmännische Geist, von dem in der jüngsten Zeit namentlich in Deutschland so viel gesprochen und von dem gewünscht wird, daß er die Bureaukratie befruchte, war es nicht Saint-Simon, der zuerst überzeugend darauf hingewiesen hat? Finden nicht auch seine Ansichten über Wesen und Pflichten des Christentums einen nachhaltigen Anklang und Widerhall in der Gegenwart? Saint-Simon war der erste Christlichsoziale der neueren Zeit, der dauernd Schule gemacht hat und dem auch in der Gegenwart viele bewußt oder unbewußt intellektuelle Gefolgschaft leisten.

Fourier zuerst hat auf die Notwendigkeit der Gewähr eines Existenzmini-

mums im Notfalle hingewiesen, und was ursprünglich utopisch klang, ist später teilweise verwirklicht worden oder wird zur Zeit erstrebt. Die deutsche Reichsgesetzgebung und die Gesetzgebungen anderer Länder, wenn sie sich auch nicht direkt den Forderungen Fouriers angeschlossen haben, sind doch tatsächlich durch die Organisation der Kranken-, Unfall-, Alters-, Invaliditäts- usw. Versicherungen für den gleichen Gedanken eingetreten und entziehen hierdurch den wirtschaftlich Schwachen der Gefahr des physischen Untergangs. Die Wohnungsfrage ferner, namentlich in bezug auf die minderbesitzenden Klassen, beschäftigt auch in Kriegszeiten immer weitere Kreise. Vor Fourier, der auf die engen und verpesteten Wohnstätten, die Tausende und aber Tausende von Menschen in sich bergen, zuerst hinwies und dem in seinen Phalangen das Ideal der Gartenstadt vorschwebte, war der Lösung dieses sozialen Problems niemand nähergetreten. Somit kann Fourier auch nach dieser Richtung als der Vater eines Gedankens bezeichnet werden, dem die Gegenwart dauernd mit dem weitestgehenden Interesse folgt.

In der „Organisation du travail" hat Blanc zuerst die Lösung eines Problems erstrebt, das auch während der letzten Jahrzehnte die Gemüter vielfach beschäftigte. Das von Staats oder Stadt wegen zu gewährende „Recht auf Arbeit" — oder möge man hierfür die inhaltlich gleiche und vielleicht zeitgemäßere Bezeichnung „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" wählen — gehört zu jenen Forderungen, die bis zum 1. August 1914 in Deutschland sowohl wie auch in Österreich häufig erhoben worden sind und auf die man später sicher trotz des oben erwähnten Vorbehaltes zurückkommen wird. In dem auch durch den Weltkrieg erneut und vielfach wieder aufgenommenen Versuche, die ursächlichen Verhältnisse der geschichtlichen Ereignisse auf ökonomische Bestimmungsgründe zurückzuführen, muß Blanc auch als ein Vorläufer von Karl Marx bezeichnet werden, und zu den Begründern der materialistischen Geschichtsforschung ist jedenfalls nicht nur der letztere, sondern unbedingt auch Louis Blanc zu zählen. Seine Ansichten ferner über die freie Konkurrenz, mögen sie auch im einzelnen anfechtbar sein, dürften stets beachtenswert erscheinen. Die freie Konkurrenz und die mit ihr verbundene Gewerbefreiheit, zu Beginn des 19. Jahrhunderts stürmisch begehrt, ist im Laufe desselben bis zur Gegenwart von den verschiedensten Interessenten immer heftiger angegriffen worden. Der Kampf gegen ihren ferneren Bestand ist auf der gesamten Fluchtlinie der bürgerlichen Gesellschaft eröffnet und die Notwendigkeit ihrer Begrenzung allseitig anerkannt. Diesem Zwecke dienen die an Umfang und Bedeutung sich stetig steigernden Kartelle, Trusts, Fusionen, Interessengemeinschaften usw. Das Prinzip der Kontingentierung steht demjenigen des freien Wettbewerbs überall gegenüber, und der Weltkrieg hat seinen Siegeslauf wesentlich beschleunigt.

So wäre es leicht, noch eine Fülle anderweitiger Einzelheiten wirtschaftlicher und politischer Art namhaft zu machen, die zur Zeit von der allergrößten Bedeutung sind und die im engsten Zusammenhange mit der Ideenwelt der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus stehen. Von ihnen erfolgte vielfach zuerst die Anregung zur Lösung von Problemen, mit denen sich die Jetztzeit beschäftigt oder die nach der Beendigung des Krieges er-

neut aufgenommen werden dürften, und diese pietätsvolle, von keinem Parteigeist getragene Erkenntnis sollte in den sturmbewegten Fluten der Gegenwart nicht vollständig untertauchen. Auch sie ist sicher geeignet, zu der durch den Krieg doppelt gebotenen Überbrückung und Begleichung beruflicher und sozialpolitischer Gegensätze beizutragen und somit den Geist der Versöhnung zu stärken.

Der Staatssozialismus in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches, insbesondere unter Einwirkung des Krieges.

Von Ernst Neukamp.

I. Einleitung.

Wenn ich klarlegen will, in welcher Weise in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches staatssozialistische Grundsätze verwirklicht worden sind, so muß ich zunächst vorausschicken, was ich unter „Staatssozialismus" verstehe.

In der Gelehrtenwelt herrscht, wie über sehr viele Dinge, so auch über den Begriff und das Wesen des Staatssozialismus sehr viel Streit und Meinungsverschiedenheit: so ist der eine der Ansicht, daß alle diejenigen Vorschriften, die man als dem Gebiet der Sozialreform angehörig zu bezeichnen pflegt, dem Staatssozialismus zuzuzählen seien, während der andere dies leugnet. Andere wieder, wie Diehl[1]), wollen sogar nur diejenigen Maßnahmen als Staatssozialismus angesehen wissen, die sich auf eine Regelung der Produktion beziehen.

Ich will hier davon absehen, alle einzelnen Begriffsbestimmungen der Nationalökonomen wiederzugeben, vielmehr nur kurz mitteilen, inwiefern ich selbst in unserer Gesetzgebung die Verwirklichung von staatssozialistischen Gedanken erblicke. Ich bin hierbei in der Lage, diejenigen Gedankengänge wiedergeben zu können, die ich bereits vor just 14 Jahren in einem Vortrage entwickelt habe, den ich damals in der gerade neu gegründeten „Kölner Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform" über „Wesen, Bedeutung und Richtung der sozialpolitischen Gesetzgebung im Deutschen Reiche"[2]) gehalten habe. Damals führte ich etwa folgendes aus:

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und zwar im Jahre 1851, wurde eine bereits im Jahre 1792 verfaßte Jugendschrift des bekannten großen preußischen Staatsmannes und Gelehrten Wilhelm von Humboldt der Öffentlichkeit übergeben, die seinerzeit das größte Aufsehen erregte und in gewissem Sinne epochemachend wirkte. Sie führt den Titel: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen".[3]) Während diese Schrift zur Zeit ihrer Entstehung wegen der damals dagegen erhobenen Zensurschwierigkeiten nicht veröffentlicht wurde, fiel sie zur Zeit ihrer Veröffentlichung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den denkbar fruchtbarsten Bo-

1) „Deutschland als geschlossener Handelsstaat im Weltkriege" (Stuttgart-Berlin 1916) S. 14ff.

2) Abgedruckt in der „Sozialen Praxis" 1902, S. 1094ff., 1116ff.

3) Breslau 1851, Verlag von Eduard Trewendt.

den, da damals die Zeitströmungen den Grundsätzen des weitestgehenden Individualismus huldigten.

Bei seiner Untersuchung ging Humboldt von dem Grundgedanken aus, daß man, um die Staatstätigkeit richtig und sachgemäß abgrenzen zu können, den einzelnen Menschen als Ausgangspunkt nehmen müsse, und daß deshalb die Aufgabe des Staates nur die sein könne, solche Einrichtungen zu treffen, die eine möglichst freie und vollkommene Entfaltung der Kräfte des einzelnen Menschen ermöglichen. Mit anderen Worten: nach dieser Auffassung sind die Zwecke des Staates nicht etwa den Bedürfnissen einer Gesamtheit, sondern nur denen des einzelnen Menschen, des Individuums, gewidmet.

Bei einem derartigen Ausgangspunkt darf es uns nicht wundernehmen, daß W. v. Humboldt die Zwecke und Aufgaben des Staates auf das engste begrenzte: er erklärt jede auf das positive Wohl der Bürger gerichtete Tätigkeit des Staates geradezu für schädlich. Als praktische Ziele seiner Grundanschauung fordert er deshalb z. B. die Abschaffung des stehenden Heeres, die Beseitigung des Schulzwanges, ja aller staatlichen Unterrichtsanstalten, die Trennung von Staat und Kirche, die Abschaffung aller Befähigungsnachweise. Dieser Standpunkt fand auf wirtschaftlichem Gebiete seinen Ausdruck in den Lehren der sog. Manchesterschule. Die höchste Weisheit dieser Schule bestand und besteht in dem Grundsatz des laissez faire, laissez aller, des freien Spiels aller Kräfte, so daß man es als höchste Aufgabe des Staates ansah, dem einzelnen eine möglichst große Bewegungsfreiheit zu verschaffen und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der freien Entfaltung des Individuums entgegentreten könnten.

Von diesem Standpunkt aus war für eine staatliche Wohlfahrtspflege, für eine Förderung gesellschaftlicher Ziele und Zwecke gar kein Raum. Das Individuum sollte möglichst ungehindert durch staatliche Schranken sich frei und nach Belieben durch eigene Kraft entwickeln — eine staatliche Verpflichtung, für eine derartige Entwicklung Sorge zu tragen oder gar das Wohl der Gesellschaft als solches zu fördern, wurde nicht anerkannt. Dieser Standpunkt des Gesetzes führt in seinen Konsequenzen auf dem Gebiete internationaler wirtschaftlicher Beziehungen zur Freihandelstheorie, auf dem Gebiete des inneren staatlichen Lebens zu schrankenloser Vertrags- und Gewerbefreiheit, zu einer völligen Beseitigung oder doch mindestens äußersten Begrenzung der staatlichen Wohlfahrtspflege.

Der Staat wird auf diese Weise in die Stellung eines Nachtwächters heruntergedrückt: er hat nur für die Sicherheit des Individuums gegen äußere und innere Feinde durch sein Heer und seine Polizei zu sorgen, im übrigen sich aber weder um das Individuum, noch gar um die Allgemeinheit, die Gesellschaft, zu kümmern.

Wie alle theoretischen Ansichten nach praktischer Verwirklichung streben, so auch diese, die man als individualistische Weltanschauung bezeichnen kann, als deren letzter philosophischer Vertreter Nietzsche noch in unsere Zeit hineinragt. Sie führt in ihren letzten Konsequenzen zum Anarchismus, d. h. zur Auflösung des Staates.

Ihren Höhepunkt praktischer Verwirklichung erreichte diese Lehre in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, selbstverständlich mit der Einschränkung, mit der es allen Theorien zu ergehen pflegt — ihre äußersten, praktisch unmöglichen Konsequenzen

scheitern ohne weiteres an den Bedürfnissen des realen Lebens. Immerhin blieb die Freihandelstheorie nicht bloß eine Forderung der Gelehrten; vielmehr trat sie alsbald ihren Siegeslauf durch die Kulturstaaten des europäischen Kontinents an. Gewerbe- und Vertragsfreiheit, Beseitigung der Wuchergesetze sind weitere praktische Siege der Theorie von der Bewegungsfreiheit des Individuums.

Den Gegensatz zu der Humboldtschen individualistischen Lehre bildet die Theorie, die den Staatssozialismus mit allen seinen Konsequenzen als maß- und richtunggebend für die Gesetzgebung einführen will.

Während die Lehre von dem Individualismus in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches im Jahre 1869 ihren Gipfelpunkt erklommen hatte, setzte die umgekehrte Strömung alsbald nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges ein. Die Ereignisse des Jahres 1870/71 bilden für uns nicht bloß in politischer Beziehung den Beginn einer neuen Zeit staatlicher Entwicklung; sie stellen auch die Grenzscheide der einen Weltanschauung und deren Ablösung durch die Vorherrschaft einer anderen dar.

II. Der als Sozialreform bezeichnete Staatssozialismus in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches seit dem Jahre 1871 bis zum Ausbruche des Weltkrieges.

Die Epoche, die mit der Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges einsetzt und durch den Beginn des Weltkrieges 1914 ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, ist gekennzeichnet durch diejenige Art von Staatssozialismus, die wir als „Sozialreform" zu bezeichnen pflegen. Die Sozialreform weist wiederum einen doppelten Typus auf: die Arbeiterfürsorge, die den Invaliden der Arbeit gewidmet ist, und den Arbeiterschutz, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, für die Gesundheit und das Wohlergehen der Arbeiter nach Möglichkeit zu sorgen.

Zeitlich setzte zuerst die Arbeiterfürsorge ein.

Schon am 7. Juni 1871 wurde das sog. Haftpflichtgesetz erlassen, das zum ersten Male dem Gedanken einer sozialen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen Ausdruck gab. Gerade die Entstehungsgeschichte dieses Gesetzes läßt so recht deutlich das Ringen der beiden Weltanschauungen erkennen, die sich um die Herrschaft auf dem Gebiete der Gesetzgebung streiten: die individualistische und die staatssozialistische in weiterem Sinne, die es dem Staate zur Pflicht macht, das Wohl der Gesellschaft als solcher zu fördern.

Der staatssozialistische Gedanke verkörperte sich im § 1 des Haftpflichtgesetzes, insofern er die Eisenbahnen unbeschränkt für alle Unfälle beim Betriebe haftbar machte. Dagegen beschränkte der § 2 des Gesetzes die Haftbarkeit der Bergwerksbesitzer und Fabrikanten auf solche Unfälle ihrer Arbeiter, die durch ein Verschulden des Unternehmers oder seiner Angestellten verursacht waren. Man stellte, um diese Unterscheidung zu rechtfertigen, die für uns heute kaum noch verständliche, für jene Zeit und die individualistische Auffassung aber außerordentlich charakteristische Behauptung auf, der Bergmann und Fabrikarbeiter übernehme ja freiwillig die Arbeit: sie wüßten, welche Gefahr damit verbunden sei.

Demgegenüber kam der Standpunkt der neuen Weltauffassung durch den Abgeordneten Schulze-Delitzsch, den bekannten Begründer unseres Genossenschaftswesens, der in selbstlose-

ster Weise während seines ganzen Lebens für die Interessen der Arbeiter gekämpft und gestritten hat, in so treffenden Worten zum Ausdruck, daß ich mir nicht versagen kann, diese hier wörtlich mitzuteilen:

„Wir stehen an der Beendigung eines glorreichen Krieges," so sagte er in der Reichstagssitzung vom 28. April 1871, „wir alle sind bereit, den Opfern dieses Krieges in Anerkenntnis einer Pflicht der Nation eine Entschädigung zu geben. Eine Ähnlichkeit mit unseren Soldaten haben die Arbeiter in den gefährlichen Gewerben. Es ist deshalb ebenso gut die Pflicht der Gesellschaft, auf geordnetem, der Willkür milder Gaben entrücktem Wege für jene Soldaten der Arbeit, für jene Männer einzutreten, welche, um die notwendigsten Bedürfnisse für die Gesellschaft herbeizuschaffen, Leben und Gesundheit riskieren: das ist keine bloße Sorge für einseitige Arbeiterinteressen, das ist eine Sorge für die höchsten Interessen der Gesellschaft."

Trotz des „lebhaften Bravo", mit dem diese Worte begleitet wurden, blieben sie der damals in den Ideen der Manchesterschule befangenen Mehrheit gegenüber ohne den beabsichtigten Erfolg. Erst die zahllosen Prozesse, zu denen das Haftpflichtgesetz Anlaß gab, und die naturgemäß dazu dienten, die Gegensätze zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern in ganz bedenklicher Weise zu verschärfen, brachten einen erfolgreichen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor.

Ehe es aber zu einer durchgreifenden Änderung auf dem Gebiete der Unfallfürsorge für die Veteranen der Arbeit kam, hatte schon auf einem anderen Gebiete die Manchesterlehre eine entscheidende Niederlage erlitten: das Jahr 1879 räumte in Deutschland mit der Freihandelstheorie auf. Und der Gedanke des Schutzzollsystems hat jetzt in allen Kulturstaaten derart um sich gegriffen, daß selbst in dem Ursprungslande der Manchesterlehre, in England, der Gedanke, zu dem Schutzzollsystem überzugehen, mehr und mehr an Boden gewinnt.

Obgleich die Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll vorzuziehen ist, keine eigentlich sozialpolitische Frage darstellt — etwas anderes ist es, ob nicht die Frage der Erhebung einzelner bestimmter Zölle, z. B. der Lebensmittelzölle, in das Gebiet der Sozialpolitik fällt —, so glaube ich doch, um den Zusammenhang der Dinge klarzulegen, auf den gerade auf diesem Gebiete zuerst mit Entschiedenheit hervorgetretenen Umschwung in der Gesetzgebungspolitik hinweisen zu müssen. Denn nachdem man einmal mit dem Prinzip des freien Spiels der Kräfte — wenn auch zunächst auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen — gebrochen und es durch den Grundsatz der Wohlfahrtspolitik, des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen, ersetzt hatte, mußte die Entwickelung der Dinge mit logischer Notwendigkeit dahin treiben, auch auf dem Gebiete der innerstaatlichen Politik den Schutz der wirtschaftlich Schwachen als eine eminente staatliche Aufgabe zu betrachten. Damit wurde die Grundanschauung, daß der Staat lediglich dem Individuum einen möglichst großen Ellenbogenraum zu schaffen habe, ein für allemal preisgegeben. An seine Stelle trat der Grundsatz, daß die Pflege der Wohlfahrt der Gesellschaft und aller Gesellschaftsklassen die höchste und vornehmste Aufgabe des Staates ist.

Berücksichtigt man, daß die der Menschheit gesteckten Ziele niemals durch die Tat eines Einzelnen erreicht werden können, daß es hierzu vielmehr der Zusammenfassung aller mensch-

lichen Kräfte bedarf, so ergibt sich auch schon hieraus, daß nur die gleichmäßige und harmonische Förderung der menschlichen Gesellschaft und aller Gesellschaftsklassen, nicht aber die Förderung einer schrankenlosen Freiheit des Individuums, die alleinige und wahre Aufgabe des Staates sein kann. Der geniale erste Kanzler des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, getragen durch die Unterstützung seines weisen Herrschers Wilhelm I., hat denn auch nicht lange Bedenken getragen, jene Schlußfolgerungen zu ziehen und dem Schutz der wirtschaftlich Schwachen auf dem Gebiete der internationalen denjenigen auf dem Gebiete der innerstaatlichen Politik folgen zu lassen. Wie weise und genial dieses Vorgehen war, das ergibt sich ohne weiteres aus folgender Erwägung: hatte der Staat zunächst durch Gewährung eines Zollschutzes die Erstarkung und Kräftigung der inländischen Industrie herbeigeführt, so konnte er ihr auch diejenigen finanziellen Kosten zumuten und aufbürden, die durch eine Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen naturgemäß entstehen mußten. Dem Einwande, daß diese für sich selbst zu sorgen hätten, begegnete er aber ohne weiteres mit dem Hinweis darauf, daß er auch auf dem Gebiete der internationalen Politik durch Zollschutz die gegenüber den Auslandsindustrien wirtschaftlich schwächeren inländischen Industrien zu kräftigen und zu heben suchte.

So setzte denn die berühmt gewordene kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, die Grundlage aller sozialen Reformen, nicht bloß im Deutschen Reiche, sondern in allen Kulturstaaten der Welt, zur rechten Zeit und wohlvorbereitet ein, als sie zum ersten Male mit aller Entschiedenheit und grundsätzlich den bisherigen staatlichen Aufgaben eine neue von der größten Tragweite und Bedeutung hinzugesellte.

Die Ziele, die hier der Gesetzgebung in weitblickender Voraussicht gesteckt worden sind, haben schneller, als man bei der Schwierigkeit der Aufgabe es erwarten konnte, ihre Verwirklichung gefunden.

Es genügt, hier daran zu erinnern, daß die Reihe der sozialpolitischen Versicherungsgesetze mit dem Krankenversicherungsgesetz vom 10. Juni 1883 eröffnet wurde, das für erkrankte Arbeiter durch Gewährung freier ärztlicher Behandlung und Zahlung eines Krankengeldes Fürsorge traf. Es folgte, zugleich als Ersatz für das Haftpflichtgesetz, das Unfall-Versicherungsgesetz vom 6. Juli 1884, das durch eine Reihe weiterer Gesetze auf eine immer größere Zahl von Betrieben ausgedehnt wurde und den durch Unfall betroffenen Arbeitern und ihren Hinterbliebenen eine nicht unbeträchtliche Rente gewährte.

Bei eintretender Invalidität oder bei Erreichung eines Lebensalters von 70 Jahren, das jetzt durch das Reichsgesetz vom 12. Juni 1916 (RGBl. 526) betr. Renten in der Invalidenversicherung auf 65 Jahre herabgesetzt worden ist, erhielten die Invaliden der Arbeit eine Unterstützung nach Maßgabe des Gesetzes vom 22. Juni 1889.

Nachdem alle diese Gesetze in den Jahren 1899 und 1900 Änderungen und teilweise beträchtliche Erweiterungen und erhebliche Verbesserungen erfahren, wurde der ganze Kreis der Arbeiterversicherungsgesetze in der Reichsversicherungsordnung vom 19. November 1911, einem Gesetze von nicht weniger als 1805 Paragraphen, zusammengefaßt, das seit dem 1. Januar 1914 in vollem Umfange in Kraft getreten ist.

Eine weitere Ergänzung erfuhr die sozialpolitische Versicherungsgesetzgebung durch das Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezember 1911, das den berufsunfähig gewordenen Angestellten ein Ruhegeld und ihren Hinterbliebenen eine Rente gewährt. Dies Gesetz ist am 1. Januar 1913 in vollem Umfange in Kraft getreten.

Ein ungefähres Bild von der Bedeutung dieser sozialpolitischen Versicherungsgesetzgebung mögen folgende Zahlen gewähren, die dem neuesten Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich (1915) entnommen worden sind. Danach sind in den Jahren 1895 bis 1913 an Entschädigungsleistungen auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung im ganzen gewährt worden: 10 Milliarden 818 740 000 Mark; davon für Krankenfürsorge allein 5 969 970 000 Mark; für Unfallversicherung 2 486 286 000 Mark; und für die Jahre 1891 bis 1913 an Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung insgesamt 2 695 826 900 Mark. Für das Jahr 1913 ergeben sich folgende Zahlen:

a) für die Arbeiterversicherung insgesamt: 854 864 000 Mark;
b) darunter für Krankenfürsorge allein: 490 998 000 Mark;
c) darunter für Unfallversicherung: 176 638 100 Mark;
d) darunter für Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung: 218 336 600 Mark.

Neben der Arbeiterfürsorge entwikkelte sich nach dem Kriege 1870/71 aus kleinen Anfängen auch der andere Zweig der Sozialpolitik, nämlich die **Arbeiterschutzgesetzgebung**, die im Laufe der Jahre immer mehr ausgestaltet wurde.

Während noch die Gewerbeordnung vom Jahre 1869 — abgesehen von dem Verbote des Truck-Systems in beschränktem Umfange und von gewissen dürftigen Beschränkungen in der Beschäftigung jugendlicher Personen — keine Spur eines Arbeiterschutzes aufzuweisen hatte, wie sie denn z. B. über eine Beschränkung oder gar ein Verbot der Beschäftigung **weiblicher** Personen gar nichts enthielt, brach sich allmählich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die scheinbare Freiheit des Individuums, die man mit der schrankenlosen Vertragsfreiheit gesichert zu haben glaubte, in Wirklichkeit die größte Unfreiheit der wirtschaftlich Schwachen zur Folge haben mußte. Man sah ein, daß der kapitalkräftige Arbeitgeber dem wirtschaftlich schwachen Arbeiter die Bedingungen des Arbeitsvertrages nach seinem Belieben vorschreiben konnte, so daß es in Wirklichkeit und nach den realen Verhältnissen des Lebens mit der gesetzlich proklamierten Freiheit des Individuums wenigstens auf seiten des Arbeiters nichts war. Denn diesen zwang in der Regel seine wirtschaftliche Notlage, sich den ihm von dem Arbeitgeber vorgeschriebenen Festsetzungen des Arbeitsvertrages bedingungslos zu unterwerfen. Es ist kein Zufall, daß diese Erkenntnis um dieselbe Zeit zu einem Umschwung in unserer Gesetzgebung führte, zu welcher auch die Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches neue Bahnen betrat: die Gewerbeordnungsnovelle vom 17. Juli 1878, die zum ersten Male in größerem Umfange mit dem Gedanken des Arbeiterschutzes Ernst machte und insbesondere auch eine Einschränkung der Beschäftigung von **weiblichen** Arbeitern in Fabriken vorsah, sowie zur Überwachung des Arbeiterschutzes die höchst wichtige und segensreiche Einrichtung der **Gewerbeinspektoren** geschaffen hat, trat am 1. Januar 1879 in Kraft,

also in demselben Jahre, in welchem das Deutsche Reich durch das Zolltarifgesetz vom 15. Juli 1879 das Freihandels- mit dem Schutzzollsystem vertauschte.

Während aber die Arbeiterfürsorgegesetzgebung im wesentlichen ein gemeinsames Werk Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers war, ist dagegen die Weiterbildung und Ausgestaltung der Arbeiterschutzgesetzgebung in ihrem jetzigen Umfange ausschließlich dem tatkräftigen und energischen Vorgehen unseres jetzt regierenden Kaisers zu danken. In seinen beiden berühmten Erlassen vom 4. Februar 1890 regte der Kaiser die Einberufung einer internationalen Konferenz behufs Beratung über eine möglichst gleichartige europäische Gesetzgebung im Interesse des Arbeiterschutzes, sowie speziell für das Deutsche Reich den Erlaß neuer Gesetze an, die den begründeten Wünschen der Arbeiter gerecht werden sollten.

Auf die Fortbildung der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung kann ich hier nicht näher eingehen, will aber doch nicht unerwähnt lassen, daß die Arbeiter in den mit uns im Kriege befindlichen Staaten offenbar völlig vergessen haben, daß sie den von ihnen als „Barbaren" gelästerten Deutschen die wesentlichsten Fortschritte in der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu verdanken haben. Dagegen sei mir nunmehr noch ein kurzer Überblick über die Weiterentwicklung der Arbeiterschutzgesetzgebung des Deutschen Reiches seit dem Erlasse Kaiser Wilhelms II. vom 4. Februar 1890 gestattet. Die darin ausgesprochenen Gedanken fanden zunächst ihre Verwirklichung in dem Gewerbegerichtsgesetz vom 29. Juli 1890, das für Streitigkeiten der Arbeitgeber mit ihren Arbeitern ein besonderes, vereinfachtes und billiges Verfahren einführte und durch ein Abänderungsgesetz vom 30. Juni 1901 eine Erweiterung von höchst einschneidender Bedeutung erfahren hat. Dem Gewerbegericht ist es nunmehr auch ermöglicht, als Einigungsamt tätig zu werden und dadurch die Streitigkeiten zwischen ganzen Gruppen von Arbeitgebern und Arbeitern über die Ausgestaltung des Arbeitsvertrages zu schlichten. Durch das Gesetz betr. Kaufmannsgerichte vom 6. Juli 1904 sind die in dem Gewerbegerichtsgesetz verkörperten Grundsätze auch für die Streitigkeiten der Kaufleute mit ihren Angestellten zur Geltung gebracht worden.

Während aber diese Vorschriften nur das Streitverfahren regeln und vereinfachen, ist das materielle Arbeiterschutzrecht zunächst durch die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 erheblich ausgestaltet worden. Die Vorschriften dieses Gesetzes bilden noch heute den Grundstock der Arbeiterschutzgesetzgebung, die durch das mit einem erheblichen Tropfen sozialpolitischen Öles getränkte Bürgerliche Gesetzbuch, sowie durch die späteren Novellen zur Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900, vom 28. Dezember 1908 und vom 27. Dezember 1911 sehr weittragende Änderungen erfahren hat.

Ich muß mich hier darauf beschränken, den Inhalt dieser Arbeiterschutzgesetzgebung in den allerknappsten Zügen zu skizzieren, und verweise speziell wegen des Inhalts der wichtigen Novelle vom 28. Dezember 1908 auf den Vortrag, den ich hierüber am 14. Januar 1910 in der Leipziger Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform gehalten habe, und der inzwischen durch den Druck veröffentlicht worden ist.[4])

4) „Die Novelle zur Gewerbeordnung in ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Be-

Nur folgende grundlegende Gesichtspunkte seien hier hervorgehoben: Vollständig gebrochen ist mit dem Grundsatze der Vertragsfreiheit. So können weder die Wohltaten der Arbeiterfürsorge, noch die der Arbeiterschutzgesetzgebung durch Vertrag mit dem einzelnen Arbeiter ausgeschlossen werden. Kein Arbeiter kann zur Arbeit an Sonn- und Festtagen während der gesetzlich vorgeschriebenen Ruhezeit verpflichtet werden, wie denn auch für eine ausgiebige Sonntagsruhe Sorge getragen ist. Die Beschäftigung von Kindern, von jugendlichen und weiblichen Personen ist teils gänzlich untersagt, teils erheblichen Beschränkungen unterworfen. Auch für erwachsene männliche Personen kann durch Beschluß des Bundesrats oder der Landeszentralbehörde oder der zuständigen Polizeibehörde jederzeit ein sog. Maximalarbeitstag eingeführt werden, soweit durch übermäßige Dauer der Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird. (§ 120 f. GO). Von dieser Befugnis hat der Bundesrat für eine Reihe von Gewerbebetrieben Gebrauch gemacht, von denen ich hier nur als besonders wichtig die Bäckereien und Konditoreien sowie die Getreidemühlen und die Gast- und Schankwirtschaften nennen will.

Die Art des Vertragsschlusses ist durch die Vorschriften über den Erlaß von Arbeitsordnungen geregelt, der den Inhabern von allen gewerblichen Betrieben ohne Unterschied und von offenen Verkaufsstellen zur Pflicht gemacht ist, sofern sie in der Regel mindestens 20 Personen beschäftigen. Dadurch, daß das Gesetz für den Inhalt dieser der unteren Verwaltungsbehörde einzureichenden Arbeitsordnungen gewisse zwingende Vorschriften aufstellt, deren Beobachtung die untere Verwaltungsbehörde zu prüfen verpflichtet ist, hat man nach Möglichkeit eine Garantie gegen eine Benachteiligung des einzelnen Arbeiters beim Abschluß des Arbeitsvertrages geschaffen.

deutung." Leipzig 1910, Verlag von C. L. Hirschfeld.

Durch das Verbot des Trucksystems in Verbindung mit den Vorschriften des Lohnbeschlagnahmegesetzes ist die Art der Lohnzahlung geregelt und die bare Auslöhnung des Arbeiters sichergestellt. Überdies ist durch die §§ 114a bis 114e GO. dem Bundesrat die Befugnis beigelegt, durch die Einführung von Arbeitsbüchern und Lohnzetteln dem Arbeiter eine möglichst einfache und zuverlässige Kontrolle über die Art der Lohnberechnung und die Höhe des verdienten Lohnes zu verschaffen. Von dieser Befugnis hat der Bundesrat bisher zugunsten der in der Konfektionsindustrie tätigen Arbeiter Gebrauch gemacht.

Weiter ist dem Arbeitgeber zur Pflicht gemacht, in seinen Betriebsstätten die erforderlichen Einrichtungen zum Schutz von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter zu treffen.

Gegen willkürliche Entlassungen der Arbeiter, gegen Maßnahmen oder Vereinbarungen, die das Fortkommen des Arbeiters erschweren oder ihn dauernd einem bestimmten Vertragsverhältnis zu unterwerfen suchen, sowie gegen eine Ausbeutung der Arbeitskraft der Lehrlinge ist ebenfalls ausreichend Vorsorge getroffen.

Die hier erwähnten Arbeiterschutzbestimmungen sind sämtlich durch eine allmähliche Umgestaltung der Gewerbeordnung getroffen. Diese ist aber dadurch schon jetzt so unübersichtlich geworden, daß man neuerdings dazu übergegangen ist, den Arbeiterschutz

auch durch Spezialgesetze zu regeln. Als solche kommen in Betracht:

1. Das Gesetz, betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, vom 30. März 1903 (RGBl. 113), in der Regel „Kinderschutzgesetz" genannt.

Dies Gesetz wendet sich gegen die mißbräuchliche Ausnutzung der Kinderkräfte zu gewerblichen Zwecken.

2. Das Stellenvermittlergesetz vom 2. Juni 1910 (RGBl. 860). Dies Gesetz hat sich zum Ziel gesetzt, die Mißbräuche auf dem Gebiete der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung nach Möglichkeit zu bekämpfen und zu beseitigen und den allmählichen Ersatz der gewerbsmäßigen Stellenvermittlungen durch öffentliche, gemeinnützige Arbeitsnachweise vorzubereiten.

3. Das Hausarbeitgesetz vom 20. Dezember 1911 (RGBl. 976). Dies Gesetz ist dem Heimarbeiterschutz gewidmet und sucht die auf diesem Gebiete bestehenden Übelstände im Interesse der Heimarbeiter nach Möglichkeit zu bekämpfen.

Mit den bisher erörterten Maßnahmen auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge und des Arbeiterschutzes ist die staatssozialistische gesetzgeberische Tätigkeit bis zum Ausbruche des Weltkrieges erschöpft. Es handelt sich hier ausschließlich um solche gesetzgeberische Maßnahmen, die man als dem Gebiete der Sozialpolitik angehörig zu bezeichnen pflegt. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges aber ist eine ganz neue Art des Staatssozialismus in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches zur Verwirklichung gelangt.

III. Der Staatssozialismus in der Gesetzgebung des Deutschen Reiches unter Einwirkung des Weltkrieges.

Der weitreichende Unterschied zwischen den Verhältnissen des Krieges von 1870/71 und des gegenwärtigen Weltkrieges macht sich nicht nur in der Art der Kriegführung, sondern auch darin geltend, daß die gesetzgeberischen Maßnahmen, die der Deutsch-Französische Krieg bei uns im Gefolge gehabt hat, sich ganz wesentlich von denen unterscheiden, die aus Anlaß des gegenwärtigen Weltkrieges getroffen worden sind. 1870 beschränkte man sich auf ganz geringfügige wirtschaftspolitische Maßnahmen. Einige Ausfuhr- und Durchfuhrverbote, die sich auf Waffen- und Kriegsbedarf, Getreide, Hülsenfrüchte, Rindvieh, Schweine, Schafe und Pferde bezogen, waren die einzigen Maßregeln, die auf eine Sicherstellung der Heeresausrüstung und der Volksernährung abzielten. Von diesen Verboten wurden schon während des Krieges, nämlich im September und Oktober 1870, die sich auf das Getreide, das Rindvieh, die Schweine und Schafe sowie die Steinkohlen und Koks beziehenden Verbote außer Kraft gesetzt. Damit vergleiche man nun die Fülle von Maßnahmen wirtschaftspolitischer und staatssozialistischer Art, die während des gegenwärtigen Weltkriegs getroffen worden sind, um auch nach dieser Richtung hin zu erkennen, wie himmelweit verschieden die allgemeine Lage während des Krieges 1870 von derjenigen der Jetztzeit ist. Ich muß es mir versagen, die Fülle von Aus- und Durchfuhrverboten, die alsbald nach dem Ausbruch des Weltkrieges erlassen worden sind, auch nur andeutungsweise aufzuzählen. Im übrigen sollen aber die charakteristischen Unterschiede auf dem Gebiete der Kriegsgesetzgebung zwischen dem Einst und Jetzt hier kurz angedeutet werden. Der Krieg 1870/71 hat irgendwelche staatssozialistischen Maßnahmen überhaupt nicht gezeitigt; erst nach Beendigung

des Krieges trat, wie wir sahen, die neue Weltanschauung, und zwar zunächst nur ganz schüchtern, hervor. Der jetzige Krieg dagegen hat eine Fülle von staatssozialistischen Maßnahmen weittragendster Art im Gefolge gehabt, und zwar Maßnahmen, die sich in einer ganz anderen Richtung bewegen, als sie in der Friedenszeit von 1871 bis 1914 eingeschlagen wurde. Diese Zeit war, wie ich zeigte, mit der Lösung derjenigen staatssozialistischen Aufgaben befaßt, die man als Sozialpolitik oder Sozialreform zu bezeichnen pflegt. Auf diesem Gebiete hat die Kriegszeit nur sehr wenige gesetzgeberische Anordnungen zu verzeichnen, und zwar zum Teil sogar solche, durch welche die im Frieden getroffenen sozialpolitischen Maßnahmen nicht nur nicht erweitert, sondern sogar eingeschränkt wurden. Als eine Erweiterung der sozialpolitischen Vorschriften der Friedenszeit wüßte ich, abgesehen von einer solchen von nur vorübergehender Natur und der schon erwähnten frühzeitigeren Gewährung der Altersrente, im wesentlichen nur die Verordnung vom 17. Mai 1915 (RGBl. 285) zu nennen, wodurch der Betrag des der Beschlagnahme und Pfändung nicht unterworfenen Arbeits- und Dienstlohnes von 1500 M. auf 2000 M. erhöht worden ist; sowie die im Interesse der Krankenkassen durch Gesetz vom 4. August 1914 getroffenen Maßnahmen und die Gewährung einer Wochenhilfe für solche Wöchnerinnen, deren Männer Kriegsteilnehmer sind (Verordnung vom 3. Dezember 1914 (RGBl. 492), v. 28. Januar 1915 (RGBl. 49) und vom 23. April 1915 (RGBl. 257)), welch letztere Vorschrift die Wochenhilfe auch zugunsten der unehelichen Kinder des Kriegsteilnehmers gewährt. Dagegen ist umgekehrt durch das Gesetz vom 4. August 1914 (RGBl. 333) betr. Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter sowohl dem Reichskanzler wie den höheren Verwaltungsbehörden die Ermächtigung beigelegt worden, Ausnahmen von den im Interesse der Arbeiter, insbesondere auch der jugendlichen und weiblichen Personen durch Gesetz oder Verordnungen des Bundesrats getroffenen Arbeitsbeschränkungen zuzulassen, eine Maßregel, die sich ohne weiteres daraus erklärt, daß für die durch die Einziehung der wehrpflichtigen Arbeiter entstehenden Lücken einigermaßen Ersatz geschaffen werden mußte.

Die staatssozialistische Richtung in der Gesetzgebung der Kriegszeit besteht demnach in der Hauptsache nicht etwa in einem Ausbau und einer Fortbildung der während der Friedenszeit erlassenen Maßnahmen der Sozialreform; vielmehr hat sie ganz neue Pfade betreten, die der bis dahin geltenden Gesetzgebung vollständig fremd waren.

Die in dieser Hinsicht getroffenen gesetzgeberischen Anordnungen wurden einerseits notwendig infolge der ganz ungeheueren Anstrengungen, die das von einer Welt von Feinden umringte Deutsche Reich machen mußte, um die Schlagfertigkeit von Heer und Marine auf das höchste Maß des Erreichbaren zu bringen und dauernd zu erhalten, andererseits aber, um dem scheußlichen Aushungerungsplane Englands, das nichts Geringeres bezielte, als das ganze deutsche Volk auszurotten oder durch Hunger niederzuzwingen, wirksam begegnen zu können.

Die Grundlage für alle die einschneidenden gesetzgeberischen Maßnahmen staatssozialistischer Art, die zum Teil eine völlige Umgestaltung unseres

Wirtschaftslebens herbeigeführt haben und nach ihrem Umfang in der ganzen Weltgeschichte wohl einzig in ihrer Art dastehen dürften, bilden zwei Gesetze, die an dem ewig denkwürdigen 4. August 1914 erlassen worden sind. Das eine dieser Gesetze (RGBl. 327) ermächtigt den Bundesrat, während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen. Durch die weite Fassung dieser Formel des sog. „Ermächtigungsgesetzes" hat der Bundesrat für die Dauer des Krieges in bezug auf Verordnungen wirtschaftlichen Charakters eine vollständige diktatorische Gewalt erhalten, eine Maßnahme, die sich als sehr segensreich erwiesen hat, da ein Parlament gar nicht in der Lage gewesen wäre, die Gesetze mit derjenigen Schnelligkeit zustande zu bringen, die durch die jeweilig veränderte wirtschaftliche Lage erfordert wird.

Das zweite Gesetz betr. Höchstpreise gestattet in seiner jetzt geltenden Fassung die Festsetzung von Höchstpreisen für Gegenstände aller Art. Ehe ich des näheren auf dieses Gesetz und seine wirtschaftliche Bedeutung eingehe, will ich noch kurz hervorheben, welche weiteren staatssozialistischen Maßnahmen der Bundesrat auf Grund der ihm verliehenen diktatorischen Befugnisse getroffen hat: einmal die Beschlagnahme und die Enteignung von Gegenständen aller Art, und zwar hauptsächlich von solchen, die im Interesse der Kriegsbereitschaft von Heer und Marine oder im Interesse der Volksernährung notwendig sind; sodann die Verteilung der beschlagnahmten und enteigneten Gegenstände unter die Bevölkerung und endlich die Verleihung von Einkaufs- und Vertriebsmonopolen für eine Reihe von Gesellschaften, die sich zum größten Teil erst während des Krieges gebildet haben, um auf diese Weise den Zwischenhandel, wenn nicht ganz auszuschalten, so doch möglichst einzuschränken und den Nahrungsmittelwucher zu bekämpfen.

Wie ungeheuer schwierig sich die behördliche Regelung des wirtschaftlichen Verkehrs gestaltet, der bis zum Kriegsausbruch ausschließlich auf dem Grundsatz von Angebot und Nachfrage beruhte, das wird schon durch folgende Tatsachen veranschaulicht: Das Gesetz über Höchstpreise ist nicht weniger als fünfmal abgeändert worden; seine jetzige Gestalt hat es erst durch die Verordnung vom 23. März 1916 (RGBl. 183) erhalten. Ferner sind nicht weniger als acht Verordnungen über Aus- und Durchfuhrverbote erlassen; außerdem beschäftigen sich noch weitere 14 im Jahre 1914 erlassene Verordnungen mit wichtigen wirtschaftlichen Maßnahmen, wobei ich die zahlreichen Änderungen dieser Verordnungen ganz außer Betracht lasse. Für das Jahr 1915 ist die Zahl solcher Verordnungen auf 82 gestiegen, und im Jahre 1916 sind bis zum 10. Juni wiederum 81 derartige neue Verordnungen erlassen. Daß bei dieser Fülle des Stoffes und der Schwierigkeit der Materie hie und da Mißgriffe nicht zu vermeiden sind, liegt ohne weiteres auf der Hand. Im großen und ganzen wird man aber dem Bundesrat die Anerkennung nicht versagen können, daß er auf diesem außerordentlich schwierigen Gebiete Hervorragendes geleistet hat, so daß die hier und da laut gewordenen Klagen jedenfalls da, wo sie zu einer Verallgemeinerung neigen, der Berechtigung entbehren. Insbesondere darf man bei den Klagen über die nicht wegzuleugnende Knapp-

heit mancher Nahrungsmittel und die Höhe der Preise vor allem folgende Gesichtspunkte nicht übersehen: einmal ist Deutschland, das bis zum Jahre 1870 überwiegend ein Agrarstaat war, seither in steigendem Maße zu einem Industriestaat umgestaltet worden, wodurch es sich ohne weiteres erklärt, daß man namentlich mit Rücksicht auf die enorm gestiegene Bevölkerungszahl mehr und mehr auf die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte angewiesen war.

Einige Zahlen mögen dies klarmachen:

Nach Diehl[5]) hatten wir im Jahre 1912 eine Mehreinfuhr an pflanzlichen Nahrungs- und Genußmitteln, lebendigem Vieh und tierischen Nahrungs- und Genußmitteln im Werte von 3 Milliarden Mark. Der Wert der Einfuhr an Futtermitteln aus dem Auslande wurde für das Jahr auf eine Milliarde geschätzt. Daß auch ein nur annähernder Ersatz hierfür vermöge der Absperrung Deutschlands durch England kaum zu beschaffen sein wird, liegt ohne weiteres auf der Hand, und in diesen Tatsachen wird man vor allem die vorhandene Knappheit an Nahrungsmitteln zu finden haben.

Wenn ich nunmehr auf die staatssozialistischen Maßnahmen, die während des Krieges getroffen worden sind und noch fortwährend getroffen werden — fast jeder Tag bringt neue Anordnungen — im einzelnen eingehe, so muß ich mich, um die Leser nicht mit einer Fülle von Zahlen und Daten zu überschütten, mit einer ganz knappen Zusammenfassung begnügen.

Ich beginne zunächst mit den die Höchstpreise betreffenden Verordnungen, wobei ich mich auf diejenigen beschränke, die der Bundesrat erlassen hat. Damit aber ist die Zahl dieser Verordnungen keineswegs erschöpft; vielmehr sind für einzelne größere oder kleinere Bezirke teils von den Landeszentralbehörden, teils von den Behörden der einzelnen Kommunalverbände oder sogar von einzelnen Gemeinden Höchstpreisfestsetzungen in größerem oder geringerem Umfange erlassen worden, auf die ich natürlich hier nicht eingehen kann.

Der Bundesrat hat für folgende Gegenstände Höchstpreise festgesetzt, wobei ich diejenigen unerwähnt lasse, bezüglich deren die ursprünglich angeordneten Höchstpreise nachträglich außer Kraft gesetzt worden sind: für Getreide und Kleie, für Speisekartoffeln, Kupfer, altes Messing, alte Bronze, Rotguß, Aluminium, Nickel, Antimon, Zinn, Futterkartoffeln und Erzeugnisse der Kartoffeltrocknerei, Wolle und Wollwaren, Zucker, Kupfervitriol, Schnitzel und Melassetrockenschnitzel, zuckerhaltige Futtermittel, Reis, Petroleum, Hülsenfrüchte, Kalisalze, Butter, Fische, Wild, Käse, Milch, Schlachtschweine und Schweinefleisch, Stroh und Häcksel, Buchweizen und Hirse, Obst, Obstmus, Honig, Kunsthonig, Rübensirup und sonstige Fettersatzstoffe zum Brotaufstrich, Marmelade, Heu, Rohzucker und Zuckerrüben, künstliche Düngemittel und Kraftfuttermittel, Soda, Benzin.

Ist schon durch die Festsetzung der Höchstpreise für alle diese Gegenstände insofern eine vollständige Umgestaltung des wirtschaftlichen Verkehrs in Friedenszeiten hervorgerufen, als in diesen der Preis sich nach Angebot und Nachfrage bestimmt, während er hier ein für allemal behördlich festgesetzt ist, wobei, wie ohne weiteres auf der Hand liegt, die Höchstpreise zugleich die Mindestpreise sind, da es

5) „Deutschland als geschlossener Handelsstaat im Weltkriege" S. 13.

keinem Verkäufer einfallen wird, die Waren unter dem Höchstpreise abzugeben, so sind weitere einschneidende behördliche Eingriffe auch dadurch ermöglicht, daß in allen Fällen, in denen der Besitzer von Gegenständen, für welche Höchstpreise festgesetzt sind, sich weigert, diese in den Verkehr zu bringen, die zuständige Behörde statt seiner diese Gegenstände auf seine Rechnung und Kosten zu dem Höchstpreise verkaufen, überdies aber auch die Gegenstände zu einem von der höheren Verwaltungsbehörde festzusetzenden Übernahmepreis zugunsten eines Dritten enteignen lassen kann.

Eine derartige Beschlagnahme- und Enteignungsbefugnis ist insbesondere auch den Militärbehörden hinsichtlich aller Gegenstände des Kriegsbedarfs durch die Verordnung vom 24. Juni 1915 (RGBl. 357) eingeräumt worden. In diesem Falle wird der Übernahmepreis durch ein Reichsschiedsgericht festgestellt, soweit nicht für die Gegenstände Höchstpreise bestehen; ist dies der Fall, so erfolgt die Preisfestsetzung gemäß dem Höchstpreisgesetz.

Die Beschlagnahme und die daran sich anschließende Enteignung hat bereits einen ganz gewaltigen Umfang angenommen. So sind der Beschlagnahme unterworfen: Brotgetreide und Mehl, Gerste und Hafer, Malz, Reis, Hülsenfrüchte, Butter, Kartoffeln und sämtliche Kriegsbedarfsartikel, von denen ich hier nur einige der wichtigsten von den beschlagnahmten Gegenständen nennen will, wie Militärmannschaftstuche, Kupfer, Nickel, Aluminium, Antimon, Hartblei, Vorräte der Gummibereifung für Kraftfahrzeuge aller Art, alte Baumwollumpen und neue Baumwollstoffabfälle; Bestände der Schafschur; Chemikalien, Kautschuck, Gummi, Guttapercha, Asbest und Halb- und Fertigfabrikate unter Verwendung dieser Stoffe, gebrauchte und ungebrauchte Gegenstände aus Kupfer, Messing und Reinnickel.

Die bedeutsamste und umfangreichste Art der Beschlagnahme ist hinsichtlich des Brotgetreides erfolgt. Durch die Verordnung vom 28. Juni 1915 (RGBl. 363) wurde nämlich das gesamte Brotgetreide der Ernte des Jahres 1915 mit der Trennung vom Boden zugunsten des Kommunalverbandes desjenigen Bezirkes beschlagnahmt, in dem es gewachsen war.

Diese Maßregel hatte den Zweck, eine gleichmäßige Verteilung des Brotvorrats unter sämtliche Bewohner des Deutschen Reiches sicherzustellen und damit für den Verbrauch dieses wichtigsten Volksernährungsmittels eine vollständige Gleichheit zwischen reich und arm, zwischen allen Bewohnern des Deutschen Reiches herbeizuführen. Dies ließ sich nur dadurch ermöglichen, daß auch eine gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Vorräte sichergestellt wurde. Es geschah dies durch Einführung der Brotkarte, die nunmehr im Gebiete des ganzen Deutschen Reiches in Geltung ist. Danach erhalten alle Bewohner desselben Bezirks ein völlig gleiches Bezugsrecht auf die vorhandenen Brotvorräte, jedoch in der Weise, daß diejenigen Arbeiter, die besonders schwere Verrichtungen auszuführen haben und danach oder nach der sonstigen Art ihrer Beschäftigung auf einen erhöhten Brotgenuß angewiesen sind, auch eine erhöhte Menge von Brot oder Mehl beziehen dürfen.

Um nun eine möglichst gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Getreidemengen unter den einzelnen Kommunalverbänden des ganzen Deutschen Reiches nach Maßgabe ihrer Bevölkerung herbeizuführen, ist eine Reichs-

getreidestelle in Berlin eingerichtet worden, der die Aufgabe zugewiesen ist, mit Hilfe der Kommunalverbände für die Verteilung und zweckmäßige Verwendung der vorhandenen Vorräte zunächst bis zum 15. August 1916 zu sorgen. Diese Einrichtung hat sich derart bewährt, daß sie auch für die Ernte des Jahres 1916 beibehalten worden ist. (Vgl. die Verordnungen vom 29. Juni und vom 6. Juli 1916 in der Fassung der Bekanntmachung vom 24. Juli 1916, RGBl. 781.)

Der Brotkarte sind inzwischen die Butterkarte, die Zucker-, die Saat-, die Kartoffel- und die Fleischkarte gefolgt, welch letztere jedoch noch nicht für das ganze Reich eingeführt worden sind.

Um die Kartoffelversorgung besser als bisher zu regeln, dürfte sich für die kommende Ernte vielleicht eine Beschlagnahme der gesamten Kartoffelvorräte und eine allgemeine Einführung von Kartoffelkarten empfehlen.

Als die vierte und letzte staatssozialistische Maßregel, deren gesetzliche Einführung auf den Weltkrieg zurückzuführen ist, nenne ich noch die Verleihung von Einkaufs- und Vertriebsmonopolen für eine Reihe von Gesellschaften, die sich gerade zu dem Zwecke gebildet haben, um die Kriegsbereitschaft von Heer und Marine und die Volksernährung sicherzustellen sowie den Zwischenhandel, wenn nicht auszuschalten, so doch nach Möglichkeit einzuschränken und übertriebenen Preissteigerungen entgegenzutreten.

Alle diese Gesellschaften stehen mehr oder weniger unter behördlicher Aufsicht. Aus der mir bereitwilligst mitgeteilten Satzung einer dieser Gesellschaften, nämlich des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette, habe ich auch ersehen, daß sie nicht etwa zu dem Zwecke tätig ist, um ihre Mitglieder durch Kriegsgewinne zu bereichern, sondern daß sie in selbstloser Weise arbeitet, um für eine gewissenhafte und gleichmäßige Verteilung von bestimmten den Kriegszwecken und der Volksernährung dienenden Stoffen Sorge zu tragen. In der mir vorliegenden Satzung ist ausdrücklich bestimmt, daß der gesamte von ihr erzielte Gewinn nach Beendigung des Krieges einer vom preußischen Kriegsministerium zu bezeichnenden Stelle zur Verwendung für Zwecke des Gemeinwohls zur Verfügung gestellt wird. Man darf wohl annehmen, daß die Satzungen der übrigen Monopolgesellschaften ähnliche Bestimmungen enthalten.

Als eine der wichtigsten von diesen Gesellschaften ist die schon oben erwähnte Reichsgetreidestelle zu nennen, der die Befugnisse und Aufgaben der früheren Reichsverteilungsstelle laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 28. Juli 1915 (RGBl. 483) übertragen worden sind. Diese Reichsgetreidestelle, die durch die Verordnung vom 28. Juni 1915 (RGBl. 363) eingerichtet worden ist, besteht aus einer Verwaltungsabteilung und einer Geschäftsabteilung. Die Verwaltungsabteilung ist eine Behörde, die sich aus einem Direktorium und einem Kuratorium zusammensetzt. Dem letzteren gehören 16 Bevollmächtigte zum Bundesrat der verschiedenen deutschen Staaten, je ein Vertreter des deutschen Landwirtschaftsrats, des deutschen Handelstags und des deutschen Städtetags sowie je zwei Vertreter der Landwirtschaft, von Handel und Industrie und der Verbraucher an; es sind darin also alle interessierten Kreise vertreten. Die Geschäftsabteilung ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die ihre Weisungen von dem Direkto-

rium der Verwaltungsabteilung empfängt, das insbesondere auch über die Art der Verteilung der Getreidemengen zu bestimmen hat.

Ähnlich wie die Reichsgetreidestelle ist die Reichskartoffelstelle organisiert, die durch die Verordnung vom 9. Oktober 1915 (RGBl. 647) ins Leben gerufen ist. Sie besteht aus einer behördlichen Verwaltungsabteilung und einer Geschäftsabteilung, welch letztere eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung bildet. Sie hat die Aufgabe, für die Verteilung von Kartoffelvorräten zur Ernährung der Bevölkerung zu sorgen, eine Aufgabe, die bisher in völlig befriedigender Weise zu lösen anscheinend noch nicht gelungen ist. Woran dies liegt, entzieht sich meiner Beurteilung.

Die Reichsgetreidestelle hat nur über die Verteilung des inländischen Getreides zu befinden, da das ausländische Getreide von der Beschlagnahme nicht betroffen wurde. Dieses Getreide war bis zum 13. September 1915 dem freien Verkehr überlassen. Nunmehr aber ist (durch die Verordnung vom 11. September 1915, die durch die Verordnung vom 4. März 1916 erweitert wurde) bestimmt worden, daß Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Hülsenfrüchte, Buchweizen, alle Produkte und Abfälle dieser Erzeugnisse sowie Malz, soweit diese Gegenstände aus dem Auslande eingeführt werden, an die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft m. b. H. in Berlin zu liefern sind, und zwar unter den vom Reichskanzler festgesetzten Bedingungen.

Der Zentraleinkaufsgesellschaft ist auch das Recht übertragen worden, die gesamten im Deutschen Reiche vorhandenen Restvorräte jener aus dem Auslande bezogenen Nahrungsmittel zu bestimmten Preisen an sich zu ziehen. Sie darf aber alle diese Gegenstände nur an die Kommunalverbände oder an die vom Reichskanzler bestimmten Stellen abgeben, um auf diese Weise eine möglichst gleichmäßige Verteilung an die gesamte deutsche Bevölkerung herbeizuführen.

Ähnliche Vorschriften gelten hinsichtlich des Verbrauchs des Zuckers, gleichviel, ob dieser aus dem Inlande oder aus dem Auslande stammt (Verordnung vom 27. Mai 1915, RGBl. 308); hinsichtlich der inländischen Erbsen, Bohnen und Linsen (V. v. 20. August 1915, RGBl. 520); hinsichtlich eines Teiles der inländischen Butter (V. v. 8. Dezember 1915, RGBl. 807, 8. Juni 1916, RGBl. 447); hinsichtlich der ausländischen Margarine (V. v. 12. Januar 1916, RGBl. 26); hinsichtlich des ausländischen Käse (V. v. 11. März 1916, RGBl. 159); hinsichtlich der ausländischen Salzheringe, Klippfische und Fischrogen (V. v. 17./22. Januar 1916, RGBl. 45, 59; 4. und 5. April 1916, RGBl. 234, 237); hinsichtlich der aus dem Auslande, und zwar von Österreich-Ungarn und der Schweiz eingeführten Futtermittel, Hilfsstoffe und Kunstdünger (V. v. 31. Januar 1916, RGBl. 71); hinsichtlich des aus dem Auslande eingeführten Schmalzes (V. v. 4. März 1916, RGBl. 149); hinsichtlich des aus dem Auslande eingeführten Viehes, Fleisches und von Fleischwaren (V. v. 18. März 1916, RGBl. 175, 179); hinsichtlich ausländischer Eier (V. v. 18. April 1916, RGBl. 299); hinsichtlich ausländischer kondensierter Milch und Milchpulver (V. v. 18. April 1916, RGBl. 302); hinsichtlich der Hülsenfrüchte, für die bei der Z. E. G. eine besondere Abteilung unter dem Namen Reichshülsenfruchtstelle gebildet ist. (Bek. vom 25. Juli 1916, RGBl. 832.)

An weiteren Einkaufs- und Verteilungsgesellschaften sind zu nennen:

a) die Zentralstelle für Beschaffung des Heeresbedarfs (V. v. 9. März 1915, RGBl. 139);

b) der Deutsche Brauerbund E. V. (V. v. 17. Mai 1915, RGBl. 279);

c) die Reichsfuttermittelstelle (V. v. 23. Juli 1915, RGBl. 455);

d) die Bezugsvereinigung deutscher Landwirte, G. m. b. H. (V. v. 3. März 1915, RGBl. 195);

e) die Berliner Schmierölgesellschaft m. b. H. (V. v. 31. März 1915, RGBl. 211);

f) der Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Öle und Fette, G. m. b. H. in Berlin (V. v. 15. Juli 1915, RGBl. 438);

g) die Trockenkartoffelverwertungsgesellschaft m. b. H. (V. v. 19. September 1915, RGBl. 585);

h) der Kriegsausschuß für Ersatzfutter, G. m. b. H. in Berlin (V. v. 24. Februar 1916, RGBl. 113);

i) die Kriegskakaogesellschaft m. b. H. in Hamburg (V. v. 3. März 1916, RGBl. 145);

k) die Gerstenverwertungsgesellschaft m. b. H. (V. v. 16. März 1916, RGBl. 170);

l) die Reichsfleischstelle (V. v. 27. März 1916, RGBl. 199);

m) der Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel (V. v. 6. April 1916, RGBl. 245);

n) die Kriegschemikalien-Aktiengesellschaft (V. v. 13. November 1915, RGBl. 761);

o) die Reichszuckerstelle (V. v. 10. April 1916, RGBl. 261);

p) die Reichsbranntweinstelle und die Spiritus-Zentrale (V. v. 15. April 1916, RGBl. 279);

q) die Zigarettentabak-Einkaufsgesellschaft m. b. H. in Berlin (V. v. 19. April 1916, RGBl. 313);

r) die Zentralstelle für Petroleumverteilung, G. m. b. H. in Berlin (V. v. 1. Mai 1916, RGBl. 350);

s) die Reichsstelle für Gemüse und Obst, G. m. b. H. (V. v. 18. Mai 1916, RGBl. 391);

t) die Reichsbekleidungsstelle (V. v. 10. Juni 1916, RGBl. 463);

u) die Reichsstelle für Speisefette (V. v. 20. Juli 1916, RGBl. 755);

v) die Nesselfaser - Verwertungsgesellschaft m. b. H. in Berlin (V. v. 27. Juli 1916, RGBl. 839);

w) die Reichs - Sackstelle (V. v. 27. Juli 1916, RGBl. 834).[6])

Aus diesem kurzen Überblick ist schon zu ersehen, welche große Zahl von Gesellschaften zur Regelung des wirtschaftlichen Verkehrs während des Krieges gebildet worden sind. Hierbei will ich noch ausdrücklich bemerken, daß meine Aufzählung noch nicht einmal den Anspruch auf Vollzähligkeit erhebt, da es möglich ist, daß ich bei der ungeheuren Fülle des gesetzgeberischen Materials die eine oder andere Bestimmung übersehen haben kann, und da es überdies auch möglich ist, daß noch weitere Gesellschaften existieren, deren im RGBl. keine Erwähnung geschehen ist.

Rückblickend läßt sich sagen, daß der Bundesrat und die verschiedenen in Betracht kommenden Reichsämter (insbesondere das Reichsamt des Innern) während des Krieges für die Fortführung des Wirtschaftslebens im Inlande und für die Versorgung unseres Heeres und unserer Marine alles geleistet haben, was man verständigerweise bei der ungeheuren Schwierigkeit der Aufgabe erwarten konnte.

Jedenfalls wäre, wenn die Nörgler, die in einer im Auslande kaum mög-

6) Die laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 31. Juli 1916 (RGBl. 863) errichtete Reichsstelle für Druckpapier hat nur den Verkehr mit Druckpapier der Tageszeitungen zu regeln und die Preise des Druckpapiers festzusetzen, ein Ein- und Verkaufsmonopol ist ihr nicht übertragen.

lichen Weise die Reichsregierung angreifen, bei uns am Ruder wären, das Deutsche Reich längst zusammengebrochen und von unseren Feinden überschwemmt.

IV. Sollen die während des Krieges getroffenen staatssozialistischen Maßnahmen auch für die Zeit nach dem Kriege aufrechterhalten werden?

Schon jetzt hat sich ein lebhafter Streit, insbesondere unter den Nationalökonomen darüber erhoben, ob und in welchem Umfange die während des Krieges getroffenen staatssozialistischen Maßnahmen auch für die künftige Friedenszeit aufrechtzuerhalten sind.

Vom juristischen Standpunkte aus ist hierzu zu bemerken, daß an und für sich die sämtlichen Verordnungen von vornherein nur für die Dauer des Krieges bestimmt und berechnet sind.

Dies ergibt sich schon aus der Fassung des grundlegenden Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914, auf dem alle diese Verordnungen beruhen. Denn danach ist dem Bundesrat nur die Ermächtigung erteilt worden, während der Zeit des Krieges die zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen notwendigen Maßnahmen zu treffen. Damit ist allerdings keineswegs gesagt, daß diese Anordnungen ohne weiteres am Tage des Friedensschlusses hinfällig werden, da die wirtschaftlichen Schädigungen, die während des Krieges eingetreten sind, auch noch über die Kriegszeit hinaus fortdauern können. Demnach ist auch in sämtlichen vom Bundesrat erlassenen Verordnungen ausgesprochen, daß dieser oder der Reichskanzler den Zeitpunkt ihres Außerkrafttretens bestimmt.

Überdies kann aber auch der Reichstag die Aufhebung aller auf Grund des Ermächtigungsgesetzes erlassenen Verordnungen herbeiführen, da der § 3 dieses Gesetzes ausdrücklich vorschreibt, daß jene Verordnungen auf Verlangen des Reichstags aufzuheben sind.

Damit ist aber nur die formell juristische Seite der Frage erledigt. Etwas ganz anderes ist es, ob es sich gesetzgeberisch empfiehlt, die staatssozialistischen Maßnahmen der Kriegszeit auch im Frieden aufrechtzuerhalten? Ich stehe für meine Person auf seiten derjenigen, die sämtliche in der Kriegszeit getroffene Maßnahmen nur als Notbehelf betrachten, der durch die Absperrungspolitik Englands und durch die Rücksichten auf die Kriegsausrüstung und die Sicherung der Volksernährung erforderlich geworden ist.

Wenngleich die traurigen Erfahrungen, die man zur Zeit der Französischen Revolution mit ähnlichen, aber noch viel weitergehenden staatssozialistischen Maßnahmen gemacht hat, im vorliegenden Falle nicht ohne weiteres beweiskräftig sind, da die verkehrten ganz übertriebenen und einseitigen Anordnungen der französischen Jakobiner notgedrungen zu einem Zusammensturz führen mußten[7]), so bin ich doch der Meinung, daß für die sämtlichen während des Krieges getroffenen staatssozialistischen Maßnahmen dann kein Bedürfnis mehr vorliegt, wenn wieder der freie Weltverkehr möglich ist und dadurch die Preisregelung mittels An-

---

7) Vgl. darüber Taine, „Die Entstehung des modernen Frankreich", 2. Bd. 3. Abteilung (übersetzt von L. Katscher) S. 424 ff., dessen Darstellung neuestens von Schiele in dem Aufsatz „Soziale Theorien und Taten vor 120 Jahren" (abgedruckt in der „Tat" 7. Jahrg. S. 905 ff.) in sehr anschaulicher Weise wiedergegeben ist.

gebots und Nachfrage in ausreichender und zufriedenstellender Weise herbeigeführt werden kann.

Gerade die Erfahrungen, die man schon jetzt während des Krieges mit den staatssozialistischen Maßnahmen gemacht hat, scheinen mir dringend für deren Beseitigung nach Wiederherstellung des Friedens zu sprechen. Dies soll für die vier hier in Betracht kommenden Maßregeln: Höchstpreise, Beschlagnahme und Enteignung, Ein- und Verkaufsmonopole und Regelung der Verteilung, kurz gezeigt werden.

Gewiß haben die Höchstpreise die gute Wirkung, die Bildung von Wucherpreisen zu verhindern. Dieser guten Wirkung stehen aber auch mehrere nachteilige Folgen gegenüber. Sind die Höchstpreise zu niedrig festgesetzt, so besteht die Gefahr, daß alsdann die von den Höchstpreisen betroffenen Gegenstände vom Markte verschwinden. Diese Wirkung hat sich insbesondere bei den Höchstpreisen für Wild gezeigt, die festzusetzen man überhaupt vielleicht schon deshalb besser unterlassen hätte, weil das Wild in der Regel nur den wohlhabenderen Schichten als Nahrungs- und Genußmittel dient, für diese aber eine Fürsorge hinsichtlich der Preisgestaltung nicht geboten erscheint. In ganz besonders bedenklichem Maße machte sich die Zurückhaltung der Waren infolge Festsetzung von Höchstpreisen geltend, als man im Oktober 1915 die Höchstpreise für Kartoffeln viel zu niedrig festsetzte, was die Folge hatte, daß sie nicht mehr auf den Markt gebracht, sondern zur Viehfütterung verwendet wurden.

Die Festsetzung von Höchstpreisen hat aber ferner die üble Wirkung, daß der Höchstpreis zugleich Mindestpreis wird, und daß deshalb die Händler gar kein Interesse daran haben, diejenigen Waren, für welche Höchstpreise festgesetzt sind, in besonders guter Beschaffenheit zu liefern, da sie für Waren schlechtester Beschaffenheit dieselben Preise erzielen wie für gute Ware.

Für eine Beschlagnahme und Enteignung der Waren besteht aber dann, wenn der Welthandel wieder offen steht, überhaupt kein Bedürfnis mehr, da der Handel schon in seinem eigensten Interesse dafür sorgen wird, daß von allen Bedarfsgegenständen genügende Mengen vorhanden und am Markte sind. Aus diesen Gründen bedarf es auch alsdann keiner behördlichen Verteilung der vorhandenen Gegenstände. Ganz besonders bedenklich aber sind die jetzt bestehenden Ein- und Verkaufsmonopole. Für eine große Zahl von Waren ist der Zentraleinkaufsgesellschaft, wie wir sahen, das Recht eingeräumt, alle Vorräte von bestimmten Lebensmitteln an sich zu ziehen. Insbesondere sind alle Händler verpflichtet, die oben (Sp. 1483) erwähnten Lebensmittel und sonstigen Stoffe, die sie aus dem Auslande beziehen, an die Zentraleinkaufsgesellschaft abzuliefern und dieser für einen von ihr zu bestimmenden Preis zu überlassen. Nun ist es freilich richtig, daß durch derartige Monopolbestimmungen der Zwischenhandel ausgeschaltet und Preistreibereien vermieden werden, die dadurch entstehen, daß sich möglichst viele inländische Händler um den Bezug der ausländischen Waren bemühen. Auf der anderen Seite geht aber für die inländischen Händler jeder Anreiz verloren, den Ankauf derjenigen ausländischen Waren herbeizuführen, die sie an die Z. E. G. für einen von dieser zu bestimmenden Preis abzuliefern verpflichtet sind. Denn naturgemäß wollen die Händler sich nicht der Gefahr aussetzen, Waren für einen bestimm-

ten Preis anzukaufen, die sie vielleicht für einen weit geringeren Preis an die Z. E. G. abgeben müssen. Dieser Umstand hat die üble Folge, daß die inländischen Kaufleute, die gerade am besten die ausländischen Bezugsquellen vermöge ihrer langjährigen Beziehungen während des Friedens kennen, sich jeder kaufmännischen Tätigkeit enthalten, so daß viele ausländische Waren, die für die deutsche Volksernährung dringend nötig sind, überhaupt nicht in das Inland gelangen.

Abgesehen davon kommt aber weiter in Betracht, daß durch die gesamte Organisation der neuen Monopolgesellschaften sowie durch die Herbeischaffung und Verteilung der Waren ganz erhebliche Kosten entstehen, die nach meiner Meinung die durch den Vertrieb mittels des Zwischenhandels entstehenden Kosten mindestens aufwiegen, wenn nicht übersteigen.

Daß es sich hier nicht etwa nur um theoretische Erwägungen, sondern um praktisch gerechtfertigte Bedenken handelt, das zeigen einzelne Mitteilungen in der Presse, die zudem noch von schweren Mißgriffen seitens der Z. E. G. berichten. So enthält die „Kölnische Zeitung“ Nr. 578 vom 8. Juni 1916 einen ausführlichen Bericht über eine Sitzung der Stadtverordnetenversammlung in Elberfeld, in der eine sehr scharfe Kritik an der Z. E. G. geübt wurde, und zwar unter Anführung einer Reihe von Fällen, in denen die Z. E. G. es grundlos abgelehnt habe, die Erlaubnis zum Bezuge von Lebensmitteln aus dem Auslande zu verhältnismäßig billigen Preisen zu erteilen. Nach einer anderen Richtung sind in der Sitzung der Stadtverordneten in Köln vom 8. Juni 1916 („Kölnische Zeitung“ Nr. 583 vom 9. Juni 1916) die schwersten Vorwürfe gegen die Z. E. G. über eine unrichtige Verteilung der vorhandenen Lebensmittel erhoben worden. Endlich sind Bedenken grundsätzlicher Natur über die Art des Geschäftsbetriebes der Z. E. G. in dem höchst beachtenswerten Artikel der „Kölnischen Zeitung“ Nr. 607 vom 16. Juni 1916: „Ist die Z. E. G. reformbedürftig?“ geltend gemacht, die hoffentlich dazu beitragen werden, das Ein- und Verkaufsmonopol der Z. E. G. schon während des Krieges wesentlich einzuschränken.

Lassen es schon alle diese Umstände geboten erscheinen, nach dem Kriege die Ein- und Verkaufsmonopole der aus Anlaß des Krieges gebildeten Gesellschaften sofort zu beseitigen, so spricht hierfür auch noch weiter der Umstand, daß allen denjenigen Personen, die gegenwärtig im Zwischenhandel tätig sind, durch das Monopol jener Gesellschaften jeder Erwerb entzogen, andererseits aber durch den freien Verkehr erneut eine Erwerbsquelle eröffnet wird.

Aus allen diesen Gründen wird man demnach zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß für die Friedenszeit die Verhältnisse d e s f r e i e n V e r k e h r s wiederherzustellen sind, mag dies auch nicht unmittelbar und nach jeder Richtung hin mit dem Tage des Friedensschlusses geschehen, sondern noch für eine gewisse Übergangszeit die Beibehaltung bestimmter Beschränkungen des freien Verkehrs erforderlich sein.

Das Institut für ostdeutsche Wirtschaft.

Von A. Hesse.

Am 1. August 1914 hat ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte begonnen. Was vorher war, liegt jetzt schon weit zurück und wird immer tiefer in Vergangenheit versinken, je mehr die Zeit, die jetzt anhebt, ihr Angesicht enthüllt. Neue Aufgaben werden jedem einzelnen gestellt, und noch nie zuvor ist unserem Volke eine so schwere Verantwortung auferlegt worden. Ein jeder muß sein ganzes Denken in andere Bahnen lenken, um die Welt, die jetzt aufsteigt, zu verstehen, und muß immer von neuem umlernen, um die großen Fragen zu erfassen, die jetzt auftauchen. So treten auch an die Wissenschaft neue Probleme heran, besonders dann, wenn sie in das Leben hineingreift.

Es ist der Kampf zwischen Deutschland und England mit den Punischen Kriegen verglichen worden.[1]) Die Gleichartigkeit der geschichtlichen Vorgänge liegt dem historisch Gebildeten klar vor Augen, wenn auch jetzt alles ins Ungemessene gesteigert ist. Und je vollkommener die historische Parallele in allen entscheidenden Punkten ist, um so mehr erhebt sich die sorgenvolle Zukunftsfrage: wird die Analogie auch darin zutreffen, daß die Punischen Kriege die Wende der antiken Kultur bedeuten? Wir dürfen nicht die Augen verschließen vor den unermeßlichen Verlusten an Kulturgütern, die dieser Krieg uns gebracht hat und weiter bringen wird. Der friedliche Wettbewerb der Völker in der Arbeit für gleiche wissenschaftliche Ziele ist für die nächste Zukunft gestört. Und je mehr wir auf uns selbst gestellt sind, um so mehr müssen wir schaffen, um auch allein fertig zu werden. Der Krieg hat von dem geistigen Nachwuchs unseres Volkes unersetzbare Opfer gefordert an hoffnungsvoller akademischer Jugend und an Männern in der Vollkraft der Jahre, auf deren Schultern die Zukunft ihrer Wissenschaft ruhte. Diejenigen, die zurückgeblieben sind, müssen versuchen, auch die Arbeit derer mitzutun, die für die schwerste Arbeit ihr Leben eingesetzt und hingegeben haben. Es muß die wissenschaftliche Tätigkeit so organisiert werden, daß es gelingt, mehr zu leisten als bisher. Sonst kommen wir zurück.

Die Notwendigkeit einer Steigerung unserer wissenschaftlichen Arbeit gilt besonders für die Wirtschaftswissenschaft und in erhöhtem Maße wieder im deutschen Osten.

Schon vor dem Kriege ist von verschiedenen Seiten ausgeführt worden, daß die der Volkswirtschaftslehre zur Verfügung stehenden Universitätseinrichtungen nicht ausreichen. Die Seminare dienen in erster Linie Unterrichtsaufgaben und sind für diese auch nur mit bescheidenen Mitteln ausgestattet. Die Forschungstätigkeit ist Sache des einzelnen Gelehrten. Auch zur Förderung der wissenschaftlichen Arbeiten besonders befähigter Studierender sind nur in vereinzelten Fällen die Mittel vorhanden gewesen. Ganz anders die Naturwissenschaften. Ihnen steht für die verschiedensten Aufgaben eine Reihe gut, zum Teil reich aus-

1) Eduard Meyer, England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. S. 200 ff. 1916.

gestatteter Institute zur Verfügung, und selbst ins kleinste gehende Untersuchungen sind oft durch größere Aufwendungen unterstützt worden als die Arbeiten, die das Wirtschaftsleben unseres Volkes zum Gegenstand haben. Das hat sich gerächt. Manche Maßnahmen der Praxis der Gesetzgebung und Verwaltung haben nicht den erwarteten Erfolg gehabt, weil die genaue Kenntnis der Verhältnisse fehlte, in die diese Maßnahmen eingreifen sollten. Und jetzt im Kriege steht den staunenswerten Erfolgen der auf naturwissenschaftlicher Forschung beruhenden praktischen Arbeit eine Reihe von Fehlschlägen auf wirtschaftlichem Gebiet gegenüber. Es treten jetzt die Wirkungen dieser ungleichen Behandlung deutlich zutage. Diese Erfahrungen geben ernsten Anlaß, Änderungen ins Auge zu fassen, um so mehr, als nach dem Kriege die wirtschaftlichen Fragen erhöhte Bedeutung gewinnen werden.

Der volle Ernst der wirtschaftlichen und sozialen Probleme wird erst nach dem Kriege hervortreten. Es ist unmöglich, jetzt irgendwie die Verluste zu schätzen, die der Krieg unserem Volksvermögen gebracht hat und noch bringen wird. Sie müssen ersetzt werden. Ebensowenig lassen sich die Anforderungen bestimmen, die die Demobilisierung unseres Wirtschaftslebens stellen wird. Sie wird schwieriger sein als die Mobilisierung. Die Anpassung der Friedenswirtschaft an die neuen Aufgaben wurde unterstützt durch die Kriegsanleihen und Kriegspreise und dadurch erleichtert, daß die Volkswirtschaft sich in einem Zustand der Ruhe befand, durch eine Reihe günstiger Jahre gefestigt war, mit Rohstoffen versorgt und durch eine zielbewußte Bankpolitik auch finanziell gerüstet. Nach dem Kriege werden wir mit dem Geld, das jetzt keine Rolle spielt, wieder zu rechnen lernen müssen. Die Erschütterungen des Wirtschaftslebens, die jetzt durch die Kriegsnotgesetze abgeschwächt sind, werden deutlicher hervortreten. Das Kreditwesen ist durch die hohe Verzinsung und die Masse der Kriegsanleihen empfindlich getroffen. Die Rohstoffe sind erschöpft, und ihre Neubeschaffung aus dem Auslande bedeutet eine ernste Gefahr für unsere Währung. Die Arbeiterzahl ist durch die Kriegsverluste vermindert, der Arbeitslohn durch die Verteuerung der Lebenshaltung belastet. Die Ansprüche des Reichs, der Staaten, der Selbstverwaltungskörper auf dem Anleihemarkte und im Abgabewesen sind noch gar nicht zu übersehen. Auch die sozialen Probleme werden sich verstärkt geltend machen. Und dazu ist nach der Entscheidung durch die Waffen noch mit einem wirtschaftlichen Kriege zu rechnen, der vom deutschen Volke, und zwar von jedem einzelnen Teil in anderer Weise, die Anspannung aller Kräfte fordert und uns zwingt, die Reibungen und Hemmungen im Innern möglichst zu vermindern und alle Maßnahmen zu treffen, um unsere Widerstandskraft und Stoßkraft zu steigern.

Zu diesen allgemeinen Gründen treten besondere, die gerade den deutschen Osten angehen. Die großen Fortschritte unseres Wirtschaftslebens im letzten Menschenalter sind in erster Linie dem Westen des preußischen Staates zugute gekommen. Die Meinungen über die Ursachen, die dieses Zurückbleiben des Ostens bedingt haben, sind geteilt. Ein entscheidender Grund ist die geographische Lage gewesen, besonders für Ostpreußen, das auf einer Seite vom Wasser, auf zwei Seiten von einer russischen Zollmauer begrenzt ist und

nur an seiner schmalsten Seite mit dem Reich zusammenhängt. Zu dieser Ungunst der Verhältnisse ist der Krieg hinzugekommen. Harte Notwendigkeit des Kampfes und planlose feindliche Zerstörungslust haben einen großen Teil der Provinz verwüstet. Jetzt eröffnet sich aber die Aussicht, daß nach dem Kriege die Grenze nach Osten hinausgeschoben wird, neue Gebiete der deutschen Volkswirtschaft dienstbar gemacht werden und somit die wirtschaftlichen Grundbedingungen für die östlichen Provinzen, besonders für Ostpreußen, sich ändern.

Die wirtschaftliche Wiederherstellung der Provinz und die Auswertung der politischen Erfolge sind Aufgaben, wie sie größer noch nicht gestellt worden sind. Ihnen stehen aber auch besondere Schwierigkeiten entgegen. Die Denkschrift über die Grundlagen des Wirtschaftslebens von Ostpreußen[2]) hat viele Lücken unseres Wissens aufgedeckt. Auch die wirtschaftlichen Grundbedingungen der deutschen Ostprovinzen überhaupt sind nicht zureichend untersucht, sind weit seltener Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit gewesen als die Verhältnisse West- und Mitteldeutschlands, denen eine größere Reihe von Universitäten mit größerer Schülerzahl sich zuwenden konnte. Noch weniger wissen wir über die Nachbargebiete hinter unserer jetzigen Grenze. Wenn die großen Aufwendungen, die der Wiederaufbau der Provinz erfordert, nicht nur das Verlorene ersetzen, sondern ein Kapital werden sollen, das dauernd Nutzen bringt, dann müssen alle Maßnahmen auf dem Untergrund sicherer Erkenntnis der Entwicklungs**bedingungen** aufgebaut werden. Die Angliederung neuer Gebietsteile stellt Fragen, deren Beantwortung auch die Zukunft unserer jetzigen Grenzlande entscheidet. Die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland wird auf die Grenzprovinzen immer von grundlegender Bedeutung sein. Alle diese Maßnahmen der Praxis können auf der Grundlage sicherer wissenschaftlicher Ergebnisse klarer und fester aufgebaut werden. So wichtig die Kritik ist, noch wichtiger ist es, unsere Kenntnis der Tatsachen und der Entwicklungsbedingungen auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens zu erweitern und zu vertiefen, ehe die praktischen Maßnahmen einsetzen. Die Mittel, die solche wissenschaftlichen Vorarbeiten erfordern, werden reichlich aufgewogen durch das Lehrgeld, das die Praxis erspart. Gewiß kann die Wissenschaft der Praxis keine Rezepte verschreiben, sie kann aber die Tatsachen und die Tatsachenverbindungen so weit klarstellen, daß die Praxis, die die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit verfolgt, falsche Wege vermeiden und die allgemeinen Erfahrungen in Einzelmaßnahmen verwerten kann. So tritt auch an die Wissenschaft die Aufgabe heran, an der Lösung der großen Probleme der Gegenwart und Zukunft mitzuhelfen.

Die Art dieser Mitarbeit und die Bedingungen, die sie voraussetzt, ergeben sich aus der Eigenart der wissenschaftlichen Forschung. Zu den Zielen und Forderungen der Praxis Stellung zu

2) Grundlagen des Wirtschaftslebens von Ostpreußen. Denkschrift zum Wiederaufbau der Provinz. Bisher erschienen: 1. Band: Der Grundbesitz in Ostpreußen von A. Hesse, Jena 1916. 2. Band: Die Landwirtschaft in Ostpreußen von J. Hansen, Jena 1916. 3. Band: Die Bevölkerung von Ostpreußen, unter Mitwirkung von H. Goeldel, von A. Hesse, Jena 1916. Es sind weitere Bände in Bearbeitung über Gewerbe, Handel, Verkehr, Wohlstandsentwicklung und öffentliche Finanzen.

nehmen, kann bei einem solchen Zusammenarbeiten nicht Aufgabe der Wissenschaft sein. Sie hat zu zeigen, was ist, warum dies ist, und welche Folgen von bestimmten Maßnahmen zu erwarten sind. Ob diese Maßnahmen getroffen werden, ist eine Frage, die die Wissenschaft nichts mehr angeht. Sie hat Ursachen zu suchen und Wirkungen zu studieren und durch Gewinnung von Erfahrungssätzen der Praxis Unterlagen für ihre Schlüsse und Entschlüsse zu geben. Allein durch eine solche Beschränkung auf das, was mit zwingender Notwendigkeit nachgewiesen werden kann, wird ein dauerndes, vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis sichergestellt. Und weiterhin muß bei diesem Zusammenarbeiten die Initiative stets der Wissenschaft verbleiben. Sie hat in voller Unabhängigkeit die Aufgaben sich selbst zu stellen, aus der Fülle der Gesichte das auszuwählen, was ihr Problem ist, was ihr wissenswert und erforschenswert erscheint, und darf innerhalb des weiten geographisch begrenzten Rahmens keinerlei Beschränkung in sachlicher oder methodischer Beziehung zulassen. Der wissenschaftliche Wert von Forschungsergebnissen wird durch deren praktische Verwertbarkeit nicht berührt. Kant hat gewiß recht, wenn er sagt, daß es ein unweiser und ungerechter Vorwurf gegen die Wissenschaft sei, zu fragen, wozu sie nütze, und daß eine Wissenschaft, die nur über irgendein mögliches Objekt Aufschlüsse gebe, schon nützlich genug sei. Aber so wenig die Wissenschaft an Bedeutung verliert, wenn sie nicht nützt, so wenig wird ihr innerer Wert dadurch gemindert, daß ihre Ergebnisse auch äußeren Wert haben. Und dies gilt besonders für eine Wissenschaft, deren Gegenstand die wirtschaftliche Arbeit ist, die Menschen- und Völkerschicksale fügt und so auch wieder den Boden bereitet, auf dem Kultur und Wissenschaft sich entfalten können.

Der Lösung dieser Aufgaben soll für den Osten das Institut für ostdeutsche Wirtschaft dienen. Ausdehnung und Vielgestaltigkeit der Fragen erfordern ein Zusammenarbeiten verschiedener Wissenschaften: der Volkswirtschafts- und Privatwirtschaftslehre, der Landwirtschaft und der Technik. Und das Verständnis der Gegenwart setzt die Kenntnis der historischen Entwicklung voraus; so muß die Wirtschaftsgeschichte hinzutreten. Wenn auch zu erwarten steht, daß der einzelne Fachmann durch die Wichtigkeit der Aufgaben zu Arbeiten auf seinem Gebiet angeregt wird, er wird sich nicht, auch nicht für eine Reihe von Jahren auf diese Fragen konzentrieren können, will er nicht durch eine solche Beschränkung seine übrigen Aufgaben vernachlässigen. Er hat nicht die Hilfsmittel einer vollständigen Spezialbibliothek und eines Wirtschaftsarchivs zur Verfügung; ihm fehlen die wissenschaftlichen Hilfskräfte und die Mittel, die diesen Studienreisen und die Durchführung selbständiger Erhebungen ermöglichen. Er ist nicht in der Lage, die einzelnen Probleme umfassend in Angriff zu nehmen, und noch weniger imstande, die verschiedenen Seiten zu behandeln. Vor allem wird der Zusammenhang zwischen den einzelnen Arbeiten fehlen, wenn nicht auch ein äußerer Zusammenschluß erfolgt. So erfordern die Ausdehnung und Vielseitigkeit der Aufgabe eine Arbeitsorganisation. Werden dieser genügende Mittel zur Verfügung gestellt, dann ist es möglich, die erforderliche Zahl wissenschaftlicher Assistenten und anderer Hilfskräfte anzustellen und die Bearbeiter

der einzelnen Aufgaben hinauszuschikken, um an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen zu lernen. Die literarischen Hilfsmittel können vollständig beschafft und sachgemäß verwaltet werden. Dann kann die wissenschaftliche Arbeit auch durch die Einrichtung der Arbeitsräume und durch technische Hilfsmittel in höherem Maße als bisher erleichtert und gefördert werden. Es bietet sich die Möglichkeit, unter die Veröffentlichungen des Instituts geeignete Dissertationen aufzunehmen, den zum Teil wenig bemittelten Studierenden deren Drucklegung zu erleichtern und so auch aus diesen Kreisen tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen. Die Tätigkeit der akademischen Fachvertreter beschränkt sich dann auf die Anregung und Leitung der wissenschaftlichen Untersuchungen und beeinträchtigt nicht ihre sonstigen Aufgaben, sondern fügt sich in diese ein. Nach allem wird durch eine solche Organisation die Forschungstätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet gefördert, die Fortführung der Arbeit auf die Dauer gesichert, auch die Kontinuität bei einem Wechsel der akademischen Fachvertreter leichter gewahrt. Endlich gibt erst ein solches Institut die Möglichkeit, die ganze Fülle der Erfahrungen auch der Ausbildung und Fortbildung der juristischen und volkswirtschaftlichen Beamtenschaft des Ostens nutzbar zu machen. Nach dem Kriege wird sich der Beamte gerade im Osten vor neue Aufgaben gestellt sehen, für die er besondere Kenntnisse braucht, umfangreicher und vielseitiger, als sie der jetzige Universitätsbetrieb ihm verschaffen kann. Ein solches Institut kann schon während des Studiums durch praktische Übungen und Sondervorlesungen eine gründlichere und mannigfaltigere Ausbildung sicherstellen. Es kann fernerhin in den Kursen der staatswissenschaftlichen Vereinigungen die Ergebnisse seiner Arbeit auch in weitere Kreise hineintragen.

Die Lösung dieser Aufgabe ist auf den Weg der Selbsthilfe verwiesen. Da staatliche Zuschüsse nicht erwartet werden können, sind von Selbstverwaltungskörpern und von privater Seite die Mittel zur Verfügung gestellt worden. Vor allem ist das Institut den Männern verbunden, mit denen die Geschichte Ostpreußens dauernd verknüpft sein wird: Hindenburg und Ludendorff. Sie haben die Ausfuhr aus den besetzten Gebieten einer gemeinnützigen Unternehmung übertragen, die den Hauptteil des Gewinns für Wohlfahrtszwecke verwendet und auch einen erheblichen Betrag für das Institut zur Verfügung gestellt hat. Zur Finanzierung des Instituts ist die Vereinigung für ostdeutsche Wirtschaft begründet worden, der die größeren Selbstverwaltungskörper der Provinz angehören und durch die dauernde Beziehungen zu privaten Körperschaften und Einzelmitgliedern hergestellt werden sollen, die den ostdeutschen Wirtschaftsfragen berufliches oder ideelles Interesse entgegenbringen. Durch sie soll auch der Zusammenhang mit früheren Studierenden aufrechterhalten werden, die am Institut einen Teil ihrer Ausbildung erhalten haben und als „Alte Herren“ gern die Verbindungen fortsetzen, die jetzt mit dem Abgang von der Universität aufhören. Die Grundgedanken, die zur Errichtung des Instituts geführt haben, sind von allen Kreisen der Provinz Ostpreußen mit so viel Verständnis und freudiger Zustimmung aufgenommen worden, daß es gelungen ist, noch inmitten des Krieges das Werk zustande zu bringen. Alle Glieder der Selbstverwaltung, alle Berufsstände haben bereitwillig zu selbstloser Mitarbeit

die Hand geboten und den Dank der Wissenschaft verdient.

Bei einer solchen Unterstützung wissenschaftlicher Arbeit durch andere als staatliche Mittel ist besondere Rücksicht darauf zu nehmen, daß die erste Lebensbedingung der Wissenschaft, die Unabhängigkeit, die auch den Wert ihrer Arbeit für die Praxis entscheidet, nach außen hin genügend zur Geltung gebracht wird. Dies ist in den durch Ministerialerlaß genehmigten Satzungen des Instituts und der Vereinigung geschehen. Der Finanzierungsgesellschaft ist kein Einfluß auf das Institut und seine Arbeiten gegeben. Das Institut wird durch fünf Professoren geleitet, die in der Verwendung der in einem Gesamtjahresbetrag zur Verfügung gestellten Mittel selbständig sind. Es ist der Universität angegliedert, steht mit dieser in äußerer und innerer Verbindung und ist der ministeriellen Aufsicht, die unmittelbar durch den Kurator ausgeübt wird, unterstellt. Die mit der Leitung des Instituts und seiner Untersuchungen betrauten Professoren sind vom Minister ernannt und ehrenamtlich tätig. Das Schwergewicht der Einnahmen der Vereinigung liegt in den Zinsen einmaliger größerer Beiträge und in den jährlichen Leistungen öffentlicher Körperschaften. Durch Vorschriften über die Zusammensetzung des Verwaltungsrats der Vereinigung ist dafür Sorge getragen, daß Staat und Selbstverwaltung, Stadt und Land, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel in einem Verhältnis vertreten sind, das jedes Überwiegen eines Teils ausschließt. Vorsitzender des Verwaltungsrats ist der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, zugleich Kurator der Universität. Es sind die das Institut leitenden Professoren in den Verwaltungsrat der Vereinigung hineingezogen. Somit ist die Selbständigkeit der wissenschaftlichen Arbeit des Instituts nach außen hin voll zur Geltung gelangt. Und eine solche äußere Feststellung kann auch allein in Frage kommen, da die innere Unabhängigkeit jedes einzelnen Vertreters der Wissenschaft die Objektivität und Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit ohnehin verbürgt und hier die kollegiale Zusammenarbeit von Vertretern verschiedener Wissenschaften diese Gewähr noch verstärkt. So ist hier ein gangbarer Weg zur Erweiterung der der Wirtschaftswissenschaft zur Verfügung stehenden Einrichtungen gefunden. Von derselben Seite, von der die neuen Aufgaben kommen, werden auch die Mittel geboten, sie zu erfüllen, unter Bedingungen, die der Eigenart wissenschaftlicher Arbeit voll Rechnung tragen.

Das Institut ist am 18. Mai 1916 mit einer schlichten kriegsmäßigen Feier eröffnet worden. Es sind an ihm tätig zwei Professoren der Staatswissenschaften und je ein Professor der Landwirtschaftswissenschaft, der Geschichte und der Handelswissenschaften, die ersten vier Ordinarien der Universität Königsberg, der letztere Professor an der Königsberger Handelsschule, weiterhin vier wissenschaftliche Assistenten und mehrere außerordentliche Hilfsarbeiter.

Die Frau im griechisch-römischen Ägypten.

Von W. Schubart.

Tausende von Urkunden und Briefen auf Papyrusblättern, die im Laufe des letzten Jahrhunderts dem bewahrenden Boden Ägyptens entstiegen sind, schildern uns das Leben in Ägypten während des Jahrtausends von Alexander dem Großen bis auf Mohammed mit einer Deutlichkeit, wie sie kaum einem andern Zeitabschnitte der Vergangenheit zugute kommt, wenn wir von den letzten vier Jahrhunderten absehen. Zumal die Geschichte des Altertums besitzt schwerlich für irgendein anderes Land der alten Kultur oder für eine andere Zeit einen solchen Schatz an Zeugnissen, die ungewollt und ungefärbt die Verhältnisse darstellen, unter denen die Menschen damals lebten; sind es doch schriftliche Aufzeichnungen des Alltags, wertlos für denjenigen, der nach großen Begebenheiten und weitreichenden Gedanken fahndet, unersetzlich aber, wenn man mitten ins volle Leben hineintreten will. Gerade die kleinen Leute, von denen die Geschichtschreiber nichts zu erzählen wußten, die Millionen der Ruhm- und Namenlosen kommen auf diesen Blättern mit ihren Geschäften, ihren Sorgen und Freuden, ihren weltlichen und ihren frommen Gedanken zu Worte, Menschen solcher Kreise, wie sie Jesus und seine Jünger um sich hatten, und auch derselben Zeit, denn aus den letzten Jahrhunderten vor ihm und den nächsten folgenden stammen diese gebrechlichen und doch so dauerhaften Zeugen der Vergangenheit. Ausgeschriebene, oft sehr gewandte Handschriften wechseln mit den mühsam gemalten Buchstaben des Schreibungewohnten; sorgfältiger, oft auch gekünstelter Stil mit den rohen Erzeugnissen des Ungebildeten, der mit Anstrengung einen Brief zustande bringt oder kunstlos schreibt, wie er spricht, alles in griechischer Sprache, die Ägypten beherrschte, seit Alexander der Große das Land den Persern entrissen hatte. Auch als es Augustus dem römischen Weltreiche einverleibte, änderte er an der griechischen Verkehrssprache nichts, zumal da sie die damalige Weltsprache war. Die einheimische ägyptische Bevölkerung und die eingedrungene höhere Schicht der Griechen brachten in täglicher Berührung eine eigentümliche Mischkultur hervor, die sich in jenen Zeugnissen unendlich mannigfaltig spiegelt und ihnen einen neuen Reiz verleiht.

Nach vielen Richtungen hin hat man bisher schon durchforscht und verarbeitet, was diese Blätter für die Geschichte der staatlichen Verwaltung und des Rechts, des wirtschaftlichen Lebens und der Religion zu lehren vermögen; und eine solche Fülle der Aufgaben drängt sich immer von neuem auf, daß manche der ergiebigsten Seiten noch kaum berührt worden sind. Sitte und Lebensweise des Menschen zu jener Zeit sind bisher nur gestreift worden; von einer Kulturgeschichte, ja selbst von brauchbaren Vorarbeiten dafür bleiben wir noch weit entfernt. Wenn ich jetzt der Frau jener Zeit ein paar Seiten widme, tue ich es nicht, um etwas Abgeschlossenes zu bieten, sondern nur, um an einem Beispiele zu zeigen, wieviel zur Hand liegt für den, der zugreifen will.

Die neue Zeit der griechischen Welt, die mit Alexander dem Großen anbrach, war ein Zeitalter der Frau. Zwar fehlte es weder der Sage noch der Geschichte

an berühmten Frauen; die Ilias hatte Helena, die Odyssee Penelopeia unsterblich gemacht, Medea und Antigone lebten in der Tragödie fort, Sappho in ihren eigenen unvergänglichen Liedern, mit dem Namen des großen Perikles blieb für immer Aspasia verbunden, und Platon legte seine höchsten Gedanken der Diotima in den Mund; aber ins öffentliche Leben traten doch erst die fürstlichen Frauen aus den Diadochengeschlechtern, die sich der Teile des zerfallenden Alexanderreiches bemächtigten. Große Gestalten wie Arsinoë, die Schwester und Gattin des zweiten Ptolemaios aus dem Lagidenhause, das Ägypten gewonnen hatte, mehrere Königinnen des Namens Kleopatra bis auf die letzte, nicht bedeutendste, aber berühmteste, die Thron und Reich an Augustus verlor, finden ihresgleichen auch im Hause der Seleukiden, das Asien beherrschte, und unter den Frauen des makedonischen Stammlandes. Jedoch nur in Ägypten sehen wir mehr als ein paar glänzende Erscheinungen, nur hier entdecken wir zu ihren Füßen die Millionen der gewöhnlichen Frauen, die es möglich machen, das Leben der Frau zu schildern. Ich will aber nicht verschweigen, daß selbst unter diesen günstigen Bedingungen nur dann ein Bild sich ergibt, wenn man die Züge von allen Seiten und aus allen Jahrhunderten dieses Zeitabschnittes zusammenträgt; eine geschichtliche Entwicklung zu schreiben, ist es noch zu früh.

Die Griechen waren als Eroberer ins Niltal eingedrungen und behaupteten auch weiterhin die Stellung der Herren. Freilich führte die tägliche Berührung mit den unterworfenen Ägyptern in der Staatsverwaltung, im Geschäftsleben und im Verkehr allmählich zu einer Vermischung der Völker und darüber hinaus zu einer Anpassung an fremde Sitten. Ein griechisch-ägyptisches Mischvolk entstand, das zwar sich der griechischen Sprache bediente und nach außen in vielen Stücken griechischen Anschein wahrte, innerlich aber, in seinen Lebensgewohnheiten und besonders in seinem religiösen Glauben, fast ganz dem ägyptischen Einflusse erlag. Neben dieser breiten Schicht der Mischbevölkerung und Mischkultur beharrte eine Volksmasse ziemlich reiner Ägypter auf dem Standpunkte, den ihre Vorfahren seit Jahrtausenden einnahmen, und ließ sich von griechischem Wesen nicht anfechten. Hoch darüber hielt sich eine Minderzahl echter Hellenen so gut wie ganz frei von den Wirkungen des Orients und blieb bis weit in die Kaiserzeit hinein ein Hort des Griechentums, zumal da die römische Regierung sie begünstigte. Unter Roms Herrschaft nahm natürlich der römische Bürger den ersten Platz ein, jedoch ohne die Grenzen, die den echten Hellenen vom Mischvolke und den Ägyptern trennten, zu verschieben. Dies alles gilt auch von der Frau, obwohl das Staatsrecht sich nur wenig mit ihr befaßte; die echte Griechin steht hoch über der Tochter einer Mischfamilie oder gar der Ägypterin, und später nimmt die römische Bürgerin weitaus den ersten Platz ein. Freilich wurden alle diese Schranken durch Liebe und Geschäft hundertfach übertreten, blieben aber bestehen, weil jeder Emporkömmling erst recht darauf hielt, die Vorrechte zu schützen, die er mühsam errungen hatte. Auch die Namen der Frauen lassen uns in diese Sonderungen wie in die Übergänge hineinsehen, sind uns doch Hunderte, ja Tausende von ihnen bekannt: römische und althellenische Namen neben der großen Menge der gewöhnlichen griechischen Namen, die auch unter der Mischbevölkerung gang

und gäbe waren, dazu die Doppelnamen, an denen wir die Berührung griechischer und ägyptischer Elemente ablesen können. In das Haus des Kyrenäers Demetrius führte seine ägyptische Frau Thasis ägyptischen Einfluß ein, so daß er seinen Töchtern Eirene und Theoxena die Beinamen Nephersuchos und Thaues gab, und der griechische Offizier Dryton, der im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte, ließ es bei allen seinen fünf Töchtern zu: Apollonia mit Beinamen Senmuthis, Aphrodisia mit Beinamen Tachratis, Aristo mit Beinamen Senmonthis, Nikarion mit Beinamen Thermuthis, Apollonia die Jüngere mit Beinamen Senpelaia. Aber auch rein ägyptische Namen waren außerordentlich verbreitet und drangen sogar in echt hellenische Kreise ein. Daher läßt sich bei den Frauen wie bei den Männern am Namen das Volkstum nicht ohne weiteres erkennen.

Obgleich die Sklaverei in Ägypten längst nicht die Rolle spielte wie in andern Teilen der alten Welt, war doch der Abstand der Sklavin von der Freien nicht geringer. Die wohlhabenden griechischen Familien hielten sich Sklaven als häusliche Dienerschaft, während man Fabriksklaven höchstens in der Welthandelsstadt Alexandreia fand; das Sklavenkind war entweder im Hause geboren oder mit der Mutter gekauft oder eines der zahlreichen ausgesetzten Kinder, die man vom Schutthaufen vor der Stadt auflas und sich aneignete. Die Herrschaft gab ihnen gern Namen besonderer Bedeutung, etwa Thallusa die Blühende, Paramone der Dienst, Eunoia der gute Wille, Apate der Trug, Plusia die Reiche, oder Namen aus Sage und Mythos, wie Musa, Daphne und Semele, endlich auch Schmeichelnamen kleiner Mädchen, die uns vielleicht nur zufällig gerade bei Sklavinnen begegnen, wie Erotarion Liebchen, Agalmation Schätzchen, Philemation Küßchen, Melainis Schwärzling u. dgl. m. Wenn auch der Besitzer die Sklavin oft als Geliebte hielt oder sie zu Diensten vermietete, z. B. als Amme, so bestand doch nicht selten zwischen der Herrschaft und einer bewährten Dienerin ein freundschaftliches Vertrauensverhältnis, wie es aus dem Briefe spricht, den Tays an ihren Herrn Apollonios schrieb: „Tays ihrem Herrn Apollonios viel Freude. Vor allem grüße ich Dich, Gebieter, und bete jeder Zeit für Deine Gesundheit. Ich machte mir nicht wenig Sorge, Herr, zu hören, daß Du krank wurdest; aber allen Göttern sei Dank, daß sie Dich unversehrt bewahren. Ich bitte Dich, Herr, wenn Du Lust hast, auch an uns zu senden, sonst sterben wir, weil wir Dich nicht täglich sehen. Ich wollte, wir könnten fliegen und kommen und Dich begrüßen, denn wir sind in Sorge, wenn wir Dich nicht sehen. Also sei wieder gut mit uns und sende an uns. Bleib' gesund, Herr, und alles steht bei uns gut."

Auch der Unterschied von arm und reich prägte sich im Leben der Frauen aus. Viele Klagen und Briefe zeugen vom Mangel des Notwendigsten, von der Sorge ums tägliche Brot, und auf der anderen Seite zieht an unserem Auge eine Reihe von Damen vorüber, die zu den reichsten Grundbesitzern des Landes gehören, namentlich im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, und zwar nicht nur Angehörige des Kaiserhauses, wie Antonia, des Drusus Tochter, Agrippina und Messalina, die in der Provinz Güter besaßen, sondern auch andere vornehme Römerinnen wie Norbana Clara; einer alexandrinischen Dame gehört in der Nähe der Stadt eine große Papyrus-

kultur, die der Herstellung des Schreibpapiers dient, und in Alexandreia selbst hat Antonia Philemation, eine Freigelassene des Antonius, der einst mit der letzten Kleopatra dem siegreichen Augustus erlag, ein stattliches Miethaus, dessen Verwaltung sie einem Sklaven anvertraut. Auch eine Liste der Grundbesitzer des mittelägyptischen Dorfes Theadelphia enthält eine beträchtliche Anzahl weiblicher Namen; gerade unter den wohlhabenden hellenischen Kreisen scheinen die Erbtöchter eine Rolle gespielt zu haben.

Auch manche Berufe standen der Frau offen. Allerdings ist es eine Ausnahme, wenn wir eine Gymnasiarchis, Vorsteherin eines Gymnasion, finden, und auf den ersten Blick scheint gerade die Aufgabe, die hellenische Hochschule männlicher Körperbildung zu leiten, einer Frau am wenigsten anzustehen; jedoch bekleideten in Kleinasien Frauen solche und ähnliche Ämter nicht selten. Da diese in den Hellenenstädten hoch angesehenen Ämter in erster Linie großen Aufwand forderten, gab das Vermögen den Ausschlag, und bei der beschränkten Zahl griechischer Familien, die solchen Ansprüchen genügten, konnte sehr wohl eine reiche Witwe oder Erbtochter in Betracht kommen. Im übrigen standen den Frauen Ägyptens von öffentlichen Ämtern nur noch die Stellen der Priesterinnen offen, und zwar ebensosehr im Dienste der vergötterten Königinnen zur Zeit der Ptolemäer wie in den echt ägyptischen Tempeln; hier waren Priesterinnen überall zu treffen, und die Geschichte der beiden „Zwillinge", jener Mädchen, die im Sarapeum zu Memphis den Totendienst bei den verstorbenen Apisstieren zu versehen hatten, prägt sich in vielen Papyrusblättern so mannigfach aus, daß Ebers sie in den „Schwestern" zum Roman verarbeiten konnte. Der Staat stellte an die Frau nicht dieselben Ansprüche wie an den Mann; Rom verlangte weder die Kopfsteuer von ihr, noch zwang es die besitzende Frau zur Leiturgie, der unbesoldeten Übernahme staatlicher Pflichten, z. B. der Steuererhebung u. a. Auch von der drückenden Auflage, Anteile der Staatsdomäne in Pacht zu nehmen, scheint sie wenigstens grundsätzlich frei gewesen zu sein. Dagegen hatte die Grundbesitzerin natürlich ebenso wie der Mann alle die zahlreichen Abgaben zu leisten, die auf Grund und Boden ruhten, wie auch sonst die fast unübersehbare Menge der Steuern zu zahlen, die damals von allem und jedem erhoben wurden. Daß die Jüdinnen auch an der Judensteuer teilnahmen, war eine besondere Härte dieser Abgabe, die seit der Zerstörung Jerusalems auf dem Volke lastete und bei der starken jüdischen Kolonie Ägyptens erheblich ins Gewicht fiel. Es versteht sich von selbst, daß die Frauen der bäuerlichen und gewerblichen Kreise auf dem Felde und im Geschäfte mit zugriffen und wohl auch selbständig arbeiteten, wie wir denn von der Bäckerin, der Weberin, der Näherin lesen; eine anschauliche Terrakottafigur zeigt das Hökerweib, hinter seinen Körben sitzend, eine andere ein hübsches junges Weib Brote tragend, und in einer Urkunde lesen wir, wie die Inhaberin eines Biergeschäftes eine Dienerin mietet, die aber nicht Kellnerin sein muß, obwohl auch dem Altertum die kleine Gastwirtschaft im Laden bekannt war, die heute in Ägyptens Landstädten gang und gäbe ist. Mehr als Dorf und Landstadt waren die Großstädte, allen voran Alexandreia, das etwa um die Zeit vor Christi Geburt selbst Rom an Größe und Han-

delsverkehr übertraf, der rechte Boden für weibliche Erwerbszweige anderer Art. Hier fand die Amme, nicht nur die vermietete Sklavin, sondern auch die sich selbst verdingende Freie ihre Kundschaft. Vor allem aber blühte hier der Weizen der zahlreichen Tänzerinnen, Musikantinnen, Sängerinnen, die schon im alten Ägypten auf keiner Festdarstellung fehlen und den Griechen ebenso unentbehrlich waren. Unternehmer verdingten ihre Musikantengesellschaften, die man Symphonia nannte, und von den Liedern der Chansonetten haben uns einige Papyrusblätter Proben voller Leidenschaft erhalten. In diesen Kreis gehört auch die Hetäre, die uns später noch beschäftigen wird.

Gerade Alexandreia, die Stadt wilder Vergnügungen, taumelnder Lust, ewiger Unruhen und blutiger Straßenkämpfe, in denen der weibliche Pöbel dem männlichen nichts nachgab, machte es der Frau leicht, die Schranken zu übersteigen, die ihr sonst gesetzt waren. Die eigentümliche Mischung ägyptischer und griechischer Anschauungen prägte sich auch in der Stellung der Frau aus; während ägyptische Sitte ihr viel Freiheit gönnte, brachten die Griechen strengere Anschauungen mit. Aber wie auch sonst in den letzten Jahrhunderten vor Christus die Frau sich durchzusetzen wußte, so erst recht auf ägyptischem Boden. Äußerlich zwar drang das griechische Recht durch, wonach das Weib rechtsunmündig und geschäftsunfähig war; es bedurfte daher zu jedem Rechtsgeschäfte, zu jedem Vertrage eines männlichen Geschlechtsvormundes, des Kyrios, der Vater, Bruder, Sohn, ein Verwandter oder sonst ein Standesgenosse sein konnte; aber es war doch nur eine Form, denn in Wirklichkeit handelte die selbständige Frau auch geschäftlich ganz frei, und ihr Kyrios stand als stumme Person daneben oder auf dem Papiere. Von einer wirklichen Beschränkung durch ihn können wir kaum eine Spur entdecken. Wie häufig selbst die väterliche Gewalt nur Schein war, werden wir später bei den Formen der Ehe beobachten. Wenn die Witwe selbständig Vormund ihrer Kinder, die Schwester Vormund ihres geschäftsunfähigen Bruders werden kann, so zeigt sich darin deutlich genug die tatsächliche Freiheit des Weibes und ihre öffentliche Anerkennung. Daß in Beschwerden und Eingaben von weiblicher Hand gern die Schutzlosigkeit des Weibes betont wird, besagt nicht viel, da der Zweck am Tage liegt; in Wirklichkeit machen gerade diese Schriftstücke nicht den Eindruck, als seien die Frauen jener Zeit hilflos oder ratlos gewesen.

Das Christentum, das im 2. Jahrhundert sich in Ägypten auszubreiten begann, aber in den Papyrusblättern nur geringe Spuren hinterlassen hat, zog auch die Frauen in seinen Kreis. Aus seiner Frühzeit wissen wir freilich nichts von ägyptischen Diakonissen nach Art der Phoibe von Korinth, aber an Märtyrerinnen hat es nicht gefehlt. Aus der Verfolgung unter Kaiser Decius, 250 n. Chr. liegen uns jetzt zahlreiche Libelli vor, Bescheinigungen über das heidnische Opfer, das damals von allen römischen Bürgern zum Beweise ihrer Altgläubigkeit gefordert wurde; nicht alle waren Christen, aber der kaiserliche Befehl ging doch darauf aus, die Christen zu treffen, und brachte viele in den schweren Zwiespalt, zu leiden oder zu verleugnen. Unter diesen Schriftstücken sind mehrere für Frauen ausgestellt, denen man also ebenso wie den Männern die öf-

fentliche Anerkennung der Staatsreligion zumutete. Wenig später fällt der viel behandelte Brief des christlichen Presbyters Psenosiris, der an die Christen der Großen Oase wegen einer dorthin verbannten Glaubensgenossin schreibt. Auf die letzte und schwerste Verfolgung unter Kaiser Diokletian folgte bald der volle Sieg des Christentums. In Ägypten, zumal bei den echten Ägyptern, blühten besonders die Klöster auf, und der große Klostermonarch Schenute beherrschte mit eiserner Strenge eine Reihe von Mönchs- und Nonnenklöstern; auch gegen seine Nonnen ging er wegen geringer Verfehlungen mit der Prügelstrafe vor. Die Nonne gehört etwa vom 4. Jahrhundert an zu den bezeichnenden Erscheinungen ägyptischer Frömmigkeit, die sich wie überall so auch in den Grabinschriften ausprägt; ein Beispiel mag es dartun: „Gott der Allmächtige, der ist und war und sein wird, Jesus der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, gedenke des Schlummers und des Ausruhens deiner Dienerin Zoneene, der Frömmsten, die deine Gebote liebte, und geruhe, ihr durch deinen heiligen Lichtträger, den Erzengel Michael, eine Stätte zu bereiten im Schoße der heiligen Väter Abraham, Isaak und Jakob, denn dein ist der Ruhm und die Macht in die Ewigkeiten der Ewigkeiten, Amen."

Wie sich die Frau zur Bildung ihrer Zeit verhielt, läßt sich nicht mit einem Worte sagen, denn ein weiter Abstand trennte die hochgebildeten hellenischen Kreise, besonders Alexandreias, von der großen Masse der griechisch-ägyptischen Mischbevölkerung, die von echt griechischer Kultur nur oberflächlich gestreift wurde. Eine Frau wie die große Königin Arsinoë stand mit den Gelehrten und Schriftstellern ihrer Zeit, zumal der Reichshauptstadt selbst, in regem Austausche, und ihr berühmtester Zeitgenosse, der Dichter Kallimachos, der zugleich der großen alexandrinischen Bibliothek vorstand, hat sie nicht nur höfisch gefeiert, sondern ihren Tod in einem Liede echter Trauer beklagt. Seitdem, seit der ersten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, blieb Alexandreia immer einer der Brennpunkte griechischer Bildung, und ohne Zweifel fehlte es niemals an Frauen, die in vollem Umfange daran teilnahmen. Als endlich um 400 n. Chr. Alexandreias griechische Kultur dem Fanatismus ungebildeter Christen erlag, war es eine feine und gelehrte Frau, die ihr Leben dafür opfern mußte: Hypatias Name zeugt noch zuletzt von der Bildung, die Alexandreias Frauen zu erreichen vermochten. Im übrigen Ägypten dürfte höhere Bildung nur da zu den Frauen gelangt sein, wo althellenische Kultur sich beständig erhielt; hin und wieder klingt aus den Frauenbriefen solch ein Ton, namentlich aus den Worten der Aline, der Gattin des Strategen Apollonios, aber hörbar wird er doch nur im griechischen Original. Die Mehrzahl der Briefe aus weiblicher Feder gleicht in Stil und Ausdruck den Männerbriefen, folgt sehr häufig den damals geläufigen Briefmustern und erlaubt kaum ein Urteil über die Schreiberin; überdies haben sich viele, die des Schreibens weniger mächtig waren, auch ihre Briefe von Lohnschreibern aufsetzen lassen. Bisweilen freilich begegnet auch eine wahrhaft volkstümliche, ungekünstelte Sprache. Kurz und schlicht teilt die Tochter der Mutter mit, daß sie die Reise aus ihrem heimischen Dorfe in der mittelägyptischen Provinz Fajum nach Alexandreia überstanden habe: „Isis ihrer Mutter Thermuthion viel

Freude. Fürbitte für dich tue ich täglich bei dem Herrn Sarapis und seinen Mitgöttern. Du sollst wissen, daß ich gut und glücklich nach Alexandreia gekommen bin, in vier Tagen. Ich grüße meine Schwester und ihre Kinder, Eluath und seine Frau, Dioskorûs, ihren Mann und ihre Kinder, Tamalis, ihren Mann und ihren Sohn, Heron, Ammonarion, ihre Kinder und ihren Mann, Sanpat und ihre Kinder. Und wenn Aïon Soldat werden will, soll er nur kommen, denn alle werden Soldaten. Ich wünsche euch Gesundheit, dem ganzen Hause." In ganz anderer Stimmung schreibt Serenilla aus der Weltstadt, wo sie sich einsam und verloren fühlt: „Serenilla ihrem Vater Sokrates viel Freude. Vor allem wünsche ich dir Gesundheit und tue täglich Fürbitte für dich bei dem Herrn Sarapis und seinen Mitgöttern. Du sollst wissen, daß ich allein bin. Bedenke: „meine Tochter ist nach Alexandreia", damit auch ich merke, daß ich einen Vater habe, damit man mich nicht ansieht, als hätte ich keine Eltern. Und der dir den Brief bringt, gib ihm wieder einen über deine Gesundheit. Und ich grüße meine Mutter, meine Geschwister, Sempronius und die zu ihm gehören." Nur mangelhaft vermag die Übersetzung das unmittelbar Natürliche, Kunstlose, ja Unbeholfene des Ausdrucks wiederzugeben, nicht besser freilich die Feinheit eines gebildeten Beileidsbriefes, worin selbst die stehenden Formeln des Anfangs und des Schlusses dem traurigen Anlasse entsprechend abgetönt werden: „Eirene der Taonnôphris und dem Philon guten Mut. So betrübte ich mich und weinte über den Seligen, wie ich über Didymas geweint habe. Und alles, was sich ziemt, hab' ich getan mit allen den Meinigen, Epaphroditos, Thermuthion, Philion, Apollonios und Plantas. Aber dennoch: man vermag nichts gegen solche Dinge. So tröstet denn einander. Gehabt euch wohl."

Schulzwang gab es nicht, und den Mädchen wurde wohl nur ziemlich selten ein geregelter Unterricht zuteil. Der kleinen Heraïdûs freilich hielten die gebildeten Eltern Apollonios und Aline einen Lehrer, und ein Brief spricht die Bitte aus, „daß er mir beschaffe, was für die Schule nötig ist, z. B. ein Buch zum Lesen für Heraïdûs". Es wird Homer, das allgemeine Schulbuch der Griechen, gewesen sein. Die Kunst des Schreibens und Lesens war keineswegs Allgemeingut; ließen doch viele sich ihre Urkunden schreiben, weil sie selbst „die Buchstaben nicht kannten". Unter den Schreibunkundigen, die sich ausdrücklich bekennen, sind auch im Verhältnis zu ihrer geringeren Zahl die Frauen stärker als die Männer vertreten, und dies Ergebnis einer immerhin umfangreichen Statistik dürfte der Wirklichkeit entsprechen, auch wenn man bedenkt, daß geschäftliche Urkunden von Frauen seltener ausgehen als von Männern. Wie die Frau im Durchschnitte an Bildung hinter dem Manne gleichen Standes zurückblieb, so wird auch von den griechischen Büchern, die man in Ägypten las, und deren Reste wir in Papyrusrollen oder ihren Stükken noch vor uns haben, das meiste in männlicher Hand gewesen sein; aber für Romane und Epigrammsammlungen, für die halbdramatische Dichtung der Mimen mit ihren Liebesgeschichten dürfen wir uns gebildete griechische Frauen als Leserinnen vorstellen. Volkstümliche Aufführungen haben eine gewisse Kenntnis griechischer Literatur, wenn auch nicht ihrer höchsten Erzeugnisse, bis auf die Dörfer und sicherlich auch zu den Ohren der Frauen getragen. Daß später die Christinnen

die heiligen Bücher gelesen haben, würden wir glauben, auch wenn es nicht ein Papyrusblatt bestätigte. Dichterinnen und Schriftstellerinnen sind unter diesen griechisch-ägyptischen Frauen, soweit wir wissen, nicht aufgestanden, und auch von Künstlerinnen sehen wir keine Spur. Aber wie die früher erwähnten Chansonetten eine gewisse literarische Bildung auf dem Gebiete der leichten Lieder und Mimen besitzen mußten, so bedurften auch die Musikantinnen und Sängerinnen eines musikalischen Könnens, das sie wohl über den Durchschnitt der Frauen erhob. Etwas ganz anderes ist die Frau als Gegenstand der literarischen wie der bildenden Kunst; aber wie sehr der Mimus und das Drama, zumal die Komödie sich mit ihr beschäftigt, wie gern die Kunst sie dargestellt hat vom Götterbilde bis zur kleinen Modepuppe in Terrakotta, das gehört nicht hierher und würde eine eigene Schilderung fordern.

Werfen wir einen Blick auf Gewohnheiten und Lebensweise der Frau, so steht natürlich die Tracht obenan. Briefe und Eheverträge erzählen uns mancherlei von der weiblichen Kleidung, was durch Mumienporträts und bemalte Leichenhüllen noch anschaulicher wird. In der Regel trug die Frau ein hemdartiges Unterkleid, den Chiton, den man später Sticharion nannte, und darüber irgendeinen Überwurf verschiedener Art und wechselnder Mode; aber die Bilder wie die Namen der Kleider lassen erkennen, daß fast überall, auch in den Kreisen der Volksmischung, die griechische Tracht herrschte, der sich später ein merkbarer westlicher Einfluß von Rom her einfügte. Begnügte sich die einfache Frau mit schlichten Kleidern zu 8, 12 oder 16 Drachmen, so standen der eleganten Dame kostbare Gewänder zu 100, 160, 260 Drachmen und noch höheren Preisen zu Gebote; schon der Chiton konnte mit aufgenähten oder eingestickten Streifen und mit Troddeln versehen sein, erst recht aber das Oberkleid, Himation, mit all seinen Abarten nach der Herkunft, etwa aus der Stadt Xoïs oder aus Italien, nach der Gestalt als Ärmeltunika, die man Dalmatica nannte, als Umschlagetuch Anaboladion oder Schleierkleid Mafortes und in zahllosen anderen Formen. Gestickte Streifen in Silber oder nach lakonischer Art und namentlich die Stoffe, Wolle und Leinwand sehr verschiedener Feinheit erlaubten ebenso die Abwechslung wie den Luxus; dazu die Farben, denn die wohlausgestattete Dame besaß weiße, saphirfarbene, krokusfarbene, onyxfarbene, milchfarbene, rosenfarbene, wasserfarbene Kleider, und besonders der Purpur, der echte Schneckenpurpur wie der falsche Pflanzenpurpur, waren beliebt. Badekleider und Sommerkleider, feine Lederschuhe und Sandalen aus Papyrusgeflecht durften nicht fehlen. Welchen Luxus eine Frau selbst auf dem Dorfe entfaltete, zeigt überaus anschaulich die Beschwerde der Heraïs über einen Diebstahl, der ihrem Kleiderschranke gegolten hat: „An den Wachtmeister Antonius Longus von Heraïs, Tochter des Dioskoros, mit ihrem Verwandten Ptolemaios, Sohn des Papos, als Kyrios (Weibervogt). In der Nacht auf den 28. des laufenden Monats Hathyr geschah auf meine Häuser im Dorfe Theadelphia im Themistesbezirke des Gaus von Arsinoë ein räuberischer Überfall, und während ich mit meiner Tochter Heroïs außerhalb war, ermordeten sie meinen Verwalter Dioskoros und seinen Bruder, namens Ptolemaios, und Isarion, die Magd meiner Tochter. Fer-

ner nahmen sie mir weg dreizehn vollständige weiße Garnituren, darunter zehn Frauenkleider mit breiten Streifen, und zwei Kinderkleider, sodann farbige, nämlich 1 spanischweißes, 1 anderes spanisches, 1 rosenfarbiges und 1 milchfarbiges, 1 spanischweißen Mantel mit lakonischen Streifen, und Frauengarnituren, 2 purpurne, darunter 1 unter dem Gürtel zu tragen, einen Überwurf und ein Kleid aus tyrischem Purpur, 1 krokusfarbiges, 1 scharlachfarbiges, 1 smaragdfarbiges unter dem Gürtel zu tragen, einen Überwurf, ein einzelnes Oberkleid mit Weinranken, ein anderes rosenfarbenes, und weitere 4 Überwürfe, 2 weiße, 1 krokusfarbenen, 1 aus tyrischem Purpur usw. (es folgen noch Tücher, Decken, Geräte und Schmucksachen)." Angesichts solcher Kleiderschätze nimmt es nicht wunder, daß auf einem anderen Blatte vom Kleiderkoffer die Rede ist.

Nicht minder mächtig war die Mode der Frisuren, die wir aus den Funden namentlich für das zweite Jahrhundert n. Chr. gut kennen. Zahlreiche kleine Terrakottaköpfchen mit den künstlichsten Haargebäuden stellen die Muster dar, die das Neueste aus der Hauptstadt der Welt, aus Rom, bis in die fernste Provinz trugen. Wenn in Rom, wie die Büsten der kaiserlichen Damen zeigen, die Haarmode vom hohen Lockenaufbau der Julia, der Tochter des Kaisers Titus, zur steifen Künstlichkeit von Trajans Gemahlin Plotina und von da zur schlichteren Haartracht der Faustina in vielfachem Wechsel überging, so hatte man in Ägypten nichts Eiligeres zu tun, als sich immer die neuesten Musterköpfe zu beschaffen, und an den Mumienbildern von Hawara sehen wir, wie die Damen der Provinzstadt Arsinoë sklavisch oder frei jene Vorbilder nachahmten, im allgemeinen nicht ohne Geschmack, wenn auch das natürliche Kraushaar auf dem bekannten Bilde der Aline eine Ausnahme ist. Haar und Körper behandelten bereits die Damen des alten Ägyptens reichlich mit Salben, wie die Grabbilder zeigen, und in griechisch-römischer Zeit war Ägypten berühmt durch seine Salben und Parfüme, die teils im Lande selbst erzeugt, teils aus Arabien und Indien eingeführt wurden. Zedernöl und Mandelöl, Lilien-, Rosen- und Myrrhenöl und wie sonst alle diese Aromata heißen, gehörten zur Körperpflege jeder eleganten Frau, wenn auch nicht jede alle Mittel so zur Verfügung hatte und so zu gebrauchen wußte wie die letzte Königin Kleopatra. Endlich der Schmuck, den die Frauen damals gewiß ebenso beständig trugen wie die heutigen Ägypterinnen. Bei der Mitgift spielten goldene und silberne Armringe, Ohrringe, Fingerringe, Ketten, Kolliers mit Medaillons, Broschen eine große Rolle, wenn auch die Eheverträge sich in der Regel mit kurzer Aufzählung begnügen und sie nur selten beschreiben. Aber die Mumienbilder und erhaltene Stücke helfen nach, so daß wir uns von den zierlichen Formen der Schlangenarmbänder, dem reichen Halsschmuck mit Halbedelsteinen, den Ohrringen mit Perlen, den Fingerringen mit geschnittenen Steinen eine Vorstellung bilden können. Gern brachte auch die junge Frau eine kleine Statuette der Liebesgöttin Aphrodite oder ihrer ägyptischen Verwandten, der Bast und anderer Göttinnen, in den Hausstand mit, je nach Vermögen in Gold, Silber oder Bronze.

Wissen wir so über Tracht und Schmuck der Frau ziemlich gut Bescheid, so ist es ein wahrhaft glücklicher Zufall, der uns sogar eine beträchtliche Reihe

guter Bilder erhalten hat. Die Sitte namentlich des zweiten Jahrhunderts n. Chr., die Mumienhülle mit einem Abbilde des Verstorbenen zu schmücken, hat von Männern und Frauen nach dem Leben gearbeitete Köpfe, bald auf Leinwand oder Holz gemalt, bald in Stuck geformt, besonders aus Hawara, dem Begräbnisplatze der Stadt Arsinoë, auf uns gebracht, und ganz lebendig schaut uns eine Reihe von Damen noch an, zumal da viele von tüchtigen Künstlern herrühren. Die großen Augen und die ovalen Gesichter mögen immerhin etwas Stil sein; aber es liegt doch so viel Persönliches darin, daß man der Lebenstreue glauben muß, zumal wenn den derben, kräftigen Zügen einer Aline bleiche, feine Köpfe gegenüberstehen. So gut wie ausnahmslos tragen diese Damen griechischen Typus; die geringeren Frauen aus der Masse der Ägypter konnten ohne Zweifel solche Bilder nicht bezahlen und sind für uns daher versunken. Auch die Königinnen des Ptolemäerhauses kennen wir leidlich aus den Münzbildern; besonders die männlich festen Züge der großen Arsinoë und die vornehme Schönheit der nächsten Königin Berenike wirken noch heute lebensvoll und unterscheiden sie von den gröberen Gesichtern ihrer Nachfolgerinnen; nach den Münzbildern würde man der letzten Kleopatra die männerbetörende Macht nicht zutrauen, die sie besessen haben muß. Soweit die Kleinkunst der Terrakotten Frauen darstellt, kommen die Gesichtszüge wenig zur Geltung, um so deutlicher die Körperformen: sowohl die ideale Schlankheit des altägyptischen Weibes, durch griechische Bewegung und Anmut geklärt, hatte ihre Verehrer, wie auch die fleischige Orientalin des grob-sinnlichen Typus.

Während die Hütte des Armen die ganze Familie in einem Raume zusammenschloß, enthielt das Wohnhaus des Wohlhabenden besondere Zimmer für Mann und Frau. Vielfach lagen sie um einen Innenhof herum, und die eigentlichen Wohnräume, das Männerzimmer (Andreon), das Frauengemach (Gynaikonîtis), Schlafzimmer (Koiton) und Speisezimmer (Symposion) wurden gern im Oberstock untergebracht. Auf der Straße bewegte sich die Frau frei, wohl freier als die heutige doch auch nicht abgesperrte Orientalin; auch die öffentlichen Bäder, die es nicht nur in den Städten griechischer Kultur, sondern auch in Dörfern gab, standen ihr offen und enthielten besondere Badehallen für Damen mit Einzelwannen; aber die Abspülung mit heißem Wasser aus der Röhrenleitung besorgte der männliche Badediener. Bereits die altägyptische Heilkunde hatte sich mit den Frauenkrankheiten befaßt, freilich, wie überall, so auch hier in der Regel mit Zaubersprüchen und allerlei Quacksalbereien geholfen; erst die griechische Medizin griff ernstlich zu, und einige Reste griechischer Werke über Frauenkrankheiten zeugen davon, daß die Ärzte jener Zeit etwas davon verstanden. Die alte Sitte der Beschneidung erstreckte sich auch auf die Mädchen, bei denen sie als eine Vorbereitung auf die Ehe galt; später erlosch sie, zumal seit Kaiser Hadrian die Beschneidung überhaupt verbot und nur noch bei den ägyptischen Priestern zuließ. Daß die Frauen des Volkes den Volkscharakter teilten und wie die Männer hitzigen Sinnes zu Gewalttaten neigten, kann nicht befremden. So überfällt Thothortaïs die Thamunis im Bade, prügelt sie und reißt ihr die Halskette ab, und Psenobastis schüttet gar einem Vorübergehenden das Gefäß der Nacht über den Kopf. Die Papyri erzählen dergleichen Einzelheiten, unter denen auch

die Giftmischerei nicht fehlt; größer und düsterer wirkt es, wie der Geschichtschreiber Polybios die rasenden Weiber des empörten Alexandreia und Strabon ihre zügellosen Festfahrten schildert. Daß aber die Alexandrinerinnen auch harmlos klatschen konnten, malt Theokritos in einer seiner Idyllen aus.

Das Ziel des Mädchens war natürlich die Ehe. Die orientalische Frühreife führte dazu, in jugendlichem Alter zu heiraten; ägyptische Sitte erlaubte seit alters die Geschwisterehe, die auch von den griechischen Kreisen in weiter Ausdehnung übernommen und im Königshause der Ptolemäer die Regel wurde; daß sie schädlich gewirkt und die Fruchtbarkeit des Volkes gemindert habe, tritt nirgends zutage. Das einheimische ägyptische Recht kannte eine lose Form der Ehe, die sogenannte schriftlose Ehe, die jedoch vielfach schriftlich festgelegt wurde, und vielleicht gehört auch die Probeehe auf einige Monate rechtlich unter den Oberbegriff dieser Minderehe; ihr gegenüber stand die schriftliche Vollehe, die vielleicht erst der Frau die Rechtsstellung einer Gattin verlieh, während die losere Gestalt nur die Vermögenslage ordnete. Allein hier ist noch viel Unklares aufzuhellen. Ganz anders als diese Eheverträge ägyptischen Rechts sehen die rein griechischen aus. Vor allem gibt in ihnen der Vater die Tochter dem Manne zur Ehe, bisweilen im Vereine mit der Mutter, ja auch die Mutter allein hat diese Gewalt. Aber schon früh riß die wachsende Selbständigkeit der Frau eine Bresche in die alte strenge Anschauung; wenn eine Makedonin sich selbst ihrem Manne zur Ehe gibt, während ihr Vater nur als Weibervogt (Kyrios) mitwirkt, so darf diesem merkwürdigen Falle nichts Allgemeines entnommen werden, jedoch begegnen schon früh Eheverträge zwischen Mann und Frau, die auch das Mädchen als freien, selbständigen Teil voraussetzen. Die ägyptische Sitte mag immerhin zusammen mit der Lockerung griechischer Begriffe auf die griechische Bevölkerung gewirkt haben. Immer enthalten die Eheverträge, deren mehrere vollständig vorliegen, Abmachungen über die Mitgift, die zum Teil auch dem Manne zur Verfügung gestellt wird, zum Teil Vorbehaltsgut der Frau bleibt, zumal die Kleidung und der Schmuck. In älterer Zeit tritt eine ausführlichere Darlegung der sittlichen Pflichten hinzu, die später verblaßt, bis das Christentum sie wieder belebt, freilich in der unerquicklichen Umhüllung byzantinischen Wortschwalls. Noch rein griechisch ist der Ehevertrag vom Jahre 311 v. Chr., der auf der Insel Elefantine an Ägyptens Südgrenze gefunden worden ist, zugleich das älteste Original einer griechischen Urkunde überhaupt, mit Eigentümlichkeiten, die sich wohl aus den Verhältnissen griechischer Soldaten in der Grenzfestung, ohne Wohnsitz im gewöhnlichen Sinne, erklären: „Unter dem Königtume des Alexander, Sohnes des Alexander, im 7. Jahre, und unter der Satrapie des Ptolemaios im 14. Jahre, im Monat Dios. Ehevertrag des Herakleides und der Demetria. Es empfängt Herakleides die Demetria aus Kos zur vollgültigen Ehefrau von ihrem Vater Leptines aus Kos und ihrer Mutter Philotis, der Freie die Freie, welche mitbringt Kleidung und Schmuck (im Werte von) 1000 Drachmen. Es soll Herakleides der Demetria alles gewähren, was einer freien Frau zusteht. Wir werden zusammen leben, wo es dem Leptines und Herakleides nach gemeinsamem Beschlusse gut scheint. Wenn aber Demetria bei bösen Umtrieben zur Schande ihres Mannes Herakleides betroffen

wird, soll sie alles einbüßen, was sie zugebracht hat; Herakleides jedoch soll seine Anschuldigung gegen Demetria beweisen vor drei Männern, die sie beide anerkennen. Es soll dem Herakleides nicht gestattet sein, eine andere Frau unter Mißachtung der Demetria hinzuzunehmen, noch von einer andern Frau Kinder zu erzeugen, noch irgend etwas Böses unter irgendeinem Vorwande gegen Demetria zu unternehmen; wenn er aber dabei betroffen wird und Demetria es vor drei Männern, die sie beide anerkennen, beweist, so soll Herakleides der Demetria die zugebrachte Mitgift, 1000 Drachmen, zurückerstatten und außerdem als Buße 1000 Drachmen Alexandergeldes zahlen. Die Eintreibung soll wie auf Grund eines gesetzlich zu Ende geführten Prozesses zustehen der Demetria und ihren Mitforderern an Herakleides selbst und seinem gesamten Besitze auf dem Lande wie auf Schiffen. Dieser Vertrag soll gültig sein in jeder Beziehung überall, als ob der Kontrakt da geschlossen wäre, wo immer Herakleides gegen Demetria oder Demetria und ihre Mitforderer gegen Herakleides ihn geltend machen. Herakleides und Demetria sollen befugt sein, ihre Verträge, jeder den seinen, selbst aufzubewahren und gegeneinander geltend zu machen. Zeugen: Kleon aus Gela, Antikrates aus Temnos, Lysis aus Temnos, Dionysios aus Temnos, Aristomachos aus Kyrene, Aristodikos aus Kos." Noch ausführlicher erörtert der Ehevertrag zwischen Philiskos und Apollonia vom Jahre 92 v. Chr. die ehelichen Pflichten beider Teile: „es soll Apollonia bei Philiskos sein, indem sie ihm gehorcht, wie es der Frau dem Manne gegenüber ziemt, und gemeinsam mit ihm über ihrer beider Habe verfügen. Den Lebensbedarf, die Kleidung und alles, was einer Ehefrau zukommt, soll Philiskos der Apollonia gewähren, anwesend wie abwesend, nach Maßgabe des Vermögens; und es soll dem Philiskos nicht gestattet sein, noch eine andere Frau zu Apollonia einzuführen, noch eine Geliebte, noch einen Buhlknaben zu haben, noch aus einer andern Frau Kinder zu zeugen bei Lebzeiten der Apollonia, noch ein anderes Haus zu bewohnen, worüber Apollonia nicht verfügte, noch sie hinauszuwerfen, zu beschimpfen oder zu mißhandeln, noch von der Habe etwas zum Schaden der Apollonia zu veräußern. Wenn er nachweislich so etwas tut oder ihr den Unterhalt oder die Kleidung oder das Übrige nicht nach Vertrag gewährt, soll Philiskos der Apollonia sofort die Mitgift erstatten, 2 Talente 4000 Drachmen in Kupfer (= 32 Silberdrachmen). Ebenso aber soll es auch der Apollonia nicht gestattet sein, bei Nacht oder bei Tage sich außerhalb des Hauses des Philiskos aufzuhalten ohne seine Zustimmung, noch mit einem andern Manne zu verkehren, noch dem Philiskos etwas anzutun, was einem Manne Schande bringt." Schon dieser Vertrag und erst recht die meisten späteren behandeln die Pflichten des Mannes viel ausführlicher und belegen seine Übertretungen mit Strafe, während dieser Punkt bei der Frau übergangen wird. Das bedeutet, daß im allgemeinen der Mann als gewinnender Teil gilt, der für den größeren Vorteil auch die größere Sicherheit zu leisten hat. Jedoch bedrohen einige Verträge aus Alexandreia auch die vertragsbrüchige Frau mit dem Verluste der Mitgift, und eine merkwürdige Bindung der Frau lernen wir in dem Eide der Thaïs kennen, worin sie ihre Pflichten beschwört und uns namentlich über den Sinn der mehrfach genannten bösen Umtriebe zur Schande des Mannes aufklärt: sie werde keinen schädlichen Lie-

beszauber weder in Trank noch in Speise ihrem Manne eingeben.

Wie der Eheschluß überwiegend geschäftsmäßig betrachtet wird, so erst recht die Scheidung, deren Kern die Vermögenslösung bildet; entweder entläßt der Mann die Frau, oder beide Teile trennen sich freiwillig, und es scheint, daß nach ägyptischem Landrechte auch die Frau befugt war, ihren Mann zu verlassen. Beiden steht alsdann eine neue Verbindung frei; bei unbegründeter Entlassung treffen den Mann gewisse Vertragsstrafen, und ist die Frau schwanger, so hat er ihr noch die Entbindungskosten zu zahlen. Weder die Sitte noch der Staat legten der Scheidung etwas in den Weg. Unter der Einwirkung des Christentums hielt man später für nötig, sie zu begründen, und tat es mit dem ganzen Wortschwall des byzantinischen Stiles: „zuvor verbanden wir uns zur Ehe und Lebensgemeinschaft mit guten Hoffnungen und zur glücklichen Erzeugung ehelicher Kinder in der Meinung, miteinander eine friedliche, heilige Ehe auf unsere ganze Lebenszeit zu führen. Aber im Gegenteil, wir wissen nicht woher, wider Erwarten ist es von einem bösen, schädlichen Dämon, der uns überfiel, über uns gekommen, daß wir uns voneinander trennen." Mehr entrüstet als wehleidig schreibt der Vater der Frau an den Schwiegersohn: „Da es mir zu Ohren gekommen ist, daß Du Dich in ungesetzliche Dinge einläßt, die weder Gott noch den Menschen gefallen — man braucht sie nicht schriftlich darzulegen — hielt ich es für gut, die Verbindung zwischen Dir und meiner Tochter Euphemia zu lösen, weil ich, wie gesagt, gehört habe, daß Du Dich in diese selben ungesetzlichen Dinge einläßt, und weil ich will, daß meine Tochter ein friedliches und ruhiges Leben führe."

. Der Fromme tat den wichtigen Schritt in die Ehe nicht ohne die Himmlischen zu befragen; einer der Zettel, die man beim Orakel des krokodilköpfigen Gottes Soknopaios einwarf, lautet: „Dem größten gewaltigen Gotte Soknopaios von Asklepiades, dem Sohne des Areios. Ist es mir gewährt, Tapetheus, die Tochter des Marres, zu heiraten, oder wird sie eines andern Frau? Zeig' es mir an und erfülle dies mein schriftliches Anliegen. Früher war Tapetheus die Frau des Horion." Wie der Gott antwortete, erfahren wir leider nicht. Zur Hochzeit lud man Freunde und Verwandte ein; die Einladungskarten, die wohl ein Bote austrug, waren kleine Papyrusblätter mit herkömmlich feststehender Fassung: „Es bittet dich Heraïs zum Essen zur Hochzeit ihrer Kinder im Hause, morgen, das ist am 5., von der neunten Stunde an." Die Zeit, 3 Uhr nachmittags, kehrt in den meisten Einladungen wieder. Man beachte, daß hier eine Geschwisterehe geschlossen wird.

Allerlei Briefe und Urkunden lassen uns Blicke ins Verhältnis der Ehegatten tun, und wie es natürlich ist, sieht man bald eine zärtliche Fürsorge, bald eine gereizte oder gar feindselige Stimmung. Von beiden Seiten werden Klagen laut; so schreibt die Frau in einer Beschwerde: „ich nahm ihn ins Haus meiner Eltern auf, ohne daß er etwas hatte, und hielt mich in allem tadellos. Sarapion aber verbrauchte die Mitgift nach seinem Belieben, mißhandelte und beschimpfte mich fortwährend, legte Hand an mich, ließ mich am Notwendigen Mangel leiden und verließ mich später mittellos." Demgegenüber ein Ehemann: „ich lebte mit Demetrûs zusammen, und ich verschaffte ihr, was sich gehört, und sogar über Vermögen. Sie aber wandte ihren Sinn vom gemeinsamen Leben ab, ging fort und nahm

unsere Habe mit." Keineswegs scheinen die Frauen mehr als sonst unter Laune oder Gewalttat der Männer gelitten zu haben, und das lange Sündenregister, das eine Christin über die Untaten ihres Mannes aufgezeichnet hat, entspricht gewiß im Inhalte ebensowenig der Regel wie im Stile. Um seiner volkstümlichen Sprache willen und als Kulturbild eigner Art mag es vollständig hier stehen: „Über alle Beleidigungen, die er gegen mich aussprach: er sperrte seine und meine Sklaven samt meinen Pflegekindern und ihren Pfleger und seinen Sohn für volle sieben Tage in seinen Keller, nachdem er seine Sklaven und meine Sklavin Zoë mißhandelt und zu Tode geprügelt hatte; er legte Feuer an meine Pflegetöchter, nachdem er sie völlich nackt ausgezogen hatte, was wider die Gesetze ist, und er sagte zu denselben Pflegekindern: ‚gebt alles her, was sie hat', und sie sagten: ‚sie hat nichts bei uns'; zu den Sklaven sagte er unter Peitschenhieben: ‚was hat sie aus meinem Hause genommen?' Unter der Folter sagten sie: ‚sie hat nichts von dem Deinen genommen, alles Deine ist wohlbehalten.' Zoïlos trat ihm entgegen, weil er seinen Pflegesohn eingesperrt hatte, und er sagte zu ihm: ‚Bist du wegen deines Pflegesohnes gekommen, oder bist du wegen so einer gekommen, um über sie zu sprechen?' Und er schwur in Gegenwart der Bischöfe und seiner Brüder: von nun an werde ich alle meine Schlüssel nicht mehr vor ihr verstecken (und er vertraute seinen Sklaven, und mir vertraute er nicht!) und werde mich zurückhalten und sie von nun an nicht mehr beleidigen.' Und es kam ein Eheschluß zustande, und nach diesen Verträgen und Eiden versteckte er wieder die Schlüssel vor mir. Und als ich am Sabbat in die Kirche ging, ließ er mir die Außentür zuschließen und sagte: ‚weshalb bist du in die Kirche gegangen?' und sagte mir viele Schimpfwörter ins Gesicht, durch die Nase. Und wegen 100 Artaben Weizen für den Staat, auf meinen Namen, gab er auch nicht eine Artabe. Er bemächtigte sich der Papiere und schloß sie ein: ‚gebt den Preis der 100 Artaben', ohne etwas gegeben zu haben, wie ich zuvor sagte. Und er sagte zu seinen Sklaven: ‚besorgt Helfer, damit sie sie einsperren.' Und sein Gehilfe Choûs wurde ins Gefängnis gesetzt, und Euthalamos leistete für ihn Bürgschaft, und sie genügte nicht. Und ich nahm etwas anderes, eine Kleinigkeit, und beschaffte es für denselben Choûs. Als ich ihm aber in Antinoupolis begegnete mit meinem Badekleide und meinen Schmucksachen, sagte er zu mir: ‚wenn du etwas bei dir hast, nehme ich es wegen der Bürgschaft, die du für meinen Gehilfen Choûs geleistet hast, wegen seiner Schulden an den Staat." Alles dies wird seine Mutter bezeugen. Und wegen seiner Sklavin Anilla fuhr er fort meine Seele zu betrüben, in Antinoupolis und hier: ‚wirf diese Sklavin hinaus, denn sie weiß, was sie besitzt'. Er wollte mich wohl hinein verwickeln und mir unter diesem Vorwande nehmen, was ich etwa habe. Und ich brachte es nicht über mich, sie hinauszuwerfen. Und er sagte immer wieder: ‚nach einem Monat nehme ich mir eine Dirne'. Das weiß Gott."

Briefe verschiedener Stimmung, von der Hand des Mannes wie der Frau, besitzen wir nicht wenig; je stilloser und volkstümlicher, desto reiner geben sie die Gesinnung ihrer Urheber wieder. „Seitdem Du von mir gingst," schreibt Serenos seiner Gattin, „trug ich Trauer bei Nacht mit Weinen, bei Tage mit Trauern. Am 12. Phaophi (Monatsname), seitdem ich mit Dir ba-

dete, hab' ich nicht gebadet und mich nicht gesalbt bis zum 12. Hathyr. Und Du hast mir Briefe geschickt, die einen Stein bewegen könnten, so haben mich Deine Worte ergriffen." Jedoch endet diese bewegliche Klage mit recht unsanften Vorwürfen. Demareus beginnt einen Brief an seine Frau Arsinoë mit der Beteuerung, daß er beim großen Sarapis eifrig für sie und seine Familie bete, zumal für ein erwartetes Kind. „Auf die Pflege und Sorge für Dich selbst sei vor allem bedacht, wie ich auch hierüber Dir oft geschrieben habe, ohne mit dem, was wir haben, zu sparen." Nachher aber bricht ein anderer Ton durch: „ich danke Euch aber sehr, daß Ihr, während ich Euch oft schrieb, überhaupt nicht geschrieben noch meiner gedacht habt", und er beklagt sich bitter, daß man keine Zeit für ihn gefunden habe. So auch die Frauenbriefe; aber über alle Unterschiede hinweg bemerkt man doch fast immer die griechische Bildung, die selbst dem Ungewandten dazu hilft, auch das Unfreundliche ohne Roheit auszudrücken; nirgends verleugnet sich die Kultur, die bei den einen freilich nur an der Oberfläche haftet, bei den andern von innen heraus frei und natürlich spricht. Obwohl Isias an ihrem Manne, der immer noch nicht heimkehren will, viel auszusetzen hat, weiß sie doch Tadel und Mahnung freundlich einzukleiden: „Isias ihrem Bruder Hephaistion Freude. Wenn Dir in Gesundheit auch sonst alles geht, wie es soll, so ist es, wie ich immer zu den Göttern bete; ich war gleichfalls gesund und das Kind und alle im Hause, die wir beständig Deiner gedenken. Als ich von Horos Deinen Brief erhielt, worin Du erzähltest, Du seiest in Haft im Sarapeum in Memphis, dankte ich sogleich den Göttern dafür, daß Du gesund bist; aber darüber, daß Du nicht kommst, während doch alle dort Festgehaltenen wieder da sind, bin ich betrübt. Denn ich habe seit so langer Zeit mich und Dein Kind hindurchgesteuert und bin aufs Äußerste gekommen wegen des Getreidepreises und habe geglaubt, jetzt wenigstens, wenn Du kämest, einmal aufatmen zu können; Du aber hast weder daran gedacht, zu kommen, noch einen Blick auf unsere Lage geworfen, wie ich, als Du noch da warst, alles entbehren mußte, und erst recht, nachdem eine solche Zeit hingegangen ist und solche Verhältnisse, und Du nichts geschickt hast. Außerdem aber, wo Horos, der den Brief überbracht hat, mitteilt, Du seiest aus der Haft entlassen, bin ich ganz und gar betrübt. Nun gar, da auch Deine Mutter leidend ist, wirst Du gut tun, um ihretwillen und um unsertwillen in die Stadt zu kommen, wenn nicht etwas noch Dringenderes Dich abzieht. Du wirst mir einen Gefallen tun, wenn Du auch für Deinen Körper und sein Wohlbefinden sorgst. Bleib gesund." Eine hochgebildete Frau lernen wir in Aline kennen, der Gattin des Strategen Apollonios; als er aufbrach, um in seinem Bezirke den großen Judenaufstand zu bekämpfen, der 118 n. Chr. die römische Herrschaft über Ägypten bedrohte, sandte sie ihm angstvolle Zeilen nach: „Aline ihrem Bruder Apollonios viel Freude. Schwer besorgt um Deinetwillen wegen der zur Zeit umlaufenden Gerüchte, und weil Du mitten aus dem Schlafe von mir fortgingst, mag ich weder an Trank noch an Speise herangehen, sondern habe in beständiger Schlaflosigkeit bei Nacht und Tage nur die eine Sorge um Dein Wohl. Nur die Sorgsamkeit meines Vaters weckt mich auf, und am ersten Tage des neuen Jahres wär' ich, bei Deinem Wohle! ohne etwas zu

kosten, schlafen gegangen, wenn nicht mein Vater hereingekommen wäre und mich gezwungen hätte. Ich bitte Dich nun, wahre Deine Sicherheit und nimm die Gefahr nicht allein ohne Bedeckung auf Dich, sondern wie der hiesige Stratege den Beamten die Last aufbürdet, so tu' auch Du dasselbe."

Sosehr auch die Eheverträge die Rechte der Frau schützen und die Sitte ihr eine geachtete Stellung als Gefährtin des Mannes einräumt, so bleibt doch der Unterschied bestehen, daß dem Manne zwar die Nebenfrau untersagt wird, aber der geschlechtliche Verkehr außer der Ehe freisteht, sofern nicht Kinder daraus hervorgehen, die den ehelichen schaden könnten; die Ehefrau dagegen soll überhaupt mit keinem andern Manne verkehren. Besaß der Hausherr Sklavinnen, so waren sie ohne weiteres zu seiner Verfügung; im übrigen bot die Hetäre aller Orten eine bequeme Gelegenheit. Zur Zeit der Ptolemäer gab der Hof das Beispiel, und damals wie später blühte das Gewerbe vornehmlich in der Weltstadt Alexandreia. Auch im hellenischen Ägypten spielte der Hurenhalter seine ebenso verächtliche wie komische Rolle, im Leben und auf der Bühne, und die arme Mutter gibt ihm ihre Tochter, um ihren Unterhalt zu gewinnen. Einige Beispiele begegnen in den griechischen Urkunden: Die Hetäre Demo, die einen Jüngling umstrickt und ausbeutet, indem sie sich von ihm ein erdichtetes Darlehn bescheinigen läßt, oder ein Brief aus christlicher Zeit, der einen Vater auf die Schande seiner Töchter hinweist, „wie sie aus dem Hause sprangen mit den Worten: Männer wollen wir!" Wie es scheint, nannte man die Dirne häufig politike, die Städtische, vielleicht weil sie meistens in Städten ihr Gewerbe trieb. Von der Küste des Roten Meeres, oder gar aus noch ferneren Ländern, wurden über Koptos käufliche Weiber nach Ägypten eingeführt. Wie auch sonst in der Alten Welt, z. B. in Rom, erhob der Staat von den Hetären eine besondere Steuer und erkannte damit ihr Gewerbe gewissermaßen an; ein paar Erlaubnisscheine für Hetären, an bestimmten Tagen ihrem Verdienste nachzugehen, sind noch im Original erhalten. Ob die ägyptischen Tempel, die sonst vielerlei Gewerbe betrieben, auch Dirnenhäuser unterhielten, ist mindestens fraglich, und von der sonst im Orient verbreiteten heiligen Prostitution liegen bisher keinerlei sichere Zeugnisse vor.

In den Briefen haben wir Äußerungen einer herzlichen Liebe zwischen Mann und Weib kennen lernen; mehr dürfen wir von ihnen und den Urkunden nicht erwarten. Liebesbriefe fehlen bis heute; hätten wir mehr aus den höheren Kreisen, so würden wir vielleicht auch ihnen begegnen. Leidenschaftliches Begehren klingt durch allen Unsinn des Liebeszaubers auf Papyrusblättern und Bleitafeln: „ich beschwöre dich, Totendämon, hilf mir bei Apollonûs, die Arsinoë gebar, und ihr Herz soll entbrennen, daß es sich wandle und zu meinem Herzen neige, daß sie mich liebe und alles erhöre, was ich von ihr bitte." Leidenschaftlicher noch ist ein Chansonettenlied: Die Liebende bei Nacht vor der verschlossenen Tür des Geliebten, ein Stück, das noch heute seiner Wirkung sicher wäre, wenn Yvette Guilbert es vortrüge. Der halbdramatische Mimus griff Gegenstände auf wie die junge Frau, die ihren Sklaven verführen will und ihn wie seine Geliebte mit dem Tode bedroht; die Komödien Menanders und seiner Nachfolger, in denen die Liebe so viel vermag, gingen über die Bühnen der Griechenstädte Ägyp-

tens und werden wenigstens der Denkweise der griechischen Kreise entsprochen haben. Auch die Mimiamben des Herondas, die wir aus einer Papyrusrolle kennen, sind nicht ägyptischen Ursprungs; aber ihre starke, bisweilen anstößige Sinnlichkeit hat den Lesern sicherlich zugesagt, zumal wenn wir an die zahlreichen Terrakottafiguren und ihre unverhüllte Lust am Unanständigen denken. Dagegen erscheint im Roman die Liebe mit süßlicher, tränenreicher Tugend aufgeputzt; auch dieser Zug hat dem Fühlen jener Zeit nicht gemangelt.

Was das Leben der Frauen am meisten ausfüllte, vermögen wir am wenigsten zu sehen; die Frau als Mutter äußert sich zwar in manchen Briefen, tritt aber sonst wenig hervor. Im volkreichen und kinderreichen Ägypten war die Mutterschaft selbstverständlich, ganz anders als im kaiserlichen Rom, wo seit Augustus alles Streben darauf zielte, die Gebärscheu der Römerinnen zu überwinden, indem man die Mutter mehrerer Kinder auch von Staats wegen im öffentlichen und im privaten Rechte bevorzugte. Spuren solcher Gedanken zeigen sich auch bei der rein griechischen Bevölkerung Ägyptens, doch galt es im allgemeinen nicht als etwas Besonderes, Mutter zu sein. Wie im Orient überhaupt nährte auch hier die Mutter das Kind lange, zwei bis drei Jahre, an der Brust; ob man eine Amme nur für die zahlreichen Findelkinder und sonst in Krankheitsfällen heranzog, können wir nicht beurteilen. Hart mag es der Mutter angekommen sein, ein Kind auszusetzen; aber die Not trieb oft dazu, und die Sitte verbot es nicht, zumal wenn es ein Mädchen war. So schreibt Hilarion an seine Frau über ein erwartetes Kind: „wenn es männlich ist, laß es, wenn es weiblich ist, setz' es aus", und unter den Findelkindern scheinen wirklich besonders viel kleine Mädchen gewesen zu sein. Kaum weniger hart war der Brauch, Kinder zur Arbeit zu verdingen, um dadurch Schulden abzutragen; gerade in diese traurigen Seiten des Lebens öffnen die Papyrusurkunden einen Blick, weil ihrer viele aus den Häusern der Geringen und Armen stammen. Auf die besitzenden und gebildeten Kreise darf man solche Züge keineswegs übertragen. Aber auch der armen Frau niederen Standes fehlte die Liebe zu ihren Kindern nicht: mit ungelenker Schrift und vielen Fehlern schreibt die Mutter an ihren Sohn Hegelochos, sie habe gehört, er leide an einem Splitter im Fuße, und sorge sich, ob er etwa ernstlich krank sei. „Vergiß es also nicht, mein Kind, schreibe mir von Deinem Befinden, denn Du kennst die Besorgnis um ein Kind." Freilich klingt die zarte Sorge der gebildeten Mutter um ihren auswärts lernenden Knaben feiner und doch nicht weniger innig: „schreib mir ohne Zaudern, wessen Du bedarfst. Sodann betrübte es mich, von der Tochter unseres Lehrers Diogenes zu erfahren, daß er hinabgesegelt sei. Denn bei ihm war ich ohne Sorge, da ich wußte, daß er nach Kräften auf Dich achten würde. Ich ließ es mir angelegen sein, an ihn zu schicken und nach Deiner Gesundheit zu fragen und zu erfahren, was Du läsest; und er sagte: Das Zeta (das 6. Buch der Ilias), und gab Deinem Pädagogen ausführlich ein gutes Zeugnis. Daher mußt Du nun, mein Kind, samt Deinem Pädagogen Dich danach umsehen, Dich einem passenden Lehrer anzuvertrauen. Es grüßen Dich vielmals Deine Schwestern, die Kinder — unberufen — der Theonis und alle die Unsrigen Name für Name. Grüße Deinen hochgeehrten Pädagogen Eros." Es wäre leicht, noch mehr Briefe oder einzelne Briefstellen ähnlichen Tones wie-

derzugeben; aber daß auch jene Mütter ihre Kinder liebten, bedarf keines Beweises, sondern nur eines Beispieles. Ebenso ungefärbt und lebensfrisch sehen die Briefe der Söhne und Töchter an Vater oder Mutter aus. Es ist wohl ein Zufall, daß die schönsten unter ihnen, wie die des Philonides und des Apion, an den Vater gerichtet sind, und ebenso zufällig ist es, daß der verwöhnte kleine Theon seinen Trotz brieflich am Vater ausläßt, nachdem er zu Hause die Mutter halb zur Verzweiflung gebracht hat. Aber auch Briefe an die Mutter offenbaren viel kindliche Dankbarkeit, echtes Reuegefühl und manchmal unmittelbar daneben die ganze anspruchsvolle Begehrlichkeit harmloser Menschen, die von der Mutter alles verlangen. Ein Soldatenbrief ist fast nichts als ein langer Bestellzettel, vermischt mit Klagen und Anklagen, in unbeholfener, fehlerhafter Sprache: „im übrigen also, Mutter, schicke mir das Monatsgeld recht bald. Das sagtest Du mir, als ich zu Dir kam: ‚Bevor Du in Deinem Lager ankommst, schicke ich einen Deiner Brüder zu Dir', und nichts hast Du mir geschickt, sondern Du ließest mir (!) so, ohne was zu haben, auch nur das Geringste. Du sagtest nicht: ‚Du weißt, daß ich nicht das geringste Geld habe', sondern Du ließest mir (!) so wie ein Hund (!)." Und in dieser Tonart geht es fort. Weit höflicher klingt des Quirinus Brief: „Quirinus seiner Mutter viele, viele Freude. Vor allem wünsche ich Dir Gesundheit und tue täglich Fürbitte für Dich bei dem Herrn Sarapis und seinen Mitgöttern, indem ich Dir Gesundheit erbitte. Erstens sollst Du wissen, daß es mich betrübt, wenn jemand kommt und mir kein Briefchen bringt. Denn läge Dir an mir, so würdest Du mir schreiben. Ich habe Dir aber auch oft wegen eines Kapuzenmantels geschrieben, und Du hast es nicht getan. Du sollst auch wissen, daß ich, heute sind's vier Jahre, keinen Umhang bekommen habe, ich brauche aber einen Umhang. Und biete alles auf, das, was zum Sarapisfeste gehört, zu bedenken und zu schicken. Hör' aber auch das, daß deine Sklaven längst in ihrer Vorratskammer 21 Krüge Öl haben, und Du hast nicht für gut gefunden, mir einen Krug zu schicken. Ich grüße meine Brüder und alle die Meinigen, Name für Name. Ich wünsche Dir Gesundheit. (Am linken Rande:) Schick' ihn mir, denn ich brauche ihn." Blickt man auf diese und andere Äußerungen, auf alles, was das Verhältnis der Mutter zu Sohn oder Tochter betrifft, so findet man viel menschlich Erfreuliches, und auch da, wo kleine Mißhelligkeiten vorliegen, fast nie etwas anderes als einen zwar unverblümten, aber doch achtungsvollen Ton. Mehr als alles andere sprechen die Briefe der Männer und der Kinder für die Stellung der Frau und die Innigkeit des Familienlebens, das des Weibes Reich war.

Die Quellen dieses Aufsatzes anzuführen, würde viel zu viel Raum beanspruchen; jedoch nenne ich sie für die vollständig übersetzten Stücke, die vielleicht ein Leser im Originaltexte nachschlagen möchte: 1. Tays an Apollonios: Wilcken, Chrestomathie der Papyruskunde 481. 2. Isis an Thermuthion, unveröffentlicht. 3. Serenilla an Sokrates: Wilcken, Chrest. 100. 4. Eirene an Taonnophris: Wilcken, Chrest. 479. 5. Beschwerde der Heraïs: Pap. Hamburg 10. 6. Ehevertrag von Elefantine: Mitteis, Chrest. 283. 7. Orakelfrage: Wilcken, Chrest. 122. 8. Einladung: Wilcken, Chrest. 484. 9. Beschwerde der Frau: Oxyrhynchus Papyri VI 903. 10. Isias an Hephaistion: Wilcken, Chrest. 97. 11. Aline an Apollonios: Pap. Gießen I 19. 12. Mutter an Sohn: Wilcken, Chrest. 138. 13. Quirinus an die Mutter: Berliner Griech. Urkunden III 845. Mehrere der Briefe finden sich deutsch übersetzt in meinem Buche: Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, Berlin 1912.

Nachrichten und Mitteilungen.

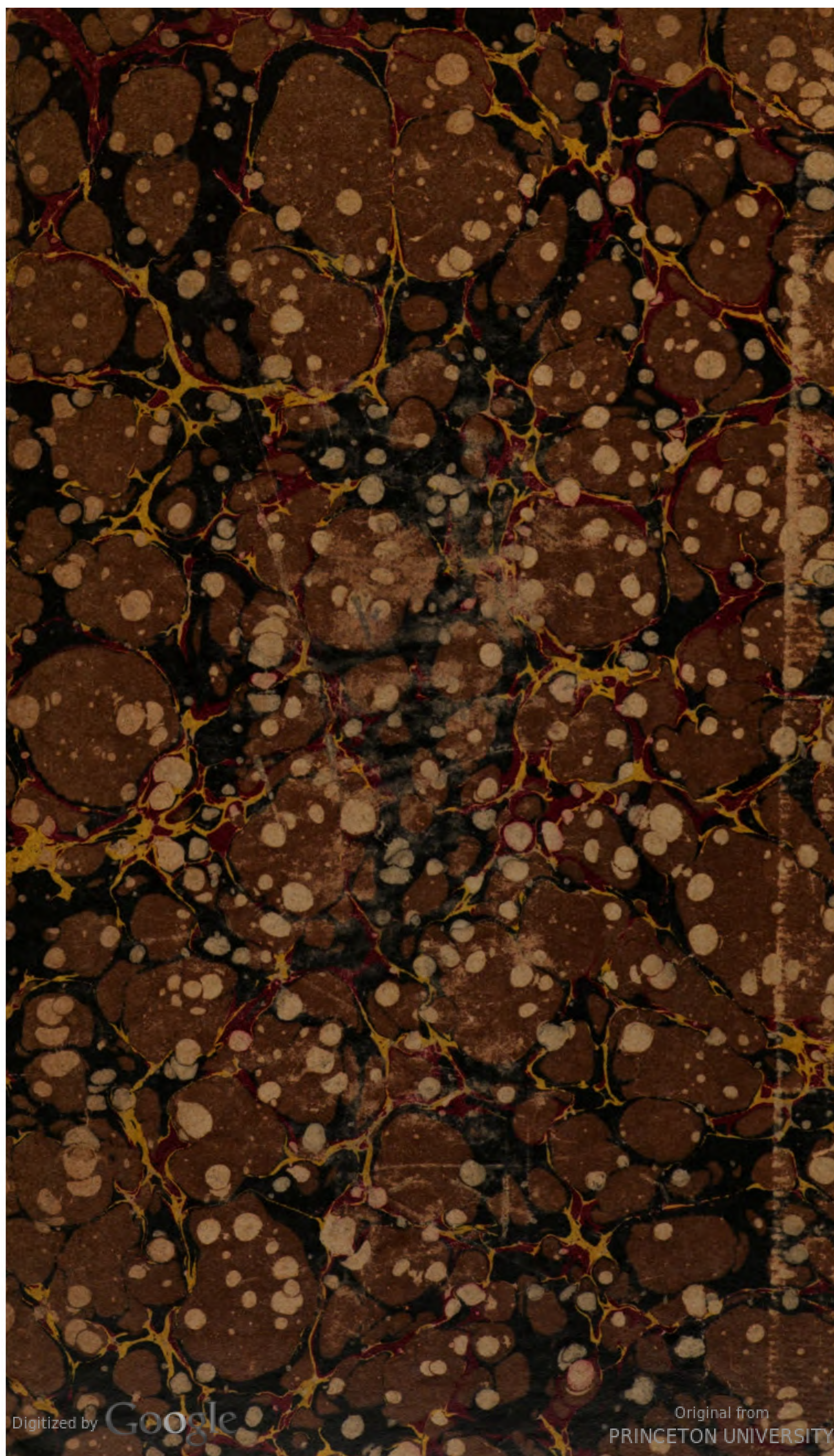
Der Rhein-Donau-Kanal und der alte Handelsweg nach Indien. (Ein verschollenes Buch.) Der Gedanke, neben der Bahnlinie Berlin-Konstantinopel eine Wasserverbindung herzustellen, durch die man aus der Nordsee zum Schwarzen Meere gelangen kann, ist bekanntlich Gegenstand eingehender Beratungen der einzelnen beteiligten Städte. Die Wichtigkeit des Hafens am Goldenen Horn war schon den alten Milesiern bekannt, als sie im 7. Jahrh. v. Chr. dort Byzanz gründeten: dort kreuzt sich die Wasserstraße, die aus dem Schwarzen Meere ins Mittelmeer führt, mit der Landstraße, auf der man von Europa nach Kleinasien und weiter nach Indien kommt. Man weiß, daß Karl der Große, der auf die Verbindung mit dem Morgenlande Wert legte, durch einen Kanal zwischen der Regnitz und der Altmühl einen Schiffahrtsweg Rhein-Donau schaffen wollte, und daß dieser Gedanke erst mehr als 1000 Jahre später durch die Erbauung des Ludwigskanals zur Ausführung gekommen ist. Das geschah 1836. Nun ist schon 1831 eine Schrift über dieses Thema in Augsburg bei Volkhart erschienen, die aber verschollen zu sein scheint und jedenfalls in der Königlichen Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden ist. Auch von ihrem Verfasser, dem Freiherrn Theodor (Maria Hubert) von Hallberg-Broich, der augenscheinlich von weiten Gesichtspunkten und politischen Erwägungen ausging, spricht man nicht mehr, während er früher wegen seiner Reisen und seiner Schriften viel genannt wurde, auch mit der besonderen Bezeichnung: der Eremit von Gauting. Er hatte ein bewegtes Leben; in den Freiheitskriegen befehligte er den bergischen Landsturm, den er am 6. Januar 1814 bei Koblenz über den Rhein führte. Er lebte in dem Dorfe Gauting in Oberbayern, wo er das Schloß und Gut Fuchsberg gekauft hatte, und starb 1862 auf dem Schlosse Hörmannsdorf bei Straubing. Eine Beschreibung seines Lebens verfaßte Gistel-Tilesius (Leben des preußischen Generals Freiherrn von Hallberg, Berlin, Thiele 1863; Leipzig, Wartig), aber auch sie ist wohl vergriffen. Vielleicht trägt diese Mitteilung dazu bei, daß ein glücklicher Besitzer der beiden Schriften sich meldet und ihre Benutzung gestattet.

Berlin-Friedenau.

Prof. Dr. H. Draheim.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064062159


Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY